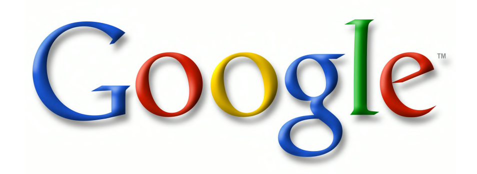
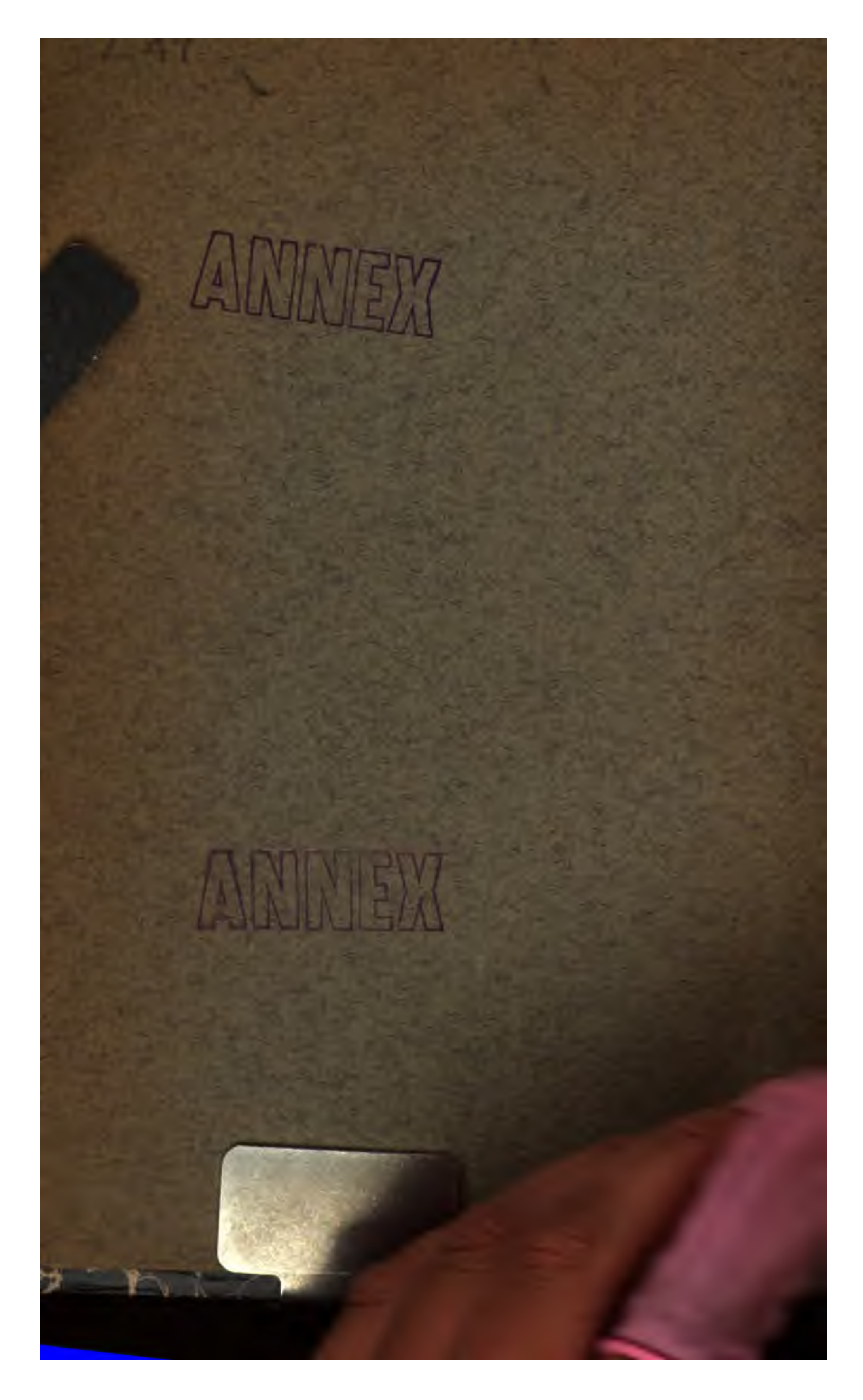
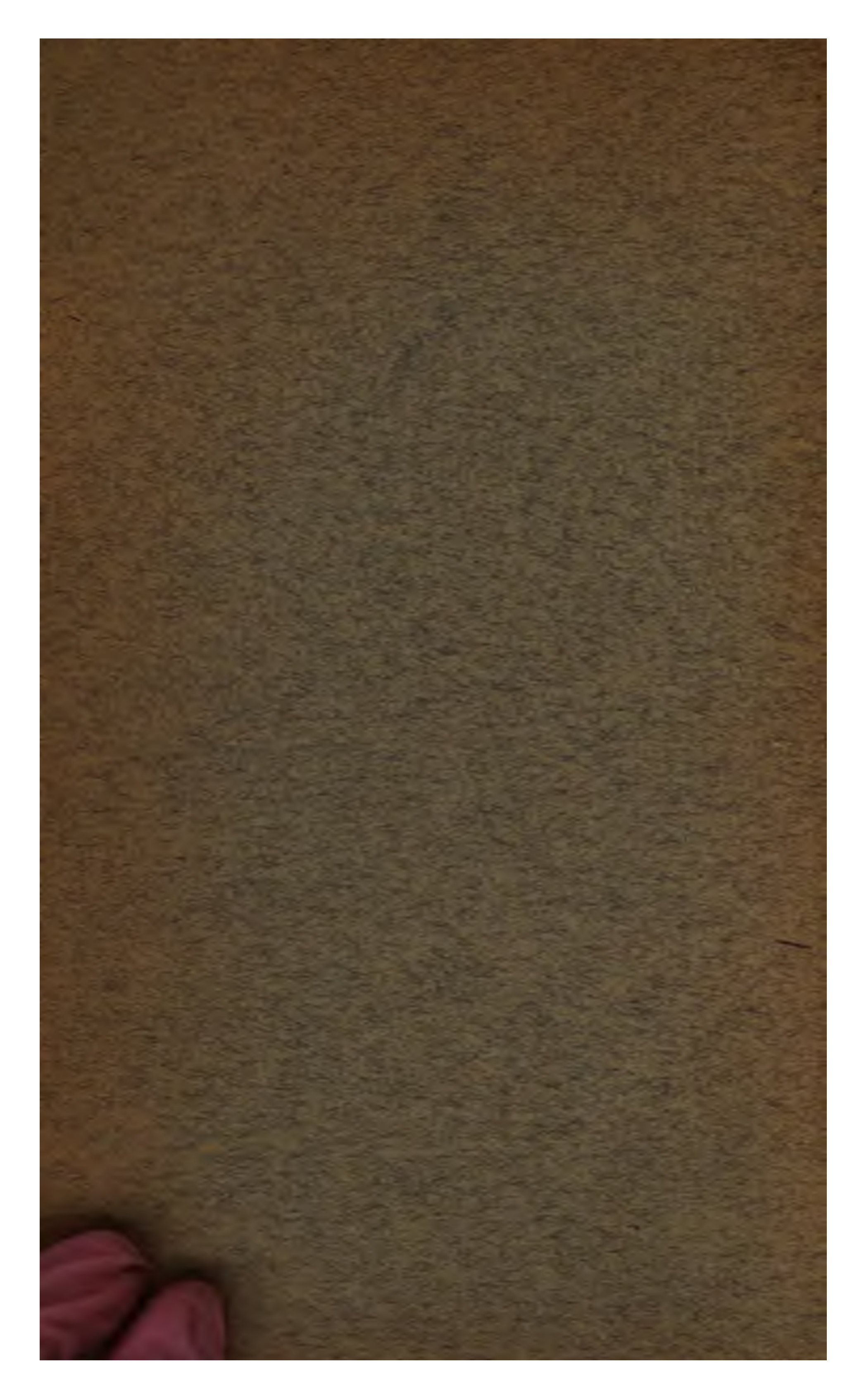



ANNEX
ANNEX


INSURANCE



ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDACTEURE

K. SCHENKL, J. HUEMER, F. MARX.

NEUNUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

1898.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

Inhalt des neunundvierzigsten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

(1898.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Seite

Inhalt des neunundvierzigsten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

(1898.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Seite

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Seite

Seite

Seite

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.



Programmenschau.



Seite

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Personal- und Schulnotizen.



Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Psychologie des Sprachlebens.

Mit einigen Anwendungen auf die Unterrichtspraxis.

Die psychologische Wissenschaft im Sinne einer exacten Forschung nach den Thatsachen und Gesetzmäßigkeiten des psychischen Geschehens hat sich überraschend schnell in wenigen Jahrzehnten eine ehrenvolle und weiteste Beachtung verdienende Stellung errungen. Ein Blick z. B. auf das umfassende Arbeitsmaterial des III. internationalen Psychologencongresses in München im Jahre 1896 bestätigt dies vollauf. Da nun das Arbeitsgebiet ein so außerordentlich großes ist, musste natürlich auch eine ziemlich weitgehende Arbeitstheilung platzgreifen. Und so hat man sich gewöhnt, von Sinnespsychologie, Tonpsychologie, Gefühlspsychologie, Criminalpsychologie, Urtheilspsychologie usw. zu sprechen und sie als wertvolle Unterdisciplinen der Psychologie anzuerkennen. Einen sehr wichtigen solchen Theil nun bildet auch die Sprachpsychologie.

Dass gerade die Sprache ganz besonders eng mit psychischen Thatsachen verknüpft ist, liegt auch dem außerwissenschaftlichen Denken durchaus sehr nahe. Die Sprache dient eben dem „Gedankenaustausch", sie ermöglicht es dem Menschen, was er denkt oder fühlt — also Psychisches —, auch auszudrücken. Ja selbst wenn die Sprache nach dem bekannten Witzworte bestimmt wäre, die Gedanken zu verbergen, hätte sie es doch eben wieder mit Gedanken zu thun.

Die Sprachpsychologie würde indes geradezu unendlich weit übers Ziel schießen, wollte sie all das in Betracht ziehen, was man denkt oder bespricht, also die Gegenstände, Objecte unseres Denkens und Sprechens, sie beschränkt sich vielmehr naturgemäß nur auf jene psychischen Thatsachen, Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten, welche als solche durch die Sprache bedingt sind oder mit ihr sonst in irgend wesentlichem Zusammenhange stehen; sie muss aber auch die Frage erheben,

ob und inwieweit die Sprache selbst in das Gebiet psychischer Thatsachen einzureihen sei.

Sondern wir nun an der Sprache vorerst das Äußerliche, die Wörter und Wortverbindungen als solche, von ihrer Bedeutung, also ihrem psychischen Gehalte, und erwägen wir, dass die beiden in ganz grundwesentlichem Zusammenhange stehen und erst zusammen das volle Leben der Sprache ausmachen, so wird es uns klar, dass die Sprache ihrer geistigen, ihrer Bedeutungsseite nach, vollständig in das Feld psychologischer Betrachtung einschlägt; fassen wir aber andererseits den Sprachkörper ins Auge, die Worte als solche, dann müssen wir allerdings, bevor wir die Frage, ob physisch oder psychisch, entscheiden können, uns über die verschiedenen Existenzformen der Wörter Klarheit verschaffen. Ein Wort „existiert" nun bekanntlich nicht bloß, wenn es gesprochen, sondern ebenso auch, indem es geschrieben oder auch bloß gedacht, vorgestellt wird. Gehört der letztgenannte Fall, die bloß vorgestellten Worte, das „innere Sprechen", zweifellos vor das Forum der Sprachpsychologie, so wird es sich zeigen, dass auch an die Vorgänge des Sprechens und Schreibens eine Fülle von psychischen Erscheinungen, bezw. psychologischen Problemen sich anknüpft.

Die Sprachwissenschaft ist — merkwürdiger- oder begreiflicherweise — meist von der geschriebenen, in Literaturdenkmälern niedergelegten Sprache ausgegangen; erst unser Jahrhundert brachte nach und nach als bewusste Reaction dagegen die volle Berücksichtigung der „lebendigen" gesprochenen Sprache (Phonetik, Lautphysiologie ...). Und erst nach und nach hat die Sprachwissenschaft auch die psychische Seite des Sprachlebens in ihrer entscheidenden Wichtigkeit für die Entwicklung der Sprache erkannt. Wilhelm von Humboldt gieng hierin voran; dann seien nur genannt Steinthal, Max Müller, Marty, Schuchardt, Wegener, Paul, Rudolf Hildebrand; die Franzosen Darmesteter, Egger, Henry.

Hat sich so die Sprachwissenschaft immer mehr genöthigt gesehen, psychischen Gesetzmäßigkeiten ihr Augenmerk zuzuwenden, so ist andererseits, wie es bei derartigen Grenzgebieten erklärlich ist, auch von Seite der wissenschaftlichen Psychologie das Leben und die Entwicklung der Sprache vielfach in den Kreis der Untersuchungen einbezogen worden. Aus jüngster Zeit sei hier ganz besonders genannt Benno Erdmanns sorgfältige Arbeit über die Beziehungen zwischen Sprechen und Denken.[1])

Und schließlich hat die Physiologie und Pathologie der Sprache und ihrer Störungen reichliche Aufschlüsse auch über die psychische Seite des Sprach-Organismus gebracht.

Um nun, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, über die ganze Fülle von Aufgaben der Sprachpsychologie einen Überblick

[1]) Archiv f. system. Philosophie, II. u. III. Bd. (1896 u. 1897).

zu gewinnen, wollen wir den Stoff auf Grund der früher erwähnten drei Existenzformen der Sprache, Sprechen, Schreiben, stilles Denken, rasch überschauen. Hiebei sei an die activen Vorgänge des Sprechens und Schreibens immer gleich auch deren allerdings nur vergleichsweise passives Correlat, also das Hören, bezw. Lesen angeschlossen.

Betrachten wir I. das Sprechen und dessen Gegenstück, das Hören und Verstehen des Gesprochenen. An sich ist das Sprechen ein physiologischer Vorgang in den Sprachorganen; die Psychologie forscht nach den begleitenden psychischen Vorgängen, und zwar muss hier gefragt werden: was vollzieht sich an psychischem Geschehen 1. vor dem Sprechen, 2. während des Sprechens, 3. nach dem Sprechen?

An P. 1 knüpft sich *a*) das tiefgreifende Problem, ob der Gedanke schon vor dem sprachlichen Formulieren fertig concipiert sein müsse, bezw. könne oder ob sich das Denken erst in und mit dem Sprechen vollziehe. Ersteres möchte selbstverständlich scheinen, wenn man etwa das in der Schule so häufige: „Denken Sie früher, bevor Sie sprechen!“ u. ä. erwägt, oder den nicht seltenen Fall, dass jemand sagt, er wisse etwas ganz genau, könne es aber nicht sagen, könne nicht die Worte finden u. dgl. Andererseits jedoch zeigt jeder Versuch der Selbstbeobachtung, wie schwierig die Frage gestellt ist; wir ertappen uns sofort bei Worten (meist „gedachten“ Worten) und sind dann außerstande, das so in Worten Formulierte gleichsam auf das vorausliegende Stadium der Wortlosigkeit zurückzuschieben, den formulierten Gedanken der Worte zu entkleiden. Und in dieser Schwierigkeit liegt wohl die Hauptkraft der sonst vielfach recht angreifbaren Identitätshypothese von Sprechen und Denken, die in Max Müller ihren bekanntesten Vertreter hat.

Eine zweite Frage *b*) geht dahin, ob man vor dem thatsächlichen Aussprechen der Worte sich diese Worte in der Phantasie vorstelle oder nicht, bezw. unter welchen Bedingungen die Wortvorstellung dem Sprechen vorhergehe. Und hieran schließt sich natürlich sofort die weitere Frage *c*), was man denn vorstelle, wenn man sich ein „Wort“ vorstellt: dessen Klang, dessen optisches Bild (in Druck oder Schrift), oder die Muskelempfindung. Näheres hierüber muss später bei Besprechung der psychischen Vorgänge des Lesens gesagt werden.

Besonders wichtig werden die unter *b*) und *c*) erwähnten Punkte, wenn man schließlich die praktisch oft recht bedeutsame Frage *d*) erhebt, inwieweit dem Sprechen ein darauf abzielender Willensact vorhergehe. Muss wirklich bei willkürlichem Sprechen der Wortlaut vorher vorgestellt werden, zumal wenn ja doch nicht das Sprechen als solches, sondern irgendeine Beeinflussung des Hörenden der eigentliche Zweck des Sprechens ist? [1])

---

[1]) Vgl. die trefflichen Darlegungen Th. Wegeners, Grundfragen des Sprachlebens, S. 64 ff.

Welche psychischen Thatsachen vollziehen sich nun zweitens während des Sprechens? Hier dürfte es sich einmal darum handeln, *a*) ob man während des Sprechens „bei der Sache ist", das mitdenkt, wovon man spricht. Gegen die scheinbar selbstverständliche Bejahung sei hingewiesen auf „gedankenloses" Sprechen, Schwätzen, „Hersagen" von auswendig Gelerntem; das Sprechen des Redners, der in Gedanken vorauseilt und das Nächstfolgende sich zurechtlegt, während er noch vom Früheren spricht; andererseits die Lüge.

b) Hört man während des Sprechens seine eigenen Worte? Spürt man sie in der Kehle?

c) Ist man während des Sprechens imstande, äußeren Eindrücken seine Aufmerksamkeit zuzuwenden? Kann der Vortragende, der Lehrer, der Schauspieler, der prüfende Menschenkenner, während er spricht, die Mienen der Zuhörenden beobachten, ohne sich selbst empfindlich zu stören?

Die dritte Frage, was sich nach dem Sprechen vollzieht, ist weniger bedeutungsvoll. Als psychologisch interessant wäre nur die Thatsache zu erwähnen, dass man oft erst hinterher durch den Klang der eigenen Worte darüber belehrt wird, was man eigentlich gesagt, und daraus, nicht selten mit lebhaftem Schrecken, ersieht, wie mechanisch man gesprochen. („Die Kraniche des Ibykus!")[1])

Der Vorgang des Sprechens findet erst seine nothwendige Ergänzung in dem des Hörens, bezw. Verstehens. Hier müssen wir sofort wesentlich auseinanderhalten 1. die akustische Sinneswahrnehmung und 2. die sich daran knüpfenden Phantasievorstellungen, die das Verstehen der Wort- und Satzbedeutung ausmachen.

Was nun 1. das Hören als solches anlangt, so fällt dies der Hauptsache nach unter die Psychologie der Sinnesempfindungen. Für den Pädagogen und den Lehrer ist es hiebei wichtig, sich alle Bedingungen für das Zustandekommen, bezw. Ausbleiben der bloßen Gehörsempfindung recht sehr gegenwärtig zu halten, bevor er die Ursachen des Nicht-Verstehens von Seite des Schülers in einem intellectuellen oder emotional-ethischen Fehler sucht. Andererseits muss die Frage erhoben werden, ob das Hören durch gleichzeitige Wahrnehmungen anderer Sinne unterstützt oder gestört wird. Dass letzteres vielfach geschieht, ist bekannt, aber andererseits hilft das Hinblicken auf den Sprechenden gar sehr mit zum Verstehen des Gehörten (der Schüler soll den Lehrer ansehen; wer im Theater nicht sieht, versteht das Gehörte schlechter). Ferner scheint das Verstehen von Vorgelesenem durch stilles Mitlesen in der Regel erleichtert zu werden. (Die Schüler blicken,

---

[1]) Vgl. die schematische Darstellung bei R. Dodge, Die motorischen Wortvorstellungen, S. 50.

wenn ein Lesestück vorgelesen wird, immer wieder gern ins Buch. — Steht es analog mit der Behauptung manches Musikliebhabers, erst wenn er die Noten mitlese, könne er das Gehörte wahrhaft erfassen und genießen?)

2. Das Verstehen des Gehörten ist jedenfalls ein secundärer Vorgang. An die Wahrnehmungsvorstellungen des Gehörsinnes muss sich etwas anschließen und zwar Phantasievorstellungen von dem, was die Worte eben bedeuten. Hören wir eine uns völlig fremde Sprache sprechen, so ist die Gehörswahrnehmung zwar da, aber das zweite nothwendige Glied fehlt: an den Laut ist keine Bedeutungsvorstellung associiert. Nebst dieser allbekannten und selbstverständlichen Thatsache sei nun aber auf den vielleicht weniger oft berücksichtigten Fall hingewiesen, dass auch innerhalb der Muttersprache, ja genauer gesagt, innerhalb des von dem einzelnen beherrschten Gebietes derselben, das Verstehen doch ausbleiben kann. Dies wird verursacht durch Ablenkung der Aufmerksamkeit, durch Störungen im Gemüthszustande des Hörenden; dann aber auch oft durch geringfügige Änderungen im Tonfalle, im Dialecte, im individuellen „Organ" des Sprechenden. (Lehrerwechsel in der Schule!)

Was unter „theilweise verstehen" gemeint ist, sind zweierlei recht verschiedene Thatsachen: entweder es wird ganz äußerlich aus dem zeitlichen Verlaufe der Rede ein Theil derselben nicht verstanden; oder aber es handelt sich hier um einen „Theil" der gleichzeitig nothwendigen Componenten des vollen Verständnisses: der Sinn der einzelnen Wörter wird z. B. erfasst, aber der größere Gedankenzusammenhang nicht; oder es wird der Wortsinn verstanden, nicht aber dessen etwa ganz wesentliche allegorische Bedeutung oder feinere, dahinter verborgene Anspielungen. Eine andere Mangelhaftigkeit des Verständnisses liegt vor, wenn wir die durch die Worte verlangten anschaulichen Vorstellungen nicht vollziehen, sondern uns mit abstracten oder indirecten unanschaulichen Vorstellungen begnügen. Endlich kann das Verstehen noch dadurch mangelhaft sein, dass der Hörende zwar an denselben Gegenstand denkt, wie der Sprechende, aber einen anderen anschaulichen Inhalt vorstellt, was auch wieder im Unterricht dort sehr Beachtung verdient, wo es sich, wie bei der Lectüre poetischer Werke, geradezu um anschauliche Vorstellungen handelt.

Wir wenden uns nun der II. Form, in der die Sprache sich verwirklicht, dem Schreiben und wieder analog wie früher dessen Correlate, dem Lesen, zu. Verglichen mit Sprechen und Hören zeigt sich sofort, dass Schreiben und Lesen abgeleitete, secundäre Thatsachen sind. Auch ist deren psychischer Bestand complicierter. Hatten wir beim Sprechen mindestens drei Elemente: Denken an die Sache, Denken an das Wort, actuelles Sprechen zu sondern, liegen beim Schreiben deren mindestens vier vor: Denken an die

oder optischen Bildern bestehe, ist hier ebenso schwierig zu entscheiden, wie früher beim stillen Lesen. Aber hier schließt sich noch das weitere, vielumstrittene Problem an, ob es ein Denken ganz ohne innerliche Sprache gebe oder nicht. Beides wird auf das entschiedenste behauptet. Auf diese nicht nur für die Psychologie der Sprache, sondern auch für Logik und Erkenntnistheorie außerordentlich wichtige Frage kann natürlich hier nicht weiter eingegangen werden; es muss genügen, hier darauf hingewiesen zu haben. — Das Beste und Reichhaltigste über das innerliche Sprechen ist, soweit ich urtheilen kann, bisher von V. Egger (a. a. O.) gebracht.

Wir haben im Vorstehenden von allen denkbaren psychischen Begleiterscheinungen der Sprache immer nur Vorstellungen ins Auge gefasst: doch sind auch Urtheile, Gefühle und Begehrungen mit den Sprachvorgängen in der mannigfachsten Weise verknüpft. Einige der hiebei in Betracht kommenden Probleme seien nur flüchtig erwähnt. Vorerst die Frage, ob und inwieweit das Sprechen (bezw. Schreiben, Hören, Lesen ...) Urtheile voraussetzt oder zur Folge hat. Muss z. B. der Lesende immer auch Urtheile fällen? Oder kann er in der bloßen Vorstellungssphäre bleiben? Kann andererseits ein Urtheil sich auch außersprachlich vollziehen? — Ferner: welche Beziehungen bestehen zwischen Sprache und Gefühlen? Gefühlswert der Worte[1]; Sprach- und Stilgefühl; inwieweit und durch welche Mittel wird die Sprache überhaupt fähig, Gefühle auszudrücken? Ästhetische Wirkung der Sprache; associative Gefühlswirkungen der Sprache (die Laute der Muttersprache in der Fremde); dann der Einfluss von Gefühlen, insbesondere Affecten auf unsere Sprechfähigkeit; u. dgl. — Endlich: inwieweit wird willkürlich gesprochen und inwieweit vollziehen sich die sprachlichen Vorgänge mechanisiert, instinctiv oder etwa reflectorisch?

Aus all dieser Fülle von Aufgaben und Fragen der Sprachpsychologie seien nun zwei einzelne Punkte herausgegriffen und einer näheren Betrachtung unterzogen, die mir insbesondere auch für die Praxis des Unterrichtes von Bedeutung zu sein scheinen, und zwar 1. die nähere Beschaffenheit der sogenannten Bedeutungsvorstellungen und 2. die Thatsachen der psychischen Abschleifung oder Verdunkelung der inneren Sprachform.

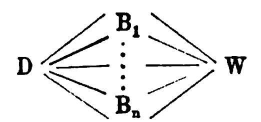
1.

In den bei Psychologen und Physiologen üblichen schematischen Darstellungen des psychischen Sprachmechanismus und der verschiedenen Leitungs- und Associationsbahnen finden wir nebst

[1] Vgl. hierüber den äußerst anregenden Aufsatz von Karl Erdmann: Vorstellungswert und Gefühlswert der Worte. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896, 25. u. 26. Sept.

optischem, akustischem, motorischem Centrum (und all den feineren Differenzierungen) in der Regel als ein nicht weiter analysiertes wichtiges Glied die *Bedeutungsvorstellungen* genannt. So würde etwa, um es ganz roh zu schematisieren, beim Lesen der optische Eindruck zum optischen Centrum (O), von dort auf Grund der Association zum akustischen Centrum (A) und von dort zum Centrum der Bedeutungsvorstellungen (B) geleitet, also $\rightarrow O \rightarrow A \rightarrow B$, d. h. in die Sprache des Alltagslebens übersetzt, das Gelesene würde *verstanden*. Wir müssen nun näher fragen, was es heißt, ein Wort, ein Satz wird „verstanden“. Wenn ich ein Wort *verstehe*, so weiß ich, was es *bedeutet*. Was bedeutet das Wort „Wasser“? Nun eben *das Wasser selbst*, das uns wohlbekannte, unentbehrliche Lebenselement. Dem naiven Denken ist es denn auch ganz geläufig, in der Wortbedeutung nichts anderes als die durch das Wort bezeichnete *Sache* zu erblicken: jedes *Ding* hat seinen *Namen* (also das coordinierte Wort) und jeder *Name* oder jedes Wort bezeichnet, „bedeutet“ ein *Ding*. [Ich beschränke mich hier absichtlich der Einfachheit wegen auf concrete körperliche Dinge.] Diese naive Gegenüberstellung von Ding und Wort ist erst bei fortschreitender Reflexion angefochten worden. *Locke* hat in seinem Essay, insbesondere im III. Buche, unermüdlich immer darauf hingewiesen, dass diese Zweitheilung mangelhaft sei, dass sich zwischen *Ding* und *Wort* jederzeit und streng nothwendig das psychische Gebilde, die *Idee* (*Vorstellung*) einschiebe. Den Dingen entsprächen Ideen, an die Ideen erst sei das Wort associiert. Und in diesem Sinne wird bis auf den heutigen Tag unter Wortbedeutung diejenige *Vorstellung* gemeint, die wir eben von dem betreffenden Dinge haben. Das ergibt dann die dreigliedrige Kette: Ding (D) — Bedeutungsvorstellung (B) — Wort (W). Im Sinne dieser Auffassung müssen wir denn z. B. auseinanderhalten: den Stephansthurm selbst, unsere Vorstellung von ihm und drittens das Wort „Stephansthurm“. Diese Associationskette functioniert in der Regel ganz anstandslos; bekannte Ausnahmen bilden die Fälle, wo wir für eine Sache mehrere Worte besitzen (Synonyma) oder wo ein Wort mehrere Dinge bezeichnet (Homonyma, Äquivocationen); ersteres im Schema etwa: $D - (B) \begin{smallmatrix} \nearrow W_1 \\ \searrow W_2 \end{smallmatrix}$, letzteres: $\begin{smallmatrix} D_1 - B_1 \searrow \\ D_2 - B_2 \nearrow \end{smallmatrix} W$. (Der Einfachheit halber ist hier vorausgesetzt, dass Ding und Bedeutungsvorstellung streng coordiniert seien.) Sehen wir aber von diesen allbekannten Ausnahmen ab und untersuchen wir ausschließlich jenen „Normalfall“ näher, wo, wie in unserem obigen Beispiele vom Stephansthurme, ganz unzweifelhaft dem *einen* Gegenstande ein ebenso unmissverständlicher *Eigenname* zugeordnet ist; und zwar fragen wir näher nach der *Natur und Beschaffenheit* des Mittelgliedes B, der *Bedeutungsvorstellung*. Haben wir, entsprechend dem *einen* Stephansthurme

und dem einen Namen für ihn ebenso auch nur eine Vorstellung von ihm? Ich meine nicht eine im Sinne der Zeitlichkeit; denn das ist ohneweiters klar, dass wir, wenn wir von einer Sache auch nur eine einzige Vorstellung hätten, diese dann doch beliebig oft wiederholen könnten. Vielmehr zielt die Frage darauf, ob es mehrere qualitativ oder intensiv verschiedene Vorstellungsinhalte gebe, die der einen Sache und dem einen Worte entsprächen. Und dies muss natürlich ohneweiters bejaht werden. Wir alle wissen vielleicht aus unserer Erfahrung, dass wir mit größter Leichtigkeit uns Vorstellungen von dem berühmten Wahrzeichen Wiens in der mannigfachsten Art vor unser geistiges Auge hinzaubern können. Bald sehe ich den Anblick vor mir, den der von Süden Kommende hat, bald wie der Thurm vom Kahlenberge aus sich ausnimmt, bald von der Rotunde aus, bald aus nächster Nähe, bald denke ich mich den Thurm besteigend; recht oft sehe ich den Thurm in Abbildung vor mir, nicht selten so, wie ihn die vielbekannte Darstellung auf Waldheims „Conducteur" zeigt, u. s. f. Genau besehen bewegt sich die Vorstellungsmöglichkeit in mehr als einer Richtung mit je unabsehbar vielen denkbaren Abstufungen! Denn erstens variiert die in der Phantasie vorgestellte Entfernung des Beschauers und mit ihr meist auch die scheinbare Größe in einem continuierlichen Übergange, also mit unbeschränkt vielen Möglichkeiten; zweitens variiert ebenso die Richtung, von der aus man den Stephansthurm sich vorstellt, nach zwei, ja gelegentlich auch drei Dimensionen; endlich gibt es noch Variationen der Beleuchtung und der Farbe. Und dies alles innerhalb des einen Gesichtssinnes und seiner räumlichen Derivate, während bei vielen „Dingen", die man sich vorstellt, ebenso Componenten des Tast-, Gehörs-, Geruchs- und Geschmackssinnes mitwirken können. Um dieser verwirrenden Mannigfaltigkeit von Vorstellungen in unserem Schema gerecht zu werden, müssen wir zwischen das eine Ding D und das eine Wort W eine unbegrenzte Anzahl von Bedeutungsvorstellungen B setzen, also:



Was hier an der Hand eines Eigennamens exemplificiert wurde, führt Ph. Wegener [1]) an einem Gattungsnamen (Löwe) aus und kommt dabei zu dem weittragenden Ergebnisse, dass man die Annahme der Einheit der Wortbedeutung überhaupt fallen lassen müsse. Dies ist die unausbleibliche Consequenz aus der Identificierung von Wortbedeutung mit dem Inhalte unserer Vorstellungen, die wir von dem betreffenden Dinge

---

[1]) Grundfragen des Sprachlebens, S. 47 ff.

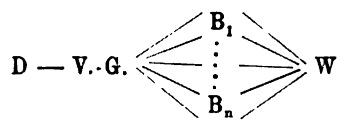
haben. Trotzdem wird man sich nicht leicht dazu entschließen, dem Worte „Stephansthurm“ etwa (als Bezeichnung nur des bekannten Wiener Thurmes) eine Mehrheit von Bedeutungen zuzusprechen, weil es so mannigfache Vorstellungen erregt, oder dem Appellativum „Löwe“ (abgesehen von metaphorischer Anwendung, „Löwe des Tages“ u. ä.), insoferne es einmal der Schulknabe, einmal der Zoologe, einmal der Afrikareisende u. s. f. gebraucht und dementsprechend verschiedene Vorstellungen vollzieht. Was ist nun, müssen wir fragen, das einigende Band, das trotz der so mannigfachen Vorstellungsinhalte, die wir anlässlich des Wortes realisieren können, jene Einheitlichkeit der Bedeutung gewährleistet, die wir nun einmal in den beiden eben erwähnten Fällen nicht missen wollen, jene Einheitlichkeit, die, um nur ein Beispiel anzuführen, dem Lexikographen überhaupt erst die Möglichkeit schafft, irgendwelche Wortbedeutungen anzugeben, die das Übersetzen in eine fremde Sprache erst möglich macht, und die endlich denn doch so stark sein muss, dass das einheitliche Wort durchaus nicht als eine Incongruenz gegenüber der Mannigfaltigkeit von Vorstellungen empfunden wird? Ehe wir hierauf eine Antwort zu geben versuchen, sei noch darauf hingewiesen, dass die Vielheit von Vorstellungsinhalten, die thatsächlich vorliegt, doch merkwürdigerweise uns kaum zum Bewusstsein kommt; es bedarf erst eines ganz speciell darauf gerichteten Nachdenkens, um sich statt der durch das eine Wort nahegelegten Einheit der großen Mannigfaltigkeit von Bewusstseinsinhalten zu entsinnen.

Da nun aber weder im Vorstellungs*acte* noch im Vorstellungs*inhalte* die gesuchte Eindeutigkeit gefunden werden kann, bietet sich uns der erst in jüngster Zeit näher ins Auge gefasste Begriff des Vorstellungs*gegenstandes*[1]) als das, was die Schwierigkeit zu heben geeignet sein dürfte. Es ist damit auf die so dunkle und räthselhafte Grenze zwischen dem unabhängig vom Subjecte existierenden Dinge der Außenwelt und dem, was uns psychisch das Vorstellungsleben bietet, ein neues Licht geworfen: der „Vorstellungsgegenstand“ ist, sosehr er über das Vorstellen als solches in eine außersubjective Welt hinausweist, in die Welt der Dinge, doch immerhin noch eine Function des Vorstellens; wo nicht vorgestellt wird, wo es keine denkenden, psychisch organisierten Wesen gibt, hören nicht nur Vorstellungsacte und -Inhalte auf, sondern es verliert ebenso jeden Sinn, von den „Gegenständen des Vorstellens“ zu sprechen; die außersubjectiven Dinge selbst aber können unbeirrt weiter existieren. Andererseits kann ich einen „Gegenstand“ vorstellen, obwohl er in der wirklichen realen Außen-

---

[1]) Alles, was die Concipierung des Begriffes „Vorstellungsgegenstand“ anlangt, danke ich meinem verehrten Lehrer Prof. Dr. *Meinong* in Graz, und zwar sowohl Universitätsvorlesungen als auch privaten Besprechungen.

welt gar nicht existiert. — Haben wir hiemit den „Vorstellungsgegenstand“ gegen das außersubjectiv existierende „Ding“ abzugrenzen und so seine Zugehörigkeit zum Vorstellen zu wahren gesucht, so hebt er sich hinwiederum von Vorstellungs**act** und -**Inhalt** eben dadurch ganz wesentlich ab, dass auch trotz der größten Anzahl von Vorstellungsacten und -Inhalten oft der „Gegenstand“ des Vorstellens ein und derselbe bleiben kann, wie in unserem Beispiele vom Stephansthurm, und dass somit der „Vorstellungsgegenstand“ in unserer oben angedeuteten schematischen Darstellung entweder das Zwischenglied zwischen der **Vorstellung** und dem **Dinge** selbst abgibt oder aber die Stelle des Dinges dort vertritt, wo ein solches nicht existiert. Unser berichtigtes Schema müsste denn sein:



Die Erfahrung zeigt uns denn auch, dass das Wort mit seiner Bedeutung nicht auf die **Inhalte** unserer Vorstellungen, sondern auf deren **Gegenstand** abzielt,[1]) so dass daher die Wahrheit voraussichtlich zwischen der naiven Ansicht und der seit **Locke** geläufigen Ansicht insoferne in der Mitte liegt, als einerseits die naive Anschauung recht hat, die bei der Wortbedeutung an das psychische Gebilde der Vorstellung nicht denkt, andererseits Locke, indem er gleichwohl die Wortbedeutung nicht an das transcendente, existierende Außending geknüpft sein lässt.

Ich bin hiebei absichtlich von dem möglichst einfachen Falle des Eigennamens ausgegangen; ob und inwieweit sich dieselbe Betrachtungsweise auch auf die Gattungsnamen, bezw. -Begriffe ausdehnen lässt, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Doch mag hier soviel gesagt werden, dass die Annahme, als gehe das Wort mit seiner Bedeutung auf die Vorstellungen, bezw. deren Inhalte, in diesem Falle wegen der gesteigerten Mannigfaltigkeit der möglichen Vorstellungen noch außerordentlich unwahrscheinlicher wird.

Die Einführung des Gegenstandsbegriffes hat es uns ermöglicht, in der Associationskette von D zu W mittelst der Einschaltung des Gegenstandes (V.-G.) gewisse Schwierigkeiten zu beseitigen. Doch darf dies durchaus nicht dazu verleiten, die so unendlich mannigfach variierenden einzelnen Vorstellungsinhalte etwa zu vernachlässigen; denn gerade die sind ja dem naiven Denken, dem Kinde, das zuerst Gegebene, und darum ist es auch gerade im **Unterrichte** ganz besonders wichtig, sich das **Psychisch-Thatsächliche** immer recht klar vor Augen zu halten. Wenn der Lehrer z. B. den Namen einer Stadt ausspricht, die alle

---

[1]) Vgl. J. St. **Mill**, Logik, I. B., 2. Cap., §. 1.

Schüler kennen, so weiß er, dass er verstanden wird, und kann füglich jede weitere Bemühung für überflüssig halten. Insoferne es hiebei nur auf den Gegenstand der Vorstellung ankommt, hat er Recht; aber wie oft ist gerade der Inhalt des vom Schüler (und Lehrer) anschaulich Vorgestellten maßgebend! So wenn es sich um Auslösung ästhetischer Gefühle handelt; und sehr oft dann, wenn der weitere Gang des Unterrichtes gerade an einzelne Züge des anschaulichen Bildes anknüpft. Hier muss der Lehrende sich geradezu überzeugen, ob wohl wirklich alle Schüler das gleiche anschauliche Bild vor Augen haben, und natürlich auch davon, ob die Schüler überhaupt es nicht bei unanschaulichem, abstractem oder indirectem Vorstellen bewenden lassen. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe hebt deren Nothwendigkeit nicht auf.

Dass aber die Schüler mitunter gar nicht anschaulich vorstellen, ist eine so gewichtige und leider, insbesondere bei der Lectüre von poetischen Werken, so oft zum Nachtheile des Unterrichtes vernachlässigte Thatsache, dass es jedenfalls die Mühe lohnt, nach den Ursachen dieser Erscheinung zu fragen. Vor allem sind es oft recht äußerliche Umstände, die eine anschauliche oder die richtige anschauliche Vorstellung im Schüler, etwa beim Vorlesen eines Gedichtes, nicht aufkommen lassen, und zwar 1. zu geringe Intensität des Gehörseindruckes (der Lehrer liest zu still, der Schüler sitzt zu entfernt, der Schüler ist schwerhörig, die Stimme des Lehrers wird durch Straßen- oder Schullärm übertönt); 2. zu rasches Sprechen oder Lesen, ein Umstand, der viel sorgfältiger berücksichtigt werden muss, als es thatsächlich geschieht; 3. mangelnde Nebeneindrücke, die sonst das Hören und Auffassen unterstützen (der Schüler sieht nicht die Mienen, den Blick des Sprechenden).

Neben diesen relativ äußerlichen Gründen liegt die Ursache des Ausbleibens anschaulicher Vorstellungen tiefer, wenn 4. zu geringes Erfahrungsmaterial es dem Schüler unmöglich macht, sich z. B. einen Meeressturm, eine Volksversammlung u. dgl. anschaulich vorzustellen; 5. wenn die gesammte actuelle Beschaffenheit des Bewusstseins, wie Zerstreutheit, Aufregung, Ermüdung, Furcht u. dgl. ihn am anschaulichen Vorstellen behindert; 6. wenn mangelnde Übung im Bilden und Festhalten anschaulicher Phantasievorstellungen und 7. wenn mangelnde Begabung hiezu vorliegt.

Der Anschauungsunterricht, dessen Wert ich damit durchaus nicht herabsetzen will, ist doch nur geeignet, die unter 4. genannte Ursache des Ausbleibens anschaulicher Vorstellungen soweit als thunlich zu beheben.[1]) Die völlige Beseitigung der unter 1., 2.

---

[1]) Selbst der sonst so vortreffliche Artikel: Anschaulichkeit des Unterrichtes im Gymnasium, von Rudolf Menge in Reins Encyklopädie

und 8. erwähnten Hemmnisse kann nur einer bis ins Künstlerische gesteigerten Technik des Unterrichtens gelingen.[1]) Die Gesammtlage des Bewusstseins der Schüler (P. 5) zu berücksichtigen, ist von jeher von jedem Lehrer gefordert worden; Übung (6.) stellt sich im Laufe der Zeit wohl von selbst ein, doch muss der Lehrer hiemit zu rechnen verstehen; mangelnde Begabung (7.) zu beheben dürfte kaum je ganz gelingen, ja auch nur sie mit Sicherheit zu constatieren, ist eine oft äußerst schwierige und heikle Sache.

Man würde jedoch natürlich zu weit gehen, wollte man nicht zugeben, dass es vielfach im Unterrichte auf das Vollziehen der anschaulichen Bedeutungsvorstellung nicht ankomme; so bei rein sprachlich-grammatikalischen Übungen u. dgl. Ganz anders aber liegt der Fall, wie schon oben erwähnt, bei der poetischen Lectüre: das Schöne einer Dichtung liegt zum größten Theile in dem, was wir auf Grund der Worte mittelst unserer Phantasie vorstellen, in der Anschaulichkeit der vom Dichter uns nur indirect durch Worte gegebenen Bilder. Das Hervorrufen solcher anschaulicher Phantasievorstellungen braucht aber vor allem Zeit, weit mehr als das bloß indirecte, unanschauliche Vorstellen, oder populärer gesprochen: man kann zwar in aller Eile den Sinn des Gelesenen verstehen, aber um sich die Vorgänge auch anschaulich zu vergenwärtigen, dazu bedarf es längerer Zeit. Nun wird aber das Zeitmaß des Lesens in den Schulen so sehr oft zu rasch bemessen; daher die häufig zu beobachtende Erscheinung, dass gerade tiefer angelegte, phantasievollere Schüler dem Fortgange des Lesens, ja auch des Erzählens z. B., nicht folgen; ihre Phantasie haftet noch bei dem Ausmalen des früher Gehörten. Zumal wenn Schüler vorlesen, lesen sie meist zu schnell; es genügt dann oft, dass der Lehrer das nämliche Stück, das „die Schüler kalt gelassen", nur recht langsam und, mit Münch zu sprechen, „plastisch" liest, und nicht nur das Verständnis, sondern eben auch das ästhetische Wohlgefallen, welch letzteres ja doch die Hauptsache ist, stellt sich ein. Es würde mich hier zu weit abführen, wollte ich, was ich eben zum Schlusse behauptet, auch seiner Wichtigkeit entsprechend voll begründen, dass nämlich wirklich nicht das intellectuelle Verständnis, sondern das ästhetische Genießen bei der Lectüre von Dichterwerken der Kernpunkt ist, dem alles andere nur dienend sich unterordnen muss. Ich begnüge mich daher damit, dies hier, wenn auch kurz, so doch mit allem Nachdruck ausgesprochen zu haben.

I, S. 94 ff. legt das Schwergewicht auf Herbeischaffung von Erfahrungsmaterial. Nur Punkt *e*) seiner Darlegung berührt die Aufgabe des Lehrers, das »innere Sehen« des Schülers hervorzurufen.

[1]) Vgl. die Forderungen des fein beobachtenden und so überaus treffend und tactvoll urtheilenden Schulmannes W. Münch in seinen Neuen pädagogischen Beiträgen 1. »An der Schwelle des Lehramtes«, Berlin 1893, wo unter anderem auf die akustische Plastik der Rede, auf die Kunst des Wortes hoher Wert gelegt wird.

Rudolf Hildebrand hat in seinem herrlichen Buche vom deutschen Sprachunterricht der lebendigen Anschaulichkeit mit der ganzen Kraft seines Wissens und seiner Gemüthstiefe das Wort geredet und gewiss hiedurch segensreich gewirkt; doch ist die von ihm gemeinte Anschaulichkeit nur zum Theile jene Anschaulichkeit, von der wir eben gehandelt. Hildebrand will allerdings auch darauf hinwirken, dass die Ding- oder Bedeutungsvorstellungen in voller Anschaulichkeit vollzogen werden; aber gerade dem Sprachforscher und Lexikographen drängt sich ein Umstand in den Vordergrund des Interesses, dessen ich bisher noch gar nicht Erwähnung gethan, da es mir vor allem daran lag, nur die Hauptpunkte klar herauszuheben. Es ist dies die bekannte Thatsache, dass wir, sowie die Sprachen uns nun einmal vorliegen, außerordentlich häufig zwischen W und B (Wort und Bedeutungsvorstellung) ein recht wichtiges Zwischenglied vorfinden, die sogenannte innere Sprachform. Vergleichen wir etwa die zwei Pflanzennamen Nelke und Stiefmütterchen. Unser Schema ergibt für „Nelke“ erstens das Wort als solches, dann die Bedeutungsvorstellung von dieser Pflanze und dann etwa die Pflanze selbst, also W — B — D. Bei „Stiefmütterchen“ aber hätten wir erstens das Wort als solches, dann die recht heterogene Bedeutungsvorstellung Stiefmütterchen, dann erst die Bedeutungsvorstellung dieser Pflanze und endlich die Pflanze selbst, also W — B^1 (= i. Spr.) — B — D. Bei den Pflanzennamen Nelke, Lilie, Rose u. dgl. gibt es kein solches sich zwischen das Wort und die Bedeutungsvorstellung einschiebendes B', eine erkennbare „innere Sprachform“ liegt nicht vor; Schneeglöckchen, Himmelsschlüssel, Löwenzahn u. s. f. haben eine solche. Wenn nun die Forderung nach Anschaulichkeit des Vorstellens erhoben wird, so ist damit noch nicht gesagt, ob B oder B' anschaulich vorgestellt werden soll, welche beiden durchaus nicht nothwendig aneinander geknüpft sind. Soll ich mir also die Pflanze, welche Löwenzahn heißt, recht anschaulich vergegenwärtigen, oder auch den Zahn eines Löwen? Bei Hildebrand wird zwar auf beides Wert gelegt, aber der wesentliche Unterschied zwischen beiden Thatsachen vielfach geradezu verwischt. Und doch hat nicht beides den gleichen Wert. Während die Anschaulichkeit des B, der Bedeutungsvorstellung, das Verständnis der Sache direct fördert, ist die Anschaulichkeit von B^1, der inneren Sprachform, für das Verständnis vielfach gleichgiltig.

Mit den letzten Bemerkungen bin ich aber nun schon in das Gebiet des zweiten von mir zur Untersuchung gewählten Thatsachenkreises gelangt: zur Begründung dessen nämlich, was ich eben gegen Hildebrand gesagt, muss ich auf eine wichtige Gesetzmäßigkeit im Leben der „inneren Sprachform“ hinweisen, die ich oben (S. 8) als deren Verdunkelung oder Abschleifung bezeichnet habe.

2.

Die geschichtliche Betrachtung der Sprache und insbesondere die etymologische Forschung lehrt in immer reicherem Maße, bei scheinbar einfachen oder, wie ich lieber sagen will, amorphen Wörtern die verwischten Spuren der ehemals klaren „inneren Sprachform“ aufdecken; derlei etymologische Entdeckungen entbehren nicht eines lebhaften Reizes, den man etwa mit dem des Entzifferns einer verwitterten Inschrift oder Handschrift vergleichen mag. An der Hand der Lautgesetze ist es gelungen, das so lange ausschließlich dilettantenhaft betriebene Etymologisieren in wissenschaftliche Bahnen zu lenken. Hiebei hat man begreiflicherweise hauptsächlich den lautlichen Veränderungen des Wortkörpers nachgeforscht und kam zu dem geschichtlich überreich beglaubigten Ergebnisse, dass eine große Zahl unserer scheinbar amorphen Wörter derartige harte „Lava“ sind, um mit J. Grimm zu sprechen, d. h. dass ihre ehemals lebendige, klare „innere Form“ verwischt und verloren ist, wie etwa in unserem „echt“ das alte „ê-haft“, in „Grummet“ „grüenmât“, in „Adler“ „adelar“ u. s. f. in unerschöpflicher Fülle.

An die extremen Fälle der gänzlichen Verwischung des Etymons reihen sich in allmählichem Übergange alle jene Fälle, wo die Wortform zwar schon angegriffen, aber immerhin noch mehr oder minder erkennbar ist, wie Jungfer, Junker, Viertel, Ammann u. ä. Der hier an den Wortformen sich vollziehende Vorgang lässt sich vergleichen und ist schon oft verglichen worden mit dem durch häufigen Gebrauch eintretenden Verwischen der Inschrift auf einer Münze, das allmählich bis zu ihrer völligen Unleserlichkeit führen kann. Die etymologische Forschung leistet Ähnliches, wie etwa in diesem Falle die Numismatik und Epigraphik in Entzifferung geringfügiger Spuren ehemaliger Schriftzeichen. Hinter diesem, am Sprachkörper sich geschichtlich vollziehenden Processe birgt sich aber ein psychisches Geschehen und psychische Gesetzmäßigkeiten, aus denen heraus das Eintreten der äußerlichen Veränderungen erst erklärt werden kann. Es ist nämlich eine schon wiederholt beobachtete Thatsache, dass die innere Sprachform eines Wortes — sei es, dass wir es mit Composition, bezw. Ableitung zu thun haben, sei es mit einem Tropus — schon lange vorher abblasst, psychisch verwittert, bevor das Wort auch nur im geringsten in seinem lautlichen Bestande ergriffen ist. Hiemit möchte ich, um das früher gebrauchte Bild weiterzuführen, die Thatsache vergleichen, dass man auch auf Münzen, sowie man eben mit ihnen vertraut geworden ist, die noch so tadellos erhaltene Inschrift nach und nach nicht mehr liest. Man kennt die Münze „auf einen Blick“, man hat es nicht nöthig, sich mit dem Lesen der Schriftzüge aufzuhalten. Dieser der Sprachwissenschaft nicht mehr unbekannte

Vorgang der psychischen Verwitterung hat sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung der Sprachen an einer Menge von Wörtern vollzogen, spielt sich aber auch noch heute gleichsam vor unseren Augen immer wieder neu ab. Schwierig ist hiebei nur die sichere empirische Feststellung der Thatsachen, weil es sich eben um psychische Vorgänge handelt, die man aus dem Wortkörper als solchem durchaus nicht herauslesen kann. Es bieten sich da nur zwei Methoden, um hierüber Sicherheit zu erlangen, einerseits die directe psychische Selbstbeobachtung (mit allen ihr anhaftenden Schwierigkeiten und Fehlerquellen) und zweitens als indirectes Mittel die genaue Untersuchung aller jener Fälle, wo aus den thatsächlich im Gebrauche anstandslos vorkommenden Verbindungen, Combinationen, Compositionen und sonstigen Zusammenhängen im großen Ganzen der Rede geschlossen werden kann, dass das Bewusstsein der inneren Form schon verwischt sein muss, weil sonst die betreffende Verbindung als Widersinn oder Verstoß empfunden würde.[1]) An Worten, wie den früher genannten Blumennamen: Stiefmütterchen, Schneeglöckchen, Himmelsschlüssel u. ä. kann man den Versuch der Selbstbeobachtung vornehmen, ob man nur die Blume selbst oder auch den Sinn der Worte thatsächlich denke, wenn man die Namen gebraucht, wobei man allerdings sofort die Schwierigkeiten aller und jeder psychischen Selbstbeobachtung lebhaft an sich selbst erfahren wird. Die zweite Beobachtungsmethode lässt sich leicht an etwa folgenden, absichtlich etwas drastisch gewählten Beispielen veranschaulichen: Wenn Verbindungen vorkommen, wie Wachszündhölzchen, goldenes Hufeisen, silberne Stahlfeder, Schwerstein aus Bronze, alte Jungfer, Silbergulden, *monnaie de papier*, seidenes Kopftuch, Bleisoldaten aus Nickel, achttägige Quarantäne, fünf Stadtviertel, *être a cheval sur un âne* u. dgl., und wenn sie ohne das Gefühl des Paradoxen oder Widersprechenden gehandhabt werden, so muss geschlossen werden, dass die einzelnen Bestandtheile nicht mehr mitgedacht werden, sondern eben bereits im Bewusstsein des Sprechenden abgeblasst, verwittert, ja gänzlich verwischt sind.

Whitney[2]) sieht nun mit Recht in dieser Abblassung eine der Haupttriebkräfte jedes Sprachlebens und jeder Sprachentwicklung überhaupt. Paul[3]) gibt eine feine Analyse verschiedener Fälle von Abblassung; so bespricht er einerseits die Abblassung der Composita, die dazu führt, dass das ursprüngliche Compositum nur mehr als einheitliches Wort empfunden wird (s. insbes. S. 278 ff.), anderseits die Abblassung von Tropen,

---

[1]) Paul, Principien der Sprachgeschichte, nennt als derartige Kriterien S. 197 ff. den Constructionswechsel und S. 293 ff. die wechselnde Fähigkeit, als Muster für Analogiebildungen wirken zu können. — Vgl. auch Sitz.-Ber. d. kön. bayr. Ak. d. Wiss. phil.-hist. Cl. 1894, S. 71 ff.

[2]) Im Artikel „Philology“ der Encyclop. Britannica, insbes. S. 768 ff.

[3]) a. a. O.

Auch hier tritt Verkürzung ein und das Ergebnis ist wieder

$$W^{D'} - \frac{D}{\widehat{a\,b\,c\,d}}.$$

[„Feder“, „Hahn“, „Fuchs“, „Blatt“, ... in ihren betreffenden metaphorischen Bedeutungen.]

Haben wir es nun aber wirklich mit einer so grundlegenden und psychologisch, also naturgesetzlich, nicht normativ, begründeten Gesetzmäßigkeit des Sprachlebens zu thun, so muss es wundernehmen, dass man dieser Erscheinung fast immer tadelnde Bezeichnungen gegeben hat: „abblassen“, „verwischen“, „verwittern“, „abgreifen“, „verdunkeln“, „harte Lava“, „gedankenloses Sprechen“ u. ä.

Der Standpunkt streng wissenschaftlicher Beobachtung der Sprachthatsachen — mit solchen haben wir es doch zu thun — sollte derartigen Tadel nicht kennen, und insbesondere die historische Schule müsste hier vorangehen und diesen wie jeden anderen sprachlichen Vorgang objectiv zur Kenntnis nehmen. Aber es zeigt sich, dass gerade innerhalb der historischen Betrachtungsweise diese kühle Objectivität nicht herrscht: man legt ganz direct gerade darauf Wert, dass die verwischte, abgeblasste innere Sprachform wieder neu belebt und frisch ins Bewusstsein gerückt werden müsse. Man beklagt, wie R. Hildebrand, die allmähliche Verdunkelung dessen, was einst voll bewusst war, man sucht ihr entgegenzuarbeiten. In consequenter Durchführung des historischen Principes müsste man vielmehr diese wie jede andere Gesetzmäßigkeit als solche constatieren; man müsste sich sagen, dass die Kenntnis des verschwundenen Etymons höchstens theoretischen Wert hat, dass sie aber für die praktisch richtige Handhabung der Sprache nur mitunter von Belang, meist aber gänzlich bedeutungslos ist. [Man denke an Wörter wie: Arzt, echt, Eimer, turnen u. dgl.] Und in diesem Sinne äußert sich einer der besten Kenner historischer Sprachentwicklung, Hugo Schuchardt in seinem Buche: Slawodeutsches und Slawo-italienisches. — Alles, was sich dem Sprechenden zwischen Wort und Bedeutung einschiebt, ist eine Störung, ein überflüssiger Kraftaufwand, somit auch das Denken des Etymons.

Allerdings aber kommen wir hiemit schon auf ein Gebiet, wo die rein verstandesmäßige Erwägung durch das Gefühl einigermaßen beirrt zu werden pflegt: wer mit historischem Sinn die Welt und die Dinge zu betrachten versteht, der liebt alles Altüberkommene als solches, mag es nun in Sitte oder Bauwerken oder in sprachlichen Spuren erhalten sein; er legt Wert darauf, selbst wenn das nüchterne, direct praktische Interesse dagegen sprechen sollte. Und so will R. Hildebrands und aller mit ihm Gleichdenkenden Thätigkeit beurtheilt sein.

Dadurch ist nun freilich der oft recht greifbare Formen annehmende Widerstreit zwischen den Forderungen historischer und

denen rein moderner Schulung nicht aus dem Wege geschafft. Für die Schule, und speciell die Mittelschule, gibt es hier noch viel zu thun zur Klärung der Ansichten und mit ihnen der Mittel und Wege, sie durchzukämpfen. Man ist eben vielfach über die principiellen Grundlagen der ganzen Frage, die uns im Vorhergehenden beschäftigt haben, noch nicht zu fester Entscheidung gelangt. Daher jene nicht selten recht merkliche Unsicherheit in Fragen von praktisch wichtiger Art, auf die man klaren Bescheid erwarten möchte. Dies will ich, bevor ich schließe, kurz an zwei Fällen darthun: Franz Kerns grammatischen Neuerungen und unserer Schulorthographie.[1])

Die Bestrebungen Kerns zur Klärung und Besserung des grammatischen Unterrichtes sind, wenn man von Einzelnheiten absieht, charakterisiert durch stricte Festhaltung des Historischen, der altüberlieferten Form, mit Vernachlässigung der psychischen Veränderungen, Entwertungen und Umwertungen, die später eingetreten sind. Einige Beispiele — ich wähle sie aus seiner Schrift „Zur Methodik des deutschen Sprachunterrichtes" (Berlin 1883) — zeigen dies sofort.

Bei den Präpositionen dringt Kern überall auf deren ursprünglich locale Bedeutung und bezeichnet sie geradezu als Ortsadverbia (S. 3); der bestimmte Artikel ist ihm tonloses Demonstrativ, der unbestimmte Zahlwort (S. 4). Der Satz: „Eine alte Kirche wurde ausgebessert" wird von Kern durch folgende Fragen analysiert (S. 8): „Was wurde?" — „Eine Kirche." — „Wozu wurde sie?" — „Sie wurde ausgebessert." Und er sagt ausdrücklich, das Wort „wurde" bedeute hier gar nichts anderes als in den Sätzen: „Die Blüte wird Frucht", „Der Knabe wird fleißig" u. a. — Verbindungen wie „ankommen", „aufstehen", „abfallen" betrachtet er als Verbum + Adverbium (S. 14). — S. 22 kämpft er gegen die „sogenannte" Copula; sie sei vielmehr immer existenziales Verbum. U. s. f.

Kern ignoriert also schlankweg alle die psychischen Veränderungen, die im Laufe der Zeit an der Wortbedeutung sich vollzogen haben, ja er kämpft dagegen an: mit ebensoviel und ebensowenig Aussicht auf Erfolg, wie jedes Ankämpfen gegen natürliche Entwicklungskräfte erwarten lässt.

Wenn Kern indes doch so vielfach Zustimmung gefunden hat, darf man deshalb nicht annehmen, es sei die Gegnerschaft gegen den geschichtlichen Zug zur Verdunkelung der inneren Sprachform eine allgemein auf feste Principien und Einsichten gegründete. Denn in einem andern Falle, in der amtlichen Rechtschreibung, nimmt man, ganz im Gegensatze zu Kerns

[1]) Ich meine die für die österreichischen Schulen geltende Rechtschreibung. S. „Regeln und Wörterverzeichnis". Wien, K. k. Schulbücherverlag.

Übertreibung des historischen Princips, in derselben Frage einen ganz radical fortschrittlichen Standpunkt ein: man ignoriert — soweit die Schreibung in sich folgerichtig und consequent ist — die überlieferte innere Structur und berücksichtigt nur den durch die psychischen Wandlungen zustande gekommenen gegenwärtigen Bedeutungsgehalt.

Daher schreibt man also: abends, allabends, außeracht lassen, i nacht nehmen, acht geben, allzuviel, allzulange, im alten, beim alten.

Wäre in all diesen Fällen die Bedeutungsisolierung bereits völlig durchgeführt, so würde sich dagegen nichts einwenden lassen; der Isolierungsprocess ist aber hier erst eben im Gange, und es ist daher eine recht gewagte Sache, in dem Continuum der Entwicklung durch amtliche Schreibung gleichsam festsetzen zu wollen, dieselbe habe jenen Punkt bereits erreicht, wo man von vollzogener Isolierung sprechen könne. Wie verschieden weit ist nicht z. B. die Isolierung vorgeschritten in den drei Fällen: allenthalben, allerdings, allabends! Oder ist sie nicht vielleicht gar in „vor allem“ ebensoweit, wenn nicht weiter entwickelt als in „voralters“? Vgl. daher die Inconsequenzen wie: Frühmorgens, zu Handen, abhanden; zu Nutz und Frommen, aber: zunutzemachen; beiseite und von Seite! unrecht leiden! zunahe treten u. ä.

Das hiebei sichtlich obwaltende Streben, dem gegenwärtigen Bedeutungsgehalte durch die Schreibung gerecht zu werden, wird wegen der Incommensurabilität zwischen Zweck und Mitteln hier wohl ebensowenig je zum Ziele führen, als etwa eine wahrhaft phonetische Schreibung durchgeführt werden kann. Überdies ist ja doch die Schrift ihrer Natur nach conservativer als das flüchtige gesprochene Wort oder gar als der Gedanke, so dass die Schreibung immer um ein Stück hinter der phonetischen Sprachentwicklung und ein noch größeres Stück hinter der psychischen Bedeutungsentwicklung zurückbleiben muss, ohne dass ihr daraus ein Vorwurf gemacht werden dürfte. Hat somit unsere Rechtschreibung mit ihrer vorwärts eilenden Tendenz Unrecht, so muss andererseits dem über-conservativen Grammatiker Kern gegenüber gesagt werden, dass in der Grammatik, und zwar insoferne sie, um Ries'[1]) treffliche Theilung und Terminologie zu verwenden, Bedeutungslehre ist, eben der jetzt lebendige Sinn der Worte und Wortcomplexe, nicht aber deren psychisch erstarrte „innere Sprachform“ maßgebend sein darf.

Nur Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Bedeutungsabschleifung, also einen psychischen Factor des Sprachlebens, kann diese eminent praktischen Fragen entscheiden helfen.

Graz. Dr. Ed. Martinak.

---

[1]) John Ries, Was ist Syntax?

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Hesiodos. Ins Deutsche übertragen und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Rudolf Peppmüller Mit zwei Tafeln. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1896. 8°, IX u. 296 SS.

Vor mehr als anderthalb Jahrzehnten, im Jahre 1881, hat der Herausgeber des vorliegenden Buches eine Übersetzung der Erga des Hesiod als Festschrift zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum F. A. Ecksteins erscheinen lassen, welche sich ebenso durch getreue Wiedergabe des Originals wie durch würdigen deutschen Ausdruck und wohlklingenden Rhythmus auszeichnete. Ein von dem Ref. dazumal in Bursians Jahresberichten ausgesprochener Wunsch, es möge der Verf. sich der Aufgabe unterziehen, auch die anderen Gedichte des hesiodischen Kreises in deutsches Gewand zu kleiden, erscheint nunmehr erfüllt. Aber sein Buch erhebt sich weit über die Art einer gewöhnlichen Übersetzung; es ist die Frucht langjähriger erfolgreicher und liebevoller Beschäftigung mit den ehrwürdigen Überresten uralter hellenischer Dichtung, die Arbeit eines Forschers, der selbst unermüdlich und unverdrossen seine Kraft der Förderung hesiodischer Studien weiht. Der Herausgeber hat der vornehmen Übertragung jedes der drei Gedichte ausführliche Prolegomena vorausgeschickt, in welchen er in wohlgerundetem Bilde alle für das volle Verständnis derselben in Betracht kommenden Fragen einer eingehenden Erörterung unterzieht, und zwar so, dass sich auch Fernerstehende über den heutigen Stand der philologischen Kritik dieser Gedichte hieraus vollkommen zu orientieren vermögen. Desgleichen erfahren alle wichtigeren Punkte von literarhistorischem, mythologischem und archäologischem Interesse eine eingehende Behandlung. Wenn Ref. in den folgenden Bemerkungen die Übersetzung in Verbindung mit den in den Einleitungen niedergelegten Observationen etwas ausführlicher bespricht, so mag dies als ein Beweis des Interesses gelten, welches er dem schönen Buche entgegenbringt.

Die Übertragung der Theogonie ist zweifellos der schwierigste Theil der Arbeit gewesen, zumal die alterthümliche Ausdrucksweise des Originals eine angemessene bündige Wiedergabe mit Vermeidung jeglicher Zuthat erheischte, ohne dass doch der Sinn beeinträchtigt werden durfte: dazu verursacht die Unterbringung der vielen Namen im deutschen Hexameter in Anbetracht der gegenüber dem Griechischen veränderten Betonungsweise nicht geringe Mühe. Peppmüller hat sich mit Geschick und Gewandtheit dieser Aufgabe entledigt: der dem Gedichte eigenthümliche Ton erscheint im großen und ganzen vorzüglich festgehalten, die Wahl des Ausdruckes verräth ebenso den gewiegten Kenner des Werkes wie den geübten Übersetzer, so dass die neue Bearbeitung in mancher Hinsicht die bisherigen Versionen des Gedichtes übertrifft.

Um zum Einzelnen überzugehen, so kann die Umstellung von V. 18 und 19, welche Peppmüllers (wie Bergks) Gefallen findet (S. 13), meines Erachtens umso eher vorgenommen werden, als sie mit Ausnahme unserer besten mittelalterlichen Handschrift Laur. XXXII 16 von sämmtlichen für die Textesconstituierung in Betracht kommenden Codices thatsächlich geboten wird (nur im Cod. Laurent. Conv. soppr. 158 fehlt überhaupt V. 18). Dagegen möchte ich der Ersetzung von *Ἠῶ* durch *Θείαν* (aus V. 371), wie sie der Herausgeber wünscht, nicht das Wort reden, da dann die Beziehung zwischen V. 18 und 371 sq. (wo dieselben drei Lichtgottheiten in der Reihenfolge *Ἠέλιόν τε μέγαν λαμπράν τε Σελήνην* | *Ἠῶ θ'* erscheinen) verloren geht. Die Nennung Theias kann hier ebenso entbehrt werden, wie die anderer Titanen und Titaniden. — In V. 73 sq. 'wohl hat er es alles gleich an die Götter vertheilt' hat das Wörtchen 'es' keine Beziehung. — Wenn es in V. 80 heißt: 'denn es gesellt sich die Muse verehrungswürdigen Herrschern', so wäre, da hier Kalliope gemeint ist, dies deutlich zu machen und zwar unter Festhaltung von *ἣ γάρ* des Originals, also etwa: 'diese ist's ja, die gerne bei würdigen Herrschern verweilet'. — In V. 84 möchte ich statt des vom Herausgeber gewählten 'schmeichelnd rinnt ihm vom Munde das Wort' etwa 'entquillt seinem Munde' vorziehen, auch die 'Völker' wären durch 'Mannen' oder 'Leute' zu ersetzen. — Betreffs V. 93 wünscht P. (S. 16, Anm. 1) die 'Correctur' *τοίη Μουσάων ἱερὴ δόσις*: er konnte hinzufügen, dass dies (schon von Guyet vorgeschlagen) in unserer ältesten Textquelle, dem Achmîmpapyrus des IV.—V. Jahrhunderts, thatsächlich als offenbar einzig berechtigte antike Lesart vorliegt. — Gegen die Übersetzung des V. 123 'Chaos ist Erebos dann und das nächtliche Dunkel entsprossen' muss eingewendet werden, dass der Dativ 'Chaos' im Verseingange ohne den Artikel unzulässig ist: der Schwierigkeit kann auf verschiedene Weise abgeholfen werden. Voss und Gebhardt wählten den Ausweg, den Nominativ 'Erebos' mit Umsetzung der Namen

an die Spitze zu stellen. — Den Titanennamen Kreios stellt P. S. 21 nach Schoemanns Vorgange mit κρείων zusammen, in der Übersetzung aber wählt er bald diese Form (V. 134), bald die andere 'Krios' (V. 375); letztere auch S. 51 und 52 der Einleitung. — Vom Original wird erheblich abgewichen in V. 138 'ihn (Kronos) hasste der blühende Vater' — θαλερὸν δ' ἤχθηρε τοκῆα besagt aber das Gegentheil. — Die Wendung 'Kinder von mir und dem frevelnden Vater' in V. 164, die Voß zuließ (nur 'dem Vater, dem frevelnden'), will mir nicht gefallen; glatter ist Gebhardts Ausdruck 'Kinder mein und des Vaters, des frevelnden'. — Minder deutlich erscheint der Sinn des Originals in V. 166 wiedergegeben: 'denn zuvor hat er schreckliche Werke ersonnen': ich möchte den Schluss von 165 und die folgenden Verse etwa so gestalten: 'wenn ihr gehorchtet, rächten wir wohl an euerem Vater die schmachvolle Kränkung: war er's doch, welcher zuerst gar schmähliche Werke ersonnen'. — In V. 224 hat der Herausgeber nach der überlieferten Lesart Φιλότητα übersetzt, doch bezweifelt er in der Einleitung S. 32 wie früher (er schlug einmal Κακότητα vor) auch jetzt noch ihre Echtheit. Ich möchte sie nicht verdächtigen; scheint doch schon Cicero so gelesen zu haben. Denn nicht mit Unrecht wies Schoemann Opusc. II 461 auf de deor. nat. III 17, 44 hin, wo unter den Wesen, 'quos ... Erebo et Nocte natos ferunt' (bei Hesiod sind es Kinder der Eris V. 226 ff.) neben Amor auch Senectus und Fraus genannt werden. Auch hat die Φιλότης thatsächlich oft die Ἀπάτη zur Genossin, in deren Gesellschaft sie hier begegnet. — Die Lesart Σκειώ τε θοή V. 245, nach welcher P. übersetzt, kann, wie ich Wien. Stud. XVI (1894), S. 222 f. auseinandergesetzt habe, nicht wohl aufrecht erhalten werden: selbst auf die Gefahr hin, dass man statt 50 Nereidennamen deren 51 erhält, ist Valckenaers Θόη θ' Ἁλίη τε vorzuziehen, da uns nichts zwingt, die Ziffer πεντήκοντα für absolut genau zu halten: sind doch auch der Okeaninen, bei denen übrigens der Name Θόη in V. 354 wiederkehrt (wie Εὐδώρη 244 als Nereide und 360 als Okeanine erscheint), keine ganz runde Zahl, sondern 41. — V. 259 wäre wohl statt 'mit untadligem Aussehn' zu sagen 'untadlig von Ansehn'. — Dass der Gorgonenname Σθεινώ, der auf S. 39 und in der Übersetzung V. 276 festgehalten ist, weder sprachlich zulässig noch diplomatisch beglaubigt ist, habe ich schon früher[1]) ausführlich dargelegt. Die genannte Form stammt erst aus trüber Quelle, aus Triklinios' Recension. Das durch das Metrum verlangte Σθεννώ hat unsere beste Handschrift getreu bewahrt, während die sonstige Tradition (das an sich mögliche) Σθενώ ohne Doppelung des Nasals in der Koseform gibt. — V. 301 wird übersetzt 'und dort unten erhielt sie (Echidna) ein Loch in hohlem Gesteine' — vielleicht empfiehlt sich mehr 'und

[1]) In dieser Zeitschr. 1895, S. 740.

dort unten haust sie in Klüften gehöhleter Felsen'. — Ohne Noth ist in V. 309 das Epitheton 'riesigen' eingeschoben, das sich im Original nicht findet: es genügt wohl 'und für's erste gebar sie den Hund dem Geryones, Orthos'; im zweitnächsten V. 311 möchte ich statt 'der so voll Gier ist' lieber sagen 'der voller Gier ist'. — Betreffs des *ἡ δέ* in V. 319 vertheidigt P. (S. 42, Anm. 1) mit Recht die Auffassung, es sei hierunter Echidna zu verstehen: er konnte hiefür auch 'Apollodoros' II 3, 14 (= II 31 S. 60 Wagner) und das Scholion zu Platon Polit. IX S. 419 Bekker anführen, wo mit Bezugnahme auf Hesiod Chimaira als Typhons und der Echidna Spross bezeichnet wird. Nur möchte ich in dem genannten Verse für *πνέουσαν ἀμαιμάκετον πῦρ* nicht empfehlen 'die stürmisches Feuer hervorblies' (Voß: 'die flammende Glut mit Gewalt blies'), sondern lieber etwa parenthetisch: 'ihr Odem war flammende Lohe'. — Ebenso kann ich es nur billigen, wenn gegenüber der Ansicht v. Wilamowitz' bezüglich der Bezeichnung des Gatten der eben erwähnten Echidna, Typhon, in V. 307 die Lesart *δεινόν θ' ὑβριστήν τ' ἄνομόν θ'* als die ursprüngliche anerkannt wird (S. 42, Anm. 2): so bieten alle maßgebenden Handschriften, so las nicht nur Sophokles (Trachin. 1096 sagt er von den Kentauren *ὑβριστὴν ἄνομον ὑπέροχον βίαν*), sondern auch der Verfasser von Orac. Sibyll. II 259, wo wir den ganzen Passus wiederfinden: *δεινοί θ' ὑβρισταί τ' ἄνομοί τ' εἰδωλολάτραι τε*; mit der Gewähr von *ἄνεμον* ist es recht schwach bestellt, insofern diese Lesart nur neben *ἄνομον* in den Scholien (S. 243 Fl.) vorausgesetzt wird. — In der Übersetzung des V. 381 wäre das im Original nicht vorhandene 'uns' wegzulassen, der Rhythmus erleidet dadurch keinen Schaden. — Wohl mit Rücksicht auf Voß' Beispiel (vgl. z. B. V. 463) hat P. wiederholt den Ausdruck 'sternig' für *ἀστερόεις* zugelassen; ich kann mich damit nicht befreunden, sondern ziehe es vor, V. 414 'auch am gestirnten Himmel' zu sagen, 463 (mit Weglassung von 'denn') 'von des gestirnten Himmels', 685 'hoch zum gestirnten Himmel hinauf', während z. B. 470 'den Herrscher des Sternenhimmels' vollkommen genügt: hat doch P. z. B. Theog. 127 'den bunt gestirneten Himmel' und Erga 548 'vom gestirneten Himmel' angewendet. — Eine andere Fügung wäre für V. 443 (*ῥεῖα δ' ἀφείλετο φαινομένην ἐθέλουσά γε θυμῷ*) 'und, selbst zeigt sie sich schon, sie entreißt sie, wenn sie geneigt ist' wünschenswert; etwa: 'und kam die schon in Sicht, sie entreißt sie, wenn's so ihr Belieben'. — Der bisher fast allgemein recipierten Conjectur des Stephanus in V. 563 *μελέοισι* folgt der Herausgeber in dem Ausdrucke 'den armen'. Ich bin jetzt zu der Überzeugung gelangt, dass sie, zumal *μέλεος* bei Hesiod überhaupt nicht, bei Homer in anderer Bedeutung vorkommt, fernerhin kaum haltbar ist: die handschriftliche Überlieferung spricht eigentlich nur für *μελίῃσι* — denn wenn in der zweiten geringeren Sippe unserer

Handschriften, welche durch die Codd. Ven. IX 6 und Paris. 2708 vertreten wird, und im Paris. 2833 *μελίοισι* begegnet, so erscheint hier nur die in griechischen Codices in den Dativausgängen so häufige Verwechslung zwischen *οισι* und *ησι*: für die neueste Conjectur *μαλεροῖο* — zu *πυρός* — (von Halbertsma Advers. crit. 13) wird sich niemand erwärmen. Es muss demgemäß meines Erachtens bei der Erklärung der Stelle von *μελίῃσι* ausgegangen werden. Prometheus', des hilfreichen Feuerdiebes Namen hat Kuhn zweifelsohne richtig als 'Quirl zur Feuererzeugung' gedeutet: es erscheint führwahr nicht zu kühn, auch in *μελίῃσι* mit Bergk (nach seiner späteren Auffassung, Jahrb. f. Philol. 1878, S. 36) einen Hinweis auf die primitive Art der Feuererzeugung zu sehen. Nur hat der genannte Forscher ohne Noth *μελίηφι* geschrieben 'mit Hilfe des Bohrers von Eschenholz'; es kann *μελίῃσι* unverändert beibehalten werden im Sinne von 'mittels Stücken von Eschenholz' (d. h. sei es durch rasche Reibung derselben aneinander, sei es unter Mithilfe eines Steinbohrers oder Steinkegels, der in rascher Drehung in das Holz eindringt und dadurch Funken hervorruft.) — Im Eingang von V. 573 kann man in 'Gürtel verlieh ihr Athene' den Artikel (vor 'Gürtel') nicht entbehren, es wäre also eher 'einen Gürtel verlieh ihr Athene, strahlenden Auges' zu schreiben. — Auch die Anwendung des Ausdruckes 'Feste' für *ἤπειρος* in V. 582, worin der Herausgeber dem Vorgange von Voß sich anschließt, möchte ich vermieden wissen, zumal 'die Feste' im gewöhnlichen Sinne im Schild 105 gebraucht und andererseits in den Erga 624 ohneweiters 'Festland' gesagt wird. — Für V. 611 'und hat in der Brust unendlichen Kummer' empfiehlt sich mindestens 'hegt', wenn man es nicht vorzieht zu übersetzen 'die Brust erfüllt von unendlichem Kummer'. — Für V. 688 f. *ἐκ δέ τε πᾶσαν φαῖνε βίην* sagt P. 'und was ihm im Innern an Kraft war, zeigte er jetzt': die Kakophonie ließ sich leicht vermeiden, also vielleicht 'und völlig ward seine Stärke | nunmehr kund'. — Die Lesart *ἶσον γάρ τ' ἀπὸ γῆς* in V. 721, welche der Herausgeber S. 72, Anm. 3 erwähnt, ist, wie ich anderswo auseinandersetze, sehr schwach beglaubigt: die Überlieferung spricht weit mehr für *τόσσον* auch in diesem Verse; für den Sinn der Stelle macht das freilich nicht viel aus; desgleichen wird nach dem Stande der handschriftlichen Tradition die bislang zumeist festgehaltene Fassung in V. 725 *Τάρταρ' ἵκοιτο* dem ungleich besser bezeugten *Τάρταρον ἵκοι* endgiltig weichen müssen, so dass dann *τόν* in V. 726 sich auch unmittelbar auf *Τάρταρον* in V. 725 beziehen kann; 722—725 darf gleichwohl im Sinne P.s als Parenthese gefasst werden. In dem genannten V. 726 empfiehlt es sich übrigens statt 'eherner Zaun' zu sagen 'ehern Gehege' (*χάλκεον ἕρκος*). — Der Ausdruck würde gewinnen, wenn V. 740 an Stelle von 'auch ein gewaltiger Schlund ist dort' etwa gewählt würde 'es dräut dort ein mächtiger (oder gähnender) Schlund'. — Wenn in V. 767

θεοῦ χθονίου mit 'des irdischen Herrschers' wiedergegeben wird, so ist zu bedenken, dass der heutige Sprachgebrauch das Wort 'irdisch' im Sinne von 'unterirdisch' nicht kennt, wir werden also 'des Unterweltsherrschers' sagen müssen. — Die Stelle V. 770 f. über Kerberos übersetzt P. 'unbarmherziges Sinns und von tückischen Künsten: die kommen, denen schmeichelt er allen' usw.; ich möchte vorschlagen 'Mitleid kennt er nie: voll tückischer Arglist umschmeichelt | alle er, so sich nah'n' usw. — Die V. 824 f. *ἐκ δέ οἱ ὤμων | ἦν ἑκατὸν κεφαλαὶ ὄφιος, δεινοῖο δράκοντος, γλώσσῃσι δνοφερῇσι λελιχμότες* scheinen mir in der Übersetzung 'den Schultern entwuchsen hundert Köpfe, es leckten mit dunkelen Zungen die Drachen furchtbar umher' etwas undeutlich: meines Erachtens wäre der Genetiv *δεινοῖο δράκοντος* auch im Deutschen epexegetisch zu *ὄφιος* zu ziehen: also vielleicht 'hundert Köpfe von Schlangen, von schrecklichen Drachen: furchtbar züngelten sie ringsum und unter den Brauen ließen die riesigen Häupter den Augen Flammen entsprühen'. — Eine sehr ansprechende und ausführliche Erörterung widmet der Herausgeber der auf Chrysippos (bei Galenos de Hippocr. et Plat. dogm. III 8 p. 349 sq. Kühn) basierenden Variation der Stelle über die Vermählung des Zeus und der Metis, die auch Bergk seinerzeit[1]) eingehend behandelt hat. Der Herausgeber konnte Bergks Ausführungen einigermaßen vervollständigen. Sein Wunsch, 924 *γλαυκώπιδα Τριτογένειαν* in den Text zu setzen, wodurch die beiden einheitlich gedachten Triaden V. 924 ff. und 927 ff. mehr ins Auge fallen würden, muss nach meinen Untersuchungen der handschriftlichen Textesgrundlagen zur Thatsache werden: die Variante *γείνατ' Ἀθήνην* gibt nur eine Familie der ersten Sippe unserer maßgebenden Handschriften und die Variation bei Chrysippos, wogegen alle übrigen Codices derselben Sippe (mit dem besten, Laurent. XXXII 16) sammt der zweiten Hauptsippe (deren wichtigster Vertreter Venet. Marc. IX 6 ist) in *Τριτογένειαν* übereinstimmen. — Bezüglich der auf S. 139 unter dem Texte beigefügten Version der Chrysipposvariante möchte ich hinzufügen, dass im V. *συμμάρψας δ' ὅ γε χερσὶν ἑὴν ἐγκάτθετο νηδύν* 'denn er packte sie fest mit den Händen und steckt' in den Leib sie' wohl besser 'barg sie im Leibe' gesagt würde. In den Theogonieversen 890 und 899 ist ganz entsprechend 'versenkte hinab in den Leib sie' und 'es verschlang der Gott in den eigenen Leib sie' übersetzt. — Das vielberufene Scholion zu V. 943 (S. 288 Flach) *τὸ σημεῖον, ὅτι ἀθετοῦνται ἐφεξῆς στίχοι ἐννέα· τοὺς γὰρ ἐξ ἀμφοτέρων θεῶν γενεαλογεῖν αὐτῷ πρόκειται* erfährt eine neue Auffassung, indem P. für *ἐ[ννέα ε'* schreibend (auch Sittl änderte *ἐννέα* in *πέντε* allerdings unter Annahme anderer Beziehung) die Athetese

[1]) In der Abhandlung 'Die Geburt der Athene', Kleine philolog. Schriften II, S. 642 ff.

auf 945—949 sich erstrecken lässt (S. 90 f., Anm. 2); demgemäß würde das den Faden der Erzählung von Herakles unterbrechende Stück, worin von der Vermählung des Hephaistos mit Aglaie und des Dionysos mit Ariadne die Rede ist, als später eingesetzt aufzufassen sein. Dieser neue Versuch, die vorhandene Schwierigkeit zu beheben, verdient volle Beachtung. — Die auf S. 92, Anm. 1 erwähnte Vermuthung zu V. 954 ἐν ἀνθρώποισιν (für ἐν ἀθανάτοισιν) hat schon Paley (Ausg. S. 246) vor P. ausgesprochen, an Osanns ἐνὶ θνητοῖσιν anknüpfend. — Schließlich scheint mir V. 1007 ῥηξήνορα durch den Ausdruck 'den männerdurchbrechenden' nicht ganz zutreffend wiedergegeben: es kann nur von den 'R e i h e n' der Mannen gesagt sein. Voß übersetzte freier 'der zermalmende, löwenbeherzte', Gebhardt gar 'des löwenmuthigen Streiters'.

Von der Einleitung zu den E r g a gilt noch in höherem Grade, was bezüglich jener zur Theogonie gesagt wurde: sie bildet eine sorgfältige Studie über das interessante Gedicht von durchaus selbständigem Werte. Die Arbeiten seiner Vorgänger hat der Verf. mit sachgemäßer und wohlerwogener Kritik für seinen Zweck herangezogen. Mit sicherer Hand zergliedert er die einzelnen Theile: besonders hervorzuheben ist die Behandlung der gnomischen Partien, welche durch Parallelen aus anderen Literaturen (darunter auch aus den Büchern des alten Testamentes) zweckentsprechend illustriert werden. Die volksthümliche Ethik des alten Dichters erfährt auf diese Weise eine allseitig befriedigende Würdigung. Wenn der Herausgeber gerade in den Prolegomena zu diesem Gedichte auf die Nachrichten über des Dichters Leben eingeht, so erscheint dies mit Rücksicht auf die in den Erga begegnenden Andeutungen auf dessen persönliche Beziehungen durchaus angemessen. Hieran knüpft er seine Ansichten über das Verhältnis der Theogonie und der Erga: das erstgenannte Werk, in welchem er die Dichterweihe für ein echtes Stück ansieht, habe der Dichter in reiferen Jahren verfasst. Ebenso wird hier auch der übrigen verlorenen Werke des hesiodischen Kreises in bündiger Übersicht gedacht.

Betreffs der Übersetzung der E r g a, auf die ich schon früher näher eingegangen bin, möge constatiert werden, dass der Herausgeber sie noch weiter zu vervollkommnen bestrebt war. Einige kleine Abschnitte, auf deren Wiedergabe in der ersten Publication aus ästhetischen Rücksichten verzichtet wurde, sind jetzt wenigstens unter dem Texte in deutschem Gewande beigefügt. In V. 273 dürfte die Lesart des Paris. 2771 μητιόεντα gegen die des Laurent. XXXI 39 τερπικέραυνον vorzuziehen sein, da es hier vor allem auf die 'Einsicht' des Gottes ankommt, wenn er's verhindern soll, dass dem ungerechten Manne größeres Recht werde. Auch erscheint die Wiedergabe von τερπικέραυνος mit 'blitzesfroh' problematisch: ich ziehe die Annahme des Zusammenhanges mit St. τρεπ- (qui fulmina torquet) entschieden vor. — Für die Streichung

von V. 447, die auch Kirchhoff zuließ, möchte ich mich nicht aussprechen, da dieser Vers mit Bezugnahme auf den in V. 440 erwähnten Vorzug eines vierzigjährigen Mannes die in V. 445 vorliegende Behauptung *τοῦ δ' οὔ τι νεώτερος ἄλλος ἀμείνων κτλ.* näher begründet. — Die Spohn'sche Lesung in V. 522 *εὖ τε λοεσσαμένη* hat sich, wie ich aus Autopsie versichern kann, in zwei Handschriften der Sippe des Parisinus 2771 und wenigstens als nachträgliche Correctur in einer Handschrift, deren Text der Recension des Triklinios angehört, vorgefunden.

Den pseudohesiodeischen Schild des Herakles leitet P. gleichfalls mit einer gediegenen Skizze über das Gedicht und die daran sich knüpfenden Fragen ein. Mit Recht wird auf die Spuren des Ursprunges auf böotischem Boden hingewiesen. Der wichtigste Theil, die Schildbeschreibung selbst, hat unter sorgfältiger Benützung der einschlägigen philologischen und archäologischen Untersuchungen eine besonders eingehende Erörterung erfahren. Hiebei nimmt der Herausgeber vielfach auf seine eigene Publication 'Variationen im pseudohesiodeischen Heraklesschilde' (Stralsund 1893) Bezug. Leider konnte er von der kurz vor seinem Buche veröffentlichten [1]) interessanten Abhandlung Studniczkas 'Über den Schild des Herakles' keinen Gebrauch mehr machen, die in verschiedenen Punkten von P.s Auffassung abweicht. Beide Gelehrte haben durch Heranziehung von erhaltenen Darstellungen die Worte des Dichters zu illustrieren versucht, um ein Bild der Reconstruction des Schildes zu gewinnen.

Die Übersetzung von V. 141 'denn von Blauerz war er und glänzendem Elfenbeine' folgt einer gänzlich unberechtigten Conjectur von Deiters, der für *τιτάνῳ κυάνῳ* vermuthete. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, dass *τιτάνῳ* (vgl. das Scholion *τινὲς μὲν γύψον μετὰ λευκοῦ ᾠοῦ* und Joannes Diakonos *ἐνταῦθα δὲ τὸν γύψον λέγει, ὃν καλοῦμεν σκίρρον*) die ursprüngliche Lesart darstellt, die schon Guyet richtig erklärte 'd' émail blanc' (Notae in Hesiodum bei Graevius S. 165); Voß gab es entsprechend wieder mit 'Schmelz', und so als 'porzellanartigen Schmelz' fasst es auch Studniczka S. 52. Demgemäß lässt sich P.s Ansicht, dass V. 143 eine Parallele zu V. 141 und 142 sei, nicht aufrecht erhalten: hier erst erscheint *κύανος*, das aber wieder keineswegs 'Blaustahl' ist, wie schon Lepsius nachwies, sondern blaue Glaspaste [2]): somit stellen die *κυάνου πτύχες* Streifen von blauem (mit Kupfer gefärbten) Glasfluss (Smalt) dar, wie ihn uns der Fries in der Burg von Tiryns kennen gelehrt hat. — Den bislang noch nicht ganz aufgeklärten Ausdruck *χλούνης* in V. 168 *συῶν ... χλούνων* und 177 *χλοῦναί τε σύες* hat P. mit 'behauerte Eber' wiedergegeben; abgesehen von der nicht gerade

[1]) Serta Harteliana, Wien 1896.
[2]) Vgl. Helbig, Das hom. Epos² 101 ff.

ansprechenden Wortform 'behauert' wäre es wünschenswert gewesen, für diese Auffassung eine Begründung zu geben. Man wird den Ausdruck *χλούνης* kaum von *χλοῦνις* trennen können, somit dieselbe Wurzel anzunehmen haben, wie sie in *χλοερός* vorliegt. Vielleicht würde sich 'kraftstrotzend' oder etwas Ähnliches am ehesten empfehlen. — Sehr ansprechend hat P. in V. 175 schon in den 'Variationen' S. 6 für *ὑπὸ βλοσυροῖσι λέουσι* vermuthet *ὑπὸ βλοσυροῖο λέοντος*, wodurch sich der Gedanke ergeben würde, dass der gefallene Löwe auch seinen unmittelbaren Gegnern, den zwei Ebern, selbst den Untergang bereitete. — Die Verse 211 f. werden in der Fassung gegeben 'doch zween Delphine von Silber schnoben die Wasser empor, die stummen Fische verfolgend': die handschriftliche Überlieferung lautet *δοιοὶ δ' ἀναφυσιόωντες ἀργύρεοι δελφῖνες ἐφοίτων ἔλλοπας ἰχθῦς*; Diakonos las *ἐθοίνων* (was Triklinios in seine Recension aufnahm), aber dies würde einen ganz ungewöhnlichen Gebrauch des Verbums im Activ im Sinne von 'verspeisen' bedeuten, den wir auch dem Verf. des Heraklesschildes nicht zutrauen mögen; deshalb hat Ranke *ἐθοινῶντ'* vermuthet. Fasst man *ἀναφυσιόωντες* im Sinne Heinrichs, der S. 167 seiner Ausgabe Ovid. Met. III 686 'mare naribus efflant' vergleicht, oder in dem Studniczkas, der *ἀναφυσιόωντες* mit 'nach Luft schnappend' wiedergibt (von springenden Delphinen gesagt), so muss, da der Accusativ *ἔλλοπας ἰχθῦς* ein regierendes Verbum verlangt, *ἐφοίτων* durch einen anderen Ausdruck ersetzt werden. Dieser ist nun freilich nicht *ἐποίχοντ'*, wie Halbertsma (Advers. crit. 14) vermuthete, dagegen erscheint Herwerdens Conjectur (ebenda, Anmerkung) *ἐθήρων* beherzigenswert. P. hat mit richtiger Empfindung 'verfolgend' übersetzt. — Formell kann ich mich nicht einverstanden erklären mit der rhythmischen Betonung der Worte in V. 230 'Jéne unnáhbaren únd unságbaren Schreckensgestalten' (im Singular kann man Theog. 310 'den Kerberos auch, unnahbar, unsagbar' allenfalls hinnehmen): ich möchte eher empfehlen 'jene únnahbáren und únsagbáren Gestalten', zumal uns zur Anwendung des Ausdruckes 'Schreckensgestalten' im griechischen Texte nichts nöthigt. — Nicht ganz verständlich ist in V. 291 die Wendung 'diese umwanden's mit Stroh', da 'es' keine Beziehung hat; wir erwarten 'banden in Garben sie (die Frucht) dann'. — Minder gefällig scheint mir die Fassung von V. 314 'ringsum den Rand der Weltstrom floss, dem geschwollenen ähnlich' — eher lässt sich Vossens Übersetzung hören 'ringsher floss um den Rand der Okeanos, der, wie geschwollen, ganz den künstlichen Schild umflutete'; um aber mehr beim griechischen Texte zu bleiben, möchte ich vorschlagen 'rings um den Rand, geschwellt, wie es schien, der Okeanos strömte'. — Etwas zuviel gesagt scheint mir in der Wiedergabe des V. 373, den P. nach 371 setzt, 'von ihren Tritten, da mächtig sie stürmten, erdröhnte der Erdkreis', es genügt vielleicht 'unter dem mächtig

stürmenden Tritt weit dröhnte der Boden'. Der Herausgeber vermuthete hier *κανάχει πόσσ'* für *κανάχιζε πόσ' εὐρεῖα χθών*. — In V. 385 wird *σῆμα τιθεὶς πολέμοιο* gegeben mit 'dass .... ein Zeichen er gäbe des Krieges'. Aber mich will bedünken, dass dies *σῆμα πολέμοιο* soviel bedeute, wie ein Zeichen für den (glücklichen) Ausgang des Kampfes, also des Sieges: so verstand es auch der Scholiast, wenn er meint, dass der Verfasser des Gedichtes im Gegensatze zu Homer (vgl. *Π* 459 ff.) in eigenthümlicher Weise die Blutstropfen als ein Zeichen verwende *Ἡρακλέους νικῶντος*. — Die etwas eigenthümliche Wendung in V. 405 'mit kralligen Klauen' (*γαμψώνυχες*) empfiehlt sich wenig. — Zu umständlich scheinen mir die Worte *ἦν τ' ἐδάμασσε — ἄιδρις ἐών* in V. 408 ff. übertragen durch 'dass sie starb (die Hinde), und er selbst, da der Gegend Kunde ihm abgieng, schweifte von dannen', eher: 'dass sie fiel, indessen er selbst unkundig der Gegend' usw. — Für eine im Deutschen zu kühne Construction halte ich in V. 416 ff. 'und Amphitryons Sohn ... zwischen dem Helm und dem Schilde mit mächtiger Lanze den Hals ihm, wo er entblößt sich zeigte, da traf er ihn unter dem Kinne'; wenn statt 'den Hals ihm' gesagt wird 'am Halse', so ist die Schwierigkeit behoben. Auch wäre wohl sinngemäßer 'wo er der Deckung entbehrte'. — In *βρισάρματος* von V. 441 sehe ich ein Epitheton, das die Wucht des gewaltigen Kriegsgottes ausdrücken soll, unter dessen Last sich der Streitwagen biegt; man kann deshalb nicht wohl übersetzen 'der wagenzertrümmernde'. — In V. 464 endlich können, wie ich glaube, die griechischen Bezeichnungen 'Deimos' und 'Phobos' nicht entbehrt werden, da man bei der Übersetzung 'Furcht und Schrecken' keine deutliche Empfindung davon hat, dass es sich hier um persönlich gedachte Wesen handelt.

An kleineren Druckfehlern bemerkte ich S. 16, Z. 4 *βασιλῆος* (statt *βασιλῆες*), S. 21, Z. 8 *κοιλός* (für *κοῖλος*), S. 20, Z. 16 Phoibos (für Phoibe), S. 45, Z. 9 *B* 882 (statt 782), S. 76, Anm. 2, Z. 5 557 (statt 757), S. 111, V. 258 Poulynoe (statt Pulynoe), S. 223, Z. 3 v. u. Palay (statt Paley), S. 292, V. 408 Schluss (statt Schuss).

P.s Buch, das auf streng philologischer, gelehrter Basis fußend in trefflicher Darstellung ein zusammenfassendes Bild der bisher gewonnenen Ergebnisse über die erhaltenen Gedichte des hesiodischen Kreises bietet und eine sorgfältige Übertragung des Originals ins Deutsche liefert, verdient vollauf den Dank und die Anerkennung der Fachgenossen. An eifrigen Lesern wird es ihm, davon sind wir überzeugt, fürwahr nicht fehlen.

Prag, Februar 1897. Alois Rzach.

Xenophon-Ausgaben.

1. **Xenophons Anabasis.** Für den Schulgebrauch erklärt von Ferdinand Vollbrecht, Rector a. D., und Prof. Dr. Wilhelm Vollbrecht, Oberlehrer am Christianeum zu Altona. 1. und 2. Bändchen. 9., bez. 8. verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1896. gr. 8°. Preis geh. 2 Mk. 25 Pf., geb. 3 Mk.

   Einzeln:

   1. Bändchen: Buch I und II. Mit einem durch Holzschnitte und zwei Figurentafeln erläuterten Excurse über das Heerwesen der Söldner und mit einer Übersichtskarte. 9. verb. Aufl. IV u. 199 SS. Preis geh. 1 Mk. 35 Pf., geb. 1 Mk. 80 Pf.

   2. Bändchen: Buch III und IV. 9., bez. 8. verb. Aufl. III u. 131 SS. Preis geh. 90 Pf., geb. 1 Mk. 20 Pf.

— — Buch I—IV. Text und Commentar getrennt. Nach der Schulausgabe von Ferdinand Vollbrecht, Rector a. D. 9., bez. 8. Aufl., besorgt unter Mitwirkung von Prof. Dr. Wilhelm Vollbrecht, Oberlehrer am Christianeum in Altona. Leipzig, Teubner 1896. Text. Mit einer Übersichtskarte. gr. 8°, 130 SS. Preis geh. 90 Pf., geb. 1 Mk. 20 Pf. — Commentar. Mit einem durch Holzschnitte und zwei Figurentafeln erläuterten Excurse über das Heerwesen der Söldner. gr. 8°, 194 SS. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf., geh. 1 Mk. 35 Pf.

2. **Auswahl aus Xenophons Memorabilien.** Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Dr. Paul Klimek, Oberlehrer am St. Matthias-Gymnasium zu Breslau. Münster i. W., Aschendorff 1895. (Aus Aschendorffs Sammlung latein. und griech. Classiker.) Text. 8°, XIII u. 78 SS. Preis geb. 90 Pf. — Commentar. 8°, 32 SS. Preis geh. 40 Pf.

3. **Auswahl aus Xenophons Hellenika.** Für den Schulgebrauch bearbeitet und in geschichtlichen Zusammenhang gebracht von Dr. C. Bünger, Professor am Protestantischen Gymnasium in Straßburg i. E. 2. verb. u. verm. Aufl. Mit einer Übersichtskarte von Griechenland und der Küste von Kleinasien und 9 Einzelkarten. Leipzig, G. Freytag 1895. 8°, XVI u. 144 SS. Preis geh. 1 Mk. 20 Pf., geb. 1 Mk. 50 Pf.

4. **Xenophons Hellenika.** Ausgewählte Abschnitte. Nach der Ausgabe R. Grossers neu bearbeitet von C. Polthier. Gotha, Perthes 1896. Preis geb. 2 Mk. 80 Pf. Text: gr. 8°, VI u. 105 SS. Commentar: gr. 8°, IV u. 107 SS.

5. **Auswahl aus Xenophons Anabasis.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. C. Bünger, Professor am Protest. Gymnasium zu Straßburg i. E. Mit 1 Karte, 1 Farbendruckbild und 37 Plänen und Abbildungen. Leipzig, G. Freytag 1896. 8°, L u. 174 SS. Preis geh. 1 Mk. 50 Pf., geb. 1 Mk. 80 Pf.

1. Die Form, in der die 9., bez. 8. Auflage von Xenophons Anabasis ed. Vollbrecht erscheint, bedeutet eine Reform in der Einrichtung von 'Teubners Schulausgaben griechischer und lateinischer Classiker mit deutschen erklärenden Anmerkungen.' Zwar bleibt die Vereinigung von Text und zugehörigen Anmerkungen in einem Hefte, wie sie bisher ausschließlich üblich war, bestehen; daneben werden aber auch Text und Commentar gesondert ausgegeben: eine Neuerung, die sicherlich keinem Widerspruch be-

gegnen wird. Was nun vorliegende Hefte, enthaltend Text und Commentar von Buch I—IV, anlangt, so steht dem Ref. die 8., bez. 7. Aufl. von Vollbrechts Ausgabe behufs Vergleichung nicht zugebote, wohl aber die zahlreichen Besprechungen, welche dieselbe in pädagogischen und philologischen Zeitschriften erfahren hat. Ein Blick in dieselben und die Prüfung vorliegender Hefte ergeben, dass die Dreitheilung des Commentars in 'Excurs über das Heerwesen der Söldner bei Xenophon', 'Anmerkungen zu Xenophons Anabasis' und 'Anhang' (zunächst für den Gebrauch des Lehrers berechnet, enthält dieser eingehendere Behandlung einzelner sachlich bemerkenswerter Stellen) geblieben, dagegen im Detail verwertet ist, was die neueste philologische Literatur zur Erklärung der Anabasis gebracht hat: namentlich weist der 'Anhang' zahlreiche Ergänzungen auf, welche von der peinlichen Sorgfalt der Herausgeber zeugen. Der Text hat keine nennenswerte Änderung erfahren.

2. Klimek will 'eine Auswahl des für die Kenntnis des Sokrates Wichtigsten und von der Kritik am wenigsten Mitgenommenen aus der Schrift' bieten. Das Buch enthält folgende Partien, die in Abschnitte mit deutschen Überschriften getheilt sind: I c. 1, 1—2, 10—16; c. 2, 1—3, 8, 12—21, 23—28, 49—61, 64; c. 3, 1—3 [c. 1, 9]; c. 3, 4—7; c. 6, 1—10; II c. 1, 1—3, 7—19, 34; c. 2, 1—3, 5—14; c. 3, 1—19; c. 4, 1; c. 6, 1—18, 20—30, 32—39; c. 10, 1—6 [c. 7, 1—14]; III c. 3, 1—15; c. 5, 1—28; c. 6, 1—18; c. 7, 1—9; IV c. 1, 3—4; c. 2, 1, 8—40; c. 6, 1—4. Ref. will über die Zulässigkeit der ziemlich reichen Auswahl nicht weiter rechten: sie ist, wie die einleitenden Bemerkungen ergeben, wohl überlegt und selbst wissenschaftlich begründet. Kaum nöthig und auch von des Herausgebers eigenem Standpunkte aus kaum zulässig erscheint die Umstellung zweier Abschnitte (sie sind oben in Klammern gesetzt): sind doch dem Herausgeber sonst für seinen Vorgang philologische Gründe nicht minder wie pädagogische maßgebend, und sicherlich entfallen hier mindestens erstere. Die Vorbemerkungen über Leben und Persönlichkeit des Sokrates, über seine Lehre, über sein Ende und über Xenophons *'Απομνημονεύματα Σωκράτους* sind zweckentsprechend und geben zu keinerlei Widerspruch Anlass. Das Buch schließt mit einer Erklärung der Eigennamen. — Der Commentar gibt in knapper Fassung gerade soviel, als der präparierende Schüler bedarf. Hin und wieder wird zur richtigen Übersetzung angeleitet, selten wird diese selbst gegeben. Auch durch Fragen, von denen übrigens ein mäßiger Gebrauch gemacht ist, und durch lateinische Übersetzungen wird das sprachliche Verständnis angebahnt. Gleich bündig und präcis sind die sachlichen Bemerkungen, die durch den Anhang zum Texte ergänzt werden.

3. In dem an dritter Stelle genannten Buche haben wir es mit einer neuen Ausgabe (nicht Auflage) der oben vom Ref.

im Jahrg. 1893, S. 1038 f. angezeigten Auswahl von Bünger zu thun. Ref. hat daher nichts zu bemerken, als dass diesmal dem Büchlein ein Verzeichnis der Eigennamen, eine Reihe von Situationsplänen sowie eine Karte von Griechenland und Kleinasien beigegeben ist. Die neun Pläne, auf sechs Octavseiten zusammengedrängt, bringen zur Darstellung: 1. Schlacht und Schlachtgebiet bei den Arginusen; 2. die Küsten des Hellespont; 3. die Häfen von Athen; 4. den böotischen Kriegsschauplatz; 5. das Schlachtfeld von Leuktra; 6. den korinthisch-argivischen Kriegsschauplatz; 7. den arkadisch-lakonischen Kriegsschauplatz; 8. den Kampf in Olympia; 9. das Schlachtfeld von Mantinea. — Von sonstigen Verbesserungen ist natürlich keine Rede.

4. P.s Chrestomathie aus den Hellenika kündigt sich als eine 'Auswahl der nach ihrem historischen und literarischen Werte vorzüglichsten Abschnitte' an und trifft sonach mit Büngers Arbeit im wesentlichen zusammen, unterscheidet sich aber von letzterer dadurch, dass sie darauf verzichtet, durch irgendwelche Zugaben das Originalwerk zu ersetzen und als Ganzes zu erscheinen, weiterhin aber dadurch, dass sie den Schriftsteller in den gegebenen Abschnitten, was die Anordnung anlangt, unberührt lässt. Die 33 aufgenommenen Stücke (1. Die Schlacht bei Kyzikos 410. I 1, 11—26. — 33. Die Schlacht bei Mantineia 362. VII 5, 9—27) bilden jedes für sich ein abgerundetes Ganzes: soweit dieselben einer Vorbemerkung bedürfen, um für den Schüler nicht als Bruchstück zu erscheinen, sind sie durch die in den Commentar (nicht in den Text) jeweilig aufgenommenen voraufgehenden kurzen Notizen genügend eingeleitet. — Der Commentar ist aus Grossers Ausgabe des Gesammtwerkes (in der Bibliotheca Gothana) wiederholt, jedoch mit wesentlichen Änderungen, welche der Zweck der Chrestomathie erheischt: er ist, um kurz zu sein, dem Schulbedürfnisse angepasst. Beigaben (bildliche Darstellungen u. ä.) finden sich nicht; überhaupt bildet das Werk in seiner schlichten Einfachheit einen vortheilhaften Gegensatz zu den mit Anhängen und Anschauungsmitteln überladenen, unter großem Pomp auf den Büchermarkt gebrachten Schulausgaben, die das Interesse des Schülers für den Schriftsteller eher ablenken als fördern. Was P. auf $2^1/_2$ Seiten über Leben und Schriftstellerei Xenophons dem Texte vorausschickt, genügt dem Zwecke der Ausgabe vollständig.

5. B.s Auswahl aus der 'Anabasis' zeigt zunächst die äußere Einrichtung der Freytag-Tempsky'schen Schulausgaben: der Text ist in Abschnitte zerlegt, welche deutsche Überschriften führen, fortlaufende Randnoten skizzieren den Gang der Darstellung. Insbesondere aber erinnert das Buch an die im gleichen Verlage erschienene Ausgabe des Curtius von Reich (über welche sich Ref. im 'Gymn.' XV 300 f. ausgesprochen hat), wenn sich auch B. in den Zugaben mehr Beschränkung auferlegt als Reich und vor allem mit deutschen Texteinlagen gespart hat. Immerhin geben nach

des Ref. Ansicht die circa 30 Octavseiten der Einleitung (I. Das persische Reich. II. Der jüngere Cyrus. III. Das griechische Söldnerheer. IV. Xenophon) über das Maß der in einem Schultexte zulässigen Vorbemerkungen hinaus, wie denn auch von den beigegebenen 37 Abbildungen und Plänen eine ganze Reihe völlig entbehrlich erscheint. Übrigens verdient hervorgehoben zu werden, dass von den bildlichen Darstellungen die Landschaftsbilder zum größten Theile noch nicht veröffentlicht sind, sowie dass die Illustrationen zu den Kriegsalterthümern nicht in Wiedergabe antiker Bildwerke, sondern zumeist in selbständigen künstlerischen Neugestaltungen bestehen, ein Vorgang, der künftigen Herausgebern illustrierter Classikerausgaben, wenn schon illustriert sein muss, nicht warm genug empfohlen werden kann. — Die Auswahl bietet mindestens die Hälfte der 'Anabasis'. Auch hier versucht B. wie in seiner Auswahl aus den 'Hellenika' — und diesmal vielleicht mit mehr Recht — ein Ganzes herzustellen und durch Streichungen den Zusammenhang nicht zu stören. Von tiefgreifenden Correcturen des Schriftstellers hat er sich freigehalten und dem Texte im einzelnen eben nur eine schulgemäße Form gegeben.

De Terentiani sermone et aetate scripsit Alfredus Werth. Separatabdruck aus den Jahrbüchern für classische Philologie. Herausgegeben von A. Fleckeisen. XXIII. Supplementband. 2. Heft. gr. 8°. Leipzig, Teubner 1896. S. 294—378. Preis 3 Mk.

Vorliegende Arbeit ist aus einer im Jahre 1892 von der philosophischen Facultät in Bonn preisgekrönten Schrift hervorgegangen. Inwieweit der Verf. seine nun zum Druck beförderte Schrift abgeändert hat, sei an dieser Stelle nicht weiter verfolgt: hier interessieren zunächst Gang und Inhalt der Untersuchung. — Was die Zeit des Terentianus aus Mauretanien anlangt, so schließt sich W. in dieser Beziehung an G. Schultz an, der im Hermes XXII 275 ff. durch literargeschichtliche Gründe nachzuweisen suchte, dass die Lehrbücher des Terentianus in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. geschrieben sein müssen. Den von Schultz geführten Beweis ergänzt W. durch Untersuchung der Sprache des Metrikers. Zunächst kommt der Wortschatz in Betracht. Das von W. angelegte Verzeichnis enthält nicht nur alle ungewöhnlich gebrauchten, alle bei Terentianus allein vorkommenden Wörter, sondern auch solche Vocabeln, die wegen ähnlicher Verwendung bei anderen, namentlich nachclassischen Schriftstellern bemerkenswert sind: in dieser Beziehung werden denn auch stets entsprechendenorts die nöthigen Nachweise gegeben. Nach dem sich alsdann anschließenden Abschnitt über den Gebrauch der Nomina folgt ein alphabetisch angelegter Index pronominum und endlich eine vollständige Syntax. Wenn hier die Syntax der Casus auf kaum vier Seiten abgethan wird, so ist dies in der Natur der Sache begründet: diese Partie bietet eben wenig charakteristische

Eigenthümlichkeiten, wogegen z. B. die Präpositionen und Partikeln (die Behandlung der letzteren nimmt 28 Seiten ein) angesichts ihrer Bedeutung für die zu lösende Frage die eingehendste Untersuchung erforderten. Als Ergebnis der musterhaft geführten Untersuchung lässt sich Folgendes hinstellen: Terentianus schrieb seine Lehrgedichte etwa unter der Regierung des M. Aurelius Philosophus, wonach seine Geburt in die Regierung Hadrians fallen dürfte. Halten wir diese Ansätze fest, so ist seine Polemik gegen den veralteten Wortkram und die rhetorische Prunksucht seiner Zeitgenossen leicht erklärlich: in ersterer Beziehung trifft er Leute wie Gellius, in letzterer richtet er sich vielleicht direct gegen Apuleius.

W. hat vorliegende Untersuchung in dankenswerter Weise ergänzt: in seinem Programmaufsatze 'De Terentiani metris et elocutione', Mülheim a. d. Ruhr 1897, ist außer der metrischen und prosodischen Seite auch die stilistische Eigenthümlichkeit des Autors behandelt.

Wien. J. Golling.

C. Valeri Flacci Argonauticon libri octo. Enarravit P. Langen. Berolini apud Calvary 1896. (Berliner Studien f. class. Philologie u. Archäologie. Neue Folge, 1. Band.) 572 SS.

Die bisherigen erklärenden Ausgaben dieses Dichters, welche L. in der praefatio im ganzen gut und bündig charakterisiert, genügten dem gegenwärtigen Standpunkte nicht mehr, und es konnte daher eine neue Leistung auf diesem Gebiete nur gewünscht werden. Es galt namentlich, die Literatur der letzten Decennien, viele zerstreute Beiträge und Bemerkungen, welche sich auf den Sprachgebrauch, auf Erklärung einzelner Stellen oder auf Verstechnik und die Nachahmungsverhältnisse bezogen, passend zu verwerten und zugleich auf die Fortentwicklung der textkritischen Forschungen, wie sich dieselben besonders in den drei letzten Ausgaben von Thilo, C. Schenkl und Bährens repräsentieren, bei der Erklärung Rücksicht, resp. zu denselben Stellung zu nehmen. Dieser letztere Punkt führte, obwohl sichtlich kein eigentlicher Apparat im strengen Sinne im Plane dieser Ausgabe lag, doch mehrfach auch zu selbständiger kritischer Arbeit. Obschon sich nämlich hier der Herausgeber, wie er selbst hervorhebt, im wesentlichen mit Recht an die besonnene Methode der tüchtigen Leistungen Thilos und Schenkls anschließt und bei der Auswahl von Bährensschen Conjecturen streng verfährt, geht er doch hie und da eigene Wege gegenüber allen neuen Herausgebern oder stimmt bisweilen nur mit einem gegen die zwei anderen. Theilweise trug dazu auch die Wiederaufnahme einer gewissen Wertschätzung des von Carrio für seine Ausgabe 1565 benutzten Codex bei; der Herausgeber vertritt die vermittelnde Ansicht, dass diese uns nur mehr aus den

Noten des Carrio bekannte Handschrift zwar aus einer Abschrift des Vaticanus 3277 stammte, die aber zugleich aus einer anderen Quelle corrigiert worden war, so dass sich in dieser Abzweigung, trotz vielfacher in den Carrio'schen Codex eingedrungener Interpolationen, einiges aus alter Überlieferung erhalten habe. Daher wird nun an mehreren Stellen bei offenbaren Fehlern oder theilweise angezweifelten Lesarten des Vaticanus Carrios Lesart gegenüber den neuesten Herausgebern oder deren Conjecturen geschützt; eine Auslese hat L. praef. p. 3 selbst zusammengestellt. Wir fügen beispielshalber noch hinzu I 100 *avet* (was auch die ed. Bonon.[2] s. Schenkl ed. p. 4 und die von mir bei dieser Gelegenheit nachverglichene ed. Ven. 1501 bieten); V 134. Bei der Auswahl von Conjecturen zeigt sich dann öfter nochmalige Überlegung mit Beachtung von Beiträgen der letzten Zeit, hier und dort auch ein eigener Versuch; darunter etwas gewagt I 149; 213; II 431. Bei der Erklärung tritt namentlich das Bestreben hervor, den Dichter durch genaue Beobachtung seines Sprachgebrauches und durch Vergleiche mit den übrigen römischen Dichtern zu erläutern. Nicht selten wird auch ein entsprechender deutscher Ausdruck zur Vermittlung möglichster Klarheit herangezogen. Nach dieser allgemeinen Charakteristik mögen noch ein paar Einzelbemerkungen, wie sie sich gerade boten, folgen.

I 157 ist *egerit*, was als eigene Conjectur bezeichnet wird, bereits von Heinsius als Correctur einer alten Ausgabe notiert, vgl. auch Harles p. 59.[1]) — I 609 dachte an *validam contorto* schon Burmann. — I 654, wo nach eigener Vermuthung *simul aequore portam* geschrieben wird, hatte Harles in der Anmerkung *simul aequore portas* vorgeschlagen. — II 448 ist mit Heinsius *trito* (Vat. *tracto*) *pars frangit adorea saxo Farra* hergestellt, wie dies auch Bährens gethan; sollte an *truso* zu denken sein in Erinnerung an *mola trusatilis*? — VIII 82 hatte Heinsius an zweiter Stelle auch *excussit pectore somnos* vorgeschlagen, was vielleicht in der Anm. noch erwähnt werden konnte, da dieser Hexameterschluss bei röm. Dichtern so besonders beliebt war. — VIII 162 ist hier die hs. Überlieferung *quod nullae te, nata, dapes, non ulla iuvabant Temporá* im Texte gehalten, allerdings mit der Bemerkung *„vix sanum"*; Schenkl schrieb mit d'Orville *Pocula* (st. *Tempora*), Bährens *Te ioca*: man könnte fast versucht sein, *Te mera* herzustellen (vgl. Ovid. Fast. II 725 *socios dapibusque meroque Accipit*), wenn nicht die Schwierigkeit bezüglich des Plurals Bedenken erregen würde (vgl. F. Neue, Formenl. I 400); da aber Valerius manches Kühne liebt und *mera* sich später bei Venantius doch findet, wäre der Gedanke wohl doch nicht ganz ausgeschlossen. — Wenn zu I 80 *tendensque pias ad sidera palmas* Verg. Aen. V 256 herangezogen ist, so konnte auch da, wie sonst bei ähnlichen

[1]) S. übrigens z. St. C. Schenkl, Stud. zu den Argon. S. 317.

Dingen, auf den weiten Umfang dieses Hexametertheiles in der röm. Poesie hingewiesen werden, vgl. Ref. zu später. lat. Dichtern I 52. — I 251 *Dulcibus adloquiis ludoque educite noctem* hätte die Stelle Lucans X 173 in der Anm. vollständige Mittheilung verdient (*longis Caesar producere noctem Inchoat adloquiis*). — Auch zu IV 117 *evolvit pectore questus* konnte nach dem sonstigen Usus der Ausgabe noch Lucan I 247 (*volvunt in pectore questus*) verglichen werden u. dgl. — Druckversehen sind nicht häufig und meist nicht störend; z. B. S. 32 *apsu* st. *lapsu*; 33 *ponitnr* st. *ponitur*; 104 die Zahl *754* st. *654*; 142 sind die Verszahlen am Rande ausgefallen; 287 steht im Texte *litore*, in der Anm. *littore*.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Des C. Julius Caesar gallischer Krieg. Herausgegeben von Dr. Franz Fügner, Oberlehrer am kgl. Domgymnasium zu Verden. Hilfsheft. Leipzig, B. G. Teubner 1895. VI u. 148 SS.

Das erste Heft, den Text zu Cäsars gallischem Kriege enthaltend, wurde in dieser Zeitschrift 1895, S. 977 ff. vom Unterzeichneten ausführlich besprochen. Dort wurde auch Näheres über die Einrichtung der Teubner'schen „Schülerausgaben“ angegeben. Es sei hiemit auf das dort Gesagte verwiesen.

Das vorliegende Heft enthält acht Capitel auf 146 Octavseiten. Capitel 1 mit der Überschrift Caius[1]) Julius Cäsar zerfällt in sechs Abschnitte, und zwar 1. Überleitung von Nepos zu Cäsar; es ist eine kurze Darstellung der Ereignisse vom Tode Hannibals (183 v. Chr.) bis zum Auftreten Cäsars; 2. Cäsars Leben bis zum gallischen Kriege; 3. Cäsar in Gallien (58—51 v. Chr.); 4. Cäsars letzte Lebensjahre (50—44 v. Chr.); 5. Cäsars Persönlichkeit, eine maßvolle Charakterisierung des großen Römers; der Verf. schildert den Mann nach seinem äußeren Aussehen und hebt die hervorstechendsten Merkmale seines Wesens hervor, er spricht von ihm als Redner, als Feldherr und Staatsmann und namentlich in letzter Beziehung scheut er sich durchaus nicht, das Verfahren Cäsars gegen einzelne Männer und ganze Völkerschaften während der gallischen Wirren in gebürendes Licht zu setzen. Im 6. Abschnitte endlich wird über 'Cäsar als Schriftsteller' gehandelt und auch die Frage nach dem Zwecke der Abfassung seiner 'Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg' richtig beantwortet. Die Darstellung ist klar und übersichtlich und leicht fasslich und, was besonders hervorgehoben werden soll, der Verf. vermeidet es möglichst, Fremdwörter zu gebrauchen.

---

[1]) Warum nicht Gaius?

Das Capitel II enthält vier Abschnitte, und zwar 1. Cäsars Provinzen; 2. Gallien, *a*) das Land, *b*) die Bewohner (mit dem Bilde des sterbenden Galliers aus dem Capitolinischen Museum und dem Pergamenischen Waffenrelief); 3. Britannien und 4. Germanien.

Capitel III handelt über Cäsars Heer. Der Verf. bezieht sich in seinen Darlegungen fast nur auf Stellen im gall. Kriege. Eine erkleckliche Menge von im ganzen guten Illustrationen sorgt für das Verständnis des Textes. Nur bei den Abbildungen nach der Trajanssäule S. 43 und bes. S. 45 wäre entsprechende Nachhilfe nöthig gewesen. Auf S. 34 sollte es Z. 16 ff. v. o. von den praefecti equitum wohl eher umgekehrt heißen, dass es zunächst Römer waren und erst in zweiter Linie auch einheimische Fürsten sein konnten.

Die Zahlangaben auf S. 56 passus = 5 pedes = 1,54 m und mille passus = 5000 pedes = 1,48 km ist in dieser Fassung doch unmöglich. Genauer war ebenda auch anzugeben digitus = 'fast' 2 cm.

Das Capitel IV enthält ein nach Schlees etymologischem Vocabularium zum Cäsar (s. meine Anzeige des Buches in dieser Zeitschr. 1894, S. 216 ff.) umgearbeitetes etymologisches „Wörterbuch", das in diesem Zusammenhange gewiss seine guten Dienste dem Schüler zur Vertiefung des Vocabelschatzes leisten wird.

Capitel V bringt Synonyma, Capitel VI Phrasen nach Gesichtspunkten geordnet, wobei auf das in der Neposlectüre Vorgekommene jedesmal Rücksicht genommen wird.

Capitel VII enthält eine „Stellensammlung zur Wiederholung und Einprägung des syntaktischen Pensums der Tertia" (unserer Quarta) und endlich Capitel VIII macht den Schüler mit der Schreibart Cäsars bekannt. Es werden Beispiele für die 'erzählende Periode' Cäsars und anderweitige Bemerkungen über Stileigenthümlichkeiten unseres Schriftstellers gebracht.

Nur einen Wunsch möchte ich dem Herrn Verf. für eine etwaige Neuauflage ans Herz legen. Er möge den reichen Inhalt seines Buches nur noch um ein Capitel vermehren, in dem die Bedeutung der Präpositionen und präpositionsartiger Wörter in der Wortzusammensetzung des Näheren zu erläutern wäre.

Das Büchlein macht den besten Eindruck. Der Verf. schöpft aus reicher didaktisch-pädagogischer Erfahrung, so dass Lehrer und Schüler reichliche Belehrung finden werden. Es sei somit sein Buch allen wärmstens empfohlen.

Der Druck ist frei von Fehlern, die Ausstattung glänzend, der Preis (1 Mk. 20 Pf.) mäßig.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

H. Joachim, Geschichte der römischen Literatur. Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1896. 183 SS. Preis 80 Pf.

G. Giri, Il suicidio di T. Lucrezio. La questione dell' emendatore ed editore della »Natura«. Palermo, Carlo Clausen 1895. 111 SS.

G. Giri, Ancora del suicidio di Lucrezio. (Estratto dalla Rassegna di Antichità Classica.) Palermo, Stabil. Virzì 1896. 29 SS.

Joachim hat es verstanden, den für die bekannte Sammlung gewünschten Abriss so zu gestalten, dass der Leser fast nie durch den Eindruck einer trockenen Compilation ermüdet wird. Und das war, namentlich auf diesem Gebiete, keine leichte Aufgabe. Auch derjenige, welcher nicht mit allen Einzelheiten des hier über das weite Gebiet knapp Vorgebrachten einverstanden ist, wird die trotz aller Kürze klare Form, die markige Charakteristik einer Reihe von Autoren, die meist guten Vergleiche mit den griechischen Vorbildern, sowie mit Erscheinungen und Verhältnissen in der modernen Literatur, endlich das Streben nach übersichtlicher Gruppierung anerkennen müssen. Nach diesem allgemeinen Urtheile, das wohl jedermann schon nach der ersten Lectüre bestätigen dürfte, mögen im Rahmen einer solchen Besprechung nur noch ein paar beispielshalber herausgegriffene Detailbemerkungen als Andeutungen für eine neue Auflage folgen. Wenn in der vorangestellten Übersicht über Darstellungen der röm. Literaturgeschichte O. Ribbecks Geschichte der röm. Dichtung als „ein allzubreit angelegtes Werk“ bezeichnet wird, so dürfte dies nicht wenige ebenso überraschen, wie das vollständige Übergehen der Geschichte der röm. Literatur von M. Schanz, deren Kenntnis, trotz aller Selbständigkeit der Darstellung, doch wohl auch aus einigen Partien dieses Abrisses durchzublicken scheint, was nur zum Lobe gereicht. In der Charakteristik einzelner Schriftsteller oder in der Besprechung ihrer Werke zeigt sich hie und da doch eine kleine Ungleichmäßigkeit. Auf derartiges bei Behandlung Ciceros wurde bereits anderswo ziemlich eingehend aufmerksam gemacht (vgl. Weißenfels in Wochenschr. f. class. Philologie 1897, S. 374). Bei Catos Origines wäre nach dem guten allgemeinen Urtheile doch auch noch eine kurze Bemerkung über den wahrscheinlichen Inhalt der einzelnen Bücher, resp. über die Ansichten von der Composition und Herausgabe des Werkes angemessen. Bei Tibull ist die gewiss interessante Frage über die Echtheit eines Theiles der Sulpicia-Elegien gar nicht berührt. Dass eben auch derartige Punkte in einem Grundrisse in lesbarer Form angedeutet werden können, hat Bender gezeigt und auch der Verf. selbst an gar manchen Stellen, z. B. bei Berührung der Streitfrage über den Selbstmord des Lucrez. Sonstige kleine Ungenauigkeiten oder Versehen, wie z. B. die imagines im *Atrium* S. 14 (st. in den *alae*, den offenen Seitenzimmern am hinteren Ende des Atriums), Martianus *Cappella* S. 59 (st. *Capella*) u. dgl. begegnen selten.

Durch die obige Bemerkung über Lucrez sind wir zu Giris Arbeiten übergeleitet, die wir am besten hier anreihen, da sie eigentlich doch auch für ein größeres Publicum bestimmt sind.

Giri hat in der erstgenannten Schrift die vielbesprochene Notiz des h. Hieronymus von der Geistesstörung des Lucrez und seinem Selbstmorde einer erneuten Untersuchung unterzogen, die in elegantem Stile geschrieben ist. Auf Grund eingehender, manchmal vielleicht etwas zu breiter Auseinandersetzungen sucht er die Ansicht zu verfechten, dass der ganze Bericht auf einer „Legende" beruhe, die sich beim Streben, den Mangel biographischer Angaben über den Dichter durch Combinationen aus seinen Dichtungen zu ersetzen, im Verlaufe herausgebildet habe. Dabei seien des Dichters Gedanken über den Tod, seine Äußerungen über die Liebe verwertet und zur Verknüpfung die Sagen vom Liebestrank erfunden worden. In der zweiten Schrift wird diese Annahme gegenüber Stampinis abweichenden Bemerkungen (Rivista di storia antica e scienze affini, Messina 1896, n° 4) nochmals präcisiert und vertheidigt. Die Untersuchungen, welche im Detail manchen hübschen Überblick, z. B. über die Ansichten vom Liebeszauber (auch die Stelle Ov. A. A. II 106 ist hier nun herangezogen) und vom Selbstmord bei den Römern enthalten, sind lesenswert, wenn sie auch nicht überall überzeugen werden. Es ist dabei eben die neueste deutsche Literatur über die schwierige Frage mehrfach zu wenig berücksichtigt. So zeigt, um nur ein paar Fälle zu erwähnen, gleich die Fassung des Hieronymus-Textes S. 1, dass die Abhandlung von F. Marx (Rhein. Mus. 1888, S. 136 ff.) nicht eingesehen wurde. Auch S. Brandts Arbeit (Jahrb. f. class. Philol. 1891, S. 225 ff.) war dem Verf. wohl nicht näher bekannt; denn sonst hätte er die dort (S. 251) mit Beziehung auf Lucr. III 826 f. sich findende Äußerung „ob nicht doch diese Stelle, indem man sie als einen Hinweis des Dichters auf eigenen Wahnsinn deutete, in Verbindung mit dem zerstückelten Zustande des Gedichtes die Entstehung jener Angabe veranlasst hat?" zum Theile für seine Ausführungen mitverwerten können. Auch Berührung der mit der ganzen Untersuchung doch gewiss zusammenhängenden Frage über die Bedeutung des Umstandes, dass Lactantius, der sonst so gute Lucrezkenner, den Selbstmord nicht erwähnt, sowie die Stellungnahme zu derselben, wird vermisst. Die im Schlusstheile vorgebrachten Gründe, durch welche ebenso die Notiz, dass Cicero für die Herausgabe des Gedichtes gesorgt habe, einfach ins Reich der „Legende" verwiesen werden soll, werden auch kaum die Frage abschließen, obschon man nun meist mit Recht die Thätigkeit Ciceros jedenfalls als eine untergeordnete bezeichnet. (Vgl. jetzt auch F. Marx, Rhein. Mus. l. c. S. 137).

Innsbruck. Anton Zingerle.

Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Von Gustav Waniek. Leipzig, Breitkopf u. Haertel 1897. 8°, XII u. 698 SS. Preis 12 Mk.

„Wir sprachen bei Tisch von Literatur und Gervinus. Ich bemerkte: der regiere jetzt, wie früher W. Menzel, wie einst Gottsched. Die Deutschen müssten immer einen Flügelmann haben, der ihnen die literarischen Handgriffe mit Übertreibung vormache. — Lenau sagte: Ja. Nur hat das letzte gelehrte Schwein (Gottsched) mehr literarischen Speck angesetzt als die Anderen."

So hat Bauernfeld im April 1842 in seinen Tagebüchern (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 5, 98) aufgezeichnet. Dieser „literarische Speck" ist es, der Gottscheds Erscheinung bedeutungsvoll macht und zu immer neuen Forschungen anregt, so wenig fesselnd auch die unzähligen literarischen Katzbalgereien und die Scharen von Gespenstern sein mögen, die da aus wohlverdienter Grabesruhe heraufbeschworen werden müssen. „Er schuf nichts Großes, aber die Bedingung für Großes. Die Geschichte muss dabei den ursächlichen Zusammenhang seines Wirkens mit dem Aufschwung der deutschen Cultur anerkennen und auch ihm eine wichtige Stellung in der Culturentwicklung unseres Volkes zuweisen" lautet Wanieks abschließendes Urtheil (S. 680).

Wohl vorbereitet ist der neueste Biograph an seine Aufgabe gegangen. Den Befähigungsnachweis hatte schon sein Buch über Immanuel Pyra erbracht, jahrelang hatte er eifrig die handschriftlichen Quellen, die Briefbände der Leipziger und Dresdener Bibliothek durchgegangen — ich hätte eine Bemerkung über das Verhältnis der beiden Sammlungen zueinander, das noch nicht ganz geklärt scheint, erwartet (vgl. H. Devrient: J. F. Schönemann und seine Schauspielergesellschaft, Theatergeschichtliche Forschungen Bd. 11, S. 2) — und eine fast unübersehbare Reihe der sehr schwer zugänglichen Schriften dieser Literaturperiode zustande gebracht. Ein wahrhaft erdrückendes Material, das auch gelegentlich, besonders in den Darstellungen des Kampfes, seinen bösen Einfluss geltend macht. Gerade ein österreichischer Forscher war da in einer schweren Lage, wo ihm seine Bibliotheken so gar keine Hilfsmittel bieten. Noch misslicher ergeht es einem Ref., der zumeist über Bücher urtheilen soll, die er niemals gesehen hat. Er muss sich von seiner Empfindung leiten lassen, die ihm sagt, dass hier ein wahrhaft abschließendes Werk zustande gekommen ist, das keine wesentliche Quelle übersehen hat, und dankbar anerkennen, wieviel ihm der Verf. noch vorenthalten hat.

Das Urtheil über Gottscheds Persönlichkeit ist durch Danzel im wesentlichen festgestellt worden. Er wird weder mit Hass noch mit Liebe beurtheilt. Die letztere für ihn aufzubringen, ist allerdings die Hauptaufgabe der Wissenschaft, wo kein persönliches Verhältnis zu seiner Gestalt möglich ist, und gerade diese besitzt W. in dem richtigen Maße, um ihm gerecht zu werden. In einigen

Punkten hat er Danzels Aufstellungen auch modificiert: so hat er tiefer gegriffen in den Beziehungen und Gegensätzen zwischen ihm und den Schweizern (S. 71 ff.) und besonders die Gegenströmung, welche sich bald gegen ihn äußerte, viel weiter bis zu ihren kleinen Quellen verfolgt; unrichtig scheint es mir aber, dass W. auf die Gegner sich stützend ein Capitel „Gottscheds sogenannte Dictatur" (260 ff.) überschreibt, wo doch gerade die zum Theil recht fruchtlosen Widersprüche dieser Zeit beweisen, wie groß seine Macht gewesen ist. Hier hat er auch Braitmaiers Antigottschedianismus glücklich widerlegt.

W. hat sein Buch in 20 Capitel gegliedert. Der Umfang von nahezu 700 Seiten ist erschreckend, aber vom Stoffe eigentlich gefordert. Kürzung könnte meines Erachtens im zweiten Theile eintreten, der Gottscheds abnehmende Wirksamkeit und Bedeutung schildert. Aber vielleicht hätte ein anderer Aufbau das Buch schmächtiger und leichter lesbar gemacht. W. geht streng chronologisch vor: das scheint mir das Richtige für Biographien, die es mit Menschen zu thun haben, welche den Schauplatz ihrer Wirksamkeit oft ändern und große Veränderungen ihrer Ansichten und innere Entwicklungen durchgemacht haben. Beides ist bei Gottsched durchaus nicht der Fall. Hier wäre die sonst nicht immer empfehlenswerte Theilung in: „Der Mann" und „Sein Werk" am Platze gewesen. Besonders der zweite Theil hätte dann Gottscheds Verhältnis zu Theater, Sprache, Homiletik usw. in selbständigen Paragraphen einheitlich entwickeln können. Bei W. verliert man jede Übersicht, da man an den verschiedensten Punkten suchen muss. Nicht einmal die Wandlungen der „Critischen Dichtkunst" werden klar, seine Beschäftigung mit dem Theater erstreckt sich über die verschiedensten Capitel. Dadurch entbehrt auch oft der Gedanke der präcisen Formulierung, wie dem Stile überhaupt Anschaulichkeit und Frische abgeht. Die schlagenden Sätze, in die E. Schmidt (Lessing 1, 557) die Streitpunkte zwischen Zürich und Leipzig zusammenfasst, sind erschöpfender als die großen Darlegungen W.s, der viel zu viel mit den Schlagworten „Realistik" und „Idealistik" arbeitet. Und gerade in Büchern, die, wie das vorliegende, dem Leser die Mühe des Selbststudiums wegnehmen sollen, dürfen wir auch abschließende Formeln erwarten. Umsomehr, als es bei dem Verf. nicht etwa unsicheres Urtheil ist, das ihn den scharfen Ausdruck nicht immer finden lässt, sondern nur unsichere Form.

Diese Übelstände beeinträchtigen wohl etwas die Freude an dem Buche, aber sie treten zurück im Vergleiche mit der schönen Leistung, die damit geschaffen wurde. Auch hätte es wohl ein schriftstellerisches Talent ersten Ranges sein müssen, dem es vollkommen gelungen wäre, sie gänzlich zu vermeiden.

Was Gottscheds Bühnenreform anlangt, will ich auf einen wichtigen Umstand aufmerksam machen, der gewöhnlich übersehen

wird. Genau so wie Gottsched gegen die Haupt- und Staatsactionen, war in Wien bereits Apostolo Zeno gegen die ältere italienische Oper aufgetreten und hatte eine gereinigte Form gegeben, anschließend an die französische Tragödie, mit Anlehnung an Muratoris Libro della perfetta poesia, das Gottsched ganz gut kannte (S. 303). Früh hatte die Dresdener Oper Verbindung mit Wien, und unter Königs[1]) Einfluss (S. 105), der auch für die Neuber Stücke verbesserte (S. 120), sind Gottscheds erste Reformversuche entstanden. Wenn er auch den „Cajo Fabricio“ angreift — diese in Dresden gegebene Oper (S. 302) ist von Zeno und in Wien 1726 zum erstenmale aufgeführt worden — sind doch seine Gesichtspunkte genau dieselben wie die des Italieners. Ich kann jetzt diese Frage nur aufwerfen, nähere Untersuchung derselben wäre jedenfalls wünschenswert.

Ausführlich handelt W. von den Beziehungen Gottscheds zu dem Musiker Scheibe (S. 205—209, 304—306 u. a.). Ich trage dazu einen interessanten ungedruckten Brief von Joh. Christ. Bock an Gerstenberg, Altona, 20. August 1765, bei:

„Was macht Ihr Hausgenosse H. Capellmeister Scheibe! Ist er noch unter den schönen Geistern? Ich besorge, dass er in kurzem ausreißen wird. Man fängt an sich an ihm zu reiben. Erst kommt H. Weiße in der Bibliothek der schönen Wissenschaften im 1. Theile des 12. Bandes und macht ihm einen Bart und endlich kommt gar ein guter Freund in der Allgemeinen Bibliothek und macht ihm das ganze Gesicht schwarz. Vielleicht zieht Gottsched auf seiner Rosinante noch einmal zu Felde, so wüsste ich zu seinem Stallmeister Niemand als den H. Capellmeister Scheibe in Vorschlag zu bringen. Alsdann werden sie auf die Bibliotheken losgehen, wie Don Quixote auf die Windmühlen und wenn der Herr Stallmeister sich gut schickt, so soll er von Herrn Abt(!) in den Briefen über neueste Literatur solenniter geprellt werden so wie zum Exempel H. Trescho im 22. Theile.“

Eine der für Gottsched arbeitenden Zeitschriften ist W. sowie meines Wissens allen Gelehrten bisher entgangen. Es ist der „Schriftsteller nach der Mode“, in zwei Bänden zu Jena 1748—1750 erschienen, wo die „Gelehrte Gesellschaft“ ihren Sitz hatte, die W. S. 325 als älteste Tochter der Leipziger Gesellschaft erwähnt, und der noch Gerstenberg beigetreten ist. Die Vorrede vom 1. Januar 1748 ist von Christlob Mylius verfasst, der auch eine Reihe von Beiträgen gegeben hat. Die Vorrede selbst ist ein wüstes Geschimpfe auf die Duncias von Obereck, Bodmer selbst, die auch andere Gottschedianer hart mitnahmen (W. 536). Da heißt es: „Wir müssen mit Schweizern schweizerisch reden; feine Verweise

---

[1]) Ich weiß nicht, inwieweit eine mir unzugängliche Dissertation von Max Rosenmüller: J. U. König (Leipzig 1896) auf seine Beziehungen zur Oper Rücksicht nimmt.

sind ihnen zu hoch. Unfläthige und bauermäßige Äußerungen sind ihnen so gewohnt als Essen und Trinken." Er schlägt für sie den Titel „Die Schöpsias oder Oberekias" vor. Doch findet die Übersetzung auch sachliche Verurtheilung, indem eine Reihe von Stellen mit dem englischen Originale verglichen wird. Mylius steuerte nachweislich noch bei: „Schreiben an eine Dame von der Sonnenfinsternis 25. Juli 1748" und ein „Oratorium auf die Creutzigung Christi". Sonst strotzt die Zeitschrift von Übersetzungen aus den englischen Wochenschriften, Montaigne, St. Evremond, Plutarch. Zahllos sind die Gedichte, zum großen Theile von C. N. Naumann (s. W. 488 u. a.) und Agricola verfasst. Literarische Artikel sind fast gar nicht vertreten, bis auf einen „Beweis, dass die Critick einen starken Einfluss in das gemeine Leben hat", in dem Homer eine „critische Einsicht in die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten eines Helden Gedichts" zugeschrieben wird. Ein Schreiben an H. G****k**k in D... von H. A. (wohl Agricola) schließt: „Ich muss schließen .. die Frau Neuberin führet heute den verheyratheten Philosoph des H. Dedouche (!) auf. Ich muss ihn sehen u. zwar zum zwölften Mahle. Es ist mein Favoritchen." Unter den Gedichten verdient eines, N. (offenbar Naumann) unterzeichnet, Erwähnung, weil es in die Stoffgruppe eines Lessing'schen Motives gehört, das er sich unter den Comischen Einfällen (Lachmann-Munker Nr. III, Bd. 3, S. 500) notiert und auch im Schatz Sc. 17 ähnlich verwendet hat (vgl. auch das Epigr. Bd. I, S. 31; Albrecht Leszings Plagiate 3, 1224 ff.; E. Schmidt, Sitzungsberichte d. Berl. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. Bd. 21). Es heißt: „Der Unsterbliche. Eine Erzählung." Antenor wird von der Spröden Celinde nicht erhört, er droht sich zu tödten und zieht das Schwert. Da er auch damit keinen Eindruck macht, eilt er ins Kaffeehaus und schwört, wenn er getrunken habe sich zu erstechen.

Antenor! ist's um dich geschehen?
Weil du für Wuth bald pfeifst, bald lachst,
Wer soll nicht mit Erstaunen sehen,
Was du für Vorbereitung machst?
Mit Zittern greifst du nach dem Degen.
Itzt thut mir selbst das Herze weh.
Doch wie? ihn wieder hinzulegen,
Verlangst du noch einmal Kaffee.[1])

Der Name Gottsched wird nicht genannt, außer in einem Epigramme, das seine Spitze gegen ihn, und zwar seine Theorie

---

[1]) Das Weiterleben dieses vielverwendeten Motives zeigt ein Lied „Schrecklicher Entschluss", das in einem Jahrmarktsdrucke „Fünf schöne neue Lieder", Berlin, Trewitzsch s. a. enthalten ist. Es ist fünfstrophig und beginnt „Mein theures Mädchen höre mich". Der Schluss der Strophen lautet folgendermaßen: „Leb wohl, leb wohl, ich hänge mich — An eine and're an." „Mit einem Messer schneid' ich mir — Vom Gänsebraten ab." „Leb wohl, leb wohl, ich stürze mich — in eine Tabagie" usw.

des tragischen Grausens und Abscheus, zu richten scheint (vgl. W. 406)

> Letzt hieng man einen Überläufer,
> Darbey ward ich zum Wiedertäufer.
> Ich nennte (war das nicht zu viel?)
> Die Hängerey ein Trauerspiel.
> Man geht ins Trauerspiel. Weswegen?
> Durch Schmerz Affecten zu erregen.
> Das Hängen, wenn es gut geräth,
> Thut mehr als Krügers Mahomet.

Unterzeichnet ist das Epigramm „Der Verfasser dieser Verse“. Im Register steht aber M...s, offenbar Mylius selbst.

Noch ein anderer Jugendfreund Lessings begegnet hier: Ossenfelder. (Allg. deutsche Biographie 24, 494; E. Schmidt, Lessing 1, 68 u. a.) Die zwei hier aufgenommenen Lustspiele hätte Lessing gewiss nicht anders beurtheilt als die späteren (s. Hempel 12, 430). Beide sind in einem Acte, das eine in Alexandrinern. „Die Argwöhnische“ bringt die typische rasche Bekehrung und die traditionell sächsischen Dienstbotenscenen, das andere, in Prosa, „Der Tantzmeister“ arbeitet stark mit Motiven des Bourgeois-Gentilhomme. Die These ist, ob ein junges Mädchen tanzen lernen soll oder nicht. Drei Tanzmeister kommen, ein Franzose, ein Italiener und ein Deutscher, die ihre Fähigkeiten rühmen. Der Franzose ist aber ein verkleideter Liebhaber, der die Hand des Fräuleins erhält, schwupps folgen noch zwei weitere Verlobungen. Der Feind des Tanzens und der Tanzmeister wird bekehrt. „Es ist nicht von einem auf alle zu schließen. Es gibt in jedem Stande, in jeder Gesellschaft böse Leute“; er lernt einsehen, dass ein Unterschied unter Tanzmeistern ist. Wer will, mag da in gehörigem Abstande an Lessings „Juden“ denken. Das Stück bringt einige recht frivole Scenen und strotzt von affectierter Naivetät.

Für die Verbindung mit Schönemann ist heute das erwähnte (W. wohl nicht zugänglich gewesene) Buch Devrients maßgebend. Merkwürdigerweise sehe ich aber auch Heitmüllers Uhlich (Theatergeschichtl. Forschungen, Heft 8) nicht benützt. Sehr zweifelhaft scheint mir, dass das Heldengedicht gegen die Neuberin von beiden verfasst ist (S. 458). Schönemann hat ausdrücklich dagegen protestiert (Devrient S. 71).

Von Einzelheiten hebe ich noch hervor: Die Bemerkung Gottscheds, der Leser belustige sich über seine eigene Scharfsinnigkeit, die ihn fähig mache, die Schönheiten zu entdecken, (S. 145) scheint mir gar nicht so übel. H. Laube hat genau dasselbe einmal als Theaterregisseur zum Publicum gesagt. Evremont „Les Opéras“ (S. 381) scheint nach Holberg gearbeitet. Dass die Zweitheilung der lustigen Figur eine Veredlung bedeuten soll (S. 336), sehe ich nicht ein: es ist doch eher eine Verdopplung. Den Ausdruck Lessings „Harlekinade“ nimmt W. (S. 340) zu wörtlich, wenn er ihn für seine Ansicht beizieht, dass es sich in dem Vorspiel um eine tragikomische Katastrophe des Harlekin

gehandelt haben muss. Ebenso verhält es sich mit der zweiten Lessing'schen Äußerung (S. 341), dass „sub auspicijs Gottscheds" der Harlekin verbannt wurde, die er auch für wesentlich verschieden von „Er ließ vertreiben" erklärt. S. 642 soll es statt „Schillerschen" wohl heißen „Lessing'schen".

Wien. Alexander von Weilen.

Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte herausgegeben von August Sauer. Wien, Verlag der k. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung Karl Fromme. 4. Band, 1. Heft. 1897.

Nach dreijährigem Bestande und ebensolanger Fortentwicklung ist das gegenwärtig einzige productive Organ der Wissenschaft von neuerer deutscher Literatur, die Schöpfung eines Österreichers, nun auch buchhändlerisch in die Hände eines der rührigsten heimischen Verleger übergegangen: ein schönes Zeugnis für wissenschaftlichen Eifer, Opferwilligkeit und Unternehmungsgeist der südlichsten Deutschen. Eine Änderung des alten Curses tritt nicht ein: der Prospect der neuen Verlagshandlung erklärt sich solidarisch mit jenem von 1894, und das vorliegende 1. Heft des 4. Jahrganges weicht nur in Einzelheiten redactioneller Technik von seinen Vorgängern ab, so dass ich, was den Charakter und die Ziele des großangelegten Unternehmens betrifft, nur auf die ausführliche Besprechung zu verweisen brauche, welche Friedr. Bauer im 46. Bande dieser Zeitschrift (S. 768 ff.) dem ersten Hefte des Euphorion gewidmet hat. Kühn wie die Wahl des Titels war das Programm, welches Sauer und neben ihm Minor, Schönbach und Otto Harnack damals aufstellten: Sorgfalt im Einzelnen, hohe Gesichtspunkte, Einbeziehung der Ästhetik und der exact philologischen Disciplinen, Berücksichtigung aller verwandten historischen Forschung, Erweiterung des Gebietes der Literarhistorie über das ganze 19. Jahrhundert, Zurückweisung vorlauter Specialforschung und Kleinigkeitskrämerei, Schaffung centraler Arbeitsstellen zur Bewältigung untergeordneter literarhistorischer Agenden, also Entlastung des Gelehrten von allem Handwerksmäßigen, Berichterstattung über den jeweiligen Stand der Wissenschaft auf allen Linien durch unparteiische Kritik und umfassende Bibliographie! Und man kann mit Fug behaupten, dass die Redaction während ihres nun verflossenen ersten Trienniums alles gethan hat, um dieses Programm der Verwirklichung näher zu bringen, wiewohl doch in der That die Generation, von der solche Thätigkeit erwartet werden darf, zum großen Theile noch erst zu literarischer Arbeit heranreift. Allerdings wäre da und dort im Sinne eben des Programms die Untersuchung des unendlich Kleinen vielleicht hintanzuhalten oder doch in engere Grenzen einzuschließen gewesen: aber die Wirksamkeit des Redacteurs, gleich der des Bühnenleiters an bestimmte

zeitliche, räumliche, finanzielle Erwägungen gebunden und gezwungen, statt mit dem Erwünschten mit dem Vorhandenen zu rechnen, muss von mehr Seiten betrachtet werden, als bloß von der des Ideals seiner Zeitschrift. Die Summe von Arbeit und organisatorischem Können des Leiters, welche in den bisher erschienenen drei stattlichen Bänden des Euphorion steckt, verdient — alle Verhältnisse in richtige Erwägung gezogen — weit mehr als bloße Anerkennung; und nun das Unternehmen mit beiden Füßen auf österreichischem Boden steht, sei ihm desto freudiger ein rastloses Gedeihen und der verdiente Erfolg gewünscht.

Der reiche Inhalt des vorliegenden, fast 13 Bogen starken Heftes kann hier nur skizzenhaft angedeutet, eher noch der Versuch gemacht werden, die innere Einrichtung einer Euphorion-Nummer darzulegen. Aufsätze machen den Anfang, zunächst solche allgemein methodischen, principiellen oder ästhetischen Charakters (fehlen für diesesmal); daran reihen sich literarhistorische Specialuntersuchungen in der zeitlichen Abfolge der behandelten Stoffe. In unserem Falle z. B. geht voran die Fortsetzung der trefflichen Fischart-Studien Adolf Hauffens, worin an Fischarts Übersetzung von Bodins Hexenbuch „De la demonomanie des sorciers" (1580) für bereits bekannte Eigenarten des Fischart'schen Stiles neue Belege aufgewiesen werden. Sodann folgt ein etwas breiter Bericht über einen bisher kaum beachteten Epigonen Hans Sachs', Benedikt von Watt (1568—1616), mit schätzbaren stoffgeschichtlichen Mittheilungen. Das 17. Jahrhundert geht in diesem Hefte leer aus. Über die Quellen des Julius von Tarent (inferiore französische Geschichtswerke) handelt Friederike Fricke, „Über Goethes Gebrauch abgebogener vorangehender oder nachtretender Participien" Heinrich Düntzer, nicht eben besonders klar oder förderlich. Johannes Niejahr weist, zwar nicht als erster, aber zuerst mit Nachdruck auf Livius VIII 30—35 als Quelle für den Prinzen von Homburg hin; Eduard Castle führt eine gründliche und elegante Monographie über Lenaus Savonarola mit zwei Schlusscapiteln (Composition; Geschichte des Werkes nach seiner Vollendung) zu Ende, und Erich Schmidt liefert aus amtlichen Quellen höchst interessante Beiträge zur Biographie Gustav Freytags: über die kurze akademische Laufbahn (1839—1847) des Breslauer Privatdocenten und seine vergeblichen Bemühungen, Nachfolger Hoffmanns von Fallersleben auf der germanistischen Lehrkanzel zu werden; der exacte Grammatiker Th. Jacobi lief F. den Rang ab. Zwei „Miscellen" fördern die Schiller- und Arnim-Philologie je ein ganz klein wenig; gerade solche Minutien möchten wir, schon aus principiellen Gründen, am liebsten aus dem Euphorion völlig verbannt wissen.

Die Recensionen und Referate, im Drucke von den nunmehr einheitlich gesetzten Aufsätzen unterschieden, folgen so wie diese nach der chronologischen Ordnung der in den besprochenen

Werken behandelten Zeitabschnitte oder Personen aufeinander. Wir heben H. Lambels gründliche Anzeige eines zwischen kirchlicher Kunst und kirchlichem Schauspiel des Mittelalters vergleichenden Buches von P. Weber, O. F. Walzels Begutachtung des von E. F. Koßmann 1895 zum erstenmale herausgegebenen Chamisso-schen Fortunat-Dramas (dankenswerte Hinweise auf A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen und die epiktetische Lehre) und Richard M. Meyers wohlberechtigte schneidige Abwehr der „Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart“ von Eugen Wolff hervor. Hugo Spitzers glänzende, freilich den Rahmen einer Recension weit überschreitende Besprechung der Berger'schen Preisschrift „Die Entwicklung von Schillers Ästhetik“ ist inzwischen mit vier anderen älteren, ebenfalls im Euphorion veröffentlichten Buchreferaten als „Kritische Studien zur Ästhetik der Gegenwart“ erschienen.

Last, not least die originelle, über 50 Seiten starke Bibliographie, durch welche sich der Euphorion allmählich als unentbehrlich für alle Interessenten seiner Disciplin qualificiert hat. Sie verzichtet bescheiden auf Vollständigkeit, welcher sie immerhin sehr nahe kommt; wäre nur auch das Unwesentliche überall so streng ausgeschieden, wie die Redaction aufs neue verspricht! „Recensionen“, heißt es weiter, „sind in der Regel nur dann aufgenommen, wenn sie die Sache entschieden fördern und neue Behauptungen auch beweisen. An abgelegenen Orten Gedrucktes ist ausführlicher wiedergegeben als das allgemein Zugängliche, urkundliche Mittheilungen sind sorgfältiger gebucht als darstellende Artikel.“ Praktischer und einfacher lässt sich das weite Gebiet wohl kaum eingrenzen. Die innere Disposition der Bibliographie ist beiläufig folgende: zuerst die seit der letzten Berichterstattung erschienenen Zeitschriften und periodischen Publicationen; alle sind fachlich und innerhalb der Fachgruppen alphabetisch geordnet, die Ordnungswörter des Titels erscheinen in fettem, die immer sehr geschickt gewählten Schlagwörter der Inhaltsangaben in durchschossenem Drucke. Deutsche Philologie, Philologie überhaupt und Pädagogik, Philosophie, Theologie, Kunstgeschichte, Musik, Bibliographie, dann (vielleicht nicht ganz am richtigen Orte) Akademie-Berichte und ähnliche Organe allgemein wissenschaftlichen Charakters, Ethnographie und Geschichte: dies die Folge der Zeitschriftengruppen; bei jedem Titel wird der Inhalt, sobald und soweit er in den Interessenkreis des Euphorion fällt, kurz verzeichnet. Die Frage sei gestattet, warum die Fachgruppen bloß durch Querstriche getrennt und nicht mittelst kurzer Gesammtüberschriften, wie solche im 2. Theile der Bibliographie verwendet werden, für den Leser deutlicher und übersichtlicher gemacht sind. Die Redaction war selbstverständlich von Anfang an genöthigt, die bibliographische Verarbeitung der Zeitschriftenmassen an verschiedene, naturgemäß nicht immer gleich taktvolle Referenten zu vertheilen:

die von Richard M. Meyer und (Emil) H.(orner) gefertigten Notizen können indes, was Präcision und kluge Beschränkung auf das unumgänglich Nothwendige betrifft, als mustergiltig bezeichnet werden. Einige Fachgruppen, wie Bellettristik (in- und ausländische, mit Sonderung in Monats-, Halbmonats- und Wochenschriften) und Tagespresse (nach Städten geordnet) sind in dem vorliegenden Hefte nicht vertreten; die mittlerweile erschienene Bibliographie des 2. Heftes tritt hier ergänzend ein. Zu diesem Punkte möchte ich über Nichtberücksichtigung einzelner hervorragender Organe, so der Kölnischen, der Nationalzeitung, Klage führen; aber freilich ist hier Lückenlosigkeit absolut unmöglich zu erreichen.

Die Bibliographie der Bücher ist für jeden, der einmal die sehr einfachen und praktischen Eintheilungs- und Anordnungsprincipien erfasst hat, außerordentlich leicht benützbar. Wiederum Gliederung nach Fachgruppen, diesmal, wie erwähnt, mit Überschriften: „Allgemeines. Literaturgeschichte. Poetik. Sammelwerke", „Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte", „Buchdruck und Buchhandel. Bibliothekswesen", „Theater- und Musikgeschichte", „Kunstgeschichte", „Literatur in der Schule", „Stoff- und Sagengeschichte. Volksthümliches", „Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten", endlich die vier in Betracht kommenden Jahrhunderte. Größere Gruppen, wie namentlich die erste, hätten vielleicht durch Querstriche oder stärkere Absetzung zum Vortheil der Übersichtlichkeit innere Gliederung erfahren können. In der 1. Gruppe sind die Bücher nach den Autoren angeordnet, sonst in der Regel nach dem Schlagworte des Titels. Ein Vergleich mit den Bibliographien, wie sie andere Literaturzeitschriften bieten, reicht hin, um nicht nur die Existenzberechtigung, sondern auch die Vortrefflichkeit der in Rede stehenden voll zu erweisen, selbst wenn sie nicht überdies bei mehr als der Hälfte aller verzeichneten Werke durch kurze Inhaltsangaben oder kleine Kritiken dem Benützer noch größere Dienste leistete, als sonst von einer Bibliographie billig verlangt werden können.

Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich. Ergänzungshefte, bestimmt, größere Abhandlungen oder urkundliches Material aufzunehmen, werden zwanglos von Fall zu Fall veröffentlicht: bisher sind ihrer drei ausgegeben worden. Der „Euphorion" verdient (wir versuchten zu zeigen, warum) weiteste Verbreitung in Gelehrten-, Pädagogen-, Bibliotheks- und Schriftstellerkreisen.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Zeitschrift für den geographischen Unterricht. Herausgegeben von A. Hettler. I. Band 1896/7. Leipzig, Verlag von A. Hettler.

Dieses neue Unternehmen dürfte, wenn es alles hält, was im ersten Hefte versprochen wird, in den Kreisen der Schulgeographen mit Freuden begrüßt werden. Die Zeitschrift wurde begründet, um von den bedeutenden Fortschritten, welche die Geographie in den letzten Decennien gemacht hat, das für die Schule Wichtigste zu verarbeiten und der Schule mundgerecht zu machen. Sie beabsichtigt ferner, alle modernen Hilfsmittel für den geographischen Unterricht und dessen Methodik einer eingehenden Besprechung zu unterziehen und auf ihren Wert zu prüfen, weiters die Lehrer der Geographie mit allen Erscheinungen der Literatur bekannt zu machen und endlich durch geographische Charakterbilder aus wichtigen Gebieten der Erde Anregung zu bieten.

Der erste Aufsatz von Dr. Albert Zweck: „Die heutige Stellung der Erdkunde im Schulunterricht“ entspricht nicht dem, was der Titel besagt, da der Verf. die Stellung der Geographie im Unterrichte nicht im allgemeinen behandelt, sondern lediglich deren Stellung im Unterrichte an den Mittelschulen. Was der Aufsatz bringt, ist nichts Neues, sondern leider nur allzu Bekanntes; neu dürfte für österreichische Schulmänner nur sein und ihnen vielleicht zum Troste gereichen, dass die reichsdeutschen Schulgeographen einen ähnlichen Kampf wie die österreichischen zu führen haben, um der Geographie im Unterrichte eine würdigere und eine den übrigen Unterrichtsdisciplinen mindestens ebenbürtige Stellung im Mittelschulunterrichte zu verschaffen.

Der Staatsrath und Professor am Gymnasium zu Tiflis, C. von Hahn, bringt den ersten Theil seiner „Flussbilder aus dem Kaukasus. I. Kura“ — eine sehr lehrreiche Abhandlung, aus der der Geograph sehr viel Interessantes herausliest, aus der aber für die Schulgeographie nur wenig abfallen dürfte. Dasselbe gilt von dem Aufsatze: „Der Hochwald im Kilimandscharo. Eine pflanzengeographische Skizze“ von Dr. F. Höck in Luckenwalde.

Einen größeren Wert für den Unterricht beanspruchen die „Kleinen Mittheilungen“ und die „Zeitschriftenschau“. Die geographische Literatur hat in neuester Zeit einen Umfang angenommen, dass der Fachmann beim besten Wollen und Können nicht mehr imstande ist, alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Geographie zu bewältigen. Der Schulgeograph ist überdies mit Arbeiten der Schule so in Anspruch genommen, dass ihm nur mehr wenig Zeit bleibt, mit der neuesten Literatur sich so vertraut zu machen, wie es seine fachmännische Weiterbildung erfordern würde. Er begrüßt daher Inhaltsangaben oder ausführliche Auszüge aus den neuesten Werken und aus Zeitschriften geographischen Inhaltes mit Freude, weil ihm dadurch die Möglichkeit geboten wird, die neueste geographische Literatur kennen zu lernen und sich Werke anzuschaffen, welche für seine besonderen Studien vom Werte sind.

Wenn das neue Unternehmen diesen Theil seines Programmes besonders pflegen sollte, so wird es immer mehr Freunde gewinnen. Ein Repertorium der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geographie ist zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit geworden. Es scheint, dass die „Zeitschrift für den geographischen Unterricht" sich dieser lohnenden Aufgabe widmen will.

Im zweiten Doppelhefte (3. und 4. Heft) bringt die Zeitschrift fünf Aufsätze, von denen der erste: „Das Ägäische Meer" von Prof. Dr. Otto Krümmel in Kiel und der dritte: „Adam von Bremen" (Eine Biographie) von Prof. Dr. Siegmund Günther in München verfasst und sehr lesenswert sind. Dagegen vermisst man in der zweiten Abhandlung: „Die mitteldeutsche Gebirgsschwelle in ihrer Bedeutung für das deutsche Volksthum, eine culturgeographische Monographie" von Oberlehrer Adolf Tromnau in Bromberg mehrfach jene Objectivität, welche der Verfasser eines Aufsatzes geographischen Inhaltes ohne Unterschied der Nationalität und der Staatsangehörigkeit bewahren muss. Ohne in eine Polemik mit dem Autor einzugehen, sei nur hervorgehoben, dass unter den volksthümlichen „Herrschergestalten" neben Kaiser Rothbart und Maximilian I. unbedingt auch Rudolf von Habsburg zu nennen gewesen wäre. Die Volksthümlichkeit eines Herrschers beurtheilt man doch wohl nach der Menge der Sagen und Anekdoten, die sich im Volksmunde erhalten haben. Selbst der „kühlerdenkende Norddeutsche" wird aber zugeben müssen, dass unter allen deutschen Königen des Mittelalters keiner in dieser Richtung vom deutschen Volke mehr bevorzugt ist als Rudolf I.

Zwölf Seiten des zweiten Heftes sind den „Kleinen Mittheilungen" gewidmet, aus denen der Fachmann das Neueste und Interessanteste auf den verschiedenen Gebieten der Geographie der Erdtheile kennen lernt.

Das dritte Doppelheft (5. und 6. Heft) enthält auffallenderweise weder eine Abhandlung noch „Kleine Mittheilungen", sondern ist ausschließlich der „Zeitschriftenschau" und „Besprechungen und Referaten" überlassen, so dass man den Wunsch nach einer gleichmäßigen Vertheilung der verschiedenen Materien der Zeitschrift nicht unterdrücken kann. Wir wollen sehen, was die nächsten Hefte bringen werden.

Atlas für Handelsschulen, gezeichnet und redigiert von Dr. K. Peucker, fachmännisch bearbeitet von Dr. Ph. Cicalek, Prof. an der Wiener Handels-Akademie, J. G. Rothaug, Fachlehrer an der Weiß'schen und Beamtenschulvereins-Handelschule, und Dr. Karl Zehden, k. k. Regierungsrath und Prof. an der Wiener Handels-Akademie. 36 Hauptkarten mit 64 Nebenkarten, Diagrammen, Stadt- und Hafenplänen.

Die Kartographie Österreichs hat in den letzten zwei Jahrzehnten bedeutsame Fortschritte gemacht. Bis ungefähr zum Jahre 1880 waren in den österreichischen Volksschulen fast ausschließ-

lich nur Atlanten ausländischer, vornehmlich deutscher Provenienz im Gebrauche, und in den Mittelschulen fristeten der Steinhauser'sche und Kozenn'sche Atlas ein ebenso bescheidenes als klägliches Dasein; der Sydow'sche und Stieler'sche Atlas waren die alleinigen und unumschränkten Herrscher in den österreichischen Gymnasien und Realschulen.

Wie anders ist es seit 15 Jahren geworden! In den Volks- und Bürgerschulen Österreichs dürfte sich kaum mehr ein aus einer ausländischen Officin hervorgegangener Atlas in den Händen der Schüler befinden, und in den österreichischen Mittelschulen sind die Atlanten von Sydow (in neuer Bearbeitung) und von Stieler nur mehr selten zu finden. Auch für eine neue Kategorie von Schulen, für die in den letzten Jahren in allen wichtigeren Handels- und Industriecentren Österreichs neu entstandenen Handelsschulen, ist ein besonderer Atlas geschaffen worden — der oben angeführte „Atlas für Handelsschulen". Er ist kein Neuling, sondern bildet eine Fortsetzung oder eigentlich eine Erweiterung des „Atlas für commercielle Lehranstalten", welcher, von denselben „erfahrenen Schulmännern" bearbeitet, im Jahre 1892 erschienen ist.

Die äußere Ausstattung ist so bestechend, dass man sich unwillkürlich angezogen fühlt, Einblick in diesen schmucken Atlas zu nehmen, der sich durch sein „ungewöhnlich großes", für Schulzwecke leider unförmliches Format hervorthut. Beim Durchblättern fällt selbst dem Nichtschulmanne zunächst die besondere Vorliebe des Verf.s für die grüne Farbe bei den physikalischen und für die graue Farbe und für weiße Flecke bei den politischen Karten auf; der Fachmann aber denkt sich, dass bei einer glücklicheren Wahl der Isohypsen, etwa von 150 bis 300 m, derartige Misstöne, wie sie auf allen physikalischen Karten, insbesondere auf der des Deutschen Reiches (Blatt 17) in aufdringlicher Weise auftreten, vermieden worden wären. Ferner wird jeder Handelsmann, selbst der gebildete — und zu solchen sollen doch die Besucher der Handelsschulen herangezogen werden — sich die naheliegende Frage aufwerfen, zu welchem Zwecke in einem Handelsschul-Atlas so viele physikalische Karten — die Hälfte und mit Abrechnung der vier mit Städteplänen angefüllten Blätter und der vier Erdkarten weit mehr als die Hälfte — vorhanden sind; für das Studium der Handelsgeographie jedenfalls nicht. Bei einer neuen Auflage werden, soll der Atlas thatsächlich nur für Handelsschulen bestimmt bleiben, die Mehrzahl der Karten, besonders der Länderkarten, für welche nur ein Blatt verwendet wird, durch politische ersetzt werden müssen.

Bei einer neuen Auflage wird sich weiter empfehlen, bei allen politischen Karten die sehr unglücklich gewählte Terrainzeichnung wegzulassen. Abgesehen davon, dass sie für einen Handelsschul-Atlas nicht unumgänglich nöthig ist, weil das Wenige, was der Handelsschüler aus der physikalischen Geographie

zu wissen braucht — mit Ausnahme von Mitteleuropa —, in den physikalischen Erdtheilkarten vorhanden ist, stört sie das politische Bild in unverantwortlicher Weise, da das Flächencolorit beeinträchtigt wird. So weist, um ein Beispiel anzuführen, das chinesische Reich auf der Karte Südostasien (Blatt 10) nicht weniger als fünf verschiedene Farbentöne auf, vom zartesten Gelb bis zum schönsten Braun, geziert mit unzähligen weißen Flecken. Durch Hinweglassung des Terrains in den politischen Karten wird auch das für Farbenschönheit unempfindliche Auge weniger in Mitleidenschaft gezogen werden. Das Grau-in-Grau und die weißen Flecke tragen überdies — und das ist bei einem Atlas wohl die Hauptsache — nicht entfernt dazu bei, eine auch nur annähernd richtige Vorstellung über die Bodenerhebungen der zur Darstellung gebrachten Länder zu schaffen. Um nicht in die Weite zu schweifen, schlage man nur die politische Karte von „Österreich-Ungarn und die nördlichen Balkanländer“ (Blatt 27) auf und vergleiche Steiermark und Mähren, welche dasselbe — grüne — Flächencolorit haben. Kann ein Schüler aus dieser Terraindarstellung ein wirklich klares Bild über die Bodenerhebungen dieser beiden Kronländer gewinnen? Gewiss nicht. Zu demselben Urtheile gelangt man bei einem Vergleiche Krains mit Tirol, welche ebenfalls dasselbe Colorit besitzen. Nur die weißen Flecke belehren den Schüler, dass in diesem Lande einzelne Partien über der Schneegrenze liegen.

Jedenfalls ist durch den „Atlas für Handelsschulen“ der Beweis erbracht, dass die Höhenschichtenmanier in der daselbst angewendeten Ausführung für politische Karten absolut nicht geeignet ist. Aber auch in den physikalischen Karten hat diese Manier einen problematischen Wert. Es ist hier nicht der Ort, sich darüber des weiteren auszulassen, doch scheint die Redaction selbst gefühlt zu haben, dass diese Art der Terrain- oder, um mit ihren eigenen Worten zu sprechen, der „Geländedarstellung“ eine sehr schwache Seite des Atlasses ist; denn sie fühlt das Bedürfnis, in den dem Atlas beigegebenen „Begleitworten“ dreimal dieselbe zu erläutern, besonders ausführlich in dem Abschnitte ad 2. Der Versuch, die Schichtenmanier mit der Schummerungsmanier zu vereinigen, ist nicht besonders geglückt; diese Darstellung bleibt immer ein Zwitterding, besonders bei Karten in so kleinem Maßstabe, wie sie in Schulatlanten zur Verwendung kommen müssen. Für Karten in großem Maßstabe ist die Vereinigung der Schichten- mit der Schraffierungs- oder Schummerungsmanier unstreitig die beste Darstellungsweise der Bodenerhebungen eines Landes und ohne Zweifel die einzig streng wissenschaftliche.

Die ersten Karten des Atlasses, von Prof. A. L. Hickmann, dem Verf. der bekannten Taschenatlanten, bearbeitet, sind wertvolle Zugaben, obwohl der Schulmann sich fragt, warum die Erdkarten nicht in der auch Volksschülern bekannten Projection Mer-

cators, sondern in der in Schulatlanten sonst mit Recht nicht gebräuchlichen Hammer'schen Projection gearbeitet sind. Vom wissenschaftlichen Standpunkte ist diese Projection wegen der flächentreuen Wiedergabe der Erdräume zweifelsohne die beste, aber den Schülern, selbst denen der Oberclassen der Mittelschulen, fehlt hiefür jedes Verständnis. Zwischen Wissenschaft und Schulbedürfnis muss bei der Abfassung von Lehrmitteln eben stets ein Unterschied gemacht werden.

Im übrigen muss man dem neuen Kartenunternehmen Lob spenden; es hat das Beste gewollt und versucht, das lässt sich nicht leugnen, und wird, wenn die wohlgemeinten Rathschläge befolgt und viele Detailfehler, auf welche hier nicht besonders verwiesen werden soll, beseitigt werden, bei weiteren Auflagen auch das erreichen, was es zu erreichen beabsichtigt hat. Unter allen Umständen haben sich die österreichischen Handelsschulen, was den geographischen Atlas betrifft, von den Mittelschulatlanten emancipiert und gehen ihre eigenen Wege. Mögen sie zu ihrem Gedeihen führen!

Wien. R. Trampler.

Unsere Monarchie. Die österr. Kronländer zur Zeit des 50jährigen Regierungsjubiläums seiner k. u. k. Apost. Majestät Franz Joseph I. herausgegeben von Julius Laurenčić. Wien, Georg Szelinski, k. k. Universitäts-Buchhandlung. 1. Heft.

Dem Prospecte der vorliegenden ersten Lieferung des patriotischen Werkes entnehmen wir, dass dieser Lieferung noch 23 Schwestern in ähnlichem Festschmucke folgen werden, je drei für Böhmen und Niederösterreich, je zwei für Tirol und Steiermark, je eine für jedes übrige Kronland. Jedes Heft besteht aus zwölf Illustrationen mit je einem Begleitworte in vier Sprachen (in deutscher, böhmischer, polnischer und italienischer Sprache). Die das Werk eröffnende Lieferung enthält die Hauptansicht des neuen Burgthores am Michaelerplatze und elf Hauptstädte aus den Kronländern Österreichs: Prag, Czernowitz, Lemberg, Klagenfurt, Laibach, Triest, Brünn, Linz, Salzburg, Graz und Innsbruck. Bilder und Text sind mit einer Randverzierung versehen, in der wir das Landeswappen, Natur- und Industrieproducte oder sonst das Land Auszeichnendes oder Charakterisierendes dargestellt finden. Diese Umrahmungen sind sehr fein und anmuthig componiert. Bei Graz zeigt uns die Umrahmung des Landes Vorzug in Früchten, Schweinen und Geflügel, bei Salzburg den Bergmann mit Hammer und Lampe, bei Triest bilden die Schiffsausrüstung, Netze und Krebse die Einfassung, bei Lemberg sehen wir den Wolf und das Wolfseisen, die Nationaltracht, bei Laibach die Triglavschluchten, Tropfsteingebilde und Früchte, bei Innsbruck Ackergeräth, Kuh-

glocke, Büchse, Hacke, Bergstock, eine Gemse und einen erlegten Adler, darüber einen jungen Burschen und ein lebensfrisches Dirndl, bei Serajewo die wahrscheinlich ebenso lebensfrische Schöne verschleiert hinter dicken Eisenstäben versichert und einen Tschibuk- und Messerverkäufer, der schmachtend zu ihr hinaufschaut. Bei Oberösterreich aber durchschaudert's mich, wenn ich, durch die Zeichnung veranlasst, der Trauben gedenke, die dort wachsen. Der Zeichner hat wahrscheinlich noch keinen Rebensaft von Oberösterreich gekostet, sonst müsste man ihn grenzenloser Bosheit zeihen, dass er Unerfahrene auf dieses Product aufmerksam macht.

Die Texte sollten unter anderem wohl das Bild erläutern, von wo die Stadt aufgenommen ist, sie sollten die einzelnen darauf sichtbaren hervorragenden Bauten oder die Berge im Hintergrunde benennen und erklären, sie gehen aber bei keinem Bilde ins Einzelne ein. Bei Graz ist das „stattliche Rathhaus" erwähnt, aber dass es nicht auf dem Bilde ist, wird nicht gesagt. Wer Graz nicht kennt, wird es auf dem Bilde suchen. Bei Linz ist im Texte gerade die Umgebung, welche nicht auf dem Bilde ist, geschildert; statt Freiberg aber soll es Freinberg oder Freienberg heißen. Bei Innsbruck ergeht sich der Text dort, wo von der Triumphpforte und dem Maximiliangrabmal die Rede ist, in allzu stolzthuenden Phrasen.

Es sei hier erwähnt, dass Salzburg, Klagenfurt und Innsbruck photographisch aufgenommen worden sind, als Schnee auf dem Gebirge lag. Die Abbildung des Gebirges mit zufälligem Schnee mag interessant sein, aber ist eine solche dort passend, wo der Charakter des Gebirges und der Stadt wiedergegeben werden soll?[1]

Die Illustrationen sind Phototypien. Diese Art der Vervielfältigung gibt die Stimmung der Photographie, das Bild im allgemeinen wieder, allein ein Ansehen mit der Lupe um irgendein Detail vertragen solche Bilder nicht, da zerfließt alles in Punkte. Man kann z. B. die hübschen Verzierungen auf dem Arkadenhause des Hauptplatzes in Graz nicht ausnehmen, obschon die Darstellung ziemlich groß ist. Durch das Ausfallen von Mitteltönen treten schwarze und weiße Flecken häufig nebeneinander und geben dem Bilde ein sehr scheckiges Aussehen (Triest, Lemberg, Linz). Wäre es nicht möglich gewesen, statt der Phototypien Heliogravuren zu

---

[1] Ganz gedankenlos hat man solche Aufnahmen auch für Abbildungen in Schulbüchern zugrunde gelegt (Fr. Mayer, Geogr. von Österr.-Ungarn). Seitdem von berufener Seite die Forderung von Illustrationen in den Schulbüchern erhoben worden ist, ist viel Unpassendes und viel Schlechtes in die Lehrbücher der Geschichte und Geographie gekommen: Unpassendes, weil Illustrationen ungeschickt verwendet wurden, Schlechtes, weil die Verleger die Sache nur recht billig herstellen wollen. Ich habe längst die Illustrationen der neuen Lehrbücher einer Besprechung unterziehen wollen. Ich habe es aber unterlassen, weil ich befürchten musste, dass ich kein Gehör finde.

machen? Doch sind die Hofburg, Prag, Graz recht gute Bilder, und wenn die Bilder der folgenden Hefte so gut ausgeführt werden wie diese, dann ist ein Heft um eine Krone sehr preiswürdig.

B. Kozenns geographischer Atlas für Mittelschulen, vollständig neu bearbeitet von V. v. Haardt und Wilhelm Schmidt. 84 Karten auf 56 Tafeln. Preis geh. 3 fl. 50 kr., geb. 3 fl. 80 kr.

Der Kozenn-Atlas hat seit seinem ersten Auftreten sein Kleid oft geändert und in der vorliegenden Ausgabe ist nur mehr der Name geblieben. Es ist bei Büchern und Atlanten (z. B. Guthe, Sydow, Berghaus) gar häufig, dass, dem hochverdienten ersten Herausgeber zu Ehren, der Name beibehalten wird, wenn auch bei allmählichen Umänderungen vom Alten schließlich nichts mehr da ist, wie in der bekannten Münchhauseniade der Wolf sich in das Pferd hineingefressen hat, bis zu Münchhausens Staunen der Wolf im Geschirre steckt und den Schlitten zieht.

Ich habe die Besprechung dieses Atlasses mit einigem Unbehagen übernommen; denn bei einem Kartenwerke, das in 84 Karten eine Neubearbeitung von Grund aus ist, wird sich natürlich Gelegenheit finden, da und dort ein Versehen zu verzeichnen, an vielen Stellen „anderer Ansicht" zu sein. Es ist nun ein recht misslich Ding, hervorragenden Fachmännern gegenüber seine „Ausstellungen" vorzubringen über ein Werk, dessen Anordnung und Ausführung reifliches Überlegen und emsiger Fleiß vorausgegangen sind. Leicht kann einem da entgegnet werden, was ich selbst recht gut weiß, dass einen Atlas bekritteln leichter ist als selbst einen zu schaffen, an dem nichts auszustellen wäre. Da ich nun selber bald in die Lage gekommen wäre, ein Herausgeber eines Atlasses zu sein, so weiß ich mich recht gut in die Lage der Herausgeber hineinzudenken. Ich werde in meinen Bemerkungen nur das Wichtige herauszuheben bemüht sein und so den Dank der Herausgeber, der Verlagsbuchhandlung und des kaufenden Publicums zu verdienen suchen. An Kleinigkeiten will ich nicht nörgeln.

Ein Vergleich der neuen Ausgabe gegen die frühere zeigt vor allem eine wesentliche Bereicherung an Karten für mathematische Geographie. In den früheren Ausgaben war alles hieher Gehörige auf einer Karte beisammen: Das Planetensystem, der nördliche Sternhimmel, eine Vergleichung der Planetengrößen, die Versinnlichung der Sonnengröße, die vier Hauptgestalten des Saturnringes, die Zonengürtel der Erde, die Sonnen- und Mondesfinsternis, Stand und Beleuchtung der Erde in den vier Jahreszeiten, die Zeichnung der Abplattung der Erde, die geographischen Hilfslinien und die Mondphasen.

In der neuen Ausgabe sind der mathematischen Geographie fünf Blätter gewidmet, den Tafeln I—IV sind Erläuterungen beigegeben. Die Karte des nördlichen Sternhimmels in der neuen

Ausgabe reicht so weit über den Äquator nach Süden, dass die ganze Ekliptik erscheint. Wir sehen den Kreis eingezeichnet, den der Himmelspol im Zeitraume von circa 26.000 Jahren um den Pol der Ekliptik beschreibt, und die Lage des Himmelspoles zur Zeit des Pyramidenbaues (circa 3000) und zur Zeit Alexanders des Großen bezeichnet. An den Thierzeichen der Ekliptik sehen wir, dass diese nicht mehr der Lage der gleichnamigen Sternbilder entsprechen, so steht das Zeichen der Zwillinge im Sternbilde des Stieres usw. Eine willkommene Ergänzung des nördlichen Sternhimmels ist in der neuen Ausgabe der südlichste Theil der Milchstraße mit dem Südpol und die Darstellung des Sternhimmels von Pol zu Pol, die Rückseite der Himmelskugel, wo wir wieder die ungefähre Lage des verschobenen Himmelsäquators und des Nordpoles eingezeichnet finden.

Von den zwei Streifen der unteren Kartenhälfte stellt der eine die äquatornahe Hälfte der Himmelsfläche dar, die aufgerollte Ekliptik, und mit ihr die Sterne, welche über der heißen Zone der Erde senkrecht stehen, und die Planeten Jupiter, Saturn und Mars, die im Durchschnitte Sterne des Äquators sind, der andere die Äquatorzone des Himmels mit der Mondbahn in verschiedenen Jahren, Phasen und Finsternisse in verschiedenen Jahreszeiten.

Beim Sonnensystem, Taf. II der Neubearbeitung, sind Lage und Größe der Planetenbahnen durch den Vergleich mit Erdweiten (Halbmesser der Erdbahn) sehr anschaulich gemacht. Aus dem Vergleiche der Entfernung der Planeten und dem gezeichneten Stücke der Bahn ist das dritte Kepler'sche Gesetz abzuleiten. Der Vergleich mit der Geschwindigkeit der Erde wird dadurch näher gelegt, dass nicht, wie gewöhnlich, der Weg der Planeten in einem Mercur-, sondern in einem Erdjahre gezeichnet ist. Die Bahnen der sonnennahen Planeten Mercur, Venus, Erde und Mars sind überdies noch im doppelten Maßstabe der größeren Darstellung gezeichnet und in dieser Zeichnung ist ein Mercurjahr zum Vergleiche genommen.

Dieses Blatt zeigt uns ferner noch die größere oder geringere Neigung der Planetenbahnen zur Ekliptikebene, die Rückläufe des Jupiter und die Erdbahn. Die Planetengrößen sind in der Neubearbeitung dadurch versinnlicht, dass einerseits die Sonne im Verhältnis zu Saturn, Jupiter, Neptun, Uranus, Erde und Mond und andererseits die Größenverhältnisse der kleinen Planeten zueinander und zu Jupiter und damit wieder zur Sonne dargestellt sind. Auf diesem Blatte sind in einer Zeichnung auch die Dichtenverhältnisse der Erde und der Sonne versinnlicht, und die Erklärung hierzu zeigt den Weg der Berechnung, wie auch den Vergleich mit anderen Planeten.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf jede einzelne Darstellung eingehen. Ich muss mich auf eine Inhaltsangabe be-

schränken. Tafel III[1]) zeigt uns die Mondphasen, den Synod. Monat, die Monde der Planeten, die richtigen Größen der Mondes- und Sonnenfinsternisse in vielen Figuren, die Wege der Erde, in einer Stunde, in einem Tage, Erd- und Mondbahn in einem Monate, Erdradius und Mondweite, Entfernung der Sonne, des Kometen von 1680 und des nächsten Fixsternes. Es sei besonders hervorgehoben, dass mit einziger Ausnahme der Abplattung der Erde die Zeichnungen die richtigen Verhältnisse und Größen bieten.

Die früheren Auflagen boten davon nur eine Versinnlichung der Sonnengröße und einen Vergleich mit den Planetengrößen, die Sonnen- und Mondesfinsternisse im allgemeinen.

Tafel IV bietet uns die Bewegung der Erde um die Sonne, die Lage der Bahn und Achsendrehung der Erde zum Sternhimmel, Zeichnungen der scheinbaren Sonnenbahnen für den 48° n. Br. und für den Äquator, eine Darstellung des Betrages des Ab- und Ansteigens der Mittagssonne von Monat zu Monat, die Präcession der Fixsterne, die Entstehung der scheinbaren Tagesbahnen der Sonne und die Abplattung der Erde.

Tafel V bietet uns in sehr interessanter Zusammenstellung die verschiedenen Kartenprojectionen, bei denen die Veränderungen des Bildes eines Continentes, je nach der Wahl des mittleren Parallels, besonders interessant sind. Es ist offenbar mit Absicht Afrika vorangestellt, weil die veränderte Gestalt gerade dieses Continentes sofort in die Augen springt, was bei Europa nicht so der Fall wäre. Sehr anschaulich ist auch die Mercator'sche Projection in einer Zeichnung erklärt.[2]) Auf einem Streifen dieser Tafel sind schließlich die Elemente der Terrainzeichnung, die von W. Schmidt bereits im Jahresberichte des k. k. II. Staatsgymnasiums in Graz 1871 entwickelt worden sind und von da in manches Lehrbuch ohne Angabe der Quelle aufgenommen wurden.

Der Stoff der mathematischen Geographie ist in dieser Neuausgabe sehr bereichert und in durchaus origineller Art dargestellt. Manchen Zeichnungen musste ein volles Sichversenken in den Gegenstand vorausgehen (es sei beispielsweise nur auf die Zeichnung der Lage der Planetenbahnen zur Ekliptik hingewiesen). Vergleiche ich mit diesen Tafeln die entsprechenden in den anderen namhaften Atlanten, so komme ich zu dem Schlusse, dass in den Darstellungen für die mathematische Geographie der neue Kozenn-Atlas an Reichhaltigkeit, Neuheit und Anschaulichkeit alle anderen übertrifft.

Manchem mag diese Bereicherung überflüssig erscheinen, da der Unterricht der mathematischen Geographie dem Physiker über-

---

[1]) Die Druckfehler auf Karte 3 u. 49, wo es unten W. Schmidt statt V. v. Haardt, und Nr. 7, wo es V. v. Haardt statt W. Schmidt heißen soll, hat die Verlagsbuchhandlung bereits angezeigt.

[2]) Vgl. Schmidt, Geogr. Veranschaulichungsmittel 1889, bei Hölzel.

wiesen worden ist. Allein dem eifrigen und denkenden Schüler wird damit die Möglichkeit geboten, sich über viele ihn interessierende Dinge dieser Partie Klarheit zu verschaffen, der Atlas wird ihm ein Lehrmittel bleiben, auch wenn er das Gymnasium hinter sich hat, der Atlas wird ein Nachschlagebuch für die Familie sein, man ist nicht genöthigt, zu einem Atlas aus dem Reiche greifen zu müssen. Dass der Atlas nicht einem einzelnen Lehrbuche angepasst ist, kann ich ihm nur zum Vorzuge anrechnen.

Wie jeder neuere Atlas bringt auch die Neubearbeitung des Kozenn-Atlasses zahlreiche physikalisch-statistische Karten: Sechs klimatische Erdkarten auf Nr. 8 vereinigt (Januar-Juli- und Jahres-Isothermen, Januar-Juli-Isobaren und eine Regenkarte), die Vegetationen der Erde, dazu in kleinerem Maßstabe das Kleid der Erde im Januar und das im Juli — meines Wissens noch in keinem anderen Atlasse erschienen —; ferner die Völkerkarte der Erde, Bevölkerungsdichte und Verbreitung der Religionen auf der östlichen Halbkugel.

Bei allen klimatischen Karten ist, abweichend von der gewöhnlichen Darstellungsweise, statt verschiedener Farben nur eine in mehreren Abstufungen gewählt. Dadurch wird die Übersicht wesentlich gefördert und das Buntscheckige solcher Karten vermieden. Zu diesen klimatischen Erdkarten Nr. 8 und der Vegetationskarte Nr. 9 bemerke ich noch, dass zum steten Hinweise auf die vielfache Vergrößerung der Gebiete in höheren Breiten auf Karten in Mercators Projection und zur thunlichsten Hintanhaltung solcher Täuschung die äquatornahe Hälfte der Erdoberfläche durch breite, braune Striche bezeichnet ist, eine beachtenswerte Neuerung.

Von Europa gibt uns der Atlas eine Völker- und Sprachenkarte, Wärme- und Pflanzengrenzen, eine Religionskarte, Jahresisothermen mit Regenkarte und die Bevölkerungsdichte.

Für Mitteleuropa sind acht physikalisch-statistische Kärtchen, je vier auf einem Blatte (Nr. 28, 29) beigefügt. Die Bodenerhebung auf zwei Karten getrennt darzustellen, habe ich in keinem anderen Atlasse gefunden. Auf dem einen Kärtchen übersehen wir alles Land, dass sich bis 500 m, auf dem anderen alles Land, das sich über 1000 m erhebt, in Höhenschichten dargestellt. Es ist dies ein sehr guter Gedanke und die einzig mögliche Art, die Bodenerhebung eines größeren Gebietes durch Höhenschichten klar und übersichtlich zur Anschauung zu bringen. Durch die Nebenstellung der Kärtchen vom Klima und vom Regen ersehen wir unmittelbar, wie sehr Klima und Regen vom Terrain abhängen.

Die vier anderen Kärtchen von Mitteleuropa (Nr. 29) geben uns ein Bild von der Bevölkerungsdichte, von der Verbreitung der Sprachen und Confessionen und von der Vertheilung der Mittel- und Großstädte. Der Zweck dieses letzten Kärtchens mit seinen zahlreichen Städtezeichen ohne jede Küste und ohne Fluss ist offenbar, dass der Schüler die Städte nach ihrer gegenseitigen Lage

erkennen soll, er mag dann den Lauf des Flusses in Gedanken zwischen die Städte durch oder an ihnen vorbeiziehen, in den städteleeren Räumen sieht er die Gebirge. Zur Erleichterung sind die Städte von Deutschland mit schwarzen Punkten, die außerhalb Deutschlands liegenden mit Ringelchen gekennzeichnet. Ein Druckfehler ist es, dass Malmö durch einen Punkt bezeichnet ist.

Bei Österreich sind acht ähnliche Kärtchen beigegeben (Nr. 49, 50). Auffallend ist, dass bei der Klima- und Regenkarte Bosnien nicht einbezogen ist. Warum etwa? Zur Waldkarte möchte ich bemerken, dass zuviel Wald angegeben ist. Es mag dies durch den Druck geschehen sein; wenn die grüne Farbe über ihre Grenze hinaustritt und das Weiß bedeckt, so entsteht gleich der doppelte Fehler. In diesem Kärtchen ist auch die Weingrenze in Vorarlberg ausgeblieben, und der „Rhinthaler" ist doch so gut.

Durch die Beifügung all dieser physikalisch-statistischen Kärtchen ist die neue Ausgabe in höchst dankenswerter Weise bereichert worden.

Es erübrigt nur noch, die physikalisch-topographischen und dem Verkehrswesen gewidmeten Karten zu besprechen. Wenn wir hier auch den Karten der neuen Ausgabe im allgemeinen entsprechende Karten der früheren Auflage entgegenstellen können, so müssen wir doch auch hier sagen, dass die Änderungen gründlich sind und dass fast kein Stein auf dem anderen blieb.

Wesentlich ist, dass die Karten der einzelnen Länder, wahrscheinlich unter dem Einflusse des Kartenwerkes Sydow-Wagners, nur mehr orohydrographische Karten sind, in die die politischen Grenzen roth eingezeichnet sind. Für die Karten 30, 31 genügen jedoch die schwachen rothen Linien nicht zur Auffassung der Territorialgebiete, wie auch Seibert (Ztschr. f. Schulgeogr., XVIII. Jahrg., VII. Heft, S. 221) bemerkt. Politische Übersichtskarten mit farbigem Flächencolorit finden wir — stets einer Berg- und Flusskarte gegenübergestellt — bei Europa, dem Deutschen Reiche, bei Asien, Afrika, Nord- und Südamerika und Österreich-Ungarn. Ich begrüße diese Beschränkung der Karten mit farbigem Flächencolorit auf das freudigste, will aber gleich hier die Bemerkung machen, dass es mir da, wo der orohydrographischen Karte eine politische nebengestellt ist, höchst überflüssig vorkommt, dass auf der physikalischen Karte die politischen Grenzen durch ziemlich dicke schwarze, unterbrochene Linien, die die Gebirgszeichnung auf böse Art zerstören, gezogen sind. Besonders störend ist dies bei der physikalischen Karte von Mitteleuropa, die für das Erfassen der Gebirgszeichnung und für die Wiedergabe des Erschauten durch den sprachlichen Ausdruck Grundlage sein soll.[1]) Die schönen, feinen orographischen Karten von Deutschland in den früheren Auflagen des Stieler'schen (Schwarzdruck) und Sydow'schen (Braun-

[1]) Instructionen S. 112 u. 109.

druck) Atlasses, für die wir leider noch immer keinen gleichwertigen Ersatz haben, entbehren aller politischen Grenzen. Bei der Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika (Nr. 42) ist das Flächencolorit wohl nicht nothwendig.

Bei der Colonial- und Verkehrskarte ist der Weg von Europa nach Nord- und Südamerika nach Osten und nach Westen vollständig zu übersehen.

Die Darstellung der einzelnen Continente und Länder ist wohldurchdacht und sehr sorgfältig. Die Länder sind mit möglichst weiter Umgebung dargestellt; so sehen wir z. B. bei Nordamerika England und gleichsam wie in Vorahnung der jüngsten Ereignisse die Sandwich-Inseln, bei Österreich überblicken wir den Donaulauf von der Quelle bis zur Mündung u. a. Vielen Karten vermag man mit dem strengsten Maßstabe nichts anzuhaben. Ich bezeichne als solche vor allem die schöne Alpenkarte (Nr. 16), wie es von dem Zeichner der berühmten Wandkarte der Alpen auch nicht anders zu erwarten war, ferner die Karten von Frankreich (20), England (21), Belgien, Dänemark (22), Skandinavien (23), Nordwest- und Süddeutschland (30, 31), Afrika (38) und alle auf Österreich-Ungarn bezüglichen Karten.

Von Nebenkärtchen ist ganz abgesehen, auch wo hinlänglich Platz gewesen wäre. Dadurch ist die einsame Lage eines Continentes, wie z. B. Südamerikas, wirksam zur Anschauung gebracht. Entschließt sich die Verlagsbuchhandlung in weiteren Auflagen Nebenkärtchen beizugeben, und ich möchte dem das Wort reden, so sollten ja nicht die Wasserräume ausgefüllt, sondern die Kärtchen sonst auf irgendeine Weise beigegeben werden. Auf diese Weise kann die Reichhaltigkeit des Atlasses immer gesteigert werden. Die physikalischen Karten wird ein blasseres Grün noch um vieles freundlicher erscheinen lassen. Die Beigabe der Erklärung der Höhenschichten zur Darstellung der Bodenerhebung wäre sehr erwünscht, denn die auf Nr. 7 (Planigloben) beigegebene Erklärung passt nicht auf alle physikalischen Karten. Unschön finde ich den grauen Farbenton auf den Karten 35, 36 und 37 (Vorder-, Mittel- und Südasien). Die kleinen Flüsse erscheinen häufig zu stark, was jedenfalls mit dem Blaudrucke zusammenhängt. Spanien z. B. macht dadurch den Eindruck eines sehr wasserreichen Landes. Karten, auf denen der Druck durch eine Verschiebung misslungen ist, sollten sorgfältig ausgeschieden werden. In dem vorliegenden Recensionsexemplare sind auf Karte 40 (Nordamerika) die Gebirge ins Meer gefallen, die Seen alle auf den Südufern ausgetreten, auf den Nordufern ausgetrocknet. Durch solche Verschiebungen oder durch Zerrungen des Papiers erscheint auch oft die Lage einer Stadt verschoben. So finde ich auf Karte 25 und 26 Magdeburg ganz abseits von der Elbe auf dem linken Ufer, während doch ein Theil der Befestigungen sogar auf dem rechten Ufer liegt. Die Bezeichnung „Frankfurt an der Oder“

wird durch die Karten 25 und 26 Lügen gestraft, denn hier liegt die Stadt 5 km vom Flusse entfernt. Mindens und Dresdens Lage ist gleichfalls ungenau. Derartigen sehr störenden Zufälligkeiten könnte begegnet werden, wenn Flüsse und Städte mit einer Farbe gezeichnet würden, vielleicht auch durch die Wahl eines anderen Papiers. Bei einigen Karten wünschte ich eine plastischere Wirkung, so bei der Karte der Schweiz (Nr. 32) und auch bei den Karten 40, 42 und 43.

Die Darstellung der Oberflächenformen (Nr. 6) ist den Hölzel'schen geographischen Charakterbildern entnommen. Die Nebenstellung der Bilder und ihrer Kartendarstellung ist sehr dankenswert. Ein Idealbild der Bodenformen daneben ist völlig entbehrlich, da die gewählten Bilder fast alle Formen enthalten.

Für den Schulgebrauch ist es sehr wünschenswert, dass der Rand soviel als möglich beschnitten werde, damit die Schüler den Atlas ausbreiten können.

Unrichtigkeiten habe ich sehr wenige gefunden. Zur Karte 17 sei bemerkt, dass das Marokkaner Rif dadurch, dass die parallelen Rücken in einen zusammengezogen sind und durch die dunkle Schraffierung als gewaltiges Gebirge erscheint, während der höchste Berg nur 2200 m hoch ist und die Rücken viel niedriger sind. Beim Asturisch-Cantabrischen Gebirge sollte der Nordabhang als der steilere gezeichnet sein. Auf Karte 25 ist die Fortsetzung des Eulengebirges zwischen der Glatzer Neisse und der Weistritz als Rückengebirge gezeichnet, während sie ein Plateaugebirge ist. Auf Karte 30 sind die Sümpfe zwischen der unteren Weser und unteren Elbe und in Friesland ausgeblieben, während sie auf Karte 25 angezeigt sind. Desgleichen sollten auf Karte 31 die Sumpfstrecken an der Donau zwischen Dillingen und Donauwörth angegeben sein. Auf Karte 53 soll der höchste Gipfel des Sengsengebirges „Hohe Nock" statt Hohenock heißen, es gibt nämlich noch andere Berge mit dem Namen Nock. Auf derselben Karte ist die Richtung des Hochthores unrichtig gezeichnet. Dies Gebirge, das das Admonter Thal wie ein querstehendes hohes Thor abschließt, zieht von SW. nach NO., das Ennsthal ist im Gesäuse ein Querthal. Auf der Karte 35 ist die Beziehung des Tschu zum Issyk-kul nicht richtig dargestellt. Auf der Karte 56 finde ich dort, wo sonst Neutragebirge gelesen wird, „Kleine Fatra", den Namen Bihargebirge finde ich weiter ausgedehnt als ich es sonst auf Karten gefunden habe.

Sehr widersprechend sind die Bezeichnungen als Festung sowohl in den verschiedenen Karten des Atlasses selbst als auch gegen andere Atlanten. Genua, Rom, Lissabon, Belgrad, Köln, Messina, Konstantinopel, Kiew sind auf Karte 13 als Festungen angegeben, auf Karte 12 als offene Städte. Lissabon, Messina, Konstantinopel, Amsterdam und Christiania, letztere auf Karte 12 und 13 als Festungen bezeichnet, sind keine. Auf Karte 18 ist

Spezzia als Festung, auf Karte 16 als offene Stadt, Piacenza auf Karte 16 wieder nicht als Festung angezeigt, Danzig ist auf Karte 28 nicht als Festung, sonst (Nr. 12, 13, 24, 26) als Festung bezeichnet. Auf den Berg- und Flusskarten kann die Angabe der Befestigung überhaupt weggelassen werden, dagegen sollen diese Angaben bei den politischen Übersichtskarten und bei den Karten der einzelnen Länder recht genau überprüft werden.

Dringend nöthig scheint es mir, die Watten der Nordsee einzuzeichnen. Was die topographischen Angaben anlangt, so würde man einen etwaigen Mangel am besten bei längerer Benützung in der Schule erfahren; dazu ist nun nicht die Zeit. Ich will nur bemerken, dass ich auf der Karte von Frankreich das durch seine Denkmäler aus der Römerzeit berühmte Orange (Arausio), in Dalmatien Salona und Spizza vergeblich gesucht habe.

Wenn wir überschauen, wieviel des Neuen und Vortrefflichen der Atlas nach Anlage und Ausführung bietet, und darauf achten, welcher Art die Versehen oder Übersehen sind, so lässt sich wohl leicht erkennen, dass bei ruhiger Arbeit und sorgfältiger Durchsicht die meisten vermieden worden wären. Dazu nun scheint man den Herausgebern nicht Zeit gelassen zu haben. In Österreich macht ein Lehrbücherverlag dem anderen Concurrenz, einer sucht dem anderen zuvorzukommen, um nach dem Sprichworte „Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst“ vor dem anderen zum Mahlen zu kommen. Heißt es nun, hier ist ein neuer Atlas in Vorbereitung, sogleich zeigt die andere schon das baldige Erscheinen eines solchen an. Da wird dann zum Nachtheile der Sache um die Wette gehetzt.

Meine Bemänglungen möge man nicht auffassen, als wollte ich belehren; ich gebe die Bemerkungen, wie ich sie beim Durchsehen des Atlasses gemacht habe, sie beruhen auf einem Vergleiche des vorliegenden Werkes mit den besten Erzeugnissen auf diesem Gebiete, die ich mir zu beschaffen stets begierig war, und sie wollen nichts als beitragen zur möglichsten Vervollkommnung des Atlasses, auf den wir in Österreich, wie ich zuversichtlich hoffe, noch stolz sein werden.

Wien. Anton Mayr.

Maxima und Minima. Aufgaben für die Prima höherer Lehranstalten, von Dr. August Maurer, Oberlehrer am Realgymnasium zu Düsseldorf. Mit 13 in den Text gedruckten Figuren. Berlin, Verlag von Julius Springer 1897. 50 SS.

Auf den hohen Wert, welchen die Maxima-Minima-Aufgaben, die eine Menge Beziehungspunkte zu allen Zweigen der Mathematik darbieten und eine reiche Fülle sehr interessanter Probleme aufweisen, für den mathematischen Unterricht besitzen, ist wiederholt schon, und in jüngster Zeit auch in diesen Blättern, hinge-

wiesen worden. Da die Auflösung von vielen dieser Aufgaben, und zwar gerade solcher, die das Interesse der Schüler in erhöhtem Maße wachzurufen imstande sind, wenn dieselbe auf elementarem Wege überhaupt erfolgen kann, mindestens die Kenntnis der Gleichungen zweiten Grades beansprucht, so wird mit einer systematischen Durchnahme derselben wohl nicht eher vorgegangen werden können, als nicht hinreichende Fertigkeit in Umformung und Auflösung der quadratischen Gleichungen bei den Schülern erreicht ist. Mannigfache Aufgaben dieser Art lassen sich jedoch auch schon auf früheren Stufen des Unterrichtes mit einfacheren Hilfsmitteln auflösen, die sich aus der elementaren Geometrie zumeist ohne jede Schwierigkeit entnehmen lassen. Manche Lehrbücher der Geometrie haben in dieser Richtung nützliche Anleitungen gegeben, unter denen das von Heis und Eschweiler an erster Stelle zu nennen ist. Auch in dem vorliegenden Büchlein werden, und zwar nahezu im ganzen ersten Drittel desselben, nach dieser geometrischen Methode zahlreiche Aufgaben behandelt, von denen einige der schon von Steiner in Crelles Journal, Bd. 24, auf elementarem Wege gelösten isoperimetrischen Probleme besonders hervorzuheben sind. In einem zweiten Abschnitte wird dann, nachdem zuvor noch der Begriff der Function einer Veränderlichen entwickelt und die graphische Darstellung einer solchen Function gezeigt wurde, die bekannte Methode zur Behandlung quadratischer Functionen benutzt. In einem dritten Abschnitte endlich wird nach dem Vorgange von Schellbach eine allgemeine Methode zur Lösung der Maxima-Minima-Aufgaben entwickelt, die im Wesen mit der bekannten, in der Differentialrechnung geübten Methode identisch ist. Die vom Verf. gebrachten Aufgaben sind mit ziemlichem Geschick gewählt, bei manchen derselben ist die Lösung bloß angedeutet, bei anderen auch ganz gegeben, immerhin bleibt auch bei den letzteren für die Schüler noch genug zu thun übrig, für deren Gebrauch dieses Büchlein als ein ganz zweckmäßiges Hilfsmittel bezeichnet werden kann.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

Meteorologie von Dr. Wilhelm Trabert, Docent an der Universität und Assistent der k. k. Centralanstalt für Meteorologie in Wien. Mit 49 Abbildungen und 7 Tafeln. Sammlung Göschen, 54. Bändchen. Leipzig. G. J. Göschen 1896.

In dem vorliegenden Büchlein empfängt die Leserwelt ein kurzes und doch umfassendes, klar geschriebenes, mit Rücksicht auf die neuesten Forschungen und die theoretischen Ansichten verfasstes Werk über Meteorologie, welches mit Liebe und Hingebung für den Gegenstand bearbeitet ist. Die Aufgaben und Beobachtungsmittel der Meteorologie, welche als die Physik der Atmosphäre bezeichnet wird, sind klar auseinandergesetzt und

namentlich auf die Darstellung der physikalischen Eigenschaften der Luft die gebürende Rücksicht genommen worden. Die Strahlung der Sonne und des Himmels, die Temperaturverhältnisse und die Wärmevertheilung über der Erdoberfläche werden in erster Linie besprochen, dann ist auf die Lehre vom Luftdruck, auf die Variationen desselben, auf dessen Vertheilung des Näheren eingegangen. Von Interesse ist die Beantwortung der Frage, ob nicht unsere Atmosphäre auf gewisse Schwingungen abgestimmt ist. Wahrscheinlich ist es, dass die Ursache der täglichen Barometerstandsvariation in der täglichen Temperaturschwankung zu suchen ist, dass, wie auch die Rechnung lehrt, durch eine die Erde umkreisende Temperaturwelle auch eine Druckwelle von gleicher Gestalt und Schwingungsdauer erzeugt wird. Die von Margules gegebene Erklärung der doppelten täglichen Luftdruckschwankung, welche an dieser Stelle gegeben ist, verdient jedenfalls Beachtung. Im weiteren setzt der Verf. die Bewegungserscheinungen der Atmosphäre auseinander, bespricht die Feuchtigkeitsverhältnisse der Luft, namentlich die periodischen Änderungen im Feuchtigkeitsgehalte derselben und die Abnahme desselben mit der Höhe, ferner die Bewölkungsverhältnisse und jene des Niederschlages. In den Betrachtungen über Luftelektricität stellt der Verf. den Satz auf, dass die negative Ladung der Erde gewiss, wahrscheinlich aber eine gleich große positive Ladung der Atmosphäre ist, dass ferner eine bestimmte Menge negativer Elektricität einen fortwährenden Kreislauf macht, von der Erdoberfläche in die Atmosphäre steigt und von dort aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Niederschläge wieder zur Erde zurückgelangt, und dass diesen Umständen der Wechsel im elektrischen Zustande der Atmosphäre zu danken ist, dass es aber zweifelhaft ist, ob diese Elektricität auch im Wasserdampf ihren Sitz hat. — Im Folgenden werden die atmosphärischen Lichterscheinungen, soweit dies durch elementare Raisonnements möglich war, besprochen. Den Schluss des sehr lesenswerten Schriftchens bildet die Darlegung der Grundlagen der wissenschaftlichen Wetterprognose und der Bedeutung der Atmosphäre für unsere Erde. Dort wird auch auseinandergesetzt, wie das Wetter durch die Menschenhand beeinflusst werden könne. Der große volkswirtschaftliche Aufschwung, der mit dem Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingetreten ist, hat die Gewitterhäufigkeit gesteigert und dazu beigetragen, dass die Luft in ihrer Zusammensetzung wesentlich geändert wurde, wodurch das Auftreten von vielen Nebeln bedingt erscheint. Ebenso wurde das Wetter durch die vielfach vorgenommenen Entwaldungen bedeutend beeinflusst.

Die zu Beginn der vorliegenden Schrift angegebene Literatur nimmt auf die besten Erscheinungen auf diesem Gebiete Rücksicht und verdient beachtet zu werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. J. G. Wallentin, Lehrbuch der Elektricität und des Magnetismus. Mit besonderer Berücksichtigung der neueren Anschauungen über elektrische Energieverhältnisse und unter Darstellung der den Anwendungen in der Elektrotechnik zugrunde liegenden Principien. Mit 230 Abbildungen. Stuttgart, Ferd. Enke 1897.

Wenn schon die vor fünf Jahren von demselben Verf. herrührende „Einleitung in das Studium der modernen Elektricitätslehre" einerseits dem Studierenden des Faches, andererseits dem elektrotechnischen Praktiker eine Quelle klaren Verständnisses der elektrischen Erscheinungen bot — was auch mehrfach in Fachblättern betont wurde —, so gilt dies in noch höherem Grade von dem vorliegenden Werke. In methodischer Ordnung wird das bis zu den letzten Monaten riesig angewachsene Forschungsmaterial klar exponiert, es werden die Grundgesetze eingehend erörtert und in eleganter Kürze einem gründlichen Verständnisse zugeführt. Dabei ist es dem Verf. vorzüglich gelungen, um eine mathematische Stufe tiefer herabzusteigen und dem Infinitesimalcalcül zu entgehen. Hiedurch wird der Kreis derjenigen, welchen das Buch ein wahres Fundament für die Auffassung der elektrischen Erscheinungen liefert, vielfach vergrößert. Denn jeder, der die Elemente der Mathematik innehat, kann der ebenso klaren als gewandten Darstellung folgen. Dem Texte sind auch mit gewissenhafter Quellenangabe die neuesten und instructivsten Illustrationen beigegeben.

Kurz resumiert: Das Buch liefert dem Studierenden einestheils die beste Grundlage weiterer theoretischer Forschung mit Betonung der neuesten Leistungen auf diesem Gebiete, anderntheils bietet es dem Elektrotechniker, der über vielem Detail oft den Faden verliert, mit Umgehung der Differentialrechnung eine gediegene methodische Übersicht mit den besten und einfachsten Methoden elektrischer Messung.

Wien. J. Kessler.

Kurzes Lehrbuch der Mineralogie (einschließlich Petrographie) zum Gebrauche an höheren Lehranstalten sowie zum Selbstunterrichte von Dr. H. Baumhauer, Prof. an der Univ. zu Freiburg i. d. Schw. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1896. 8°, 208 SS.

Dem in wissenschaftlichen Kreisen hochgeschätzten Verf. ist es gelungen, auf engem Raume ein höchst gediegenes, für den höheren Unterricht äußerst brauchbares Compendium der Mineralogie zu schaffen. Abhold allen methodischen Schrullen, verfolgt das Buch den Zweck, eine möglichst klare, sachlich correcte Übersicht unserer Wissenschaft zu geben, alles Überflüssige vermeidend, nichts Wichtiges übergehend. Dieser Absicht entsprechend ist der reiche Stoff nach den bewährten Mustern streng wissenschaft-

licher Darstellung in den Werken von Naumann-Zirkel, Tschermak u. a. in einen allgemeinen und einen speciellen Theil gegliedert. Aus dem allgemeinen Theile sei besonders die lichtvolle und umfassende Behandlung der Krystallographie und des optischen Verhaltens der Mineralien hervorgehoben. In dem speciellen Theile befriedigt sowohl die passende Auswahl der beschriebenen Mineralien, als auch die sorgfältige und treffende Zusammenfassung der Mineralkennzeichen. Der petrographische Anhang erhöht die Brauchbarkeit des Buches für den Studierenden. Wenn es möglich sein sollte, an deutschen Gymnasien auch nur die Hälfte des in vorliegendem Werke gebotenen Stoffes durchzunehmen, dann könnte der Ref. ein Gefühl des Neides wohl nicht unterdrücken.

Die Erdrinde. Grundlinien der dynamischen, tektonischen und historischen Geologie. Für Studierende sowie auch für Freunde der Naturwissenschaften dargestellt von Dr. Karl Schwippel. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1897. 8°, 84 SS.

Wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, von einer so umfassenden, in so viele andere Disciplinen eingreifenden Wissenschaft, wie es die Geologie ist, eine gedrängte und dabei genügend klare Darstellung zu geben, so muss man anerkennen, dass der Verf. mit vielem Fleiße und Verständnis seine Aufgabe zu lösen bemüht war. Man merkt überall das Bestreben, den neuesten wissenschaftlichen Standpunkt zum Ausdrucke zu bringen. Der Inhalt des Büchleins ist sehr reich, ja er bietet mitunter des Guten zuviel, so insbesondere in der historischen Geologie, wo die Aufzählung der zahlreichen geologischen Zonen, Stufen, Gruppen, Series usw. wohl über das Bedürfnis des Naturfreundes hinausgeht. Die vorliegende Schrift eignet sich ihrer ganzen Anlage nach weniger dazu, einen Einblick in das Wesen der Geologie, als vielmehr eine Übersicht über den Umfang dieser Wissenschaft zu vermitteln.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dr. Heinrich Gomperz, Zur Psychologie der logischen Grundthatsachen. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke 1897. 103 SS.

Die vorliegende Schrift ist eine anregende und gedankenreiche Untersuchung, die jeder auch dann mit Interesse lesen wird, wenn er mit den Ergebnissen derselben nicht ganz übereinstimmt. Der Verf. hat damit seine entschiedene Befähigung zu philosophischen Untersuchungen dargethan und zugleich eine bei seiner Jugend besonders anerkennenswerte Belesenheit bekundet. Die Schrift weist sowohl die Vorzüge als auch die Mängel auf, welche junge Schriftsteller — heute vielleicht noch mehr als in früheren Zeiten — charakterisieren. Das frische und kühne Inangriffnehmen schwieriger Probleme, die frohe Zuversicht und das Vertrauen in

die gegebenen Lösungen berühren durchaus wohlthuend. Dass dabei manche zu rasche Schlussfolgerung mit unterläuft, dass es vielfach an der erst dem reiferen Alter eigenen Besonnenheit, hie und da auch an der wünschenswerten Bescheidenheit fehlt, wer könnte daraus einem begabten, von ernstem Streben erfüllten jungen Manne einen ernstlichen Vorwurf machen?

Der Verf. unternimmt es, die Frage zu beantworten, ob wir in anschaulichen Vorstellungen oder in allgemeinen Worten, in der üblichen Terminologie ausgedrückt, ob wir intuitiv oder discursiv denken. Er gelangt zu dem Ergebnisse, dass beides der Fall ist, findet aber, dass das discursive Denken nur ein Nothbehelf sei. Das Streben des Denkens soll immer dahin gerichtet sein, unmittelbar aus der Anschauung zu erwachsen und ihr möglichst treu zu bleiben.

Zu diesem Resultate gelangt der Verf. auf folgendem Wege. Er untersucht im ersten Abschnitte (S. 7—20) „die Erkenntnis ohne Sprache“ und glaubt zeigen zu können, dass ein isoliert lebender Mensch ohne Sprache auf dem Wege der Association von anschaulichen Einzelvorstellungen zu recht erheblichen, namentlich biologisch wichtigen Erkenntnissen gelangen kann. Meiner Ansicht nach schreibt der Verf. diesem Einzelmenschen zu viel Fähigkeit zu und hat zu großes Vertrauen zu der Beweiskraft seines „Gedankenexperimentes“, wie man nach dem Vorgange von E. Mach diese Auseinandersetzung am besten bezeichnen kann. In drei weiteren Abschnitten „Wort und Begriff“, „Satz und Urtheil“, „Satzverbindung und Schluss“ wird nun der Einfluss der Sprache auf das Denken untersucht, wobei viel Treffendes und Anregendes vorgebracht wird, vieles aber auch, das energischen Widerspruch herausfordert. Als gelungen kann ich namentlich das bezeichnen, was über den Schluss vorgebracht wird. Das psychologische Verhältnis des Schließens zur Association sowie die Behauptung, dass der Schluss in psychologischer Hinsicht meist zweigliedrig und nicht dreigliedrig sei, namentlich aber das Verhältnis der Minor zur Maior wird eigenartig und recht treffend beleuchtet. Dagegen finde ich in dem Abschnitte über Wort und Begriff, namentlich aber in dem über Satz und Urtheil starke Schwächen und Mängel. Die Vertheidigung der Selbständigkeit von Wort und Begriff (S. 20 ff.) scheint mir wenig gelungen. Die Auffassung des Urtheils als bloßer Modification, Coordination und Combination von Vorstellungen zeigt, dass der Verf. das Wesen des Urtheilsactes nicht zu erfassen vermocht hat. Die Argumente, die er gegen meine Theorie vorbringt, habe ich bereits an einem anderen Orte widerlegt[1]) und will hier nicht wieder darauf zurückkommen. Was in all diesen Auseinandersetzungen fehlt, das ist ein tiefes Erfassen des Begriffes der Allgemeinheit. Der secun-

---

[1]) Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philosophie XXI (1897), S. 185.

däre Charakter dieser Processe, den jetzt Jodl in seinem Lehrbuche der Psychologie so gründlich erfasst und so meisterhaft zur Darstellung gebracht hat, bleibt hier unverstanden.

Auffallend ist es auch, dass der Verf. nirgends so recht Stellung nimmt zu dem, was aus Kants Philosophie für diese Probleme hervorgeht. Man kann heute auf ganz anderem Standpunkte stehen als Kant, allein so schreiben, als ob Kant nie gefragt hätte, was unser Beibringen ist zum Zustandekommen der Erfahrung, das darf man denn doch nicht. Ich bin ebenfalls ein entschiedener Gegner jedes a priori, allein dass alle Erfahrung nur durch unser formendes Denken zustande kommt, und dass es eine Selbsttäuschung ist, wenn man glaubt, die Einzelvorstellung oder, wie ich es formuliere, die individuell bestimmte und individuell gefärbte Anschauung könne ohne Hilfe der Denkthätigkeit zur vollen Klarheit und praktischen Vorstellbarkeit gelangen, das scheint mir nach dem Auftreten Kants nicht mehr bezweifelt werden zu dürfen.

Trotz dieser Mängel muss ich jedoch wiederholen, dass die Schrift nicht arm ist an richtigen und eigenartigen Gedanken und dass sie recht anregend wirkt.

S. 24 hat der Satz „Die Entstehung der Sprache usw." kein Prädicat. Was S. 55—57 vom Sprachgebrauch des Hebräischen gesagt wird, ist nicht richtig. Nicht jedes Intransitiv wird durch ein adjectivisches Particip ausgedrückt, es gibt intransitive Verba finita und namentlich intransitive Verbalformen. Ebensowenig darf man sagen, dass die Copula im Hebräischen ganz fehle. Heißt es doch gleich zu Anfang der Genesis, die Erde war wüste und leer, wo das Wort הָיְתָה als Copula gelten muss. Auch das ist nicht richtig, dass das adjectivische Prädicat voranstehen muss. In dem zufällig aufgeschlagenen 29. Capitel der Genesis finde ich gleich mehrere Beispiele für den entgegengesetzten Gebrauch. V. 2. Der Stein war groß. V. 7. Der Tag ist noch lang. V. 17. Die Augen Leas waren trübe. V. 32. Rahel war unfruchtbar. Man unterscheidet eben in den semitischen Sprachen überhaupt zwischen sogen. Nominal- und Verbalsätzen, und darnach richtet sich die Stellung des Prädicats. Der Verf. mag daraus lernen, dass man in positiven Behauptungen aus einem Gebiete, das man nicht beherrscht, vorsichtiger sein sollte.

Wien. W. Jerusalem.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die römische Kaisergeschichte im Mittelschulunterrichte.

Es gibt Partien im Geschichtsunterrichte, welche von Seiten des Lehrers und Schülers nicht mit jenem Grade von Gründlichkeit und Aufmerksamkeit behandelt werden, den sie vermöge ihrer pragmatischen Bedeutung verdienen; bei welchen sich ein matterer Ton im Unterrichtsvorgang bemerkbar macht, sobald es sich um die Vertiefung, ein Hasten und Vorwärtsdrängen, wenn es sich um den Fortgang des Lehrstoffes handelt. Es sind jene Abschnitte, welche am Ende großer Abtheilungen der allgemeinen Weltgeschichte stehen; also die römische Kaisergeschichte am Ende des Alterthums, die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts am Schlusse des Mittelalters. Die Kluft zwischen dem letzten Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit ist allerdings nicht so bedeutend, es ist eine naturgemäße Fortentwicklung namentlich auf culturellem Gebiete; beim Mittelalter ist es ein Beginnen mit Neuem, mit nur theilweiser, allmählicher Anlehnung an die Antike, die, in den gewaltigen Stürmen der Völkerwanderung von ihren eigenen Trümmern bedeckt, einer viel späteren Auferstehung harrte.

In der Art und Weise, wie unsere Lehrbücher das Mittelalter einleiten und wie dementsprechend auch der Vortrag des Lehrers sich gestaltet, erscheint wenig oder gar kein Zusammenhang mit dem eben abgeschlossenen Alterthume. Dem Schüler erscheint es als etwas ganz Neues. Dazu kommt noch, dass mit dem Namen »Mittelalter« sich beim Schüler eine gewisse unbestimmte, in ihren Hauptzügen aus Ritterthum u. dgl. zusammengesetzte Vorstellung verbindet, die von der gewonnenen Auffassung des römischen Alterthums, die gewöhnlich in der Zeit und Person Cäsars culminiert, grundverschieden ist; sein Interesse wendet sich dem Neuen in erhöhtem Maße zu und schwächt sich für die nunmehr folgende Zeit des Verfalles des großen Reiches — als solche wird sie ja zumeist aufgefasst —, dessen Bildung aus den bescheidensten Anfängen er mit hohem Interesse verfolgt hat; in der Praxis gibt er dem oft auch Ausdruck, indem er das Alterthum »schon langweilig« findet.

Der Lehrer andererseits pflegt, einzelne Fälle ausgenommen, der römischen Kaisergeschichte gleichfalls nicht viel Aufmerksamkeit zu schenken; es muss offen eingestanden werden, dass ihm meist eine gründliche Kenntnis derselben mangelt, da auch auf der Universität — ausgenommen Specialcollegien, die zu hören der Lehramtscandidat nicht die Zeit findet — die Kaisergeschichte aus rein äußeren, zeitlichen Gründen das Stiefkind des Geschichtsunterrichtes wird.

Das Ergebnis ist nun, dass in den meisten Fällen der Erfolg des Unterrichtes kein besonders günstiger sein wird; man soll nur einen absolvierten Gymnasiasten fragen, was er von der römischen Kaisergeschichte weiß: die Namen des julisch-claudischen Hauses; einige Pikanterien, die er aus der Lectüre des Tacitus mit begreiflicher Neugierde erhascht hatte; die Namen Diocletians und Constantins, vielleicht auch Titus und Trajans; aber eben nicht viel mehr als die Namen. Über das Wesen und die Bedeutung des römischen Kaiserstaates, über dessen Verwaltung, materielle und geistige Cultur wird er nichts oder einige unverstandene, allgemeine Redensarten wissen; je näher das römische Reich seinem Ende kommt, desto lückenhafter wird das Wissen des Abiturienten; aber auch von einer allgemeinen pragmatischen Auffassung des Kaiserthums wird man wenig bei ihm finden. Es ist übrigens eine auffallende Thatsache, dass Fragen aus der römischen Kaisergeschichte bei der Maturitätsprüfung äußerst selten sind; vielleicht findet man in dem früher Erwähnten dafür einen Erklärungsgrund.

Wollte man aber dem Lehrer einen Vorwurf machen, so hat er einen billigen Deckmantel in den Instructionen, wo es heißt (S. 153): »So wichtig die Kaisergeschichte ist, wegen der Umwandlung des geistigen und politischen Lebens und weil in dieser Periode die Wurzeln der christlichen Weltanschauung liegen, so wird doch nur die Zeit bis zum Tode Marc Aurels einigermaßen genauer zu behandeln sein. Von da ab ist mehr ein summarisches Vorgehen geboten, worin jedoch die allgemeinen Verhältnisse des Reiches, das Andringen der germanischen Völkerschaften und die Ausbreitung des Christenthums klar hervortreten müssen. Die Regeneration des Staates unter Diocletian und Constantin verdient genauere Beachtung; die letzten Zeiten bis zur Einwanderung der Gothen auf italischem Boden mögen nur kurz berührt werden.«

Da steht viel; wer will, hört aber immer nur »Nein«. Vergegenwärtigen wir uns aber die Wichtigkeit der römischen Kaisergeschichte etwas genauer, als es in den Instructionen steht.

Die Geschichte der classischen Völker erscheint als etwas Abgeschlossenes und sie bildet — wenn man so sagen will — eine pädagogisch-didaktische Einheit. An ihr kann der Lehrer die Entwicklung eines Staatswesens von seinen Anfängen bis zur Vollendung des Großstaates, mit allen durch innere sociale und äußere kriegerische Verhältnisse bedingten Änderungen der Verfassung und des socialen Lebens, nebst einer Fülle von individuell und staatlich bedeutenden Persönlichkeiten dem Schüler am leichtesten und klarsten vor Augen führen — sine ira et studio. Und so kann sie der Schüler seinerseits wieder auf-

nehmen und er findet eine Menge von Musterbeispielen, aus denen seine eigene individuelle und bürgerliche Charakterentwicklung reichen Nährstoff ziehen kann. Soll aber dies alles der Fall sein, so muss diese Geschichte zu ihrem natürlichen Abschlusse geführt werden; es muss auch die Kaisergeschichte volle Würdigung erfahren. Erscheint ja doch die Einrichtung des Principats unter Augustus auch dem Leser als eine Wohlthat, wie sie den Zeitgenossen erschienen ist; auch er spürt, von den langen Bürgerkriegen und unerquicklichen Zwistigkeiten ermüdet, die dulcedo otii, die doch ein völkerpsychologisches Hauptmoment bei dem Werke des ersten der Cäsaren gewesen war. Jetzt trat Ruhe und Friede ein, der Janustempel wurde geschlossen; so war der friedliche consolidierende Abschluss der langen kriegerischen Entwicklung des römischen Reiches gegeben. Aber noch mehr. »Das menschliche Geschlecht hatte, insoweit es an der geschichtlichen Entwicklung theilnahm, gleichsam einen Mittelpunkt gefunden«, sagt Ranke.[1] »Die Gemeinwesen der älteren Welt, die sich politischer und religiöser Unabhängigkeit erfreuten und darüber miteinander zerfielen, waren alle unter die Herrschaft des mächtigsten von ihnen, der römischen Republik gerathen. In dieser selbst war dann eine einheitliche Macht zur höchsten Autorität gelangt: das Principat war gebildet worden .... « »Eine solche Autorität aber war nicht allein für die damaligen Zustände unentbehrlich; ich fürchte nicht, die Grenze der Historie zu überschreiten, wenn ich ausspreche: sie war die Bedingung für die Fortentwicklung der Welt. Das Kaiserthum hatte eine universalhistorische Aufgabe von weitestem Umfange. Diese bestand in der Vereinigung der ursprünglich voneinander sehr verschiedenen Nationalitäten, wie sie sich um das Mittelmeer her entwickelt hatten, zu einer homogenen Gesammtheit. Ein langes, stetiges Ineinandergreifen der friedlichen Interessen dieser Völkerschaften gehörte dazu, wenn die schon begonnene Verschmelzung derselben vollendet und der gräcoromanische Geist, der die Oberhand bereits gewonnen hatte, im Occident zur vollen Herrschaft gelangen sollte. Das aber bedingte wieder die Bildung einer consistenten Culturwelt, deren Bestehen für das menschliche Geschlecht von unendlicher Bedeutung gewesen ist.«

Indem nun das Kaiserthum diese universalhistorische Aufgabe erfüllte — nicht im ersten Jahrhunderte seines Bestandes, sondern durch vier Jahrhunderte hindurch — entwickelte sich eine Verfassung, die ihresgleichen im Alterthume nicht hatte. Zwar weisen auch die Perser eine Reichsverfassung auf gegenüber der Stadtverfassung der Griechen und Römer, und sie ist in vielen Dingen mustergiltig für die Römer geworden; allein sie greift in ihren Folgen nicht so direct in die Staatenentwicklung der anderen europäischen Völker ein wie die des römischen Kaiserthums, welch letztere Thatsache meiner Ansicht viel zu wenig betont und dargelegt worden ist. Schon während des die republicanischen Einrichtungen wahrenden Principats treten in dieser Hinsicht

[1]) Weltgeschichte, 4. Aufl. Leipzig 1886. III. Bd., S. 1 u. 3 f.

Momente hervor, welche weder der Lehrer noch ein Lehrbuch übergehen sollten. Nur einiges sei hier hervorgehoben.

Der unter den ersten Kaisern aus deren vertrautesten Anhängern gebildete Staatsrath (consilium principis), der anfangs nur eine berathende Stimme hatte, dessen Verordnungen später (seit Alexander Severus) für die Verwaltung maßgebend waren, ist eine Einrichtung, die wir nachher nicht bloß im karolingischen Reiche, das so vielfach eine Anlehnung an das römische Imperium zeigt, sondern fast in allen absolutistisch entwickelten Monarchien Europas bis in die Neuzeit, fast unter gleichem Namen in nur theilweise veränderten Formen wiederfinden.

Ist hier eine Erscheinung der absoluten Monarchie gegeben, so zeigen sich in den von Augustus in den meisten Provinzen, wenn nicht gar im ganzen Reiche eingerichteten Landtagen (communia) die ersten Anfänge einer Repräsentativ-Verfassung, einer constitutionellen Monarchie, mit der äußerlich das Principat — als Dyarchie — eine gewisse Ähnlichkeit besitzt, wenngleich es im Wesen selbst ganz anders geartet ist. Hier erscheinen auch jene Geschäfte, welche seit Claudius die Freigelassenen führten, als die Anfänge der späteren Reichs-Hofämter und die Keime dessen, was wir Ministerium nennen. Auch die nun eingeführte Besoldung der Beamten, die die neueste Zeit in demselben Umfange wiederfindet, ist ein Werk des altrömischen Kaiserthums.

Noch mehr zeigt sich aber das römische Kaiserreich als Vorbild der Staatenentwicklung der späteren Zeiten, als sich in absolutistischer Form die Reichsverfassung Diocletians und Constantins ausgebildet hatte.

Hier finden wir das, was eigentlich erst wieder die modernen Staaten aufweisen, nämlich einen Beamtenkörper, entsprechend der nun durchgeführten centralistischen Regierungsform ausgebaut und wie heute in Rangclassen getheilt, die durch Gehaltsstufen und Prädicate unterschieden wurden — wie Ranke sagt, eine »politische Hierarchie« —, und die volle Trennung der Civil- und Militärgewalt. Die griechisch-römischen Einrichtungen, die aus der Republik in das Kaiserthum übergekommen waren und auf dem Boden eines städtischen Gemeinwesens entstanden sind, waren für das große Reich unhaltbar geworden. Das Kaiserthum konnte seine Aufgabe — Friede und Ordnung im Innern und Vertheidigung der Grenzen nach Außen — nur mit Hilfe einer Beamtenschaft und eines tüchtigen Heeres erfüllen — und so schuf es jene zwei Factoren, welche zum Untergang des römischen Weltreiches so viel beigetragen hatten — eine merkwürdige Schicksalsfügung! Es entsteht ein »politisch-militärischer Körper«, an dessen Spitze als Centralpunkt des ganzen Baues der Kaiser steht, unabhängig nach jeder Seite, in geheiligter Majestät; die ihm zu erweisende Verehrung wird in ihrer Form von den Persern genommen; wie dort ist er von einem Hofstaat umgeben; diese Hofämter — in der orientalischen Siebenzahl vorhanden — sind das Muster der Hofämter aller Monarchien geworden; in jedem modernen Hofstaate sind sie vorhanden, in Wesen, Form und Namen.

Überblickt man den ganzen gewaltigen Organismus, den die Römer hier geschaffen, so findet man neben der Gesammtanlage auch viele

Details der Organisation, die wir erst in modernen Staaten wiederfinden; erinnern wir uns an das ausgezeichnete Straßensystem — „erst das neunzehnte Jahrhundert mit seinen Eisenbahnen ist in dieser Hinsicht weiter vorgeschritten", sagt Jung[1]) —, das Postwesen, wenngleich es nur der Staatsverwaltung diente; ferner an viele Einrichtungen in den Städten, wie z. B. die Feuerwehr, deren Einrichtung der modernen Feuerwehr fast vollkommen entspricht[2]) u. v. a.

Aber noch mehr. Wir finden einen Anfang zu socialen Reformen, der höchst beachtenswert erscheint. In den Zeiten der Republik hatte sich der Ständeausgleich, betreffend Patricier und Plebejer, in einer Weise vollzogen, dass er mustergiltig dafür wurde, wie auf gesetzmäßige Weise eine Partei Gleichberechtigung mit einer anderen erlangen kann. Dabei handelte es sich aber bloß um die Bürger; der Unfreien, der Sclaven ist gar nicht gedacht worden. Auch in den Kämpfen zwischen der Nobilität und der Volkspartei handelt es sich wohl um die sociale Frage überhaupt, nicht aber um den bis ins 19. Jahrhundert fortgeführten Ausgleich der Stände, den zum Abschluss gebracht zu haben ein Verdienst der Nordamerikaner ist. Im Gegentheil wurden die Sclaven in dieser Zeit infolge der gefährlichen Sclavenaufstände noch härter behandelt. Erst in der Kaiserzeit begann man — allerdings nach und nach — die Privatsclaven von staatswegen zu beschützen, und es erscheint als ein großer Fortschritt im Denken und Empfinden der Menschheit, wenn Constantin — wahrscheinlich unter dem Einflusse des Christenthums — die absichtliche Tödtung eines Sclaven als homicidium bezeichnet. Außer den Ideen des Christenthums mag wohl zur Besserung der Lage der Sclaven der Umstand nicht unwesentlich beigetragen haben, dass sich nicht bloß Freigelassene — wie früher bemerkt wurde —, sondern auch kaiserliche Sclaven in sehr hohen Stellen befanden und großen Einfluss hatten.[3]) Auch hat sich nach und nach der Unterschied zwischen Freien und Freigelassenen in den unteren Schichten der Bevölkerung verwischt. „Die römische Kaiserzeit stellt eine der Epochen der Geschichte dar, welche die Lösung socialer Fragen mit immer gesteigerter Energie anstrebte und dabei die segensreichsten Resultate erzielte. Die monarchische Regierung nahm, ihrem Berufe gemäß, die Kleinen gegen die Ungerechtigkeiten der Großen in Schutz und erstreckte die Gesetzgebung, die früher nur die Freien betroffen hatte, auch auf die Sclaven."[4])

Auch die sonstigen socialen Verhältnisse des römischen Weltreiches geben Stoff zum Nachdenken und zum Vergleiche mit der modernen Zeit. Neben und mit dem Ständeausgleich treten andere Fragen auf; der Bauernstand rührte sich; die Bagaudenkämpfe in Gallien, an denen das ganze Reich geistig antheilnahm, wie aus der Literatur der Zeit hervor-

---

[1]) Jung, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit. Prag 1883. I, 143.

[2]) ibid. 118.

[3]) Vgl. über diese interessante Frage: Wallon, Histoire de l'esclavage dans l'antiquité (2. edition 1879).

[4]) Jung l. c. 37.

geht, wo man lebhaft pro und contra Partei nimmt, müssen von diesem Standpunkte aus betrachtet werden. Der Gewerbestand nahm infolge des in Rom wie in den Provinzen herrschenden Wohlstandes einen mächtigen Aufschwung, wie wir ihn erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters finden; wie damals entstanden jetzt zahlreiche Handwerkerinnungen unter den nämlichen Formen, wie uns Inschriften belehren.[1])

Unverkennbar ist in allem ein großer Unterschied gegenüber der republicanischen Zeit. »Man lebte in der Kaiserzeit nicht mehr ausschließlich vom Landbesitz, obwohl dieser als die anständigste Art, reich zu sein, nach wie vor galt. Wenn der Kaufmann sich vom Geschäfte zurückzog, so nahm er die ländlichen Beschäftigungen auf; dasselbe galt vom Staatsmanne bis herab zum einflussreichen kaiserlichen Freigelassenen. Der Senator betheiligte sich als Grundbesitzer an allerlei industriellen Unternehmungen, die mit der Wirtschaft sich vereinigen ließen, er legte Ziegeleien an, Färbereien, Töpfereien, Filzfabriken. Die Gesellschaften der Ritter trieben See- und Landhandel durch das ganze Reich hin. Der römische Kaufmann mit seinem Jagen nach Gewinn ist eine der Typen, welche die Dichter, z. B. Horaz, oftmals erwähnen. Als mittelbare Organe der höheren Stände waren weit weniger Freigeborene als Freigelassene beschäftigt; auch die Pächter der Meierhöfe, die in Italien eine zahlreiche Bevölkerungsschichte repräsentierten, waren vielfach Freigelassene.

Hieher gehört ferner die Menge der Leute, die an den Werften, den Ausladeplätzen, in den Magazinen usw. beschäftigt wurden: als Schiffer, Taucher, Lastträger, Sackträger, Schiffszimmerleute, Getreidemesser, Schreiber, Accisebeamte, Makler, Commissionäre; als Holz-, Korn-, Vieh- und Kleinhändler; als Gastwirte und Taberneninhaber, deren Geschäft bei dem gesteigerten Verkehr emporblühte. Jetzt kamen auch Leute zur Bedeutung, welche keine Grundbesitzer waren. Der Kampf ums Dasein drehte sich nicht länger um die agrarische Frage, wie in der Zeit der Grachen und später; man kämpfte um den richtigen Antheil am Product und diesen Kampf führten der Urproducent und der Unternehmer gegeneinander, da Grundbesitz und Capital selbständige Machtfactoren geworden waren. An die Stelle der Naturalwirtschaft nach antiken Begriffen trat die Geldwirtschaft, die unserer Anschauungsweise näher liegt.«[2])

Es ist hier nicht der Ort, auf diese höchst interessanten Verhältnisse näher einzugehen, da ich mich in allem nur auf Hinweise und Andeutungen beschränken muss; es wird aber auch so vielleicht der Gedanke nicht abgelehnt werden können, dass auch der Unterricht diesen Zuständen seine Aufmerksamkeit wird schenken müssen, soll den jüngst mit Beifall aufgenommenen Forderungen Rechnung getragen werden.[3])

---

[1]) Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei den Griechen und Römern. II. Bd. Leipzig 1879.

[2]) Jung l. c. S. 40—41.

[3]) Dr. Ludwig Singer, Politische und wirtschaftliche Bildung durch die Mittelschule (Vortrag, gehalten beim VI. deutsch-österr. Mittelschultag, Ostern 1897).

Diese socialen Fragen sind nun durch das Christenthum — wie oben schon bemerkt wurde — mächtig angeregt und gefördert werden. Die Bedeutung des Christenthums auseinanderzusetzen, hieße Eulen nach Athen tragen. Ranke[1]) fasst sie vom universalhistorischen Standpunkte in Folgendem zusammen: „Das römische Reich war noch in einem anderen Sinne, als zur Zeit des Augustus, der Mittelpunkt der Welt geworden. Wenn die intensive Macht des Kaiserthums auf den griechisch-römischen Institutionen, die in Rom vereinigt waren, beruhte, so trat im Christenthum die Idee der ältesten Welt, welche durch das Judenthum vermittelt in das römische Reich gekommen war, doch in einer von dem Boden der beschränkten Nationalität losgerissenen idealen Gestalt in dem Reiche Constantins des Großen hervor. Das gehörte aber zur Vollendung der Culturwelt in ihrem vollen Umfange. Und zugleich war es nothwendig, um die Hervorbringungen des historischen Lebens anderen Nationen überliefern zu können. Nur in ihrer Verbindung konnten sie ein Gemeingut der Menschen werden.“

Was uns vor allem interessiert ist das, was Ranke in seiner Weltgeschichte so meisterhaft durchgeführt und was hier als Beweis für die Bedeutung der altrömischen Kaisergeschichte besonders betont werden muss: dass das Kaiserthum für die Entwicklung und Ausbreitung des Christenthums nothwendig war. Von diesem teleologisch-pragmatischen Standpunkte kann man sehen, dass die vom Schicksal bestimmte Gestaltung des römischen Weltreiches Schritt für Schritt die Grundlagen für die Ausbildung des Christenthums bildet; ebenso dass die historischen Wurzeln des Papstthums, der katholischen Hierarchie, und die äußeren, weltlichen Formen der katholischen Kirche in der römischen Kaiserzeit gelegen sind. Viele Bezeichnungen, die die katholische Kirche in ihrer äußeren Eintheilung führt (Diöcese, Vicarien, Consistorium usw.), sind dem römischen Imperium entnommen.

Zu den Factoren, welche bei der Ausbreitung des Christenthums mitgewirkt haben, gehört auch die gleichmäßige Ausbreitung der römisch-griechischen Cultur. Diese hängt wieder mit dem Schulwesen zusammen, das unter den Kaisern eine Pflege gefunden hat, wie erst wieder in der neuesten Zeit: „Im Hinblick auf die Aufgabe, das vielgestaltige Weltreich gleichmäßig und nachhaltig mit den geistigen Gütern der griechisch-römischen Bildung zu befruchten, muss dasjenige gewürdigt werden, was von Seite der Cäsaren für das Bildungswesen geschah, und es ist müßig, sich in Klagen darüber zu ergehen, dass dadurch die Studien ihres freien Schwunges beraubt und bureaukratisch reglementiert worden seien, anstatt anzuerkennen, dass es schlechterdings eines geregelten Apparates bedurfte, um jene breite und zugleich feste Verzweigung der Bildungsarbeit herzustellen, welche durch die ganze Geschichte der späteren Zeiten hindurchreicht. Die Kaiserschulen sind Vorläufer der Universitäten, ihre Lehrpraxis und Lehrmittel der Anknüpfungspunkt für die Schulen des Mittelalters und der Renaissance, für deren Didaktik das Lehrbuch des

---

[1]) Weltgeschichte, Bd. III, 550.

kaiserlichen Professors Quintilian die Norm abgab.«[1]) Hier finden wir zum erstenmale ein Hofamt ἐπὶ τῶν βιβλιοθήκων καὶ ἐπὶ παιδείας, eine Art Unterrichtsministerium; der Staat übernimmt die Aufsicht über die Schule, regelt den Zutritt zum Lehramt, hier finden wir zuerst ein Beispiel von akademischen Gesetzen.[2])

Daher ist es erklärlich, wenn Ranke[3]) sagt: »Niemals hat eine Literatur einen größeren Schauplatz gehabt, als die damalige, niemals ein größeres Publicum von gleicher Theilnahme, gleicher Befähigung und gleichem Verständnisse.« Auch darin liegt eine Bedeutung des Imperiums. Zwar liegt die Kraft, von der die Literatur der folgenden Zeit bis in unserer classische Zeit immer wieder neu belebt worden ist, bei den Griechen und den Römern der Republik. allein der Beginn des Kaiserthums steht noch im goldenen, seine ersten Jahre im silbernen Zeitalter der römischen Literaturgeschichte; Namen, wie Plinius, Plutarch und Ptolemäus, haben einen ewigen Klang und in ihren Werken hat der menschliche Geist in späteren Zeiten neue, zu bedeutenden Errungenschaften führende Anknüpfungen gefunden.

Noch mehr hat sich ein solcher Anknüpfungspunkt in dem »echtesten Product des römischen Geistes« gefunden, dem römischen Recht, das als eine »Institution des Kaiserthums«[4]) erscheint. Während des Imperiums hat das römische Recht nach und nach jene Form erhalten, in der es befruchtend gewirkt hat auf das Rechtsleben des Mittelalters und der Neuzeit und in der es heute ein Lehr- und Lerngegenstand für jeden Juristen erscheint.

Wenn hier auf die Bedeutung der römischen Kaisergeschichte hingewiesen wird, so kann man nicht jene stummen und doch so beredten Zeugen römischer Pracht und Macht übergehen, die von der weiten Ausbreitung der römischen Cultur zeigen: die zahllosen Denkmäler und Bauten, die uns das Kaiserthum hinterlassen. Die alten Bauten in Rom stammen aus der Kaiserzeit; was wir kennen, ist das kaiserliche Rom; die Bauten der Provinzen tragen die Namen der Kaiser; der Besuch einer Ruinenstadt, z. B. Carnuntums, führt uns ins Kaiserreich.

Und wenn ich auf den Boden unseres Vaterlandes gekommen bin, so will ich nicht unterlassen, zum Schlusse noch eine Bemerkung zu machen: die vollen Anfänge der Geschichte Österreichs-Ungarns liegen im römischen Kaiserthum. Die Kaisergeschichte ist also für das Verständnis der österreichischen Geschichte von Wichtigkeit, gewissermaßen eine Einleitung dazu.

Ich glaube damit nun hinreichend, wenn auch nur andeutungsweise, die Bedeutung der altrömischen Kaisergeschichte dargethan zu

---

[1]) O. Willmann, Didaktik als Bildungslehre. 2. Aufl. Braunschweig 1894. I, S. 201—202.

[2]) Vgl. Graßberger, Erziehung und Unterricht im classischen Alterthum. Würzburg 1875. II. Theil, S. 3 ff.

[3]) Weltgeschichte III, 316.

[4]) ibid. 314.

haben, so dass die Forderung, ihr im Unterrichte mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, nicht unberechtigt erscheinen dürfte.

II.

Es entsteht nun die Frage, in welcher Weise wohl am besten die altrömische Kaisergeschichte im Unterrichte behandelt werden soll, um einestheils dieser ihrer Bedeutung gerecht zu werden und andererseits nicht mit den zwei Factoren, mit denen jeder Unterricht zu rechnen hat, in Conflict zu gerathen — mit der Zeit und der Überbürdung der Schüler.

Betrachten wir nun die für die Behandlung sich ergebenden Möglichkeiten.

Zunächst bietet sich der Fall dar, dass die Kaisergeschichte in chronologischer Ordnung an die Geschichte der Republik angeschlossen und in dieser Weise bis zum Zusammenbruch des weströmischen Reiches oder bis zum Einbruch der Hunnen fortgeführt wird, also in der Weise, dass ein Kaiser nach dem anderen vorgenommen wird, die »wichtigeren« ausführlicher, die »unwichtigen« gar nicht herangezogen, bei jedem die »wichtigsten« Thaten und Ereignisse hervorgehoben werden.

Diese Behandlungsweise hat offenbar den Vorzug der Natürlichkeit — wenn ich mich so ausdrücken soll — für sich; man geht schön auf dem breiten Wege, den man bisher gewandelt ist, weiter. Auch ein anderer Vortheil für die eigene Thätigkeit der Schüler bietet sich hier; wenn bei der Besprechung der Regierung der aufeinanderfolgenden Kaiser immer gesagt wird, was jeder auf dem Gebiete der Verfassungsentwicklung, der Landerweiterung oder Landvertheidigung, sowie auf culturellem Gebiete geleistet hat, so kann das vom Schüler selbst von diesen Fragen aus zusammengefasst werden. Auf diese geistige Selbsterarbeitung des Wesentlichen aus dem Vortrage des Lehrers legt man mit Recht den größten Wert; würde sie vereitelt, dann bliebe nur ein sehr schwach haftendes Gedächtnismaterial; denn es ist eine merkwürdige Erscheinung, die wohl mancher Leser dieser Zeilen bestätigen dürfte, dass keine Epoche der Geschichte den Schülern so schwer haften bleibt, wie gerade die römische Kaisergeschichte; bei den ersten Kaisern, mit Einschluss der Flavier, geht es noch, was die Namen anbelangt; die Zahlen lassen zu wünschen übrig; nach den Flaviern mangelts mit Zahlen und Namen, die ersteren werden oft um ein Jahrhundert verfehlt. Der Grund dafür liegt wohl zunächst darin, dass bei den späteren Kaisern der genealogische Zusammenhang fehlt, der eine wesentliche Erleichterung für die Einprägung der Reihe der Herrscher des Mittelalters und der Neuzeit ist; dann wird von den einzelnen Kaisern verhältnismäßig nicht viel erzählt — es kann auch nicht zuviel gesagt werden —, so dass sie vielzuwenig hervortreten, ihre Erscheinung meist im Bewusstsein der Schüler nur etwas Schattenhaftes bleibt; ferner folgen die einzelnen Kaiser zu rasch in der Darstellung aufeinander, dass der eine Eindruck den noch nicht festgewordenen anderen schwächt, wenn nicht gar verwischt; eine gedächtnismäßige Aneignung ist unter solchen Verhältnissen sehr schwierig, ein Erarbeiten in der Stunde müsste sehr langsam, unter steten Wiederholungen vor sich gehen, dazu würde aber bald die Zeit fehlen und somit

der früher erwähnte Vorzug einer solchen Durchnahme des Lehrstoffes wegfallen; auch der andere, den ich als den der Natürlichkeit bezeichnete, gienge infolge der eingangs erwähnten Stimmung, die ein solches Festhalten desselben Vorganges sicherlich mit sich brächte, vollkommen verloren.

Eine andere Behandlung der römischen Kaisergeschichte würde sich darin ergeben, dass mit dem Eintritte der Germanen in die Geschichte des Imperiums diese abgebrochen und dann im Anschlusse und vom Standpunkte der deutschen Geschichte weitergeführt würde; das wäre also — um einen Punkt der Weltgeschichte zu nehmen — von der Schlacht im Teutoburgerwalde.

Das halte ich für ganz unrichtig. Man wird der weltgeschichtlichen Bedeutung der Schlacht am Osning keinen Abbruch thun, wenn man hier nicht halt macht; Prof. Dr. Max Büdinger fasst in seinen Vorlesungen über allgemeine Geschichte diese Schlacht als einen Wendepunkt der Universalgeschichte auf; mit Recht; in der Schule können wir uns nicht ganz infolge unseres Lehrplanes an den an der Hochschule geübten Vorgang halten. Man braucht auch in der Schule nicht so weit zu gehen, dass man in der Völkerwanderung, wie Ranke, nichts anderes sieht „als die Fortsetzung der alten germanisch-römischen Kriege am Limes“[1]) und die römische Kaisergeschichte — des oströmischen Reiches — den Leitfaden auch für die erste Hälfte der Geschichte des Mittelalters bilden lässt. Aber man muss an dem Grundsatz festhalten, dass jedem sein Recht werde. Über die Bedeutung der Germanen für die Geschichte brauche ich nicht erst Worte zu verlieren; dass ferner das Volk, dem wir angehören, das eine solche Rolle zu spielen berufen war, in seinen Anfängen unser Interesse erweckt, ist gewiss und natürlich. Aber man darf wieder nicht vergessen, dass die Germanen direct an die Römer in Staat und Cultur angeknüpft haben und dass ein römisch-deutsches Kaiserthum und ein in Rom gegründetes und bestehendes Papstthum die beiden Säulen des Mittelalters gewesen sind. Und wenn ich auf das im ersten Theile Gesagte hinweise, glaube ich hinreichend eine Berechtigung des Imperiums auf selbständige Behandlung in der Schule beweisen zu können. Jedem das Seine; ich finde es auch ganz unwürdig, dass die Anfänge der Germanen so nebenbei in die römische Geschichte hineingesteckt werden, wie es z. B. in den neuen Auflagen der Lehrbücher von Gindely-Mayer der Fall ist; die Germanen — das Hauptvolk des Mittelalters — sollen an die Spitze dieser Zeit treten; ich erachte es als einen Hauptvorzug des auch sonst ausgezeichneten Lehrbuches von Zeehe, dass es (im II. Theile) zu dieser von den alten Lehrbüchern — z. B. von Pütz u. a. — eingehaltenen Ordnung wieder zurückgekehrt ist.

Eine dritte Art der Behandlung der Kaisergeschichte ist die, dass man diese von gewissen Gesichtspunkten aus betrachtet und so in Gruppen zusammenfasst; man kann sie die Gruppenmethode nennen.

[1]) Ranke, Weltgeschichte IV, S. 414.

Was diese Art anbelangt, so erstand ihr in Dr. H. Schiller ein gewichtiger und beredter Vertreter; in seinem Handbuch der praktischen Pädagogik (3. Aufl. Leipzig 1894, S. 585 f.) sagt er: »Aus der Geschichte des Principats werden diejenigen Regierungen hervorgehoben, welche für die Verfassung wichtig sind (Tiberius, Claudius, Vespasian, Trajan, Hadrian, Septimius Severus, Aurelian), Beziehungen mit den Germanen aufweisen (Augustus, Tiberius, Claudius, Vespasian, Domitian, Trajan, Marcus, M. Aurelius Antoninus [Caracalla], Decius, Claudius Gothicus, Aurelian, Probus) und Fortschritte des Christenthums zeigen (Trajan, Maximinus, Decius, Valerian, Gallienus, Aurelian). Ebenso ist nachzuweisen, wie unter dem Ansturme der Barbaren das Reich in Stücke geht und überall Provinzialreiche entstehen (Septimius Severus, Claudius Gothicus), bis Aurelian die Reichseinheit wieder herstellt. Die Neuordnung des Reiches durch Diocletian und Constantin muss ausführlicher besprochen werden, ebenso die Verbindung der Staatsgewalt mit der Kirche und die Verfassung der letzteren. Desgleichen werden die Culturverhältnisse dieser Zeit erörtert werden müssen, namentlich die agrarischen (Colonat), und die Aufnahme der Germanen theils in das Heer, theils in den Colonat; ohne klare Vorstellungen hierüber sind die Völkerwanderung und die germanische Ansiedlung im Reiche gar nicht zu verstehen. Von der Reichstheilung durch Theodosius ab werden die Schicksale des Ost- und Westreiches nur insoweit in Betracht gezogen, als die Germanen mit demselben in Berührung kommen.«

Während er hier die Gruppen nur allgemein angibt, hatte er in einer dieser Frage gewidmeten Abhandlung genauere, allerdings von den oben angedeuteten sich unterscheidende Gruppen angegeben.[1]) Die erste Gruppe enthält »die Darstellung der Versuche, welche die Monarchie unternommen hat, um die Grenzen zu regulieren und den Besitz zu sichern; sie darf sich auf die Namen des Augustus, Claudius Domitian (wegen des limes), Trajan, Hadrian und Septimius Severus beschränken.« Die zweite Gruppe »hat die Einrichtungen vorzuführen, welche sich auf die Grenzvertheidigung beziehen«. Im Anschlusse daran ist das Bild der Verwaltung einer römischen Provinz und die Darstellung der Heeresverhältnisse zu geben und daran die Erörterung der Reichstheilung, also die spätere Verfassung, zu knüpfen. Die dritte Gruppe hat zum Gegenstande die Einfälle der Barbaren im Laufe der ersten vier Jahrhunderte; und zwar in zwei Abtheilungen: zuerst die Gründe für diese Einfälle — das gibt Gelegenheit, den Schülern ein Bild der damaligen römischen Cultur an typischen Beispielen vorzuführen — und dann die Einfälle selbst, und zwar die einzelner Stämme und solche von Völkervereinen; dann soll hier das Colonat kurz dargelegt werden, »die Lage der Colonen ist rechtlich und wirtschaftlich zu schildern, damit die Schüler verstehen, wie die Germanen ihnen als Befreier erscheinen konnten«.

---

[1]) Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, 41. Jahrg. 1887, S. 8: »Die Geschichte der römischen Kaiserzeit im höheren Unterrichte.«

Die vierte Gruppe bildet die Besprechung der inneren Verhältnisse; man geht von der Schilderung des Hofes aus, bespricht den Principat und die absolute Monarchie, dann das Steuer- und Abgabewesen u. a. Die fünfte und letzte Gruppe enthält die Beziehungen zum Christenthum; die Entwicklung der Kirche und des Papstthums, wie die Anfänge des Mönchsthums.

Ich habe in dem Vorstehenden absichtlich zumeist Schillers eigene Worte gebraucht; sehen wir uns nun diese fünf Gruppen näher an. Ich muss aber zuerst betonen, dass mir eine solche Gruppenbildung — im Principe — als vollkommen berechtigt erscheint, und zwar aus didaktischen Gründen. Dadurch, dass man einen von dem bisher eingehaltenen gänzlich verschiedenen Weg einschlägt, wird dem in der Einleitung erwähnten ermüdenden Einflusse des immer gleichen Vorganges entgegengearbeitet; das sonst erlahmende Interesse der Schüler wird neu geweckt und gestärkt. Dann kann nur durch eine solche Gruppenbildung in zusammenfassender und einen allgemeinen Überblick bietender Form ein Abschnitt der Geschichte geschlossen werden, der für sich eine didaktische Einheit bietet.

Gegen die vorher aufgezählten Gruppen Schillers lässt sich allerdings einiges einwenden. Ob die erste Gruppe wirklich an die Spitze gestellt werden soll, ist eine Frage, die wohl nicht mit einem absoluten Ja beantwortet werden kann. Die zweite Gruppe scheint mir zuviel des Guten zu enthalten, was sich nicht ohne gewissen Zwang aneinanderschließt. Die Reihenfolge der Gruppen — falls sie eingehalten werden muss — weist keine Folgerichtigkeit auf; wenn z. B. in der vierten Gruppe durch die Schilderung des Steuer- und Abgabewesens die Aufnahme der Germanen und deren friedliche Assimilierung erklärt werden soll, so sollte sie wohl passender vor die dritte Gruppe kommen. Dann will es mir dünken, als ob in dieser Gruppeneintheilung das minder Wesentliche zum Leitmotiv gemacht, das Wesentliche aber als Beigabe eingetheilt wurde.

Als das Wesentliche der römischen Kaisergeschichte erscheint mir die Culturgeschichte, und wenn irgendwo die Culturgeschichte an die Stelle der politischen Geschichte treten soll, so ist es hier. Wir bekommen von diesem Standpunkte aus eine Gruppenbildung auf culturhistorischer Grundlage.

Als erste Gruppe ergibt sich hier die Verfassung des römischen Imperium.

Ich will hier vorausschicken und glaube allgemeine Zustimmung zu finden, dass es kein schwierigeres Thema für Lehrer und Schüler gibt, als eine Verfassung zu erklären; besonders die Verfassungen des Alterthums bieten Schwierigkeiten, die meistens mit ganz allgemeinen, zumeist unverstandenen Bemerkungen umgangen werden. Hierin zeigen auch unsere Lehrbücher Mängel. Ich möchte es sehr stark bezweifeln, ob jeder Abiturient auch wirklich genau weiß, was ein Consul eigentlich für ein Amt, welche Befugnisse er hatte. Die Verfassungen der griechischen Staaten und der römischen Republik sind und bleiben für uns in gewissen Dingen schwer verständlich, weil uns aus unserer Verfassung

Analogien fehlen. Was die Verfassung des Kaiserreiches anbelangt, so wage ich die Behauptung, dass sie die einzige des Alterthums ist, die dem Schüler verständlich gemacht werden kann, weil sie eben die einer Monarchie ist; ich habe darauf schon hingewiesen. Der Schüler wird hier so manches finden, was heute ebenfalls besteht.

Naturgemäß theilt sich die Besprechung der Verfassung in zwei Theile: das Principat und die Diocletianisch-Constantinische Monarchie. Hiebei kämen zur Behandlung: 1. die Stellung der Kaiser, 2. die republicanischen Einrichtungen — wobei sich Gelegenheit bietet, etwaige Lücken auszufüllen oder falsche Auffassungen zu berichtigen, die dieser oder jener Schüler von den alten republicanischen Ämtern und Verfassungszweigen zeigt —; 3. die neuen Ämter; 4. das Steuer- und Abgabesystem und die Finanzverwaltung; 5. das Gerichtswesen, wobei auf die Entwicklung und Bedeutung des römischen Rechtes hingewiesen werden muss; 6. das Heerwesen — Parallelen mit dem modernen Heerwesen — vorausgesetzt, dass der Lehrer davon genügend weiß, was leider nicht immer der Fall ist, werden hiebei nicht zu entbehren sein.

Der letzte Punkt führt uns zur zweiten Gruppe hinüber: Historisch-geographischer Überblick über die Entwicklung des Kaiserreiches. Es soll damit verbunden sein: 1. eine Aufzählung der Provinzen des römischen Reiches mit der Angabe, wie und wann dieselben zum Reiche gekommen sind — gleichfalls eine Gelegenheit, so manches aus der Geschichte der Republik im Gedächtnisse der Schüler aufzufrischen — natürlich an der Hand der Karte; 2. ein Bild von der Verwaltung einer Provinz, z. B. von Gallien.

Daran schließt sich die dritte Gruppe: Die materielle Cultur des Reiches. Hier ist ein Bild zu geben vom Ackerbau — dem Schüler soll die Bedeutung des Ackerbaues für ein großes Reich klar werden —, wobei unter diesem Worte alles zu verstehen ist, was mit dem Ackerbau zusammenhängt, also auch die Ausbreitung des Weinbaues, des Obstbaues u. a.; dann vom Gewerbe — es wird sich hiebei empfehlen, einzelne Erzeugnisse des römischen Gewerbefleißes in Bild oder Werk den Schülern vorzuführen, wie sie uns Ausgrabungen in unserem Vaterlande und die Berichte darüber (Carnuntum!) liefern; man wird hier auch auf die früher erwähnten Innungen nicht vergessen dürfen. Drittens vom Handel und Verkehr, den Verkehrsmitteln, der Art des Reisens, den vielen Handelsbeziehungen, den Handelsartikeln, den Haupthandelsstraßen und den Haupthandelsplätzen — was nicht ohne Belang für die Entwicklung der Städte des Mittelalters ist. Endlich ist auch ein Blick auf die Natural- und Geldwirtschaft zu werfen, die so recht deutlich zeigt, wie das Kaiserthum unserer Zeit sich nähert.

Die vierte Gruppe umfasst die geistige Cultur. Hier wird man vom Unterrichtswesen ausgehen, über die Wissenschaft und Literatur der Zeit zu sprechen haben und schließlich auch die Kunst nicht außer acht lassen; die an jedem Gymnasium gepflegte Archäologie wird hier unterstützend mitwirken können.

Die fünfte Gruppe hat die socialen Zustände zum Gegenstand. Ein heikles Thema, wird mancher sagen; ein nothwendiges Thema, sage ich. Soll die Geschichte ein Lehrmeisterin für den Menschen als Mensch und Bürger sein, dann darf sie nicht an Dingen vorbeigehen, die für Mit- und Nachwelt von ungeheurer Bedeutung sind; ich habe ohnedies schon früher darauf hingewiesen. Weiß der Lehrer hier mit richtigem Takte vorzugehen, die Dinge unparteiisch und vollkommen objectiv gegen einander abzuwägen, so kann er viel Gutes für die Gesellschaft stiften: denn er erzieht die Schüler zu selbständig denkenden, klar sehenden Bürgern, welche auch einsehen, dass nur Sonderinteressen zu verfolgen dem Staatsbürger nicht zusteht und der Staat seine berechtigten Forderungen an ihn stellen kann und muss.

Bei den socialen Zuständen ist von der Familie auszugehen; der Wert des geordneten Familienlebens ergibt sich aus der Betrachtung. Dann werden die einzelnen Stände für sich und in ihrem gegenseitigen Verhältnis besprochen; man wird hiebei auf den sich entwickelnden Luxus aufmerksam machen müssen, sowie auf die bedeutenden Folgen, welche aus den socialen Zuständen für den Niedergang des Reiches sich ergaben.

Die sechste und letzte Gruppe endlich soll das Wachsen des Christenthums, seine Bedeutung für die socialen Verhältnisse und den Staat betrachten. Auszugehen wäre hier von dem Polytheismus oder sagen wir besser vom Pantheon der Römer, von dem Eindringen fremder Culte und deren Einfluss; man wird dann nicht umhin können, auch die Philosophie der Zeit — soweit dies in der Schule angeht — zu charakterisieren; dann wird man das Christenthum in seinem Wachsen verfolgen,[1]) die Christenverfolgungen, den endlichen Sieg des Christenthums, die Bedeutung des Papstthums. Hier wird man die Grenze halten müssen zwischen dem, was der allgemeinen Geschichte zugehört und was die Kirchengeschichte zu bringen hat.

Wo bleiben aber die einzelnen Monarchen und die Chronologie? »Die Persönlichkeiten der Kaiser«, sagt Schiller,[2]) »sind mit wenigen Ausnahmen für die Geschichte der Kaiserzeit von äußerst problematischem, ja durchgehends von sehr geringem Werte.« Nichtsdestoweniger finden sich doch einige, die als Charaktere, als Typen im erziehlichen Unterrichte in Verwendung kommen sollen. Gelegenheit in den einzelnen Gruppen ist genügend vorhanden; der eine Kaiser wird bei dieser oder jener Gruppe, der andere in mehreren Gruppen sich finden. So wird der Schüler mit den einzelnen Herrschern bekannt, er lernt ihre Charaktereigenschaften aus dieser Gruppe, ihre vorwiegende Herrscherthätigkeit aus jener kennen und kann sich am Schlusse selbst die Reihenfolge der Herrscher in den ersten Jahrhunderten zusammenstellen.

Was die Chronologie anlangt, so wird der Lehrer durch die Gruppenmethode bewahrt, die Schüler eine Menge chronologischer Daten lernen zu lassen, welche ohne weiteren Belang sind; diejenigen Zeitzahlen,

---

[1]) Vgl. Schiller, l. c. S. 16—17.
[2]) l. c. S. 12.

welche innerhalb der Gruppen vorkommen, können leicht dem Gedächtnisse eingeprägt werden, weil sie von anderen Zahlen isolierter und vom Ereignis — wenn man so sagen soll — mehr getragen werden.

Bei der Gruppenmethode kann der größte Theil des Stoffes den Schülern während der Stunde eingeprägt werden, da sie den ihnen oft ganz neuen Dingen ein großes Interesse entgegenbringen, daher auch sehr mitarbeiten. Daher wird auch für den ganzen Stoff nicht mehr Zeit aufgebraucht, als der Lehrplan zulässt.

Dass sich in jeder der von mir aufgestellten Gruppen eine Fülle von Material zur Anknüpfung an andere Lehrgegenstände findet, so dass für die Concentration des Unterrichtes gesorgt ist, wird der unparteiische Leser selbst aus dieser kurzen Skizze entnehmen können.

Ich bin mir aber bewusst, dass diese Methode ihre Schwierigkeiten bietet — für den Lehrer; denn sie erfordert eine gründliche und umfassende Vorbereitung, die hier umso schwieriger ist, als dem Lehrer die Behelfe fehlen; wenn der Lehrer nicht zufällig seine Doctordissertation oder seine Hausarbeit aus der römischen Kaisergeschichte gemacht hat, so bringt er von der Universität nicht viel in der Sache mit; ein kurzes, praktisches, die Culturgeschichte betonendes Handbuch fehlt; für unsere Zwecke kann am besten das oft angeführte Werk von Jung empfohlen werden. An dem Lehrbuch von Zeehe kann der Lehrer sehr gut diese culturgeschichtlichen Gruppen durchnehmen; ein Versuch wird sich reichlich lohnen.

Die Vortheile der Gruppenmethode für die erziehende Wirkung des Unterrichtes hat Schiller in seiner Abhandlung ausführlich dargethan; ich begnüge mich, darauf hinzuweisen.[1]) Die von ihm angeführten Momente können sich beim Hervortreten der Culturgeschichte nur verstärken.

Aber noch auf etwas möchte ich aufmerksam machen. Wir leben in einer Zeit, die sich vielfach dem humanistischen Unterrichte, der Lateinschule feindlich gegenüberstellt; die Gründe dafür sind mannigfaltig; aber ich glaube, wenn durch einen solchen culturhistorischen Unterricht am Schlusse der römischen Geschichte die Größe und Bedeutung der Römer nochmals den Schülern voll und ganz vor Augen gestellt und dadurch ein bleibendes Interesse geweckt würde, dann müsste auch die Zahl der Gegner der Lateinschule geringer werden.

Oberhollabrunn. Dr. Anton Becker.

---

[1]) l. c. S. 19 f.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Institutionum paraphrasis Theophilo antecessori vulgo tributa. Recensuit E. C. Ferrini. Partis posterioris fasciculus III (S. 352—651). 8°. Berlin, Calvary & Co. 1897. Preis 9 Mk. 60 Pf.

Mit dieser Lieferung ist der zweite Band der Ausgabe, deren erste Lieferung 1884 erschien, und damit das ganze Werk abgeschlossen. Ist diese Paraphrase schon an und für sich wertvoll, so gewinnt sie noch einen höheren Wert durch den von Ferrini geführten Nachweis, dass ihr Verfasser neben den Institutiones Justinians auch eine wortgetreue griechische Übersetzung der Institutionen des Gaius benützt hat, wornach sein Buch auch für die Kritik dieser von Belang ist. Durch die auf neue Collationen begründete Bearbeitung ist nun die Ausgabe von W. O. Reitz, Haag 1751, entbehrlich geworden. Die Einrichtung der Ausgabe ist von der Art, dass die linke Seite den griechischen Text mit dem kritischen Apparat, die rechte mit der gleichen Seitenzahl bezeichnete eine neu angefertigte lateinische Übersetzung bringt. Für Juristen, die ihr Griechisch schon verschwitzt haben, kann sie ja von Wert sein. Ferrini hat bekanntlich die Autorschaft der Paraphrase dem Theophilus, welcher mit Dorotheus unter der Oberleitung des Tribonianus die Ausarbeitung der Institutiones vollzog (vgl. Const. 11), abgesprochen, was aber mehrfachen und wohl begründeten Widerspruch erfahren hat. Dass die Vollendung der neuen Ausgabe besonders von den Juristen willkommen geheißen werden wird, liegt auf der Hand.

Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht von Dr. Gustav Schneider. II. Theil. Irrthum und Schuld in Sophokles Antigone. Gera, Theodor Hofmann 1896.

Die Schrift gibt im wesentlichen eine Analyse der Sophokleischen Antigone, die verständig geschrieben ist und jeden, der sich mit der Tragödie im Unterrichte zu beschäftigen hat, zur Lectüre empfohlen werden kann. Nur das habe ich auszusetzen, dass die Citate aus der Donner'schen Übersetzung genommen sind, während die von G. Wendt dem Urtexte weitaus congenialer ist. Ferner halte ich die Auseinandersetzung über die Schuld der Antigone für ganz verfehlt (S. 54): Dasselbe, was hier von Antigone gesagt ist, gilt doch ebenso von Haimon, und hat schon jemand im Ernste von einer Schuld Haimons gesprochen?

Antigone muss ihrem Charakter nach zugrunde gehen, nicht durch ihre Schuld, sondern durch die Kreons; und dass sie fällt, d. h. dass er sie zugrunde richtet, das muss Kreon büßen durch den Tod seines Sohnes und seines Weibes. Nach der Schuld der Antigone fragen, heißt die Sache auf den Kopf stellen.

Platons ausgewählte Dialoge. Erklärt von Dr. Hans Petersen. 1. Theil. Apologie und Kriton, nebst Abschnitten aus anderen Schriften. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1896.

Die Ausgabe der Apologie und des Kriton von Petersen wird auch bei uns Interesse finden, hauptsächlich wegen ihrer geschickt gewählten Beigaben, die in der That die Schüler anzuregen und den Unterricht zu beleben geeignet sind. Statt einer Einleitung werden Materialien zur Charakteristik des Sokrates geboten: Sokrates beim Arginusenprocess (Xen. Hell. I 7, 1—15 u. 34—35); Sokrates und die Dreißig (Xen. Mem. I 2, 32—38); Lobrede des Alkibiades auf Sokrates (Plat. Symp. 215 A — 222 A); aus den Wolken des Aristophanes A 92—104; über die Ideenlehre und ihren Zusammenhang mit Sokrates (Arist. Metaph. I 6. XII 4); Stellung des Sokrates zu Anaxagoras (Plat. Phaed. 96 A — 99 D); die Maieutik des Sokrates (Plat. Theaet. 150 B — 151 D). Auf die Apologie und den Kriton folgen wertvolle Abschnitte aus anderen Dialogen Platons als Vorlagen zu unvorbereiteten mündlichen und zu schriftlichen Übersetzungen. Als Anhang sind Stellen angefügt, die das Verständnis der beiden platonischen Werke zu beleben und zu vertiefen geeignet sind. Ein Heftchen mit Anmerkungen soll den Schüler bei der Präparation unterstützen.

Übungsbuch im Anschluss an Cicero, Sallust, Livius zum mündlichen und schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische von Dr. E. Zimmermann. 4. Theil im Anschluss an das 22. Buch des Livius. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder) 1896.

Das Büchlein enthält Stücke im unmittelbaren Anschlusse an bestimmte Capitel des 22. Buches von Livius; dann Stücke, die zur leichteren Vermittlung der Gesammtauffassung die Gliederung des ganzen Buches, seine Haupttheile geben; endlich sind vielfach die vorausliegenden Ereignisse herangezogen, ferner Realien unter Verwertung dessen, was Livius in diesem Buche selbst bietet. Man findet also hier Stücke, die nicht etwa bloß eine wässerige Paraphrase des Autors sind, sondern den Autor ergänzen und sein Verständnis vertiefen.

Auf die sprachliche Gestaltung der Stücke wurde, wie der Verf. im Vorworte sagt, große Sorgfalt verwendet. Bei einer allerdings nur flüchtigen Durchsicht sind mir wesentliche Bedenken nicht aufgestoßen; nur hie und da glaubt man zu erkennen, dass Ausdrücke herbeigezogen wurden, um gewisse syntaktische Regeln zur Einübung zu bringen. Doch werden sich die meisten Stücke mit Nutzen als Übersetzungsvorlagen verwerten lassen.

Griechisches Übungsbuch für Classe VII u. VIII (Secunda) von Dr. Th. Drück. Leipzig, Braun 1896.

Das Buch bringt Stücke zur Einübung der Satzlehre verbunden mit einer Wiederholung der Formenlehre des Verbums, die theils aus den gleichzeitig verwendeten Schulschriftstellern genommenen Einzelsätzen bestehen, theils zusammenhängende Erzählungen aus Xenophon, Lysias und Herodot sind. Eine zweite Abtheilung bringt Stücke zur Wiederholung des gesammten Übungsstoffes.

Das Material ist wertvoll, der deutsche Ausdruck sorgfältig. Wenn auch das Buch zunächst für die Würtemberg'schen Gymnasien berechnet ist, so wird es doch unseren Lehrern empfohlen werden können, da es gute, sorgfältig gearbeitete Vorlagen für Compositionen bietet. Ein kurzer Anhang bietet die Hauptregeln der Tempus- und Moduslehre nach Art des bei Hölder erschienenen Heftchens.

Wien. A. Scheindler.

Anschauungstafel zu Schillers Wilhelm Tell, gezeichnet von Dr. B. Rein, Rector der 1. Mädchenbürgerschule und Lehrer am fürstl. Landesseminar in Rudolstadt. Gotha, F. A. Perthes.

Die Wandtafel zeigt uns aus der Vogelperspective den Vierwaldstättersee mit seinen Ufern. Die felsigen Partien sind durch braune Farbe in verschiedenen Tönen, die ebenen durch grüne, die Gletscher durch weiß-grüne, der See durch blaue bezeichnet. Die Karte entspricht, was Richtigkeit und Klarheit betrifft, allen Anforderungen. Ein Text, der auf vier Quartblätter eine ganz zweckmäßige Beschreibung bietet, wird den Lehrer bei der Erklärung der Tafel wirksam unterstützen. Darnach kann dieses Hilfsmittel empfohlen werden. Photographien einzelner Uferpartien, namentlich der Tellskapelle, des Mythensteines und des Rütlihauses, werden nebenbei sehr willkommen sein.

Lehrbuch der Experimentalphysik. Von Dr. E. von Lommel, ord. Professor der Physik an der Universität München. Mit 430 Figuren im Text und einer Spectraltafel. 3. Aufl. Leipzig, J. A. Barth 1896.

Wenn ein Buch in drei aufeinanderfolgenden Jahren drei Auflagen erlebt, wie dies mit dem vorliegenden Buche der Fall ist, so zeigt dieser Umstand allein an, dass es sehr brauchbar ist und viele Freunde zählt. Thatsächlich ist dieses Lehrbuch in formeller und inhaltlicher Beziehung so gearbeitet, in demselben das Wesentliche von dem weniger Belangreichen so weise geschieden, die neueste Forschung in vollkommen schulgerechter Weise berücksichtigt, dass es derzeit wohl zu den besten elementaren Lehrbüchern der Experimentalphysik gerechnet werden kann.

Die vorliegende Auflage unterscheidet sich von ihren Vorgängerinnen nur unbedeutend, so dass — da die erste Auflage von dem Ref. in ausführlicher Weise besprochen wurde — wir uns diesmal nur kurz fassen können. Die Änderungen, welche — um den Wünschen der Fachcollegen, die dem Verf. ausgesprochen wurden, zu entsprechen — an dem Buche angebracht wurden, sind geringfügig. Dass die von Prof. Röntgen in Würzburg angestellten Versuche mit den nach ihm benannten Strahlen erläutert wurden, mag hervorgehoben werden, ebenso dass das Buch durch Hinzufügung einer Spectraltafel wesentlich gewonnen hat.

Die Verwendung der Mathematik bei der Erörterung physikalischer Fragen ist in dem vorliegendem Buche in den Hintergrund gedrängt worden, und es wurde anstatt dessen (z. B. in der Wellenlehre, der theoretischen Optik und anderen Abschnitten) der Construction vollste Rechnung getragen und die Erklärung der meisten Erscheinungen durch einfache Raisonnements bewirkt. Gerade diese letztgenannten Umstände werden es ermöglichen, das vorstehende Buch mit sehr gutem Erfolge auch dem Mittelschulunterrichte zugrunde legen zu können, wobei selbstverständlich manche Restriction des Lehrstoffes vorgenommen werden muss.

Lehrbuch der Experimentalphysik von Adolf Wüllner. 5. vielfach umgearb. u. verb. Aufl. 2. Band: Die Lehre von der Wärme. Mit 131 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren. Leipzig. B. G. Teubner 1896.

Die neue Auflage der »Lehre von der Wärme« unterscheidet sich nicht unwesentlich von ihrer Vorgängerin. Namentlich ist das 5. Capitel bedeutend erweitert worden: die Schmelz- und Erstarrungserscheinungen, sowie jene der Verdampfung wurden in den letzten Jahren tiefer begründet, und namentlich van t'Hoff hat für die Theorie der Lösungen so bedeutungsvolle Sätze aufgestellt, dass dieselben bei einer modernen Darstellung der Calorik Berücksichtigung finden mussten. Auch die wichtigsten theoretischen Untersuchungen über die physikalische Chemie haben in dem erwähnten Abschnitte Aufnahme gefunden, wozu die im 3. Capitel entwickelten Theoreme der mechanischen Theorie der Wärme verwendet wurden. Die gewonnene Zustandsgleichung für Flüssigkeiten und Gase, wie sie von van der Waals aufgestellt wurde, leistet bei diesen Betrachtungen nur ersprießliche Dienste.

Außer diesem — wie gesagt — beträchtlich erweiterten Abschnitte finden wir noch einige bemerkenswerte Ergänzungen: so wurden zum Zwecke der Messung sehr hoher und sehr tiefer Temperaturen in dem Abschnitte über Thermometrie die Thermoelemente aufgenommen, deren Gang auch mit jenem der Luftthermometer in Vergleich gezogen wird. Auch auf die calometrischen Methoden zur Temperaturbestimmung wurde an dieser Stelle eingegangen. Auf Grund der Untersuchungen von Amagat über die Compression der Flüssigkeiten und der Gase bei verschiedenen Temperaturen war es möglich, die für die Gase geltende Zustandsgleichung genauer kennen zu lernen. In der Lehre von der Wärmestrahlung finden wir die Gesetze der Strahlung, wie sie von Stefan und F. Weber aufgestellt wurden, miteinander verglichen. Auch in der Wärmeleitung sind neuere Untersuchungen von F. Weber in Berücksichtigung gezogen worden. Was die Calorimetrik betrifft, so wurde die große Menge des neuen experimentellen Materials in sehr geschickter Weise verarbeitet und in sehr ansprechender Art dargestellt. Von Apparaten finden wir in diesem Abschnitte neu aufgenommen das Dampfcalorimeter von Joly-Bunsen; ebenso wurde die von Pfaundler erdachte Methode zur Bestimmung der specifischen Wärme durch den galvanischen Strom eingeführt. Recht anziehend ist auch die mechanische Bedeutung des zweiten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie dargestellt worden. Die Lehre von der Wärmeentwicklung durch chemische Processe hat keine Erweiterung erfahren, da die neuesten sehr interessanten Untersuchungen mehr das Gebiet der Chemie als jenes der Physik betreffen. Die Angabe der Literatur ist dieselbe sorgfältige wie in den früheren Auflagen geblieben. Im allgemeinen hat das Buch in der jetzigen Form und Ausführung der einzelnen Partien entschieden gewonnen, und wir müssen auch jetzt — und dies noch vielmehr als früher — an der mehrfach ausgesprochenen Ansicht festhalten, dass der Experimentalphysiker bei seinen Arbeiten dieses vortrefflichen Behelfes nicht entrathen kann. Die in dem Buche angegebenen Zahlendaten sind den besten Quellen entnommen und werden sehr gut bei Laboratoriumsarbeiten verwertet werden können. Zweckentsprechend war es auch, die Wärmelehre in den zweiten Band zu verweisen, da die Lehre vom Lichte, welche früher den zweiten Band bildete, mit Rücksicht auf die elektromagnetische Lichttheorie hinter der Lehre von der Elektricität, also im vierten Bande Aufnahme finden wird.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

F. Krašan, Aus der Flora von Steiermark. Beitrag zur Kenntnis der Pflanzenwelt des Kronlandes. Zugleich ein Behelf zum Bestimmen der Pflanzen nach der analytischen Methode für Schule und Selbstunterricht. Graz, Leykam 1896. 16 : 11 cm. 156 SS.

In diesem kleinen, gefälligen Büchlein bringt der durch seine botanischen Arbeiten bekannte Verf. für die steirischen Arten einer Anzahl von großblumigen und daher insbesondere für den Unterricht geeigneten, häufigen Pflanzengattungen analytisch abgefasste Pflanzentabellen,[1]) welche dem jungen Freunde der Pflanzenwelt bei seinen ersten Schritten zur Bestimmung von Pflanzen dienen sollen. Der Zweck dieses Büchleins wäre zwar unserer Ansicht nach in noch viel kürzerer Weise zu erreichen gewesen, doch soll damit nicht etwa ein Vorwurf gegen die guten Intentionen dieses als Einleitung für größere Bestimmungswerke recht brauchbaren Büchleins erhoben sein. Wir wünschen nur, dass der Verf. bald in die Lage kommen würde, die dringend erforderliche Bearbeitung der von ihm wohl am besten gekannten Pflanzenwelt Steiermarks in einem bündigen Buche der Öffentlichkeit zu übergeben.

Wien. Dr. G. v. Beck.

[1]) Theilweise schon im Programme des II. Staatsgymnasiums in Graz 1894 veröffentlicht und in dieser Zeitschrift 1896, S. 1033 f. unter Nr. 124 besprochen.

Deutsche Nationalfeste. Mittheilungen und Schriften des Ausschusses (für deutsche Nationalfeste). Heft 2. 15. Mai 1897.

Die uns vorliegende Fortsetzung der Mittheilungen und Schriften des Ausschusses für deutsche Nationalfeste bekundet aufs neue, wie sicher und zielbewusst der so rührige Ausschuss der Verwirklichung seiner Idee — der Gründung eines deutschen Olympia — zustrebt. In dem vorliegenden 2. Hefte äußert sich der Versuch, die Lösung dieser an sich schwierigen Frage mehr von der praktischen Seite aus plausibel zu machen. Zunächst werden die mannigfachen Bedingungen, die an einen Festort für deutsche Nationalfeste gestellt werden müssen, mit Geschick und Verständnis erörtert. Der Verf., Hofrath Dr. Rolfs in München, gelangt zu dem Schlusse, dass die beste Lösung für den Ort sich entscheiden müsse, welcher die größten Vortheile mit den geringsten Nachtheilen vereinige. Hierauf folgt eine Reihe von praktischen Vorschlägen zur Einrichtung der Feststätte. Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen in dem Abschnitte 'Stimmen vom Tage', Anzeigen aus Tagesblättern und Zeitschriften, in denen uns recht merkenswerte Äußerungen über die Bestrebungen des Ausschusses zusammengestellt vorliegen. Aus der letzten Abtheilung 'Nachrichten' ersieht man, wie rührig der Ausschuss war, und was während der kurzen Zeit seines Bestandes zugute der Verwirklichung der Idee geschaffen wurde.

Gern empfehlen auch wir die Hefte des Ausschusses nicht nur deswegen, weil sie der vaterländischen Sache wirksam nützen, sondern auch, weil sie an sich eine interessante Lectüre bilden, die zum Nachdenken über die verschiedensten Fragen des modernen Lebens anzuregen versteht.

Wien. J. Pawel.

Programmenschau.

1. Strobl Anton, Zur Schullectüre der Annalen des Tacitus. Progr. des k. k. deutschen Obergymn. in Prag (Kleinseite) 1896, 8°, 38 SS.

Die Frage über die Auswahl der Tacituslectüre bildete im Laufe etwa des letzten Decenniums in Deutschland mehrfach den Gegenstand eingehender Erörterung, worüber die vorliegende Abhandlung selbst vortreffliche Auskunft gibt. Für die österreichischen Verhältnisse tritt der Verf. zuerst an diese Frage heran und sucht Wege zu erschließen, auf welchen den Forderungen der Instructionen mit Rücksicht auf die gegebene Zeit entsprochen werden könne. Gleich hier möge es als ein glücklicher Umstand bezeichnet werden, dass sich diese Aufgabe ein Mann stellte, der den Inhalt der Schriften des Tacitus in nicht gewöhnlicher Weise beherrscht.

Den Ausgangspunkt bildet, wie dies natürlich ist, der betreffende Abschnitt der Instructionen über die Lectüre des Tacitus. Um zunächst dafür, wie viel in der immerhin beschränkten Zeit von etwa 50 Stunden gelesen werden könne, einen sicheren Untergrund zu gewinnen, wurden gegen 300 Programme cisleithanischer Gymnasien, zumeist aus den zwei letzten Schuljahren, einer Musterung unterzogen, bei der sich die Angaben von 257 verwendbar erwiesen, während sich die übrigen mit der allgemeinen Angabe einer Auswahl begnügten. Diese Prüfung ergab für den Verf., dass, abgesehen von dem allgemeinen Theil der Germania, aus den übrigen Schriften eine Minimalleistung von 60—80 Capiteln anzunehmen sei. Bei der Knappheit der gegebenen Zeit aber erscheint ihm eine aus den Annalen und Historien gemischte Auswahl nicht gerathen, sondern er entscheidet sich für eine solche aus den Annalen. Hinsichtlich dieser aber handelt es sich zunächst darum, was nicht gelesen werden soll. Die von dem Verf. aus sämmtlichen Büchern ausgehobenen Stellen sind nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: 1. alle Abschnitte, welche der Vorschrift Juvenals (XIV, 47) zuwiderlaufen; 2. viele Partien, welche sich auf Kriegsgeschichte und Vorgänge in den Grenzländern beziehen; 3. eine Reihe von Processen und Senatsverhandlungen; 4. gewisse Prodigien und Todesfälle; 5. andere Dinge, die für die Schüler unwichtig erscheinen. Alles, was dem Verf. hieher zu gehören scheint, erreicht ungefähr das Ausmaß von zwei Büchern. Vom übrigen ist I, 1—10 oder 1—15 für alle Fälle zu lesen, da der Schriftsteller selbst am besten in sein Werk einführe. Es kommt dann zunächst 1. die Geschichte eines Kaisers in Betracht, und hierauf erst ist 2. an Combinationen aus verschiedenen Regierungen zu denken. Zum ersten Punkte fragt es sich, ob *a*) bestimmte Bücher ganz, *b*) ob in innerem Zusammenhange stehende Partien aus mehreren Büchern gelesen werden sollen. Unter den Kaisern steht zunächst Tiberius, und da empfehlen sich am besten Buch I und IV, weniger II und III; von VI ist als Schullectüre abzusehen. Das von V Erhaltene nebst einigen Partien aus VI lässt sich mit Rücksicht auf die nothwendigen Ausscheidungen aus IV leicht mit diesem vereinigen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Motivierung dieser Ansicht näher einzugehen; ihre Lectüre aber sei allen Fachgenossen dringend ans Herz gelegt. Selbst der gründliche Kenner des Tacitus, der seine eigenen Wege geht, wird an diesen Ausführungen und namentlich an den prächtigen Dispositionen der hochdramatischen Partien des ersten Buches seine Freude haben; jüngeren Collegen aber kann es nur erwünscht sein, entweder einen verlässlichen Führer oder wenigstens ein Vorbild zu haben, durch dessen Einfluss sich ihnen selbst wieder neue Gesichtspunkte für die Lectüre ergeben können. Dass solche nöthig sind, steht außer Frage; wohl aber wäre es eine Frage, wie es in Wirklichkeit oft

damit bestellt sei. Wer die Ausführungen des Verf.s über den Inhalt der Lectüre der 257 Anstalten liest, wird hie und da so seine Gedanken haben. Da aber in dieser Hinsicht in der Schrift selbst der feinste Tact beobachtet ist, so wäre es am wenigsten Sache eines Referenten, auf diesen Punkt näher einzugehen. Die Abhandlung schließt mit Winken darüber, welche Partien sich hinsichtlich des inneren Zusammenhanges der Ereignisse und der Personen oder der Culturbilder aus den ersten sechs Büchern ausheben lassen. Mit lebhaftem Interesse darf man den weiteren Ausführungen des Verf.s in der Fortsetzung entgegensehen.

Wien. Franz Zöchbauer.

---

2. Babsch Franz, Der Göttinger Dichterbund in der deutschen Literatur. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Steyr 1896, 8°, 31 SS.

Der Verf. liefert in dieser Studie auf Grund der S. 2 angeführten Quellen eine übersichtliche Darstellung der Geschichte und Wirksamkeit des Göttinger Hains. Er gliedert den Stoff in drei Capitel, von welchen das erste (S. 3—8) die literarischen Tendenzen zur Zeit der Gründung des Göttinger Dichterbundes enthält. Mit Gottscheds Bestrebungen und den Gegenwirkungen der Schweizer, ferner mit Haller, der Dichtung Hagedorns und der mit der letzteren zusammenhängenden Anakreontik wird der Anfang gemacht. Sodann wird gezeigt, inwieweit Klopstock, Wieland, Lessing und Herder theils anregend, theils abstoßend auf die jungen Dichter einwirkten. Das Verhältnis zu den Stürmern und Drängern und zu den literarischen Zeitschriften wird am Schlusse dieses Capitels berührt. Der zweite Abschnitt (S. 8—22) handelt von der Gründung und dem Leben des Bundes. Von dem geistigen Leben, welches damals in Hannover herrschte, zumal von der bedeutsamen Stellung der Göttinger Universität wird ausgegangen. Der Anstoß zur Entstehung der neuen Schule erfolgte von Seite der Wissenschaft, die kritische und ästhetische Behandlung der alten Classiker, besonders Homers, leitete zur schönen Literatur. Der eigentliche Begründer des Bundes, Boie, um welchen sich allmählich die übrigen Genossen gruppieren, ist mit Heyne befreundet. Der Schwerpunkt der dichterischen Thätigkeit des Hains ruhte auf dem Musenalmanach, dessen Schöpfer Boie war. Das allmähliche Hinzukommen von Äußerlichkeiten ist zur Genüge aus den Briefen an Brückner bekannt. Durch die beiden Stolberg wird die Anlehnung an Klopstock noch stärker, die Beziehungen zu ihm gestalten sich im Laufe der Zeit immer lebhafter.

Das in diesen beiden Abschnitten Gebotene enthält bekanntes Material in anschaulicher Darstellung und bildet eigentlich die Vorgeschichte zu dem Schlusscapitel (S. 23—31), in welchem die Wirksamkeit und die Tendenzen des Bundes zur Darstellung kommen. Dieses ist der interessanteste Theil des Schriftchens. Nationaler Geist und liebevolle Hingabe an die Antike sind die Grund- und Hauptbestandtheile der neuen Dichtung, welche ihren Schwerpunkt in der Lyrik findet, sich oft mit dem Streben der Originalgenies berührt, andererseits auf die schon ziemlich verklungene Anakreontik zurückweist und dadurch anzeigt, dass die Schule zwischen der Regellosigkeit der Stürmer und Dränger und dem Pedantismus der älteren Zeit verständig den Mittelweg einschlug. Die Wirksamkeit des Hains wird uns am klarsten durch die kritische Betrachtung des Göttinger Musenalmanachs, aus welcher sich von selbst die geschichtliche Entwicklung der poetischen Ansichten des Bundes ergibt.

Wien. Dr. F. Prosch.

3. **Walleczek Robert, Die Sprache des „Roman de la Violette“.** Progr. der Staats-Realschule in Jägerndorf 1896, 8°, 32 SS.

Der Verf. bietet uns eine etwas weitschweifige Darstellung der Laut- und Formenlehre und bestätigt sodann die schon früher geäußerte Ansicht, dass das Denkmal picardischen Ursprunges sei. Wir geben ihm nicht Unrecht, möchten aber betont wissen, dass sich auch Reime, wie sache (= sapiat): sache (= saccat) und blanche : semblanche finden, d. h. dass der Dichter sich nicht gescheut hat, centralfranzösische Lautungen einfließen zu lassen. Ähnliche Freiheiten wurden bei vielen anderen Kunstdichtern constatiert und haben in uns die Überzeugung gereift, dass eigentlich nur die Dichter der ältesten Zeiten sich strenge an ihren Heimatsdialect halten; sobald aber die Leute mit der Poesie ihrer Nachbarstämme bekannt werden, nehmen die Dichter keinen Anstand, auch deren Lautformen hie und da zu gebrauchen und helfen so instinctiv eine Schriftsprache ausbilden.

Baden bei Wien. Dr. F. A. Singer.

---

4. **Mayer F. M., Eine salzburgische Visitationsreise in Steiermark und Kärnten im Jahre 1657.** Progr. der steierm. Landes-Oberrealschule in Graz 1896, 8°, 13 SS.

Nicht um eine kirchliche Visitation handelt es sich, sondern um eine wirtschaftliche, auf den reichen und ergiebigen Besitzungen, die das Erzbisthum Salzburg in Steiermark und Kärnten besaß. Im Jahre 1657 gieng eine erzbischöfliche Commission ab, um den Zustand und die Erträgnisse der salzburgischen Besitzungen daselbst zu untersuchen. Sie brach am 24. März auf, besichtigte Haus im Ennsthal, dann kam sie über Graz nach Deutsch-Landsberg, wohin sie zugleich auch den Verwalter des Vicedomamtes Friesach in Kärnten citierte; dann gieng es nach St. Andrä im Lavantthale, nach Klagenfurt, Maria Saal, Taggenbrunn usw. Der Bericht über diese Visitation erliegt im steiermärkischen Landesarchiv, und es ist ein Verdienst des Verf.s, ihn ans Tageslicht gezogen zu haben. Denn durch solche Berichte wird die Kenntnis des volkswirtschaftlichen Zustandes jener Güterbestände wesentlich gefördert. Man erhält einen Einblick in das damalige System der Bewirtschaftung größerer und kleinerer Güter und lernt die Arbeit des Volkes, seine Lasten, Pflichten und Rechte der Herrschaft gegenüber kennen. Gewöhnlich hatten solche Commissionen die keineswegs leichte Aufgabe, Rückstände an Abgaben einzutreiben, was gerade in der gesagten Zeit besondere, in den Zeitverhältnissen liegende Schwierigkeiten hatte.

5. **Prem S. M., Der tirolische Freiheitskrieg 1809.** Neue Beiträge zur Geschichte der letzten Kämpfe. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Marburg 1896, 8°, 22 SS.

Man muss dem Verf., dem es gelungen ist, eine Anzahl bisher noch ungedruckter Materialien für seine Darstellung aufzufinden, für deren Mittheilung danken. Es sind für diesen Zweck nicht nur einzelne im Ferdinandeum zu Innsbruck befindliche Documente, sondern namentlich auch ein noch ungedrucktes Kriegstagebuch des tirolischen Schützenofficiers Johann Thurnwalder benützt worden, das über die Action am Passe Lueg wichtige Einzelnheiten enthält. Sie werden in der vorliegenden Arbeit wörtlich angeführt und von einem Commentar begleitet. Auch über die weiteren Vorgänge weiß der Verf. auf Grund der Auf-

zeichnungen Thurnwalders manche neuen Einzelnheiten beizubringen: so über die letzten Kämpfe Hofers und seine Gefangennahme. Darüber hatte Thurnwalder von Hofers Frau Mittheilungen erhalten. Aus der Charakteristik Hofers durch Thurnwalder verdient der Satz herausgehoben zu werden: Hofer hätte sich Schätze nehmen können, hatte aber nichts. Selbst in der Burg zu Innsbruck lebte er ganz einfach wie ein Bauer, und bei seiner Gefangennahme fand man fast nichts — er war zu redlich und fromm, als dass er sich etwas Unrechtes hätte zueignen können. Eine knappe Einleitung gewährt eine gute Orientierung über die Kriegsereignisse von 1809.

Wien. J. Loserth.

---

6. **Miklau Julius, Bemerkungen und Vorschläge zum Unterrichte in der Erdkunde.** Progr. des I. deutschen k. k. Gymn. in Brünn 1896, 8°, 15 SS.

Der Aufsatz zerfällt in die beiden Abschnitte: Ursachen des Misserfolges und Vorschläge zur Abhilfe. Da die letzteren natürlich auf die ersteren Rücksicht nehmen, so wird es genügen, sie allein anzuführen. Der Verf. wünscht: 1. dass die Geographie auch am Obergymnasium als selbständiger Gegenstand gelehrt werde (zu diesem Zwecke sollen die Lehrstunden für Geschichte und Geographie in der V. und VII. Classe um eine vermehrt werden); 2. dass in der I. Classe die Betrachtung der „Hauptformen des Festen und Flüssigen in ihrer Vertheilung auf der Erde, sowie die Lage der bedeutendsten Staaten und Städte“ entfalle; 3. dass die Geographie von Frankreich in der II. und die von Großbritannien in der III. Classe behandelt und in dieser die Zahl der Unterrichtsstunden auf vier erhöht werde; 4. dass die Leistungen in Geschichte und Geographie im Zeugnisse getrennt classificiert werden. Der Wunsch, dass die Zahl der Lehrstunden erhöht werde, dürfte wohl nicht so bald in Erfüllung gehen. Hinsichtlich der Methode verlangt der Verf., dass 1. der Lehrstoff größtentheils in der Schule eingeübt werde; 2. der Lehrer auf der Tafel zeichne, aber mit Maß, und die Schüler nicht zum Mitzeichnen verhalte; 3. der Lehrstoff auf das sorgfältigste ausgewählt und 4. alle geeigneten Anschauungsmittel herangezogen werden. An mehreren Stellen sind auch Wünsche hinsichtlich der Einrichtung der Lehrbücher eingeschaltet. — Gegen diese auf die Methode bezüglichen Vorschläge wird sich nichts Stichhältiges einwenden lassen.

Villach. A. Zeehe.

---

7. **Kaller Ernst, Die Einführung in das dekadische Zahlensystem beim Unterrichte in der ersten Realclasse auf Grundlage der Anschauung.** Progr. der Staats-Realschule in Teschen 1896, 8°, 30 SS.

In der Einleitung seines ziemlich umfangreichen Aufsatzes hebt der Verf. die große Bedeutung hervor, welche das Verständnis von dem Aufbau der dekadischen Zahlen für den Schüler auf der ersten Stufe des arithmetischen Unterrichtes in der Mittelschule hat, und wie gerade dieses Verständnis herbeizuführen, das Hauptziel des Unterrichtes in der ersten Classe sein solle. Derselbe ist der Ansicht, dass die allgemein übliche Art, den im durchschnittlichen Alter von zehn Jahren stehenden Schülern das Wesen dieser Zahlen klar zu machen, zu abstract sei und

eine Auffassung dieser Erklärungen auf dieser Altersstufe kaum jemals vorhanden sein dürfte, und stellt sich daher die, wie ihn bedünkt, ganz neue Aufgabe, die Erkenntnis des dekadischen Zahlensystems ausschließlich auf die Anschauung im weitesten Sinne des Wortes zu stützen, also auf concrete Dinge, die der Schüler vom Elternhause her kennt, die ihm in jedem Augenblicke vorgezeigt werden können. Hiezu scheint es ihm, Gantners Idee verfolgend, am geeignetesten, die Geldeinheiten heranzuziehen, bei welchen »sich sowohl Einheit als Wert klar vorfindet« und die überdies jedem Schüler wohl am geläufigsten sind; demgemäß zeigt derselbe, wie man mit Hilfe einer Anzahl von Heller-, Zehnheller- und Kronenstücken den Schülern das dekadische Zahlensystem veranschaulichen könne. Von der Frage abgesehen, ob diese Methode denn wirklich derjenigen vorzuziehen sei, die den Schüler zum erstenmale nöthigt, einen streng mathematischen Denkprocess durchzumachen, der seitens des Lehrers richtig durchgeführt, für das methodische Rechnen in der Folge sehr großen Nutzen darbietet, ist diese Methode durchaus keine neue, wie die zahlreichen Quellen selbst, die der Verf. anführt, erkennen lassen. Ein zweiter Abschnitt des Aufsatzes enthält die Einführung des Schülers in das Flächen- und Körpermaß und in einem dritten Abschnitte wird die Bestimmung der Stellenwerte bei der Multiplication und Division auseinandergesetzt.

8. Janisch Ed., Über eine specielle Fußpunktcurve der Steiner'schen Hypocycloide. Progr. der Staats-Unterrealschule im V. Bezirke von Wien 1896, 8°, 17 SS.

Die auch in Močniks »Lehrbuch der Geometrie für die oberen Classen der Mittelschulen« vorkommende Aufgabe: »Ein Trapez zu construieren, wenn gegeben sind die Summe einer parallelen und einer nicht parallelen Seite a + c, die andere Parallelseite b, die zweite schiefe Seite d und eine Diagonale m« lässt sich in dem Falle, wo diese Diagonale dem von b und d eingeschlossenen Winkel gegenüberliegt, in elementarer Weise mit Zirkel und Lineal auflösen. Dies ist aber nicht mehr möglich, sobald statt dieser Diagonale die andere gegeben ist. Der Verf. versucht die Lösung der Aufgabe in diesem Falle mit Hilfe einer Fehlercurve, für welche sich in rechtwinkligen Coordinaten eine Gleichung 4. Grades ergibt und die, wenn insbesondere b = m angenommen wird, sich als eine circulare Curve erweist, welche das Erzeugnis eines Kreisbüschels und einer mit ihm projectiven Kreisreihe ist. Eine eingehendere Betrachtung zeigt, dass diese Curve die Fußpunktcurve einer Steiner'schen Hypocycloide — für den Halbierungspunkt der von einer Rückkehrtangente der letzteren bestimmten Sehne als Pol — ist, woraus sich für irgendeinen Punkt der Curve in einfacher Weise der Krümmungskreis ermitteln lässt. Zu anderweitigen directen Krümmungskreisconstructionen für die Curve, sowie zu einer eleganten Tangentenconstruction führt dann weiter die Bemerkung, dass die Curve auch vermittelst des Cayley'schen Cylindroides definiert werden kann. Diese letzteren Constructionen werden unter Heranziehung der Methoden der darstellenden Geometrie durchgeführt. Zum Schlusse werden aus der, schon früher aufgestellten, Polargleichung der Curve einige Sätze über letztere hergeleitet, die sich auf sehr specielle projective Punktreihen auf derselben beziehen. Diese Polargleichung, in etwas veränderter Form, wird dann noch zur Quadratur der Curve zweckmäßig verwendet.

Die Arbeit enthält viele für den Geometer interessante und lehrreiche Einzelheiten, und die Darlegungen in derselben können, obgleich oft entfernte Gebiete der Geometrie herangezogen werden, als sehr klar und übersichtlich bezeichnet werden.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Überlieferung altspanischer Literaturdenkmäler.

I. Der gegenwärtige Stand der Quellenkunde.

Seit der von Francisco Perez Bayer veranstalteten zweiten Ausgabe der Bibliotheca Hispana des Nicolaus Antonio (Madrid 1783—88, 4 Bände Folio) ist die dankenswerte Aufgabe, die gesammte Geschichte des spanischen Schriftthums aus den Quellen darzustellen, von keinem der zunächst hiezu berufenen einheimischen Forscher vollständig gelöst worden. Diese Thatsache ist einerseits bezeichnend für den gegenwärtigen Stand der Erforschung einer der reichsten Weltliteraturen, andererseits ein Beweis für die hohe Bedeutung, welche das genannte Werk für alle diejenigen besitzt, welche die Geschichte der Überlieferung bis zu ihren Quellen, d. h. Handschriften, Urkunden oder Drucken verfolgen wollen. Sowohl Nicolaus Antonio wie auch Perez Bayer, welch letzterer jahrelang in den handschriftlichen Schätzen des Escorials zu arbeiten Gelegenheit hatte, legen — hier allerdings unterstützt durch mancherlei gute Vorarbeiten — besonderes Gewicht darauf, die ursprünglichen Quellen für die Überlieferung sorgfältig namhaft zu machen, und der Literarhistoriker, der diesen Angaben nachgeht, hat Schritt für Schritt Gelegenheit, sich von der Genauigkeit derselben zu überzeugen. Diese rückhaltlose Anerkennung bezieht sich natürlich auf jenes Material, welches den beiden genannten Gelehrten zu jener Zeit zugänglich war. Der Kreis desselben war im Vergleiche zu den heute verfügbaren Quellen größer, da manche Handschrift, über die in der Bibliotheca Hispana berichtet wird, jetzt verloren gegangen ist; er war aber auch naturgemäß kleiner, da in dem Zeitraume des letzten Jahrhunderts gar manche Quelle erschlossen oder erreichbar gemacht wurde, die Antonio und Perez Bayer trotz allen redlichen Bemühens heranzuziehen nicht in der Lage waren.

Geraume Zeit nach dem Erscheinen der Bibliotheca Hispana tritt, bezeichnend genug, ein Ausländer, ein Amerikaner, George Ticknor, mit einer Gesammtdarstellung der spanischen Literaturgeschichte auf den Plan, welche alles, was bisher auf ähnlichem Gebiete von Literarhistorikern außerhalb der Pyrenäen geleistet wurde (wie etwa die Werke von Bouterwek, Brinckmeier, Clarus, Lemcke), weit in Schatten stellt. Dass Ticknors „Geschichte der schönen Literatur in Spanien“, namentlich in der deutschen, von Nicolaus Heinrich Julius besorgten und von Ferdinand Wolf mit schätzbaren Zusätzen versehenen Ausgabe (Leipzig, Brockhaus 1852, 2 Bde.) sich allgemeiner Anerkennung erfreut, ist bekannt. Thatsächlich hat Ticknor sowohl durch sorgfältige Sammlung alter Drucke und sonstiger Textquellen wie durch seine Verbindungen mit spanischen Freunden, die ihm unedierte handschriftliche Texte zur Verfügung stellten, ein achtunggebietendes Material zusammengestellt und dasselbe durch eine ruhige, klare und durchaus objectiv gehaltene Darstellung erläutert. Aber aus der Natur der Sache ergibt sich, dass der amerikanische Gelehrte das in spanischen Bibliotheken vorhandene Quellenmaterial keineswegs erschöpfen, ja auch nur halbwegs genau registrieren konnte, und so finden sich namentlich in dem Abschnitte über die Literaturdenkmäler aus der Zeit vor der Regierung der Reyes Católicos — ein Abschnitt, der auf etwa 150 Seiten erledigt wird — einzelne Capitel, die, was Quellenerforschung anlangt, so gut wie alles zu wünschen übrig lassen.

Gerade diese sosehr fühlbaren Lücken auszufüllen, erschien die Historia crítica de la literatura española von José Amador de los Rios (Madrid 1861—1865, 7 Bde.) berufen. Ein bündiges Urtheil über diese schon durch ihren Umfang auffallende Leistung abzugeben, fällt nicht leicht. Der Autor führt seine Geschichte nur bis etwa zum Ausgange des 15. Jahrhunderts, sie ist ein Torso geblieben. Man sollte nun zunächst annehmen, dass Amador diesen Zeitraum auf mehreren tausend Seiten in erschöpfender Weise behandelt hat. Es ist auch nicht zu leugnen, dass er die einzelnen Literaturerscheinungen auf dem Boden seines Heimatlandes, angefangen von den Schriftstellern der Römerzeit mit größter Sorgfalt zu verfolgen bemüht war. Das ganze Werk wird beseelt durch Hingabe und Begeisterung für die Sache, ohne welche ja eine verständnisvolle Behandlung der Literaturgeschichte, welchen Volkes immer, nicht denkbar ist. Aber gerade dieser Umstand ist für Amador verhängnisvoll geworden. Er glaubte, der Größe seines Gegenstandes durch epische Breite gerecht zu werden, er hat den durch panegyrischen Ton hervorstechenden Abhandlungen über Denkmäler, Literaturströmungen und sonstige literarhistorische Fragen kein richtiges Ziel zu setzen gewusst, vielmehr vor allem darnach getrachtet, seine Schilderungen der Auszeichnung würdig zu gestalten, deren er wiederholt mit Genug-

thuung gedenkt: der Auszeichnung, Ihrer Majestät der Königin Isabella in einem kleinen Zirkel von Gelehrten vorgelesen zu werden. So kommt es, dass bei diesem exoterischen Genus der Diction die Kernpunkte zahlloser Fragen sich ganz aus dem Gesichtsfelde verlieren, und wir, so paradox dies klingen mag, die eigentlichen Anhaltspunkte für die Lösung einer Unzahl von Fragen aus den jeweiligen Anmerkungen heraussuchen müssen. Aber auch das in diesen niedergelegte Material, das — nebenbei bemerkt — durch keinerlei Index leichter zugänglich gemacht wird, leidet an erheblichen Lücken und Schwächen. Der Autor hat es allerdings auch hier nicht an Fleiß und Liebe zur Sache fehlen lassen, er hat eine schätzenswerte Menge neuen, von Antonio und Perez Bayer nicht verwerteten Materials namentlich aus der Escorial- und National-Bibliothek erschlossen; die wissenschaftliche Durcharbeitung, vor allem die methodische Verwertung vermissen wir aber fast durchwegs. Die schweren Gebrechen dieses Werkes, welches ohne Schaden für die Sache leicht auf die Hälfte, ja auf das Drittel seines Umfanges hätte reduciert werden können, treten denn auch desto schärfer hervor, je eingehender man sich mit den von Amador de los Rios behandelten Detailfragen beschäftigt und je mehr man Umschau auf dem Gebiete der Quellen hält, welche der Autor theils anzuführen vergessen, theils nicht nach Gebür gewürdigt hat. Das Denkmal für das erste und wichtigste Auftreten des Romance castellano, d. h. die Silenser Handschrift mit altspanischen Glossen musste erst ins Ausland verkauft werden, um die ihrer Bedeutung entsprechende Publication und Bearbeitung zu erfahren, obwohl anderthalb Jahrhunderte vor Amador einer seiner Landsleute schon auf dieselbe aufmerksam gemacht hatte. Eine kritische Sammlung und Abschätzung der ältesten Sprachdenkmäler, welche uns die Urkunden darbieten, so viele derselben auch Amador anführt, sucht man in der Historia critica gleichfalls vergebens. Das reiche Material, mittels welches Alfons X. seine für die spanische Literaturgeschichte epochemachenden Werke herstellte oder herstellen ließ, ist so unvollkommen von Amador behandelt worden, dass die nicht weniger als fünf Foliobände der Palastbibliothek zu Madrid füllenden Collectanea eines der alphonsinischen Famuli, des Bernhardus von Brihuega, der nach seinem eigenen Zeugnisse mit dem königlichen Bücherapparate arbeitete, vollständig unberücksichtigt blieben.

Diese Lücken machen sich in allen Theilen des umfangreichen Werkes fühlbar, ja selbst in jenen letzten Abschnitten, wo der Reichthum der Quellen für die spanische Literatur zur Zeit der Reyes católicos ein Übersehen wichtigen Materials wohl ausschließen sollte. Unsere herbe Kritik erschiene ungerecht, wenn nicht gewisse bezeichnende Fälle dieselbe geradewegs herausfordern würden. So hat Amador für einen Dichter wie Gómez Manrique kaum eine andere Überlieferung berücksichtigt, als die billige Quelle der

Cancioneros, während der letzte Herausgeber der Poesien des Dichters, Antonio Paz y Melia[1]) gleich drei, Amador unbekannt gebliebene Handschriften zu benützen in der Lage war, die sich sämmtlich in Madrid, also in dem Centrum, wo Amador arbeitete, befinden, und deren Canciones an Zahl die bescheidene, in den Liederbüchern enthaltene Auswahl weitaus übertreffen. Wie andererseits spätere Verzeichnisse kostbarer Literaturquellen für Amador hätten lehrreich sein können, soll noch weiter unten ausgeführt werden. Die eben dargelegten Bemerkungen dürften aber bereits gezeigt haben, dass Amadors Werk trotz aller Liebe und Begeisterung für die Sache, trotz allen aufgewendeten Fleißes in der Anlage verfehlt ist, weil ihm die Grundlage für jede literarhistorische Arbeit, die umfassende Sammlung und strenge Sichtung der urkundlichen Zeugnisse für die Überlieferung mangelt. Der Kenner des gegenwärtigen Standes literarischer Forschung auf der iberischen Halbinsel empfindet dies umso schmerzlicher, als eine durchgreifende Remedur der gekennzeichneten Mängel in absehbarer Frist nicht zu gewärtigen ist. Der einzige spanische Gelehrte, welcher imstande wäre, diese große Arbeit zu vollbringen, Marcelino Menéndez Pelayo, hat es vorgezogen, die Resultate seiner Forschung in ganz anderer Weise zu verwerten[2]) und dürfte durch größere Specialpublicationen (Ausgabe der Werke Lope de Vegas, Antologia de poetas hispano-americanos etc. etc.) noch für längere Zeit verhindert sein, sich der Lösung dieser Aufgabe zu unterziehen.

Angesichts solcher Verhältnisse drängt sich die — auch rücksichtlich anderer Forschungsgebiete berechtigte — Klage auf, dass Zeit und Mühe in zahllosen ästhetischen und philologischen Specialuntersuchungen verschwendet wird, die sich als total haltlos und verfehlt erweisen, wenn man erst die Quellen der Überlieferung kennen lernt, auf die sie sich von allem Anfang an hätten gründen sollen. Man arbeitet an Gesimsen und Dächern von Gebäuden, denen das Fundament fehlt. Dieses Thema, welches die vitalsten Interessen unseres wissenschaftlichen Arbeitsbetriebes berührt, näher auszuführen ist hier nicht der Ort; vielmehr möge mit gebürender Anerkennung darauf hingewiesen werden, dass, was speciell spanische Quellenforschung anlangt, eine Erweiterung unserer Kenntnisse durch zwei deutsche Gelehrte, Paul Ewald und Gustav Loewe, erfolgreich angebahnt wurde. Bezeichnend für die Sachlage ist, dass sich die Arbeitsziele der beiden Forscher keineswegs direct auf die spanische Literaturgeschichte bezogen. Paul Ewald war von der Direction der „Monumenta Germaniae“ beauftragt worden,

---

[1]) Cancionero de Gómez Manrique. Madrid 1885, 2 Bde.

[2]) Vgl. die Einleitungen zu den einzelnen Bänden der Antologia de poetas líricos castellanos. Madrid 1890 ff. (bis jetzt 6 Bände erschienen).

handschriftliche Quellen für deutsche Geschichte in spanischen Archiven und Bibliotheken zu studieren, Gustav Loewe sollte in eben denselben für die Kirchenväter-Commission der kais. Akademie der Wissenschaften die für die Herausgabe des Corpus scriptorum ecclesiasticorum wichtigen Manuscripte ausfindig machen und beschreiben. Aber wie Ewald, mit richtigem Blicke seiner Mission einen weiten Rahmen steckend, uns mit Manuscripten bekannt machte, die nicht bloß für die Geschichte Deutschlands, sondern auch Spaniens, ja für die ganze Cultur und Literatur der iberischen Halbinsel im Mittelalter von Wert sind, so hat auch Loewe in Würdigung des innigen Zusammenhanges spätlateinischer und nationaler Literatur auf spanischem Boden eine große Zahl von Handschriften durchforscht, die mit dem eigentlichen Zwecke seiner Mission nichts gemein haben. Loewes Beschreibung spanischer Handschriften, von Wilhelm von Hartel in abschließender Weise publiciert,[1]) bildet daher eine wichtige Fundgrube für jeden, der sich mit der mittelalterlichen spanischen Literatur beschäftigt.

Als mir die Aufgabe zufiel, Loewes Untersuchungen fortzusetzen und zu ergänzen, und es durch die Unterstützung der maßgebenden Factoren möglich wurde, während zweier Jahre in etwa 80 Archiven und Bibliotheken Spaniens gegen 2000 bis dahin unbekannte Manuscripte zu beschreiben, konnte mir selbstverständlich kein anderes Ziel vorschweben als dasjenige, welches Loewe verfolgte. Es erschien unverantwortlich, zahlreiche Textquellen für spanische Literaturgeschichte, welche mir beim Suchen wie von selbst in die Hände fielen, unberücksichtigt zu lassen, und so gelang es, namentlich aus der öffentlicher Benützung nicht zugänglichen Palast-Bibliothek zu Madrid, aus dem Escorial, dem Archivo General de la Corona de Aragon, der Biblioteca pública zu Tarragona und manchen anderen kleineren Sammlungen Handschriften hervorzuholen und zu beschreiben, welche manche Epochen spanischen Schriftthums in wünschenswerter Weise erhellen. Andererseits enthalten die zum Theil schon publicierten urkundlichen Belege für die Kunstbestrebungen der spanischen Habsburger höchst merkwürdige Verzeichnisse wertvoller Handschriftensammlungen, auf die ich noch zurückkomme.

Während, wie bemerkt, für die Verzeichnung der Handschriften aus spanischen Fundstätten die Norm durch bewährte Muster gegeben war, erheischte die Publicationsart, beziehungsweise Verwertung des aus so verschiedenen Sammlungen sich ergebenden mannigfachen Materials reifliche Überlegung. Es wurde klar, dass die richtige Mittheilung desselben in innigem Zusammenhange mit einer der wichtigsten Aufgaben steht, welche die romanische Philologie zu lösen hat, nämlich mit der kritischen Ausarbeitung der Geschichte der spanischen Nationalliteratur auf

---

[1]) Bibliotheca patrum latinorum Hispaniensis, Wien 1886.

Grund der handschriftlichen und gedruckten Quellen. Man darf sich der Erkenntnis nicht verschließen, dass diese umfassende Arbeit nur etappenweise und durch Mitwirkung zahlreicher Arbeitskräfte zu lösen ist. Die zu befolgende Methode sollte also einerseits die Grundlage festhalten, auf welche sich die literarische Forschung aufbaut, und andererseits die weitere Arbeit anderer so viel als möglich erleichtern. Ausschlaggebend für die Wahl des Weges ist eine Arbeit, welche der Altmeister der romanischen, speciell der spanischen Literaturforschung, Ferdinand Wolf, angelegt hat, und die, wie es scheint, bis heute unbekannt geblieben ist. Als ich Wolfs Referat an der k. k. Hofbibliothek übernahm, fand ich einen umfangreichen, mehrere tausend Zettel umfassenden Katalog vor, in welchem Wolf aus den reichen Schätzen der kaiserlichen Sammlung alle jene Werke notiert hatte, die sich auf spanische und portugiesische Literatur- und Culturgeschichte beziehen. Die Arbeit ist bedauerlicherweise Manuscript geblieben, aber es ist nicht zu bezweifeln, dass Wolf an die Veröffentlichung derselben dachte, und aus einer glänzenden Probe, aus der Bibliographie der Romanceros, ist unschwer zu entnehmen, welchen Plan er hiebei verfolgte. Der Katalog sollte einen bibliographischen Grundriss für die Geschichte der spanischen Nationalliteratur in der Weise abgeben, dass — ähnlich wie bei Engelmanns bekannter Bibliothek classischer Autoren — für die Denkmäler spanischen Schriftthums vom Anbeginn bis auf unsere Tage Ausgaben und [illegible] übersichtlich zusammengestellt würden. Das [illegible] erwähnte [illegible] werden [illegible] haben. Aber, wie [illegible] Quellen [illegible] Drucke, welche [illegible] Wolf [illegible] Bedeutung [illegible] so großer Wert [illegible] Quellen [illegible] dieser Verses.

[illegible] spanischen [illegible] gewesenen [illegible] Akademie [illegible] Namen [illegible] Handschriften- [illegible] Katholischen. [illegible] wir über den [illegible] Biblio-

theken Spaniens — in der National- und Escorial-Bibliothek — nur durch sehr mangelhafte, gedruckte Verzeichnisse unterrichtet sind, und es ist mir auch während meines Aufenthaltes in Spanien nicht gelungen, diese Lücken vollständig zu ergänzen. Für die Escorialbibliothek liegt mir allerdings ein Verzeichnis vor, welches bis jetzt ganz unbenützt geblieben ist und umso wertvoller erscheint, als es genau den Bestand jener Manuscripte fixiert, welche von Philipp II. im Jahre 1576 dem Kloster zum Geschenke gemacht wurden. Von der Existenz eines solchen Verzeichnisses, das selbst ein Manuscript der Escorialbibliothek bildete, wusste man zwar schon früher, verschiedene Gelehrte hatten dasselbe in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in der Klosterbibliothek gesehen, es ist aber seitdem wie so manche andere kostbare Handschrift aus der Sammlung verschwunden.

Zwar nicht dieses Exemplar, aber ein durch die Unterschrift des Königs beglaubigtes Duplicat habe ich im Palastarchiv zu Madrid aufgefunden und vollständig abschreiben lassen. Eine dem Kataloge vorangehende Urkunde erzählt die Modalitäten der Schenkung und enthält den ausdrücklichen Befehl des Königs, die Büchersammlung dem Escorial zu übergeben (Es nuestra voluntad que seles entreguen los libros que hauemos mandado llenar y estan en el dicho Monesterio, assi para la libreria como para las çeldas de los Religiosos del, y otras cosas del servicio de la dicha casa, y tambien tenemos voluntad de darles de aqui adelante otras cosas para el dicho effecto). Die durch den erwähnten Act und durch das ausführliche Verzeichnis beglaubigte Schenkung ist geeignet, uns das Walten des Königs, dessen Charakterbild bekanntlich in der Geschichte schwankt, von seiner freundlichsten Seite zu zeigen. Der Katalog, der wahrscheinlich von Arias Montano verfasst wurde, verzeichnet etwa dritthalbtausend Handschriften, keineswegs allein liturgische, sondern auch solche der classischen Literatur in griechischer und lateinischer Sprache, ferner hebräische, arabische, türkische, ja auch chinesische Codices. Am meisten Interesse für uns hat natürlich die Abtheilung, welche die Manuscripte in castilianischer Sprache anführt. Einen Auszug aus einem modernen Kataloge jener Escorialenses, welche Werke der romanischen Literaturen enthalten, hat bekanntlich bereits Adolf Ebert in dem Jahrbuche für romanische und englische Literatur (Bd. IV, 1862. S. 46—69) geliefert. Der bloße Vergleich mit den einzelnen Rubriken aus dem genannten Abschnitte, den wir auf Grund des uns vorliegenden Verzeichnisses liefern, mag darthun, um wieviel reicher dieses erscheint als das Ebert'sche wie auch alle bisher bekannt gewordenen Indices castilianischer Manuscripte des Escorials. Die erwähnten Rubriken, in denen die einzelnen Handschriften — gar häufig recht genau beschrieben — enthalten sind, lauten wie folgt: Lengua Castellana: Sagrada Escritura de mano. En Folio.[1])

---

[1]) Hierauf folgt die detaillierte Aufzählung.

Que son por todos los dichos Libros quarenta y cinco Cuerpos. En quarto. diez y nueve Cuerpos. En octavo. nueve Cuerpos. Philosophia en Castellano: Fol.: 64 Bde., 4°: 7 Bde. Leyes en Castellano: Fol.: 38 Bde., 4°: 5 Bde. Mathematicos en Castellano: Fol.: 7 Bde. Medicos en Castellano: Fol.: 6 Bde., 4°: 2 Bde. Historia en Castellano: Fol.: 96 Bde., 4°: 13 Bde. Poetas y Grammaticos en Castellano: Fol.: 16 Bde., 4°: 9 Bde., 8°: 1 Bd. Libros de Caça en Castellano: Fol.: 5 Bde.

Wir haben also allein 342 Handschriften, die Denkmäler der spanischen Literatur enthalten, in diesem Verzeichnisse vor uns. Dass die Bedeutung derselben nicht in der Zahl der Manuscripte liegt, ist einleuchtend. Philipp II. ließ durch seine wissenschaftlichen Delegierten, wie z. B. durch Ambrosio de Morales, die Bibliotheken und Archive der Halbinsel bereisen — die Viaje Ambrosios, die sich wie ein Bericht aus den „Missions scientifiques“ liest, liegt gedruckt vor — und an literarischen Denkmälern für den Escorial erwerben, was immer für Geld und einflussreiche Worte zu haben war. Philipps Sammlung bedeutet gewissermaßen die Krönung eines Zeitabschnittes, in dem die Vervielfältigung literarischer Denkmäler durch Abschreiben allein oder doch vorwiegend gegolten hatte — mit anderen Worten, was an handschriftlichen Textquellen der spanischen Literatur erreichbar, bezw. erwerbbar war, wurde in einer Sammlung vereinigt, für welche das Verzeichnis ein getreues Bild gibt. Der Katalog ist aber auch eines der letzten und glänzendsten Glieder einer Kette von Handschriftenverzeichnissen, die uns auf spanischem Boden, angefangen von den ersten Jahrhunderten des Mittelalters bis zur Zeit der Spätrenaissance erhalten sind, und an denen der Literarhistoriker, wie bereits Morel-Fatio in seinem Abrisse der catalanischen Literaturgeschichte gezeigt hat,[1]) nicht achtlos vorübergehen darf. Diese Listen der handschriftlichen Bestände alter Kirchen-, Kloster- und Privatbibliotheken verzeichnen eine viel größere Zahl von Werken der spanischen Literatur, als man zunächst vermuthen sollte; sie geben, manchmal in lakonischer Kürze abgefasst, in vielen Fällen Rätsel zum Lösen auf, berichten aber auch oft von Literaturwerken, die heute verschollen sind, zeigen in authentischer Weise die Verbreitung, welche ein bestimmtes Literaturwerk in bestimmten Kreisen zu einer bestimmten Zeit besessen, und geben, was für uns ja besonders wichtig ist, gar oft sichere Indicien, um die handschriftliche Überlieferung im Laufe der Jahrhunderte zu verfolgen. Es ist daher nicht ungerechtfertigt, wenn man in einem Grundrisse, der als Vorarbeit zu der kritischen Literaturgeschichte zu gelten hätte, eine besondere Rubrik für jedes Denkmal angelegt wünscht, die dessen Vorhandensein in den alten Bücherverzeichnissen nachzuweisen hätte. Man darf hoffen, dass die

[1]) Vgl. Gröbers Grundriss [illegible]

große Sammlung mittelalterlicher Handschriftenkataloge, welche unsere kais. Akademie der Wissenschaften erst jüngst in Angriff genommen hat, auch das einschlägige spanische Material berücksichtigen und hiedurch der Literaturgeschichte neue wertvolle Daten an die Hand geben werde.

Die pragmatische Erforschung literarischer Denkmäler, d. h. jene Methode, welche uns ein Werk aus den Zeitströmungen, culturellen, localen und persönlichen Verhältnissen gleich einer Resultierenden aus Componenten erkennen lehrt, stellt noch eine weitere, gerade bei dem Studium spanischen Schriftthums besonders schwierige Aufgabe. Es handelt sich um die Ermittlung historischer Quellen, die nicht bloß zur Lebensgeschichte der Autoren die erforderlichen Daten liefern, sondern auch — und das ist besonders bei anonymen Werken wichtig — die Bedingungen, unter welchen ein Literaturdenkmal entstand, wie auch die Verhältnisse, die seine Conception beeinflussten, bloßlegen sollen. Die Forschung nach diesen Daten gestaltet sich in keinem Reiche des Abendlandes so ungünstig als in Spanien. Nicht sowohl Geschichtswerke, Chroniken u. dgl., sondern vor allem Einzelurkunden (Documente) kommen in Betracht, für deren Sammlung und Edition trotz der „España Sagrada", des „Memorial Histórico", der „Memorias" und des „Boletín de la Real Academia de la Historia" noch sehr, sehr viel zu thun übrig bleibt. Von den prächtigen Cartularen der Kirchen und Klöster hat bis jetzt erst ein einziges eine allerdings ganz vorzügliche Publication erfahren. Der Vergleich mit der imponierenden Masse französischer Cartulaires, die in brauchbaren Ausgaben zur Verfügung stehen, sollte die maßgebenden Körperschaften Spaniens aneifern, zu zeigen, dass die Urkundensammlungen ihres Landes — wie dies ja thatsächlich der Fall ist — Frankreichs Reichthum an solchen kostbaren Zeugnissen keineswegs nachstehen. Erschwerend wirkt noch der Umstand, dass für den Forscher auf dem Gebiete spanischer Literaturgeschichte nicht bloß Urkunden und Geschichtswerke in lateinischer oder castilianischer, sondern, wie Dozy in bekannt erfolgreicher Weise gezeigt hat, auch in arabischer Sprache höchst wertvolle Aufschlüsse enthalten.

Alle diese Schwierigkeiten können die Forderung nicht hindern, dass in einer künftigen quellenmäßigen Geschichte der spanischen Nationalliteratur oder, wie wir bemerkten, in den zunächst anzulegenden Grundzügen derselben jene für eine wohlbegründete Forschung unerlässlichen Urkunden, die jeweilig — und sei es auch vorläufig nach dem subjectiven Ermessen des Bearbeiters — Aufschlüsse verheißen, ihre gebürende Stelle erhalten. Es möge gestattet sein, an einem Beispiele praktisch darzuthun, wie ich die im Vorstehenden gekennzeichneten, einer künftigen Historia crítica de la literatura Española gestellten Aufgaben ihrer Lösung zuzuführen versuchen würde.

Wien. Dr. Rudolf Beer.

Projectionsbilder im Mittelschulunterrichte.

Im dritten Hefte des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift hat Prof. Dr. A. Primožić einen höchst beachtenswerten Aufsatz „Das Skioptikon als Lehrmittel an Mittelschulen" veröffentlicht. Klar und eingehend wird das Wesen und die Handhabung des Projectionsapparates beschrieben und gezeigt, in wie hohem Grade er bestimmt ist, in fast allen Disciplinen den Unterricht nach der Seite der Anschauung segensvoll zu beeinflussen. Lange genug hat, zumal im altsprachlichen Unterrichte, der Buchstabe fast ausschließlich geherrscht; die grammatische, die Worterklärung war allzulange das vornehmste Ziel der Lehrthätigkeit. Dadurch aber, dass die Form über den Inhalt gestellt wurde, erwuchsen dem Betriebe der classischen Studien zahlreiche Feinde, die einen erbitterten und leider theilweise auch erfolgreichen Kampf gegen das Lateinische und Griechische begannen. Umso freudiger ist es zu begrüßen, dass nunmehr der Erklärung und Erläuterung des Sachlichen die größte Aufmerksamkeit geschenkt wird. Namentlich das bildliche Moment kommt neuerdings zu kräftiger Geltung.

Allerdings gehen die Ansichten über die Art und Weise, wie auch über den Umfang, in dem das Bild dem Unterrichte nutzbar zu werden hat, zum Theile sehr weit auseinander. Die einen wünschen reich illustrierte Lehrbücher, die anderen verwerfen solche und schlagen besondere Bilderhefte vor; in kleinen und großen Formaten bieten rührige Verleger bescheidenen wie auch weitgehenden Ansprüchen genügende Sammlungen von Photographien und Kunstblättern. Aus verschiedenen Gründen — die in Theorie und Praxis wiederholt überzeugend auseinandergesetzt zu haben ein großes und bleibendes Verdienst von Prof. Primožić ist — stehen all diese Lehrmittel an Wichtigkeit hinter dem Projectionsapparate zurück. Das, was das Skioptikon für die verschiedensten Unterrichtsgegenstände leistet, ist in vieler Hinsicht einfach unvergleichbar.

Schon ein psychischer Umstand, auf den meines Wissens noch nicht von pädagogischer Seite hingewiesen wurde, trägt viel zur Erzielung nachhaltiger Eindrücke bei: ich meine das fast Theatralische und deshalb für die Jugend besonders wirksam Anziehende in der Vorführung von Skioptikonbildern. Die Schüler haben im verfinsterten Saale Platz genommen; die ganze Aufmerksamkeit concentriert sich naturgemäß auf die weiße, vom Skioptikon beleuchtete Projectionsfläche. Eine Handbewegung des Lehrers — und groß, fast plastisch, in schönem Contraste von Licht und Schatten ist jetzt eine classische Landschaft, jetzt ein herrliches Gebäude, jetzt ein Meisterwerk der Sculptur, jetzt ein Bild Raffaels hingezaubert. Liebevoll und lebendig werden die Einzelheiten erklärt; solche Ausführungen tragen im Vereine mit den gewaltigen Linien zumal bei wiederholten Vorführungen sehr

viel dazu bei, den dargestellten Gegenstand in der Erinnerung lange unverwischt zu erhalten. Derselbe Apparat, der dem wissbegierigen Knaben Gegenden und Kunstwerke, Porträts berühmter Männer und Schlachtenpläne vorführt, vermittelt ihm ein andermal die Wunder des Mikroskopes, lässt ihn den Bau des Schmetterlingsflügels, die Bewohner des Wassertropfens kennen lernen, erfüllt ihn mit Lust und Liebe zu manchem Gegenstande, der ihn vielleicht abstoßen würde, müsste er sich den rein wissenschaftlichen Gehalt nur gedächtnismäßig aneignen. So sieht der Zögling in dem Lehrer, der ihm reiche Belehrung in angenehmster Form bietet, nicht mehr den trockenen, quälerischen Pedanten; mit der Liebe zum Lehrer wächst auch die Liebe zum Gegenstande: omne tulit punctum, qui utile miscuit dulci. Man frage ehemalige Schüler, die solchen Anschauungsunterricht genossen haben, um ihr freimüthiges Urtheil, und man wird das soeben Bemerkte bestätigt hören.

In dem anfangs erwähnten Aufsatze hat Prof. Dr. Primožić mit Prof. Dr. Hula eine sorgfältige Auswahl von Diapositiven zur Belebung des philologischen und theilweise auch des historischen Unterrichtes in Vorschlag gebracht (S. 211—213). Sie umfasst, so viel ich sehe, 89 Bilder, die sich folgendermaßen vertheilen:

1. Götter- und Heroengestalten ...	25	Stücke
2. Porträts und Gewandstatuen ...	12	„
3. Griechische Grabdenkmäler	2	„
4. Bauten und Tempel	29	„
5. Landschaftliche Ansichten	21	„
	89	Stücke.

Etwa noch Fehlendes soll als Ergänzung in 2—3 Supplement-Collectionen nachgetragen werden, aber mehr als durchschnittlich 30 Stücke für jede Classe des Obergymnasiums seien nicht zu empfehlen (S. 214). Diese Bilder wären theils einzeln im Anschlusse an den Unterricht, theils systematisch in Serien zum Zwecke der Zusammenfassung und Wiederholung vorzuführen, im letzteren Falle von den Schülern selbst zu erklären und zu besprechen (S. 217).

Die von Prof. Primožić gegebenen Anregungen sind gewiss durchaus beachtenswert. Auch ich stimme ihnen sehr gerne bei; in einem Punkte — und diesen möchte ich ausführlicher besprechen — darf ich sogar, zufolge verschiedener glücklicher Umstände, eine vielleicht mancher Anstalt, besonders in der Provinz, willkommene Ergänzung und Erweiterung bieten.

Prof. Primožić wünscht wiederholt Beschränkung auf eine kleine Zahl von Diapositiven; in großen Universitätsstädten, wie Wien, Prag, Graz, wird man mit ihr vielleicht sein Auskommen finden. Dort stehen eventuell den Schülern größere Kunstsammlungen mit Originalen und Gipsabgüssen zur Verfügung: die Betrachtung der plastischen Werke wird natürlich größeren Nutzen stiften als die

der Bilder. Auch insoferne hat der Lehrer in der Großstadt leichtere Arbeit, als der Horizont der Schüler durch das, was ihrem Auge täglich auf der Straße, im Theater und in anderen Schaustellungen geboten wird, ein verhältnismäßig weiter ist. Wie steht aber die Sache in der entlegenen Provinzstadt, wo die überwiegende Zahl der Zöglinge auch die allereinfachsten Dinge nie gesehen hat, z. B. nicht weiß, wie ein Denkmal in natura aussieht, ja sich nicht einmal ein kunstmäßiges Gebäude vorstellen kann? Da wird nur die ausgiebigste Verwendung und Erklärung von Bildern einigermaßen Abhilfe schaffen. Gerade in der Provinz wird sich deshalb das Skioptikon als einer der nützlichsten und wichtigsten Lehrbehelfe erweisen, allerdings mit einer Anzahl von Bildern, die über das von Prof. Primožić namhaft gemachte Maximum weit hinausgehen muss.

Die ausgiebigste Verwendung von Bildern! Das scheint leichter gefordert als durchgeführt. Woher sollen die zumeist knapp dotierten Provinzgymnasien die Mittel nehmen, eine *große* Zahl von Bildern zu erwerben, und wenn die Mittel da sind, woher die Bilder selbst beschaffen? Glücklicherweise kann ich auf beide Fragen auf Grund meiner eigenen Erfahrungen eine hoffentlich befriedigende Antwort geben.

Durch die Munificenz unseres hohen Unterrichts-Ministeriums wurde mir im Sommersemester 1896 das Glück zutheil, im classischen Süden reisen zu dürfen. Seit einer Reihe von Jahren hatte ich mich zuvor eifrig mit photographischen Dingen beschäftigt, und das kam mir nun während der Südlandsfahrt außerordentlich zustatten. Ich habe aus Italien, Sicilien, Griechenland und Troja zusammen 1827 speciell für Schulzwecke bestimmte Aufnahmen heimgebracht,[1]) die insgesammt, noch ergänzt durch Pläne, Reconstructionen, Porträts usw. zu Skioptikon-Diapositiven umgearbeitet werden. Zu jedem einzelnen Bilde ist ein knapper Text in Aussicht genommen, der alles auf dem Bilde Ersichtliche behandelt. Da Diapositive nur in der Durchsicht zur Geltung kommen und deshalb für ein vorbereitendes Studium schwer verwendbar erscheinen, will ich ferner jedem Diapositiv eine in gewöhnlicher Art zu besichtigende Papierphotographie beigeben.

Die Einzelbilder nun werden, soweit sie zusammengehören, in Cyklen vereinigt; die meisten Cyklen sollen in zwei Ausgaben erscheinen, einer kleinen für den unmittelbaren Schulgebrauch und einer größeren für weitergehende Ansprüche. So umfasst der kleine Cyklus „Olympia“ folgende fortlaufend numerierte Bilder: 1. Karte der Umgebung von Olympia (nach Kaupert). 2. Das Thal des Kladeos (Landschaftsbild). 3. Olympia. Reconstructionsplan (nach Dörpfeld). 4—6. Panorama der Ausgrabungen (Landschaftsbilder).

---

[1]) Genaueres in dem Vortrage: „Einige Bildercyklen aus dem classischen Süden“ („Österr. Mittelschule“ 1897, S. 443—449).

7. Palaestra und Museum (Landschaftsbild). 8. Das Innere des Museums von Olympia: Metopenwand. 9. Das Innere des Museums von Olympia: Eingang zum Hermes. 10. Hermes des Praxiteles (ergänzt von Schaper). 11. Kopf des Praxitelischen Hermes (Profil). 12. Nike des Paionios (Torso). 13. Nike des Paionios (Reconstruction von Grüttner). 14. Die Atlas-Metope. 15. Das Innere des Zeustempels (Reconstruction). 16. Reconstruction von Olympia (nach Thiersch). 17, 18. Der Ost- und Westgiebel des Zeustempels von Olympia (Reconstruction von Grüttner). 19. Kopf des Apollo vom Westgiebel des Zeustempels von Olympia. — Der größere Cyklus wird außer den genannten 19 Bildern noch folgende enthalten: 20. Porträt von Ernst Curtius. 21. Porträt von Wilhelm Dörpfeld. 22. Der Kronoshügel. 23. Das Heraion. 24. Der Zeustempel. 25—27. Der Ostgiebel des Zeustempels (Torsi). 28—30. Der Westgiebel des Zeustempels (Torsi). 31—43. Einzelne Figuren des Ostgiebels. 44—52. Einzelne Figuren des Westgiebels. 53—59. Einzelne Metopen. 60—65. Bronzen aus Olympia im Nationalmuseum zu Athen. 66. Münze von Elis mit dem Cultbilde des Zeus.

Zu jedem Cyklus gehört ein auf etwa eine Stunde berechneter, unter Berücksichtigung der letzten Forschungsergebnisse sorgfältig ausgearbeiteter Vortrag; im Texte sind die Bilder, welche zur Projection zu gelangen haben, an zugehöriger Stelle mit ihrer Nummer angeführt. In Aussicht genommen sind fürs erste folgende Vorträge mit den dazu gehörigen Bildern:

Italien.

1. Reise-Erinnerungen aus Italien.
2. Venedig.*
3. Venedig: Antiken.
4. Venedig: moderne Kunst.
5. Bologna.*
6. Bologna: Antiken.
7. Bologna: moderne Kunst.
8. Florenz.*
9, 10. Florenz: Antiken.
11, 12. Florenz: mod. Kunst.
13. Orvieto.*
14. Ravenna.*
15. Rom.*
16. Rom: antike Plätze und Bauten.
17—19. Rom: antike Sculpturen.
20—22. Rom: moderne Kunst.
23. Die nächste Umgeb. Roms.
24. Tivoli, Frascati.
25. Die Villa des Hadrian.
26. Rom: die Peterskirche.
27. Rom: die Kirchen mit Ausnahme der Peterskirche.
28. Rom: Palatin.
29. Rom: Forum.
30. Rom: Katakomben.
31. Corneto.*
32. Ostia.*
33. Neapel.*
34, 35. Neapel: das Museo Nazionale (Pompei).
36. Neapel: das Museo Nazionale (Sculpturen).
37. Neapel: moderne Kunst.
38, 39. Neapels nähere Umgeb.*

* historisch, topographisch, Volksleben, Plätze, Gebäude usw.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Ausgewählte Reden des Demosthenes. **Für den Schulgebrauch herausgegeben von Eduard Bottek. Mit einer Karte. Wien, A. Hölder 1897. 8°, XLIII u. 117 SS. Preis geh. 55 kr.**

Die umfangreiche Einleitung dieser neuen Schulausgabe ist. was nur gebilligt werden kann, in deutscher Sprache geschrieben und gibt in dem ersten Theile eine Übersicht über die Entwicklung der griechischen Beredsamkeit und das Leben und die Werke der Redner der attischen Dekas außer Demosthenes. Sie enthält in diesem Abschnitte ungleich mehr als die betreffenden Partien der Einleitungen in meiner Schulausgabe und selbst derjenigen von Wotke. Ich bin über alles biographische Detail zumeist hinweggegangen und hatte die Absicht, nur das zu bieten, was von dem Schüler an Vorkenntnissen wirklich verlangt werden kann; Bottek hat über dieses Maß hinaus offenbar den Schülern ein reicheres Nachschlagematerial liefern wollen — ein Standpunkt, gegen den sich ja nichts wesentliches einwenden lässt. Der zweite Theil behandelt das Leben und die rednerische Ausbildung des Demosthenes, sodann seine staatsmännische Wirksamkeit und Thätigkeit als Redner im Zusammenhange mit der politischen Geschichte Athens, deren wichtigsten Ereignisse, zum Theile chronologisch gruppiert, dargestellt werden. Dieser Abschnitt wird eine gute historische Grundlage für die Schullectüre abgeben. Dafür bürgen schon die Quellen, aus denen der Verf. geschöpft hat; folgt er ja doch meist in engem (oft wörtlichem!) Anschlusse den Einleitungen in den Ausgaben von Westermann und Rehdantz, woraus ihm gewiss kein Vorwurf erwachsen soll. — An Einzelheiten habe ich Folgendes zu berichtigen. Die auf Plutarch beruhende Notiz (S. 21), dass die Einführung der Theorika auf Perikles zurückgehe, ist nach den Ergebnissen der Aristotelischen Politie nicht mehr haltbar. — Nicht 361 (S. 22), sondern erst 354 übernahm Eubulos die Leitung der athenischen Finanzen. — Das Datum der Schlacht bei Chaironeia hat S. 37 richtig zu lauten: August 338. — Ferner wird ebendaselbst mit der Bemerkung „Philipp rief beim Siegesmahle: *Δημοσθένης — τάδ' εἶπεν*“ wohl kein Schüler etwas anzufangen

wissen; der Herausgeber hat es nämlich unterlassen, aus seiner Vorlage die Erklärung dieser Worte mitaufzunehmen. — Die sonderbare Fassung S. 30, Dem. habe in seiner Rede über die Truggesandtschaft wider Äschines „einen Process angestrengt", könnte die unrichtige Vorstellung erwecken, als wäre diese Rede zugleich die bei der Behörde eingereichte Klageschrift gewesen. — Im ersten Theile ist mir S. 5 der Ausdruck: „epideiktische Prunkreden" aufgefallen, während doch 'Prunkreden' als erklärende Wiedergabe des griechischen Wortes gedacht ist, endlich S. 8 die unrichtige Wortform „Isoteleten".

Für den Text bildet die Grundlage die Westermann'sche Ausgabe in der 9. Auflage, bearbeitet von Rosenberg. Ein Anhang verzeichnet die Stellen, wo der Herausgeber, zumeist durch Blass veranlasst, geändert hat; es finden sich aber auch Berichtigungen von bloßen Druckversehen seiner Vorlage verzeichnet, die nicht im strengen Sinne als „abweichende Lesarten" gelten können, z. B. I. Phil. 7 *ἐλπίζων* und III. Phil. 16 (18) *εἴ τι γένοιτο*. Mit dem besonnenen Verfahren B.s kann ich mich im ganzen einverstanden erklären, auch damit dass er öfters gegen Rosenberg zur handschriftlichen Überlieferung zurückkehrt. Hie und da kann ich ihm jedoch hiefür nicht dankbar sein, so wenn er in der Friedensrede 6 wieder *καί* nach *τὴν πόλιν* einsetzt, wodurch das begründende Verhältnis der Participia *διοικοῦντα* und *πρυτανεύοντα* zu *κακὰ ἐργαζόμενον* gestört wird, oder wenn er II. Phil. 15 die Conjectur Weils *συλλαμβάνειν* für das überlieferte *συνεισβάλλειν* oder *συμβάλλειν* verschmäht, wozu *ἐπὶ τοὺς Λακεδ.* schlecht passt. Desgleichen ist II. Olynth. 13 *τὴν μεταβολήν* längst als Glosse erkannt, ibid. 26 *πράξεων* mit Recht von Gebauer gestrichen worden.

Eigener Vermuthung hat B. nur an einer einzigen Stelle Raum gegeben. In der Rede über den Frieden 21 schreibt er *οὐδὲν ἂν αὐτοῖς δοκεῖ λῆμμα λαβεῖν εἶναι*, dem Sinne nach nicht unpassend und auch dem demosthenischen Sprachgebrauche entsprechend. Doch möge mir der Herausgeber verzeihen, wenn ich meine eigene Conjectur *δοκεῖ περιεῖναι* aufrechthalte, die inzwischen, wie ich sehe, auch Beifall gefunden hat. Denn erstens ist meine Besserung mit einfacheren Mitteln hergestellt, sodann ist der Gedanke in meiner Fassung schärfer und bezeichnender für die Lage der Thebaner, denen es sich bei dem damaligen Stande der Feindseligkeiten zu den Phokiern längst nicht mehr darum handelte, „zu dem, was sie schon hatten, einen Vortheil zu erlangen", wie noch immer bei Rosenberg unpassend erklärt wird, sondern nur darum, das an die Phokier verlorengegangene Eigenthum zurückzugewinnen. [1]) Wäre nun Philipp nicht gekommen, so wäre

[1]) Über die damalige üble Lage der Thebaner vgl. die Stellen bei Schaefer II, S. 186², Anm. 1.

ihnen selbst dies nicht gelungen, es wäre eben für sie bei ihren Bemühungen (*ἐκ τῶν αὐτοῖς πεπονημένων*, wie sich aus dem Vorhergehenden ergänzen lässt) gar nichts „herausgekommen". [1]) Keineswegs aber kann ich es zugeben — und hierin glaube ich mit B. übereinzustimmen —, dass die ganze Stelle von *νυνὶ γάρ* an interpoliert sei, wie einige Kritiker gewollt haben. Sie ist eben eine Parenthese, dazu bestimmt, zu zeigen, inwiefern der Erfolg der Mühen für Theben nicht ehrenvoll war. Dieser Nachweis war aber am Platze, weil ja der Abschluss des Krieges thatsächlich doch den Thebanern einen Gewinn eingebracht hat. Es wird sich empfehlen, die Parenthese auch im Druck durch entsprechende Zeichen als solche zu charakterisieren; das folgende *ταῦτα δ' οὐκ ἐβούλοντο* an das vor der Parenthese stehende *τὸν μὲν Φίλιππον — ἔχειν* anzuschließen, macht nicht die geringste Schwierigkeit.

An einer anderen, viel behandelten Stelle derselben Rede §. 11 *πλὴν δι' ἃν ὑμῖν εἴπω δύο* ist die Schwierigkeit, „welche in der Verbindung des unbestimmten *ἃ ἄν* mit dem bestimmten *δύο* liegt", durch die bisherigen Erklärungsversuche nicht zu beseitigen. Insbesondere in Rücksicht auf die Bestimmung der Schulausgabe empfehle ich, hier nach dem Vorgange von Weil *δύο* zu streichen, das als ursprüngliche Randbemerkung später in den Text eingedrungen sein mag. Wie hier sich an das Futurum *προσποιήσομαι* der Relativsatz *ἃν ὑμῖν εἴπω* anschließt und unmittelbar darauf die Angabe des Angekündigten erfolgt, heißt es z. B. in der Ilias *B* 361 *οὔ τοι ἀπόβλητον ἔπος ἔσσεται, ὅττι κεν εἴπω*, worauf gleich mit dem nächsten Verse Nestor ausspricht, was er zu sagen hat.

Es war zu erwarten, dass der Herausgeber die Ergebnisse seiner früheren Dispositionsstudien zu den demosthenischen Staatsreden in der Ausgabe verwerten werde. Er thut dies in der Weise, dass er 1. die Reden in Abschnitte mit passenden Überschriften zerlegt, welche dem von ihm überall aufgestellten Schema: *προοίμιον, διήγησις, πρόθεσις. πίστεις, λύσις* und *ἐπίλογος* entsprechen, 2. in fortlaufenden Randbemerkungen zu dem griechischen Texte den Gedankengang der einzelnen Abschnitte skizziert. Ich habe bereits in der Anzeige der betreffenden Abhandlungen Botteks in dieser Zeitschrift (1896, S. 141 f. und 402 f.) auseinandergesetzt, dass das zugrundegelegte Schema im ganzen richtig, seine allgemeine Anwendung aber nicht immer einwandfrei sei, und kann hier auch im übrigen auf das dort Gesagte umso eher verweisen, als die Durchführung des Dispositionsschemas in der vorliegenden Ausgabe vollkommen den früheren Darlegungen des Verf.s entspricht. Gern erkenne ich übrigens an, dass die logische Gliederung der Gedanken in der III. Olynth., den geäußerten Bedenken entsprechend,

[1]) Über diese Bedeutung des *περιεῖναι*, dem *περιγίγνεσθαι* in anderer Zeitlage entspricht, vgl. Rehd. Ind.[2] *περί*.

berichtigt und auch sonst der Ausdruck mehrfach gebessert ist. Hier habe ich demnach nur von der Art zu sprechen, wie von der Disponierung der Reden in der vorliegenden Schulausgabe Gebrauch gemacht ist; ich thue dies etwas ausführlicher, theils weil der Herausgeber, wie ich vermuthe, selbst auf diesen Theil seiner Arbeit das größte Gewicht legt, theils um meinen principiell entgegengesetzten Standpunkt zu begründen.

Nach meinem Dafürhalten soll es dem Schulunterrichte überlassen bleiben, in gemeinsamer Arbeit des Lehrers mit den Schülern die Fäden des Gedankenganges bei der Lectüre der Rede aufzuspüren, die Gedankenreihen der einzelnen Abschnitte logisch zu verbinden und im weiteren Fortschritte der Lectüre die leitenden Gesichtspunkte festzustellen, unter welchen die einzelnen Reihen sich zu einem Ganzen zusammenschließen. So bildet sich denn am Schlusse die geordnete Disposition von selbst. Ich betrachte diese Thätigkeit nicht bloß als Aufgabe des öffentlichen Unterrichtes, sondern auch als seine reifste Frucht; ihre Gewinnung wird ebensowohl dem Schüler Befriedigung gewähren als in hervorragendem Maße geeignet sein, sein logisches Denken zu schärfen — Vortheile, die sicher hoch anzuschlagen sind. Auf diesen doppelten Gewinn verzichtet man aber, wenn man den Schüler im vorhinein belehrt, welche Gedanken der zu lesende Abschnitt behandelt und wie er sich in den Rahmen des Ganzen einfügt. Stellt man nun auch noch die Frage, bei welcher der beiden Methoden der Schüler in intensiverer Weise sich mit dem Inhalte des Gelesenen zu beschäftigen veranlasst wird und zu einem vollkommeneren Verständnisse der Reden, der historischen Verhältnisse und der politischen Haltung des Redners gelangt, so kann die Antwort gar nicht zweifelhaft sein.

Ich leugne keineswegs, dass die Ermittlung der Disposition einer demosthenischen Rede eine nicht leichte Aufgabe ist, und weiß auch genau, dass es gerade des Demosthenes Gewohnheit nicht war, die Fugen und Klammern, nach welchen der Aufbau einer Rede beurtheilt werden kann, absichtlich deutlich hervortreten zu lassen. Darum wird aber auch ein verständiger Lehrer diese Arbeit nicht dem Schüler allein zumuthen, sondern in gemeinsamem Durchsprechen der Sache ihn den richtigen Weg finden lassen. Man übersehe dabei ferner nicht, dass Demosthenes auf einer Stufe gelesen wird, wo man der Urtheilskraft der Schüler schon einiges zutrauen darf und wohl auch die Pflicht hat, sie zu wecken und zu schärfen. In diesem Sinne kann ich mich mit dem Bestreben, die Verstandesarbeit des Schülers zu erleichtern, nicht befreunden, weil es zu einer Verringerung seiner Verstandesthätigkeit überhaupt führt.

Unsere Zeit dringt ganz mit Recht allenthalben und besonders im philologischen Unterrichte auf Verbesserung der Methode, um der Überbürdung der Schüler abzuhelfen und bessere Resultate zu

erzielen. Dass hiezu die Einrichtung der Lehrbücher und Schulausgaben viel beitragen kann, liegt auf der Hand. Es wird sich ohneweiters empfehlen, in den Texten lateinischer und griechischer Classiker den Schülern die Inhaltsübersicht durch Zergliederung in Abschnitte und Anbringung passender Überschriften zu erleichtern. Und so mag immerhin auch der Demosthenestext mit Hinweisen auf die Disposition der Reden versehen werden, in der Art, dass die Scheidung der Reden in ihre Haupttheile ersichtlich gemacht wird. Ich opfere dabei sogar ein schon oben angedeutetes Bedenken, dass dem Lehrer, der über die Gliederung der Rede anderer Anschauung ist als der Herausgeber, die Hände in unliebsamer Weise gebunden werden. Jedoch die einzelnen Theile der Rede weiter zu gliedern und in margine den Gedankengang auszuschreiben, halte ich für ebenso verfehlt, wie andere — sagen wir: Denkhilfen, mit denen neuerer Zeit manche Schultexte ausgestattet worden sind. Es ist sonderbar, in welchen Widersprüchen die moderne Methodik sich bei der Redaction der Lehrbücher bewegt. Während man es in richtiger Erwägung heute perhorresciert, unmittelbar unter die deutschen Übungsstücke die verschiedenen Anleitungen zur Übersetzung in der Form von Fußnoten zu setzen und diese lieber als gesonderten Anhang dem Buche beiheftet, versieht man z. B. den Text des Nepos oder Cäsar capitelweise auf dem Rande mit beigesetzten Inhaltsangaben, damit nur ja der Schüler seinen Geist nicht überanstrenge, wenn der Lehrer ihn etwa am Schlusse eines Capitels um dessen Inhalt befragen sollte! Durch derartigen Unfug wird man die Unterrichtserfolge gewiss nicht heben.

Nur in einem Falle möchte ich Erleichterungen der erwähnten Art befürworten, wo die Lectüre der führenden Hand des Lehrers entrathen muss und der Schüler auf die eigene Kraft und die Unterstützung des Buches angewiesen bleibt, d. i. für die Privatlectüre. Wählt dieser also z. B. eine Rede des Demosthenes, dann sind für ihn Dispositionsanleitungen im Buche sehr wünschenswert. Nur glaube ich, dass damit allein ihm auch noch nicht gedient sein wird, vielmehr muss ihm seine Ausgabe noch manche andere Hilfen bieten, weshalb es sich als unabweisliche Forderung herausstellt, dass dem Schüler für die private Lectüre statt des bloßen Textes eine eigens für diesen Zweck eingerichtete, erklärende Ausgabe in die Hand gegeben werde.

Die äußere Ausstattung des Bottek'schen Buches ist geradezu glänzend zu nennen, der Druck correct. Beigeheftet ist die schön gezeichnete Karte von Alt-Griechenland aus dem historischen Schulatlas von Hannak-Umlauft, in der nur der Mangel an Einheitlichkeit in der Wiedergabe griechischer Namen zu vermissen ist.

Ein geographisch-historisches Namenverzeichnis mit kurzen Erläuterungen oder Verweisungen wäre trotz der ausführlichen Einleitung wünschenswert gewesen.

Wien. Franz Slameczka.

Pausaniae Graeciae descriptio. Edidit, Graeca emendavit, apparatum criticum adiecit H. Hitzig, commentarium Germanice scriptum cum tabulis topographicis et numismaticis addiderunt H. Hitzig et H. Bluemner. Berolini, Calvary 1896. Vol. I. Pars I. Attica.

Mehr als 40 Jahre sind verstrichen, seit Schubert und Walz ihre kritische Ausgabe des Pausanias veranstalteten, fast der doppelte Zeitraum seit dem Erscheinen des Siebelis'schen Commentars; längst war es an der Zeit, dem Schriftsteller, der durch die Fülle und Mannigfaltigkeit des gebotenen Stoffes unter die Quellen ersten Ranges für alle Zweige der Alterthumswissenschaft zählt, endlich wieder eine zusammenfassende Behandlung angedeihen zu lassen. Wenn trotzdem die Wissenschaft erst nach so langer Frist die Erfüllung dieses dringenden Wunsches näher gerückt sieht, so liegt der Grund an der unleugbaren Schwierigkeit des Unternehmens. Es ist nicht leicht, einen Autor zu edieren und zu commentieren, der durch den wechselvollen Inhalt seines Werkes an den Herausgeber die ausgedehntesten Anforderungen auf allen Wissensgebieten stellt und zudem einerseits durch Trockenheit ermüdet, andererseits das Verständnis durch gezierte, den Sinn oft nur andeutende, oft hinter schwülstigen Phrasen geradezu versteckende Sprache erschwert. Umso dankbarer ist es zu begrüßen, dass die beiden Herausgeber aller Schwierigkeiten ungeachtet sich der mühevollen und langwierigen Aufgabe unterzogen haben.

Der bisher erschienene erste Theil des ersten Bandes umfasst das erste Buch, Attika und Megaris behandelnd, sicherlich das schwierigste Stück des Ganzen. Eine kurze Einleitung (S. V—XXI) gibt eine genaue Beschreibung der Handschriften, deren wichtigste ganz oder theilweise neu verglichen sind, und ein Verzeichnis der Abweichungen von der Schubert-Walz'schen Ausgabe; es folgt S. 1-114 der Text mit kritischem Commentar und S. 115—379 die erläuternden Anmerkungen; eilf trefflich ausgeführte Tafeln beschließen den Band.

Den Principien der Textesconstitution, wie sie S. XVII ausgesprochen sind, wird man nur zustimmen können; bei einem Autor, der nur in jungen und nachlässig geschriebenen Handschriften überliefert ist, die ihrerseits wieder ohne wesentliche Unterschiede in ihrer Güte auf einen einzigen Archetypus zurückgehen, wird man über einen gewissen Eklekticismus nicht hinauskommen können. Mit vollem Rechte ist dabei der einen Handschriftenclasse, deren Hauptvertreter der Leidensis La und zwei Parisini Pcd sind, der größere Einfluss auf die Textgestaltung eingeräumt. In Bezug auf die Beurtheilung der einzelnen Handschriften ist zu bedauern, dass sich dieselbe (vgl. S. V) vorläufig auf das erste Buch beschränkt: an Sonderüberlieferung einzelner Bücher ist ja doch nicht zu denken, der Wert einer Handschrift also nur nach dem Gesammttexte richtig zu schätzen. Mindestens wäre wünschenswert gewesen, das Urtheil des Herausgebers ohne diese Restriction

zu vernehmen, mochte das Material für die Kritik desselben auch erst später gegeben werden können.

In der Emendatio befleißt sich der Herausgeber anerkennenswerter Zurückhaltung bei Aufnahme von Conjecturen, von dem Auskunftsmittel der Lücken scheint mir allerdings etwas reichlicher Gebrauch gemacht. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich für die typographische Ausstattung einen Vorschlag machen, der allerdings wohl schon etwas post festum kommen dürfte. Sollte es nicht möglich sein, in der Art, wie es bei Jahn-Michaelis geschehen ist, schon durch den Druck die vom Schriftsteller selbst gegebene und für das Verständnis so ungemein wichtige Scheidung des Ganzen nach λόγοι und θεωρήματα kenntlich zu machen? Wer je den Versuch in irgendeiner Form unternommen hat, wird wissen, wie wesentlich das Urtheil über viele Stellen davon beeinflusst wird, ob sie dem einen oder anderen Gebiete zufallen, und wie nothwendig diese Scheidung bei Verwertung einzelner Nachrichten ist. Größere Schwierigkeiten bietet der Versuch nirgends, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, und für den Benützer, der ja nicht immer in der Lage ist, ihn ohneweiters für eine kleine Partie für sich durchzuführen, wäre es von großem Werte, darüber unmittelbaren Aufschluss vorzufinden.

Das Schwergewicht der Arbeit liegt, wie schon der bloße Umfang lehrt (114 SS. gegen 265 SS.), mit vollem Rechte auf dem erklärenden Commentar.

Uneingeschränkte Anerkennung verdienen die zahlreichen und wertvollen sprachlichen und stilistischen Bemerkungen und Verweise auf Parallelen aus dem Sprachgebrauche des Autors selbst und ihm zeitlich nahestehender Schriftsteller. Lobenswert ist auch, dass wenigstens hie und da der Versuch gemacht wird, aus kurzen, nebensächlich scheinenden Notizen Schlüsse auf die Arbeitsweise des Pausanias zu ziehen: gerade diese Seite der Erklärung hat bisher sehr im argen gelegen, und mancher unberechtigte Vorwurf wäre dem vielgeschmähten Periegeten erspart geblieben, wenn man sich die Mühe genommen hätte, dieser stilistischen Eigenthümlichkeit nachzugehen. Vieles dieser Art hat Gurlitt aufgewiesen, auf einzelnes habe ich gelegentlich aufmerksam gemacht (Reisen d. Paus. S. 74, 81 u. a.); doch steht hier eindringender Interpretation noch ein weites Feld offen — allerdings wird man sich hüten müssen, zuweit zu gehen. Deutlicher als in den Attika tritt diese Manier in den späteren Büchern hervor, wo die Schreibweise des Autors sich mehr gefestigt hat, auch ausgedehnteres Quellenstudium seinerseits anzuerkennen ist: Polemik gegen verbreitete Meinungen oder direct benützte Quellen, bewusste und unbewusste Reminiscenzen an Gesehenes bergen sich so oft hinter unscheinbaren Bemerkungen. Um hier nur auf eines hinzuweisen, worauf schon Weißhäupl (Grabepigr. der Anthologie S. 93) aufmerksam

gemacht hat, so erklärt sich die seltsame Motivierung I 43. 7 *Ἔστι δὲ Μεγαρεῦσι καὶ Κοροίβου τάφος· τὰ δὲ ἐς αὐτὸν ἔπη κοινὰ ὅμως ὄντα τοῖς Ἀργείων ἐνταῦθα δηλώσω* leicht, wenn man sich des Einganges des Anth. Pal. VII 154 erhaltenen Epigrammes erinnert: *Κοινὸν ἐγὼ Μεγαρεῦσι καὶ Ἰναχίδαισιν ἄθυρμα ἕσταμαι κτλ.*

Der sachliche Theil des Commentars ist eingehend und reichhaltig und zeigt von sorgfältiger Benützung der einschlägigen Literatur: Vollständigkeit ist allerdings nicht erreicht,[1]) bei dem zahlreichen und viel verstreuten Material auch gerechterweise nicht zu verlangen. Als Materialsammlung also wird er jedem Benützer, vorausgesetzt, dass ihm eine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung steht, um die vielfach bloß angeführten Werke nachzuschlagen, treffliche Dienste leisten. Was ihn aber darüber erheben würde und doch wohl auch von einem Commentar zu verlangen ist, eine gewisse Selbständigkeit des Urtheils, die dem Rathsuchenden unmittelbaren Aufschluss gewähren und ihn nicht unausgesetzt auf eigene Detailstudien verweisen würde, das mangelt gerade den wichtigsten, den kunsthistorischen und topographischen Partien fast vollständig. Besonders in den letzteren fällt dieser Mangel äußerst störend auf und führt zu ganz überflüssigen und nutzlosen Aufzählungen der verschiedenen Meinungen, die nur selten in eine bestimmte Entscheidung enden. Man mag ja begreiflich finden, dass es z. B. in der Markttopographie bei dem heutigen Stande der Frage, wo jeder Tag neue Aufklärung bringen kann, den Herausgebern schwer fallen mochte, sich für eine bestimmte Ansicht zu entscheiden und sie sich begnügen, die verschiedenen Meinungen mit ihren Hauptargumenten aufzuführen, wenngleich auch da die Aufnahme längst abgethaner oder von ihren Urhebern selbst aufgegebener Hypothesen nur als unnützer Ballast erscheinen kann. Aber wozu soll es helfen, wenn nun bei jedem einzelnen Bauwerke wieder die verschiedenen Ansetzungen der Reihe nach aufgeführt werden? Vgl. S. 136 ff. Kerameikos und Königshalle, S. 140 *Στοὰ Ἐλευθέριος*, S. 170 ff. Odeion, S. 190 Eleusinion, S. 192 Tempel der Eukleia, S. 193 Tempel des Hephaistos, S. 196 Stoa Poikile, S. 206 Tempel des Theseus, S. 211 Prytaneion

[1]) So wird z. B. als Abfassungszeit für das erste Buch 138—161 angegeben; der Termin muss auf 143—161 eingeschränkt werden, da I 19 fin. bereits die Vollendung des panathenaeischen Stadiums durch Herodes Attikos voraussetzt, für welche C. Wachsmuth, Ath. Mitth. IX. S. 94 das Jahr 143 höchst wahrscheinlich gemacht hat. Vgl. schon Gurlitt S. 58. Ein Verweis auf diese Arbeit fehlt auch in der Note zu der angezogenen Stelle I 19 fin. Ebenso hätte S. 216 die einleuchtende Vermuthung Gurlitts S. 276 Erwähnung verdient, dass die Aufzählung der Hadriansbauten I 18, 9 der I 5, 5 erwähnten Inschrift entnommen sei, zumal sie, wenn richtig, für die Beurtheilung der Arbeitsweise des Periegeten von größter Wichtigkeit ist.

Sollte unter diesen einzelnen Schlagworten auch die topographische Frage berührt werden — und das konnte man wohl mit Recht erwarten —, so wäre eine wenn auch mit Vorbehalt gegebene Entscheidung, zu der kurze Citate für die entgegenstehenden Ansichten zu treten hätten, sicherlich besser am Platze gewesen, hätte auch dem von den Herausgebern selbst betonten Zwange zu möglichster Kürze trefflich Rechnung getragen. Dieser Unentschiedenheit des Urtheils entspringt auch die im übrigen gewiss willkommene Zusammenstellung von nicht weniger als fünf Reconstructionsversuchen des athenischen Marktes, deren einen oder anderen man sehr gerne mit einer von Dörpfelds Bereitwilligkeit sicher leicht zu erlangenden Übersicht über die Grabungen am Westabhange der Burg vertauscht sehen würde.

Hoffentlich wird diese allzuvorsichtige Zurückhaltung im Verfolge der Arbeit einer etwas selbständigeren Haltung Platz machen, zumal ja in den späteren Büchern die Natur des Stoffes selbst dies sehr erleichtert

Smyrna. R. Heberdey.

Alfred Kunze, Sallustiana. 3. Heft. 1. Theil: Beitrag zu einer Darstellung der genetischen Entwicklung des Sallustianischen Stils. Leipzig, Simmel & Co. 1897. 8°, XII u. 96 SS.

In der vorliegenden Abhandlung setzt Kunze seine Salluststudien fort. Während er in den früheren zwei Heften sich mit Fragen lexicalischer Art, sowie mit der Tempus- und Moduslehre befasste, will er jetzt einen Beitrag zur Kenntnis der Stilistik Sallusts liefern. Indem er nun von der durchaus richtigen, schon von Wölfflin vertretenen Meinung ausgeht, dass „Sallusts Sprache in ihrem Ausbau nicht mit einemmale ein festes Ganzes, von Anfang bis zu Ende Constantes, vielmehr ein Werdendes, sich allmählich Entwickelndes war", versucht er einzelne sprachliche Verschiedenheiten in den Werken dieses Autors nachzuweisen und somit die genetische Entwicklung seiner Sprache uns vorzuführen. Zu seinem Führer wählt er mehrfach Wölfflins treffliche Untersuchungen über Tacitus' Sprache (Philologus XXV 92—134; XXVI 92—166; XXVII 113—149), wo schon öfters auch Sallusts Schreibweise zur Vergleichung herangezogen worden war. Nur war natürlich derartige Untersuchung bei Tacitus viel leichter und lohnender als bei Sallust, wo das Hauptwerk bis auf Bruchstücke fehlt und außerdem die drei Schriften binnen ziemlich kurzem Zeitraume (etwa 43—35 v. Chr.) verfasst sind. Auf die Schwierigkeit der Auffindung von Discrepanzen in der Sprache des Sallustius hat zwar Wölfflin (a. a. O. XXV 95) hingewiesen, doch das schreckte Kunze nicht ab, der Sprache des Historikers in der erwähnten Weise nachzugehen und Divergenzen in derselben zu suchen. Bei

Uebersicht des Gebotenen muss man anerkennen, dass ihm diese Arbeit geglückt ist. Denn es gelang ihm, eine Reihe guter Beispiele für die allmähliche Ausgestaltung des Sallustischen Stiles zusammenzubringen. Zuerst führt Kunze Einiges aus der Laut- und Formenlehre vor (S. 9—11), sodann bespricht er zahlreiche Veränderungen auf dem syntaktisch-stilistischen Gebiete (S. 11—49) und wendet sich schließlich dem rein stilistischen Stoffe (Satzbau, Periodisierung, Wortstellung, Phraseologie, Graecismen, Archaismen) zu. Freilich sind nicht alle von Kunze aufgedeckten Unterschiede gleich schlagend und beredt, ja manche dürften vielleicht auch einem Zufalle zuzuschreiben sein. Aber die Überzeugung gewinnt man doch, dass die Diction des Schriftstellers sich im Laufe der Zeit beträchtlich modificierte und dass die Sprache der einzelnen Schriften nicht ohneweiters mit gleichem Maßstabe gemessen werden darf. Um nur Einiges hervorzuheben, fehlt von den Praepositionen *adversus* im Catilina gänzlich, ist aber 18 mal im Jugurtha, 7 mal in den Historien zu lesen; es wird durch *contra*, *in* mit Acc., resp. durch andere Praepositionen ersetzt (S. 18). Im Catilina „dominiert mit souveräner Obergewalt die 'etwas abundante' Verbindung *tametsi — tamen*. Anders steht die Sache im Jugurtha. Das im Catilina noch gänzlich fehlende *quamquam* tritt hier als Rivale von *tam etsi — tamen* auf und schlägt seinen Gegner von 38, 9 an gänzlich aus dem Felde“ (S. 20 f.). Solche Veränderungen im Sprachgebrauche des Autors sind selbstverständlich für die Textkritik von nicht geringer Bedeutung und Kunze thut dies selbst gelegentlich an Beispielen dar.

Indem er aber Erscheinungen in Sallusts Sprache behandelt, unterlässt er es nicht, auch andere Schriftsteller, wie namentlich Caesar, Cicero, Livius und Tacitus, zu vergleichen und Analoges oder Verschiedenes aus ihnen zu erwähnen, was gewöhnlich für die Sache nur von Nutzen ist. Die einschlägige Literatur, besonders die Sallust betreffende beherrscht er, was schon aus den vorhergehenden Abhandlungen ersichtlich war, vollkommen, so dass ihm kaum etwas Erhebliches entgangen sein dürfte. Auch seine eigenen Sammlungen sind sehr genau und setzen ihn mitunter in den Stand, manche seiner Vorgänger, wie Wölfflin, Wolff, Dietsch, zu corrigieren. Somit kann Ref. die gegenwärtige Arbeit für einen schätzbaren Beitrag bezeichnen und spricht zugleich den Wunsch aus, dass der in Aussicht gestellte zweite Theil dieses Bändchens, welcher über die Stellung, Wiederholung und Weglassung der Präpositionen handeln soll, bald nachfolgen möge.

Prag. Rob. Novák.

Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Ein Vortrag von Th. Zielinski, Professor an der Universität St. Petersburg. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1897. 8°, 101 SS. Preis cart. 2 Mk. 40 Pf.

Einem Acte der Pietät gegenüber den Manen Ciceros, der Feier seines zweitausendsten Geburtstages, die am 3. Januar 1895 in der historischen Gesellschaft der Petersburger Universität begangen wurde, verdankt die vorliegende Schrift, ursprünglich ein Vortrag aus jenem Anlasse, ihre Entstehung. Der Vortrag erschien zunächst in der russischen Zeitschrift „Wiestnik Jewropy" im Februar 1896 und erscheint nunmehr in neuer, vielfach erweiterter und verbesserter deutscher Bearbeitung. Zielinski hat sich zur Aufgabe gemacht, zu zeigen, welch großen Einfluss sein Held, 'eine jener', wie er treffend sagt, 'im eminenten Sinne des Wortes culturellen Persönlichkeiten', durch jene 20 Jahrhunderte auf die Cultur der Menschheit geübt hat. Die Schrift ist, Gott sei Dank. doch kein Anachronismus mehr, was sie vor zwei Decennien noch — in Deutschland wenigstens — sicherlich gewesen wäre. Es ist ja bekannt, dass es in Deutschland seit Drumann und Mommsen förmlich Mode geworden war, Cicero in den Staub zu ziehen. Erst vor nicht langer Zeit sind Aly und besonders O. Weißenfels, neuestens noch Max Schneidewin 'Antike Humanität' als energische und warmherzige Vertheidiger des vielgeschmähten Römers aufgetreten, die theils seinen Charakter als Mensch und Politiker gegen ungerechtfertigte Angriffe in Schutz nahmen, theils den Nachweis zu erbringen suchten, dass der erziehliche Wert vieler seiner Schriften heute noch unübertroffen dastehe und diese daher mit Recht im Mittelpunkte des Lateinunterrichtes am Gymnasium stehen sollten. Von weit größerer Bedeutung jedoch als die Schriften der genannten Männer ist die in so bescheidenem Umfange sich präsentierende Untersuchung des russischen Gelehrten, schon deshalb, weil sie von einer viel höheren Warte aus, vom Standpunkte der Culturentwicklung der Menschheit durch zwei Jahrtausende die Bedeutung der Schriften Ciceros prüft. Es ist sehr schwer, innerhalb des Rahmens eines Referates den Inhalt der Schrift zu skizzieren, welche die Früchte einer außerordentlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit auf den verschiedensten Gebieten der Literatur und eine Fülle der wertvollsten Beobachtungen und Anregungen dem Leser darbietet. Und doch muss versucht werden, die Leser dieser Zeitschrift über die ebenso eigenartige wie bedeutsame Schrift in angemessener Weise zu orientieren und vor allem zur Lectüre derselben anzuregen, deren sie in nicht gewöhnlichem Grade würdig ist.

Zielinski setzt sich also das Ziel, die Impulse darzulegen, welche der Cultur der Folgezeit durch Ciceros Schriften gegeben wurden. Ehe er jedoch daran geht, das großartige Nachleben Ciceros zu schildern, vor dem ja allerdings seine irdische Lauf-

bahn gar sehr zusammenschrumpft, hält er es mit Recht für geboten, einen Überblick über Ciceros Leben zu geben. So knapp auch die hier gebotene Charakteristik ist, so ist sie doch überaus belehrend und geeignet, weitverbreitete Irrthümer zu beseitigen. Wer wüsste nicht, dass Cicero vor allem politische Unbeständigkeit und fortwährendes Schwanken in seinem Verhalten als Staatsmann zum Vorwurf gemacht wird? Z. jedoch zeigt (S. 3—5, vgl. mit d. Anm. S. 63), dass dies auf völliger Verkennung jener Grundsätze beruht, in denen Cicero aufgewachsen war. Dies waren aber die politischen Grundsätze des Scipionenkreises, die sich durch eine ununterbrochene Tradition bis auf seine Zeit fortgepflanzt hatten. Der Einfluss des anerzogenen Staatsideals auf Ciceros politisches Verhalten ist bisher von seinen Biographen und Beurtheilern völlig ignoriert worden. 'Wäre dieser Factor, wie es Vernunft und Gerechtigkeit verlangen, zum Ausgangspunkte bei der Darstellung seines Lebens gemacht worden — manches schiefe Urtheil wäre unausgesprochen geblieben' (S. 63). Unter den Beweisen, die Z. für seine Behauptung anführt, ist der schlagendste der, dass Ciceros politisches Ideal in den Büchern *de re publica* dasjenige des Polybius ist. Auf diese Übereinstimmung von Cic. *de re p.* und Polyb. VI legt er mit Recht das größte Gewicht. Diesem seinen politischen Ideale nun, der gleichmäßig ponderierten römischen Verfassung, der harmonischen Combination monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente, ist Cicero, wie Z. erklärt, vorübergehende Aufwallungen abgerechnet, die aus dem Gefühle unverdienter Kränkung entsprangen, nie dauernd untreu geworden. Wie von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet auch die zweite, meistangefochtene Periode der staatsmännischen Wirksamkeit Ciceros, die Z. die erhaltende Periode seines Lebens nennt, keinen Tadel verdient, wird von Z. schön und m. E. überzeugend dargethan. — Nach diesem kurzen biographischen Abrisse geht Z. nunmehr daran, die Bedeutung Ciceros für die Folgezeit dergestalt klarzulegen, dass er den Einfluss nachweist, den Ciceros literarischer Nachlass auf die drei wichtigsten Eruptionsepochen der modernen Cultur seit dem Ausleben des Alterthums ausübte. Diese sind: 1. die Zeit der Kirchenväter, die Ausbreitung des Christenthums, 2. die Renaissance, 3. die 'Aufklärung' mit der darauffolgenden Revolution.

Von den Kirchenvätern war wohl der radicale Streiter Tertullian ein Feind Ciceros wie aller profanen Literatur; aber die überwiegende Mehrzahl der übrigen steht, wie Z. zeigt, unter dem übermächtigen Einflusse des Philosophen der römischen Republik und zwar nicht bloß in formaler Beziehung, sondern auch darin, dass der positive Theil der Philosophie Ciceros in die Lehre der christlichen Kirche übergieng. Die christliche Philosophie knüpfte unmittelbar an Cicero an. Dies zeigt schon Minucius Felix, dann Lactantius, der in einzelnen seiner philosophischen Monographien

nichts als eine Epitome aus Ciceros Dialogen bietet, weiters Ambrosius von Mailand, durch den die Ethik Ciceros die anerkannte Ethik des Christenthums geworden ist. Seine Schrift *de officiis ministrorum* ist eine directe Nachahmung der Bücher Ciceros *de officiis,* nur dass die Beispiele nicht aus der römischen Geschichte. sondern aus dem alten Testament gewählt sind. Vor allem aber stehen unter dem Banne Ciceros Hieronymus und die spätere Säule des Christenthums Augustinus, der selbst bekennt, dass er durch die Lectüre von Ciceros 'Hortensius' vom Heiden zum Christenthum bekehrt worden sei. Es werden hierauf die inneren Gründe dieser Erscheinung in scharfsinniger Weise auseinandergesetzt, wieso es kam, dass die philosophischen Schriften Ciceros einen solchen Einfluss auf das Christenthum in seinem Entstehen ausüben konnten.

Als dann nach tausendjährigem Schlummer von Augustin bis Petrarca, in welcher Zwischenzeit freilich der Eifer für die alten Autoren erkaltet war, die Liebe für das classische Alterthum im Zeitalter der Renaissance wieder erwachte, da wurde wieder Cicero der auserkorene, mit schwärmerischer Begeisterung verehrte Führer eines Petrarca, Poggio und ihrer Gemeinde. Die Renaissance war vielmehr nach Z. zunächst eine Wiederbelebung Ciceros und erst nach ihm und Dank ihm des übrigen classischen Alterthums. Wie aber gerade Cicero der Führer des neuen Zeitalters wurde, und dass nur er es werden konnte, führt Z. in geistvoller Weise aus. Er verkennt nicht die größere Bedeutung eines Plato und Aristoteles. Dennoch sei Cicero für die Renaissance viel nöthiger und nützlicher gewesen als jene. Das Unersetzliche an Cicero sei eben, dass er, ohne selbst Schöpfer zu sein, gesund und selbständig über Schöpfer zu urtheilen verstand. Und gerade der skeptische Theil seiner Philosophie lehrte die Männer der Renaissance überall die Stützen des Hergebrachten prüfen und die morschen ausscheiden, wodurch allein der Wiederaufbau der Wissenschaft möglich wurde. — Im Zeitalter der Reformation trat Ciceros Einfluss zurück. Nach einer einleuchtenden Begründung dieser Erscheinung zeigt Z., wie trotzdem die Reformatoren Luther und Zwingli Cicero als Philosophen schätzten. 'Wer die rechtschaffene Philosophie erlernen will, der lese Ciceronem' sagt Luther, an einer anderen Stelle 'Cicero, ein weiser und fleißiger Mann, hat viel gelitten und gethan. Ich hoffe, unser Herr Gott werde ihm und seinesgleichen gnädig sein.' — Ganz außerordentlich war, wie Z. in höchst interessanter Weise darlegt, Ciceros Einfluss auf die Männer der 'Aufklärung' am Ende des 18. Jahrhunderts. Insbesondere war Voltaire ein schwärmerischer Verehrer des Römers, der 'zu den wenigen gehört, von denen Voltaire nie etwas Schlechtes gesagt hat'. Auch Friedrich der Große war ein warmer Freund Ciceros. Den inneren Zusammenhang aber zwischen Cicero und den Führern jener geistigen Bewegung deckt Z. mit richtigem Blicke auf. Er findet ihn in Folgendem: 1. Den Gegnern des

Christenthums musste ein Philosoph willkommen sein, der, unberührt vom Christenthum, einer sehr erhabenen Moral das Wort geredet hatte. 2. Ciceros Skepticismus in metaphysischen Dingen und das Recht der Wahl, das er dem Leser überlässt, wurde wie von den Männern der Renaissance, so auch von den Vertretern der Aufklärung aufgegriffen, von diesen aber zu anderem Zwecke, zur Übung der Toleranz. 3. Ciceros ablehnendes Verhalten gegenüber dem Wunderbaren und Übernatürlichen, sein Rationalismus wurde eine wirksame Waffe in den Händen jener Männer (Diderot) im Kampfe gegen den Aberglauben. — Das Zeitalter der Revolution endlich entdeckte Cicero den Redner. Z. liefert den interessanten Nachweis, wie Mirabeau, dann Camille Desmoulins u. a. durch das Studium der Reden Ciceros sich heranbildeten. Ja ein Robespierre selbst, an dessen Greuelthaten Cicero natürlich unschuldig war, suchte dem Römer den Zauber der Rede abzulauschen, um den Massen gebieten zu können. Und nicht mit Unrecht äußert sich Z. hierüber also (S. 56): 'Im allgemeinen hat es Frankreich nicht zu bereuen gehabt, dass es in jener Zeit zu Cicero willig in die Lehre gieng; dank diesen Lehrjahren nimmt es jetzt den ersten Rang auf dem Gebiete der Beredsamkeit ein unter den Völkern der civilisierten Welt.' — Zum Schlusse erörtert Z. noch den großen Antheil, den Cicero an einem der wichtigsten Culturfortschritte der neueren Zeit, an der Gerichtsreform von 1790, hatte. Die eigentliche Untersuchung schließt mit einer warmempfundenen, begeisterten Lobrede auf die Antike. Hieran schließen sich Anmerkungen und Excurse, die eine literarische Begründung der ausgesprochenen Urtheile bieten. Doch geht der Verf. keineswegs darauf aus, durch zahlreiche Belege 'eine wohlfeile Erudition zur Schau zu stellen', wiewohl die Schrift, für die so gut wie keine Vorarbeiten vorlagen, durchaus aus den Quellen herausgearbeitet ist. Ein größerer Excurs ist einer köstlichen, geradezu vernichtenden Kritik des Buches von P. Nerrlich 'Das Dogma vom classischen Alterthum' gewidmet.

Wir können von dem Buche nicht Abschied nehmen, ohne noch hervorzuheben, dass dessen Vorzüge auch durch die Form der Darstellung, durch eine glänzende, dabei durchaus originelle Diction, die den Leser immer von neuem zu fesseln versteht, noch gehoben werden. Es wäre sehr zu wünschen, dass das Buch die ihm zukommende Beachtung und Verbreitung fände. Denn wer nicht starr an schiefen Urtheilen festhält, die zumeist vom Autoritätsglauben ihm eingegeben wurden, wird durch Zielinskis Buch hinsichtlich Ciceros eines besseren belehrt werden und einsehen, dass es ein schweres Unrecht ist, wie dies neuestens noch M. Schanz thut (Gesch. d. röm. Lit. I, S. 269), jenen Römer 'eine gefallene Größe' zu nennen, dessen Geisteswerke den wichtigsten Culturepochen der Menschheit so nachhaltige und wohlthätige Impulse gegeben haben.

Lateinische und griechische Schulausgaben. Herausgegeben von H. J. Müller und Oscar Jäger. Ciceros Briefe. Auswahl für den Schulgebrauch; bearbeitet und erläutert von Dr. Rudolf Franz, Director des Matthias Claudius-Gymnasiums zu Wandsbeck. *a*) Text. 8°, 329 SS. Preis 2 Mk.; *b*) Commentar, 8°, 95 SS. Preis 90 Pf. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1896.

Sicherlich ist nunmehr in Deutschland kein Mangel an Schulausgaben der Briefe Ciceros, die bekanntlich, während an österreichischen Gymnasien für die Lectüre derselben leider kein Raum ist, nach den neuen preußischen Lehrplänen stark in den Vordergrund der Lectüre gerückt worden sind. Der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe ließ sich bei Zusammenstellung der Auswahl wesentlich vom geschichtlichen Standpunkte bestimmen. Es war ihm, wie er selbst im Vorworte ausführt, darum zu thun, ein anschauliches Bild jener bedeutsamen und lehrreichen Übergangszeit Roms von der Republik zur Monarchie zu liefern. Den Mittelpunkt der Darstellung, um welchen die Auswahl sich gruppiert, bilden die Lebensschicksale Ciceros, wodurch diese 'vielseitige und anziehende Persönlichkeit', die dem Schüler bereits bekannt ist, nun eine unmittelbare und lebhafte Beleuchtung gewinnt. Die Auswahl zerfällt in folgende Abschnitte: I. Aus der Zeit des ersten Triumvirates. *A*. 62—57 Ciceros Verbannung. *B*. 56—52 Cicero in Italien. *C*. 51—50 Ciceros Proconsulat. — II. Aus der Zeit des Bürgerkrieges. *A*. 50—46 Kämpfe. *B*. 46—44 Cäsars Alleinherrschaft. *C*. 44 - 43. Neue Kämpfe. Eigenthümlich ist dieser Auswahl, dass Briefe an Cicero nur in ganz geringer Anzahl Aufnahme gefunden haben. Doch fehlt glücklicherweise jenes berühmte Trostschreiben des Servius Sulpicius an Cicero (ad fam. IV 5), das man mit Recht als eine Bereicherung der lateinischen Literatur bezeichnet hat, nicht darunter. Die Auswahl enthält eine sehr große Anzahl von Briefen Ciceros, nahezu ein Siebentel alles Erhaltenen, so dass der persönlichen Neigung des Lehrers, der Abwechslung in der Lectüre, wie auch der Bethätigung des Privatfleißes genügender Spielraum gegönnt ist. Die Gestaltung des Textes beruht für die sogenannten Briefe ad familiares auf Mendelssohn (C. F. W. Müllers Ausgabe lag dem Herausgeber noch nicht vor), für die Briefe ad Atticum auf Wesenberg. Dass der Herausgeber an textlich schwierigen Stellen vor allem bemüht ist, den Schülern einen glatt lesbaren Text in die Hand zu geben, kann nur gebilligt werden. Dem Texte ist ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Eigennamen beigegeben, um die auf diesem Gebiete für den Schüler sich ergebenden Schwierigkeiten — und diese sind nicht gering — zu beseitigen. Das schmächtige Bändchen, das den Commentar enthält, bietet dem Schüler nur die allernothwendigsten Behelfe für die Erleichterung seiner Präparation, ohne ihn jeder weiteren Denkarbeit zu überheben. Die Durcharbeitung und passende Übersetzung soll sich als Frucht der gemeinsamen Arbeit in der Classe ergeben; ein sehr löbliches Princip, von dem nur leider die Verff.

von erklärenden Schulausgaben neuestens vielfach abweichen. Die Einleitung gibt noch einen sehr ansprechenden Abriss der Lebensgeschichte Ciceros, daran schließt sich eine kurze Geschichte der Briefe Ciceros und ihrer Überlieferung. Treffend sind die Bemerkungen, die Franz im Anschlusse daran über die Beurtheilung Ciceros macht, wie sie sich aus den Briefen ergibt. Denn bekanntlich war ja gerade das Mosaikbild, das Drumann von Cicero aus den Briefen Ciceros zusammenstellte, so verhängnisvoll für die Beurtheilung des Charakters des vielgeprüften Römers. Doch betont Fr. demgegenüber mit Recht, dass jene Schwächen des Charakters, von denen Cicero uns in intimen Briefen zumeist an seinen vertrautesten Freund Zeugnis gibt — eigentlich moralische Schäden waren es jedoch nicht — unmöglich ausschlaggebend für die gerechte Beurtheilung seines Charakters sein können. 'Seine Gewissenhaftigkeit und Unbestechlichkeit als Beamter, die Reinheit seiner Sitten, die liebevolle Fürsorge und Aufopferung für seine Angehörigen und Freunde verdienen in einer Zeit des sittlichen Verfalles unsere volle Bewunderung. So erscheint er trotz seiner Fehler dem unbefangenen Beobachter doch achtungs- und liebenswert.' Es sind das treffliche Worte, wie es denn überhaupt freudig zu begrüßen ist, dass die eine Zeitlang in Deutschland herrschende Verunglimpfung Ciceros einer objectiveren Beurtheilung Platz zu machen beginnt. Die beiden Bändchen, die auch eine musterhafte äußere Ausstattung zeigen, können zum Schlusse für Schulzwecke nur wärmstens empfohlen werden.

Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Classiker. C. Sallustius Crispus Catilina und Auswahl aus dem Jugurtha. Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Dr. Paul Klimek, Oberlehrer am St. Matthias-Gymnasium in Breslau. Text mit 2 Karten. Münster i. W., Druck und Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung 1897. Preis geb. Mk. 1·20.

Das Bändchen präsentiert sich in recht gefälliger Ausstattung. Es bietet in sehr splendidem Drucke zunächst den vollständigen Catilina bis auf einige nicht bedeutende Auslassungen und Änderungen an den zwei bekannten Stellen. Daran erst schließt sich die Auswahl aus dem bellum Jugurthinum. Dass hiermit das bellum Catilinae in den Vordergrund gerückt erscheint, hätte gar sehr meinen Beifall, was ich weiter unten noch näher begründen will. — Die Auswahl aus dem *bellum Jugurthinum*, durch welche etwa 40 Capitel dieser Schrift ausgeschieden wurden, lässt den Grundcharakter des Werkes doch unberührt und ermöglicht dem Schüler, sich von den geschilderten Vorgängen und den handelnden Hauptpersonen ein klares Bild zu verschaffen. Aus den Bemerkungen des Verf.s im Vorworte geht deutlich hervor, dass man auch in Deutschland bezüglich der Lectüre des *bell. Jugurth.* zur Zeit in einer ähnlichen Lage ist, wie bei uns in Österreich. Will man

nämlich bei uns das für unsere Sexta vorgeschriebene Lehrpensum: Sallust, Cicero, Caesar b. civ., Vergil wirklich absolvieren, so ist es wohl kaum durchführbar, das ganze *bell. Jugurth.* zu lesen. Ich würde jedoch überhaupt, wie ich oben schon andeutete, die Lectüre des bellum Catilinae vorziehen, das nach Eliminierung jener anstößigen Stellen nach meiner Ansicht, die ich einmal schon in diesen Blättern aussprach, für die Lectüre unserer Sexta weit geeigneter ist. Die verrotteten Zustände in der röm. Nobilität lernt der Schüler aus dieser Schrift gerade so gut kennen, wie aus dem b. Jug. Die auftretenden Personen, ein Caesar, Cicero, Cato, stehen den im b. Jug. gezeichneten an Bedeutung durchaus nicht nach; und die Kraft und die Schönheit der Reden Catos, Caesars, auch Catilinas halten den Vergleich mit den Reden des Memmius und Marius im b. Jug. ganz gut aus. Auch der Concentration des Unterrichtes dient die Lectüre des b. Catil. in weit höherem Grade. Denn sie bildet die vortrefflichste Einleitung und den besten Commentar für die unmittelbar sich anschließende Lectüre der Reden Ciceros gegen Catilina. Und gerade die verschiedene Beleuchtung, welche jenes historische Ereignis durch die Vertreter verschiedener politischer Parteirichtungen erfährt, gibt Gelegenheit, den Schüler in die Beurtheilung der Geschichtsquellen, in die historische Kritik einzuführen, wozu sich sonst bei der Gymnasiallectüre nicht leicht die Möglichkeit darbietet. — Dem Text ist in der vorliegenden Ausgabe eine Einleitung vorausgeschickt, die über das Leben, die Werke und die schriftstellerische Bedeutung Sallusts ausreichenden Aufschluss gibt. Ein Anhang erläutert die Eigennamen. Alles in allem ist es ein recht brauchbares, für die Schulbedürfnisse zweckmäßig angelegtes Buch, das auch wegen seiner sorgfältigen äußeren Ausstattung der Beachtung der Fachgenossen empfohlen sei.

Wien. Alois Kornitzer.

Satura Viadrina. Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen des philologischen Vereines zu Breslau. Breslau 1896. 8°, 159 SS.

Der Breslauer philologische Verein begieng sein Jubiläum durch Herausgabe einer Festschrift, die sich nicht zu ihrem Nachtheile dadurch von ähnlichen Sammelschriften unterscheidet, dass sie wenig oder nichts von jenem literarischen Kleinkram bringt, dem man sonst nicht selten bei derlei Anlässen begegnet.

Mit einem wichtigen Capitel der römischen Stadtgeschichte, mit der Stellung der Sabura im älteren Septimontium, befasst sich eine gehaltvolle Abhandlung von G. Wissowa, die im wesentlichen folgendes Resultat ergibt: Da es auf Grund der bekannten, bei Festus erhaltenen Stelle des Antistius Labeo feststeht, dass sich das Fest des Septimontium von Haus aus nicht auf die

geläufigen sieben Hügel des servianischen Mauerringes bezog, sondern auf sieben andere Höhen, die ein engeres Gebiet umfassten als jene, die erwähnte Stelle aber acht Localitäten aufzählt, so fragt es sich, wie sich diese Achtzahl mit dem Septimontium vereinen lässt. Am nächsten läge es, aus der Liste des Antistius die Subura zu tilgen, die bekanntlich kein „mons", sondern die Niederung zwischen den Spitzen des Quirinal, Viminal, Cispius und Esquilin war; doch wie konnte dann jemandem beifallen, die Subura in der Liste der Berge zu interpolieren? Darum ist die Subura nicht zu beseitigen, doch bezeichnete dieser Name im Septimontium eine andere Localität als die später bekannte. Wissowa erblickt in der Subura bei Antistius eine zum Caelius gehörige Anhöhe, und der Caelius bedeutet in jener Stelle nicht einen der Berge des Septimontiums, sondern ist zur Erklärung der Lage der alten Subura aufgenommen, so dass also in der That nur sieben Localitäten angeführt sind. Die wichtige Frage, wie der Name *Subura* später auf eine ganz andere Localität übergieng, löst W., dessen scharfsinnigen Ausführungen man sich schwerlich wird verschließen können, durch die Annahme, dass unter der Einwirkung der Volksetymologie zwei verschiedene Namen in einen zusammengeflossen sind: der ursprüngliche Name des Hügels im Septimontium war *Sucusa* (schon Varro bringt den Namen *Subura* mit dem *pagus Sucusanus* in Zusammenhang), beide Namen wurden schon in früher Zeit zusammengeworfen, bis schließlich *Sucusa* gänzlich verloren gieng.

Auf ein entlegeneres Gebiet führt uns die Abhandlung von J. Partsch, in der die Nachrichten gesammelt sind, die sich in der Johannis des Corippus, dem Heldengedichte, das die Siege Justinians in Afrika feiert, über die Stämme im Umkreise der Syrte finden. Am Schlusse spricht P. die wohl begründete Vermuthung aus, dass in das Latein des Dichters maurische Worte eingedrungen sind.

C. Münscher erblickt im Epicheirem, der Erfindung des Isokrates, ein Kriterium des echten Isokratischen Stiles und sucht von diesem Gesichtspunkte aus und mit Heranziehung sprachlicher Indicien die Unechtheit des sechsten Isokratischen Briefes zu beweisen.

Bedeutend erscheint uns die Untersuchung von F. Wilhelm zu Tibullus I 4, die mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit für diese eine Elegie die griechischen Vorbilder nachweist: bedeutend darum, weil uns dieses eine Beispiel zu zeigen vermag, wie viel es in dieser Hinsicht noch bei den römischen Dichtern zu schaffen gibt; bisher sind wir eigentlich nur über Horazens griechische Quellen durch Kiesslings geistreiche und gelehrte Forschungen ziemlich vollständig unterrichtet.

Über scenische Illusion im fünften Jahrhundert handelt ein Aufsatz von W. Kroll. Offen gestanden können wir uns für derlei

Themen nicht sonderlich erwärmen. Ehrlicherweise müssen wir ja doch eingestehen, dass wir über die griechische Bühnentechnik so gut wie nichts wissen und auch kaum jemals mehr darüber erfahren werden, als uns jetzt bekannt ist. Vielleicht war die scenische Technik der Griechen so primitiv wie bekanntermaßen die englische zu Shakespeares Zeiten; vielleicht stand sie auf einer Höhe, die sie der modernen nahe bringt. Wir wissen das eine so wenig wie das andere und gerathen darum bei der Untersuchung solcher Fragen früher oder später ins Phantasieren.

In seiner Untersuchung über die rhodischen Liebeslieder in ihren Beziehungen zur neugriechischen Volksdichtung kommt H. Lübke zu dem Ergebnisse, dass man dieselben (es sind dies die von Wilhelm Wagner aus einer Handschrift des Britischen Museums unter dem Titel „Das ABC der Liebe" herausgegebenen erotischen Gedichte) nicht als eigentliche Volkslieder zu betrachten hat; sie sind vielmehr von einem Kenner der Volksdichtung nach den Grundsätzen eines feineren Geschmackes für einen gebildeten Kreis geschrieben. Man wird diesem Resultate die Zustimmung nicht versagen können. Äußerst geschmackvoll sind Lübkes deutsche Nachdichtungen.

G. Türk leugnet eine Beziehung der Aristipp'schen Erkenntnislehre zu der im Theätet entwickelten und die Berechtigung einer darauf beruhenden Vervollständigung der Lehren Aristipps.

Mit schlagenden Gründen bekämpft H. Schmidt Reichels bekannte Ausführungen über den Schild im 18. Buche der Ilias und zeigt dabei, dass zur Interpretation alter Schriftwerke doch vor allen der Philologe berufen ist, der die antike Sprache vollkommen beherrscht und sich in die Sprache des Autors im besonderen vertieft hat, wirklich in seinen Geist und in seine Weise eingedrungen ist. Wer da meint, der Sänger jenes Liedes habe seinen Schild ganz nach einem alten Kunstwerke gedichtet und — da ja auch bei dieser Annahme jeden Augenblick etwas nicht klappt — die bildlichen Darstellungen, die auf jenem alten Kunstwerke vorhanden waren, gar nicht verstanden hat (das wird ja z. B. von der Gerichtsscene ausdrücklich behauptet), der befindet sich auf einem Irrwege und zerstört den Genuss, den wir bei der Lectüre der herrlichen Schilderung empfinden. Für den Philologen, der diese gelesen hat, kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Beschreibung des Achillesschildes vor allem aus der Phantasie des Dichters geflossen ist. Damit wollen wir nicht leugnen, dass sich damit die Erinnerung an ein einmal gesehenes Bildwerk verbinden konnte. Ob dieses nun mykenisch oder ägyptisch oder babylonisch-assyrisch oder sonst woher war, ist für die Würdigung der Dichtung von geringem Werte, da es ja auch zu derselben nur geringes beigesteuert haben kann. Wir lassen uns also dadurch die Freude an der Dichtung nicht verkümmern.

L. Cohn bringt als Nachtrag zu seinen Prolegomena zum I. Bande der neuen Philoausgabe den Nachweis, dass der jüngere

Schreiber (saec. XVI) des Laur. 85, 10, Jacob Diassorinos, bei seiner Ergänzung der Hs. (Fol. 3 14 und 413—559) als Vorlage die editio princeps des Turnebus (Paris 1552) benützte und somit alles, was von seiner Hand in dem Codex hinzugefügt wurde, für die Kritik wertlos ist. Der Beweis ist durch Anführung zahlreicher Stellen (die Hälfte hätte genügt!) unwiderleglich erbracht.

F. Skutsch behandelt in einem gegen Leo gerichteten polemischen Aufsatze einige strittige Punkte aus dem Bereiche des Jambenkürzungsgesetzes und verfolgt dabei, wie er selbst sagt, das Ziel, die sogenannte Synizese der jambischen Wörter und Wortanfänge bei den altlateinischen Scenikern zu beseitigen: ein Gebiet, auf dem wir dem Verf. nicht leicht folgen können.

P. Hoppe handelt im ersten Abschnitte seiner Beiträge zur Erklärung des Properz über die griechischen Namen bei Properz und unterscheidet zwei Arten dieser Namensverwendung: „Dient einmal das griechische Wort als aufgesetzte Maske, die verborgenen Sinn anzeigt, so leuchtet es das anderemal in eigener Kraft aus der Tiefe uralter Sage hervor.“ Für beide Fälle wird je ein Beispiel vorgeführt: *Panthus* (auf Grund einer Serviusstelle als Bezeichnung für einen schönen Mann gedeutet; soll II 21, 1 f. ironisch gebraucht sein) und *Oromedon* (Her. VII 98 und Theocr. Thalys. V 46; ein wenig bekannter Name); im zweiten Falle soll der griechische Name das Lied einzig und allein durch seine Seltenheit zieren. Der erste Theil der von H. aufgestellten Theorie bringt wohl nichts Neues; der zweite scheint sehr beachtenswert, wird aber durch mehr Beispiele belegt werden müssen, als diesmal dem Verf. der beschränkte Raum gestattet. — Im zweiten Abschnitte behandelt H. zunächst die vielbesprochene Stelle Prop. II 30, 19 f. und will in v. 19 die Überlieferung des Neapolitanus aufrecht erhalten: *Non tamen in merito, Phrygas nunc ire per undas* usw., mit dem Sinne: 'Aber kein Verdienst ist es für den Dichter, blutige Kriege zu besingen.' Wir geben gerne zu, dass dieser Gedanke sich ganz gut an das Vorausgehende anschließt; fraglich ist es nur, ob sich *in merito esse* sagen lässt. Ist dies genügend zu belegen, dann möchte dem Verf. wohl die endgiltige Heilung der Stelle gelungen sein. Minder glücklich scheint uns sein Vorschlag an einer zweiten Stelle IV, 3, 11: *Haecne marita fides et speratae avia noctes* (im wesentlichen nach dem Neap.): 'sind die Einöden die erhofften Nächte?' Das soll heißen: 'Ist dein Leben in der öden Ferne das nächtliche Glück, das wir erhofften?' Das ist doch sehr gezwungen und kaum verständlich; wir hätten uns ohne die beigegebene Übersetzung nicht einmal die grammatische Construction des Verses zurechtlegen können.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Griechische Grammatik von Gustav Meyer. 3. verm. Aufl. (Bibliothek indogermanischer Grammatiken, Band III.) Leipzig, Druck u. Verlag von Breitkopf & Härtel 1896. 8°, XVIII u. 715 SS. Preis 13 Mk.

Das weitverbreitete und überall seinem Verdienste gemäß hochgeschätzte Handbuch erscheint nun zum drittenmale vor der Öffentlichkeit, auch diesmal beträchtlich (fast um ein Drittel seines früheren Umfanges) erweitert. Mit dieser räumlichen Vergrößerung hält auch die innere Ausgestaltung gleichen Schritt. An den Grundlagen und dem Hauptgerüste des Ganzen hat der Verf. nicht geändert oder gerüttelt, worin man ihm nur Recht geben wird. Es wird immer das Kennzeichen und zugleich das Privilegium eines guten Buches bleiben, dass es die Fähigkeit besitzt, mit der Wissenschaft fortzuschreiten, ohne an seiner Eigenthümlichkeit einzubüßen; und die Vorzüge der Meyer'schen Grammatik, zu denen vor allem die Selbständigkeit und Objectivität gegenüber dem Streite der Meinungen, dann aber namentlich die für den Alterthumsforscher so wichtige Heranziehung der Literaturdialecte und die ausgezeichnet instructive Darstellung gezählt werden müssen, fallen zu sehr ins Gewicht, als dass man auch nur auf einen derselben zu Gunsten einer methodischen Umarbeitung des Werkes verzichten möchte. Wenn die Darstellung des Vocalismus mit ihren vier Reihen nicht mehr recht zu genügen scheint und die stets anwachsende Fülle der sprachlichen Einzelheiten bereits bei den aufgeplatzten Nähten der alten Hülle herausquillt, so wird man sich damit trösten müssen, dass gerade für dieses Gebiet bis jetzt noch kein System aufgestellt worden ist, welches allen Ansprüchen genügt. Was an sprachlichem Material in den zehn Jahren seit dem Erscheinen der 2. Auflage bekannt geworden ist, hat der Verf. mit gewohnter Sorgfalt und Umsicht gesammelt und eingearbeitet; auch von den literarischen Erscheinungen gilt dasselbe im großen und ganzen, obschon sich in der Beurtheilung derselben hie und da eine gewisse Übellaunigkeit zeigt und manches nicht gebürende Berücksichtigung gefunden hat, wie z. B. P. Kretschmers vortreffliche Erörterungen über Jonisch und Attisch (α—η). Aber über solche Einzelheiten zu rechten, wäre jetzt gerade am wenigsten am Platze, da die schwere Krankheit, unter deren Bann der Verf. gefangen liegt, leider wenig Hoffnung übrig lässt, dass er je der Wissenschaft, seinem Lehrberufe und seinen Collegen zurückgegeben werden wird, und so unsere Freude über die trefflich gelungene Leistung mit einem bitteren Beigeschmacke des tiefsten Schmerzes versetzt wird.

Graz. Heinrich Schenkl.

Fellner Stefan, Die homerische Flora. Wien, A. Hölder 1897. 8°, 84 SS.

Mit der naturwissenschaftlichen Untersuchung über den homerischen Bogen (vgl. Jahrgang 1895, S. 193) hat sich Fellner als ein so berufener Fachmann auf dem Gebiete der homerischen Naturwissenschaft eingeführt, dass seine jüngste Arbeit über die homerische Flora von vorneherein des Interesses und der Beachtung der Fachkreise sicher sein konnte. Diese letzte Arbeit verfolgt unter sorgsamer Benützung der einschlägigen Literatur den Zweck, nebst der Deutung der homerischen Pflanzen auch ein beiläufiges Bild von der Vegetation des homerischen Mittelmeerbeckens unter Ausschluss der Meeresflora zu entwerfen, und gliedert sich dem Stoff entsprechend in zwei ungleiche Hauptabschnitte: Natürliches Florengebiet des Mittelmeeres (S. 7—58) und Culturland (S. 59—84). Der erste Hauptabschnitt handelt von der immergrünen Küstenregion (S. 10 ff.), der Region der Bergwälder (S. 36 ff.), der Sumpfvegetation (S. 46 ff.) und den Matten (S. 49 ff.), der zweite vom Feldbau (S. 61), Weinbau (S. 70), Obstbau (S. 74) und Kräuterbau (S. 80).

Der Gang der Untersuchung ist wohldurchdacht und folgerichtig. Sie nimmt ihren Ausgang vom Namen der Pflanze unter Berücksichtigung der oft bedeutsamen homerischen Epitheta und der neugriechischen Bezeichnung, reiht gegebenenfalls Bemerkungen über Biologie, Pflanzengeographie, bezw. Geschichte an und stellt den derzeitigen Stand wissenschaftlicher Kenntnis über sie gegenüber der aus Homer nachweisbaren fest. Nichts ist vergessen, was zur Erklärung verwertbar ist, selbst die Geheimnisse der Pfahlbauten und die ägyptischen Denkmäler werden zu sprechenden Zeugen, so dass in dem Schriftchen weit mehr Belehrung und Aufklärung steckt, als nach dem schlichten Titel vermuthet werden könnte. Denn es wird nicht etwa eine trockene Statistik der homerischen Pflanzenwelt geboten mit dem gewissenhaften Vermerk, was da ist oder fehlt, sondern vielmehr erfolgreich versucht, die Besonderheiten der homerischen Pflanzen zu erklären, wie z. B. warum Homer nur den w i l d e n Ölbaum kennt, von der Myrthe nur andeutungsweise spricht und viele Baumarten nicht erwähnt, die bereits in nachhomerischer Zeit oder noch später nachweisbar sind (Citronenbaum, Orangenbaum, Agave, weißer Maulbeerbaum, Cactusarten u. a.) Hiebei wird mit Recht aus dem Mangel einer homerischen Belegstelle nicht sofort auf die Unkenntnis der betreffenden Pflanze geschlossen, vielmehr deren Cultur auf Grund anderer Zeugnisse angenommen, wenn auch Homer und Hesiod die Pflanze nicht erwähnen (vgl. Flachs S. 66). Gelegentlich wird auch auf den Einfluss der menschlichen Cultur hingewiesen, insoferne sich dieser im Importieren und Acclimatisieren fremdländischer Pflanzenarten äußert. Dass bei der Gründlichkeit der Untersuchung auch für die Exegese viel Brauchbares abfällt, ist einleuchtend.

So wird *δρῦς* als Collectiv für immergrüne und laubwechselnde Eichen erklärt (S. 15), *σέλινον* als Collectiv für viele Doldenarten (S. 56), die Deutung der homerischen Coniferen als Pinien zurückgewiesen (S. 16 u. 45) und die Unterscheidung von *ἄμπελος* (wilder Wein) und *ἡμερίς* (veredelte Rebe) verworfen (S. 71). Das Doppelgebüsch am Phäakenstrande (Od. V 476) wird als wilder, strauchförmiger Ölbaum und Steinlinde erklärt, und zur Deutung der *μορόεντα ἕρματα* (Od. XVIII 298) die Form, nicht die Farbe des Maulbeerbaumes herangezogen (S. 33). In *βάτος* wird der Brombeerstrauch vermuthet (S. 29), *θρύον* als Schachtelhalm gedeutet (S. 49) und das Epitheton *ὠλεσίκαρπος* in der Beschränkung auf die männlichen Exemplare der Weiden gerechtfertigt (S. 20). *Ἴον* ist nicht unser Veilchen, sondern die Winterlevkoje (S. 57), *λωτός* (Klee) ebenso vom Lotosbaume (Judendorn) wie von der See- oder Teichrose zu unterscheiden (S. 65), *μῶλυ* wird als Lauchart — wahrscheinlich Allium Victorialis — gedeutet (S. 82) und die Herstellung des *φάρμακον νηπενθές* (Opium) aus Mohn, nicht aus Hanfblättern oder Bilsenkraut erwiesen, da die Griechen den Hanf nicht kannten (S. 83) — kurz aus dieser Auslese dürfte ersichtlich werden, dass der Naturforscher wie der Philologe aus Fellners Schrift Anregung und Belehrung in reichem Maße schöpfen kann. Auch der formgewandten, den Langweileton trockener Gelehrsamkeit vermeidenden Darstellung sei mit gebürender Anerkennung gedacht. Nur den einen Wunsch hätte Ref. vorzubringen, dass ein alphabetisches Verzeichnis der behandelten Pflanzen sowie der erläuterten Textstellen das Ganze beschließen möge.

Druck und Ausstattung sind tadellos, Druckfehler fast ganz vermieden. An Ergänzungen von Stellen wären zu *ἀποστάω* (S. 64) nachzutragen Il. XV 263, zu *κύαμος* (S. 65) Batr. 125, bei *κίσσος* (S. 27) an das Epitheton *κισσοκόμης* des Dionysos im Hym. 26, 1 zu erinnern. S. 24, Z. 7 v. o. ist statt Odysseus wohl richtiger Eurylochos einzusetzen.

Wien. C. Ziwsa.

The Diction and Rime-technic of Hartmann von Aue by J. B. Vos, Associate in German in the John Hopkins University. New York and Leipzig, Lemcke & Buechner, London, H. Grevel & Co. 1896. 8°, 74 SS.

Das Bedürfnis, den allgemeinen Eindruck, den ein dichterisches Kunstwerk des Mittelalters macht, auf einen bestimmten Ausdruck zu bringen, verbunden mit der Hoffnung, aus der genaueren Erfassung seiner Technik Schlüsse auf seine Chronologie und Autorschaft ziehen zu können, hat in den letzten Jahren verschiedene Gelehrte zu lexikalischen Sammlungen und zu Verzeichnissen der Reime geführt. Auf solchen Arbeiten müssen Stein-

meyers Epitheta der mhd. Poesie 1889 und seine Recensionen der Ausgaben von Pleiers Tandarois und Garel in den GGA vom Jahre 1893 beruhen. In den Publications der Modern Language Association X (1895) 487 findet sich ein Rime-Index zu den York plays. Von Erdmannsdörffer ist ein Reimwörterbuch der Trobadors 1897 erschienen. Zwierzina hat auf der Dresdener Philologenversammlung von 1897 einen Vortrag über Reimwörterbücher gehalten. Er und andere haben sich umfängliche Sammlungen der Art angelegt, die künftigen Arbeiten zugute kommen sollen.

Die gesteckten Ziele und die Methode sind bekanntlich nicht neu. Auf Beneckes vollständiges Wörterbuch zum Iwein 1834 folgten die Glossare Hornigs zu Walther, Lübbens und Bartschs zu den Nibelungen u. a. Reimregister hat sich in großem Umfange Lachmann angelegt und sie bei seinen Ausgaben verwendet; sie sollen sich auf der Berliner Bibliothek befinden. Auf seine Anregungen gehen wohl zurück W. Grimms Verzeichnis hinter seinem Freidank 1834, Hornigs hinter seinem Glossarium zu Walther 1844, Pressels Reimbuch zu den Nibelungen 1853, San Martes Reimregister zu Wolfram 1867. Auch v. d. Hagen hat im dritten Bande der Minnesinger 1838 die Strophenanfänge nach den Reimen geordnet, ein zwar unvollständiges, aber doch reichhaltiges Material, S. 472—582. Aber man kann nicht sagen, dass diese entsagungsvollen Arbeiten in den Jahrzehnten ihrer Entstehung von ihren Verfassern oder von anderen viel benützt und ausgebeutet worden seien. Alles deutet darauf, dass jetzt ein Umschlag nahe bevorstehe.

Aus dem vorliegenden Buche erfahren wir, dass J. B. Vos alle Werke Hartmanns nach Art von Beneckes Wörterbuch zum Iwein bearbeitet und desgleichen über alle Werke Hartmanns und Gottfrieds ein Reimverzeichnis ausgearbeitet hat, dessen Veröffentlichung wir bald erwarten dürfen (S. 34 f.). Was Vos gegenwärtig bietet, sind einzelne, besonders lehrreiche Mittheilungen aus seinen Sammlungen und durch sorgfältige Vergleichung und Statistik gewonnene Schlüsse. Diese sind sowohl positiv als negativ. Vos zeigt mit derselben Gründlichkeit, dass einige der von ihm gesammelten Thatsachen nichts beweisen, als dass andere für die Chronologie der Hartmann'schen Werke und für die Autorschaft des zweiten Büchleins von Belang sind.

Das Buch zerfällt in zwei Theile. Der *Diction* überschriebene (S. 7—41) handelt vom Vorkommen und Nichtvorkommen einzelner Wörter und Wortformen in allen Werken Hartmanns, beruht also auf dem vollständigen Wörterbuche, der zweite, *Rime-technic* (S. 42 bis 68) mit den Unterabtheilungen *Rime-vowels*, *Rime-groups*, *Identical-Rime*, *Impure-Rime* setzt das vollständige Reimverzeichnis voraus.

Die Thatsachen, welche wir hier entweder zuerst erfahren oder, wenn schon durch Lachmann, Haupt, Jänicke u. a. bekannt.

auf Grund vollständiger Sammlungen bestätigt finden, sind interessant genug. Die Sonderstellung des Erec z. B. tritt sehr scharf hervor, so in den Artikeln *wir birn*, *darmgürtel*, *ich erziuge*, *ich île*, *diu île*, *diu gebâre*, *harte*, *îsengemant*, *îsenwât*, *magedîn*, *rant* (Schild), *starke* (S. 11, 12, 15, 16, 20, 22, 24, 27). Aber auch der arme Heinrich und das zweite Büchlein verhalten sich in Bezug auf *dicke* und *ofte* ganz anders als die anderen Werke Hartmanns (S. 13). Beim Erec kann sich manches, aber durchaus nicht alles durch die späte Überlieferung erklären.

Leider ist das Verzeichnis nicht ganz alphabetisch, da Vos die Synonyma unter einem willkürlich gewählten Lemma zusammenstellt, aber ohne Consequenz: so steht S. 22 *kampf* allein ohne Synonyma, ebenso S. 39 *wîz* allein (s. S. 11 *blanc*), *starke* S. 3 (s. S. 20 *harte*).

In der Reimtechnik verwertet Vos zunächst einen Gesichtspunkt, von dem, wie ich glaube, Steinmeyer zuerst ausgegangen ist, in der Frage, ob Mai and Beaflor von dem Pleier herrühren könne, GGA 1893, S. 124 f., die relative Häufigkeit der einzelnen Vocale im Reime. S. 42 gibt Vos erst die absoluten Zahlen aller *a*-, *â*-, *ae*-, *e*- usw. Reime in den verschiedenen Werken Hartmanns, darunter die Procentzahlen, S. 44 dann dasselbe für die einzelnen Tausende im Iwein. Da zeigt sich die merkwürdige und belehrende Thatsache, dass bei 10 Vocalen und Diphthongen die Differenzen in den Procenten zwischen den einzelnen Tausenden im Iwein größer sind als zwischen den sechs Gedichten als Ganzes genommen, dass also daraus nichts gefolgert werden darf. Übrigens hätten auf den statistischen Tafeln die *e*- und *ë*-Reime und vielleicht auch die auf Umlaut beruhenden *iu* (von *û* und *iu*) von den alten *iu* gesondert werden sollen.

Dass für die Wahl der Vocale wie der Reimgruppen der Inhalt des Gedichtes oft von großer, ja bei selteneren Reimen von entscheidender Bedeutung werden kann, ist an einzelnen Beispielen sehr hübsch gezeigt: die Personennamen (S. 45), die Reime auf *-aere* im Gregorius wegen *sündaere, vischaere, swaere* (S. 50), die auf *ê* wegen *sê* (S. 52), die auf *ei* wegen *beiden, scheiden* (S. 53); *a*-Reime sind selten in den Büchlein, was sich durch die Abwesenheit der in Epen so häufigen Präterita *lac*, *phlac*, *brach*, *sach*, *geschach*, *sprach*, *nam*, *quam*, *lant* erklärt.

Ebenso bedeutsam ist die Möglichkeit und Bequemlichkeit des Reimes: *îlen*, *kom*, *kômen*, *koemen* sind schwer zu reimen, also *gâhen*, *quam*, *quâmen*, *quaemen* (S. 15, 47 f., 50), gegen Schröder, Kaiserchronik S. 52. Umso wichtiger sind dann mögliche, bei anderen Dichtern vorkommende Reime, die bei Hartmann fehlen: *hete* (S. 50), *pfärt* (S. 26).

Positive Resultate zu geben, ist Vos zu behutsam. Er verweist nur S. 68 ff. auf die Übereinstimmungen zwischen Gregor und Erec, S. 72 f. auf die zwischen dem armen Heinrich und

Iwein. Für das zweite Büchlein findet er keine entscheidenden Beweise der Unechtheit (S. 73).

Niemand, der sich mit der poetischen Kunst der mhd. Blütezeit beschäftigt, wird Vos' Schrift unberücksichtigt lassen, aber auch auf weitere Kreise sollte sie durch ihre methodologischen Eigenschaften wirken.

Journal of Germanic Philolo?y. Editor Gustaf E. Karsten, University of Indiana. Vol. I, 1897, Nr. 1. — The Editor, Bloomington Ind. U. S. A. Agents: America: Ginn and Company, Boston, New York, Chicago. — Europe: Gustav Fock, Leipzig, Neumarkt 40. 8°, 110 SS. Preis für den Jahrgang 3 Dollars, für das vorliegende Heft 75 Cents.

Es ist sehr erfreulich zu sehen, dass die jungen Studien der Amerikaner auf dem Gebiete der germanischen Sprachen und Literaturen bereits ein Centrum in einer eigenen Zeitschrift gewonnen haben, nachdem ihnen bisher die Publications of the Modern Language Association einen Theil ihres Raumes eingeräumt hatten, während in England, wo dieselben Studien sich einer Jahrhunderte langen, ruhmvollen Geschichte rühmen können, das Bedürfnis nach einem ähnlichen Organe gegenwärtig entweder nicht gefühlt oder, wenn gefühlt, nicht befriedigt wird. Allerdings bloß auf die Theilnahme des gelehrten Publicums von Amerika gestützt wagt auch das Journal nicht seinen Weg in die Öffentlichkeit. Die erste Seite bringt uns eine Liste der Gönner, welche das Unternehmen fördern. Patrons: The Journal of Germanic Philology is supported by the munificence of the following gentlemen: Franklin Vonnegat, Hermann Lieber, Albert Lieber, Henry Schnüll, John W. Schmidt, Louis Hollweg, Albert Metzger, alle von Indianopolis Ind., also alles entweder Deutsche oder Abkömmlinge von Deutschen. Und auch unter den Mitarbeitern finden wir verhältnismäßig viele deutsche Namen. Von dem zweiten Hefte an soll Georg Holz (Leipzig) als europäischer Herausgeber mitwirken und eine große Anzahl deutscher und österreichischer Gelehrter (Schönbach, Lambel, Detter, Jellinek) haben Beiträge in Aussicht gestellt.

Es ist demnach natürlich, dass das erste uns vorliegende Heft in seiner äußeren Einrichtung wie in seinen Interessen lebhaft an ähnliche deutsche Zeitschriften erinnert. Der Inhalt ist: Horatio S. White, Cornell University, Ithaca N. Y., The home of Walther von der Vogelweide. Gerade von diesem ersten Stücke muss aber gesagt werden, dass es etwas aus dem in Deutschland üblichen Rahmen herausfällt. Es ist eine frisch und anziehend geschriebene Darstellung der bekannten Streitfrage, die in jedem Magazine oder Quarterly ganz am Platze wäre, bei uns aber nicht in einer Fachzeitschrift erscheinen würde, da sie gar nicht den Anspruch erhebt, zur Entscheidung der Sache beizutragen. — George Hempl, University of Michigan, Ann Arbour, Middle

English *-wǭ-*, *-wō-*. Der Verf., von dem auch eine German Orthography und Phonology erschienen ist, Boston 1897, kommt S. 29 zu dem Resultate, dass früh in 'Midland', um 1400 im Süden das offene lange *o* nach Consonant + *w* zu geschlossenem langen *o* wurde: *twǭ* > *twō*. Man erinnert sich, dass im Altnordischen ein ähnliches Gesetz herrscht: *w* + ǭ > *ō*, *ófo* (*váfu*), *óro* (*váru*), *kómo* (*kvámu*), Noreen §. 73, 2. — Edward P. Morton, University of Indiana, Shakespere in the Sevententh Century, zeigt, dass trotz herabsetzender Kritiken Shakespeare in dem genannten Zeitraume nach der Zahl der Aufführungen noch sehr beliebt gewesen sein muss. — George A. Hench, Ann Arbor, The Voiced Spirants in Gothic. Der auch in Europa wohlbekannte und durch seine althochdeutschen Ausgaben sehr verdiente Gelehrte sucht durch sorgfältige Statistik zu erweisen, dass die ausnahmsweise im Auslaut und vor *s* geschriebenen *b*, *d*, *z* nicht durchwegs eine Sandhierscheinung sind — obwohl auch er einige Fälle, wie *uzuh*, so erklärt —, sondern zum großen Theile auch als orthographische Ausgleichung betrachtet werden müssen (S. 57). Ein Theil der *d* (für *th*), die im Auslaute stehenden Fälle, aber sollen lautgesetztliche Vertreter des *th* in unaccentuierten Silben des Ostgothischen sein (S. 58); in dem genannten Dialecte also wäre *nimidh* gesprochen worden, wenn *dh* den tönenden Spiranten gegenüber dem tonlosen *th* Ulfilen an dieser Wortstelle bezeichnet. Was hiebei die Berufung auf das Althochdeutsche beweisen soll, ist mir nicht klar. Wenn auch die Deutschen vor der zweiten Lautverschiebung *nimidh* sagten, also nach derselben *nimit*, wie die Ostgoten nach Hench, so gibt es doch kein vorahd. Lautgesetz, demzufolge alle auslautenden *th* zu *dh* geworden wären. — Otto B. Schlutter, Hartford High School, On old english Glosses; ein für Forscher auf dem Gebiete des Ags. wichtiger Artikel, der nach einigen Vorgängern zeigt, wie wenig Vertrauen der lateinische und englische Text von Sweets Oldest English Texts verdient. — H. Schmidt-Wartenberg, University of Chicago, Phonetic Notes, graphische Darstellungen der Vibrationszahlen der *r*-Laute und der Länge der Labialen im Finno-Schwedischen mittelst des Rousselot'schen Apparates. — F. A. Blackburn, University of Chicago, Teutonic 'Eleven' and 'Twelve'. Der Verf. versucht die bekannte Erklärung mittelst des Littauischen durch eine andere, von der Wurzel *lip* kleben — Sanskrit *limpâmi*, *λιπαρός*, altslavisch *lipnąti* — ausgehende zu ersetzen. — Gustav E. Karsten, University of Indiana, On the Hildebrandslied. Der Verf. erklärt sich für die Theorie, dass das altsächsische Gedicht von einem hochdeutschen Schreiber aufgezeichnet worden sei; dafür spreche auch *t* für altsächsisch *d*. Aber wenn Karsten meint, dass der hochdeutsche Schreiber durch sein *t* die Qualität des alts. *d* bezeichnen wollte, da man in Oberdeutschland kein Gehör für den Unterschied zwischen tönenden und tonlosen Consonanten gehabt habe, wie der Schreibgebrauch

g, k, b, p zeige, so ist das nicht annehmbar. Denn zwischen *d* und *t* wurde allerdings geschieden und nur auf diese Laute kommt es an. V. 48 schlägt Karsten vor zu lesen *dhat dhu noh bi dhesemu weroldrike wrekkio ne wurdi*. V. 30 wird *wettu* als eine von dem hochdeutschen Schreiber erfundene überniederdeutsche Form für altsächsisch *wêstu* erklärt. Aber dann bekommen wir den unglaublichen Satz: 'Wisse du, o Gott, dass du (Hadubrand) mit einem so nahe verwandten Mann nicht kämpfen wirst, sollst.' Für Cosyns Deutung des Wortes als Imperativ (**vaitjadau*, s. ags. *hätte* < *haitada*) ließe sich außer *wizze krist*, *wetekerst* der altnordische Sprachgebrauch anführen, demzufolge der Ind. *veiztu* oft die Bedeutung des Imp. hat; Hávamál B. 44 *veiztu, ef þu vin átt, — skaltu — fara at finna opt*, Lokasenna B. 23. 27, Atlamál B. 82. Abgesehen davon ist es misslich, einen heidnischen Gott in einem Gedichte, das der Theodorichsage angehört, anzunehmen.

Dann folgen Berichte über Bücher und Zeitschriften. Frank Jewett Mather, Ir., Williams College, über Katharine Lee Bates und Lydia Boker Godfrey, English Drama, — Oliver Farrar Emerson, Western Reserve University, über die Anglia, — Elisabeth Woodbridge, Vale University, über die Englischen Studien, wobei L. Kellners Zusammenstellung von Shelleys Queen Mab mit Volneys Ruinen mit viel Anerkennung hervorgehoben wird, — Horatio S. White, Cornell University, Ithaca, N. Y., über Euphorion, — Hans Oertel, Vale University, über die ersten drei Bände der Indogermanischen Forschungen von Brugmann und Streitberg.

Wenn man nach dem ersten Hefte eine Prophezeiung über die Fata dieser Zeitschrift wagen darf, so möchte man glauben, dass ihr Schwerpunkt mehr nach der linguistischen als nach der philologischen und literarhistorischen Seite hin liegen wird.

Eine ausführlichere Recension des Journals ist soeben von Seemüller im Anzeiger für deutsches Alterthum XXIV 93 erschienen.

Wien. Richard Heinzel.

Englische Lehrbücher.

Oberstufe zum Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. Oscar Thiergen, Professor am königl. Cadettencorps zu Dresden. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Mit 12 Bildern und einem Plane von London, einer Karte von Schottland und der Insel Wight, sowie 35 geometrischen Textfiguren. Leipzig, B. G. Teubner 1897. X u. 326 SS.

Dieses nach den neuen preußischen Lehrplänen verfasste Lehrbuch nimmt eine vermittelnde Stellung zwischen der alten und der neuen Methode ein, indem es zwar die Lectüre in den Vordergrund stellt, aber auch die Grammatik insofern systematisch be-

treibt, als jedes Lesestück sich an irgendeine bestimmte Partie der Syntax anschließt. Es besteht aus 19 Lectionen, deren jede wieder in fünf Theile zerfällt. Diese sind: I. Grammar, II. Reading Exercise, III. Translation Exercise, IV. Conversation, V. Subjects for Composition. Die Grammatik wird nicht in Regeln, sondern in Mustersätzen dargeboten, mit Hinweisen auf eine „Grammatik" des Verf.s, die dem Ref. unbekannt ist. Diese Mustersätze geben im großen und ganzen den gegenwärtigen Sprachgebrauch richtig wieder; nur sollte S. 56 in dem Satze *If I was in his place, I should not give a penny for it* hinter *was* die in edlem Stile noch gebräuchliche Conjunctivform *were* eingeklammert sein, ferner lautet die gewöhnliche Antwort auf die Frage *Is that man your friend?* nicht *He is so* (S. 131), sondern *Yes, he is.* Die „Reading Exercises" bestehen aus zusammenhängenden englischen Lesestücken, die den Schüler in englisches Leben, englische Verhältnisse und englische Geschichte einführen und die der Verf. nach Green, Macaulay, Mc Carthy, Southey, Dickens, Marryat usw. bearbeitet hat. Die „Translation Exercises" sind zusammenhängende deutsche Stücke, die zum Übersetzen ins Englische bestimmt sind. Der Abschnitt „Conversation" enthält Fragen über Stadt, Haus, Schule, Körper, Mahlzeiten und andere dem Schüler naheliegende Stoffe. Etwas läppisch sind Fragen, wie „Does shortcut hair suit ladies?", „Have gentlemen their hair parting oftener in the middle of the head or on the left side?", „Are dimpled chins or cheeks pretty?" (S. 55). Übrigens wären diese Fragen besser unterblieben, da ja der Lehrer selbst imstande sein muss, über derartige Themata mit den Schülern ein Gespräch einzuleiten. Die „Subjects for Composition" sind Themata zu freien Aufsätzen, wie sie Schülern in der obersten Classe der höheren Lehranstalten gegeben werden können. Im „Anhang" folgen noch 1. einige deutsche Stücke zum Übersetzen ins Englische, 2. geometrische Constructionen und Aufgaben, 3. Gedichte. Vocabeln zu den einzelnen Lectionen beschließen das Buch.

Es ist schade, dass das verständig angelegte und reichen Stoff der Belehrung bietende Buch in den Vocabelverzeichnissen durch so viele unrichtige Ausspracheangaben verunziert wird. Man vergleiche S. 258 thoroughly (þúr^{u}li), S. 259 altar (ǻltar), cathedral (k^{e}đī́dr^{e}l), S. 262 bulwark (bu'l^{u}ā^{r}k), S. 271 Egyptian (īgi'pš^{e}n), S. 273 nephew (ne'vjū), S. 275 enchanted (^{e}ntšānt^{i}d), S. 280 disease (d^{i}sī́z), S. 286 forfeits (fo^{r}'fits), S. 291 junction (dža'n̰k-tš^{ə}n), author (ǻđ^{ər}), S. 299 furniture (fō^{r}'nitjūr), oven (o^{u}'v^{e}n), S. 300 washhand (^{u}ǻšhānd), S. 302 juncture (džā'n̰ktš^{ə}), S. 303 rheumatism (rū'm^{e}tism), apoplexy (å'pūpleks'), S. 315 studio (stūd^{i}ō), S. 322 forfeiture (fo^{r}'fitjūr), S. 323 hussar (hūzār). Druckfehler sind: S. 56 *t*reshold, S. 262 Vósges (vo'sdz^{i}z), S. 267 fathom (fā'd^{e}m), S. 273 justifiable (dža'stifā^{ie}bl), S. 323 espionage (es'p^{io}-nē^{i}dz), S. 324 major (mē^{i}'dz^{ər}).

Die Ausstattung des Buches ist mustergiltig.

C. Th. Lion und F. Hornemann, *a*) Lese- und Lehrbuch der englischen Sprache für Realgymnasien und lateinlose höhere Schulen. I. Theil: Untertertia. 2. verb. Aufl. Hannover, O. Goedel 1896. IV u. 175 SS. Preis geb. 1 Mk. 60 Pf. — II. Theil: Obertertia. Ebenda 1897. IV u. 205 SS. Preis geb. 2 Mk.

— — *b*) Kurzgefasste englische Schulgrammatik. Ebenda 1897. VIII u. 127 SS. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf.

a) Seit dem Erscheinen der neuen preußischen Lehrpläne im Jahre 1890 vergeht kein Jahr, ohne dass in Deutschland mehrere englische Unterrichtswerke die Presse verlassen würden. Alle gleichen einander darin, dass sie mit einem zusammenhängenden Lesestoff beginnen, an den sich verschiedene Übungen anschließen und aus dem auch die Grammatik durch Induction abgeleitet wird. Die beiden Theile des vorliegenden Lese- und Lehrbuches bestehen aus je vier Abschnitten: der erste enthält eine Anzahl prosaischer Lesestücke, untermischt von einigen Gedichten, der zweite bringt die Vocabeln dazu, im dritten werden die aus jedem Stücke gewonnenen grammatischen Regeln zusammengestellt und Übungen verschiedener Art, wie englische Fragen zur Beantwortung, Übersetzungen ins Englische usw. hinzugefügt, im vierten folgt ein alphabetisches Wörterverzeichnis, in welchem jedes englische Wort phonetisch umschrieben wird. Es ist selbstverständlich, dass die Lesestücke des zweiten Theiles länger und schwieriger sind als die des ersten und dass der grammatische Lehr- und Übungsstoff des zweiten Theiles denjenigen des ersten befestigt und ergänzt.

b) Die aus dem Lesestoffe des „Lese- und Lehrbuches“ inductionsweise gewonnenen, grammatischen Regeln sind in der „Kurzgefassten englischen Schulgrammatik“ systematisch zusammengefasst. Sie zerfällt in drei Theile, nämlich *a*) Lautlehre, *b*) Formenlehre, *c*) Syntax. In dem Abschnitte „Lautlehre“ zeigen sich die Verff. als gute Kenner der neueren wissenschaftlichen Phonetik. Auffallend ist nur, dass sie zwischen dem a in *far* und dem in *task* einen Unterschied machen und dass sie den Laut in *tub* nicht als a, sondern als einen Laut zwischen a und ŏ bezeichnen. Sie halten sich also mehr an die nordenglische Aussprache, während sonst in deutschen Schulen dem Londoner Dialect als dem unter den Gebildeten am meisten verbreiteten der Vorzug gegeben wird. In der „Formenlehre“ ist zu tadeln, dass die lautlich regelmäßigen Präterita *laid, paid* mit dem unregelmäßigen *said* zusammengestellt sind. In diesem, sowie im folgenden, der Syntax gewidmeten Abschnitte berührt es angenehm, dass die Regeln vorsichtig abgefasst sind und fast durchwegs dem thatsächlichen modernen Sprachgebrauche entsprechen.

Die Ausstattung aller drei Bände ist tadellos, der Druck correct, nur im ersten Theile des „Lehr- und Lesebuches“ finden sich folgende Druckfehler: S. 112 white (write), S. 113 Sh esaid, S. 144 bi'səprik.

Das methodisch gut durchgearbeitete Unterrichtswerk ist jenen Schulen, an denen dem englischen Anfangsunterrichte wenigstens fünf Stunden in der Woche eingeräumt werden, zum Gebrauche bestens zu empfehlen.

Library of Contemporary Authors. (With Notes.) I. Mr. Meeson's Will by H. Rider Haggard. 259 SS. Preis 1 fl. 50 kr. — II. Voces Populi by F. Anstey. With a Map of London. 231 SS. Preis 1 fl. 50 kr. (Annotated by C. Grondhoud and P. Roorda, teachers of English at Amsterdam and Groningen. Groningen, P. Noordhoff 1897).

Diese von zwei holländischen Lehrern des Englischen begründete „Bibliothek“ ist nicht zum Schulgebrauche bestimmt, sondern hat den Zweck, Ausländern, die sich im Englischen fortbilden wollen, solche Werke der zeitgenössischen englischen Literatur, die für die Erkenntnis der englischen Verhältnisse und der englischen Umgangssprache besonders charakteristisch sind, mit erklärenden Fußnoten darzubieten. Der erste Band dieser Sammlung enthält den Roman „Mr. Meeson's Will“ von dem beliebten, noch jungen Schriftsteller H. Rider Haggard. Der Kern der Handlung dieses Romans dreht sich, wie schon der Titel andeutet, um das Testament Mr. Meeson's, das aber nicht in legaler Form von dem Notar ausgefertigt, sondern in die Rückenhaut eines jungen Mädchens eingeritzt wird. Der Process, der sich um dieses lebende Document entspinnt, macht den Leser mit dem ziemlich verwickelten englischen Gerichtsverfahren bekannt. Den Inhalt des zweiten Bandes bilden die „Voces Populi“, wie F. Anstey die dramatischen Skizzen benannt hat, die er in den Jahren 1888 — 1891 in der satyrisch-humoristischen Zeitschrift „Punch“ erscheinen ließ. Da nun hier Personen aller Gesellschaftsclassen redend und handelnd vorgeführt werden, lernen wir nicht nur das vielseitige Londoner Leben kennen, sondern gewinnen auch einen Einblick in die verschiedenen Abstufungen der englischen Umgangssprache.

Die Anmerkungen, welche den Text fortlaufend begleiten, erfüllen vollkommen ihren Zweck, indem sie alle sich etwa darbietenden sachlichen oder sprachlichen Schwierigkeiten aufhellen. Die gut gedruckten Bände sind den Freunden der modernen englischen Literatur bestens zu empfehlen.

Will S. Monroe, Educational Museums and Libraries of Europe. (Abruck aus der Educational Review, New York, April 1896, S. 374-391.)

Die vorliegende Studie ist vom Verf., einem amerikanischen Schulmanne, theils auf Grund seiner eigenen Wahrnehmungen, theils auf Grund der Schrift Beegers „Die pädagogischen Bibliotheken, Schulmuseen und ständigen Lehrmittelsammlungen der Welt“ (Leipzig 1892) geschrieben worden. Sie beginnt mit einer Ein-

leitung, aus der wir erfahren, dass in der im Jahre 1851 zu Stuttgart eröffneten ständigen Lehrmittelsammlung der Keim zu einem eigentlichen Schulmuseum zu erblicken ist, ferner, dass nunmehr in Europa 35 Schulmuseen bestehen, die entweder vom Staate oder von der Gemeinde oder von Lehrervereinen erhalten werden. Hierauf werden die Schulmuseen und die damit verbundenen Bibliotheken in folgenden Ländern besprochen: England, Frankreich, Deutschland, Russland, Schweiz, Österreich-Ungarn, Belgien, Schweden, Spanien, Italien, Holland, Dänemark und Portugal. Aus diesen Ausführungen folgt, dass die Städte Paris, Brüssel und Petersburg die reichhaltigsten und am besten eingerichteten Schulmuseen besitzen, und dass die Leipziger Centralbibliothek, die über 66.000 Bände zählt, wohl die größte pädagogische Bibliothek der Welt ist. Österreich-Ungarn besitzt Schulmuseen in Budapest, Graz, Innsbruck, sowie eine permanente Lehrmittelsammlung in Bozen; gegenwärtig wird auch an der Errichtung eines k. k. österreichischen Museums für Erziehung und Unterricht in Wien lebhaft gearbeitet.

Wien. Dr. J. Ellinger.

Hannibals Alpenübergang. Ein Studien- und Reiseergebnis von Jos. Fuchs, k. k. Prof. in Wr.-Neustadt. Mit zwei Karten u. einer Abbildung. Wien, Karl Konegen 1897. 152 SS.

Vor drei Jahren erschien von J. Fuchs eine Schrift unter dem Titel: „Der zweite punische Krieg und seine Quellen nach strategisch-taktischen Gesichtspunkten. Mit Ausschluss des Alpenüberganges". Die Publication erregte Aufsehen; sie behandelte einen philologischen Stoff vom Standpunkte des Militärs, doch so, dass Philologe und Militär ineinander verschmolzen. Demgemäß war nicht nur die Argumentation neu sondern auch das Ergebnis derselben. Unbeirrt durch alte und neue Autoritäten unterwarf der Verf. die Berichte der Quellen einer streng sachlichen Kritik, verband sie durch zwingende Folgerungen zu einem Ganzen und führte dadurch ein Gebäude des Krieges auf, das ebensosehr durch seine Neuheit überrascht, wie es mit den Quellen und den Erfahrungen der Kriegsgeschichte zugleich harmoniert. Freilich zerriss er dadurch die liebgewordene Vorstellung von der geringen Glaubwürdigkeit des Livius in allen militärischen Dingen und fand daher in den philologischen Kreisen eine getheilte Aufnahme; die militärische Kritik aber, namentlich in Deutschland und Frankreich, begrüßte das Werk als Erlösung von der bisherigen Behandlung kriegsgeschichtlicher Fragen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die philologisch-historische Forschung es versäumt hat, ehe sie an die Arbeit gieng, sich mit den im Kriege geltenden Gesetzen vertraut zu machen. Daher verstand sie es nicht, ein Bild

der Ereignisse zu entwerfen, welches ebenso den Quellen, wie den Forderungen des militärischen Denkens entspricht. Wie soll auch die Auslegung eines Schriftstellers, insoferne er Kriegsgeschichte schreibt, ohne grundlegende militärische Kenntnisse möglich sein?

Daran wurde ich erinnert, als mir „Hannibals Alpenübergang“ von demselben Verf. in die Hände kam. Diese heikle Frage, welche schon lange Zeit die gelehrte Welt, den Philologen und Historiker nicht minder als den Militär beschäftigte, ohne dass bisher eine Einigung erzielt wurde, erscheint hier nach der sprachlichen wie militärischen Seite hin in erschöpfender Weise behandelt und jedenfalls einem sicheren Abschlusse nähergebracht.

Die Erschöpfung Karthagos, führt die Einleitung aus, wies den rastlosen Hamilcar nach Spanien, wo er in der richtigen Erkenntnis des schwachen Punktes der römischen Heeresorganisation durch eine ungewöhnliche Vermehrung und Schulung der Cavallerie die taktische Überlegenheit der Karthager vorbereitete. Da die ungeahnte Entwicklung der römischen Seemacht den Karthagern den Seeweg verschloss, das Hochgebirge aber, welches zwischen der Basis und dem Schauplatze der Entscheidung lag, sie bis zur Erschöpfung schwächen musste, so war es geboten, in Italien in einem Zeitpunkte zu erscheinen, in welchem die Römer noch nicht bis an den Ostfuß der Alpen vorgedrungen waren; daher die Eile Hannibals und sein Verzicht auf die vollständige Pacificierung Spaniens, die er seinen Brüdern überließ. Der Weg selbst, den Hannibal über die Alpen nahm, ist bis heute ein Gegenstand des Streites.

In Frankreich folgt man zum großen Theile dem römischen Autor Livius, welcher die Karthager in unzweideutiger Weise über den Mont Genèvre führt; in Österreich, Deutschland und England folgt man größtentheils der durch die Autorität Mommsens eingeführten Anschauung der englischen Gelehrten Cramer und Wickham, nach welchen der verlässlichere griechische Autor Polybius das karthagische Heer über Vienne, den Mont du Chat und über den kleinen St. Bernhard nach Italien führt; eine vermittelnde Partei schlägt den Mont Cenis vor. Die sonstigen zahlreichen Übergänge, die man mit Hannibals Alpenübergange in Verbindung gebracht hat, kommen nicht ernstlich in Betracht. Aber jede der drei Parteien straft eine der beiden Quellen Lügen. Die Frage kann nur dann gelöst erscheinen, wenn Polybius in ungezwungener Weise mit Livius vereinigt ist; und diese Lösung, an deren Möglichkeit bisher gar nicht gedacht wurde, unternimmt der Verf.

Zu diesem Zwecke hat er nicht bloß umfassende und subtile philologische und militärische Studien machen müssen, sondern er hat auch zwei große und sehr beschwerliche Reisen nach Frankreich, in die Schweiz und in die Poebene unternommen, um durch Augenschein das ganze in Frage kommende Terrain zu studieren. Nicht ohne Interesse liest man, dass er seine Reisen über fünf

der höchsten Alpenpässe — auch über das Stilfserjoch — und fünf kleinere Sättel, 8—14 Stunden täglich, mit vollem Gepäck auf dem Zweirade gemacht habe.

Die Arbeit zerfällt deutlich in zwei Theile. Der erste, negative (S. 18—104) zeigt, dass Polybius mit keinem einzigen Worte das karthagische Heer in die 'Insel' einrücken, noch weniger über den Mont du Chat und den kleinen St. Bernhard ziehen lässt. Der Angelpunkt liegt an der Mündung der Isère, denn hier gehen die Richtungen auseinander; hier setzt der Beweis ein. Die Worte des Polybius III 39, 9 *ἀπὸ τῆς διαβάσεως τοῦ Ῥοδανοῦ πορευόμενος παρ' αὐτὸν τὸν ποταμὸν ὡς ἐπὶ τὰς πηγὰς* haben, da man sich über die Bedeutung von *ὡς* in Verbindung mit einer Präposition nicht klar war, die Forscher veranlasst, den Marsch Hannibals möglichst lange mit der Rhone in Verbindung zu bringen. In einer etwas langwierigen, mühevollen Untersuchung (S. 19—48), die sich über eine Unzahl von Beispielen erstreckt und der Grammatik eine neue wichtige Erkenntnis zuführt, kommt F. zu dem Schlusse, dass *ὡς* in Verbindung mit *πρὸς*, *ἐπὶ*, *εἰς* nur die Richtung ausdrückt und nicht das Ziel, und demnach im Zusammenhange mit *παρὰ τὸν ποταμὸν* nur den Begriff „thalauf" ergebe, ohne Verpflichtung für einen bestimmten Fluss. Aus der Bemerkung des Polybius III 49, 5 *πρὸς ἣν (Νῆσον) ἀφικόμενος καὶ καταλαβὼν ἐν αὐτῇ δύ' ἀδελφοὺς ὑπὲρ τῆς βασιλείας στασιάζοντας* ... folgern die englischen Forscher, dass Hannibal mit dem Heere in die 'Insel' einzog; dagegen zeigt der Verf. aus der Bedeutung von *καταλαβεῖν* und den militärischen Grundbegriffen, dass diese Worte gerade das Gegentheil davon bedeuten, und dass er vor oder an der Grenze der Insel verblieb; denn wie das Individuum durch das Auge, so macht das Heer durch seinen geschulten Nachrichtendienst Wahrnehmungen über seinen örtlichen Standpunkt hinaus. Ebenso wird *συνεπιθέμενος*, in dem die Engländer die Theilnahme Hannibals an der Schlacht des älteren der streitenden Brüder ausgedrückt sehen, auf seinen wahren Wert zurückgeführt; es bedeutet nach sämmtlichen aus Polybius entnommenen Beispielen hier nur die politische Stellungnahme des Karthagers für den älteren Bruder. So wird den Engländern Wort für Wort entzogen und sodann die Taktik Hannibals am Mont du Chat zergliedert, dem nördlichsten Passe des Bergrückens, der von Grenoble an zur Rhone läuft; wer Hannibal mit diesem Passe in Verbindung bringe, resp. diesen Pass mit dem ersten Hindernisse identificiere, der hebe geradezu die militärische Persönlichkeit Hannibals auf.

Schließt aber der Inhalt des Polybianischen Berichtes und der Charakter Hannibals den Marsch der Karthager über die Insel, den Mont du Chat und jeden anderen Pass dieser Bergkette entschieden aus, so kann Hannibal auch nicht über den Kleinen St. Bernhard und auch nicht über den Mont Cenis gegangen sein, denn

beide haben nur durch die Insel ihre Bedeutung erhalten, weil sie die natürliche Fortsetzung des Weges sind, welcher über die Insel führt. Schritt für Schritt folgt der Verf. den englischen Gelehrten durch das obere Isèrethal über den Kleinen St. Bernhard, verfolgt dann den Weg durch das Arcthal über den Mont Cenis und zeigt uns die Unverträglichkeit dieses Terrains mit dem Berichte des Polybius.

Der zweite, positive Theil des Buches (von S. 105 an) weist zunächst auf die Richtigkeit des Livianischen Berichtes über die Linie Isère-Drac-Durance-Genèvre-Dora-Riparia-Susa im ganzen wie in den Details, sowie auf die Übereinstimmung beider Quellen mit dem Thalwege der Durance. Die zwei für Hannibal gefährlichen Stellen sind der Riegel, auf welchem das Städtchen Savines liegt, und der Engpass unmittelbar hinter Briançon. Das große Hindernis des Abstieges aber liegt gleich unter der Passhöhe (am Mont Genèvre) auf der italienischen Seite. Noch heute sind an der entscheidenden Stelle in den Fels gegrabene Serpentinen zu sehen.

Interessant ist es, wie die Abweichungen des Livius von Polybius ihre natürliche Erklärung finden. Livius lässt z. B. die Karthager einen Tag vor Polybius von der Passhöhe abmarschieren und kennt ebenso den Rasttag nicht, den Polybius nach Überwindung des ersten Hindernisses der Truppe gönnt; weiter erfolgt auch der Einbruch in das Durancethal und das Erscheinen vor dem ersten Hindernisse nach Livius um einen Tag früher als nach Polybius. Der Verf. gibt dafür eine ebenso einfache wie naheliegende Erklärung, auf die aber vor ihm niemand gekommen ist. Eine Truppe von so vielen tausend Mann mit entsprechendem Tross kann den Weg durch eine beschwerliche Enge nur in zwei Tagesstaffeln bewerkstelligen, und Livius spricht vom ersten, Polybius vom zweiten Staffel. „Der Berichterstatter des Polybius ist rückwärts in der Umgebung Hannibals, Livius' auch noch im ersten Staffel; jener erzählt nur die Ereignisse des zweiten Staffels, dieser auch des ersten." Damit stimmt vollkommen, dass Polybius beim Abstieg von der Höhe des Passes nur der Cavallerie, nicht aber der vorausmarschierenden Infanterie erwähnt.

Doch ich will nicht weiter und ausführlicher über die Ergebnisse der Schrift berichten; sie verdient es wahrlich, dass sie der Gelehrte wie der Schulmann, der Livius in der Schule zu lesen hat, selbst in die Hand nimmt, und ich darf wohl der Überzeugung Ausdruck geben, dass wer die ersten Seiten derselben gelesen hat, sie nicht aus der Hand geben wird, ohne sie bis zu Ende gelesen und studiert zu haben. Speciell der Lehrer wird es nicht zu bereuen haben, wenn er diese Schrift durchgearbeitet hat; die Lectüre des lib. XXI des Livius wird sich für ihn und für seine Schüler ganz anders gestalten, und zumindest werden dann manche Stellen, die ihn bisher viel Kopfzerbrechen gekostet haben, in ein ganz anderes Licht gerückt werden. Und dabei ist die

Lectüre des Werkes ungewöhnlich fesselnd; selbst an und für sich weniger interessante philologische Untersuchungen weiß er interessant zu gestalten, und vielfach liest sich das Buch wie eine Reiseschilderung.

Das Ergebnis der Schrift ist ein bedeutendes. Dass der Punkt des Hannibal'schen Alpenüberganges mit großer Wahrscheinlichkeit gefunden ist, ist nicht das einzige und auch nicht einmal das wichtigste Ergebnis; noch weitaus wichtiger ist es, dass der sachlich viel gelästerte Livius eine glänzende Rechtfertigung gefunden hat; alle die zahllosen Vorwürfe, welche Berufene und Unberufene gegen ihn erheben durften, ohne auf ernstlichen Widerspruch zu stoßen, werden hoffentlich verstummen und einer sachlichen Erklärung platzmachen.

In diesem Urtheile hat mich eine vor kurzer Zeit erschienene Besprechung der Fuchs'schen Genèvretheorie in der Berliner Philologischen Wochenschrift nicht irre gemacht. Osiander, der Verf. mehrerer den Alpenübergang betreffender Aufsätze, leugnet die Lösung der Frage durch die genannte Schrift, da eine ungezwungene Vereinigung beider Berichte nur auf dem Wege über den Mont Cenis zu suchen sei. Diese letztere Behauptung befremdet anfangs, da jeder sich die Frage vorlegt, wie die Druentia, an die Livius den Hannibal und sein Heer führt, mit dem Mont Cenis in Beziehung kommen könne. Dies ist nur so möglich, dass behauptet wird, die Druentia des Livius sei nicht die jetzige Durance, sondern ein Nebenfluss des Isère, der Drac. Nun steht aber dem entgegen, dass die Druentia (sowie die Durance) seit Strabo als der am Genèvre entspringende und bei Avignon mündende Nebenfluss der R h o n e legitimiert ist. Und wenn diese Etymologie gewiss als gewaltsam bezeichnet werden kann, so muss zu einer ebenso gewaltsamen Erklärung des Liv. XXI, 31, 9 ff. gegriffen werden, um die Druentia und den Drac als identisch zu erweisen. Sedatis Hannibal certaminibus Allobrogum ad laevam in Tricastinos flexit; inde per extremam oram Vocontiorum agri tendit in *Tricorios* wird übersetzt: „Hannibals Infanterie zieht unmittelbar am linken Isèreufer i n d e r R i c h t u n g g e g e n d i e T r i c o r i e r (keineswegs durch das Gebiet derselben) zur Druentia“, d. i. dem Drac, und verlässt die Isère auch nach dessen Überschreitung nicht. So ist für den an der Isère marschierenden Hannibal dieses kleine Gebirgsvolk der Tricorier, welches in der Nähe der Durance a m o b e r e n D r a c wohnte und wohl nur durch die u n m i t t e l b a r e B e r ü h r u n g mit dem Zuge Hannibals der Ehre der Erwähnung theilhaftig werden konnte, zu dessen v o r ü b e r g e h e n d e m D i r e c t i o n s p u n k t e geworden.

Und wenn ferner zur Bestimmung der weiteren Route von der 'Insel' oder vom Thale der Isère ab die Distanzangaben des Polybius zur Basis genommen werden, so ist von Fuchs S. 103 f. wohl hinreichend nachgewiesen worden, dass die Entfernungs-

angaben des Polybius nicht verlässlich gewesen sind, und dass im besonderen die Angaben, nach welchen Hannibal 800 Stadien in 10 Tagen auf ebenem Boden, 1200 Stadien in 15 Tagen während des Alpenüberganges, also im Hochgebirge, zurückgelegt habe, ganz unmöglich sind. Denn die erste setzt eine tägliche Marschleistung von 15 km auf ebenem Boden und unter günstigen taktischen Umständen voraus, die zweite aber, da zwei Rasttage und zwei Arbeitstage in Abfall kommen, in 11 Tagen, von denen wieder zwei Kampftage sind, eine tägliche Marschleistung von 20 km unter den beschwerlichen Terrainverhältnissen des Hochgebirges voraus. Da nun diese 20 km täglich nicht nur im Verhältnisse zur voran-gehenden Angabe, sondern auch absolut ganz undenkbar sind, so braucht man sich mit Fuchs wohl nicht in Widerspruch zu stellen, wenn er die von Polybius gebotenen Entfernungen nicht zur Grund-lage seiner Theorie machen will. Übrigens ließen sich gegen die auf den ersten Blick gewiss bestechenden Einwendungen gegen die neueste Genèvretheorie noch genug andere Gegeneinwendungen vor-bringen.

Wien. A. Primožič.

F. Knoke, Das Varuslager im Habichtswalde. Nachtrag. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung 1897. 8°, 23 SS.

Eine Polemik gegen A. Riese und andere Recensenten. Der Verf. hat ein „Varuslager“ im Habichtswalde bei Stift Leeden (zwischen Münster und Osnabrück) angesetzt, wo eine Anlage ge-funden ist, deren römischer Ursprung zu beweisen wäre. Waffen oder Münzen aus augustischer Zeit sind nicht zutage gekommen, so dass Knokes Argumentation in der Luft schwebt. Vgl. G. W[illegible] in der Berliner philol. Wochenschrift vom 10. April 1897. Ueber neuere Nachgrabungen und ihr Resultat: Wochenschrift f. class. Philologie 1897, Nr. 17.

Gymnasialbibliothek. Herausgegeben von Dr. E. Pohlmey, Profess[or] und Hugo Hoffmann, Gymnasialoberlehrer. 26. Heft: Dr. R[illegible] Büttner, Der jüngere Scipio. Mit einem Plane von Kartha[go]. Gütersloh, Druck u. Verlag von C. Bertelsmann 1897. 8°, 76 SS.

Der Plan ist aus Tissot, bezw. Meltzer entnommen. D[ie] Eroberung Karthagos durch Scipio wird eingehend geschilde[rt]. Dann seine Stellung im römischen Parteienkampfe; seine liter[a]rischen Bestrebungen; sein Tod. Panegyrisch: „So hat die[ser] edle Römer nicht bloß während seines Lebens in treuer Pflic[ht]erfüllung seinem Vaterlande die größten Dienste geleistet, sond[ern] auch noch nach seinem Tode als Vorbild der besten Männer sei[nes] Volkes (Cicero) weiterhin Gutes gewirkt.“

H. Willenbücher, Tiberius und die Verschwörung des Sejan. Mit einer Stammtafel. (Gymnasialbibliothek Heft 25.) Gütersloh, C. Bertelsmann 1896. 8°, 47 SS.

Sehr für eine „reifere“ moderne Jugend, mit Citaten aus Hammerling, Stahr, Ranke, Schiller (dem Dichter und dem Geschichtschreiber der Kaiserzeit). Tiberius „ein Muster altrömischer Tugend und Gerechtigkeitsliebe“. Sejan „der Vertreter einer neueren Zeit, der Mann des fin du siècle“.

Prag. J. Jung.

Wretschko, Alfred R. v., Das österreichische Marschallamt im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Verwaltung in den Territorien des Deutschen Reiches, auf urkundlicher Grundlage dargestellt. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung 1897.

Seit den grundlegenden Forschungen eines Siegel und Hasenöhrl, eines Luschin und Zallinger u. a. erkennen wir immer mehr, dass die Entwicklung von Verwaltung und Beamtenthum auch in den südöstlichen Marken des heil. römischen Reiches deutscher Nation — ein Wort, das den ganzen Culturschatz des Mittelalters umfasst — ja dass sogar die Entwicklung auf rechtlichem Gebiete ihre breite Grundlage in dem wehrhaften Stande der Reichsministerialen und ihrer rechtlichen Lebensformen findet. Der Marschall, seit jeher Justitiar dieses Standes, wird allmählich der höchste Gerichtsbeamte des Landes, er macht aber dabei Wandlungen durch, die auch in seinem Titel zum Ausdrucke kommen. Diese Wandlungen in ihrer Reihenfolge geschildert und alles zusammengetragen zu haben, was irgend zur Aufhellung des ursprünglichen Inhaltes und der ältesten Basis des Marschallamtes beitragen konnte, ist das unstreitige Verdienst vorliegender Schrift. Auch eine weitere unerlässliche Vorbedingung für diesen Entwicklungsgang hat W. in durchaus berechtigter Weise ausführlich geschildert: den Übergang der hohen Gerichtsbarkeit und damit des Bannleiherechtes auf die Reichsfürsten, die Entwicklung der Landeshoheit und damit die Ersetzung der „mit erblichen und selbständigen Rechten ausgestatteten Gerichtsvasallen durch absetzbare Beamte“ (S. 5), wozu in der Ostmark noch die von altersher strammere Gewalt des Landesherrn kam (S. 7). Zu der Stellung, welche wir den Marschall späterhin einnehmen sehen, konnte es nicht kommen so lange es trotz der Erblichkeit der Amtslehen ein unbestrittenes Recht des Reichshauptes war, die Bannleihe „zu ertheilen“, richtiger: vorzunehmen (S. 4). Die Darstellung, welche W. der Entwicklung der landesherrlichen Gerichtsgewalt in Österreich auf S. 7—14 widmet, ist so licht- und gehaltvoll, dass man sie mit Vergnügen liest, wenn man auch vielleicht einiges, wie etwa die Frage nach der tres comitatus des Otto von Freising (S. 8, Anm. 8), noch nicht

für so sicher stehend annimmt, als dies seitens des Verf.s der Fall ist. Noch andere mehr abliegende Fragen hat W. bei verschiedenen Anliegen behandelt (S. 89 f.).

Übergehend zur Darlegung des Marschallamtes in seinen Anfängen begrüßt uns W. wieder auf S. 30 ff. mit einer sehr lesenswerten Erörterung über das Marchfutter als einer ursprünglichen Reichsabgabe und führt im folgenden als eine der wichtigsten Ursachen für die bedeutende Stellung des Marschalls die häufige Vertretung des Herzogs durch diesen Beamten an. Welcher Natur diese Vertretung des Landesherrn gewesen sein muss, das ersehen wir in sehr bezeichnender Weise aus einer kurzen Notiz die Chmel im Anhange zu seinen Ausführungen „Zur Geschichte K. Friedrichs des Schönen" im 2. Bande des Archivs, S. 555 aus einer Handschrift des Wiener Standesarchivs MS Nr. 121 veröffentlicht hat und von der Verf. S. 74, Anm. 140 Kenntnis nimmt: „Anno Domini M°CCC°XV° *tempore maschalci*", d. h. also: als die Verwaltung in die Hände des Landmarschalls gelegt war[1]). Da verpfändet dieser am 31. October dem Hubmeister Conrad 10 d. und 80 Pf. Gülten, ferner 4 Muth Winterweizen und $2^1/_2$ Muth Hafer in Eggenburg, ferner die auf 4 Muth Sommerweizen und ebensoviel Hafer geschätzten Zehnte in Stadlau um 211 d. und 12 Pf. „pro expeditione cuiusdem familie regis cum iret in Franchenfurt debitis." — Wenn W. meint, es handle sich hier um „Gefällsverpfändungen, welche Dietrich als Hauptmann vorgenommen hatte", so scheint er damit nicht ganz den Kern der Sache zu treffen. Es sind Verpfändungen, die der Landeshauptmann Dietrich als Marschall, und zwar augenscheinlich als Hofmarschall vornimmt, um für die herzogliche Dienerschaft die Mittel zur Reise nach Frankfurt zu gewinnen. Auch scheint es fraglich, ob hier Gefällsverpfändungen vorliegen; da die Bezeichnung Gefälle doch weit eher auf Erträgnisse aus dem Herzogthume, nicht aus dem Privatvermögen des Herzogs anwendbar sein dürfte. Unverkennbarerweise verpfändet hier der Marschall als herzoglicher Beamter dem Hubmeister als Beamten des Herzogthums Ertrag aus herzoglichem Privatbesitz, dessen es ja um Eggenburg seit 1051 genug gegeben haben muss, und Zehnte, die gewiss aus kirchlicher Lehnschaft herrührten und, wenigstens nach den beiden herzoglichen Hubbüchern des XIII. Jahrhunderts, nicht mit unter den Erträgnissen zu Haslau genannt werden. Freilich sind im Mittelalter die Grenzen zwischen Privatgut und Amtsgut nicht strenge geschieden, allein die ersten Habsburger mochten bei ihrer mitunter feindseligen Stellung zum Reichsoberhaupte Anlass gehabt haben, die Grenzen etwas schärfer zu ziehen, um nicht etwa mit dem Amte auch ihre übrigen Lehen

[1]) Nur von diesem Datum nimmt W. S. 74, Anm. 140 Notiz. Sollte aber die von ihm citierte Stelle nicht noch manches beachtenswerte Moment für die Stellung des Marschalls bieten?

im Lande zu verlieren. Vielleicht würde dieses Moment auch bei Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Contrasignierung durch den Marschalk in herzoglichen Urkunden und dem Inhalte dieser Urkunden in Betracht kommen; vielleicht unterfertigt er doch als Ressortschef.

Einigermaßen überrascht wird der in den heutigen Sprachgebrauch eingelebte Leser durch die Bezeichnung „K. Friedrich III." für König Friedrich den Schönen sein (S. 73), als Herzog war Friedrich unzweifelhaft der dritte, ob er aber nach seinem Verzichte auf die Ausübung deutschen Königrechts außer dem Titel auch noch die fortlaufende Ziffer führen dürfe, das hängt sehr von der Auffassung ab; jedenfalls muss die gegenwärtige Gepflogenheit seinen späteren Nachfolger, den Vater Kaiser Maxmilians, als Friedrich III. zu bezeichnen, berücksichtigt werden. Auch an ungewöhnlichen Abkürzungen fehlt es nicht: Hft. wird man gemeinhin für 'Heft', nicht für 'Handschrift' lesen, wofür Ms. oder Hs. gebräuchlich. Ferner konnte, wer Schmoller, Schlager, Luschin usw. ausschreibt, Lichnowsky doch mindestens bloß zu dem sehr gebräuchlichen Lichn. und nicht gar zu L. kürzen. Endlich wäre, was allerdings eine Kleinigkeit zu sein scheint, aber doch zu Störungen des Lesers führt, das Fehlen des Beistriches am Schlusse der citierten Daten, also nach dem Datierungsorte, zu bemängeln. Oder sieht es nicht seltsam aus, wenn der Verf. z. B. S. 74, Anm. 138 das Citat mit „Wien bei Hueber 52" schließt, was sich wie eine Geschäftsadresse ausnimmt, oder wenn er S. 96, Anm. 178 letzte Zeile citiert „October 16, Wien bei Frieß a. a. O." usw. — Selbstverständlich können solche und ähnliche Merkmale jugendlicher Autorschaft — Ref. selbst hatte in seiner Doctordissertation eine Reihe höchst willkürlicher Abkürzungen in Citaten angenommen — den Wert dieser Erstlingspublication nicht um ein Erhebliches herabdrücken, die, eben weil sie ein Erstlingswerk ist, zu Hoffnungen berechtigt, mit denen die österreichische Reichsgeschichte, falls sie in Erfüllung gehen, nur vollauf zufrieden sein könnte. Auch diesem Büchlein aber werden wir bald allenthalben in den Studien zur älteren heimischen Geschichte begegnen.

Wien, Sommer 1897. Dr. J. Lampel.

Taschenwörterbuch der Aussprache geographischer und historischer Namen, für das allgemeine Bildungsbedürfnis zusammengestellt von M. J. A. Voelkel und Alfred Thomas. 2. verb. u. verm. Aufl., bearbeitet von Maxim. J. A. Voelkel. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung. kl. 8°, 188 SS.

Ein handliches Wörterbuch der Aussprache geographischer und historischer Namen dürfte für manchen eine erwünschte Gabe unseres Büchermarktes sein. Das vorliegende zeichnet sich vor dem im Verlage Hirt in Breslau erschienenen Büchlein geogra-

phischer Fremdnamen dadurch aus, dass es die gebräuchlicheren Namen etwas vollständiger bringt, auch die Geschichte berücksichtigt und bezüglich mehrerer Laute eine größere Sprachrichtigkeit anstrebt, indem es beispielsweise für das dumpfe a und die weichen Zischlaute eigene Zeichen einsetzt. In seiner Vorrede versteigt sich der Verf. zu nachfolgendem Stoßseufzer: „Es gereicht uns Deutschen, die wir gelegentlich recht stolz thun auf unsere Sprachstudien, nicht zum Ruhme, wenn wir im Punkte der Aussprache eine vornehme Gleichgiltigkeit an den Tag legen“. Das ist mit Verlaub ein sehr ungerechter Vorwurf; denn man darf kühn behaupten, dass kein anderes Volk sich so ernstlich bemüht, fremde Namen mit dem vollen fremden Klange in ihre Sprache aufzunehmen, ja man kann unbedenklich hinzufügen, dass die Deutschen hierin eher zuviel als zuwenig thun, so dass sie wegen ihres übertriebenen Eifers, den fremden Klang nachzuahmen, vom Auslande geradezu verhöhnt wurden. Auch der Herausgeber gibt dieser Geschmacksrichtung vielzusehr nach. Was geht es uns an, wie die Franzosen den Namen des Flusses Rhein, die Städte Straßburg, Metz usw. aussprechen? Das sind deutsche Namen, und es ist geradezu beschämend, in einem deutschen Wörterbuche zu lesen: „Rhin (rähng'), französisch, = Rhein“; „Strasbourg (stras'buhr), französisch, = Straßburg“; „Metz (meß), französisch, Stadt in Lothringen“. Desgleichen sprechen wir Deutschen P e s t und nicht P e s c h t. Wozu auch die Aussprache: pennßilwehnjä, filladelfjä, ßähng'plong' (für Simplon), ßjupiriör (für superior), oschänn oder oschjänn (für Ossian), njuhfaundländ (für Neufundland)? Das ist allerdings nicht „vornehme Gleichgiltigkeit“, sondern sclavische Unterwürfigkeit, die wir Deutschen durchaus nicht noth haben. — Warum Namen wie Osmanen, Portugal, Reinerz, Stockholm, Stralsund usw. aufgenommen sind, ist schwer zu begreifen; in der Aussprache dieser Namen wird doch hoffentlich kein Deutscher irren. Bei vielen Namen weicht die Aussprachebezeichnung von dem Hirt'schen Büchlein ab. Die englische Colonie Aden wird nach Hirt aden, nach Voelkel ahden, nach Kirchhoff êdn ausgesprochen. Hirt sagt: Atacâma, Voelkel: Atacama; H.: Ba'albek, V.: Bahlbek; H.: Marsâla, V.: Marsala; H.: Maritza, V.: Maritza; H.: Morawa, V.: Morawa; H.: Nagasaki, V.: Nagasaki. Was ist also das Richtige? Komorn sprechen beide merkwürdigerweise mit dem Ton auf der ersten Silbe, Tarnopol (Voelkel: Tarnopoll) mit dem Ton auf der mittleren Silbe. Kolin schreibt der eine unrichtig: Kollin, der andere spricht es unrichtig: Kolin. Unrichtig ist ferner bei Voelkel die Aussprache in Leoben, Neutitschein, Hallein, Tanagra usw., ebenso in Essek (eschek), Sognefjord (ßong'-nefjorr), Szechenyi (ßechenji); unrichtig die Schreibung: Radecky, Schreibung und Aussprache in Samos (schamosch) usw. Zengg wird noch als Stadt in der Militärgrenze, Nowopazar (statt Nowipazar) eine Stadt in Bosnien, Herzegowina

eine Landschaft in der Türkei, Herzogwina (!) dagegen ein Land im südlichen Europa, Legnago eine Stadt in der Lombardei genannt usw. — Das Büchlein ist also wohl sehr handlich, aber weit weniger verlässlich.

Wien. L. Weingartner.

Unsere Heimat zur Eiszeit. Von Dr. Felix Wahnschaffe. (Allgemein verständlicher Vortrag, gehalten in der Deutschen Gesellschaft für volksthümliche Naturkunde zu Berlin.) Berlin 1896.

Der Vortragende gibt zunächst eine Übersicht über das Vorkommen erratischer Blöcke in der Umgebung Berlins, bespricht die Theorien, welche aufgestellt wurden, um ihre Herkunft zu erklären. Er geht dann zur Eiszeit selbst über. Da wäre es doch der Darstellung förderlich gewesen, in Kürze auf die Hauptursachen der Eiszeit im Sinne von A. Penck (allgemeine Temperaturdepression, verbunden mit reichlichen Niederschlägen) einzugehen. Aber auch eine kurze Erörterung der Umwandlung des Firnschnees in Eis, der Bewegungstheorie der Gletscher würde der kleinen Schrift zum Vortheile gereichen, denn es sind dies Fragen, welche sich dem Nichtfachkundigen, für welchen der Vortrag gehalten wurde, von selbst aufdrängen. Die weiteren Ausführungen über die erodierende Thätigkeit des Eises, über Moränen, die Scheidung des alpinen und skandinavischen Typus sind zweckentsprechend.

Nach dieser allgemeinen Erörterung des Glacial-Phänomens gibt Autor übersichtlich und verständlich die Beweise für die norddeutsche Inlandeisbedeckung, bespricht die Einwirkung der Eiszeit auf Flora und Fauna, das Auftreten des diluvianischen Menschen.

Sehr gelungen und durch ein instructives Kärtchen unterstützt ist die Einwirkung der Eiszeit auf die Bodengestaltung dargestellt. Bei Besprechung und Charakterisierung dieser der Eiszeit ihre Entstehung verdankenden Seen der Uckermark hätte es sich verlohnt, auf die ganz analogen Fälle im Bereiche der nordalpinen Vergletscherung aufmerksam zu machen. Der Vortragende weist dann nach, wie durch die Eiszeit ganz neue Thalzüge geschaffen wurden, welche Thalweitungen heute nur theilweise von den Flüssen benützt werden. Da wäre es nun am Platze gewesen, darauf hinzuweisen, dass gerade die todten Thalstrecken dazu benützt wurden, um in ihnen die Verbindungscanäle zwischen Oder und Elbe anzulegen, so dass die Jetztzeit die Arbeit des Eises sich zunutze macht.

Dieser sehr gemeinverständliche und doch sehr lehrreiche Vortrag ist zur Anschaffung für Bibliotheken, zumal Schülerbibliotheken, bestens zu empfehlen, da er dem Schüler der Oberstufe viel Wissenswertes und Interessantes bietet.

Die Geschichte der Nordpolfahrten. Von Otto Rühle. München u. Leipzig 1896.

In anregender und übersichtlicher Weise sind in diesem Büchlein die wichtigsten Expeditionen zusammengestellt, welche zur Auffindung der Nordwest- und Nordost-Passage und schließlich des Nordpols selbst unternommen wurden. Besonders ausführlich ist Nansens Expedition behandelt. Die ganze Darstellung gewinnt durch lebensfrische Bilder aus einzelnen, besonders gefährlichen Fahrten. Das Büchlein, das im Anhange Land und Leute der polaren Zone schildert, kann jeder Schülerbibliothek bestens empfohlen werden.

Unerlässlich ist jedoch für eine möglichst nutzbringende Lectüre die Ausstattung der Schrift mit einer Nordpolarkarte, weil dann der Leser dem Gange der Erschließung des arktischen Gebietes viel leichter zu folgen vermag.

Brünn. Dr. K. Berger.

Aufgaben über kubische und diophantische Gleichungen, Determinanten und Kettenbrüche, Combinationslehre und höhere Reihen. Herausgegeben von Dr. H. Lieber, weil. Professor am Friedrich Wilhelm-Realgymnasium in Stettin, und L. Müsebeck, Oberlehrer am Gymnasium in Waren in Mecklenburg. Berlin, Verlag von Leonhard Simion 1898. 129 SS.

Mit der vorliegenden Aufgabensammlung wird bezweckt, die Schwierigkeiten, welche sich den Schülern bei der Auflösung von Aufgaben aus den höheren Theilen der elementaren Arithmetik entgegenstellen, zu überwinden, sobald dieselben die hierzu nothwendigen Sätze und Formeln kennen gelernt haben; überdies soll sie auch den oberen Classen der Realgymnasien und Realschulen, für welche nach Ansicht des Verf.s die meisten Sammlungen nicht ausreichen dürften, mehr Übungsstoff darbieten.

Um den ersteren Zweck zu erreichen, wird bei einzelnen Aufgaben die vollständige Auflösung, bei anderen nur eine kurze Anleitung gegeben, die oft bloß darin besteht, dass das Resultat, welches den meisten Aufgaben beigefügt ist, eine besondere Form erhält. Von den Aufgaben der Sammlung sind diejenigen über die cubischen Gleichungen vollständig, diejenigen über die Combinationslehre, den binomischen Lehrsatz und die höheren Reihen zum Theile von dem seither verstorbenen Prof. Lieber gesammelt, und zwar theils von ihm selbst entworfen, theils verschiedenen Fachzeitschriften entnommen; einige wenige Aufgaben, welche schon bestehenden Sammlungen entnommen sind, werden als solche bezeichnet, sobald der Verf. feststellen konnte, wo die betreffende Aufgabe sich vorfindet.

Obgleich manche der gebrachten Aufgaben über die Grenzen des an den inländischen Anstalten durchzunehmenden Lehrstoffes

der Arithmetik weit hinausgehen, so ist doch die Zahl derjenigen, die dem elementaren Gebiete angehören, eine beträchtlich große, und sind dieselben mit solcher Sorgfalt ausgewählt, dass sie auch dem Lehrer als sehr willkommene Zugabe zu den am meisten in Gebrauch stehenden Sammlungen von Heis, Martus, Wallentin usw. erscheinen werden. Insbesondere möchte Ref. auf den Abschnitt über die diophantischen Gleichungen hinweisen, in welchem mehrere höchst interessante Probleme vorkommen.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

M. Kröger. Die Planimetrie in ausführlicher Darstellung und mit besonderer Berücksichtigung neuerer Theorien. Nebst einem Anhange über Kegelschnitte. Hamburg, O. Meissner 1896. 511 SS. Preis 8 Mk.

Dieses Buch versucht, „ein klares System aller irgend erheblichen und lernenswerten planimetrischen Wahrheiten zu geben". Es ist für strebsame Schüler höherer Classen, angehende Techniker, junge Lehrer der Mathematik u. s. f. bestimmt. Zugleich hofft der Verf., solche Praktiker, die sich bisher der neueren Geometrie gegenüber ablehnend verhielten, zu überzeugen, dass manches aus der letzteren sich nicht nur recht lernbar darstellen lasse, sondern auch wegen seiner Anwendungsfähigkeit wichtig genug sei, um in das Schulpensum aufgenommen zu werden.

In den ersten neun Abschnitten des Buches wird der in unseren Mittelschulen vorgeschriebene planimetrische Lehrstoff ausführlich behandelt. Auch hier schon findet man manches, was bei uns mit Rücksicht auf die kurze, dem planimetrischen Unterrichte zugewiesene Zeit nur ausnahmsweise oder flüchtig durchgenommen wird, wie z. B. die Erklärungen und Sätze über ähnliche Punktreihen, harmonische Punktreihen und Strahlenbüschel, Ähnlichkeitsachsen der Kreise, die Potenzialität derselben, über Kreisbüschel usw.

In den weiteren drei Abschnitten behandelt der Verf. Maxima und Minima an geometrischen Figuren (meistens isoperimetrische Aufgaben), die algebraische Analysis bei geometrischen Constructionen, die Polarität der Kreise, das Princip der reciproken Radien und schließlich in einem Anhange die Kegelschnitte.

Was die Darstellung anbelangt, so ist dieselbe sehr ausführlich, leicht verständlich und fast durchwegs correct. Benützt wird meistens die heuristisch-genetische Methode, da dem veralteten und schwerfälligen Vorgange, welcher sich in der starren Form „Lehrsatz, Voraussetzung, Behauptung, Beweis" darbietet, insbesondere der der neueren Geometrie zugezählte Lehrstoff widerstrebt. Die fundamentalen Eigenschaften der geradlinigen Figuren und des Kreises werden soweit als möglich mit Hilfe des Begriffes der centrischen und der axialen Symmetrie abgeleitet,

wie dies auch schon in einigen anderen neueren Lehrbüchern geschehen ist.

Der Text ist mit zahlreichen (ungefähr 800) Figuren ausgestattet, welche mit ganz wenigen Ausnahmen als mustergiltig zu bezeichnen sind und eine Zierde des Buches bilden. Das hervorragendste Merkmal dieses Werkes bildet jedoch der in einzelnen Abtheilungen am Schlusse eines jeden Abschnittes gebotene Übungsstoff, welcher aus mehr als 1200 Übungssätzen und Constructionsaufgaben besteht und infolge der systematischen Anordnung, der ausführlichen Anleitungen, sowie der Originalität zahlreicher Aufgaben geeignet ist, nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem Vorgeschrittenen, ja selbst dem Lehrer eine planimetrische Aufgabensammlung zu ersetzen. Auch schwierigere Aufgaben, wie z. B. die Berührungsprobleme von Apollonius und Malfatti sind eingehend behandelt.

Schließlich mögen der Vollständigkeit halber noch einige Stellen angeführt werden, welche dem Ref. bei der Durchsicht des Werkes als der Correctur bedürftig aufgefallen sind. S. 8 wird als Grundsatz angeführt: „Von allen zwischen zwei Punkten möglichen Linien ist die gerade die kürzeste." Wenn ein Lehrbuch auf wissenschaftliche Strenge Anspruch erhebt, so soll es Sätze, welche sich beweisen lassen, nicht als Grundsätze bezeichnen. S. 159. Die zur Berechnung rationaler rechtwinkeliger Dreiecke benützte Gleichung $(m^2 + n^2)^2 = (m^2 - n^2)^2 + (2mn)^2$ bedarf wohl keiner längeren Ableitung. S. 159. Anstatt: „Aus zahlentheoretischen Gründen besteht jede Primzahl n derart, dass $n - 1$ sich ohne Rest durch 4 theilen lässt, immer aus zwei Quadraten" soll es heißen: „In der Zahlentheorie wird bewiesen, dass jede Primzahl von der Form $4n + 1$ die Summe zweier Quadrate ist." S. 341 heißt es: „In dem Dreieck EJK wäre die Summe zweier Seiten gleich der dritten Seite. Daraus folgt, dass das Dreieck EJK nicht existiert, die Punkte E, J und K also in einem einzigen, E, zusammenfallen". Diese Folgerung ist nicht allgemein zulässig, denn die drei Punkte könnten auch in einer Geraden liegen, ohne zusammenzufallen. S. 390. Die Sätze 1) und 2) sind unklar ausgedrückt. S. 394 heißt es: „Die Differenzen" (nämlich jene der reciproken Werte der um- und eingeschriebenen regelmäßigen Vielecke) „bilden eine unendliche Reihe von der Form $\frac{1}{4}, \frac{1}{4^2}, \frac{1}{4^3}, \ldots$ in inf., woraus mit genügender Sicherheit geschlossen werden kann: π ist eine Irrationalzahl." Das ist wohl nur die Carricatur eines Beweises. Der Verf. sollte sich damit begnügen, seinen Lesern diese Thatsache ohne Beweis mitzutheilen, da er allem Anscheine nach nicht jene Vorkenntnisse voraussetzt, welche für einen strengen Beweis erforderlich wären. — Im Anhange werden u. a. die Gleichungen der Kegelschnittslinien (warum nicht auch jene der Geraden?) abgeleitet. Der Verf.

legt jedoch nicht das schon S. 151 eingeführte rechtwinkelige Coordinatensystem zugrunde, sondern definiert in jedem einzelnen Falle die Coordinaten, wie z. B. (S. 488): „Die von einem beliebigen Ellipsenpunkte auf die Hauptachse gefällte Normale heißt die Ordinate und der Abstand ihres Fußpunktes vom Mittelpunkte die Abscisse u. s. f.“

Trotz dieser und vielleicht noch einiger anderer Mängel kann das vorliegende Buch allen Fachgenossen als ein gediegenes, reichhaltiges und prächtig ausgestattetes Werk über Planimetrie bestens empfohlen werden.

Graz. Dr. Fr. Hočevar.

K. Koppes Arithmetik und Algebra zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten neu bearbeitet von Prof. Dr. Josef Dickmann, Director des Progymnasiums mit Realabtheilung zu Viersen. 13. Aufl. mit zahlreichen Übungen und Aufgaben. 1. Theil. Essen, J. D. Baedecker 1896.

Mit Berücksichtigung der Bestimmungen und Lehrpläne der neuesten Zeit und der anerkannten wissenschaftlichen Förderung der Schüler der höheren Lehranstalten wurde diese neueste Auflage des bekannten Koppe'schen Lehrbuches der Arithmetik und Algebra, welches in seinem ersten Theile die vier Grundrechnungen, die linearen Gleichungen, die Lehre von der Potenzrechnung und den einfachen quadratischen Gleichungen umfasst, umgearbeitet. Prof. Dickmann war bestrebt, in dieser neuen Auflage dem geistigen Eindringen und der Sicherheit der Anwendung in gleicher Weise Rechnung zu tragen; dass er dies im vollsten Maße erreicht hat, wird jeder zugeben, der dieses Buch beim Unterrichte gebraucht. Dementsprechend ist die Theorie neben dem Übungsmaterial und letzteres parallel mit der ersteren berücksichtigt worden; die Aufgaben sind vom Leichteren zum Schwereren aufsteigend den einzelnen theoretischen Abschnitten zugefügt worden. Die Lehre von den Primzahlen hätte noch einige theoretische Zusätze erfahren sollen. Eingehend und zweckentsprechend wurde die Kettendivision erklärt. Sehr sachgemäß ist auch der Abschnitt über die Decimalbrüche zur Behandlung gekommen; namentlich ist die Darstellung der Entwicklung der Decimalbrüche aus gewöhnlichen Brüchen eine sehr gelungene und beim Unterrichte gut zu verwendende. Dem abgekürzten Rechnen und jenem mit unvollständigen Zahlen wurde auch in diesem Buche keinerlei Rechnung getragen. Das Wesentlichste der Determinantenmethode in der Theorie der linearen Gleichungen mit mehreren Unbekannten hätte ganz gut schon in dieser Unterrichtsstufe vorgenommen werden können. An die Logarithmen schließen sich einige Betrachtungen über Exponentialgleichungen an. Recht ansprechend ist auch der Abschnitt, der auf die quadratischen Gleichungen bezugnimmt, ausgearbeitet. Um

eine „hübsche und nützliche Veranlassung zur praktischen Anwendung der Logarithmen“ zu geben, hat der Herausgeber die einfache Zinseszinsrechnung nebst einschlägigen Aufgaben in einem Anhange aufgenommen. Wir machen die Fachgenossen auf dieses recht brauchbare Buch aufmerksam.

Hermann Grassmanns gesammelte mathematische und physikalische Werke. Auf Veranlassung der mathematisch-physikalischen Classe der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegeben von Friedrich Engel. I. Band, 2. Theil. Die Ausdehnungslehre von 1862. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

Die zweite Ausdehnungslehre, die vor dem Drucke von Hermann Grassmann, dem Sohne des berühmten Mathematikers, einer genauen Revision unterzogen wurde und an dessen Herausgabe außer dem Genannten die Herren Study, F. Meyer und Max Grassmann sich betheiligten, bedeutet gegenüber der ersten Ausdehnungslehre wegen der größeren Mannigfaltigkeit des Inhaltes und wegen des ganzen Aufbaues einen wesentlichen Fortschritt. insoferne Grassmann in der zweiten Ausdehnungslehre den Begriff der „extensiven Größe“ verwendet und sein ganzes System aus diesem Begriffe entwickelt, wobei er die Betrachtung über die Verknüpfung der extensiven Größen mit den Zahlgrößen und untereinander in den Vordergrund seiner Entwicklungen stellt. Unter extensiver Größe wird von Grassmann jeder Ausdruck verstanden, der aus einem Systeme von Einheiten durch Zahlen abgeleitet ist, welche die zu den Einheiten gehörigen Ableitungszahlen jener Größe genannt werden. Es werden die Theoreme der ersten Ausdehnungslehre ganz neu begründet und deren Anwendung wesentlich erweitert. Der Herausgeber des vorliegenden Buches Friedrich Engel bezeichnet die Wissenschaft der extensiven Größen als „ein kunstvoll und durchaus folgerichtig aufgeführtes Gebäude“. Die Ungenauigkeiten, welche dem Originale anhafteten, wurden beseitigt; um aber den Wortlaut Grassmanns stets vor Augen zu haben, wurden alle Abweichungen vom Urtexte in einem Anhange zusammengestellt.

Der erste Abschnitt des Buches umfasst Betrachtungen über die einfachen Verknüpfungen extensiver Größen (Addition, Subtraction, Vervielfachung und Theilung extensiver Größen; Productbildung im allgemeinen; combinatorisches Product; inneres Product; Anwendungen auf die Geometrie), ferner finden sich im zweiten Abschnitte wichtige Theoreme der Functionenlehre im Grassmann'schen Sinne ausgearbeitet, wobei der Differential- und Integralrechnung und der Lehre von den unendlichen Reihen je ein Capitel gewidmet wurde. Besonders bemerkenswert sind die Anmerkungen zum Originaltexte und namentlich die Bemerkungen zu den Grassmann'schen Untersuchungen über das Problem von Pfaff. Damit man beurtheilen kann, was Grassmann in diesem

Probleme und für dasselbe geleistet hat, hat der Herausgeber die Untersuchungen von Grassmann über das Pfaff'sche Theorem in der Sprache der gewöhnlichen Analysis dargestellt.

Wertvoll ist das mühevoll und mit großer Sorgfalt zusammengestellte Sachregister zur Ausdehnungslehre vom Jahre 1862, in welchem der reiche Inhalt der Grassmann'schen Forschungen uns ebenfalls entgegentritt. Mit der vorliegenden zweiten Ausdehnungslehre Grasmanns ist der erste Band der gesammelten mathematischen und physikalischen Werke dieses eminenten Forschers zum Abschlusse gelangt.

Neueste Anschauungen über Elektricität von Oliver J. Lodge, Professor der Physik in Liverpool. Übersetzt von Anna von Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond. Herausgegeben von Richard Wachsmuth. Leipzig, J. A. Barth 1896. Preis geb. 11 Mk.

Mit großer Freude hat Ref. die vorliegende deutsche Übersetzung der „Modern views of Electricity" von Prof. Lodge begrüßt, nimmt ja doch der genannte Forscher den Rang eines der trefflichsten Interpreten der Maxwell'schen Theorie über Elektricität und Magnetismus ein. Lodge war bestrebt, die Anschauungen Maxwells zu erweisen und — wie Prof. Hertz in seinen „Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft" sagt — „es ist kaum zu zweifeln, dass, wenn Hertz ihm nicht zuvorgekommen wäre, er (Lodge) auch zur Beobachtung der Wellen in der Luft und damit zum Nachweise der elektrischen Kraftausbreitung gekommen wäre." In den „Neuesten Anschauungen über Elektricität" betrachtet Prof. Lodge die Elektricität als eine Form des Äthers oder besser gesagt als eine Art seiner Bethätigung. Das vorliegende Buch beschäftigt sich mit der Frage nach dem Wesen des Äthers, „dessen Existenz mit demselben Rechte und in derselben Form bestritten werden kann, wie die Existenz der Materie".

Zur Erreichung einer größeren Übersichtlichkeit hat Prof. Lodge den ganzen zu behandelnden Gegenstand in vier Gebiete eingetheilt: in ruhende oder statische Elektricität, in fortbewegte oder strömende Elektricität, in rotierende Elektricität oder Magnetismus, in strahlende Elektricität, welch letzteres Gebiet die neuen Erscheinungen über elektrische Wellen und Schwingungen umfasst. Hier gelangt man in das Grenzgebiet zwischen Licht und Elektricität, und gerade diese Phänomene sind genauer bekannt als andere Zweige der Elektricität, weil wir zu deren Wahrnehmung ein eigenes Sinnesorgan, das Auge, besitzen. Diese typische Eintheilung ist durch die Natur der Erscheinungen, durch deren Wesen selbst bedingt, so dass wir nicht anstehen zu erklären, dass diese Gruppierung vor allen anderen entschieden den Vorzug verdient.

Zum Unterschiede von anderen Physikern betrachtet Lodge die Elektricität nicht als Energie, sondern als Stoff, der allerdings unter der Einwirkung eines Druckes oder in Bewegung eine Energieform darstellt, genau so wie es mit Wasser oder Luft der Fall ist. Die verschiedenen Erscheinungen leiten darauf hin, die Elektricität als eine Substanz oder ein Fluidum von vollständiger Incompressibilität, welches den ganzen Raum erfüllt, zu deuten. Wenn sie auch keine solche incompressible Flüssigkeit ist, so gehorcht sie doch denselben Gesetzen wie eine solche. Dies darzuthun, ist Prof. Lodge namentlich im ersten Theile seines ausgezeichneten und durchwegs originellen Buches bestrebt. Die in der Elektrostatik behandelten und bekannten Erscheinungen werden von diesem Gesichtspunkte in vollkommen befriedigender Weise erklärt. Die zuhilfe genommenen mechanischen Analogien sind geeignet, von dem Wesen der in den Erscheinungen zutage tretenden Kräfte ein klares Bild zu liefern. Dies gilt namentlich von den Influenzerscheinungen und dem Condensator. Sinnreich müssen wir auch die hydraulischen Modelle betrachten, durch welche die in der Leydnerflasche vorsichgehenden Erscheinungen dem geistigen Auge näher gerückt werden.

Im zweiten Theile wird die Leitung in Metallen und Elektrolyten genauer betrachtet und gezeigt, dass, wenn eine elektromotorische Kraft auf Metalle einwirkt, ein dauernder Strom stattfindet und man Wärme erhält, dass wenn dieselbe Kraft auf Dielektrika einwirkt, ein vorübergehender Strom stattfindet und man eine potentielle Energie erhält, welche Ladung genannt wird, dass endlich, wenn eine elektromotorische Kraft auf Elektrolyte einwirkt, wieder ein dauernder Strom stattfindet und man chemische Zersetzung erhält. Von besonderem Interesse sind die weiter dargelegten Discussionen über die Versuche von Maxwell, ein elektrisches Beharrungsvermögen zu entdecken. Dies führt den Verf. zur Betrachtung des Zustandes des Mittels in der Umgebung eines Stromes. Die Frage, ob die Elektricität ein eigenes Beharrungsvermögen besitzt, bleibt bis auf weiteres nach diesen Erörterungen vollständig offen. Weitere Betrachtungen beziehen sich auf die chemischen und thermischen Methoden, einen Strom zu erzeugen, und auf die wichtige Frage der elektrischen Leitung in Gasen. Es scheint nach mehreren Forschern nicht die Dissociation der Gase im allgemeinen, sondern eine besondere Art derselben den Gasen Leitungsvermögen zu verleihen. Die Leitung in Gasen — zu diesem Ergebnisse kommt Prof. Lodge — scheint sich auf elektrolytischem Wege zu vollziehen.

Im dritten Theile werden die Erscheinungen des Magnetismus kurz angegeben und deren theoretische Erklärung dadurch zu geben versucht, dass die Annahme gemacht wird, diese Phänomene kämen dadurch zustande, dass die Elektricität in wirbelnde

Bewegung versetzt würde. Dieser Gedanke wird namentlich in dem Abschnitte über das Wesen des Magnetismus ausgeführt, in dem die Ampère'sche Theorie desselben in sehr klarer Weise dargelegt erscheint. Die Erweiterung derselben durch Weber zum Zwecke der Erklärung des Diamagnetismus schließt sich an diese Erläuterungen. Der Verf. betont im weiteren, dass die lebendige Kraft eine wesentliche Bedingung der Ampère'schen Theorie des Magnetismus ist und dass dieselbe unhaltbar wird, wenn die Elektricität kein Beharrungsvermögen besitzt. In lichtvoller Weise wird die Darstellung des magnetischen Feldes angegeben, wobei die Vorstellung Maxwells von einem elektromagnetischen Medium und von der Art, wie magnetischer Druck und magnetische Anziehung und Abstoßung zwischen festen Körpern entsteht, einbezogen wird. Die dargelegten mechanischen Modelle eines magnetischen Feldes sind sehr geeignet, die Verhältnisse, welche ein solches Feld darbietet, zu illustrieren. Die Elektricität in den Molecülen des isolierenden Mediums denkt sich Prof. Lodge ähnlich zusammenhängend wie ein System von Zahnrädern, die gleichzeitig ineinander und in die Zähne des metallischen Leiters eingreifen; es ist dann leicht, sich vorzustellen, wie die Rotation vom Strome aus seitlich übertragen wird. Die Erscheinungen, die mit einem veränderlichen Strome verknüpft sind, lassen sich nach dieser Anschauung in befriedigender Weise deuten; ebenso können die inducierten Ströme in einem secundären Stromleiter durch mechanische Modelle versinnbildlicht werden. Die Übermittlung der Energie in die Ferne wird erläutert und der Satz aufgestellt, dass der Draht den Wirkungen, die das Dielektricum mittheilt, die Richtung gibt, dass er selbst aber nichts überträgt und dass die isolierende Schichte die Energie vermittelt. Dadurch, dass der Draht die entgegengesetzt rotierenden Zahnradsysteme voneinander trennt, schreibt er der Energie die Bahn vor. Das Zahnradgetriebe, mittelst dessen das Dielektricum die Energie an entfernte Orte überträgt, ist elastisch anzunehmen, so dass die Übertragung eine gewisse Zeit erfordert.

Im vierten Abschnitte, welcher von der strahlenden Elektricität handelt, werden die Beziehungen des Äthers zur Elektricität genauer auseinandergesetzt und auf die elektrischen Schwingungen eingegangen. Die Betrachtung der Geschwindigkeit der elektrischen Strahlung, der Vergleich derselben mit der Geschwindigkeit des Lichtes im freien Raume und in festen Stoffen enthält die wesentlichsten Bemerkungen über jene Punkte der Theorie, welche den Hertz'schen Forschungen zugrunde gelegt sind. Ein Bild von dem Vorgange der elektrischen Strahlung mittelst des bereits früher angegebenen Zahnradsystems liefert der Verf. in dem Abschnitte, welcher von dem Mechanismus der elektrischen Strahlung handelt. Unter den Wirkungen elektromagnetischer und elektrostatischer Erscheinungen auf das Licht werden die optischen Phänomene von

Faraday und Kerr und das elektrische Phänomen von Hall besprochen. Der mit „Neueste Fortschritte" betitelte Abschnitt war in der 1. Auflage des englischen Originals nicht vorhanden und er erscheint in der vorliegenden von Prof. Fitzgerald durchgesehen. Er enthält einen kurzen, aber sehr anziehend geschriebenen Bericht über die hauptsächlichsten, den Hertz'schen Versuchen zugrunde liegenden Gedanken. Prof. Lodge hat diesem Gegenstande so viel Aufmerksamkeit gewidmet und auch in experimenteller Beziehung die Hertz'schen Erfahrungen so sehr gefördert, dass dieser Abschnitt als ganz besonders anregend bezeichnet werden kann. In demselben wird auch nachgewiesen, dass die von einem linearen Oscillator ausgehende elektrische Strömung parallel zur Achse stattfindet, dass ferner die magnetische Kraft senkrecht zu ihr und der Energiestrom oder Strahl sich vom Oscillator aus normal zur elektrischen und magnetischen Störung sich bewegt. An dieser Stelle werden einige von Trouton vorgenommene Versuche reproduciert, durch welche nachgewiesen erscheint, dass sich in der Polarisationsebene die magnetische Kraft befindet. Im Anschlusse an die eben skizzierten Partien stehen einige Vorlesungen, welche von dem Zusammenhange von Elektricität und Licht, über den Äther und seine Functionen handeln. In letzterer Beziehung verdient der zusammenfassende, auf die Wirbeltheorie von Sir William Thomson bezugnehmende Satz hervorgehoben zu werden: „Eine einzige Substanz, ununterbrochen und allen Raum erfüllend, die als Licht Schwingungen vollführt, die in positive und negative Elektricität sich spalten kann, als Wirbel die Materie bildet und durch Continuität, nicht durch Stoß, jede Wirkung und Gegenwirkung, deren die Materie fähig ist, weiter trägt: dieses ist die heutige Ansicht von dem Äther und seinen Functionen." Eine sehr beachtenswerte Abhandlung ist der Vortrag über die Leydnerflasche, welcher im März 1889 in der Royal Institution gehalten wurde, beachtenswert deshalb, weil in demselben die Grundlage der Theorie der elektrischen Schwingungen in sehr klarer Weise gegeben wurde. Diesbezüglich wird der Verdienste Joseph Henrys aus Washington um die Entdeckung der oscillatorischen Beschaffenheit der Entladung der Leydnerflasche gedacht; dieser Forscher scheint nahe daran gewesen zu sein, einige der Hertz'schen Ergebnisse zu erzielen.

Der dem Buche beigegebene Anhang enthält einige wesentliche mathematische Erörterungen über magnetische Induction, Inductanz und Permeabilität, über Selbstinduction, über Stromenergie, über elektrische Schwingungen, erregt durch eine Leydnerflasche, über die Vorgänge in Wechselströmen und über andere Probleme der elektrischen Induction. Ferner wird die Geschwindigkeit der Übertragung telegraphischer Signale für einen einfachen

Fall betrachtet, über die Dimensionen der elektrischen Größen gesprochen und es werden die Vermuthungen Newtons über den Äther, die bemerkenswert genug sind, dem Leser vorgeführt.

Prof. Lodges Buch ist jedenfalls eine der beachtenswertesten literarischen Gaben der letzteren Zeit; die besondere Bedeutung desselben beruht wohl hauptsächlich darauf, dass es einseitig den Standpunkt der englischen Elektriker, in erster Linie der Jünger Maxwells wiedergibt. Aus dem Maxwell'schen Geiste hervorgegangen vermag umgekehrt das an allen Stellen fesselnde Studium der „Neuesten Anschauungen über Elektricität" beim Studium des Maxwell'schen Werkes, welches mit Recht den Principia von Newton zur Seite gestellt wurde, fördernd zu wirken. Wir empfehlen diese treffliche Übersetzung eines epochemachenden Buches den Physikern aufs beste und glauben, dass aus demselben noch manche Anregung für weitere Forschungen theoretischer Art zu holen ist.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Anatomische Wandtafeln für den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten bearbeitet von Dr. Ferdinand Frenkel, Professor am kgl. Gymnasium zu Göttingen. Tafel III u. IV. Landkarten-Imperial-Format 110 : 123 cm. Mit Text. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1897.

Die 1. Lieferung des Frenkel'schen Werkes wurde bereits in dieser Zeitschrift besprochen.[1]) Von der nunmehr vorliegenden 2. Lieferung enthält Taf. III als Hauptbild einen Frontalschnitt des Rumpfes nach Abtragung eines Theiles der Lungen, jener des Herzens usw.; der Umriss des Magens ist, soweit letzterer von der Leber verdeckt ist, durch eine Punktlinie auf der Leber angedeutet. Die Nebenfiguren enthalten einen senkrechten Schnitt durch die Schleimhaut des Lippenrandes, eine Reihe von Bildern, welche Gebiss und Zahnwechsel betreffen, den Hintergrund der Mundhöhle und die Unterzungengegend, eine Seitenansicht des Gesichtes (Skelettheile, Muskeln, Arterien, Speicheldrüsen), eine Vorder- und Hinteransicht des Schlundkopfes, Schnitte der dreierlei Zungenwärzchen usw. Taf. IV stellt die Organe der oberen Bauchgegend dar, Schnitte durch den Magen sowie den anstoßenden Ein- und Austrittsweg der Nahrung, die Ansicht des Magens, einen senkrechten Schnitt des Blinddarmes und eine Reihe von Details zum Baue der Leber und der Wände des Verdauungstractes.

Wir können der rühmenden Besprechung, welche die 1. Lieferung erfahren hat, nur beipflichten. Die Figuren sind durchwegs sehr schön und instructiv; sie bieten in Bezug auf Vorzüglichkeit

[1]) 47. Jahrg. 1896, S. 1027—1028.

Wenn wir nun aber von diesem Standpunkte die Herbart'sche Psychologie zu beleuchten versuchen, da werden wohl diejenigen Lehrbücher, von denen sie in einseitiger Weise vertreten wird, manches sehr gewichtige Bedenken erregen müssen. Es gibt wohl heute auf dem ganzen Erdkreise keinen hervorragenden Forscher mehr, der, mit den Hypothesen Herbarts und seiner Schule wohl vertraut, dem Urtheile Wundts seine Zustimmung versagen würde: »Treffend sagt Herbart von seiner Psychologie, sie construiere den Geist aus Vorstellungsreihen ähnlich wie die Physiologie den Leib aus Fibern. In der That, so wenig es jemals gelingen wird, aus der Reizbarkeit der Nervenfasern die physiologischen Functionen zu erklären, so fruchtlos ist das Unternehmen, aus dem Drücken und Stoßen der Vorstellungen die innere Erfahrung abzuleiten« (Grundz. der phys. Psych. II[4], S. 486). »Trotzdem ist die Zuversicht unglaublich, mit der noch immer die Compendien der Herbart'schen Schule das Gedächtnis der Schüler, für die sie bestimmt sind, mit einem Gewebe völlig imaginärer Processe belasten« (ib. I 8).

In der That hieße es wohl Eulen nach Athen tragen, wollten wir uns heute noch darüber verbreiten, wie verfehlt das Unternehmen war, die Gefühle und Bestrebungen aus Vorstellungen abzuleiten, wollten wir auch Lindners und der anderen Herbartianer Lehre vom Denken, vom Urtheil, vom Willen usw., wie sie noch in der letzten (11.) Auflage (die übrigens theilweise umgearbeitet und verbessert ist, vgl. die Recension von W. Jerusalem in dieser Zeitschr. 1896, S. 784 ff.) vorgetragen wird, einer Kritik unterziehen. Gegenwärtig lassen uns die Ergebnisse der psychologischen Forschung gar nicht daran zweifeln, dass keine der drei elementaren Thätigkeiten, aus denen sich alle Bewusstseinserscheinungen zusammensetzen, durch derartige Speculationen erklärt werden könnte. Jedenfalls sind diese Hypothesen in Schulbüchern, welche bloß die Elemente der empirischen Psychologie zusammenstellen sollen, am wenigsten am Platze.

Ich will mich jedoch in diesem Aufsatze, der ein viel bescheideneres Ziel vor Augen hat, einer eingehenden Kritik der im Gebrauche befindlichen Lehrbücher gar nicht vermessen; es mögen also die hie und da mitunterlaufenden polemischen Bemerkungen nicht als eine solche Kritik betrachtet werden, da sie nur zur Klärung der berührten Streitfragen beitragen sollen. Wenn es sich darum handelt, was in den Bereich des Unterrichtes gezogen werden dürfe, und wie der Gegenstand zu behandeln sei, da ist eine gewisse Berücksichtigung der vorhandenen Schulbücher durchaus erforderlich.

Wie aus den Jahresberichten von 1896 zu ersehen ist, vertheilen sich diese unter die österr. Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache folgendermaßen:[1]) Logik von Lindner: 17; von Höfler-Meinong: 30; von Drbal: 6; von Behacker: 5; von Pokorny: 1. Psychologie von Lindner: 43; von Drbal: 14; von Zimmermann (Phil. Prop.): 1; von Borschke: 1.

[1]) Eine etwaige Ergänzung dieser Angaben würde ich selbstverständlich mit Dank annehmen.

In sechs Jahresberichten werden merkwürdigerweise bis jetzt die dort gebräuchlichen Lehrbücher gar nicht aufgezählt. Am meisten verbreitet sind also die Bücher von Lindner und Höfler, was auch leicht zu erklären ist, denn es wird darin ein reichhaltiger Stoff in sehr sorgfältiger Bearbeitung geboten. Nun drängt sich aber die erste Frage auf, ob es in der That möglich ist, diesen Stoff in den zwei wöchentlichen Lehrstunden, die der Propädeutik vergönnt sind, zu bewältigen. Meines Erachtens wird es auch der beste Lehrer nicht dahin bringen, dass der ganze Inhalt dieser Bücher zum geistigen Eigenthum der Schüler werde, im besten Falle vielleicht weniger, besonders talentvoller Köpfe. Ich glaube sogar, dass die in der gelehrten Welt leider nur allzusehr verbreitete Geringschätzung der Propädeutik zu großem Theile hervorgerufen wird durch das Missverhältnis, welches zwischen den hochgesteckten Zielen des Unterrichtes und dessen schließlichen Resultaten zutage tritt: es werden an den Schüler unerfüllbare Anforderungen gestellt und am Ende erscheint es zweifelhaft, ob diese Disciplin — und namentlich die Logik (denn aus der Psychologie bleibt wohl immer etwas in seinem Gedächtnisse) — zu seiner Bildung ihr Scherflein beigetragen hat. So erregt z. B. folgende Stelle in einem Lehrbuche der elementaren Logik aus mehreren Gründen Bedenken (Lindner-Leclair §. 21): »Die Dingheit ist nur der abstracte Ausdruck einerseits für die Beharrlichkeit jener Complexe (sc. von Sinnesdaten), andererseits für deren gesetzmäßige Veränderlichkeit, sie ist also eine That des Denkens« (»Dinge sind Gedachtes«, lesen wir auf derselben Seite 37 in einem die angeführten Worte erläuternden Citate). Ein wirkliches Verständnis dieser Stelle werden m. E. auch stundenlange Erörterungen bei 17—18jährigen Schülern nicht erzielen. Übrigens lässt sich diese Auffassung des »Dinges« nur vom Standpunkte des extremen Idealismus vertheidigen. Ist es aber zu empfehlen, dass schon im Gymnasium diese Philosophie vorgetragen werde? Mit dieser Frage betreten wir ein Gebiet, auf dem eine bedauernswerte Unklarheit bis heutzutage herrscht: einerseits halten alle besonnenen Schulmänner an dem Grundsatze fest, dass der propädeutische Unterricht von keinem philosophischen Systeme in einseitiger Weise beeinflusst werden dürfe und dass nicht die subjectiven Ansichten des Lehrers darüber zu entscheiden haben, was die Schüler als unzweifelhafte Wahrheit betrachten sollen; andererseits aber ist es ganz unthunlich, gewissen metaphysischen Fragen, die sich hie und da von selbst aufdrängen, aus dem Wege zu gehen. So führt das Studium der Logik schon auf seiner elementaren Stufe zu der Frage, ob unser Verstand wirklich imstande sei, die Wahrheit zu erkennen oder nur seine eigenen Begriffe und Urtheile in einen widerspruchslosen Zusammenhang zu bringen vermöge, ob die Existenz einer Außenwelt sicher oder fraglich, ob die »Dinge« nur »Thaten des Denkens« seien usw. In der Psychologie geht es nicht an, die »Seele« todt zu schweigen oder die Fragen der Schüler, welche sich auf die Freiheit des Willens und die individuelle Unsterblichkeit beziehen, mit einem einfachen Hinweise auf die Metaphysik, die sich speciell mit derlei Forschungen befasse, zu beant-

worten. Welchen Standpunkt soll da der Lehrer und das Schulbuch einnehmen? — oder ist eine unumschränkte Gedankenfreiheit schon im Gymnasium an ihrem Platze? Ist es vom pädagogischen Gesichtspunkte zulässig, dass skeptische, materialistische oder pantheistische Hypothesen der Jugend als lautere Wahrheit aufgetischt werden? Einem gelehrten Forscher wird heutzutage niemand die Verbreitung irgendwelcher Ideen verwehren, aber die Mittelschule ist nicht der Ort, wo unbewiesene Einfälle, kühne Speculationen und persönliche Meinungen sich breit machen dürfen. Es gibt nur einen einzigen Weg, welcher in der Propädeutik ganz unbedenklich eingeschlagen werden kann, wo es sich um unabweisbare metaphysische Fragen handelt: es muss da unumwunden anerkannt werden, dass die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele von der wahren Philosophie, die überhaupt in keinerlei Weise mit den religiösen Dogmen in Widerstreit geräth, schon längst bewiesen ist. Wohl müssen wir die Hoffnung aufgeben, dass jemals alle Philosophen *diese* Fragen in übereinstimmender Weise beantworten werden; wir werden uns jedoch durch die auf diesem Gebiete hervortretende Meinungsverschiedenheit nicht beirren lassen, wenn wir erwägen, dass gerade die größten Denker aller Zeiten jene Fragen bejahen, dass die ganze Menschheit (mit wenigen Ausnahmen, die nichts beweisen) vom Dasein Gottes und einer zweiten übersinnlichen Welt überzeugt ist, dass es übrigens die schlimmsten Folgen nach sich ziehen müsste, wenn schon in der Mittelschule andere Anschauungen als wissenschaftlich begründet vorgetragen würden. So lange noch die Dogmen der geoffenbarten Religion aus *dem* Gymnasium nicht verwiesen sind, so lange beim Unterrichte in den übrigen Lehrgegenständen, bei der Classikerlectüre usw. die christliche Weltanschauung als selbstverständlich angenommen und alles ferngehalten wird, was die Jugend dem Materialismus oder Skepticismus in die Arme werfen könnte, so lange wird es keinem begründeten Zweifel unterliegen, dass auch die Propädeutik mit der alten Metaphysik in Übereinstimmung bleiben soll.

Hat aber nicht schon Kant, »der große Reformator der neueren Philosophie« (wie er auch von Lindner-Leclair im §. 92 genannt wird), dieser Metaphysik den Gnadenstoß gegeben? Nun — das wäre noch zu beweisen; jedenfalls hat auch er an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, an die Freiheit des menschlichen Willens geglaubt. Freilich wollte er die dafür beigebrachten Vernunftbeweise nicht gelten lassen; daraus folgt aber noch nicht, dass sie allgemein verworfen und auch in den Schulen nicht mehr angeführt werden sollen; ist ja unter anderen auch Hegel für die Einbeziehung der Gottesbeweise in den Propädeutikunterricht eingetreten: »Der Gymnasialunterricht«, sagt er in seinem bekannten Gutachten, das er dem preußischen Ministerium vorlegte (Sämmtl. Werke Bd. 17, S. 365), »wird von selbst den Zusammenhang der Lehre von Gott mit dem Gedanken von der Endlichkeit und Zufälligkeit der weltlichen Dinge, mit den Zweckbeziehungen in denselben u. s. f. nicht umgehen können, dem unbefangenen Menschensinn aber wird solcher Zusammenhang ewig einleuchtend sein, was auch eine kritische Philosophie dagegen einwende. Jene sogenannten (?) Beweise enthalten

aber nichts als eine förmliche Auseinanderlegung jenes Inhaltes, der sich von selbst beim Gymnasialunterrichte einfindet. Sie bedürfen zwar einer weiteren Verbesserung durch die speculative Philosophie (?) ...... Für die spätere speculative Betrachtung würde die vorläufige Bekanntschaft mit jenem förmlichen Gange ihr näheres Interesse haben.« Es liegt diesen Worten ein ganz richtiger Gedanke zugrunde: wenn auch die Philosophen über die Giltigkeit der Gottesbeweise weitauseinandergehende Meinungen gehegt haben und in den kommenden Jahrhunderten hegen werden, so bleiben doch diese Beweise beim propädeutischen Unterrichte zulässig (namentlich der teleologische, anthropologische und historische) und werden zur philosophischen Ausbildung der Jugend einen schätzbaren Beitrag liefern. Freilich muss ihre Fassung durchaus populär und der Propädeutikstufe angemessen sein; Ausführungen, wie sie z. B. das Lehrbuch von Paul Janet (»Traité élémentaire de philosophie a l'usage des classes«, sixième édition, Paris 1889, S. 842—854) vorbringt, versteigen sich entschieden zu hoch. Diese Beweise können sich zwanglos der Lehre vom Beweise als passende Beispiele anschließen.[1])

Noch weniger Bedenken sollte erregen die Einbeziehung der zwei anderen philosophischen Grundfragen, die sich ebenfalls beim Propädeutikunterrichte von selbst aufdrängen: trotz alledem, was gegen die menschliche Willensfreiheit gesagt worden ist, werden doch die Argumente ihrer Vertheidiger dem unbefangenen Menschensinne ewig einleuchtend bleiben und es ist gar nicht abzusehen, warum sie den Schülern nicht vorgelegt werden sollten? (Diese Frage hat m. E. Janet in sehr richtiger Weise behandelt, l. c. S. 299—310.) Freilich wäre es schon besser, darüber ganz zu schweigen, als den auch von Lindner (l. c. §. 94) vertretenen Determinismus für eine unzweifelhafte Wahrheit den Schülern vorzumachen. Ebenso halte ich es für selbstverständlich, dass die Unsterblichkeitsfrage im bejahenden Sinne zu beantworten und dass mit den betreffenden Argumenten der Unterricht in der Psychologie abzuschließen ist. Dies ist wohl die einzige »Metaphysik«, die in der Mittelschule das Bürgerrecht beanspruchen kann und die auch factisch vorgetragen wird, so oft irgendeiner von den Lehrgegenständen Veranlassung bietet, die erwähnten Fragen zu berühren.

---

[1]) Die hier berührte Frage wird auch von den französischen »Instructions concernant les programmes de l'enseignement secondaire classique« (Paris 1892) einer beachtenswerten Erörterung unterzogen, die zu folgenden Ergebnissen führt: Es gibt zwar derzeit in Frankreich keine »Staatsphilosophie«, aber der Staat kann in seinen Lyceen nur eine solche Philosophie zulassen, die eine Pflichtmoral ermöglicht; die Professoren dürfen sich in ihren Vorträgen nicht allzuweit von dem Niveau der Ideen entfernen, welche bis jetzt die Grundlage der Gesellschaften gebildet haben (S. CXX—CXXIII). S. CXIV werden als »grands principes« genannt: »l'existence de Dieu, de l'âme, de la loi morale, de la liberté« und es unterliegt keinem Zweifel, dass nach der Meinung des »Conseil supérieur« und des Ministers (Léon Bourgeois) die betreffenden Untersuchungen zu keinem negativen Resultate führen dürfen. S. CXIII wird von der Philosophie gesagt: »C'est une bonne discipline de la raison qui fera des esprits éclairés qui sauront, suivant de l'expression de Pascal, »croire où il faut, douter où il faut, affirmer où il faut.«

[illegible]

[illegible] Kenntnis [illegible] übersichtliche [illegible] Classification [illegible] mit vollem Rechte die Psychologie [illegible] ganz gewiss irrthümliche Meinung, die dabei von ihm ausgesprochen wird, dass der Psychologie eigentlich im Lehrplane neben der Logik keine selbständige Rolle eingeräumt zu werden brauchte, will ich nach den gründlichen Ausführungen Meinongs l. c. nicht mehr bekämpfen). In der Praxis aber ist die frühere Reihenfolge der beiden Lehrgegenstände unverändert geblieben, es wird nur der Logik eine kurze psychologische Einleitung vorausgeschickt, worin etliche dem Lehrstoffe der Psychologie angehörige Vorbegriffe anticipiert werden. Wäre es aber vom didaktischen Standpunkte nicht rathsamer, die Schüler [illegible] gründlich mit den charakteristischen Eigenthümlichkeiten [illegible] Phänomene, mit deren Classification, mit dem [illegible] bekannt zu machen, als diese Dinge zweimal zu [illegible] ganz ungenau, in kurz andeutenden [illegible] Erörterungen? Oder ist es wohl glaub[illegible], um dem Anfänger in der [illegible] Gesetzes beizubringen (s. Lindner- [illegible] aber auf diese psychologische Ein[illegible] den reichhaltigen Stoff der Logik [illegible] Erfahrung würden die Einleitungen von [illegible] 6–8 Stunden in Anspruch nehmen, wenn [illegible] Begabung verständlich gemacht werden [illegible] noch andere Vorkenntnisse, welche das Studium [illegible] und die von der Psychologie dargeboten werden: [illegible] die Schüler besser auffassen, wenn sie mit dem mäch[illegible] vertraut wären, welchen Gefühle, Neigungen, Wünsche und [illegible] auf unsere Urtheile so häufig ausüben.

[illegible] Voranstellung der Psychologie würde ferner das Studium der [illegible] erleichtern und gewinnreicher machen. Ich kann mich [illegible] der Ansicht Meinongs (l. c. S. 99) nicht anschließen, dass die

[1] Abgesehen natürlich von den Sätzen, in denen die schwierigsten [illegible] erkenntnistheoretischen Probleme berührt werden, was z. B. im folgenden [illegible] Fall ist: »Von den höchsten oder letzten Kriterien der Wahrheit [illegible] Erkenntnisse handelt die Erkenntnislehre« (Lindner l. c. [illegible]). Höfler erwähnt schon auf S. 6 (der 1. Ausgabe) »eines der Hauptprobleme der Metaphysik und Erkenntnistheorie, welches man als [illegible] Problem der Idealität und Realität des Gedachten (Verhältnis von Subject und Object, Denken und Sein ....) bezeichnet«.

Psychologie größere Schwierigkeiten bereite; ich glaube vielmehr, dass die Grundthatsachen des Seelenlebens einen viel leichteren Lehrstoff bilden, als zahlreiche Bestandtheile der elementaren Logik (wie z. B. die Lehre vom Beweise, von der Analyse und Synthese usw.).

Für diese Verschiebung sprechen auch andere didaktische und pädagogische Erwägungen: es würde nämlich auf die ganze geistige Ausbildung der Jugend einen fördernden Einfluss ausüben, wenn sie um ein Jahr früher die psychischen Erscheinungen analysieren und deren Zusammenhang begreifen lernte; sie würden dann vieles aus den gelesenen Classikern und manches historische Ereignis besser verstehen, und die Lehrer fänden häufig Gelegenheit, eine irrthümliche Auffassung von Motiven und Charakteren zu berichtigen und eine tiefere Einsicht in die Mysterien des Seelenlebens anzubahnen. Gegenwärtig bekommt der Schüler im Obergymnasium gar manches zu lesen und zu hören von Gefühlen, Leidenschaften und Charakteren, er verfasst sogar selbst Charakteristiken, er wird aber erst gegen das Ende seiner Gymnasialstudien über diese Dinge ex professo belehrt, zu einer Zeit, da von einer entsprechenden Schullectüre und von schriftlichen Hausarbeiten keine Rede mehr ist und nur das Maturitätsgespenst zu einer hastigen Einprägung von Daten und Notizen anspornt. Das wäre nun weniger zu bedauern, wenn die meisten Schüler im Verlaufe ihrer Universitätsstudien die Psychologie im Auge behielten, wir wissen aber, wie es sich damit verhält. Wohl könnten diese Argumente mutatis mutandis auch zu Gunsten des heutigen Lehrplanes angeführt werden, man könnte nämlich sagen, die Jugend solle möglichst früh mit der Lehre vom Begriffe, von der Eintheilung, dem Beweise usw. bekannt werden, damit sie ihre Gedanken klar und präcis aussprechen lerne; jedoch wissen wir aus der Erfahrung, dass die Früchte des logischen Unterrichtes nicht so schnell reifen, wie die des psychologischen;[1]) ich glaube also, dass der etwaige Nachtheil, den die genannte Verschiebung mit sich bringen könnte, minder erheblich wäre als die Unzukömmlichkeiten des heutigen Lehrplanes.[2])

Als Lehrgegenstand der 8. Classe könnte nun die Logik, da ihr Verständnis schon durch den Unterricht in der Psychologie angebahnt wäre und da sie reiferen Schülern vorgetragen würde, auch ohne Vermehrung der ihr so karg zugemessenen Stunden viel leichter, als es jetzt

---

[1]) Treffend bemerkt hierüber Dir. Hollenberg in seinem Referate über die Propädeutik (Verhandl. d. Dir.-Versamml. usw. 9. Band. Berlin 1881. S. 61): „Gewiss wird schon von Sexta an unzähligemal ein Gedankenstoff zerlegt und wieder zusammengefügt, classificiert und definiert usw. Solche Übungen, die den Schülern so geläufig werden, erfahren durch die später hinzukommende logische und psychologische Theorie durchaus keine Zunahme an Gewandtheit und Fruchtbarkeit. Die Logik hat nur eine theoretische Tendenz, keine praktische, stilistische, rhetorische“ usw.

[2]) Nach Wendt („Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichtes und der phil. Propädeutik.“ Baumeisters Handbuch, III. Band, 3. Abth. München 1896. S. 143) scheint darüber eine gewisse Übereinstimmung zu herrschen, dass man die Psychologie besser der Unterprima,

der Fall ist, ihre Aufgabe erfüllen. Jetzt wollen wir noch den von ihr zu verarbeitenden Lehrstoff einer kurzen Besprechung unterziehen.

Die Instructionen erklären sich m. E. mit vollem Rechte ganz entschieden gegen die sogenannte »formale« Logik, indem sie die Ansicht vertreten, dass die Logik zu lehren habe, welche Bedingungen erfüllt werden müssen, wenn unsere Gedanken »wahr« sein, d. h. mit der Wirklichkeit übereinstimmen sollen. Es soll ja der Schüler aus ihrem Studium »die Fähigkeit schöpfen, sich über die Quellen der Evidenz, über die Kriterien der Wahrheit eines Satzes in jedem besonderen Falle Rechenschaft zu geben« usw. (S. 303). Jener scharfsinnige, aber dürre und geistlose Formalismus, der in so vielen Lehrbüchern der Logik vorherrscht, mag wohl manches Gemeinsame mit den Turnübungen haben, jedoch kann er für keine zureichende Vorbildung zur Philosophie betrachtet werden, und die wenigsten Schüler finden an ihm Geschmack. Ohne mich übrigens in eine Kritik der formalen Logik einzulassen, will ich hier bloß eine sehr beachtenswerte Bemerkung F. A. Langes (»Logische Studien.« Leipzig 1894. S. 1 f.) anführen: »Allerdings ist die Aufgabe einer streng formalen Logik unzertrennlich von einer Kritik der überlieferten Logik, in welcher seit Aristoteles die rein logischen Elemente mit Grammatischem und Metaphysischem so eng verbunden sind, dass sich auch die bisherigen Versuche einer rein formalen Logik von dieser Verbindung nicht haben befreien können.« Wenn also ein so hervorragender Anhänger der formalen Logik zugesteht, dass niemand bisher imstande gewesen sei, von dieser Disciplin alle fremdartigen Elemente fernzuhalten, so können wir darin einen Beweis sehen, dass jeder Versuch, die »formale« Logik aus dem Complexe der philosophischen Wissenschaften auszuscheiden und ganz selbständig zu gestalten, für einen Fehlgriff anzusehen ist. Ich stimme also in diesem Punkte mit den sonst sehr triftigen Bemerkungen Zimmermanns (s. diese Zeitschr. Supplementheft zu Bd. 37, Jahrg. 1886, S. 105) nicht überein, da er sich für die Beibehaltung der formalen Logik erklärt, und schließe mich vielmehr denjenigen an, die von einer »rein formalen Logik« nichts wissen wollen.

Nun scheinen aber doch auch die neuesten Lehrbücher (namentlich die von Lindner-Leclair und Höfler) vielzuviel formalistische Elemente zu enthalten; so ist z. B. m. E. beinahe alles, was in den §§. 49, 50, 52, 62, 63 von Lindner gelehrt wird, überflüssig, ich kann es auch nicht billigen, wenn die Schüler mit den 19 giltigen Schluss-Modi allzulange geplagt werden, jedoch scheinen mir andererseits diejenigen zuweit zu gehen, die mit J. Pajk (s. diese Zeitschr. l. c. S. 115) alle 19 Modi »der Jugend erlassen« und »die deductive Schlussbildung lediglich auf die Einsicht in das Wesen der Begriffe und ihrer Verhältnisse mit Bezug auf die Wirklichkeit« gebaut sehen wollen. Meines Erachtens sollten

die Logik der Oberprima zuweist. An sich kommt auf die Reihenfolge nicht eben viel an. Will man aber lieber den Übergang vom Leichteren zum Schwereren als den umgekehrten machen, so wird es sich in der That bei der Darstellung des Seelenlebens um Betrachtungen handeln, die durch Beobachtung eigener Lebenserfahrungen unterstützt und deshalb verhältnismäßig leichter verstanden werden.

nur die Modi der 4. Figur ganz wegfallen, von der 3. aber sind zwei der drei (Darapti, Disamis, Felapton) beizubehalten. Bei richtiger Behandlung werden diese Modi den Vorwurf nicht verdienen, dass es »traditionelle Torturen« seien, die nur den jungen Köpfen die Logik ganz »verleiden« (Pajk l. c.). Diese Übungen mögen also angestellt werden, insofern es die Zeit erlaubt, jedenfalls aber muss der Lehrer als seine Hauptaufgabe betrachten, dass die Schüler mit seiner Hilfe eine klare Einsicht in das Wesen des Begriffes, des Urtheilens und Schließens gewinnen: dazu kann jedoch die Conversion und Contraposition der Urtheile, die Sphärenvergleichung und Zurückführung der 2. und 3. auf die 1. Figur einen kaum nennenswerten Beitrag liefern.

Den Ausgangspunkt sollte nach dem Vorgange Sigwarts[1]) das Urtheil bilden. Nachdem nämlich schon die Schüler in der Psychologie (beziehungsweise in der psych. Einleitung) den Unterschied des »Denkens« (wo »wahr und falsch auftritt«) von dem Vorstellen und das zwischen Denken und Sprechen bestehende Verhältnis kennen gelernt haben, muss ihnen vor allem das Wesen des Urtheiles einleuchtend werden, bevor sie zur Classification der Begriffe übergehen. Wenn die Begriffe als selbständige und für sich bestehende psychische Gebilde an die Spitze gestellt werden (wie es in der formalen Logik geschieht), kommen sie dem Schüler als etwas Fremdartiges vor und er verliert das eigentliche Ziel der Logik aus den Augen, was auf den Unterricht einen gewiss nicht fördernden Einfluss ausübt: er hat es ja gehört, dass es sich in der Logik um die Erkenntnis der Wahrheit handle; nun kann jedoch »Wahrheit« einzig und allein dem Urtheil zukommen, nicht aber den Merkmalen und Gattungen der Begriffe; der Schüler kann also noch nicht recht einsehen, zu welchem Zwecke er mit diesen »Spitzfindigkeiten« geplagt wird. Wohl müssen wir gleich anfangs das eigenthümliche Wesen des Begriffes hervorheben, weil ja das Urtheil aus Begriffen besteht, damit aber begnügen sich unsere Lehrbücher nicht, sondern stellen im ersten Hauptabschnitte alles zusammen, was sie über die Gattungen der Begriffe zu sagen haben.

Ferner halte ich es ebenfalls aus didaktischen Gründen für angezeigt, dass die Lehre vom inductiven Schlussverfahren der Deduction vorangestellt werde. Es hat nämlich Willmann m. E. vollständig recht, wenn er sich gegen die bisher beliebte Anordnung des Lehrstoffes erklärt (l. c. S. 289): »Es ist .... zweckmäßig, einem Winke der Geschichte der Logik stattzugeben, welche zeigt, dass die analytischen Operationen

---

[1]) S. auch Lipps »Logik« (1893), Rabus »Logik als Wissenschaftslehre« (1895). Treffend bemerkt hierüber O. Willmann (»Didaktik als Bildungslehre.« Braunschweig 1889. II, S. 288): »In dem Ausgehen vom Begriffe liegt aber ein Hinausschreiten über das letzte organische Element, als welches das Urtheil anzusehen ist, von dem das Gleiche gilt, was bei der Sprachlehre vom Satze zu sagen ist. Die Logik muss da einsetzen, wo wahr und falsch auseinandertritt, und Trendelenburg beginnt seine elementa logices mit Recht und ganz im Sinne des Aristoteles mit dem Satze aus den Büchern von der Seele: »Wo wahr und falsch auftritt, da liegt eine Verbindung von Begriffen zu einer Einheit vor.«

früher gefunden wurden als die synthetischen: schon Sokrates bildete das definierende und das inductive Verfahren aus, während erst Aristoteles den Schluss und die Deduction untersuchte. Die analytischen Operationen sind auch die verständlicheren und ihre Verwendbarkeit leuchtet mehr ein als die der synthetischen.« Dass die formale Logik die Deduction immer vorangehen lässt, das kann von ihrem Standpunkte aus niemanden wundern, weil sie sich gar nicht darum bekümmert, welchen Erkenntnissen wir die allgemeinen Urtheile verdanken, aus denen im syllogistischen Verfahren andere erschlossen werden, — sie fragt also nicht darnach, was uns z. B. zu dem Urtheile berechtigt: »alle Menschen sind sterblich.« In ihren Augen bildet die Syllogistik den Hapttheil der Logik, die Induction aber wird von ihr als ein Anhängsel von untergeordneter Bedeutung behandelt. Wenn wir aber den Grundsatz festhalten wollen, dass es sich in der Logik um die Übereinstimmung unserer Gedanken mit der Wirklichkeit handelt, so werden wir auch die Schüler lehren, dass nur solche Schlüsse einen Wert haben, die aus unzweifelhaft wahren oder (wenn keine Gewissheit zu gewinnen ist) wahrscheinlichen Prämissen gezogen sind.[1]) Außerdem ist ja die Induction leichter fasslich und dem Schüler geläufiger als die Deduction: die meisten werden die Bedeutung des Syllogismus: »alle Menschen sind sterblich, — Sokrates ist ein Mensch« nicht recht begreifen und werden darin eine Tautologie sehen, wenn sie nicht früher gelernt haben, dass die Major, die auf inductivem Wege gewonnen wird, ein Naturgesetz zum Ausdruck bringe. Es wäre also m. E. viel zweckmäßiger, wenn vorerst die Induction und der Begriff des Causalnexus, welcher dem des Naturgesetzes zugrunde liegt, gründlich erörtert würde. Die Lehre vom Beweisen wird in den Instructionen mit vollem Recht das »praktisch wichtigste Capitel der Logik« genannt (S. 303). Einen passenden Abschluss der Propädeutik und zugleich des ganzen Gymnasialcursus würde die Methodenlehre bilden, wenn sie einen interessanten Ausblick gewährte in das weite Gebiet der wissenschaftlichen Forschung, welches nunmehr die Schüler betreten sollen; damit können einige specielle Weisungen, die sich auf das Studium der Philosophie beziehen, ohne Schwierigkeit verbunden werden.

In der Psychologie müssen meiner Ansicht nach bei der Auswahl des Lehrstoffes folgende Grundsätze festgehalten werden: In erster Reihe sind auf dieser elementaren Stufe die complicierten psychischen Erscheinungen zu berücksichtigen, die dem Schüler aus eigener Erfahrung wohl bekannt sind, dann auch diejenigen, welche ihm von der Poesie nahe gebracht werden; also z. B. das Weben der Einbildungskraft und ihre Einwirkung auf das Gefühl, die alltäglichen und die mächtiger aufwallenden Gefühle, die Triebe, Begierden und Leidenschaften, die Temperamente und Charaktere. Es soll ja der Gegenstand ein möglichst

---

[1]) Sehr richtig sagt Wundt über den Subsumtionsschluss, er sei gerade »der ärmste unter allen, weil alle Wahrheit, die er uns lehren kann, auf der Wahrheit derjenigen Denkprocesse beruht, die ihm vorausgehen« (Logik I², S. 309).

lebhaftes Interesse bei der Jugend erregen und zugleich die Bedeutung psychologischer Studien für das praktische Leben hervortreten. Auch das Traumleben, die Hallucination, der Hypnotismus, der Wahnsinn liefern ein für diese Stufe besonders geeignetes Material. Dagegen ist (wie von den Instructionen mit Recht empfohlen wird) „das anatomisch-physiologische Beiwerk auf das Allernothwendigste zu beschränken“ und überhaupt ist alles auszuscheiden, was wohl den Fachmann interessiert, auf die Jugend aber keinen anregenden Einfluss übt (wie z. B. das „psychophysische Gesetz“ Lindner §. 14, oder die viel zu schwierigen Untersuchungen, welche die Raum- und Zeitvorstellungen zum Gegenstande haben: §§. 39—40). Eine möglichst ausführliche Besprechung verdienen die ästhetischen Gefühle, wobei alle die Hauptformen des Schönen (das Einfach-Schöne, das Erhabene, das Anmuthige, das Tragische und Komische) ein besonders anziehendes Thema liefern.[1])

Unvergleichlich besser als die derzeit im Gebrauche stehenden Lehrbücher ist m. E. das soeben erschienene Buch Höflers „Grundlehren der Psychologie“ (Wien 1897), welches die neuesten Resultate der wissenschaftlichen Forschung für den Gymnasialunterricht verwertet. Da ist keine Rede mehr von Herbarts Hypothesen, der feste Boden der Erfahrung wird nirgends verlassen, eine reiche Fülle von interessantem und auch für das praktische Leben wichtigem Lehrstoffe ist da in gedrängter Kürze zusammengefasst. Besonders hervorzuheben sind die §§. 14 („Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Physischem und Psychischem. Übersicht der Thatsachen“), 67—69 („Ästhetische Gefühle“), 72 („Egoismus und Altruismus“), 79—82 („Psychische Wirkungen des Wollens“; „Das Problem der Willensfreiheit“; „Begriff des Motives und des Charakters“; „Zurechnung und Verantwortung“; „Entwicklung eines sittlichen Charakters“). Wiewohl ich aber die Überzeugung hege, dass die Propädeutik diesem Werke einen bedeutenden Fortschritt verdanken werde, möge es mir doch gestattet sein, gewisse Bedenken zu äußern und einige Verbesserungsvorschläge zu machen. Erstens glaube ich, dass es auch unter den günstigsten Umständen nicht wohl möglich ist, in den 70—76 Lehrstunden, die der Psychologie vergönnt sind, diesen reichhaltigen Stoff erschöpfend zu verarbeiten. Zweitens halte ich manche vom Verfasser aufgenommene, schwierige Details für entbehrlich: hieher

---

[1]) Manches Dankenswerte bieten darüber die §§. 68—70 bei Lindner. Der §. 63 Jerusalems („Lehrbuch der Psychologie“ usw. 2. Aufl. 1890) wäre zu erweitern. Was übrigens dieses Büchlein betrifft, so glaube ich, dass es gute Dienste leisten könnte, wenn nur einige Paragraphe und namentlich diejenigen, welche die Freiheit des Willens und die „Ich-Vorstellung“ besprechen, einer Umarbeitung unterzogen würden; im §. 69 versichert der Verfasser, dass unser Wille „nicht frei ist“, obwohl er selbst hinzufügt: „Ebenso vermag auch die festeste Überzeugung davon, dass unsere Willenshandlungen determiniert sind, uns den Glauben nicht zu nehmen, dass unser Wille frei entscheidet.“ Die Seele nennt er im §. 75 „einfach und immateriell“, aber der Inhalt des §. 73 lässt sich besser mit den Resultaten Wundts in Einklang bringen, als mit der Auffassung der Seele als eines vom Körper verschiedenen, einfachen Wesens.

rechne ich z. B. die Ergebnisse der Einzeluntersuchungen von Helmholtz (S. 31 f.), deren Bedeutung für die Psychologie den Schülern nicht einleuchten wird; ferner den »Grundgedanken der Hering'schen Farbentheorie« (S. 36 f.), die »Contrasterscheinungen« (S. 37—39), die »psychophysischen Gesetze« (§. 29), die »beschreibende Analyse unserer Raumvorstellungen« (S. 45), die »Zeitvorstellungen und Zeiturtheile« (§§. 49—52). Drittens scheinen mir einige sehr wichtige Phänomene und Streitfragen, welche das Interesse der Jugend in höherem Maße, als die eben angeführten, erregen und sich für den Gymnasialunterricht am besten eignen, eine ausführlichere Besprechung zu erfordern: über den Materialismus (S. 17), die »hypnotischen Zustände« (§. 19), die »psychischen Störungen« (§. 20), die »Hallucinationen« (S. 64 u. 68), die »Leidenschaften« (S. 144), die »instinctiven Bewegungen (S. 147), den »Ursprung der Sprache« (S. 150) sagt der Verf. m. E. zu wenig. Namentlich wäre es sehr wünschenswert, dass im Propädeutik-Unterricht der wesentliche Unterschied hervorgehoben würde, welcher zwischen der menschlichen Vernunft und dem thierischen Instincte besteht. In den sonst trefflichen Paragraphen, welche das Problem der Willensfreiheit zum Gegenstande haben, vermisse ich eine kurze Widerlegung des Determinismus. Von der Unsterblichkeit der Seele erfahren die Schüler aus dem Buche gar nichts ex professo. Nun ist es vom Standpunkte des Verf.s sehr wohl begreiflich, dass er diese metaphysischen Streitfragen nicht berühren wollte; es wäre aber m. E. noch zu erwägen, ob einige kurz und bündig gefasste Argumente, durch welche die allgemein bekannten, gegen die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit gerichteten Einwürfe widerlegt würden, am Schlusse des Propädeutik-Unterrichtes nicht wünschenswert wären, zumal die Schüler der 8. Classe schon manche widersprechenden Meinungen darüber gehört haben und während ihrer Universitätsstudien hören werden.[1]) Was endlich des Verf.s Lehre vom Urtheil anbelangt (§. 38 ff.), will ich nur bemerken, dass er auch in diesem Buche die Auffassung Brentanos vertritt, welche m. E. das Verständnis dieser Function erschwert. Sämmtliche Urtheile sollen sich auf »Existenzial-Urtheile« zurückführen lassen (»Logik« §. 46 Anm.), in denen ein »vorgestellter Inhalt anerkannt oder verworfen wird«; im Satze: »Gott existiert« kommt nur ein einziger Begriff zum Ausdruck (ib. §. 41 Anm.); wenn ich sage: »ich nehme das beschneite Hausdach wahr«, so spreche ich meinen Glauben aus, dass Dach und Schnee existieren (Psych. §. 38). Ich glaube aber, dass die meisten Lehrer und Schüler mir zustimmen werden, wenn ich den Prädicaten der beiden angeführten Sätze eine ganz verschiedene Bedeutung zuerkenne: in dem ersteren sprechen wir unsere Überzeugung aus, dass demjenigen Wesen, welches wir »Gott« nennen, eine reale Existenz zugeschrieben werden müsse; der letztere aber besagt, dass das Ding, welches ich vor Augen habe, ein beschneites

[1]) S. oben S. 11 f. »C'est l'absence de philosophie qui, au sortir du collège, au premier choc d'une contradiction absolue entre l'école et le monde, fera de révoltés et des sceptiques« (lesen wir in den franz. Instructionen l. c. S. CXIII).

Hausdach ist. Es wird aber natürlich dem Lehrer freistehen, diese Ansicht des Verf.s zu widerlegen und seine eigene vorzutragen.

Die obigen Erwägungen führen mich also zu dem schließlichen Ergebnisse, dass ebensowohl an unseren Lehrbüchern, wie auch am ganzen Betriebe des Propädeutik-Unterrichtes noch manches zu verbessern ist, wenn seine Resultate befriedigen sollen. Vor allem ist natürlich die Heranbildung geeigneter Lehrkräfte eine unerlässliche Vorbedingung, von welcher das Gedeihen dieses Unterrichtszweiges in erster Linie abhängt (s. die trefflichen Bemerkungen Meinongs l. c. S. 110 ff.). Es wären gewiss die »rechten Lehrer für diesen Gegenstand« (vgl. den von Hollenberg angeführten Ausspruch Landfermanns in den Verhandl. der Dir.-Versamml. IX. Bd., S. 57) nicht so selten zu finden, wenn alle Lehramtscandidaten sich bei der Prüfung mit einer gründlichen Kenntnis der Psychologie und der Logik ausweisen müssten. Das wäre doch nicht zuviel verlangt und m. E. viel zweckmäßiger, als die allzu unbestimmte und in der Praxis wenig beachtete Vorschrift, auf Grund welcher eine »philosophische und pädagogische Vorbildung« bei allen Mittelschullehrern vorausgesetzt wird. Wir wollen hoffen, dass die neueste Ministerial-Verordnung (vom 30. August 1897, s. Verordnungsblatt, Stück XIX), welche bestimmt, dass »alle Candidaten Colloquienzeugnisse über ein mindestens dreistündiges philosophisches und pädagogisches Colleg oder Zeugnisse, dass sie sich an einem philosophischen oder pädagogischen Seminare thätig betheiligt haben, vorzulegen haben« (S. 433), wenigstens einen Theil der Candidaten anregen wird, Vorlesungen über Logik und Psychologie zu hören. Jedoch ist zu befürchten, dass viele von ihnen nach wie vor dieses Studium vernachlässigen und sich mit einem minder nothwendigen und wichtigen Colleg begnügen werden. Dies kann nur eine missbilligende Äußerung seitens der Prüfungscommission hervorrufen, der Candidat wird aber sein Befähigungszeugnis bekommen müssen, wenn er nur in seiner Fachwissenschaft wohl bewandert ist. Die entschiedene Forderung, dass jeder von ihnen sich mit den Grundlehren der Logik und der Psychologie [1]) bekannt machen und dass jedem während seiner Universitätsstudien Gelegenheit geboten werden solle, eine systematische und vollständige Darstellung dieser Grundlehren zu hören, würde m. E. unseren Gymnasien viel bessere Dienste leisten.

Tarnow. Dr. Alexander Pechnik.

---

[1]) Andere fügen noch die Ethik hinzu: »Unerlässlich erscheint ein eingehendes Studium der Logik, Psychologie und Ethik, und darüber muss die Staatsprüfung die Kenntnisse gründlich ermitteln« (Fries, »Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt.« Baumeisters Handbuch, II. Bd., 1. Abth. München 1895. S. 137). Auch diese Forderung ließe sich durch gewichtige Argumente begründen. Jedenfalls aber müsste wenigstens den Hauptbegriffen der Ethik im Zusammenhange mit den »moralischen Gefühlen« und mit der Lehre vom Charakter eine gründliche Erörterung zutheil werden.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Archäologisches Institut in Wien.

Das k. k. österreichische archäologische Institut in Wien, dessen Errichtung vom Kaiser am 15. März 1897 genehmigt worden ist, nahm mit Beginn des Jahres 1898 seine Thätigkeit auf. Die Organisation des Institutes wird bis zur finanzgesetzlichen Bewilligung der für dasselbe im Staatsvoranschlage für das Jahr 1898 angesprochenen Mittel einen provisorischen Charakter an sich tragen, und wurden demgemäß auch die damit zusammenhängenden Personalfragen nur provisorisch geregelt. Mit der Leitung des Institutes wurde der Professor für classische Archäologie an der Wiener Universität, Hofrath Dr. Otto Benndorf, betraut. Die derzeit zu wissenschaftlichen Zwecken in Konstantinopel, Smyrna und Athen exponierten österreichischen Gelehrten: Gymnasiallehrer und Privatdocenten Dr. Ernst Kalinka und Dr. Rudolf Heberdey, sowie Privatdocenten Dr. Wolfgang Reichel und Dr. Adolf Wilhelm wurden unter Belassung auf ihren jetzigen Posten dem Institute zur Versehung der Function von Institutssecretären zugewiesen. Die Localitäten des archäologischen Institutes befinden sich in Wien, IX. Bezirk, Türkenstraße 4.

Provisorisches Statut.

§. 1. Das k. k. österreichische archäologische Institut hat die Aufgabe, die vom Staate unternommenen oder geförderten Forschungen auf dem Gebiete der classischen Archäologie zu leiten und zu überwachen. Das Institut ist eine Staatsanstalt und wird aus Staatsmitteln dotiert und erhalten.

§. 2. Zum Wirkungskreise des Institutes gehören: *a*) die Durchführung archäologischer Reisen, Expeditionen und Grabungen; *b*) die Herausgabe wissenschaftlicher Publicationen; *c*) die Oberleitung der selbständigen staatlichen Antikensammlungen; *d*) die Überwachung aller staatlich subventionierten archäologischen Grabungen; *e*) die Förderung der archäologischen Studien österreichischer Stipendiaten im Auslande.

§. 3. Der durch das Allerhöchst genehmigte Statut vom 21. Juni 1873, R. G. Bl. Nr. 131, bestimmte Wirkungskreis der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, insbesondere der I. Section dieser Commission bleibt durch die Aufgaben des archäologischen Institutes unberührt. Bei allen wichtigeren inländischen Angelegenheiten hat das Institut im Einvernehmen mit der Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale vorzugehen und sich ihrer Unterstützung gewärtig zu halten.

§. 4. Das österreichische archäologische Institut hat seinen Sitz in Wien und untersteht unmittelbar dem Ministerium für Cultus und Unterricht.

§. 5. An der Spitze des Institutes steht ein vom Kaiser ernannter Director mit dem Range und den Bezügen eines ordentlichen Professors der Wiener Universität. Demselben sind beigegeben: ein Vicedirector mit dem Range und den Bezügen der VII. Rangsclasse der Staatsbeamten und vier Secretäre mit dem Range und den Bezügen der VIII. Rangsclasse der Staatsbeamten. Diese Functionäre werden vom Minister für Cultus und Unterricht ernannt. Dem Institute ist ferner das erforderliche Hilfspersonale für den Kanzlei- und Rechnungsdienst beigegeben. Für die Agenden technischer Natur sind die erforderlichen Fachkräfte von Fall zu Fall gegen entsprechende Remuneration vom Director des Institutes beizuziehen. Den ausserhalb Wiens verwendeten Functionären des Institutes werden zu ihren normalmäßigen Bezügen in der Regel besondere Zulagen bewilligt.

§. 6. Der Director hat alljährlich dem Ministerium für Cultus und Unterricht einen ausführlichen Jahresbericht über die Thätigkeit und über die finanzielle Gebarung des Institutes zu erstatten. Demselben obliegt es ferner, an dieses Ministerium in allen wichtigen Angelegenheiten, so insbesondere bezüglich der Berufung von Mitgliedern, der Personalangelegenheiten der Vorstände der selbständigen staatlichen Antikensammlungen und der Functionäre des Institutes, der Aufnahme des Hilfspersonales, der Bewilligung ständiger Remunerationen, der Organisation größerer, namentlich aller neuen Unternehmungen die entsprechenden Vorschläge zu erstatten. Der Director ist dem Ministerium für die Gebarung mit jenen Geldverlägen verantwortlich, welche alljährlich dem Institute in Verwaltung gegeben werden.

§. 7. Die Abgrenzung der Competenz zwischen dem Director des Institutes und dem Ministerium für Cultus und Unterricht wird in der Instruction für den Director, bezw. in der Geschäftsordnung für das Institut geregelt.

§. 8. Die Functionäre des Institutes unterstehen in dienstlicher Beziehung unmittelbar dem Director, ebenso die Vorstände der selbstständigen staatlichen Antikensammlungen in allen Angelegenheiten der Verwaltung der Sammlungen, der Veranstaltungen von Grabungen und der Herausgabe von Publicationen. Die Sammlungsleiter und Secretäre haben sich mit dem Director über alle beruflichen Angelegenheiten in fortlaufender Correspondenz zu halten.

§. 9. Zur Stellvertretung des Directors in Fällen seiner Verhinderung ist der Vicedirector und in dessen Verhinderung ein vom Ministerium für Cultus und Unterricht zu designierender Secretär des Institutes berufen.

§. 10. Dem österreichischen archäologischen Institute gehören außer den systemmäßig angestellten wissenschaftlichen Beamten als Mitglieder an: *a*) die Professoren der archäologischen Wissenschaften an sämmtlichen österreichischen Universitäten; *b*) die Vorstände der selbständigen staatlichen Antikensammlungen; *c*) die vom Minister für Cultus und Unterricht eigens hierzu ernannten Persönlichkeiten. Die Mitglieder des Institutes werden einmal des Jahres zu einer Berathung in Angelegenheiten des Institutes einberufen, welche unter dem Vorsitze des Ministers für Cultus und Unterricht oder des von ihm zu bezeichnenden Stellvertreters stattfindet.

§. 11. Die staatlichen Behörden und die vom Staate erhaltenen oder subventionierten wissenschaftlichen Institute und Vereinigungen sind berufen, das archäologische Institut in seiner Wirksamkeit zu unterstützen.

Literarische Miscellen.

Antiker und moderner Standpunkt bei der Beurtheilung des Sophokleischen Dramas „König Ödipus". Von Dr. M. Wetzel. (Sonderabdruck aus „Gymn." XIV, 13 u. 14.) Paderborn, Ferdinand Schöningh 1896.

Die Abhandlung, die nicht ohne Scharfsinn geschrieben ist, sucht darzuthun, dass der „König Ödipus" eine Schicksalstragödie sei, und zwar in crassester Form; Göttermacht verführe den Helden zu Frevelthaten, die er bei klarer Erkenntnis und völliger Willensfreiheit nimmer begangen haben würde. Das Resultat wäre somit nicht neu; aber der Weg, auf dem es gewonnen wurde, enthält manchen neuen Gesichtspunkt; deshalb kann die Lectüre dieser Abhandlung allen, die sich mit der grandiosen Tragödie beschäftigen, wohl empfohlen werden. — Auf Einzelheiten einzugehen, wäre verlockend; aber es würde eine neue Abhandlung geben; daher nur ein paar Gedanken. In einer Dichtung alles erklären zu wollen, ist eitles Beginnen und führt nothwendigerweise zu Ungereimtheiten; denn eine große Dichtung ist kein mathematisches Exempel, das ganz aufgeht; namentlich hat Sophokles dem antiken Zuschauer und noch mehr dem modernen Leser gar vieles zu deuten überlassen. Man fragt, worin Sophokles seinen Helden schuldig werden lassen wollte. Ich meine: durch die Ermordung des Vaters, vor allem aber durch die Heirat seiner Mutter. Allerdings begieng er diese scheußlichen, ungeheueren Verbrechen unbewusst. Aber eine so ungeheuere Schuld bleibt Schuld, auch wenn sie wider Wollen und Wissen begangen wurde. Denn mit Wissen und Wollen begangen, wären ja diese Verbrechen zu groß, zu unnatürlich, um tragisch zu sein.

Möglich wird das nur durch die Verblendung des Ödipus; auch diese liegt in seinem ganzen Charakter und ist nimmermehr das Werk der Götter, des Schicksals. Ödipus' rasch aufwallender Zorn, der ihn unmittelbar nach dem empfangenen Orakel den Todesschlag führen ließ gegen einen alten Mann, der sein Vater sein konnte, der ihn verleitete, den alten Tiresias aufs tiefste zu beleidigen und seinen Schwager Kreon zu verdächtigen, stürzt ihn in den Abgrund von Schuld, der in der Heirat seiner Mutter liegt; er selbst bekennt es (V. 1484): *οὔθ' ὁρῶν οὔθ' ἱστορῶν πατὴρ ἐφάνθην, ἔνθεν αὐτὸς ἠρόθην.* Dadurch aber wird seine Schuld menschlich; sonst wäre sein Verbrechen einfach thierisch. Dem entspricht die Sühne; sie wäre ungenügend, ja nichts, wenn die Schuld nicht gemildert erschiene. — Ob Schicksalstragödie oder nicht? Ödipus macht sich sein Schicksal selbst.

Lateinisches Lesebuch mit Wortschatz. Von Dr. F. Meurer. I. Theil. Für Sexta. 9. Aufl. Neubearbeitung. Weimar, Herm. Böhlaus Nachfolger 1896.

Das lateinische Lesebuch von Meurer ist nunmehr in 9. Aufl. erschienen. Der unermüdliche Verf. hat sich die Mühe einer Neubearbeitung nicht verdrießen lassen, ein schöner Beweis für den Ernst, mit dem er seine Aufgabe auffasst. Worin die Veränderungen liegen, setzt er selbst in einem kurzen Vorworte auseinander. Wir wollen dem nicht näher nachgehen, sondern zusehen, wie sich gegenwärtig das Buch repräsentiert.

Die dem Ref. wohlbekannten Hauptschwierigkeiten, die sich dem Verf. eines lateinischen Lesebuches für den Schulunterricht entgegenstellen, gehen alle darauf zurück, mit einem Minimum von Worten etwas sagen zu sollen, das überhaupt einen Inhalt hat und noch dazu einen solchen, der innerhalb des geistigen Horizontes eines Knaben von zehn Jahren liegt und sein Interesse zu erregen geeignet ist. Dazu soll noch

der grammatische Fortschritt im Auge behalten und vermieden werden, dass nicht auf einmal ein Sturzbad von Neuem und Schwierigkeiten den kleinen Anfänger aus der Fassung bringe. Diesen Anforderungen entspricht das Buch auch in seiner neuen Gestalt noch nicht, besonders fällt im Anfange viel Ungereimtes und Nichtssagendes auf. Das 1. Stück über die erste Declination hat als Überschrift „Italien“ und besteht aus vier Abtheilungen: *a*) Sicilien, *b*) ohne Aufschrift, *c*) Der Ätna, *d*) Rom. Man sieht: die zweite Abtheilung steht in keinem Zusammenhange mit den übrigen drei Stücken und mit dem Haupttitel. Aber auch die erste Abtheilung enthält Sätze, deren Beziehung zur Aufschrift „Sicilien“ sehr entfernt ist, z. B. S. 5 Nauta casam habet usw. Das 2. Stück „Zur Wiederholung“ handelt(?) von der Königin Artemisia. Was ist dem Knaben „Artemisia“? Sätze wie: Accolae orae nautae erant. Agricolae casas habebant. In viis arae erant usw. stehen in keinem Bezuge zur Überschrift, sind leer und das Imperfect ist falsch. — Je weiter aber der grammatische Stoff vorrückt, je größer der Wortschatz der Schüler wird, desto besser gelingt es dem Verf., artige Stücke zu bieten. Da kann man in der Regel Sprache und Inhalt loben. Eine Reihe von Stücken werden von den kleinen Lateinern gewiss mit Vergnügen gelesen werden. Die deutschen Stücke sind in der Regel nur Variationen der lateinischen, oft sind Sätze geradezu unverändert herübergenommen. Im Wortschatze sind die fest zu lernenden Wörter von den anderen getrennt.

Im ganzen muss man sagen, dass das Buch mit Liebe und Verständnis gemacht ist und dass es einen großen Fortschritt bedeutet gegen die Bücher von ehemals, die ein Sammelsurium waren von Albernheiten und Nichtigkeiten.

Lateinische Elementargrammatik. Von Dr. Karl Stegmann. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

Das Büchlein ist ein Auszug des Pensums der I. und II. Gymnasialclasse (Sexta und Quinta) aus der Schulgrammatik desselben Verfassers. An und für sich für unsere Verhältnisse belanglos, weil ja die Lateinische Schulgrammatik bei uns nicht im Gebrauche steht und weil bei uns dem Gebrauche zweier lateinischer Grammatiken principielle Bedenken entgegenstehen, ist das Büchlein doch insoferne nicht ohne Interesse, weil es das Pensum klar vor Augen stellt, das im grammatischen Unterrichte des Lateinischen an den Gymnasien Deutschlands auf die beiden ersten Classen entfällt. Besonders empfehle ich den Anhang I, enthaltend „Einige Regeln der Syntax“, von S. 95—97 der Beachtung.

Aufgaben zur Einübung der lateinischen Syntax von Ernst Schwabe. Heft 1: Systematisch geordneter Theil. Heft 2: Freie Aufgaben. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

Das erste Heft enthält Stücke zusammenhängenden Inhaltes und aus Einzelsätzen bestehend nach den Paragraphen der Stegmann'schen (6. Aufl.) und der Ellendt-Seyffert'schen Grammatik (35. Aufl. u. ff.), das zweite schwierigere Stücke, die die Beherrschung der lateinischen Syntax zur Voraussetzung haben. Die einzelnen Stücke sind geschickt gearbeitet, inhaltlich interessant und werden manchem Lehrer, besonders als Grundlage lateinischer Schularbeiten am Obergymnasium, willkommen sein. In diesem Sinne mögen die beiden Hefte empfohlen sein!

Wien. A. Scheindler.

Grundlehren der mathematischen Geographie und elementaren Astronomie für den Unterricht bearbeitet von Dr. Siegm. Günther. Professor der technischen Hochschule München. 4. durchges. Aufl. Mit 47 in den Text gedruckten Figuren und zwei Sternkarten. München, Theodor Ackermann 1896.

Das vorliegende Lehrbuch, welches wir zu wiederholtenmalen als einen ausgezeichneten Behelf beim Unterrichte in der mathematischen Geographie und elementaren Astronomie bezeichneten, erscheint nun in 4. Auflage. Tiefgreifende Veränderungen wurden nicht vollzogen, doch wurde der Text einer gründlichen Revision unterzogen. Der Weg, den der Verf. eingeschlagen hat, ist derselbe, den die Wissenschaft der Astronomie selbst in ihrem Entwicklungsgange vorgezeichnet hat. Aus diesem Grunde hat der Autor jederzeit Rücksicht auf die Geschichte der Astronomie und der mathematischen Geographie genommen. Die Anordnung des Stoffes ist dieselbe wie in den früheren Auflagen geblieben, ebenso die Verwendung der Mathematik, welche — soweit sie innerhalb elementarer Grenzen geschieht — ungescheut vorgenommen wurde. Gewünscht hätte Ref., dass die Mondbewegung, welche in ihrem Verständnisse dem Anfänger große Schwierigkeiten bereitet, eingehender besprochen worden wäre und dass die auf dieselben bezugnehmenden Verhältnisse auch graphisch dargestellt worden wären. Immer wird die Reihe der Erfahrungen in den Vordergrund gestellt, die Theorie daran geknüpft und die gewonnenen Ergebnisse werden durch passend gewählte Beispiele beleuchtet.

Das Buch wird auch in seiner neuen Form für den Unterricht in den Mittelschulen eine recht passende Grundlage abgeben können, aber auch vermöge seiner Anlage und der zutage tretenden Durchführung bei „gehöriger Ausnützung des gegebenen Materiales“ sich für ein Universitätscolleg als Basis bewähren.

Elektrische Wechselströme und unterbrochene Ströme. Von Prof. George Forbes. Nach drei in der Royal Institution zu London gehaltenen Vorträgen. Deutsch von Dr. J. Kollert. Mit 38 Figuren im Text. Leipzig, Quandt & Händel 1896.

Die im vorliegenden Buche enthaltenen Vorträge wurden von Prof. Forbes im Jahre 1895 in der Royal Institution von Großbritannien gehalten und waren ursprünglich für ein gebildetes, aber mit dem wissenschaftlichen Theile der Elektricitätslehre weniger vertrautes Publicum berechnet. Vorzüglich werden die mitunter recht schwierigen Vorgänge, die in Leitern auftreten, in welchen die Capacität und Selbstinduction eine große ist, wenn durch diese kurzandauernde oder Wechselströme fließen, eingehend besprochen und — was an dem Buche besonders anerkennend hervorzuheben ist — deren Verständnis durch Heranziehung mechanischer Analogien gefördert. In dieser Beziehung zeigt sich der Vortragende als Meister und als ausgezeichneter Interpretator der neuesten Anschauung über Elektricität; dies ist umso wertvoller, weil Prof. Forbes kein einseitiger Theoretiker ist, sondern als Schöpfer der Entwürfe für den elektrischen Theil der Kraftübertragungsanlagen am Niagarafalle mit seinen theoretischen Kenntnissen eine reiche praktische Erfahrung verbindet. Im ersten Abschnitte des Buches werden die mechanischen Analogien für die Fortpflanzung der Elektricität angegeben, und zu diesem Zweck werden eine Reihe von Beispielen herangezogen, die der reinen Mechanik entnommen sind. Besonders klar wird durch diese Analogien der Begriff der Capacität gemacht. Die Fortpflanzung der Elektricität in unterseeischen Kabeln wird auf Grund der vorgeführten Betrachtungen in allgemein verständlicher Weise erläutert. — Im zweiten Vortrage werden namentlich die Erscheinungen der galvanischen und Magnetoinduction erläutert und die Selbstinduction in ent-

sprechender Weise mit der Trägheit, die jeder Körper äußert, verglichen. Besonders bemerkenswert sind die Erörterungen über die gegenseitige Induction und über das Modell von Maxwell zur Versinnlichung dieser Erscheinung. Die Gefahren beim plötzlichen Unterbrechen eines Stromkreises mit großer Selbstinduction werden sachgemäß beleuchtet, und in dem Abschnitte über Phasenverzögerung des Stromes gegen die elektromotorische Kraft der interessanten Versuche von Elihu Thomson gedacht. — Im dritten Abschnitte sind es namentlich die Inductionserscheinungen bei sehr hoher Wechselzahl und elektromotorischer Kraft, welche in eingehender Weise Berücksichtigung erfahren. Den bei diesen Strömen zur Geltung kommenden Oberflächenwiderstand, die Tesla'schen Erscheinungen, das Auftreten von elektrischen Schwingungen, die aus den theoretischen Rechnungen gefolgert werden können, finden wir am Schlusse des frisch geschriebenen Buches beschrieben und erläutert. Der trefflichen Schrift wünschen wir viele Leser, die von der Lectüre derselben nur befriedigt scheiden werden.

Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik.

Von Hermann von Helmholtz. 5. Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Verfassers und 66 in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn 1896. Preis 12 Mk.

Die jetzige von R. Wachsmuth veranstaltete 5. Ausgabe der bekannten »Lehre von den Tonempfindungen«, eines jener Hauptwerke, durch welche Helmholtz so bahnbrechend gewirkt hat, ist fast mit der 4. Ausgabe, welche 1877 noch von Helmholtz veranstaltet wurde, identisch. Der jetzige Herausgeber war durch eine letzte Willensäußerung von Helmholtz gezwungen, die Ergebnisse neuerer Forschungen von dem Inhalte der »Tonempfindungen« auszuschließen. Namentlich im anatomischen und physiologischen Theile der Lehre vom Ohre und den Gehörnerven wurden in letzterer Zeit mehrere nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, deren Aufnahme den alten Text wesentlich hätte modificieren müssen. Eine solche Änderung hätte — wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt — nur der Meister selbst geben dürfen, damit die tiefe Originalität der Darstellung des ursprünglichen Textes durch derartige Ergänzungen in keinerlei Weise Schaden leide. Wir stimmen dem Herausgeber vollkommen bei, wenn er behauptet, dass solche Werke, wie das vorliegende, »in sich das Recht tragen, als hehre historische Denkmale in ihrer ursprünglichen Form bewahrt zu werden«. Immerhin würden aber auch Ergänzungen und Erweiterungen nicht dazu beitragen, die grundlegende Auffassung der Tonempfindungen, wie sie von Helmholtz gegeben wurde, im ganzen und großen zu modificieren. — Zusätze, welche von dem Herausgeber veranstaltet wurden, sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht worden. Mehrfach wurde auch auf »Die gesammelten wissenschaftlichen Abhandlungen« des Verf.s Bezug genommen. Die ursprüngliche Eintheilung des großen, zu bewältigenden Stoffes wurde beibehalten: Nach einer geistvollen Einleitung über die Beziehung der Musikwissenschaft zur Akustik, die Unterscheidung der physikalischen und physiologischen Akustik wurde die Zusammensetzung der Schwingungen dargestellt, ferner auf die Störungen des Zusammenhanges und auf die Verwandtschaft der Klänge in ausführlicher Weise und mit steter Berücksichtigung der Musikwissenschaft eingegangen. — Die Beilagen enthalten, wie bekannt, meistens die mathematische Theorie der behandelten Gegenstände, in welcher Helmholtz geradezu meisterhaft wirkte. Großartig ist der Umstand, dass durch die genaue Analyse der Tonempfindungen, wie sie von Helmholtz veranstaltet wurde, zuerst die Harmonielehre in echt wissenschaftlicher Weise ihre Begründung fand. Dabei hat Helmholtz in ebenso umfassender Weise

auf die älteren, als auch auf die neueren Musiksysteme Rücksicht genommen.

Das classische Werk des bedeutendsten Naturforschers, den Deutschland hervorbrachte, ist diesmal zur Erinnerung an den verstorbenen Großmeister der physikalischen Wissenschaft mit dessen Bildnisse, einer Reproduction eines Lenbach'schen Porträts aus der Heidelberger Wirkenszeit, geschmückt worden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

9. Matijević N., De Q. Horatii Flacci carminum I 3. 4; II 2 exteriori, quae dicitur, forma. Progr. des k. k. Obergymn. in Spalato 1896, 8°, 42 SS.

Es gehört ein trauriger Muth dazu, mit einer so verworrenen und in der äußeren Form so arg vernachlässigten Arbeit vor die Öffentlichkeit zu treten. Was M. über die dichterischen Kunstmittel des *Horaz* vorbringt, ist längst schon anderwärts gewürdigt und besser dargestellt worden. Das Flunkern mit einer Masse von Beleg- und Parallelstellen, die, für das Verständnis des Dichters meist wertlos, nur den Gang der Darstellung verdunkeln, kann die Unselbständigkeit des Urtheils, die überall zutage tritt, nicht wettmachen. Zumeist werden Schriftsteller herangezogen, deren Namen wohl nur für die engere Heimat des Verf.s Bedeutung haben dürften. In der deutschen Literatur scheinen seine Kenntnisse nicht ganz sicher zu stehen, da S. 33 der Laokoon Schiller zugeschrieben wird. Der Stil leidet wiederholt an Unklarheit und weist ganz eigenthümliche Wendungen auf, wie S. 14 nunc de cetero carmine dicendum est, 24 H. confligit mortem cum vita, 28 metrum accomodatum est, 42 res accomodatissima, 32 quod sublimitatem attinet, 38 stropha quasi προμύθιον consideranda est, 39 quod ad id exit, eum frui, 24 mors tamquam bestiolam (Druckfehler?) nobis adhaeret u. dgl. Zu vermeiden waren die Ablative exteriori, ardentiori S. 4. Wir lesen ferner a Horatio S. 13, a homerica 32, e illis 28, hautem 32, lethi 29, letitia 29 und 30. Ganz unbeholfen und nachlässig ist die Citierung; wie S. 15 Seneca Med., S. 23 Mart., 24 Persius, Petronius ohne weitere Angabe. Catull wird Cat. abgekürzt, Carmen Car., versus vrss, et cetera ecc, et cet., et caet., et coet. Von den Druckfehlern seien nur einige herausgehoben: S. 8 ταμίος, 9 proficiens st. proficiscens, 16 πλάζω, 17 gravitas st. gravitate, 22 operum st. operam, 28 poeta st. poetae, 31 quidam st. quiddam, 33 sono (Nominativ), 40 affutura st. afutura, 9 Frühlingsfeuer, 20 Verstellung st. Vorstellung, 25 Klopstoch, 9 Schwerdten st. Schwerdt. — Ob wohl derartige schwache Leistungen geeignet sind, das Ansehen unseres Lehrerstandes zu heben?

10. Wagner J., Collation einer Horazhandschrift aus dem 12. Jahrhundert. Progr. des Privatgymn. der Gesellschaft Jesu in Kalksburg 1896, 8°, 58 SS.

In der Einleitung gibt der Verf. die nöthigen Aufschlüsse über die Herkunft der Handschrift, die Zeit der Abfassung und den Charakter der Schrift sowie über die Reihenfolge der Gedichte. Das zweimalige Vorkommen des Carmen saeculare, nach den Oden und nach den Epoden, sowie die Vergleichung des Textes mit den anderen Texten weisen auf zwei verschiedene Vorlagen hin. Im allgemeinen zeigt dieser, besonders in den Oden und Epoden, die meiste Verwandtschaft mit der durch die

beiden Parisini 7973 und 8213 vertretenen Recension; aber auch vielfache Anklänge an Paris. 10.310 und Harleianus 2725 sind nicht zu verkennen. Eigenthümliche Lesarten, welche für die Textesgestaltung von Bedeutung wären, finden sich nicht.

Die Collation ist nach dem Texte der Editio minor von Keller-Holder mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Ob es aber nothwendig war, auch offenkundige Schreibfehler, die keiner Missdeutung unterliegen können, wie crutiet, omitat, iocunda menbra u. dgl. aufzunehmen, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls wäre eine Beschränkung auf die wirklich charakteristischen Varianten der besseren Übersichtlichkeit förderlich gewesen. Auch hätte sich W. ein Verdienst mehr erworben, wenn er das Verhältnis dieser Handschrift zu den verwandten näher auseinandergesetzt und ihren Wert für die Feststellung des Horaz-Textes untersucht hätte. Aber auch so wird man der fleißigen Arbeit die Anerkennung nicht versagen können.

Wien. F. Hanna.

---

11. Dienel Richard, Untersuchungen über den Taciteischen Rednerdialog (Fortsetzung). Progr. des Landes-Real- u. Obergymn. in St. Pölten 1897, 8°, 20 SS.

Der erste Theil dieser Abhandlung erschien, in drei Abschnitte gegliedert, bereits 1895 unter dem gleichen Titel und ist mehrfach in Fachzeitschriften besprochen worden. Der Verf. erwähnt die erschienenen Recensionen S. 3 u. 4 mit theilweiser Polemik gegen John, Wolff und Golling. Darauf folgt S. 5—17 der vierte Abschnitt: Bemerkungen und Ergänzungen zum ersten Theile. Die Redekunst blüht und verwelkt mit dem Utilitätsprincipe, ihr Gedeihen steht im umgekehrten Verhältnisse zum Gedeihen des Moralitätsprincipes. Dem Verf., aber nicht dem Ref. drängt sich dabei der Gedanke auf, dass Tacitus mit der Dichtkunst, deren Wortführer Maternus das Moralitätsprincip verficht, während sein Gegner Aper das Utilitätsprincip vertritt, die Geschichtschreibung gemeint habe. Dieser S. 8 ausgesprochene Gedanke ist jedenfalls neu. Es wird aber glücklicherweise im folgenden weiter kein Bezug darauf genommen. Messalla fasst die Redekunst in seichter und oberflächlicher Weise als literarische Erscheinung auf. Die Schlusspartie cap. 36—41 ist dem Moralisten des ersten Theiles, Maternus, ganz zuzutheilen, während andere sie zwischen Secundus (oder Messalla?) und Maternus theilen (S. 10). Der Rednerdialog setzt die verloren gegangene Schrift Quintilans de causis corruptae eloquentiae nicht nur voraus, sondern die Erörterung Messallas und deren Widerlegung durch Maternus bezieht sich direct auf sie (S. 12). S. 14—17 tritt Dienel sehr lebhaft für die Echtheit des Dialoges ein und nennt diesen das edelste und gedankenreichste Product der antiken Literatur. Ref. hat freilich keine so hohe Meinung von dem lückenhaften und auch sonst schlecht überlieferten Dialoge. Zum Schlusse des Abschnittes wird ein Plan der Schrift mit einem bescheidenen »scheint mir« gegeben.

Abschnitt V »Tacitus und Plinius Cäcilius« behandelt in der Unterabtheilung *a*) auf drei Seiten den Rednerdialog und Plinius den Jüngeren. Im cap. 1 ist von Fabius Justus die Rede, einem vertrauten Freunde des eben genannten Schriftstellers, mit dem er im regen brieflichen Verkehre stand. Die betreffenden Stellen aus den Briefen des Plinius werden angeführt und dann die Rolle besprochen, die Fabius Justus im Rednerdialog spielt. — cap. 2 handelt von dem primitiven Zeitungswesen bei den Römern, so dass die Schriftsteller auch auf den Stadtklatsch Rücksicht nehmen mussten. Eine Fortsetzung dieser Untersuchungen soll gelegentlich folgen.

Auf die Abhandlung ist sichtlich viel Fleiß und Mühe verwendet worden, auch auf deren Form. Da aber der Rednerdialog kein dankbarer Stoff ist, so liegt es in der Natur der Sache, dass manche Aufstellungen auf Widerspruch und Zweifel stoßen müssen.

Wien. Ig. Prammer.

---

12. Prybila P., Österreich im Jahre 1794. Der Verlust Belgiens. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule im III. Bezirke von Wien 1896, 8°, 32 SS.

Nachdem der Verf. in knappester Weise auf die bekannte Controverse zwischen Heinrich von Sybel und A. von Vivenot hingewiesen, erörtert er auf Grundlage der neuen Publicationen von Zeißberg (Quellen zur Gesch. der deutschen Kaiserpolitik Österreichs III u. IV) und eigener archivalischer Studien gut übersichtlich die diplomatischen Verhandlungen der betreffenden Mächte in den letzten Monaten 1793 und den ersten Monaten 1794, dann die Vorbereitungen zum Kampfe, sowohl die kräftige Initiative der Jacobiner als die vielfach unfertigen militärischen Zustände in Österreich, endlich die »Entscheidungen«, deren hauptsächlichste in den Niederlanden fiel. Die Darstellung des Verfs berichtigt manche ältere Annahme und Aufstellung. Sie verdient auch in stilistischer Beziehung alles Lob.

13. Hamberger J., Die französische Invasion in Kärnten im Jahre 1809. (Nach den Invasionsacten.) Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Klagenfurt 1896, 8°, 44 SS.

In der dritten Folge des dritten Theiles seiner verdienstlichen Arbeit schildert der Verf. die Lage Kärntens während der Anwesenheit der Feinde, mit besonderer Genauigkeit wird hierauf S. 33—41 eingegangen, während die früheren Theile auf die entsprechenden Vorgänge auf dem gesammten Kriegsschauplatze Rücksicht nehmen, wobei denn freilich auch hier die Leiden des Landes durch Requisitionen u. a. genugsam hervorgehoben werden. Im Anhange werden mitgetheilt 1. eine Vollmacht für Johann v. Türk zur Organisierung des Landsturmes in Kärnten und 2. Aufruf des Majors Joh. v. Türk zur Bildung des Landsturmes in Kärnten.

14. Amman Hartmann. Die Wiedertäufer in Michelsburg im Pusterthale und deren Urgichten. Progr. des k. k. Gymn. in Brixen 1896. 8°, 52 SS.

Hofrath Dr. J. R. v. Beck hat in Österreich zuerst in planmäßiger Weise die Materialien für die Geschichte der Wiedertäufer in Österreich gesammelt und deren historischen Aufzeichnungen unter dem Titel »Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Österreich-Ungarn« im 43. Bande der Fontes rerum Austriacarum publiciert. Aus seinem Nachlasse konnte ich eine Reihe von Arbeiten zur Geschichte der Wiedertäufer in Tirol und Mähren publicieren und auf ihre Lehrsysteme und ihre communistischen Tendenzen genauer eingehen. Leider befanden sich die Materialien, die ich aus dem Nachlasse des geschätzten Forschers übernahm, nicht immer in einem guten Zustande. Die 'Urgichten' und sonstigen Nachrichten zur Geschichte der Wiedertäufer, die ich in dem Nachlasse vorfand, sind nämlich einerseits nicht immer vollständig genug noch auch sorgfältig copiert gewesen. Da ist es natürlich, dass, wenn auch die Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer der Hauptsache nach publiciert, ihre

Geschichte selbst im wesentlichen zutage liegt, immer noch eine reiche Nachlese zu erwarten ist, welche einzelne Angaben aus den Beck'schen Materialien richtigstellt oder ergänzt. Wir müssen daher schon die vorliegende Arbeit Ammans mit großem Dank begrüßen, die unter genauer und stetiger Rücksichtnahme auf die bisher publicierten Arbeiten zur Geschichte der Wiedertäufer durch umsichtige Forschung in die Lage kommt, einzelne frühere Angaben zu berichtigen. Die Urgichten (Bekenntnisse) gefangener Wiedertäufer in Tirol, die der Verf. S. 12 ff. mittheilt, gehören zu den wichtigsten und interessantesten, die ich überhaupt kenne.

15. Schatz, Dr. A., Franz Eberhöfer von Martell, genannt der Lateiner. Ein Lebens- und Culturbild aus den Tiroler Bergen. Progr. des k. k. Obergymn. in Meran 1896, 8°, 66 SS.

Die Abhandlung enthält die gut und anziehend auf Grundlage einer Autobiographie und sonstiger Quellen verfasste Lebensbeschreibung Franz Eberhöfers, der, in den engsten Verhältnissen aufgewachsen, sich selbst zu einem 'Lateiner' gebildet — daher der Beiname — und die Kenntnis moderner Sprachen verschafft hat. Das Glück wollte ihm freilich so wenig wohl, dass er es zuletzt nur bis zu einem »Nothschulmeister« bringen konnte. Ein rechtes Modell für einen Rosegger. In solchen Verhältnissen hat doch gottlob die neue Zeit Wandel geschaffen.

16. Wisnar Julius, Die Ortsnamen der Znaimer Bezirkshauptmannschaft. Ein toponymischer Versuch. Progr. des k. k. Gymn. in Znaim 1896, 8°, 16 SS.

Wesen und Zweck dieser interessanten Arbeit wurde bereits charakterisiert. Mit vorliegendem Theile schließt sie ab. Sie enthält noch 27 Ortsnamen: Tesswitz — Žerntek. Ein guter Rückblick führt zugleich die Resultate auf. Dem größeren Theile der Ortsnamen liegen Personennamen zugrunde und diese sind der Mehrheit nach der slavischen Sprache entnommen. Ein kleiner Theil stammt aus der Thierwelt, manches geht auf Gestaltung und Beschaffenheit des Bodens, das ursprüngliche Verhältnis der Ansiedlung usw. zurück. Zum Schlusse geht der Verf. auf das Alter der Ansiedlungen im Znaimer Bezirke ein und gelangt zu dem Resultate, »dass die Orte die Znaimer Gegend zum großen Theile der älteren Zeit angehören und slavisch waren, in späterer Zeit sind sie zum Theile deutsch geworden, und einige jetzt noch deutsche Orte wurden in der neueren Zeit gegründet«.

Wien. J. Loserth.

---

17. Schöngut Leo, Über Kants mathematische Hypothese. Progr. der k. k. Staats-Mittelschule in Reichenberg 1896, 8°, 15 SS.

Kants Behauptung, die die Grundlage seiner »Kritik der reinen Vernunft« bildet, dass die Axiome der Mathematik, deren Evidenz unmittelbar ist, lediglich synthetischer Natur sind, ist sowohl seitens der Philosophen als auch der Mathematiker zu wiederholtenmalen Gegenstand ergiebigen Streites gewesen. Auch in der vorliegenden Schrift wird eine Widerlegung dieser Behauptung versucht, und wie zugestanden werden muss, nicht mit geringem Erfolge. Denn wenn der Verf. zu dem Schlusse gelangt, dass Kant und mit ihm alle seine Anhänger gezwungen sind, die mathematischen Axiome als apriorische Sätze einfach deshalb anzunehmen, damit aus denselben infolge ihrer lediglich synthetischen Natur

als Grund die transcendentale Ästhetik und deren Consequenzen al
nothwendige Folgerungen fließen sollen, und dass gerade darin Kant
mathematische Hypothese liege, so kann die Richtigkeit dieses Schlusse
nicht in Abrede gestellt werden. Liegt ja doch in Wirklichkeit kei
zwingender Grund vor, die Gewissheit der mathematischen Urtheile au
die Idealität des Raumes und der Zeit als Grundformen unserer Sinn-
lichkeit zu stützen, da dieser Grund sofort entfällt, sobald ein andere
Grund der Gewissheit sich ergibt. Diesen in den Urtheilen selbst
liegenden Grund sichtbar zu machen, ist, was sich der Verf. zur Aufgabe
gemacht hat, und Ref. stimmt ohneweiters seiner Ansicht bei, dass Kants
Definitionen des Raumes und der Zeit bloße philosophische Hypothesen
sind, die durch ihre Tiefe mit Recht große Bewunderung erregen, dass zu
deren Annahme die Mathematik jedoch nicht als zwingender Grund wirkt.

18. Glas Rudolf, Krümmungshalbmesser-Construction der Kegelschnitte. Progr. der Staats-Realschule im 18. Gemeindebezirke von Wien 1896, 8°, 21 SS.

In den Sitzungsberichten der k. böhm. Akademie d. Wissenschaften, Jahrg. 1879, wurden von Prof. Pelz zahlreiche Constructionen der Krümmungsradien für Kegelschnitte gebracht, für die sämmtlich die Begründung sich aus dem Steiner'schen Satze ergibt, »dass die beiden Achsen, die Tangente und Normale eines Kegelschnittspunktes vier Tangenten einer Parabel bestimmen, welche die Normale im Krümmungsmittelpunkte des Curvenpunktes berührt«. Die Beweisführung lässt zwar an Einfachheit und Klarheit nichts zu wünschen übrig, ist aber rein synthetisch gehalten. Zweck des vorliegenden Aufsatzes ist es nun zu zeigee, wie diese lehrreichen und oft recht einfachen Constructionen auf analytischem Wege begründet werden können. Mit der Ellipse wird der Anfang gemacht. Aus den bekannten Ausdrücken für die Coordinaten des Krümmungsmittelpunktes werden 12 verschiedene Constructionen dieses Punktes hergeleitet, wobei die Ellipse stets durch die beiden Achsen, durch die Tangente und Normale gegeben ist. Sieben weitere Constructionen werden hierauf mit Zuhilfenahme der Brennpunkte und Leitstrahlen gewonnen. Alle diese Constructionen gelten übrigens bei entsprechender Abänderung auch für die Hyperbel. Von den sehr interessanten Constructionen, die Prof. Pelz bei der letzteren Curve mit Hilfe der Asymptoten ausführt, werden hier drei analytisch entwickelt. Zum Schlusse wird das Problem bei der Parabel durchgeführt, wobei 13 Aufgaben gelöst werden, deren leitender Gedanke gleichfalls dem Aufsatze von Pelz entlehnt ist. Ref. kann die sehr lesenswerte Arbeit der Berücksichtigung der Herren Fachgenossen empfehlen.

19. Freund Emil, Über eine Begrenzungslinie. Progr. der deutschen Staats-Realschule in Pilsen 1896, 8°, 12 SS.

Durch jeden der beiden Brennpunkte einer Hyperbel lassen sich in der Ebene Kreise ziehen, die den zugehörigen Hyperbelast entweder in vier oder zwei Punkten, oder in keinem Punkte schneiden. Die Grenzlinie zwischen diesen drei Gebieten ist der geometrische Ort der Mittelpunkte aller jener durch einen der Brennpunkte gehenden Kreise, welche die Hyperbel berühren. Die Gleichung dieser Linie zu bestimmen und ihre Eigenschaften herzuleiten ist Zweck des vorliegenden Aufsatzes. Der Einfachheit wegen wird eine gleichseitige Hyperbel zugrunde gelegt. Es ergibt sich, dass diese Curve von vierter Ordnung ist und dass sie aus vier von einander getrennten Theilen besteht; von diesen wird nur derjenige einer genauen Betrachtung unterzogen, der zu dem auf der positiven Seite der Abscissenaxe liegenden Hyperbelaste gehört. Dieser Theil

der Curve liegt symmetrisch zu beiden Seiten der Abscissenachse und schneidet dieselbe in zwei im Endlichen liegenden Punkten. Zwischen diesen zwei Punkten ist die Curve vollständig geschlossen, bildet also ein sogenanntes Blatt; von dem entfernteren der beiden Schnittpunkte an erstreckt sich die Curve in die Unendlichkeit. Reelle Schnittpunkte hat dieselbe keine mit der Hyperbel, ist daher vollständig innerhalb der letzteren enthalten. Die charakteristische Eigenschaft der Curve ist, dass jeder ihrer Punkte auf der Normale eines Hyperbelpunktes liegt, und zwar dort, wo diese Normale von derjenigen Geraden geschnitten wird, die im Halbierungspunkte des zu diesem Hyperbelpunkte gehörigen Leitstrahles senkrecht zu diesem gezogen wird. An dem vollständig geschlossenen Theile der Curve werden auch Quadratur und Rectification durchgeführt und für beide geschlossene Ausdrücke erhalten.

20. Gruber J., Das Ohm'sche und II. Kirchhoff'sche Gesetz im Mittelschulunterrichte. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Bielitz 1896, 8°, 8 SS.

Dem im Anfange des vorliegenden Aufsatzes ausgesprochenen, von Anderen übrigens seit Jahren geäußerten Wunsche des Verf.s, es möchte der Potentialbegriff gebürende Berücksichtigung im Mittelschulunterrichte finden, wird in der neuen Ausgabe des am meisten verbreiteten Lehrbuches der Physik von Wallentin hinreichend Rechnung getragen und dürfte demselben daher auch an vielen Anstalten entsprochen werden. Wenn der Verf. dann noch den Gedanken ausspricht, ob es sich nicht empfehlen würde, mit der Einführung dieses Begriffes schon bei der Gravitation zu beginnen, so kann diesem umso eher zugestimmt werden, als einerseits der Begriff der potentiellen Energie, aus welchem der des Potentials unmittelbar ableitbar ist, mit der Wirkung der von der Erde herrührenden Schwerkraft in der engsten Beziehung steht, und andererseits gerade hier die Grundbegriffe der Potentialtheorie: Äquipotentialflächen, Kraftlinien usw. in einer für den Schüler ohne jede Schwierigkeit verständlichen Weise sich erklären lassen. Die elementare Ableitung des Begriffes des elektrischen Potentials, die der Verf. hierauf bringt, ist die allgemein übliche, wie sich dieselbe insbesondere in der letzten Auflage des von Pfaundler herausgegebenen Müller-Pouillet'schen Lehrbuches sehr fasslich vorfindet. Die Art, in welcher dann das Ohm'sche Gesetz entwickelt wird, so insbesondere der Nachweis, dass das Potential sich nach dem Gesetze einer geraden Linie ändert, ist wenig übersichtlich und für den Unterricht in der Mittelschule nicht zu empfehlen. Die Deduction des II. Kirchhoff'schen Gesetzes der Stromverzweigung aus dem Ohm'schen erfolgt in der bekannten, von Kirchhoff selbst herrührenden Weise.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

---

21. Micholitsch Adalbert, Der Zeichenunterricht in der ersten Classe der Mittelschule. Progr. der Landes-Oberrealschule in Krems 1896, gr. 8°, 78 SS. mit 128 Figuren.

Der in seinen Schriften als energisch bekannte Verf. will in dieser Arbeit besonders für junge Lehrer einen Lehrgang als Muster geben. Für Realschulen bestimmt, kann letzterer mutatis mutandis auch für Gymnasien verwendet werden. Wir vermissen darin nur einen gewissen Grad von Individualisierung in der Art, dass auf Gruppenunterricht je nach der Begabung der Schüler Bedacht genommen ist. Zu geringes Gewicht legt uns der Verf. auch, der eine große Anzahl von Beispielen

beibringt, auf das abwechselnde Zeichnen gerader und krumme Linien und besonders auf die freie Curve, der mit Erfolg im erstei Jahre schon ein viel größerer Spielraum zugewiesen werden kann, al dies gewöhnlich geschieht. Wo einfache freie Curven in antiken unc mittelalterlichen Motiven usw. den Schülern zum Zeichnen gegeben werden ist damit eine Steigerung des Interesses verbunden, da reichere Vorwürfe gewählt werden können. — M. hat den gesunden Grundsatz, nur brauchbare, sinnreiche Motive zu verwenden, wodurch sich sein Lehrgang von allem Gekünstelten und Irrealen fernhält. Dieses, von Haus aus unfruchtbar, kann Geist und Gemüth der Kleinen nicht befriedigen, indem es zumeist auch der Handfertigkeit zuwenig Anregung bietet. Der Concentration des Unterrichtes ist Rechnung getragen mit Berücksichtigung der verschiedenartigen Vorbildung der Primaner. Überall ist dem exacten geometrischen Zeichnen das Wort geredet, dessen strenge Gesetzmäßigkeit auch nur vom besten erziehlichen Einflusse sein kann. Ein wenig zuviel verlangt der Verf. in Bezug auf das ganz freie Zeichnen geometrischer Gebilde; hier ist die vernünftig einzuhaltende Grenze meist früher, als gern zugegeben wird. Die eigentliche Domäne des *freien* Zeichnens ist und bleibt die freie Curve, Schneckenlinie und Spirale — nicht aber die Geraden, der Kreis und die Ellipse. — Die hübschen technologischen und kunstgeschichtlichen Erläuterungen sind so einfach, anziehend und klar gehalten, dass sie auch den indolentesten Primaner interessieren und reizen dürften. Auch sonst bietet die Schrift viel nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den Fernerstehenden; für Freund und Feind des Zeichnens an Mittelschulen viel Lesenswertes.

Troppau. Rudolf Böck.

Entgegnung.

Zur Beurtheilung von Lucianus recognovit Julius Sommerbrodt *II. 2* 1896. In dieser Zeitschrift 1897. 11. Heft, S. 968—971, von E. Kalinka in Wien.

Unter den Beurtheilungen meines Lucianus in deutschen, französischen und englischen Zeitschriften steht die Zahl der ungünstigen etwa gleich der der günstigen. Die vorliegende des Hrn. Kalinka gehört zu den ungünstigen. Ich greife einen Satz aus der Mitte heraus, der den Kern des Ganzen scheint bilden zu sollen. S. 970: »Auch wenn die Collationen tadellos wären, Collationen machen noch nicht die recensio.« Ich stelle ihn deshalb an die Spitze, weil daraus hervorgeht, dass seine Beurtheilung gegenstandslos ist. Ich habe sowohl auf dem Titel der vier Halbbände meiner Ausgabe, als besonders in der Berliner philologischen Wochenschrift schon 1890, Nr. 41, einer anderen Beurtheilung gegenüber erklärt, dass ich nicht eine recensio, sondern eine recognitio beabsichtigte; der Unterschied ist bekannt. »Ich wollte«, so heißt es da, »Lucian von neuem durch seine Schriften begleiten und mit Hilfe weniger, zu den besten gehöriger Handschriften, sowie durch möglichst sich vertiefende Kenntnis seines Sprachgebrauchs zu bessern suchen, was sich mit solchen Mitteln bessern lässt; ich wollte auch den Beistand der Divinatio nicht von der Hand weisen«. So sollte das Buch nicht eine recensio, sondern eine recognitio sein; »nicht an das letzte Ziel, wohl aber dem Ziele näher führen«.

Die Überzeugung, dass bei der großen Anzahl der Handschriften und deren Wirrsal es für jetzt noch aussichtslos sei, nach der bisher geübten Methode die Familien und ihre Verzweigungen mit Sicherheit zu scheiden, veranlasste mich, auf anderem Wege den Versuch zur allmäh-

lichen Lösung der Frage zu machen. Es empfahl sich mir, aus der größeren oder geringeren Übereinstimmung der einzelnen Handschriften bei ihrer Verwertung im Texte mit mehr oder weniger Erfolg die Verwandtschaft derselben aufzufinden und so eine brauchbare Vorarbeit für die endgiltige Entscheidung über ihr Verhältnis zu einander zu gewinnen. Ich wurde in dem Vorsatze zu diesem Versuche durch die Thatsache bestärkt, dass die verdienstlichen Anfänge von M. Rothsteins Quaestiones Lucianeae 1888, auf dem gewohnten Wege das Ziel zu erreichen, seit nunmehr fast zehn Jahren nicht fortgesetzt worden sind.

Wenn nun auch die Beurtheilung des Hrn. Kalinka ihre Aufgabe verfehlt, weil sie gegenstandslos ist, so könnte sie doch geeignet sein, die Textkritik Lucians irgendwie zu fördern, so dass es der Mühe wert ist, ihre Ausbeute zu ermitteln. Hr. Kalinka beginnt mit der Klage, dass meine Angaben »unverlässlich« seien. Er führt als Beispiel nur Ἔρωτες 9 und 14 an und Ζεὺς ἐλεγχ., welche auf Geltung keinen Anspruch haben, weil sie durch meine Bemerkung am Schlusse des Bandes S. 276: »*sicubi textus discrepat ab adnotatione critica rogo praeferatur adnotatio*« erledigt sind. »Bei einigen Stücken«, fährt er fort, »sind am Schlusse kurze Notizen über den Wert oder die Verwandtschaft der Handschriften hinzugefügt.« Folgen die betreffenden Angaben mit meinen Worten auf sieben Zeilen. Daran schließen sich einige Worte über die Echtheit von Ἔρωτες und Τόξαρις ebenfalls im wörtlichen Abdruck meiner Ausgabe auf 14 Zeilen mit seiner Bemerkung, dass man meinem Urtheile über Ἔρωτες beistimmen könne, dem über Toxaris »schwerlich«. Dagegen knüpft er die Beobachtung an: »Gleichwohl muss er (S.) in seinem Urtheile über den Toxaris noch während seiner Drucklegung geschwankt haben, weil die Aufschrift ΛΟΥΚΙΑΝΟΥ am oberen Seitenrande über den ersten fünfzig Capiteln des Dialogs von den üblichen eckigen Klammern umschlossen, über den letzten dreizehn Capiteln davon freigeblieben sei — eine wohlwollende Voraussetzung, die dieses unschuldige Versehen auf meine Rechnung setzt, nicht auf die des Druckers.

Über die von Anderen und mir veranstalteten Collationen von Handschriften, die er einzeln aufzählt, berichtet er: »Zur Gewähr größerer Sicherheit hat Sommerbrodt manche Collation mehrmals revidiert«, und fügt hinzu, dass »gute Collationen in der That dieser Ausgabe noch einigen Wert würden verleihen können«, dass jedoch »vielfache Divergenzen« zwischen der adnotatio und den lectiones das ungünstige Vorurtheil der früheren Bände bekräftigten — eine Äußerung, der theils die Begründung fehlt, theils die beigefügte nicht entspricht, zumal da Hr. K. aus der Zahl der gerügten vielfachen Divergenzen nur ein einziges Beispiel (Ζεὺς ἐλεγχόμενος) anführt, das er selbst nicht ganz richtig angibt und das jedenfalls eine Divergenz nicht enthält, mithin nicht beweiskräftig ist.

Noch schwerer ins Gewicht fällt, was er bei Gelegenheit der Anforderungen an eine recensio sagt, dass es »dazu einer genauen Untersuchung des Verhältnisses und Wertes der Handschriften bedarf, welche die Grundlage für die Textesconstitution bilden sollen«. »Sommerbrodt aber hält diese unerlässliche Vorarbeit für überflüssiges Beiwerk, das er gewissermaßen als Schlussvignette im letzten Bande seiner Ausgabe aufspare.« — Ich frage Hrn. Kalinka, welches Wort, welcher Satz, welcher Zusammenhang ihn berechtigt, diese Ansicht mir unterzulegen. — Das ist der Gang seiner Untersuchung und darauf beschränkt sich was er zum Gegenstande seiner Beurtheilung gemacht hat.

Und die Textkritik? Bei einer neuen Schriftstellerausgabe ist doch wohl das Wichtigste, ja die Hauptfrage, wie der Text beschaffen ist, ob er früheren Ausgaben gegenüber gewonnen hat, oder hinter ihnen zurücksteht. Davon keine Silbe bei Hrn. Kalinka, weder im Einzelnen noch im Ganzen, sondern am Schlusse nur die zusammenfassenden Worte: »Zuerst also wird mit sorgloser Naivetät der Text heraus-

gegeben und hinterdrein werden in einem Excurse die Handschriften geprüft!« — Man vergleiche damit, was ich an seiner Hand über den Inhalt seiner Beurtheilung berichtet habe; man vergleiche, was ich selbst hier und an anderen Orten und in meiner Ausgabe gesagt; man vergleiche damit den von mir gegebenen Text von Anfang bis zu Ende, wie er Schritt für Schritt auf Grund der verglichenen Handschriften festgestellt und von der Adnotatio, wo eine Rechtfertigung nöthig schien, begleitet ist.

In der Scheu, durch die Entrüstung über ein solches empörendes Verfahren fortgerissen das Maß wissenschaftlicher Polemik zu überschreiten, verzichte ich auf eine Kritik dieser Kritik und überlasse es jedem gewissenhaften Philologen, den treffenden Ausdruck für diese Leistung des Herrn K. selbst zu finden.

Breslau. Julius Sommerbrodt.

Erwiderung.

Da ich nicht finden kann, dass meine Behauptungen unzureichend oder unrichtig begründet sind, habe ich meiner Anzeige kein Wort hinzuzufügen, keines wegzunehmen und verweise Hrn. Sommerbrodt zur Beantwortung seiner an mich gerichteten Anfrage auf S. 971. Ich halte nach wie vor daran fest, dass eine Ausgabe, welche es ablehnt, eine recensio zu sein, und sich begnügt, von Fall zu Fall die Auswahl der Lesarten vorzunehmen, ihren Zweck verfehlt.

Wien. Ernst Kalinka.

Zu dem Aufsatze „Praktische Rathschläge für den Ankauf von Photographien in Rom".

(Jahrgang 1897 dieser Zeitschrift, S. 922 ff.)

Infolge eines bedauerlichen Versehens wurden von diesem Aufsatze nur wenige Separatabdrücke hergestellt. Zum theilweisen Ersatze diene nun den sich hiefür interessierenden Herren zur Kenntnis, dass in Rom sowohl in der Bibliothek des Deutschen archäolog. Institutes als auch im Österreichischen historischen Institut je ein Exemplar zu finden sein wird.

Dr. E. Nowotny.

Berichtigung.

Auf S. 51 des Januarheftes l. J. dieser Zeitschrift habe ich die in der Bibliographie des »Euphorion« wiederholt auftretende Autorenchiffre H. als Emil Horner deuten zu können geglaubt; mit Unrecht, wie mich eine freundliche Mittheilung Dr. Horners belehrt. Der kleine Irrthum möge Entschuldigung finden. R. F. Arnold.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Überlieferung altspanischer Literaturdenkmäler.

II. Das Poema del Cid. Die Handschrift.

Zu den Werken altspanischer Literatur, deren Überlieferung trotz sehr ausführlicher Behandlung von Seite verschiedener Forscher noch immer nicht völlig klargestellt ist, zählt auch das älteste Denkmal spanischen Schriftthums, das Poema del Cid. Für dieses besitzen wir bekanntlich nur eine einzige Textquelle, eine gegenwärtig im Besitze des Marques Pidal zu Madrid befindliche Handschrift. Man sollte annehmen, dass die Bedingungen, unter welchen dieses Denkmal entstand, längst in allen Einzelnheiten erörtert worden seien. Das ist nicht der Fall. Die subscriptio des Codex, die ich weiter unten mittheile, enthält das Datum der Niederschrift und den Namen des Schreibers. Noch immer ist der Streit nicht endgiltig beigelegt, ob als Zahl der Datierung 1207 oder 1307 zu lesen sei; noch wird discutiert, ob der genannte Per Abbat, 'Peter, der Abt' gewesen oder ob Abbat ein Zuname sei. Gewichtige Autoritäten lassen es in Zweifel, ob das escrivió sich nur auf das Schreiben und nicht auch auf das Verfassen beziehe. Im Zusammenhange damit steht die Frage, ob wir es mit einem vielleicht nachlässig hingeworfenen Originale oder mit einer Copie zu thun haben. Da die Handschrift abrupt beginnt, wird behauptet, dass ein mehr oder minder großes Stück verloren gegangen sei, während ein anderer Forscher nur einen einzigen Vers vermisst. In Zusammenhang hiemit steht die Frage nach der Genauigkeit der Überlieferung, welche dieses einzige handschriftliche Exemplar bietet. Noch größere Differenzen bestehen bei Abschätzung der überlieferten Dichtung selbst.

Masdeu hat bekanntlich in einer sehr ausführlichen Darstellung nachzuweisen gesucht, dass der Cid Ruy Diaz el Cam-

peador nie existiert habe. Nach ihm wäre also unser Heldengedicht eine bloße Fiction, eine Ausgeburt der Phantasie. Dozy, der ihn mit scharfsinnigen Argumenten bekämpft, hält die richtige Basis fest, entwickelt die Gestalt des spanischen Nationalhelden, scheidet Tradition und Poesie von der Geschichte, und zwar — das ist bezeichnend genug — durch Heranziehung einer Reihe arabischer Quellen. Ein Antipode Masdeus, Angel Amador de los Rios, vertritt in mehreren temperamentvoll geschriebenen Aufsätzen: Exactitud histórica y geográfica del Poema del Cid (Revista de España LXXI, S. 517 ff., LXXII, S. 482 ff. und LXXIII, S. 332 ff.) den extremen Standpunkt, der durch den Versuch charakterisiert wird, jede in dem Poema mitgetheilte historische und geographische Einzelheit und selbstverständlich auch die ganze Erzählung als unbedingt richtig und unanfechtbar hinzustellen.

Mag man auch nicht geneigt sein, diesen Ergebnissen zuzustimmen, so sind Angel Amadors Ausführungen, die außerhalb der Pyrenäen unbekannt geblieben zu sein scheinen, doch wert, dass man einen Augenblick bei ihnen verweile. Angel Amador (wohl zu unterscheiden von dem Literarhistoriker José) hat, um die Genauigkeit des überlieferten Textes zu prüfen, zu Fuß und zu Pferde die Einöden und Gebirge Nordspaniens bereist, Land und Leute mit scharfem Auge beobachtet und auch nicht vergessen, aus dem Munde des Volkes gewisse Redewendungen und Ausdrucksweisen abzuhorchen, die ihm durch so viele Jahrhunderte dieselben geblieben zu sein scheinen, genau so, wie sie der Dichter des Poema verwertet. Auf Grund dieser Beobachtungen hat er versucht, den Text zu erklären, zu verbessern, und unser Forscher, selbst ein Burgaleser Kind, der während seines Rittes Vollmöllers Ausgabe in der Hand hält und zu derselben Bemerkungen macht, ist eine Erscheinung, die sympathisch berühren mag. So viel über den Autor, auf dessen Ausführungen ich noch mehrfach zurückzukommen gedenke.

Gelegentlich wurde unser Gedicht auch seiner Conception nach als bloße Chronik betrachtet und ihm das Charakteristikon eines wirklichen Kunstwerkes, die planmäßige Durchbildung, beziehungsweise eine den ästhetischen Forderungen entsprechende Ausführung abgesprochen, während namentlich spanische Forscher diese Kennzeichen, und zwar in vollendetster Weise zum Ausdruck gelangend, in dem Gedichte zu finden überzeugt waren. Ein Gelehrter, den man sonst gerne hört, schloss sich dieser Würdigung an, erblickte aber in dem Poema ein Epithalamion, ein Hochzeitsgedicht, das der Verf. einem ganz bestimmten Anlasse gewidmet habe. Dass dieser, speciell die Zeit, in welcher er lebte, der Angelpunkt weiterer Controversen war, lässt sich unschwer errathen. Amador de los Rios hat auf einer eng gedruckten Anmerkung, welche eine ganze Seite füllt, die zahlreichen Forscher angeführt, die sich mit dieser Frage beschäftigten, und ihre divergierenden

Ansichten skizziert. War es, wie Amador selbst glaubt, ein Page des Cid, der die epochemachenden Züge seines Herrn feierte? Haben wir eine Sammlung von einzelnen Romanzen vor uns, oder ist es ein einziger hochbegabter Dichter, der in einer der höfischen Dichtkunst sich nähernden Form altes Gut der Volkspoesie verwertete?

Diese Fragen der Textüberlieferung, ebenso wie der ästhetischen Würdigung sind, wie die diametral einander entgegengesetzten Urtheile verschiedener Forscher beweisen, noch nicht gelöst. Ihnen näherzutreten erscheint eine umso dankbarere Aufgabe, als gerade bei uns in Deutschland das herrliche Poëm lange nicht jene Verbreitung und Würdigung erfahren hat, die es verdient, und beispielsweise die Romanzensammlung vom Cid, der freilich ein Dolmetsch wie Herder erstand, weitaus bekannter ist, denn die prächtige, urwüchsige und ergreifende Dichtung, als welche sich das Poema del Cid darstellt. Bezeichnend für diesen bedauerlichen Umstand ist, dass wir von demselben nur eine einzige deutsche Übersetzung besitzen, die gar nicht den Namen einer Übersetzung verdient. Der geradezu schauderhafte Stil, durch den sie sich auszeichnet, soll wahrscheinlich das Streben zum Ausdrucke bringen, der ungelenken Redeweise des Originals gerecht zu werden; und auf Grund welcher Sprachkenntnisse diese „Verdeutschung" ausgeführt wurde, mag das Beispiel des Verses 1241: Nin entrarie en ela (barba) tigera, ni un pelo non aurie taiado bilden, der in der Übersetzung folgendermaßen lautet: Keiner finge mit jener Tigerin an und risse ihr ein Haar aus. Ich möchte bei dieser Gelegenheit dem Wunsche Ausdruck geben, dass einer unserer befähigteren Dichter sich an die dankbare Aufgabe mache, das Poema del Cid den Deutschen in ihrer Muttersprache, man kann unbedenklich sagen, zum erstenmale zu schenken; vielleicht einer aus unserer jüngeren Dichtergilde, die so sehr nach realistischen Vorwürfen strebt und für naturgetreue Wiedergabe schwärmt. Man würde da Scenen von packendem Naturalismus finden, wie das Durchpeitschen der hilflosen, ihrer Kleidung entblößten Töchter des Cid von Seite ihrer ehrvergessenen Gatten in der schauerlichen Öde des Waldes von Corpes, aber auch — und das möge nicht vergessen werden — das Urbild eines echten, ganzen Mannes, der für seine und seines Volkes Größe und Freiheit ringt. — Der Mangel an einer entsprechenden deutschen Übersetzung hängt eben mit den Schwierigkeiten und Divergenzen zusammen, welche rücksichtlich der Würdigung, Auffassung und Interpretation des Gedichtes obwalten, und denen zu begegnen im Nachfolgenden versucht werden soll.

Der Ausgang zu einem solchen Versuche muss natürlich von der Handschrift selbst genommen werden. Diese ist, wie die bisher gegebenen Beschreibungen berichten, ein Codex in kl.-Quart auf Pergament in lederüberzogenem Holzeinbande und enthält 74 beschriebene Blätter. Blatt 48 ist zum größten Theile aus der

Handschrift weggerissen worden. Eine jede Seite enthält ungefähr 25 Verse; einige derselben sind von nicht eben glücklicher Hand aufgefrischt, beziehungsweise in einzelnen Stellen geändert worden. Die ganze Handschrift enthält heute — die Zählung in den Ausgaben schwankt — ungefähr 3700 Verse.

Auf der ersten wie auf der letzten Seite finden sich handschriftliche Vermerke aus späterer Zeit, die, soweit ich sehe, für die Geschichte des Manuscriptes nicht von Belang sind. Bezüglich dieser steht fest, dass Juan Ruiz de Ulivarri, der sich im Januar des Jahres 1596 in Burgos aufhielt, zu dieser Zeit von dem Codex eine Abschrift nahm. Diese Copie ist übereinstimmenden Nachrichten zufolge recht ungenau und höchstens dadurch bemerkenswert, dass sie dieselben Lücken am Anfange und in der Mitte zeigt wie das Original, das also zu jener Zeit schon verstümmelt war. In den 1601 veröffentlichten Fundaciones de la órden de San Benito erwähnt ihr Autor, Sandoval, eine Handschrift aus Bivar (aus jenem kleinen Flecken, der gemeiniglich als Geburtsort des Cid gilt), in welcher Campeador wiederholt „mio Cid" genannt werde. Die naheliegende Vermuthung, dass Sandoval unsere Handschrift gemeint habe, wird durch einige Verse, die er aus dem Anfange des Poema mittheilt (a. a. O., Abth. S. Pedro de Cardeña, Fol. 41[b]), außer Frage gestellt. Die Handschrift befand sich also in dem von Burgos nur wenige leguas entfernten Bivar. Berganza, der in seinen Antigüedades, Bd. I, S. 449, gleichfalls die Handschrift erwähnt, scheint dem Poema keine große Wichtigkeit beigemessen zu haben. Erst der gelehrte Tomás Antonio Sánchez hat in seiner Colección de poesias castellanas anteriores al siglo XV (Madrid, 1779) eine vollständige Ausgabe des Gedichtes geliefert, und andere Editionen, wie die von Ochoa, Florencio Janer usw., sind dieser gefolgt.

Während die Geschichte des Manuscriptes, das seither in den Besitz von Pascual Gayangos übergegangen und von diesem dem Marques Pidal — in dessen Büchersammlung es sich heute noch befindet — überlassen worden war,[1]) keine wesentlichen Indicien für den Ort der Niederschrift bietet, dürfte man solche umso eher von der bereits oben erwähnten subscriptio der Handschrift erwarten. Diese lautet nach Vollmöllers Ausgabe:

---

[1]) Archer M. Huntington. A Note-Book in Northern Spain (New-York and London. 1898) erwähnt S. 85 in seinen dem Poema del Cid gewidmeten Ausführungen (wiederholt aus »The Bookman«, Sept. 1896): 'after Sanchez ... we hear no more of it (the Ms.) until after the wars, when it suddenly reappeared in the *shop of a bookseller*, and was brought to the notice of the government' und ibid. S. 86: 'The manuscript ... has made the journey to Boston and was there for some time in the possesion of George Ticknor. I do not know, whether the latter anywhere mentions this fact, but Sennor Pidal assures me of its truth.' Vgl. a. Angel Amador a. a. O. LXXI, 519 f., 524.

Quien escriuio este libro del Dios parayso, amen!
Per abbat le escriuio en el mes de mayo.
En era de mil e C. C C XL.V años es el romanz
Fecho. Datnos del vino si non tenedes diñeros,
Ca mas podre, que bien vos lo dixieron labielos.

Die anscheinend so klare Zeitangabe hat gleichwohl zu einer ganzen Reihe von Controversen Anlass gegeben. Das erste der Hundertzeichen ist nämlich ausradiert und heute nur schwer zu erkennen. Man könnte demnach era 1245 oder 1345, nach unserer Zeitrechnung 1207 oder 1307, als Datum der Niederschrift annehmen. Auch der gute Per abbat hat den Erklärern viel Sorge bereitet.

Sowohl Sánchez, wie nach ihm Ticknor haben geschwankt, ob in dem abbat ein Eigenname oder die Bezeichnung der kirchlichen Würde zu erblicken sei. Karl Gustav Estlander, der eine dänische Übersetzung des Poema del Cid mit einer, soweit ich sehen kann, sehr gründlichen und gehaltvollen Einleitung herausgab (Helsingfors, 1863, 4⁰), hält den Pero bestimmt für einen Abt; auch Damas-Hinard übersetzt Pero abbé. Die Frage ist wichtig; denn haben Hinard, Estlander u. a. Recht, dann ist unsere Handschrift ja bestimmt aus einem Klosterscriptorium hervorgegangen. Abbat als Bezeichnung der hierarchischen Würde ist aber in unserem Falle sicher abzulehnen. Mit der Summe geistlicher wie weltlicher Macht, welche die Abtinful im 13. und auch noch im 14. Jahrhundert in Spanien bedeutete, ist es schlechterdings nicht vereinbar, dass ein Träger derselben sich mit dem Abschreiben von Handschriften befasst, noch weniger aber, dass er für dasselbe Geld, und wenn solches nicht vorhanden, Wein begehrt hätte.

Wenn wir daran gehen, die Persönlichkeit des Per Abbat zu fixieren, ist es nothwendig, sich über die erwähnte Datumsfrage zu entscheiden. Sánchez und andere, welche die Handschrift gelesen, sprechen sich nicht entschieden aus, ob 1207 oder 1307 zu lesen sei. Auch Ticknor und Wolf, denen keine bestimmten paläographischen Anhaltspunkte vorlagen, lassen diese Frage offen. Sehr decidiert äußern sich jedoch die Übersetzer der Literaturgeschichte Ticknors, Pascual de Gayangos und Enrique de Vedia, über den fraglichen Punkt: Die Handschrift zeige deutlich die Jahreszahl 'era MCCC XLV', nur sei das erste C ausradiert.[1]) Gegen diese Fixierung wendet sich aber sehr energisch Amador de los Rios, der (Historia critica, Bd. III, pag. 211, Note 2) be-

[1]) En cuanto á la fecha del códice no admite duda que se escribió en MCCC XLV, y que algun curioso raspó una de las C, a fin de darle mayor antiguedad: de haber habido una E en lugar de una C, como algunos suponen, la raspadura no hubiera sido tan grande. Punto es este que hemos examinado con detencion y escrupulosidad á la vista del códice original, y acerca del cual no nos queda la menor duda. Vol. I, pag. 496.

stimmt behauptet, der Codex sei unzweifelhaft 1207 geschrieben, wie die Schlussnote und die paläographische Prüfung darthun.[1] Wir haben also eine directe Polemik gegen die Angaben von Gayangos-Vedia, wie sie von Amador häufig geführt wird, vielleicht aber gerade darum etwas an ihrer Wirkung verliert. Und im vorliegenden Falle umsomehr, als hervorragende Forscher, welche die subscriptio später behandeln, wie Menendez Pelayo, Angel Amador de los Rios, Vollmöller,[2] Baist,[3] Cornu[4] der Ansicht von Gayangos-Vedia beitreten.

Die Frage wäre sohin erledigt, wenn nicht die jetzt durch ein treffliches Facsimile ermöglichte genauere Prüfung der Handschrift uns wieder schwankend machen würde. E. Monaci hat in den Facsimili di antichi manoscritti per uso delles scuole Taf. 61 bis 64, Proben aus der Handschrift mitgetheilt, welche sowohl an Genauigkeit wie an Umfang die armseligen von Amador und Cortina-Mollinedo gelieferten Nachzeichnungen in Schatten stellen. Monaci, durch das Studium vieler romanischer Handschriften geübt, setzt nun unseren Cidcodex in das 13. Jahrhundert, und ich bin nicht in der Lage, von seinem Urtheile abzuweichen. Auch Dr. Göldlin von Tiefenau, Custos und Vorstand unseres Handschriftendepartements an der Hofbibliothek, ist der Ansicht, dass der Totaleindruck der Schrift auf das 13. Jahrhundert schließen lasse.

Die Frage läge also noch verwickelter denn zuvor, wenn nicht ein sehr bemerkenswertes Merkmal dem ganzen Schriftcharakter aufgeprägt wäre. Der Cidcodex enthält mancherlei paläographische Details, die nicht auf den Anfang, sondern auf das letzte Drittel des 13. Jahrhunderts hinweisen. Diese Beobachtung erscheint als besonders wichtig, wenn wir dem Namen Pedro Abbat in spanischen Geschichtsquellen nachgehen. Gayangos glaubte merkwürdigerweise, diesen Pero Abbat mit einem chantre Pedro Abad identificieren zu können, der bei der Theilung der Beute nach der Eroberung von Sevilla durch Ferdinand den Heiligen[5] (1236) genannt wird.

---

[1]) El códice, de que se valió Sanchez, escrito indudablemente en 1207, como lo persuade demás de la suscripcion final, ya tantas veces reproducida, el exámen paleográfico del mismo.

[2]) Durch die Lesart in seiner Ausgabe und insbesondere in seiner Recension der Recherches Dozys (3. Aufl.) Gött. Gel. Anz. 1882, S. 509 ff. Dozy hielt auch in dieser letzten Ausgabe seiner Untersuchungen II, 83 f. an der Jahreszahl 1207 fest, zieht seltsamerweise die Worte 'en era . . . es el romanz fecho' zusammen und glaubt, es handle sich um das Datum der Abfassung. 'Lui même (le copiste) dit seulement, qu'il a fait sa copie dans le mois de mai, *sans indiction d'année*' (!).

[3]) In Gröbers Grundriss II, 2, 397.

[4]) Symbolae Pragenses 17.

[5]) En 1236, despues de la conquista de Sevilla, se hizo el repartimiento, en el cual ... se mencionan varios individuos, destinados unos á la música y otros á componer villancicos, trovas y romances. En él se cita un poeta llamado Paja (Palea?) de quien hizo despues mencion

Auch Dozy zollt dieser Identification Beifall. Wenn aber der Sänger, der bereits 1236 mit Erfolg seine Kunst ausübte, in einem Manuscripte erscheint — Per Abbat le escriuio — das nach der bestimmten, von Gayangos selbst abgegebenen Versicherung erst in das Jahr 1307 zu setzen ist, so kann das escrivio nur als 'verfassen, dichten' verstanden werden. Hierüber noch später. Marius Férotin, der an der Ansicht festhält, der Cidcodex stamme aus dem Jahre 1207, möchte den Schreiber desselben mit einem Per Abbat, enfermerero, identificieren, der in einer Silenser Urkunde vom Juni 1234 als Zeuge erscheint, und macht gleichzeitig an der angezogenen Stelle (Recueil des chartes de l'abbaye de Silos, S. 180, Anm.) aufmerksam, dass ein Petrus Abbas auch in einer Silenser Urkunde vom Jahre 1222, wie auch in einer solchen vom 11. December 1246 genannt wird. Aber keiner dieser Namensbrüder kann auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit als Schreiber eines Codex figurieren, der 1307 niedergeschrieben wurde. Wenn auch nicht angenommen werden kann, dass alle die erwähnten Angehörigen des Geschlechtes der 'Abbat' aus Silos stammten, so darf doch als sicher gelten, dass dasselbe in der Nähe von Burgos sesshaft war. Die Erwartung, auch spätere Mitglieder der Familie in diesem Umkreise anzutreffen,[1]) bestätigt sich. Thatsächlich hat Angel Amador de los Rios (a. a. O. Bd. LXXI, S. 521 Anm.) auf zwei derselben: 'Per Abbat è Miguel Abbat, clerigos del Prior de San Juan de Burgos', die in einer Urkunde vom Jahre 1274 als Zeugen fungieren, ganz kurz und ohne der Hauptsache, nämlich die Provenienz des Documentes zu erwähnen, hingewiesen. Auch hat er vergessen, zu bemerken, dass in einer aus dem Jahre 1294 stammenden Urkunde gleicher Provenienz, in welcher sich der Aussteller stolz 'nos Don Pedro, por la gracia de Dios Abbat del Monesterio de Sant Pedro de Cardeña' nennt, zwei Cleriker Domingo Abbat und Martin Abbat und zum Überflusse noch ein Diaconus Domingo Abbat als Zeugen erscheinen. Dieser Umstand beweist, dass in einem noch enger begrenzten Kreise die Träger des Namens Abbat häufig genug erscheinen. Beide Urkunden stammen nämlich aus San Pedro de Cardeña, dem im Mittelalter weit berühmten, von zweihundert Mönchen bewohnten Kloster in nächster Nähe von Burgos, dessen Oberhirte sich wohl 'Abt von Gottes Gnaden' nennen durfte, und aus dessen Archiv Berganza die beiden Urkunden in den Antigüedades de

---

el P. Pineda en su Memorial del Rey santo, y tambien se nombra á Pedro Abad, chantre o cantor, *el cual pudiera muy bien ser el autor ó el copiante del poema del Cid*; puesto que si era conocido como trovador ó juglar, pudo muy bien componer el cantar de Gesta del héroe castellano. A. a. O. S. 492 f.

[1]) Vollmöller, Gött. Gel. Anz. 1882, 512: 'Da der Verf. (Dozy) mehrere männliche Mitglieder der Familie Abad nachweist, so darf man wohl annehmen, dass ein anderer Per Abbat im 14. Jahrhundert gelebt hat.'

España II, 487 ff. und 494 publiciert hat. Wenn Angel Amador meint, jener Per Abbat, Cleriker von Burgos, sei möglicherweise später Pfarrer in Bivar geworden und habe dort unseren Codex geschrieben, so geht er von unrichtigen Voraussetzungen aus. Weder in dem armseligen Flecken Bivar, noch in Hornillos oder San Juan de Burgos (um einen Leibvertrag zwischen den beiden letztgenannten Klöstern handelt es sich in der Urkunde von 1274) hatte man Anlass, an eine so entlegene Aufgabe, wie die Vervielfältigung eines Gedichtes in Romance zu denken; man war froh, wenn man die nöthigsten lateinischen Kirchenbücher zum Geschenk erhielt. Einen solchen Luxus konnte sich zu jener Zeit nur ein Kloster mit eigenem Scriptorium wie Cardeña (diesem wurden neben anderen auch die Klöster Hornillos und San Juan wegen ihrer Verarmung und Schulden einverleibt) gestatten. Wenn also jener Cleriker Pedro Abbat noch in späterer Zeit — was ja gar nicht unwahrscheinlich ist — als Schreiber auftaucht, so übte er diese Kunst als bereits bejahrter Mann in San Pedro de Cardeña. Ist unsere Annahme richtig, dann erklärt sich der verhältnismäßig ältere Schriftcharakter eines thatsächlich im Jahre 1307 geschriebenen Codex in ganz natürlicher Weise.

Hält man an der eben vorgeschlagenen Lösung fest, so ergibt sich, dass das Datum in der Schlussnote sich nur auf die Copierung des Codex beziehen kann, nicht aber auf die poetische Conception. Die Abfassung eines Gedichtes von rund 4000 Versen in einem Monate erinnert doch wohl zu sehr an Meister Lucilius, der nach Horaz 'in hora saepe ducentos, ut magnum, versus dictabat stans pede in uno.' Eine solche Annahme widerstreitet überhaupt allem, was wir bezüglich des Werdens unserer Dichtungen als feststehend gelten lassen müssen, wie auch einer Reihe von Momenten, die ich noch später besprechen will.

Die ganze subscriptio, angefangen von dem Verse Quien escriuio, gleicht haarscharf den zahlreichen Schlussnoten, die uns in den mittelalterlichen Handschriften überliefert sind, und in denen für die Mühe des Schreibens die himmlische Glückseligkeit und daneben auch gar oft recht irdische Dinge, wie pecunia, vinum, ab und zu sogar auch eine pulchra puella als Lohn erbeten werden. Gerade unsere subscriptio hat allerdings den Zorn von Angel Amador sosehr erregt, dass er nicht ansteht, sie, und zwar angefangen von den Worten Es el romanz bis zu den Schlussworten, für eine Fälschung zu erklären. Es ist richtig, dass Sanchez, der ausdrücklich erklärt, das Originalmanuscript mit der größten Gewissenhaftigkeit copiert zu haben, die Verse nicht bringt, und diese auch in den Ausgaben von Ochoa und Damas-Hinard fehlen. Aber es ist kein Grund vorhanden, Janer, der den Schluss zuerst in der erwähnten Fassung bietet, eine Fälschung zuzumuthen; Vollmöller, der erwünschte Details über die subscriptio mittheilt (die er übrigens ebenso ediert wie Janer), hält es für möglich,

lass die auf años folgenden Worte späterer Zusatz seien, wagt aber nicht, eine bestimmte Entscheidung abzugeben.[1]) Jedenfalls ist also der Zusatz, wenn ein solcher stattfand, alt.

Merkwürdigerweise sind gerade in Handschriften aus dem Kloster Cardeña solche später beigefügte Verse nicht selten. In dem Caradignensis Nr. 11, dessen Beschreibung Wilhelm von Hartel aus Löwes Papieren herausgegeben hat,[2]) findet sich die Subscriptio:

Carmine finito sit laus et gloria christo
Finito libro tunica reddatur magistro.

Außerdem hat der Rubricator eine Reihe von Memorialversen eingetragen, die auch nicht zum Texte gehören, und von deren gelegentlich humoristischer Färbung man sich leicht aus einigen Beispielen überzeugen kann:

Do tibi quod scripsi salue saluentur amici.
Hinc et yspanis pigro[3]) deest copia panis.
Venter farsitus ludit non ueste politus.
Hei michi quod nullus amor est sanabilis herbis.
Est melior uestis grossa quam nil super ossa.
Ignorat plenus quam uitam ducat egenus.

Erwähnenswert ist auch, dass in dem sonst vollständig lateinisch geschriebenen Caradignensis Nr. 10, dessen Beschreibung wir Ewald verdanken,[4]) nach einer Vita b. Bernardi die Unterschrift folgt: 'Frayre Guillelmus de Burgos escripsso este libro. Dios le de buen galardon amen', während der ganze Band die Schlussnote hat: 'Pennula scriptoris
Cesset iam fessa laboris.'

Es fragt sich nun, wie Pedro Abbat seine Copistenaufgabe erfüllt hat. Dass das Manuscript verstümmelt vorliegt, daran trägt er natürlich keine Schuld. Wir wissen nur, dass ein Blatt in der Mitte des Textes fehlt, nicht, wieviel vom Anfange verloren gegangen ist. Hätten die Herausgeber die erste Bedingung bei der Beschreibung eines Manuscriptes, nämlich die Untersuchung und Abschätzung der Quaternionen (Blattlagen) erfüllt, so könnten wir hierüber sicherer urtheilen.[5]) Angel Amador ist der Ansicht, dass überhaupt nur ein Vers verloren gegangen sei, und der Beginn des Gedichtes ganz gut lauten könnte:

De Vivar sale Mio Cid y dexa sos palacios
De los sos oios etc.

---

[1]) Gött. Gel. Anz. 1882. 512.

[2]) Bibliotheca patrum latinorum Hispaniensis I, S. 528 ff.

[3]) L. pigris und in der zweitnächsten Zeile: nullis.

[4]) Reise nach Spanien im Winter von 1878 auf 1879. Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. VI (1881), S. 334.

[5]) Baist, Grundriss II 2, 397: Verloren ist ... das erste (Blatt) der ersten Lage: nach allen Anzeigen nicht mehr als dies eine. Dagegen Huntington a. a. O. S. 87: The number of lines or leaves wanting at the beginning it is impossible to tell exactly.

Das erscheint mir aus mehr als einem Grunde zweifelhaft. Auf der ersten Seite stehen 25, auf der zweiten 24, auf der dritten 26 Verse geschrieben. Es ist schlechterdings nicht abzusehen, warum Per Abbat gerade diesen einen Vers hätte weglassen sollen. Er hat sich, wie man sieht, an sein Linienschema gehalten, das etwa 24—26 Zeilen zählt, und die Annahme ist vollständig gerechtfertigt, dass mindestens ein Blatt mit etwa 50 Versen fehlt. So urtheilen auch die übrigen Forscher,[1]) und in dieser Hinsicht dürfte Pero Abbat von Schuld frei sein. Desto schlimmer kommt er in anderer Hinsicht weg. Es wird ihm grobe Flüchtigkeit, ja absichtliche Entstellung von Versen und Wortformen vorgeworfen. Es mag richtig sein, dass Pero Abbat im Schreiben einzelner Buchstaben, in der Weglassung von Kürzungszeichen und Silben fehlte.[2]) Ferner mag Per Abbat insbesondere darin gesündigt haben, dass er bei langen Versen, die in der Vorlage gedrängt oder theilweise über der Zeile geschrieben waren, Kola und Kolatheile verwechselte. Derlei Fehler sind uns aus der Kritik des Textes altclassischer Dichter längst bekannt. Im ganzen und großen wird aber gerade derjenige, dem es vor allem um diplomatisch genaue Feststellung der Überlieferung zu thun ist, durchgreifenden Änderungen ausweichen: dies ist auch der Grund, warum hier gegenüber den bekannten Verbesserungsvorschlägen J. Cornus jener Standpunkt eingenommen werden soll, den bereits Lidforss in der Einleitung zu seiner Ausgabe präcisierte.[3]) Hat ja doch Araujo in seiner eben erschienenen Gramática del Poema del Cid mit Recht darauf hingewiesen, dass Per Abbat in der Copierung von Wortformen, ja auch in orthographischen Details ziemlich consequent verfahren ist. Das scheint auch Vollmöller erkannt zu haben, der in seiner Ausgabe unter Beobachtung einer streng conservativen Methode nur die allernothwendigsten Textänderungen vornahm. Wie nur genaue Beobachtung der Überlieferung zum Richtigen führt, lehrt besonders eine Stelle, die in der Handschrift durch Anwendung eines Reagens beinahe unleser-

---

[1]) Dass die Worte 'Conbusco yremos, Cid' usw. in der Cronica particular del Cid Cap. XL sicherlich Paraphrase eines Theiles der am Anfange verloren gegangenen Verse sind, hat schon Milá y Fontanals erkannt.

[2]) Eine Sammlung und Classificierung der unbedingt sicheren Fehler steht noch aus.

[3]) Se hará caso omiso de los postreros estudios del Sr. Cornu, ya que en ellos se establece un sistema tan sui generis que, de no aceptarlo en su integridad, parece más prudente dejarlo á un lado (S. VII). Den großen Gewinn, welchen wir nicht bloß für genauere Erforschung des Gedichtes aus den Arbeiten des ausgezeichneten Forschers ziehen, hat Lidforss damit ebensowenig in Abrede stellen wollen, wie irgendein anderer, der sich mit Cornus Studien ernstlich beschäftigt, dies zu thun vermöchte.

lich geworden ist, wie Vollmöller bemerkt. Vers 2788 lasen die früheren Herausgeber:

„Que tiempo es el dia ante que entre la noch."

Vollmöller setzt 'Mio trapo' und bemerkt, man könnte auch Mie trapa lesen. Eine andere Vermuthung wollte Mietad pasó el dia herstellen. Que ist von zweiter Hand über Mie geschrieben, also nicht genuin und wäre auch in seiner Bedeutung an unserer Stelle auffallend. Trapo („Fetzen") kommt im ganzen Poema del Cid nicht vor und gibt hier absolut keinen Sinn, während der Ausdruck Mietad pasó el dia der schlichten Ausdrucksweise unseres Gedichtes nicht entspricht. Strenge Beobachtung der vorhandenen Buchstabenreste führt auf die richtige Lesung Mientra que („Solange es Tag ist"). [1])

Zu diesen aus der Copie Abbats selbst geholten Indicien, welche vor willkürlichen Textänderungen warnen müssen, kommt noch ein gewichtiges, von außen hinzutretendes Moment. Schon Florian d'Ocampo hat beobachtet, dass das vierte Buch der von Alphons X. oder in seinem Auftrage verfassten Coronica de Espanna in ihrer Diction sich wesentlich von den drei vorhergehenden Büchern unterscheide. Diese Beobachtung ist richtig. Die Divergenz rührt daher, dass das vierte Buch auf Grund einer Reihe alter Textquellen zusammengestellt ist, die nur mit geringfügigen Änderungen, in manchen kleineren Sätzen wörtlich, gewissen Theilen des Buches einverleibt worden sind. Zu diesen alten Quellen gehört auch das Poema del Cid. Leider ist Florian d' Ocampos Ausgabe der Coronica de Espanna so willkürlich veranstaltet, dass die handschriftlichen Grundlagen kaum mehr zu erkennen sind (vgl. Amador de los Rios, Historia crítica, Bd. III, S. 575, und Menéndez Pidal, La leyenda de los Infantes de Lara, S. 51 f.). Wir sind daher bei der Vergleichung des Textes der Chronik mit dem des Poema auf die geringen Bruchstücke angewiesen, die Amador mit Zuhilfenahme der Handschriften (Escorialensis j. X 4 und Matritensis Bibl. Nat. F. 133) mitgetheilt hat. Ich gebe aus diesen Bruchstücken einige markante Stellen unter Vergleichung der correspondierenden Poema-Verse nach Vollmöllers Ausgabe.

Vs. 672 ff. De Castiella la gentil exidos somos aca,
Si con moros non lidiaremos, no nos daran el pan.
Bien somos nos VI cientos, algunos ay de mas.

---

[1]) Ich hatte mir diese Emendation sofort angemerkt, als ich Vollmöllers Mittheilung über die handschriftliche Überlieferung las, und erst später gesehen, dass bereits Cornu auf denselben Gedanken gekommen war (Romania 1881, S. 93). Er liest Mientra que es de dia oder Mientra que exe el dia (Mientra claro es el dia, Zs. f. r. Ph. 1897, 511). Da aber im Poema del Cid mientra que immer mit dem Conjunctiv verbunden wird, wäre zu erwägen, ob nicht auch hier diese Regel zu beobachten sei. Unbegreiflich ist mir, dass Restori in den Textbruchstücken, die er aus dem Poema veröffentlicht (La gesta del Cid, Milano 1890), das sinnlose Mio trapo im Texte beibehalten hat.

En el nombre del Criador — que non pase por al --
Vayamoslos ferir en aquel dia de cras
Amad. III, 584 (Cron. Gen. fol. 304[c])
Salidos somos de Castiella la noble .. á este logar.
Si con moros non lidiamos, non nos querrán dar el pan
Bien somos aqui seiscientos ... et algunos de mas ..
En nombre de nuestro Sennor Dios, que non aya y al ..
Vayamoslos ferir ... et esto sea cras.
Vs. 702 ff. Quedas sed, menadas, aqui en este logar,
Non derranche ninguno fata que yo lo mande.
Aquel Pero Vermuez non lo pudo endurar.
Amad. ibid. (Cron. Gen. fol. 305[a])
Aqui estad .. quedos en este logar
Non .. derramedes ninguno ... fasta que yo lo mande
Mas Pero Bermudez non gelo pudo endurar.
Vs. 3276 Non gelas deuien querer sus fijas por varraganas
Amad. III, 587 Non las quirien .. para seer sus barraganas
Vs. 3279 Quanto el dize non gelo preçiamos nada
Amad. ibid. Quanto el diz non damos por ello nada[1])

Entlehnung von Verstheilen, ja ganzen Versen aus dem Poema findet aber nicht bloß in dem vierten Buche von Alfonsos Cronica general, sondern auch in der sogenannten Cronica particular del Cid statt. Es ist dies dieselbe Chronik, welche zuerst von Juan de Velorado, Abt von Cardeña, i. J. 1512 aus dem 'Originale', wie es im Prohemio heißt, herausgegeben, vielfach wieder aufgelegt und zuletzt von V. A. Huber in einer handlichen Edition (Marburg 1844) zugänglich gemacht wurde. Bezüglich des Verhältnisses der beiden vielfach übereinstimmenden Chroniken geht Hubers Ansicht dahin, dass beide vielleicht Übersetzungen einer und derselben lateinischen Quelle seien.[2]) Dozy hat aber in sehr plausibler Weise dargelegt, dass die Cronica particular nichts anderes sei, als die Umarbeitung des vierten Buches der Cronica general; diese Umarbeitung sei wahrscheinlich im 14. Jahrdundert durch einen Mönch von Cardeña erfolgt, und das Resultat derselben sei eben jener Codex von Cardeña, den Berganza in gewissenhafter Weise excerpierte, während der erste Herausgeber, Velorado, mit dem Texte ziemlich willkürlich verfuhr, worauf auch Berganza hinweist.

[1]) Außer diesen Paraphrasen, die an der Hand des von Amador gegebenen Textes verglichen werden konnten, finden sich auch in Ocampos Druck eine große Anzahl von Poema-Versen paraphrasiert, z. Th. fast wörtlich wiederholt. So Vs. 409, 424, 479, 538, 547, 567, 581, 584 f., 615, 628 f., 637, 667 f., 676, 682, 685 ff., 700 ff., 748 f., 753, 763, 767, 805, 817 f., 824, 850, 863, 865, 889, 893, 940, 961, 963 ff., 1002, 1018, 1021 f., 1035 ff., 1060, 1072 f., 1075 u. s. f. Die ausführliche Nebeneinanderstellung, die hier zuviel Raum in Anspruch nehmen würde, hoffe ich bei einer anderen Gelegenheit bieten zu können.

[2]) Traducciones mas o menos libres de un original latin, hechas por diferentes autores y en diferentes tiempos. A. a. O. S. XLIV.

Das Verhältnis der beiden Chroniken zu einander festzutsellen ist eine, wie wir sehen, auch für die Geschichte und Kritik des Poema-Textes nicht unwichtige Aufgabe. Leider ist der Codex von Cardeña, welcher die Cronica particular enthielt, heute verloren; Martinez Añibarro y Rives, der in seinem Lexikon Burgaleser Schriftsteller diese Thatsache bestätigt, fügt hinzu, er habe Nachricht von einem Codex des Werkes in der Madrider Palastbibliothek, der gleichfalls von Velorados Druck abweiche. Nähere Daten gibt Martinez nicht. Ich habe diese Handschrift der Cronica particular, welche sowohl von Amador wie von allen anderen Forschern unberücksichtigt gelassen wurde, in der Privatbibliothek Sr. Maj. des Königs gesehen und beschrieben. Sie führt die Signatur 2. I. 2 (alt VII. G. 4) und stammt wie die meisten Codices der königlichen Sammlung aus den colegios mayores von Salamanca. Sie umfasst 192 Blätter in kl.-Quart (21,7 × 30,8 cm) mit je einer Columne auf jeder Seite, und ist in sehr correcter Minuskel, wahrscheinlich zu Beginn des 15. Jahrhunderts geschrieben. Der Anfang stimmt mit Velorados Druck; die Anfangsworte des Capitels, mit dem die Handschrift abbricht: 'Cuenta la historia que en el ochavo año del Reynado del Rey don Fernando' finden sich in keinem Capitelinitium des Druckes. Eine Vergleichung der in vieler Beziehung unzulänglichen bisherigen Ausgaben mit der Madrider Handschrift wird also ebenso unerlässlich sein, wie die Emendation von Ocampos Ausgabe mit den Manuscripten, von denen eines (wie es scheint, auch noch unbenützt) sich gleichfalls in der Palastbibliothek findet. Was sich auf Grund der zur Verfügung stehenden Drucke für unsere Frage ermitteln lässt, ist Folgendes: Sowohl die Cronica general Bd. IV, wie auch die Cronica particular enthalten Verse und Verstheile des Poema fast wörtlich ausgeschrieben. Schon dieser Umstand hätte Huber abhalten müssen, an eine gemeinsame lateinische Vorlage zu denken. Wo Cronica general und Cronica particular in der Entlehnung von Poemastellen von einander differieren, gibt die Cronica general den Text getreuer wieder, wir haben also hier eines der Indicien, welche für die Richtigkeit der Ansicht Dozys sprechen. Amador hat daher mit Recht zur Vergleichung den Alfonsinischen Text zugrunde gelegt, nur die Parallelen irrthümlich bezeichnet, überhaupt bei den Schlussfolgerungen auf halbem Wege innegehalten. Da nämlich die Coincidenz in den angeführten Parallelstellen Cronica-Poema unmöglich eine zufällige sein kann, weil sich ganze Sätze des Alfonsinischen Textes mit den Poemaversen decken, so ist klar, dass Alfons (oder sein Amanuensis) eine Handschrift besessen, beziehungsweise benützt haben muss, die älter war als die von Per Abbat gefertigte, an deren richtigem Datum: 1307 wir wohl nicht zweifeln können.[1]) Die große Über-

[1]) Milá y Fontanals, De la Poesia heroica-popular Cast. 265 nimmt eine redaccion sin duda algo ampliada (d. h. im Vergleiche zu dem er-

einstimmung des Textes an so vielen Stellen rückt aber die Gewissenhaftigkeit des viel geschmähten librarius Per Abbat in helles Licht, und wir haben in dem Alfonsinischen Werke ein wichtiges Correctiv an die Hand gegeben, um willkürliche 'Emendationen' des Poematextes zurückzuweisen.[1]) Aber auch dort, wo der Erzähler in ungebundener Rede die Verse paraphrasieren musste, haben wir einen willkommenen Behelf zur Erklärung dunkler Stellen.

Das vierte Buch der Cronica general, wiederholt gesondert abgeschrieben, hat als leichter lesbarer Text und schon durch die Flagge, unter der es gieng, als Cidbuch das Poema im Mittelalter verdrängt. Wenn wir in einem älteren Cataloge 'en papel letra antigua hechos de los reyes de Castilla y Aragon y del Cid Ruy Diaz' . . . '(cronica) del rey Alonso y del Cid' (Benevivere, Handschriftenschätze Nr. 68) verzeichnet finden, so dürften darunter die Cronica general, beziehungsweise Buch IV derselben, zu verstehen sein. Immerhin war die Existenz des Poema um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon so bekannt, dass der Alfonsinische Kreis auf dasselbe aufmerksam wurde.

Wien. Dr. Rudolf Beer.

---

haltenen Poema-Texte) als Quelle der Cronica general an. Noch weiter geht Menéndez Pidal, La Leyenda de los Infantes de Lara 40 f.: 'muchos tienen el Poema, según hoy se conoce, como fuente poética de la General, mas para afirmar esto habría creer á los autores de esta Crónica no compiladores de buena fé, sino consumados falsarios y novelistas', wobei auch eine Polemik gegen die Ansicht Cornus, Alfons habe eine version moins altérée que celle que Per Abbat nous a écrite vor sich gehabt, geführt wird. Die Thatsache, dass hunderte von Versen fast wörtlich in der C. general wiederholt werden, lässt sich doch nicht aus der Welt schaffen. Und woher leitet Menéndez den Zwang für Alfons oder seine Helfer ab, sich nur an den Poematext zu halten? Für die Schilderung der Córtes von Toledo konnten der Crónica neben dem Poema ebenso die mündliche Tradition als Quelle dienen, wie die memorias von Cardeña für die im Poema nicht beschriebenen Ereignisse nach dem Tode des Cid. Dass in diesen 'vortreffliche sagenhafte Züge' enthalten sind, hat Baist (Grundr. II. 2., 399) sehr richtig hervorgehoben.

[1]) So z. B. die billige Conjectur Angel Amadors 'Judas' für Vidas.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Lykophrons Alexandra. Griechisch und deutsch mit erklärenden Anmerkungen von Dr. Karl v. Holzinger, o. ö. Professor an der k. k. deutschen Universität zu Prag. Leipzig. Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1895. 8°, 428 SS. Preis 15 Mk.

Wer über eine wissenschaftliche Arbeit gerecht urtheilen will, hat vor allem die Verpflichtung, die Absichten und Grundsätze, von denen sich der Urheber bei der Abfassung leiten ließ, zu berücksichtigen. In dieser Hinsicht hat es der Verf. dem Beurtheiler nicht ganz leicht gemacht; über das, was er gewollt, muss man sich bei dem Fehlen einer Vorrede aus vereinzelten Äußerungen, öfter noch aus bloßen Andeutungen der Einleitung, hauptsächlich aber aus dem Charakter des ganzen Buches zu unterrichten suchen. Nach seinen eigenen Worten legt er das größte Gewicht auf den Commentar (vgl. S. 41 und 75) und auf die Übersetzung (S. 78). Insbesondere die letztere hat er mit sichtlicher Vorliebe ausgearbeitet und, wie man unschwer zu erkennen vermag, unermüdlich immer von neuem nachgefeilt; auch spricht er sich über sie in der Einleitung verhältnismäßig am ausführlichsten aus. Eine vollständige deutsche Übersetzung existierte bekanntlich bis zum Erscheinen des vorliegenden Werkes nicht; des großen Scaligers lateinische Übertragung ist eher ein Kunststück als ein Kunstwerk und ihr Verständnis erfordert fast ebensoviel gelehrte Vorkenntnisse wie das des Originals. Dass der Verf. sich mit seinem Versuche an etwas bisher stets für unmöglich Gehaltenes gewagt hat, wurde ihm von der Kritik zum Vorwurfe gemacht und man hat ihn höflich bedauert, weil er sich so viel Mühe mit einer Arbeit gegeben habe, für die eigentlich gar kein Publicum vorhanden sei. Mir erscheint dies nicht richtig und daher auch nicht gerecht. Auch unter denjenigen, welche das Buch aus rein wissenschaftlichen Beweggründen zur Hand nehmen, wird es manche geben, denen es erwünscht ist, die eine oder andere Stelle des Originals auch einmal in anderem Gewande überblicken zu können; gewiss auch solche, die es interessiert zu vernehmen, wie sich ein Vers oder

eine ganze Partie im Geiste eines Mannes widerspiegelt, der Jahre seines Lebens darangesetzt hat, das schwierigste aller Gedichte zu bemeistern; und noch in anderen Beziehungen kann dieser erste Wurf sich nutzbringend erweisen, wäre es auch nur als Grundlage für künftige Versuche, es besser zu machen. Was aber den Laien anbetrifft, so ist es richtig, dass der Ort, an dem diese erste deutsche Übersetzung Lykophrons steht, einer weiteren Verbreitung hinderlich ist; doch dem lässt sich ja abhelfen. Im übrigen stehe ich nicht an, zu erklären, dass sie vortreffich geeignet ist, dem des Griechischen Unkundigen einen annähernd richtigen Begriff von dem sonderbarsten Geistesproducte zu geben, das sich je unter den Schutz der Musen gestellt hat. Dass es bei einer etwaigen Wiederholung an zugänglicherer Stelle dem fein beobachtenden Verf. gelingen würde, mehr als einen Vers dem Originale noch besser anzupassen, ist natürlich. Aufgefallen ist mir besonders V. 1116, wo das deutsche 'als wär' ich seine Frau' den Sinn des griechischen *ὡς κλεψίνυμφον* falsch wiedergibt. Die Bildungen mit *κλεψι-* sind (abgesehen von dem anders zu deutenden *κλεψί-φρων* des homerischen Hymnus auf Hermes) selten und specifisch alexandrinisch; das jüdisch-hellenistische *μήτε γαμοκλοπέειν* bietet eine hübsche Parallele. Nach der Analogie der übrigen gleich gebildeten Wörter kann die Phrase des Originals nur bedeuten: 'als hätte ich ihn zu heimlicher Buhlerei verleitet', 'als hätte ich durch Buhlkünste sein Herz der rechtmäßigen Gattin abwendig gemacht'. Indessen ist es kein Tadel, wenn man sagt, dass die Übersetzung der Verbesserung in mancher Hinsicht bedürftig, aber auch fähig ist. Allerdings erscheint es mir fast grausam, dem Autor zum zum Danke für seine unsägliche Mühe eine noch recht lange dauernde Beschäftigung mit einem so wenig sympathischen Stoffe zu wünschen.

Gegenüber der Übersetzung und der ihr zugewendeten Sorgfalt tritt die Beschäftigung mit dem Texte etwas in den Hintergrund; und der Verf. thut das Seinige dazu, diesen Einwand zu verstärken, indem er von seinem Text als einer unvermeidlichen Zugabe zur Übersetzung und als einem bloßen 'revidierten Abdrucke des Kinkel'schen Textes' spricht und eine eigene Recension ablehnt, weil er 'mit der Abfassung des Commentars vollauf beschäftigt war'. Das Befremden, welches wir nothwendig darüber empfinden müssen, dass der Herausgeber wirklich nicht die Muße gehabt haben sollte, auf der einzig maßgebenden, von Scheer geschaffenen handschriftlichen Grundlage weiterzubauen, und sich lieber bei Kinkels Text beruhigte, wird einigermaßen gemildert durch die Überzeugung, dass die obigen Ausdrücke nur cum grano salis zu verstehen sind. Wer den S. 88—90 gegebenen Rechenschaftsbericht verfolgt, wird zugestehen müssen, dass der Herausgeber ein ganz tüchtiges Stück Arbeit vollbracht hat, das über das Maß einer bloßen Revision beträchtlich hinausgeht; außer-

›m finden wir an zahlreichen Stellen der Einleitung wichtige robleme der Textkritik in gründlicher und wohlüberlegter Weise esprochen. Der Widerspruch gegen die von Scheer begonnene, ber nicht consequent durchgeführte dialectische Uniformierung S. 86 f.) ist ganz berechtigt, wenngleich in der Motivierung nanches auffällt, wie die Gegenüberstellung von *ἄγραν* als äschyleisch' und *ἄγρην* als 'homerisch'. Wir sind doch jetzt, hauptsächlich durch das Verdienst Wilamowitz', gewohnt, über Jonismen des ältesten attischen Dramas anders zu denken. Ungern vermisst man eine kurze Darlegung der Textesüberlieferung, wovon sich das Nöthigste bequem auf einem Bogen hätte zusammendrängen lassen, sammt einer knappen Übersicht über das Metrische. Vielleicht hätte bei einer solchen zusammenfassenden Darstellung der Verf. seine Ansicht bezüglich der dreisilbigen Füße (S. 81 f.), die auf einer schwachen Grundlage beruht, modificiert und G. Hermanns Verurtheilung derselben (mit Ausnahme der Eigennamen selbstverständlich) beigestimmt. Was für Worte sind es, die der große Philologe der Auflösungen wegen als eingedrungene Glossen aus diesem vielglossierten Texte entfernt wissen wollte? Die allergewöhnlichsten Vocabeln, wie *φύλακα*, *φίλων*, *μακάρων*, *σκύλακα*, *ποταμός*, *στόματι*. Und ohne Zweifel hätte er auch V. 1222 besser gethan, die Ursache des Anstoßes in *θυγατρός* nicht in dem vorhergehenden Eigennamen zu suchen. Es ist wohl nur Zufall, dass mit Ausnahme des V. 263 diese Auflösungen sich bloß in den Versen 962—1242 zusammendrängen (V. 1469 im Epilog des Dieners ist vielleicht abgesondert zu beurtheilen); wäre es nicht der Fall, so bliebe, da ich an Interpolationen der Alexandra nicht glauben kann, nur die Annahme übrig, dass Lykophron die letzte Hand an sein Gedicht zu legen verhindert gewesen ist. Das erscheint mir aber ebenso unstatthaft, wie das Auskunftsmittel des Verf.s, dass der Dichter 'bei der Herausgabe seiner Alexandra sich nicht die Mühe nahm, die letzten Spuren der während der Arbeit eingeschlichenen dreisilbigen Füße zu tilgen'. Ein Alexandriner sollte es nicht fertig gebracht haben, sieben elende Auflösungen auszumerzen! Das musste er doch *stans pede in uno* fertig bringen. Wenn man aber auch dieser Ansicht des Verf.s nicht beipflichten kann, so wird man gerne zugestehen, dass er der Schwierigkeit hier, wie auch sonst, nicht aus dem Wege gegangen ist. Um so wunderlicher erscheint freilich bei solcher Selbständigkeit des kritischen Urtheils die überbescheidene Meinung hinsichtlich der eigenen Leistung.

Es hängt dies aber aufs engste mit einem charakteristischen Zuge zusammen, der durch das ganze Buch hindurchgeht und den ich nur mit Widerstreben berühre; ganz übergehen darf ich ihn jedoch nicht, der Wahrheit zuliebe. Der Verf. liebt es geradezu, sein Licht auch da unter den Scheffel zu stellen, wann und wo es am hellsten zu leuchten geeignet wäre. Wen muthet es nicht

seltsam an, wenn einer der besten Kenner der scenischen Gräcität, ein Gelehrter von der umfassendsten Belesenheit, sich (S. 76) ängstlich auf den Thesaurus und auf Pape als Quelle seiner sprachlichen Belege beruft? Von ähnlicher Seite zeigt er sich in der Polemik, die seinem ganzen Wesen sichtlich zuwider ist; obwohl ein guter Schütze, schießt er lieber in die Luft, als dass er des Gegners schwache Seite sich zunutze machte. Nicht undeutlich schimmert dabei durch, dass er gegen manches Äußerliche in der jüngsten Entwicklung der Philologie starke Abneigung hegt. Unwillkürlich fragt man sich z. B. ob S. 21 der vortreffliche Aufsatz von K. Buresch über *γέγοναν* nicht citiert wurde, weil er dem Verf. unbekannt geblieben war, oder deshalb, weil ihm der Jargon unsympathisch war, in dem sich dieser für die Wissenschaft allzu früh verstorbene Gelehrte gefiel. Wenn sich der Verf. durch derartige Empfindungen wirklich zu der von ihm beobachteten Zurückhaltung bestimmt sah, so lässt sich das schließlich begreifen und man darf mit ihm darüber, dass er es gewollt hat, nicht rechten; aber im Interesse der Sache ist es aufrichtig zu bedauern, dass er (insbesondere in der Einleitung) nur zu oft gerade dort stehen bleibt, wo wir von seiner Befähigung und seinen Kenntnissen Ersprießliches, ja Entscheidendes erwarten durften. Welche Fülle von Anregung enthält z. B. die S. 32 aufgestellte Liste der 'komischen' Motive und Wendungen! Aber eben da, wo unsere Erwartung sehr hoch gespannt ist und die Frage nach dem Satyrdrama und der unteritalisch-sicilischen Komödie uns auf den Lippen schwebt, biegt der Verf. in ein paar allgemein gehaltene Bemerkungen über *Eupolis atque Cratinus Aristophanesque poetae* ab. Nicht minder enttäuscht es, wenn die scharfsinnige Beobachtung von der gelegentlichen Obscenität der Orakel (S. 33), zu der Herodot V, 92 einen so schönen Beleg geliefert hätte, nicht weiter verfolgt wird. Dabei gebricht es dem Verf. nicht an dem Muthe, seine Überzeugung offen zum Ausdrucke zu bringen; wie er denn seine Ansicht von der Beziehung der Verse 1439—1450 auf den Epiroten Pyrrhus ausführlich begründet und bis in die letzten Consequenzen verfolgt, obwohl er sich früher (S. 8) über die 'luftigen Hypothesen à la fin du siecle' recht skeptisch geäußert hatte und gewärtig sein musste, seinerseits mit demselben Maße gemessen zu werden. Ich glaube nicht, dass in diesem Falle die vom Verf. begründete Auffassung sich behaupten wird; trotzdem wird niemand verkennen, um wie viel nachhaltiger, klärender, wohlthuender die energisch durchgreifende Behandlung dieser Frage wirkt, als zahlreiche flüchtige Winke und Andeutungen.

Kurz, wenn wir Grund haben, mit dem Verf. unzufrieden zu sein, so ist es deswegen, weil er manches, was er zu sagen berufen wäre, uns vorenthalten hat, und das umsomehr, je mehr wir mit dem, was er gesagt hat, zufrieden sein müssen. Namentlich gilt dies von dem an feinen sprachlichen wie sachlichen Bemer-

kungen reichen Commentar, der das Verständnis des Lykophron um ein Bedeutendes fördert und für alle künftigen Arbeiten auf diesem Gebiete nicht nur ein bequemes Hilfsmittel bietet, sondern geradezu den Ausgangspunkt bilden muss. Die Brauchbarkeit des Werkes wird durch ein übersichtlich angelegtes Register noch erhöht.

Graz. Heinrich Schenkl.

L. Iuni Moderati Columellae opera quae exstant. Recensuit Vilelmus Lundström. Fasciculus primus librum de arboribus qui vocatur continens. Upsaliae in libraria Lundequistiana. Lipsiae Otto Harrassowitz MDCCCXCVII. X u. 43 SS. Preis 1 Mk. 75 Pf.

Genau hundert Jahre nach dem Abschlusse der Schneiderschen Sammlung der Scriptores rei rusticae, in welcher Columellas zwölf Bücher über die Landwirtschaft zum letztenmal herausgegeben wurden, erscheint die erste Lieferung einer neuen auf kritischer Grundlage aufgebauten Ausgabe dieses Werkes. Solange hat wohl kein römischer Autor von annähernd gleicher Bedeutung auf eine den gegenwärtigen Anforderungen entsprechende Edition seiner Werke warten müssen, und man kann von dieser neuen Ausgabe mit viel mehr Recht als von mancher anderen behaupten, dass sie einem längst gefühlten Bedürfnisse entgegenkommt. Denn der ganz unzuverlässige Text der Gesner'schen und Schneider'schen Sammlung, auf den man bislang angewiesen war, erschwerte außerordentlich eine eingehende Beschäftigung mit dem Werke Columellas, das doch die Werke der übrigen römischen Schriftsteller, welche den gleichen Gegenstand behandelt haben, nach Inhalt und Form weit überragt. Im Gegensatze zu der stofflich ungeordneten und bis zur Unverständlichkeit abgerissenen Darstellung des alten Cato, zu der ungleichmäßigen Behandlung der einzelnen Theile der Landwirtschaft bei Varro und zu den dürren, lediglich dem praktischen Bedürfnisse dienenden Regeln des Palladius zeichnet sich Columellas Werk durch eine gleichmäßige und erschöpfende Behandlung des Gegenstandes und durch eine edle und kunstvolle Sprache aus, die sich von den Verirrungen seiner Zeitgenossen ziemlich rein erhält. Wohl fehlte es in den letzten Jahren nicht ganz an Gelehrten, die sich mit Columella befassten und von denen man eine neue Ausgabe erwarten durfte. Aber H. Keil, der die nothigen Collationen besaß und der wohl der Berufenste gewesen wäre, war es nicht vergönnt, zu seiner mustergiltigen Cato- und Varroausgabe eine solche des Columella hinzuzufügen, und J. Häussner, der im Programme des Gymnasiums zu Karlsruhe vom Jahre 1889 eine treffliche Untersuchung über die handschriftliche Überlieferung des Columella nebst einer kritischen Ausgabe des zehnten Buches veröffentlichte, hat die dadurch erregte Hoffnung, dass er das ganze Werk herausgeben werde, leider nicht erfüllt. Nun kommt aus dem skandinavischen Norden, dem wir so manche

vortreffliche Leistung auf philologischem Gebiete verdanken, die Probe einer neuen Ausgabe, welche die Vollendung des Ganzen in sichere Aussicht stellt.

Für das erste Bändchen seiner Ausgabe, die er dem Andenken seines Lehrers Haeggström widmet, hat der Herausgeber das Buch de arboribus gewählt, das sich von einer älteren, nur vier Bücher umfassenden Bearbeitung desselben Gegenstandes erhalten hat und in den Handschriften durchwegs an dritter Stelle steht, während es die Herausgeber als liber XIII auf das uns erhaltene größere, aus zwölf Büchern bestehende Werk folgen lassen. Maßgebend für die Wahl gerade dieses Buches war, wie Lundström im Eranos I p. 38 sagt, der Umstand, dass die Kritik und Erklärung hier durch Vergleichung mit dem 3., 4. und 5. Buche, deren Inhalt im Buche de arboribus in verkürzter Form wiederkehrt, bedeutend erleichtert und gefördert wird.

Eine kurze Praefatio gibt Aufschluss über die Einrichtung der Ausgabe und enthält das Verzeichnis der benützten Handschriften, auf deren nähere Besprechung unter Hinweis auf die ausführliche Behandlung dieses Gegenstandes bei Häussner verzichtet wird. Die Grundlage des Textes bildet in erster Linie selbstverständlich der treffliche Sangermanensis (S, saec. IX), von welchem dem Herausgeber eine doppelte Collation zugebote stand, in zweiter Linie der ihm nahe verwandte Ambrosianus (A, saec. IX—X), der merkwürdigerweise erst von Häussner 1887 ans Licht gezogen und in seiner Bedeutung für die Textkritik erkannt wurde.[1]) Betreffs des Verhält-

[1]) Da Ref. im Sommer 1896 Gelegenheit hatte, die Handschrift in Mailand einzusehen, so mögen hier einige geringfügige Nachträge und Berichtigungen zu Häussners Collation des zehnten Buches platzfinden.

	Häussner citiert:	Die Hs. bietet:
v. 15	Achradis	Aclaradis
„ 27	sepibus	sepius
„ 76	et	ut
„ 132	hortis	horris
„ 146	aluo	arno
„ 151	vertice	cortice
„ 173	achaica	archaia
„ 221	nyseiaque	nysaeia
„ 227	connectere	conectere
„ 236	ueniat	ueiat
„ 240	calatho spinisque	calathos pinis
„ 246	baca aspargi	*so auch die Hs., aber als Correctur von 2. Hand aus* ambo spargi
„ 250	Achrados	archados
„ 259	conniuentis	conuiuentis
„ 263	comites	comitis
„ 279	penates	poenates *von 2. Hand corr. aus* poenas
„ 280	cachino	chachino
„ 291	eoo remeat	ore eo meat (*mit Umstellungszeichen*)
„ 299	Formoso	Formosa
„ 305	cumulat	tumulat
„ 354	Innataque laris	Innatā uelaris
„ 389	grauida que	quegrauida.

nisses dieser zwei Handschriften zueinander gelangt Häussner a. a. O. S. 20 auf Grund einer genauen Vergleichung der Lesarten zum 10. Buche zu der Annahme, „dass S und A aus demselben Archetyp stammen, der ... offenbar schon durch Fehler entstellt war, im ganzen jedoch in dem Schreiber von S einen gewandteren und kundigeren Copisten fand als in A". Außer diesen zwei wichtigsten Handschriften hat L. noch 18 jüngere, ihrem Werte nach sehr verschiedene Handschriften des XV. Jahrhunderts benützt, von denen nur vier eine größere Bedeutung haben, nämlich zwei Laurentiani (*a* und *d*), ein Codex aus der Brera in Mailand (*b*) und ein Caesenas Malatestianus (*c*). Die Lesarten, welche Politian in einem noch erhaltenen Exemplare der ed. princ. zu Cato, Varro und Columella aus einer angeblich sehr alten Handschrift angemerkt und welche Keil in seiner Ausgabe des Cato und Varro mit großem Nutzen verwendet hat, beachtet L. gar nicht, da sie nach seiner Meinung (praef. p. X) wegen ihrer Unklarheit und Verworrenheit für die Kritik kaum eine Bedeutung haben und weil überdies die Handschrift, aus der sie stammen, dem Ambrosianus sehr nahe verwandt gewesen sein muss, falls sie nicht, wie Häussner a. a. O. p. 12 zu erweisen sucht, mit demselben geradezu identisch war.

Der Text zeigt gegenüber den früheren Ausgaben so viele und bedeutende Abweichungen, dass es keine Übertreibung ist, wenn man sagt, L. biete uns den Columella in einem neuen Gewande. Dadurch, dass der Text streng auf handschriftliche Grundlage gestellt wurde, erscheint er von den zahlreichen Zusätzen und willkürlichen Änderungen gereinigt, mit denen ihn die ältesten Herausgeber entstellt haben und die in alle folgenden Ausgaben übergegangen sind. Aber L. ist auch bemüht, die zahlreichen Fehler der handschriftlichen Überlieferung durch Conjecturen zu beheben und den Text in einer möglichst lesbaren Form zu bieten. Er hat, nach dem vorliegenden Bändchen zu schließen, den Weg der Conjecturalkritik, der hier freilich kein so dornenvoller ist wie bei Cato und Varro, mit viel Glück betreten und die Emendation des Textes bedeutend gefördert. An mehr als 30 Stellen setzt L. eigene Conjecturen in den Text, die er zum größten Theile im I. Bande des 'Eranos' begründet hat. Sie verrathen Scharfsinn und Vertrautheit mit dem Sprachgebrauche des Schriftstellers, sind immer besonnen und wohl erwogen, mitunter überzeugend. Vgl. 4, 1 quae est a Poenis usurpata. 17, 4 sub alio aëre positas. 28, 3 ita ut. Auch 10, 4 scheint L. aus der verderbten Lesart *pullialidiores* glücklich *pulvilli altiores* hergestellt zu haben, während die bisherigen Ausgaben alle *pulvinuli alt.* bieten; denn *pulvillus* kommt auch sonst vor, für *pulvinulus* aber bieten die Lexica keinen weiteren Beleg. — Aber manchmal hätten auch die Vorschläge der älteren Herausgeber und Erklärer vielleicht größere Beachtung verdient. c. 14 (*oleo*) *imas vites tangito, formicae non*

excedent dürfte statt des auffallenden *excedent* mit Gesner *escendent* zu schreiben sein, was schon der Wortlaut der Inhaltsangabe dieses Capitels *Ne formica vitem ascendat* sehr nahe legt. — 28, 1 (Cytisum ... quam plurimum habere expedit, quod gallinis, apibus, ovibus, capris, bubus quoque et omni generi pecudum utilissimum est, quod ex eo cito pinguescit et lactis plurimum praebet ovibus) wollte Ursinus zur Beseitigung des auffallenden Subjectswechsels im letzten Satze *ovibus* in *ovis* ändern, eine Conjectur, die, wie so manche andere Vermuthung dieses Kritikers (vgl. Häussner a. a. O. p. 5, Anm. 2), durch den Sangermanensis glänzend bestätigt wurde; denn dieser bietet *ouis,* der Ambr. *ouib.* Trotzdem hat L. *ouibus* beibehalten. — Ob 26, 8 die Form *sumseras*, die der Sangerm. allein bietet, in den Text aufzunehmen war, will ich dahingestellt sein lassen.

Die äußere Ausstattung ist tadellos, Versehen im Drucke selten; ich habe mir nur Folgendes notiert: S. 3, Z. 8 fehlt nach *rusticae* der Punkt. — S. 4 fehlen in der 2. Zeile des kritischen Commentars die Zeilenzahlen 7 und 9. — S. 20, 12 soll es *infructuosas* heißen statt *infructuosus*; S. 23, 9 *oblaqueatam* statt *oblaquetam*; S. 38, 6 *sicuti* statt *ficuti.* — S. 24 fehlt neben der Z. 5 die Paragraphenzahl 2. — Die Beistriche S. 14, 4 und 13, ferner S. 40, 14 und S. 42, 10 sind überflüssig.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass das vorliegende Bändchen als eine gelungene und vielversprechende Probe der neuen Columella-Ausgabe bezeichnet werden muss. Es legt Zeugnis davon ab, dass das schwierige Unternehmen sich in guten Händen befindet, und erweckt den lebhaften Wunsch, dass es dem Herausgeber vergönnt sein möge, das mühevolle Werk bald und glücklich zuende zu führen.

Wien. Dr. Georg Heidrich.

Sallusti Crispi bellum Catilinae, bellum Jugurthinum, orationes et epistulae ex historiis excerptae. Für den Schulgebrauch erklärt von Theodor Opitz. III. Heft: Die Reden und Briefe aus den Historien. Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Ich freue mich, die Leser dieser Zeitschrift auf eine neue erklärende Ausgabe der Reden und Briefe aus den Historien Sallusts, dieser Meisterwerke römischer Geschichtschreibung, aufmerksam machen zu dürfen; sie rührt von Theodor Opitz her, der sich als Kenner Sallusts bereits einen Namen gemacht hat, und bezeichnet in jeder Hinsicht einen erfreulichen Fortschritt.

Der Text ist besonnen hergestellt; zumeist schließt er sich aufs engste der Überlieferung an, mehr als alle früheren Ausgaben; sicher mit Recht or. Lep. §. 18 pretio soluto iure dominis tamen restituo; vielleicht auch §. 21 nam praeter satellites commaculatos

quis eadem volt aut quis non omnia mutata praeter *victoriam*, was durch das §. 22 folgende victor exercitus gestützt wird, obwohl praeter *victorem* einen concinneren Gedanken böte. Ebenso scheint mir jetzt or. Phil. §. 7 nunc est pro consule cum imperio non *empto*, sed dato a vobis durch den Hinweis in den Anmerkungen unantastbar; auch die schwierige Stelle in der ep. Pomp. §. 9 Hispaniam ... vastavimus: praeter maritumas civitates ultro vobis sumptui onerique sunt bedarf keiner Änderung, sondern lässt sich in dem Wortlaute der Überlieferung halten. Endlich hat Opitz der Überlieferung zum Theile wenigstens ihr Recht verschafft or. Phil. §. 3: pro dii boni qui hanc urbem omiss*am cura nostra* adhuc tegitis (zum Theile nach Wirz), obwohl ich auch geradezu omissa, das überliefert ist, beibehalten, also omissa cura nostra empfehlen möchte; jedenfalls ist die Änderung Haupts „amissa curia" beseitigt. Epist. Mitthr. §. 16 *quoniam* neque vincere neque vinci . . possumus statt der vulgata quo, mit Hauler auf Grund der Überlieferung. Gegen die Handschrift liest der Herausgeber epist. Mithr. §. 2 tibi si perpetua pace frui licet, nisi hostes opportuni et scelestissumi, *ni* egregia fama, si Romanos obpresseris, futura est, neque . . . audeam et . . . sperem (mit Einschiebung von ni vor egregia nach Madvigs Vorschlag); ich möchte dagegen aufmerksam machen, dass der Satz, auch wie er überliefert ist, hinlänglich durchsichtig ist und genau dem einleitenden Satze entspricht, gleichsam die Nutzanwendung davon enthält, nämlich: si perpetua pace frui licet dem vorangegangenen liceatne tum pacem agere; der zweite Theil nisi hostes — futura est dem Satze dein, quod quaesitur, satisve pium tutum gloriosum an indecorum sit, wobei nur die Reihenfolge vertauscht ist, indem das scelestissumi dem pium, das opportuni dem tutum entspricht. — Ib. §. 4 schreibt der Herausgeber mit Meusel richtig si vere existumare voles (überliefert ist vera). Ebenda §. 16 hält er auf das Zeugnis des Charisius hin gegen die Handschrift an meis militibus *belli prudentibus* fest, was ich für bedenklich halte; denn Charisius citiert offenbar die Stelle aus dem Gedächtnisse und konnte daher auch bloß zur Erläuterung des Gedankens den Zusatz belli prudentibus, der ja dem ganzen Zusammenhange nach in dem meis militibus schon liegt, hinzuzufügen. Endlich halte ich auch in demselben Satze die Einschaltung des tuo nach parvo (also parvo tuo labore) für unnöthig und gar zu aufdringlich; denn da das Subject zu conficere nur „Du" sein kann, so versteht auch jedermann, auf wen der parvus labor sich bezieht; übrigens deutet auch die Anordnung der Satzglieder auf das Fehlen des tuo; denn es gehören zusammen: *meis* militibus procul ab domo (nämlich tua), parvo labore (nämlich tuo) per nostra corpora.

Doch ich muss fast um Entschuldigung bitten, dass mich mein persönliches Interesse am Texte noch gar nicht zur Hauptsache kommen ließ; denn thatsächlich machen die erklärenden Anmerkungen

den Wert des Büchleins aus. Aber davon brauche ich nicht viel zu sprechen; denn hier hat der Verf. fast überall meinen Beifall, und es ist nicht wenig, was er zuerst vorbringt; ich sagte „fast überall", denn hie und da muss ich Widerspruch erheben; so or. Lep. §. 4 halte ich suae *cuique* sedes nicht für formelhaft, sondern cuique beeinflusst von defensum est; ebenda §. 12 verstehe ich unter den satellites nicht die Veteranen Sullas, sondern die §. 21 commaculati satellites genannten Spießgesellen. Or. Phil. §. 3 halte ich exercitum obprimundae libertatis für einen einfachen gen. expl. „Unterdrückungsheer", ganz so wie später §. 6 arma obprimundae libertatis. Dagegen rückt der Gen. des Gerundivums §. 10 quae (arma) ille advorsum divina et humana omnia cepit, non pro sua aut quorum simulat iniuria sed legum ac libertatis subvortundae bereits unzweifelhaft aus dem attributiven in das praedicative Verhältnis im Sinne von quae legum ac libertatis subvortundae essent und erhält so finalen Sinn. Ebenda §. 15 ist per fidem richtig erklärt, aber die Bemerkung „damit hängt zusammen das Adj. perfidus" könnte doch präciser lauten. Ob ferner or. Cottae §. 1 partim als wirklicher Accus. gefühlt *wurde*, ist wohl zweifelhaft. Epist. Pomp. §. 1 möchte ich proiectum nicht „sachlich unrichtig" nennen, sondern sagen, es liege nur eine Übertreibung der Wahrheit vor; ebenda §. 4 enthält eine Behauptung, die heute nicht mehr richtig ist; denn J. Fuchs hat in seiner vor kurzem erschienenen, vortrefflichen Schrift „Hannibals Alpenübergang" den Weg über den Mont Genevre erwiesen. Darnach wird es auch wahrscheinlich, dass Pompejus seinen Weg durch das Thal der Durance genommen hat, der durch die Stationen Segusio (Susa), Eburodunum (Embrun), Vapiscum (Gap), Segustero (Sisteron) und Apta Julia (Apt) bezeichnet ist. Ebenda §. 9 wird agitat durch „zu leben hat" zu übersetzen sein. Endlich möchte ich auch or. Macri §. 1 in disserundum *fuit* nichts ungewöhnliches finden, denn existumaretis ist hier gleich einem intellexissetis, cognovissetis, und hierdurch ist das Tempus im Hauptsatze beeinflusst; daran schließt sich ganz passend der Übergang zur Wirklichkeit: nunc hortari modo relicum est et ire primum via .... Doch ich hoffe, mit diesen Bemerkungen gezeigt zu haben, wie wenig der Herausgeber seinen Kritikern übrig gelassen hat.

Wien. August Scheindler.

Tacitus. Erster Theil: Germania und Auswahl aus den Annalen. Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Dr. Josef Franke und Dr. Eduard Arens. Münster i. W., Aschendorff 1896. 8°. XI u. 196 SS. Preis 1 Mk. 30 Pf.

Unter ihre Classikerausgaben reiht die Verlagsbuchhandlung dieses Lesebuch aus Tacitus, dessen charakteristische Eigenschaften bestehen in Überschriften und Angaben von Daten, Benutzung

des gesperrten Druckes, hie und da in der Skizzierung weggelassener Partien, um auf das Folgende hinüberzuleiten.

Auf die Germania folgt die Auswahl aus den Annalen. Diese soll mit Rücksicht auf den Raum nur nach Büchern und Capiteln angezeigt werden, wobei auf Veränderungen oder Auslassungen von Wörtern und Stellen zum Zwecke der Verbindung oder aus anderen Gründen nicht Rücksicht genommen ist. Betreffs des Inhaltes bedarf der Fachmann keiner Aufklärung; eine solche ist außerdem mit Hilfe der Draeger'schen Ausgabe sofort mit Leichtigkeit zu beschaffen.

Die Auswahl enthält: I 1—15, 31—51, 55—71 — II 5—26, 41—46, 53—54, 59—63, 69—73, 88 — III 1—6, 40—47 — IV 4—6, 72—74 — VI 50—51 — XI 13—20 — XII 23—24, 27—43, 56—57, 64—69 — XIII 1—5, 14—16, 18—23, 50—51, 53—57 — XIV 3—11, 13—16, 20—21, 29—39, 51—56 — XV 33—36, 38—44, 60—64 — XVI 21—35.

Formen wie Orthographie sind streng schulmäßig eingerichtet; daher ist auch die Assimilation der Präpositionen überall durchgeführt. Demgegenüber ist auffallend die Beibehaltung der Überlieferung *is* für *iis* S. 108, 20 (XII 23, 8). Zugrunde liegt der Text Halms mit nur ganz wenigen Abweichungen, wenn man von dem früher Erwähnten und der Interpunction absieht. Selbst *interiacent* (G. 45, 21), wahrscheinlich ein Druckfehler oder ein Versehen Halms, hat Aufnahme gefunden; dagegen fehlt S. 67, 3 (I 70, 21) *Visurgin*, von Halm in Klammern gesetzt, ganz. Dass aber *Visurgin* weniger denn je abgethan ist, kann man aus Knoke, Die Kriegszüge des Germanicus, S. 283 ff. ersehen. Von den Änderungen ergibt S. 62, 11 (I 63, 11) *legiones suas* für *legiones*, mag man immerhin Knokes Ansicht sein, mit Rücksicht auf das folgende *suum militem* eine stilistische Geschmacklosigkeit. S. 91, 13 (III 1, 12) ersieht man keinen Grund für *silentio* statt *silentione*. S. 78, 4 (II 24, 19) ist die Stelle durch Ausfall von *hominum* unverständlich geworden, und S. 110, 13 (XII 29, 10) wirkt *laeta* statt *lecta* erheiternd. Welche Gründe S. 111, 11 (XII, 31, 9) für *Sabrinum* statt *Sabrinam* sprechen, ist dem Ref. nicht bekannt. Ein Druckfehler ist wegen *Sabrinus* im Anhange kaum anzunehmen. Vermieden sollten Inconsequenzen sein, wie Seneka S. 152 und Seneca S. 162.

Die Einleitung handelt über das Leben, die Werke und den schriftstellerischen Charakter des Tacitus. Den Anhang bilden eine Erklärung der wichtigeren Eigennamen, eine Stammtafel des Julischen Hauses und eine 'Karte zu Tacitus Germ. u. Annal.', wie der Titel lautet. In der Einleitung war S. VIII als Todesjahr Neros nicht 69, sondern 68 und als seine Mutter nicht die ältere, sondern die jüngere Agrippina anzugeben. Man liest S. IX 'Tacitus verdient als Geschichtschreiber volle Glaubwürdigkeit, insofern er gewissenhaft bestrebt ist, die Thatsachen ohne Ent-

stellung und Verdrehung so zu berichten, wie sich ihm dieselben auf Grund seiner Forschungen darstellten.' Einige Zeilen später heißt es 'wenn er dagegen im Anfange der Annalen behauptet, er wolle die geschichtlichen Ereignisse sine ira et studio zur Darstellung bringen, so ist er diesem Grundsatze leider nicht treu geblieben', und wieder einige Zeilen später 'in seinem an sich edlen Streben, das Gute und Schöne zu verherrlichen, das Schlechte und Verwerfliche zu tadeln, hat er sich nicht selten zu ungerechter Parteinahme hinreißen lassen, namentlich gegen den Kaiser Tiberius'. Das mag abermals zur Warnung dienen, welch missliche Sache es stets bleibt, einen Mohren weiß waschen zu wollen.

Schüler-Commentar zu Tacitus' historischen Schriften in Auswahl. Von Andreas Weidner. Wien u. Prag, F. Tempsky 1897. 8°, 251 SS. Preis geh. 80 kr., geb. 1 fl.

Auf 251 Seiten gibt Weidner einen Commentar zu den 228 Seiten Text seiner Auswahl aus den historischen Schriften des Tacitus, ein Volumen, das bei Verringerung der Citate, deren Aufsuchung durch die Einrichtung des Textes ohnehin erschwert ist, bei Vermeidung von allerlei Ausführungen zweifelhaften Wertes und besserer Ausnützung des Raumes sich weniger umfangreich gestaltet hätte. Da ferner dem Texte ein Verzeichnis der Eigennamen beigegeben ist, so war es überflüssig, eine nicht geringe Zahl von Namen im Commentar zu behandeln, und das hie und da in einer von dem Verzeichnisse abweichenden Fassung. Es genügte, das zu bringen, was für das Verzeichnis übersehen wurde, freilich nicht in der Weise, wie 'Cusus', der zu G. 28, 10 [1]) als Eipel, zu Ann. II 63, 22 als Waag oder Gran vorgeführt wird. Was endlich Citate aus Specialschriften in einem Schüler-Commentar sollen, sieht man nicht ein; finden sie sich aber, so ist eine Citiermethode anstößig, wie S. 103 'Gardthausen, 69'.

Im Folgenden ist von der Germania abgesehen, da deren Commentar in dieser Zeitschrift noch besprochen werden wird. Anerkennung verdient die Tendenz, nicht alle Schwächen des Schriftstellers zu verdecken oder hinwegzudeuten. Hie und da fehlt es auch nicht an guten Bemerkungen anderen gegenüber; manches dagegen bleibt unberührt, z. B. Ann. XII 29, 14 *ipsi manus propria pedites ect.*, Hist. IV 19, 15 *tamquam*, IV 31, 9 *adfirmans,* IV 70, 5 *velut*, Ann. I 47, 6 *ac ne* und Z. 13 der Sinn von *prudentes,* I 48, 8 *causas et merita,* I 49, 8 *permissa … satietas*, I 54, 9 *civile,* I 54, 10 *morum via*, II 23, 1 *adulta*.

Was sonstige Einzelheiten betrifft, so liegt Ann. II 46, 1 in *probris* nicht der Begriff 'Vorwürfe', sondern 'beschimpfende Vorwürfe, Schmähungen'. Wie lassen sich Ann. XI 16, 21 bei *infectum* 'vergiftet' und 'entwöhnt' vereinigen? Ann. XI 19, 4

[1]) Nach Halm.

ist *male fida* nicht 'argwöhnisch, misstrauisch'. Hist. V 17, 12 bedeutet *inter maiores* nicht 'unter den Ruhmestagen der Vorfahren', sondern 'unter den Tagen der Vorfahren', und der Sinn der Stelle ist 'dieser Tag werde in den Augen der Nachwelt (*apud posteros*) entweder der ruhmreichste in der Geschichte des Volkes (*inter maiores*) oder mit Schmach bedeckt sein'. Hist. V 18, 9 (*si extremo paludis eques mitteretur*) ist mit der Änderung emitteretur nichts gewonnen. Hieße extremo emittere 'vom Rande aus entsenden', so konnte das Ziel nur der Sumpf sein, was undenkbar ist; denn die Reiterei brauchte festen Boden, den der Bataver versprach. Dieses solidum aber war extremum paludis, nicht 'der Rand', sondern, wie aus *terga hostium promittens* zur Genüge hervorgeht, 'der äußerste Punkt, das Ende des Sumpfes'. Mithin ist es ganz verfehlt, in *extremo* einen Ablativ zu sehen; es ist Dativ, und extremo mittere = 'nach dem äußersten Punkte entsenden' (vgl. Verg. Än. IX 785, Hor. C. I 2, 1). Wenn Ann. I 6, 21 zu *ratio constet* 'die Rechnung stimme' bemerkt ist 'in der Monarchie könne man in vielen Fällen eben nur dem Herrscher Rechenschaft geben, aber nicht einem Gerichtshof oder der Öffentlichkeit', so entspricht dies gewiss nicht den Worten des Textes. In *eam condicionem esse imperandi, ut non aliter ratio constet, quam si uni reddatur* kann nur der Gedanke liegen 'in einer Monarchie gebe es nur eine Rechenschaftslegung, nämlich dem Monarchen gegenüber', und zu diesem kommt man, wenn man bedenkt, dass ratio bei constet dasselbe bedeuten muss, was es gewöhnlich in Verbindung mit reddere bedeutet, und dass es ganz ungereimt ist zu sagen 'eine Rechnung ist nur richtig, wenn sie einem einzigen gelegt wird', weil die Richtigkeit abhängt vom richtigen Rechnen, nicht von der Zahl der Personen, vor denen gerechnet wird. Unser *ratio constet* hat mit ratio constat = 'die Rechnung stimmt' nichts zu thun. Der Sinn ist vielmehr 'das sei die Bedingung für die Monarchie, dass eine Rechenschaft nicht anders bestehen könne, als wenn sie einem einzigen gegeben werde'. Ann. I 7, 22 ist bei *dabat et famae* weder eine Ellipse von aliquid anzunehmen, noch bedeutet der Ausdruck 'er legte auch Wert auf die öffentliche Meinung', sondern 'er machte auch der öffentlichen Meinung in dem Sinne Zugeständnisse, dass man glauben sollte' oder 'er leistete auch der öffentlichen Meinung dahin Vorschub, dass ...' Falsch ist Ann. I 17, 21 *acceperint* 'bisher erhalten haben'; *binos denarios acceperint* hat den Sinn von binos denarios mereant. Ann. I 27, 6 wird die Änderung digredientem eum Caesare aus *digredientem cum Caesare* also gestützt 'digredientem Caesare = Caesaris tentorio; denn digredi wird mit dem Abl. des Ortes oder mit ab aliquo verbunden'. Das ist allerdings für Schüler, die auch an dem nicht gerade musterhaften digredientem eum nicht anstoßen werden. Es sei bemerkt, dass Tac. nicht nur digredi, sondern auch die übrigen in Frage

kommenden mit dis zusammengesetzten Verba mit Präpositionen construiert, sogar bei Städtenamen (*a Luguduno digressum* Hist. II 65, 1), und dass nur *digressus Narnia* Hist. III 78, 1 und *discessum Mutina* Hist. II 54, 11 Ausnahmen bilden; aber Campania ist kein Stadtname. Wer Ann. IV 3, 10 *adulterio* 'zum Ehebruche' übersetzt und als Ablativ hinstellt, der hat die Pflicht, diesen Ablativ zu erklären. Walther, sein Entdecker, bemerkt: 'ablativus indicat rationem pelliciendi', übersetzte aber 'er zog sie an sich durch Ehebruch'. Wenn man bedenkt, dass zu adulterium zwei gehören, diesem also pellicere vorausgehen muss, dass ferner *postquam primi flagitii potitus est,* wo flagitium = adulterium, zur Annahme des Dativs sozusagen nöthigt, so wird man Ernesti folgen.

Hieran mögen sich einige Fälle von unpassenden Bemerkungen und Flüchtigkeiten anschließen, z. B. Ann. III 47, 6 *unde in omnia regimen* 'der Mittelpunkt der Regierung, die Centralsonne', Hist. IV 56, 6 *ceterum vulgus* 'die gemeinen Officiere und Soldaten', Ann. I 31, 21 *ora vocesque* 'Führer und Redner des Aufstandes'; Ann. I 57, 16 ist *intra sinum* 'unter der Brust' Nipperdey entnommen, führt aber, aus dem Zusammenhange herausgerissen, zu einem Irrthum. Flüchtigkeit verräth Ann. I 64, 3 '*operantium* = munientium oder in opere occupatis'. Noch ärger steht es mit der Bemerkung zu Ann. III 1, 2 'der Insel Corcyra liegt nicht Calabrien, sondern Apulien gegenüber; aber in Calabrien lag die Hafenstadt Brundisium'. Das reiht sich würdig an Ann. XIII 57, 5 ff. 'in Germanien entstehe das Salz nicht einfach aus vertrocknetem Meerwasser, sondern aus Wasser, das über glühende Holzkohlen gegossen werde und sich nach Verdampfung der Feuchtigkeit verdichte' (*concretum*!). Geradezu unverständlich heißt es zu Ann. I 28, 12 in sapientiam vertere 'der Weisheit zur Benützung umgestalten = mit Klugheit ausbeuten', zu Ann. IV 2, 9 (*senatorio ambitu*) 'es ist der im Senate übliche ambitus gemeint, der darin bestand (iuvandi?), dass er seine Clienten zu Ehrenstellen beförderte'. Was will zu Ann. IV 3, 10 (*pulchritudine praecellebat*) die Bemerkung 'II 43, 33 sogar mit Ablativ'? Es soll wohl heißen 'mit Accusativ'.

Den mancherlei grammatischen und sprachlichen Ausführungen gegenüber bleibt es dahingestellt, ob Ann. II 45, 11 (*equo collustrans cuncta*) für die Wahl des Verbums die Assimilation (Alliteration?) maßgebend war; wenigstens findet sich omnia collustrare schon bei Cicero und Vergil. Sonderbar heißt es zu Ann. I 34, 1((*silentio ... audita sunt*) '*silentio*; denn cum silentio ist nicht lateinisch', zu I 67, 1 (*dicta cum silentio accipere*) dagegen '*cum silentio* ist neu für silentio'. Dass cum silentio sich sch[on] bei Livius finde, konnte aus Draeger entnommen werden. Ann. II 5, 1 (*haud ingratum accidit turbari res Orientis*) steht d[...]

ıfinitiv nicht wegen des impersonalen Verbs *accidit haud ingratum* (!), ındern *turbari res Orientis* ist Subject zu *accidit.* Zu dieser uslese mögen noch folgende Zeichen und Bemerkungen hinzu-›mmen: Ann. III 46, 9 'evincere X zu vincere: exsuperare X ıperare', Ann. IV 8, 24 '*que* bedeutet nicht a + b, sondern ı + b)', Ann. IV 38, 15 'modestiam + quia diffideret (= diffi-entiam) + ut degeneris animi (= humilitatem)', Ann. XVI 34, 5 ›roloqui X conloqui = profiteri X confiteri'. Wenn solche Be-ıerkungen überhaupt ernst gemeint sind, so könnten die 1. und 4. rohl die Vermuthung gestatten, dass der Ansatz einer Proportion iem Erklärer nicht mehr geläufig war.

Schüler-Commentare erfordern den höchsten Grad von Auf-merksamkeit und Überlegung dessen, was geboten werden soll, sonst werden sie, statt zu fördern, eher eine Last und Gefahr für die Schule. Vielleicht darf man zu Nutz und Frommen der Sache hoffen, dass in dieser Hinsicht die nächste Auflage des Buches einige Fortschritte aufweisen werde.

Wien. Franz Zöchbauer.

Richard Wagner, Der Entwicklungsgang der griechischen Heldensage. Leipzig, Teubner 1896. 4°, 42 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Es ist kaum ein Menschenalter her, seit man in der Alter-thumsforschung mit Entschiedenheit daran gegangen ist, die historisch-kritische Methode auch auf die Sagen anzuwenden. Kein Wunder, dass unsere Kenntnis der antiken Sagengeschichte noch nicht sehr weit gediehen und die Zahl der gesicherten Resultate verhältnismäßig gering ist. Durch die vorliegende Abhandlung nun wird unser Wissen auf diesem Gebiete nicht eigentlich er-weitert, es werden auch keine neuen Wege gewiesen; aber immer-hin ist der hier gebotene Überblick über das weite Feld der grie-chisch-römischen Sagenliteratur dankenswert.

Wagner legt in allgemeinen Umrissen dar, wie die griechische Heldensage in den verschiedenen Literaturgattungen, die nachein-ander in den Vordergrund traten, unter dem Einflusse der wechseln-den Zeitverhältnisse sich allmählich entwickelt und umgestaltet hat, und behandelt seinen Stoff in fünf Abschnitten mit den Aufschriften: I. Homer und Hesiod, II. Weiterbildung in Epos und Lyrik, III. Die Heldensage auf der Bühne, IV. Alexandriner und Römer, V. Sammlung, Kritik und Deutung. Wenn er damit auch, wie natür-lich, nichts wesentlich Neues bringen kann, so ist doch schon die Gruppierung des Stoffes, durch die manches Detail in neue, auf-klärende Beleuchtung gerückt wird, ein unleugbares Verdienst; dazu kommen noch wertvolle Einzelbeobachtungen.

So führt er aus (S. 5), dass die Homerischen Erzählungen trotz ihrer Wunder gewiss gleichzeitigen Berichten über wirkliche

Ereignisse sehr ähnlich gewesen sind, dass ferner (S. 6) das Eingreifen der Götter stellenweise gedankenlos gehäuft, stellenweise wieder auffällig beschränkt sei. Einen Widerspruch deckt er (S. 6) darin auf, dass Odysseus nie einem Schiffe begegnet und doch bei Kirke bereits verwandelte Leidensgenossen, bei den Seirenen modernde Menschenknochen vorfindet. Auf die Beliebtheit der thebanischen Heldensage führt er es (S. 9) zurück, dass dem Odysseus in der Unterwelt nicht etwa der Schatten des Kalchas, sondern der thebanische Seher Teiresias die Zukunft enthüllt. Interessant ist (S. 9) die Besprechung der bereits zu Homers Zeiten im Absterben begriffenen Sagen. Der weite Abstand der Hesiodischen von der Homerischen Welt ergibt sich ihm (S. 10) unter anderem daraus, dass in den vier Weltaltern ursprünglich das Geschlecht der Heroen keinen Platz gefunden hatte. In der Ausbildung der Sagen von den Greueln im Hause Agamemnons erkennt er (S. 14) die Absicht, das infolge politischer Wandlungen untergegangene Herrschergeschlecht in den Augen der Nachwelt herabzusetzen. Als wesentlichen Fortschritt der Sagenbehandlung im Alterthum hebt er (S. 22) hervor, dass die vertiefte Auffassung der Sagen die Lyriker und später noch mehr die Tragiker zu sorgfältiger Motivierung und Verknüpfung der Ereignisse geführt habe. Für die befremdliche Erscheinung, dass Athen, das in der uns geläufigen Sagengeschichte eine so hervorragende Rolle spielt, in der älteren Überlieferung kaum genannt wird, gibt er (S. 24) eine umfassende Erklärung. An treffenden Beispielen wird (S. 25) durchgeführt, wie die Dichter oft Züge der Überlieferung, die für ihren Zweck unnöthig oder gar hinderlich waren, doch nicht aufgeben wollten oder konnten. In der Beurtheilung der jetzt mitunter einseitig überschätzten alexandrinischen Dichter hält er (S. 32) das richtige Maß.

Neben dieser Anerkennung darf ich es nicht verschweigen, dass auch manche irrige Behauptungen unterlaufen und manches fehlt, was nicht übergangen werden durfte. So ist der Satz (S. 4), dass die Kämpfe um Troia in ihrem ganzen Verlaufe bekannt sein mussten, ehe ein Stück, das weder den Anfang noch das Ende bildet, herausgehoben werden konnte, in dieser Allgemeinheit gewiss unrichtig. Dass die Vermenschlichung der Götter und ihre Vereinigung zu einem festgegliederten Götterstaate von Homer ausgegangen sei (S. 5), kann trotz Herodot nicht als so sicher gelten. Mindestens zweifelhaft ist es nach den neueren Untersuchungen, dass die in verschiedenen Wendungen wiederkehrende Erzählung des verkleideten Odysseus über seine Fahrt freie Dichtung sei (S. 6). Bei der Besprechung der Darstellung von Sagen in der bildenden Kunst nennt W. (S. 11) als das älteste Denkmal dieser Art ein noch assyrisch aussehendes Relief aus Cypern, welches das Abenteuer des Herakles mit den Rindern des Geryones vergegenwärtigt. Jedoch mit welchem Rechte es als älteste bildliche Darstellung einer griechischen Sage bezeichnet wird, ist mir unbekannt; jeden-

falls ist der Beisatz, dass es noch ganz assyrisch aussehe, irreführend, weil bekanntlich die kyprische Kunstübung immer stark unter orientalischen Einflüssen gestanden hat. Unbedingt hätten in diesem Zusammenhange auch die allbekannten Ägineten genannt werden sollen. Die Kallimachische Hekale durfte nicht (S. 32) schlechthin als verlorenes Epos hingestellt werden, nachdem die Gomperz'sche Ausgabe der in der Sammlung Papyrus Erzherzog Rainer entdeckten Fragmente erschienen war. Wenn W. der Elegie einen wachsenden Einfluss auf die Kunst (S. 33) zuschreibt, möchte ich vielmehr das Gegentheil behaupten, da bei den römischen Elegikern sich vielfach Stellen auf bekannte Bildwerke zurückführen lassen; manche Motive wieder flossen beiden gemeinsam aus der allgemeinen Zeitstimmung zu. Bei der Erwähnung der Liebe Polyphems zu Galatea konnte (S. 33) mit einem Worte der Sauer'schen Hypothese über den berühmten Torso im Belvedere des Vaticans gedacht werden. Für das Hervortreten des Momentes der Liebe in der Sagenerzählung (S. 33) wären die *ἐρωτικὰ παθήματα* von Parthenios ein sprechendes Beispiel gewesen. Die Eroten (S. 36) werden schon im 4. Jahrhundert ein beliebter Gegenstand der Maler und sind späterhin auf Sarkophagen so häufig, dass diese Denkmälergattung vor den pompejanischen Wandmalereien Erwähnung verdient hätte. Der Name „Logographen" (S. 36) wäre besser durch „Horographen" ersetzt worden. Nicht Isokrates war der erste, welcher der Sage Stoff zu selbständigen Reden entnahm (S. 38), sondern es waren ihm darin andere vorangegangen, wie Gorgias. Über die Frage, ob die Heroiden Ovids Erstlingswerk waren (S. 39), ließe sich streiten, ebenso wie darüber, dass die Hyginische Fabelsammlung dem gleichnamigen Bibliothekar des Augustus beigelegt werde (S. 40). Auch Schreibungen wie Klytaemnestra statt Klytaimestra, Batrachomyomachia statt Batrachomachia, Hekataeos u. dgl. gereichen dem hübsch geschriebenen und hübsch gedruckten Hefte nicht zum Vortheil. Doch möchte ich es allen, die sich für griechische Mythologie interessieren, — und welchem Gebildeten ist dieses Interesse ganz fremd? — warm empfehlen.

Wien. Ernst Kalinka.

Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lectüre des Tacitus. Von Dr. J. Kubik. Wien, Alfred Hölder 1897. 8°. Preis 1 fl. 20 kr.

Noch vor Jahresfrist ist der Schrift desselben Verf.s zu Cicero eine zu Tacitus gefolgt. Die Grundsätze, auf welchen die erste aufgebaut ist, sind auch hier maßgebend gewesen. Als neues Motiv kommt hinzu die Parallele zwischen beiden Schriften und die Anbahnung einer solchen zwischen Tacitus und Horaz, der in gleicher Weise behandelt werden soll.

In der Einleitung wird das Verzeichnis der Literatur über Anschauungsunterricht fortgesetzt. Die Erläuterungen erstrecken sich auf Ann. I—V, XIV und XV; Hist. I, III 1—37, IV 12—37, 54—79, 85—86 und V 14—26. Sie verfolgen den Zweck, „die Kenntnis antiken Lebens durch rationelle Benützung erhaltener Denkmäler den Schülern zu vermitteln und damit nicht nur die Lectüre lebendiger zu gestalten, sondern auch ein tieferes Verständnis der Autoren anzubahnen.“ Die Zusammenstellungen sind reichlich, die Quellen, abgesehen von den Commentaren, dieselben wie bei der ersten Schrift. Über den Wert solcher Zusammenstellungen habe ich meine Meinung bei Besprechung des Cicerocommentars geäußert: es ist an der Zeit, sich den Umfang der Realienkenntnis klar zu machen, welche die Lectüre der Schulautoren voraussetzt, damit die Ausbildung unserer Anschauungsmittel darnach geleitet werde. Diesem Zwecke dienen wie bei Cicero so auch hier am Schlusse Übersichten.

Im einzelnen kann ich mich nicht immer mit dem Verf. im Einverständnisse erklären. S. 10 werden des Augustus Schwiegersohn Marcellus und sein Neffe Cl. Marcellus als verschiedene Persönlichkeiten genannt, ein Versehen für Agrippa und Cl. Marcellus. — S. 12 f. Das Miliarium aureum lag westlich von den Rostra, nicht südlich. — S. 16 f. Aus der Inschrift CIL VIII 2557 folgt nicht, dass es in einer Legion 36 Spielleute gegeben habe. Sie nennt nur die cornicines, dazu kommen aber noch die tubicines und bucinatores. — S. 17 u. anderw. Bei den Citaten aus dem so instructiven Anhange zu Cäsar sollte doch nur Kalinka genannt werden, Prammer hat damit gar nichts zu thun. — S. 18 f. zu Ann. I 35. Das Lagermodell von St. Germain-en-Laye kann gewiss die schweren Arbeiten der Soldaten veranschaulichen, der Stelle entsprechender aber wäre der Verweis auf die Canal- und Limesbauten. Über Lagerbauten allein würden die Soldaten schwerlich so gemurrt haben, wohl aber darüber, dass man sie zu Arbeiten verwende, deren Zusammenhang mit Kriegszwecken dem gemeinen Soldaten schwerer verständlich war. — Die Angabe über die Dienstjahre könnte zu irriger Auffassung Anlass geben. Grabsteine mit Angabe der Dienstjahre gibt es bekanntlich auf österreichischem Boden recht viele, nicht bloß in Steiermark. Brauchbar aber wären sie für unsere Stelle nur insofern, als daraus die Normalzahl für den Legionsdienst, resp. ihre Überschreitung in jener Zeit ersichtlich würde. — S. 22. Anm. 17 wird als tägliche Löhnung der Soldaten angegeben 10 asses. Dazu bemerkt der Verf.: „Die Schüler sind auf die ständigen Embleme dieser Münze aufmerksam zu machen, nämlich auf den bärtigen Doppelkopf des Janus und auf der R.-Seite die prora“ und verweist auf Libral- und Trientalasse. Solche asses sind hier gewiss nicht gemeint. Hier kommt es darauf an, das Verhältnis der 10 asses zu der verlangten Erhöhung auf 1 Denar mit Rücksicht auf die

amalige Währung klarzumachen. Bei den Wandlungen, die in ieser Hinsicht unter Augustus eintraten, wird man auch bei den ergleichen mit Cicero vorsichtig sein müssen. — S. 25. Die 'racht der Imperatorenstatuen, namentlich das paludamentum, kann icht ohneweiters auf die Tribunen oder Legaten übertragen werden. — S. 27. Die Reconstruction des Concordiatempels würde ich lieber ıach Hülsen Forum Romanum, welcher die neuesten Forschungen berücksichtigt, zeigen. — S. 27 f. zu Ann. II 64. Aus Suet. div. Aug. 29 sanxit, ut de bellis triumphisque hic (im Tempel des Mars Ultor) consuleretur .... quique victores redissent, huc insignia triumphorum conferrent folgert der Verf., dass dort die Triumphalinsignien niedergelegt werden sollten. Suetons insignia triumphorum wird auf Gegenstände zu beziehen sein, welche im Triumphzuge mit aufgeführt wurden. [1]) — S. 28, Anm. 6. Die domus Tiberiana lag nicht am süd-, sondern nordwestlichen Rande des Palatin. — S. 31 zu Ann. II 9. Dass Flavus militaria dona höherer Ordnung besessen habe, kann man nicht behaupten. Flavius will doch dem Arminius imponieren; warum sollte ihn also Tacitus gerade die höheren verschweigen lassen. Übrigens ist die Frage der dona militaria noch lange nicht geklärt genug, man wird also in der Schule sich streng an das von der Stelle gebotene Material halten müssen. — S. 34 zu Ann. II 14. Die praetexta dient nicht zur Charakterisierung bevorzugter Stände, sie ist Tracht der Magistrate und Priester. — S. 39 zu Ann. III 5 u. 76. Bei Beziehung auf die rostra der Pompeiana müsste man betonen, dass sich seither die Lage der rostra geändert hatte. — S. 49 zu Ann. IV 5. Die Bemerkung über die Flottensoldaten und ihre Kasernen in Rom passt noch nicht für jene Zeit, bleibt also besser weg. — S. 54. Die Bezeichnung der Iulia Augusta als Livia Augusta findet sich zwar auf der kleinen Bronzebüste des Louvre, ist aber abusiv. — S. 56 zu Ann. XIV 17. Wenn schon zu der Schlägerei zwischen Pompeianern und Nucerinern Inschriften citiert werden, warum nicht das bekannte Bild, z. B. bei Mau „Führer durch Pompei" Schlussvignette? — S. 62. Ann. I 15 wird nur die Aufhebung der Wahlcomitien berichtet, nicht der Comitien schlechtweg. — S. 67 zu Ann. XV 7. Dass auch die Fasces auf das Pferd aufgepackt waren, kann man sich schwer vorstellen. — S. 73 zu Hist. I 40. Die basilica Porcia bestand zu dieser Zeit nicht mehr.

Wien. E. Hula.

[1]) Vgl. Dio LV 10 *ἄν τέ ποτε σημεῖα στρατιωτικὰ ἐς πολεμίους ἁλόντα ἀνακομισθῇ, ἐς τὸν ναὸν αὐτὰ τίθεσθαι.* Vorher nennt Dio allerdings auch *σκῆπτρον* und *στέφανον*, nicht aber das Triumphalgewand.

W. M. Lindsay, Die lateinische Sprache. Vom Verfasser genehmigte und durchgesehene Übersetzung von H. Nohl. Leipzig, S. Hirzel 1897. 8°, XVI u. 747 SS.

Die Übersetzung des trefflichen Lindsay'schen Werkes, dessen Originalausgabe in dieser Zeitschr. 1895, S. 616 ff. besprochen ist, hat mich eigenthümlich berührt. Ein englisch geschriebenes, rein grammatisches Werk in deutscher Übersetzung. Man sollte meinen, dass die Interessenten durchwegs genügend Englisch verstehen, um sich des Originals bedienen zu können; denn die Interessenten sind ja nur Sprachforscher und Philologen. Jene aber kommen ohne Englisch überhaupt nicht aus, wenn sie sich nicht gerade auf das Slavische beschränken, und diese müssen, wenn sie nur deutsch und lateinisch Geschriebenes zu lesen imstande sind, mitunter auf die Kenntnis der besten Werke verzichten; ich erinnere nur an Munros Lucrezcommentar. Doch solche pessimistische Betrachtungen über Selbstbeschränkung sind eine Privatangelegenheit, die hier nicht weiter berührt werden soll.

Wenden wir uns der Übersetzung zu. Sie ist im ganzen mit großem Geschicke gemacht und deutschen Verhältnissen angepasst, nur den Satz '*stetim* für *statim* römische „Cockney"-Form' werden vermuthlich Neunzehntel der auf die deutsche Ausgabe angewiesenen Leser nicht verstehen. Ganz besonders wertvoll aber ist die neue Bearbeitung dadurch, dass der Verf. selbst sie einer Revision unterzogen hat und die Fortschritte und neuen Erkenntnisse, die die lateinische Sprachwissenschaft seit 1894 gemacht hat, ihr hat zugute kommen lassen. So sind theils neue Paragraphe hinzugekommen, z. B. zum 5. Capitel ein §. 90, der über Suffixe und Composition im Romanischen ganz kurz unterrichtet, theils ist innerhalb der einzelnen Paragraphe manches geändert und gebessert. Bedauern kann man, dass Guareerios, ich glaube trotz einzelner Irrthümer abschließenden Untersuchungen über die Palatalisierung von *c* vor *e* dem Verf. noch unbekannt geblieben sind (Arch. Glott. Ital. Suppl. 4), sie hätten eine wesentlich andere Redaction von Cap. II, §. 91 zur Folge gehabt. Dass der Infinitiv der Loc. Sing. eines *s*-Stammes sei (Cap. VIII, §. 83), ist weder formell noch syntaktisch über allen Zweifel erhaben und hätte wohl mit einer gewissen Reserve ausgesprochen werden dürfen.

Wer immer mit lateinischer Grammatik zu thun hat, dem ist das Buch als zuverlässiger Führer in der neuen Gestalt noch angelegentlicher zu empfehlen als in der alten, namentlich dürfte es keiner Gymnasialbibliothek fehlen, wenn anders der schulmäßige Betrieb der Grammatik nicht mehr und mehr in einen Zustand verfallen soll, der der Scholastik näher ist als der freien, belebenden Renaissance!

Th. **Birt**, Sprach man avrum oder aurum? Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer 1897. 8°, 218 SS. (= Rheinisches Museum für Philologie. Neue Folge, Bd. 52, Ergänzungsheft.)

Der alte Schneider hatte sich die Frage, ob das *V* in dem Diphthongen *AV* consonantisch oder vocalisch zu sprechen sei, seinerzeit vorgelegt und sich ohneweiters für vocalische Geltung ausgesprochen, freilich ohne Gründe zu geben. Seither sind ihm alle gefolgt und die Aussprache *au* ist wohl überall verbreitet. Da nun aber allerdings an sich *av* ebensogut möglich ist, so verlohnt es sich wohl der Mühe, einmal eine gründliche Untersuchung der Frage vorzunehmen. Und den Ruhm der Gründlichkeit wird man Birts Arbeit ohneweiters lassen, sie enthält ein sehr reiches Material aus Inschriften und Handschriften, nicht ein numerisch vollständiges, da Vollständigkeit in solchen Dingen zu erreichen nicht möglich und noch viel weniger nöthig ist, aber vollständig insofern, als sie so ziemlich alles enthält, was für die Beurtheilung des strittigen Punktes in Betracht kommt oder kommen könnte. Vermisst habe ich allerdings eines und zwar etwas scheinbar wichtiges. Im Italienischen, Provençalischen, Rätoromanischen, Spanischen und Portugiesischen werden die tonlosen Verschlusslaute nach *au* so behandelt wie nach Consonanten, nicht wie sonst nach Vocalen, vgl.

lat.	ital.	prov.	engad.	span.	portg.
arca	*arca*	*arca*	*ark'a*	*arca*	*arca*
pauca	*poca*	*pauca*	*pauk'a*	*poca*	*pouca*
spica	*spiga*	*espiga*	*espiya*	*espiga*	*espiga*;

nur im Nordfranzösischen trennt sich *poie* von *arche* und tritt zu *espie*.

Was nun die Beurtheilung des Materials betrifft, so kann ich darin dem Verf. nicht folgen, ja ich glaube, dass aus manchem, was er bringt, die entgegengesetzten Schlüsse zu ziehen sind. Da ist z. B. der Ortsname *Ausculum* in Apulien, heute *Ascoli*, wie schon die lateinische Form *Asculum* lautet. Ein Wandel von *au* zu *a* ist im Italienischen unerhört, daher ich zu lehren pflege, die Apulier oder die Osker, in deren Gebiet der Name *Ausculum* vorkommt, hätten im Gegensatze zu den Römern *Avsculum* gesprochen. Denn es ist ein oberster Grundsatz, dass Ortsnamen nach der lautlichen Entwicklung der Mundart, nicht der Schriftsprache beurtheilt werden müssen. Ich will das an einem Beispiele zeigen, das Birt auch in anderem Sinne verwendet als ich es thun würde. Lat. *augustus* lautet ital. *agosto*, die Stadt *Augusta Taurinorum* aber *Aosta*. Mit Recht betont der Verf., dass intervocalisches *g* im Italienischen nicht ausfalle, mit Unrecht schließt er aber auf ein *avgosta* zu *avgsta*, *avsta* und mit Vocalisation des *v* zu *o* *Aosta* (S. 100). Denn im Piemontesischen wird *segusius* zu *saüs* und *augustus* selbst zu *aost*, folglich ist in dem Lande, in dem *Aosta* liegt, die Form durchaus correct. Ich halte also

den Schluss, der aus der Form *Ascoli* für *Ausculum* auf die alte Aussprache gezogen werden kann, für durchaus richtig, für unrichtig dagegen die Verallgemeinerung einer nur local gesicherten Form auf ganz Italien.

Dass die lateinischen Grammatiker keine zuverlässigen Zeugen sind, dass sie stark nach griechischem Muster theoretisieren, wird dem Verf. jeder zuzugeben bereit sein, aber doch vermag ich schwer, das Zeugnis des Priscian abzulehnen oder so zu deuten, wie es S. 237 geschieht, und wenn dabei erwähnt wird, dass der große Theodosius in Constantinopel das Wort *auro* als *ayro*, *qui* als *qyi* und seinen Namen als *Theydosiys* hat gravieren lassen, so ist diese Schreibweise ja gewiss beispiellos, aber ist sie nicht etwa gerade darum gewählt, weil das Zeichen *V* zweideutig war? Von den Grammatikerzeugnissen ist das einzige wertvolle das Bedas VII K. 228, 19 '*sed et alterum consonantis locum tenet cum vel latine aurum vel evangelium graece nominamus*'. Gewiss ist es bedenklich, *aurum* schlankweg in *arvum* zu corrigieren, aber andererseits ist es doch sehr fraglich, ob die Bemerkung das besage, was B. meint. Zunächst nämlich vermisse ich eine Äußerung des Verf.s über das, was er als *v* versteht. Er sagt gelegentlich (S. 157), es sei spirantisch, aber gibt es ein nicht spirantisches *v*? Das Zeichen drückt zwei oder drei verschiedene Laute aus: die bilabiale Spirans, wie sie namentlich in Süddeutschland und in Südfrankreich weit verbreitet ist, die labiodentale, wie sie ein Theil von Nordfrankreich und ein Theil von Norddeutschland kennt, und endlich die Bilabialis mit starker Lippenrundung, wie das englische *w*. Von diesen dreien ist der zweite von *u* am weitesten entfernt, der dritte steht ihm so nahe, dass die Grenze sich häufig ganz verwischt, den ersten scheint der Verf. S. 158 im Auge zu haben. Nun ist das griechische Wort *evangelium* mit dem dritten Laute gesprochen worden: *ewangelium*, wie aus aital. *guagnele* hervorgeht, das lateinische *v* hatte aber in der Kaiserzeit den ersten oder zweiten. Nehmen wir nun eine entsprechende Aussprache für *AVRVM* an, so ergäbe sich, dass das *V* zwar verschieden ist von dem rein vocalischen *u*, aber auch verschieden von dem consonantischen *v*. Es scheint also thatsächlich, dass Beda nicht *AU*, sondern *AW* gesprochen hat oder gesprochen haben wollte. Aber was beweist das für die classische Zeit? Was für Rom? Hier sind uns die romanischen Sprachen sehr instructiv. In gewissen Gebieten Norditaliens gibt es kein *au*, da das alte zu *o* geworden und kein neues etwa durch Vocalisierung von *l* oder durch Consonantenausfall entstanden ist. Nun dringen aber aus der lateinischen Schriftsprache allmählich Wörter mit *au* in die Volkssprache, oder beim Lateinlernen muss man ein *au* sprechen. Was geschieht nun? Da bekanntlich jeder sich das Latein möglichst mundgerecht macht, so ersetzt man den zweiten Theil der Lautverbindung *au* durch den nächstliegenden Laut der eigenen Sprache,

also durch *v* und sagt *cávsa, cávesa* usw. Der Verf. kennt derartige Formen, führt sie S. 18 an, hat aber nicht die nöthigen Consequenzen daraus gezogen. Das ist aber wichtig für die Beurtheilung mittelalterlicher Schreibungen, es zeigt uns, dass ein *fauustitas* aus dem X. Jahrhundert zwar für das X. Jahrhundert, nicht aber für das V. oder III. oder I. etwas lehrt. Und aus handschriftlichen Fehlern der Art besteht ein großer Theil des Beweismaterials, nur dass der Verf. die Möglichkeit einfacher *lapsus calami* in viel geringerem Grade zulässt, als ich es thun würde, und sogar mit physiologisch wie lauthistorisch gleich unmöglichen Dingen wie Übergang von *v* in *n* rechnet.

Nehmen wir statt der vieldeutigen handschriftlichen Schreibungen, mit denen man alles und noch einiges beweisen kann, lieber die sprachlichen Thatsachen. Ich habe seit Jahren (zuerst Gröbers Grundriss I, S. 362, 18) darauf hingewiesen, dass *au-u* schon im Lateinischen zu *a-u* wird: *agurium*, *agustus*, *ascultare*, *acupare*, *Sacona* sind die romanischen Beispiele, deren drei ersten im Lateinischen durch zahlreiche Belege gesichert sind, ein lateinisches ist *Arrunci*. Sonst finden sich als zweifellose Beispiele für *a* aus *au* nur *Ascoli*, das oben besprochen wurde, *Cladius* neben *Claudius* und *Clodius*, vielleicht *Fastus* für *Faustus*, wobei aber erst der Beweis zu erbringen wäre, dass dieses *Cladius*, *Fastus* wirklich in römischem Munde entstanden sei, und lomb. *aská* 'wagen', bündnerisch *ašk'a*, das aber eine specifisch romanische Umgestaltung ist, uns also hier nicht weiter angeht.[1]) Sucht man nun nach dem gemeinsamen Charakterzug jener Beispiele, so springt in die Augen, dass es das folgende *u* ist, und man wird sie, hat man nicht einen bestimmten zwingenden Grund, nicht auseinanderreißen. Das thut aber Birt, indem er *ascultare* mit *asportare* zusammenhält und sogar noch *onixus* aus *obnixus* vergleicbt. Man sieht so sofort, auf welcher Seite die objectivere Auffassung vorliegt: Birt setzt voraus, AV = *av*, *v* = *b*, folglich *aus* + *kons* zu *as* + *kons*, wie *abs* + *kons* zu *as* + *kons*; ich sage, die sicheren Fälle von *AV* zu *A* haben als gemeinsames Element ein folgendes *u* und zwar ein vocalisches. Für die Aussprache von *AV* folgt aber, wenn ich nicht irre, dass das *V* dem *u* sehr nahe gestanden haben muss. — Auf die sprachgeschichtlichen Ausführungen des

---

[1]) Stolz, Histor. Gramm. I 212, bestreitet die Richtigkeit meiner Auffassung und verweist mich auf handschriftliche Beispiele von *a* statt *au*, z. B *actionator*, die Löwe, Prodr. 221 anführt. Er hätte auch auf Schuchardts Voc. weisen können, wo deren noch mehr stehen, er hätte aber vor allem beweisen müssen, dass das mehr als nur Schreibfehler sind. Es ist merkwürdig inconsequent, wenn man bei verschiedener Entwicklung desselben Lautes im classischen Lateinischen eine Erklärung der Verschiedenheit verlangt und zu geben sucht, dieselbe Forderung aber beim Vulgärlatein nicht stellt. Auf die Weise wird mit letzterem in der lateinischen Grammatik derselbe Unfug getrieben, wie er früher von Seite der romanischen geschehen ist.

Verf.s gehe ich nicht weiter ein, sie würden zu vielen Zweifeln Raum geben, sich auch mehrfach als unzutreffend direct nachweisen lassen, dagegen will ich noch ein auf den ersten Blick bestechendes epigraphisches Moment hervorheben. S. 108 ff. wird gezeigt, dass der Apex bei AE meist auf A, bei AV meist auf V steht und da nun einzelne Inschriften das consonantische V mit dem Apex versehen, auch für das V in AV dieselbe Aussprache angesetzt. Wenn einmal CIL V 7003 *coróná áurea* geschrieben wird, so soll das darum geschehen sein, weil *āurum* langes *a* hatte nach dem Zeugnisse des Terentianus Maurus und nach einer Eugippius-Handschrift des 8. Jahrhunderts, die *áureus* schreibt. Auf das letztere ist kein Gewicht zu legen, denn im 8. Jahrhundert waren die alten Längen und Kürzen in der Aussprache längst nach ganz anderen Regeln vertheilt als früher, so dass dieses *áureus* nicht mehr Wert hat, als wenn ein moderner Gelehrter nach irgendwelcher Theorie eine Quantität erschließt. Aber selbst wenn die Annahme richtig wäre und wenn die bekannte Stelle des Terentianus Maurus wirklich das besagte, was sie zu besagen scheint, so erheben sich doch mancherlei Bedenken, deren wichtigstes mir das ist, dass auf den Inschriften, die des Kaisers Claudius Ⅎ für consonantisches V anwenden, nie AℲ, sondern, so viel ich sehe, nur *AV* geschrieben wird, dass gerade CIL VI 353, wo *invictae, serℲiliai aℲiol.* und *Caisare* steht, sich *Claudio Aug.* geschrieben findet. Wie reimt sich das?

Bekanntlich haben die romanischen Sprachen *au* bewahrt oder doch erst in verhältnismäßig später Zeit zu *o* gewandelt. Der Gegensatz des Anlautes in frz. *chose* aus *causa* und *corps* aus *corpus* lehrt, dass das *a* noch unverändert war, als die palatale Affection des *c* vor *a* (vgl. *chanter* aus *cantare*) begann. Wie sich das zu der anderen Thatsache verhält, dass schon in republicanischer Zeit im Rustiklatein *o* für *au* eintrat, ist eine nicht ganz einfach zu beantwortende Frage, die aber hier nebensächlich ist. Ich will auch auf dieses *o* aus *au* weiter nicht eingehen, obschon mich des Verf.s Deutung S. 160 nicht befriedigt; denn man kann wohl sagen, dass *Clodius* einer anderen Dialectschicht angehört als *Claudius*, also für die Aussprache des letzteren nichts beweist. Dagegen will ich noch die Frage zu beantworten suchen, ob das *au*, das die romanischen Sprachen verlangen, als *au* oder *aw* anzusetzen sei. Ich meine das erstere und stütze mich dafür auf folgende Erwägungen. Lat. *gm* ist im Vulgärlatein zu *um* geworden: *confraumentum, sauma, peuma* sind die bekannten Beispiele. Nun wird das *au* in *sauma* behandelt wie altes *au*, nicht wie *al*, woraus zunächst folgt, was auch physiologisch das einzig Mögliche ist, dass *g* nicht zu *l* geworden ist, sondern zu *u*. Auch ein Wandel von *gm* zu *wm* ist physiologisch undenkbar und wird sprachgeschichtlich nirgends gefordert. Somit haben wir *sauma* usw. Will man nun *sawma* ansetzen, so könnte man das nur unter der

Bedingung thun, dass die zahlreichen *aw* die vereinzelten *au* angezogen hätten. Sonst weiß ich nichts Beweisendes zu bringen, allerdings auch nichts für *aw* Sprechendes. Was die eingangs angeführte Thatsache betrifft, so kann sie nach keiner Seite etwas beweisen, da der Diphthong *au*, wie immer sein zweiter Bestandtheil beschaffen gewesen sein mag, eben ein Diphthong, nicht ein Monophthong ist, folglich auf die umgebenden Consonanten anders wirken kann als ein einfacher Laut.

Dreierlei scheint mir festzustehen, erstens: *au* in nicht lateinischen Ortsnamen wird z. Th. anders behandelt als lateinisches *au* und zwar in einer Art, dass die Aussprache *aw* oder *av* für jene Ortsnamen oder richtiger für den nichtlateinischen Dialect dieser Orte anzunehmen ist; zweitens: vortoniges *au*, dem ein vocalisches *u* folgt, wird zu *a*; drittens: *agm* wird zu *aum* mit einem *au*, das mit dem *au* in *aurum* ganz gleichartig ist. Man erwäge nun, ob daraus eine Aussprache *au* oder *aw* folge, und ob demgegenüber mehr Wert habe, was Birt zum größten Theil aus mittelalterlichen Quellen beibringt.

Ein erster Anhang handelt gegen R. Skutsch über die Kürzung der ersten Silbe trochäischer Wörter im Altlatein, ein zweiter über *ŭ*-Vocal und die Schreibung *iu, ui*, wozu die Bemerkungen, die Ebeling in der Einleitung zu seiner Ausgabe des altfranzösischen Schwankes Auberée S. 141 ff. gemacht hat, mit Nutzen verglichen werden können, ein dritter beschäftigt sich mit dem Salierlied.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch zu den Prosaikern Cicero, Cäsar, Sallust, Nepos, Livius, Curtius, Plinius d. J. (Briefe), Quintilian (10. Buch), Tacitus, Sueton, Justin, Aurelius Victor, Eutrop und zu den Dichtern Plautus, Terenz, Catull, Virgil, Horaz, Tibull, Properz, Ovid und Phädrus. Von Friedrich Adolf Heinichen. Sechste verb. Auflage bearbeitet von C. Wagener. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1897. XXIX u. 926 SS. Preis 6 Mk. 30 Pf., geb. in Halbfrz. 7 Mk. 50 Pf.

Das von Heinichen in zwei Bänden zusammengestellte lateinisch-deutsche und deutsch-lateinische Schulwörterbuch ist auf seinem Lebenswege von einem günstigen Geschicke begleitet. Nachdem Heinichen selbst die drei ersten Auflagen besorgt hatte, wurde dasselbe von einem gewiegten Kenner der lateinischen Sprache, von A. Draeger, in die Pflege übernommen und einer ebenso gründlichen als glücklichen Überarbeitung unterzogen. Als Nachfolger Draegers ist nun C. Wagener gewonnen, von dem eben der I. Theil, d. i. das lateinisch-deutsche Schulwörterbuch in sechster verbesserter Auflage vorliegt, nachdem der II. Theil, nämlich das deutsch-lateinische Schulwörterbuch von demselben in der fünften

Auflage ebenfalls bereits erschienen ist. Dass gerade Wagener eine ganz besondere Befähigung für eine solche Arbeit mitbringt, lässt sich nach seinen Studien auf dem Gebiete der lateinischen Sprachwissenschaft erwarten. Die verdienstvolle Umarbeitung, welche durch ihn die Formenlehre der lateinischen Sprache von Friedrich Neue erfahren hat, ist allenthalben bekannt, und wie er es versteht, die sprachwissenschaftlichen Resultate in praktischer Weise auch für die Schule zu verwerten, zeigt sein Büchlein: „Hauptschwierigkeiten der lateinischen Formenlehre, Gotha, Friedr. Andr. Perthes 1888". Die umfassenden und gründlichen Kenntnisse Wageners auf diesem Gebiete sind auch dem vorliegenden Schulwörterbuche zugute gekommen. Dies ist namentlich dort der Fall, wo es galt die Resultate der neueren Sprachforschung zu verwerten und das Buch dem Stande der modernen Wissenschaft entsprechend einzurichten. Aber auch sonst spürt man überall die sorgsame Hand des neuen Bearbeiters; denn wenn auch Heinichen und Dräger eifrigst darum bemüht waren, das Buch nach Inhalt und Form seinem Zwecke entsprechend auszugestalten und zu vervollkommnen, so gab es doch immerhin noch genug zu ändern, zu bessern und zu berichtigen.

Die Grenzen, die gleich bei der ersten Anlage Heinichen gesteckt hat, sind unverrückt dieselben geblieben; denn die Zahl der einbezogenen Autoren genügt vollkommen sowohl für den Gebrauch in der Schule als auch für die Privatlectüre. Die Anzahl der Artikel wurde um eine nicht unbedeutende Reihe von Wörtern vermehrt und die Artikel selbst einer genauen Revision unterzogen. Die Bedeutungen der Wörter sind nun klar und bestimmt gekennzeichnet, deutlich und scharf in Gruppen gesondert und diese ihren Übergängen entsprechend geordnet. Die Beispiele für die Verbindungen, in denen die Wörter vorkommen, für die Ausdrucksweisen und Redensarten, sowie für die Constructionen sind nach den besten Texten mit möglichster Einfachheit und Kürze gegeben, indem alles Überflüssige davon entfernt wurde. Für die Schule ist dies von nicht zu unterschätzender Bedeutung, da die Raschheit im Auffassen und die Sicherheit im Festhalten wesentlich davon abhängt. Andererseits wurde dadurch aber auch Raum gewonnen, um Mangelhaftes zu ergänzen und Fehlendes nachzutragen, ohne dass der Umfang des Buches eine nennenswerte Erweiterung erfahren hätte. Dies kam in erster Linie der Grammatik, namentlich der Formenlehre zugute, wofür dem Herausgeber in seinen wissenschaftlichen Arbeiten ein reiches Material zugebote stand, dann aber auch nicht minder den sogenannten Realien, der Mythologie, Geschichte und Geographie. Auch die Etymologie ist in einer für Schulzwecke ganz ausreichenden Weise berücksichtigt, und wenn Wagener erklärt, er sei in diesem Punkte sehr vorsichtig gewesen und habe nur ganz Sicheres aufgenommen, so ist diese Zurückhaltung nur zu loben.

Energischer dagegen gieng er in einer anderen Richtung vor und machte den Versuch, zum erstenmale in einem Schullexikon

einem Streben Rechnung zu tragen, das in neuester Zeit unter den philologischen Schulmännern lebhaftes Interesse hervorgerufen hat. Es wird nämlich niemand in Abrede stellen, dass in der Aussprache des Lateinischen mit der Zeit arge Missbräuche sich eingeschlichen haben und zwar namentlich auch rücksichtlich der Quantität: ganz gewöhnlich erscheinen in unserer Aussprache kurze Silben lang und lange kurz sei es durch schlechte Angewöhnung in der Schule oder durch eigene Sorglosigkeit. Bisher hat man diesem Umstande im allgemeinen wenig Beachtung geschenkt. Erst in neuerer Zeit wurde man darauf mehr aufmerksam und suchte nun in den Lehrbüchern durch eine reichlichere Anwendung der Quantitätszeichen dem Übelstande einigermaßen entgegenzutreten. Nachdem die Sache aber einmal in Fluss gerathen war, machte man sich mit Ernst und Gründlichkeit darüber her und zog namentlich auch die Quantität der Vocale in positionslangen Silben in den Bereich der Untersuchung. Dem Bedürfnisse nach Aufklärung in dieser Frage kamen „Bouterweck und Tegge, Die altsprachliche Orthoepie und die Praxis, Berlin 1878“ und „Anton Marx, Hilfsbüchlein für die Aussprache der lateinischen Vocale in positionslangen Silben, Berlin 1883, zweite Auflage 1889“ entgegen. Nunmehr erschienen auch einzelne Schulbücher, vorerst Grammatiken und Übungsbücher mit ihren Vocabularien, in denen die Quantität consequent bei jedem Vocale durch Zeichen angedeutet ist, und dem entsprechend wird in manchen Schulen auf die Beachtung der Quantität mit größerer Strenge gesehen. Ob wir freilich damit der Aussprache der Alten um ein Bedeutendes näher kommen, wer wird das entscheiden wollen? Es fehlt uns eben der Schlüssel dafür, inwieweit und in welcher Weise der Verschiedenheit der Quantität in der Aussprache Rechnung getragen wurde. Auch gäbe es da noch andere Dinge, die nicht minder bedeutend sind als die Quantitätsverhältnisse, wie z. B. die Assibilation von c und t, die jetzt allgemein als Product des Verfalles der lateinischen Sprache anerkannt ist, ohne dass man, wie es scheint, bisher irgendwo ernstlich daran gegangen wäre, diesen Missbrauch zu beseitigen. Überhaupt werden wir im Lateinischen nicht minder als im Griechischen auf den Gedanken verzichten müssen, dass wir je imstande sein werden, die Aussprache der Alten zu reproducieren, und das Buch von Emil Seelmann „Die Aussprache des Latein nach physiologisch-historischen Grundsätzen, Heilbronn 1885“ ist zwar als geistreicher Versuch sehr interessant, aber es ist auch nicht mehr als ein Versuch. Doch darf das Bessere nicht der Feind des Guten sein. Unsere Aufgabe ist es nicht einem Ziele nachzustreben, das wir ohnehin nicht erreichen können; das hieße Zeit und Arbeit nutzlos vergeuden und die Aufmerksamkeit der Schüler von der Erlernung der Sprache auf eine eitle Spielerei mit der Aussprache ablenken. Wir werden uns begnügen müssen, auf die Abstellung anerkannter Übelstände zu dringen, und das lässt sich auch in unserem Falle

nach und nach ohne viele Mühe erreichen, wenn man gleich von allem Anfang an bei der Erlernung der Vocabeln darauf sieht, dass dieselben der Quantität der Vocale gemäß gesprochen werden. Dies Streben ist durchaus gerechtfertigt und so ist es nur zu billigen, wenn Wagener demselben zum erstenmale in einem Schulwörterbuche durch consequente Bezeichnung der Quantitäten Rechnung getragen hat. Denn gerade Wörterbücher und Vocabularien sind in erster Linie dazu berufen, weil hier die geringste Gefahr besteht, dass der Geist des Lernenden durch die bunte Menge der Quantitätszeichen zerstreut und seine Aufmerksamkeit abgelenkt werde. Bei den positionslangen Silben bietet die Bestimmung der Quantität des Vocals freilich nicht selten große Schwierigkeit, da wir hier nicht mehr auf den Dichtergebrauch uns stützen können und die übrigen Anhaltspunkte, wie die Zeichen auf den Inschriften, die Bemerkungen der Autoren, namentlich Grammatiker und Commentatoren, die Transcription im Griechischen und die Schlüsse aus der Etymologie und den romanischen Sprachen, nicht so verlässlich und nicht überall ausreichend sind, zuweilen auch miteinander im Widerspruche stehen. Eine andere Verlegenheit bereiten die Veränderungen, welchen die Quantität der Vocale bei den Stämmen im Laufe der Zeiten ausgesetzt war. Dies alles wird der Herausgeber genug empfunden haben, aber mit Energie und Consequenz hat er seinen Plan durchgeführt und nur selten ist ein Vocal unbezeichnet geblieben, weil über seine Quantität nichts Haltbares zu ermitteln war. In *fossum, gressum, sessum, fissum, scissum, passum* (von *pando*) galt seit Lachmann der Stammvocal als lang, indem man die Assimilation der media d als Grund dafür annahm; Marx ist in der zweiten Auflage darin schwankend geworden, indem er „bei den Verben, deren Stamm auf eine media ausgeht, nicht mehr ohneweiters überall den Stammvocal im Supinum als lang" zu bezeichnen wagte; Wagener bezeichnet ihn als kurz. Ähnlich verhält es sich mit *mitto* und *missum*. In den unthematischen Formen von *edere: est, esset, esse, estur* wird der Stammvocal allgemein nach Donat und Servius als lang erklärt, bei Wagener fehlt hier das Quantitätszeichen. *Cōniungo* schreibt Marx, *coniungo* ohne Quantitätszeichen Bouterweck und Tegge, *cŏniungo* Wagener. Vielleicht wäre es besser, wenigstens einfacher und vorsichtiger gewesen, so wie es in dem Hilfsbüchlein von Marx gehalten ist, nur die anerkannt langen Vocale mit dem Quantitätszeichen zu versehen, dagegen die kurzen Vocale mit Einschluss derjenigen, deren Quantität nicht ganz feststeht, unbezeichnet zu lassen. Dem Wechsel der Quantität in den verschiedenen Zeitperioden kann man bei einem Schulbuche zum Theile dadurch ausweichen, dass man sich auf den Ciceronianisch-Augusteischen Zeitraum beschränkt; allein auch innerhalb desselben gibt es Schwankungen genug, so z. B. beim o im Auslaute der Verbalformen und der consonantischen Declination. Wagener bezeichnet das o durchaus

als Länge, wie es sich auch in der classischen Zeit in der Regel noch als Länge gebraucht findet; aber es verfiel auch dem Geschicke der meisten Endsilben im Lateinischen und gerieth schon seit den ältesten Zeiten der Literatur ins Schwanken, was sich wohl auch in der Aussprache geltend gemacht haben wird. Warum ist *duo* als Jambus bezeichnet, da es in dieser Quantität nicht vor dem 4. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung sich findet (s. Luc. Müller de re metr. S. 334—335)? Zeichen der Doppelzeitigkeit sind sehr selten, z. B. *sĭbī̆* (aber *mĭhĭ* und *tĭbī*), *ĭbī̆*, *ŭbī̆*, *ŭtī̆*, *Dī̆ānă*, *ŏ̄hē*.

Auf Wunsch der Verlagsbuchhandlung ist in dieser sechsten Auflage ein „Kurzer Abriss der römischen Literatur und lateinischen Stilistik" neu dazugekommen, der von den Schulmännern gewiss recht dankbar aufgenommen werden wird. Der zweite Theil enthält eine vorzügliche Auswahl wichtiger stilistischer Bemerkungen in knapper, leicht fasslicher Form; der erste ist eine freilich etwas gedrängte Übersicht über die bedeutendsten Entwicklungsstufen der römischen Literatur. Hier dürfte wohl das, was über Horaz gesagt ist, eine Änderung in der Form erheischen. Man kann nämlich doch nicht sagen, dass von Horaz „die griechischen Epiker für die Satiren, die griechischen Philosophen für die Episteln als Vorbilder benützt worden seien", und wenn es dann weiterhin heißt: „Die Hexameter, in denen die Satiren und Episteln abgefasst sind, zeigen zwar oft Verstöße gegen die rhythmischen Gesetze und sind weit entfernt von den edlen Versen Virgils, aber sie sind absichtlich frei gebildet und passen genau zu dem Inhalte; vollkommen correct sind die Jamben und die lyrischen Versarten", so ist damit dem feinen, ästhetischen Geschmacke dieses Dichters und der peinlichen Sorgfalt, mit der er auf die Form seiner Gedichte nicht minder als auf den Inhalt sah, doch etwas zu nahe getreten. Es ist wohl bemerkt, dass Horaz die Hexameter der Satiren und Episteln absichtlich frei gebildet habe und dass sie dem Inhalte genau entsprechen, aber dann darf man auch nicht von Verstößen gegen die rhythmischen Gesetze sprechen und sie in einen Gegensatz bringen zu der correcten Form der anderen Versarten. Gelegenheitlich noch die Bemerkung: Warum soll es denn im Deutschen noch immer „Virgil" heißen, nachdem man doch zur Überzeugung gekommen ist, dass der Name Vergilius lautete? Es sieht so sonderbar aus, wenn es z. B. S. XXIX heißt: '*Verg.*' bedeutet „bei Virgil".

Der Druck ist deutlich und gefällig, rein und correct; auch ist durch eine zweckmäßige Anwendung typographischer Mittel in praktischer Weise den Bedürfnissen der Schule entsprochen. Druckfehler sind selten, z. B. das Zeichen der Länge in Tērentius.

Da mithin das Heinichen'sche lateinisch-deutsche Schulwörterbuch in seiner sechsten, von C. Wagener besorgten Auflage allen Anforderungen, die man an ein solches Lehrbuch stellen kann, in

hohem Grade nachkommt, so kann dasselbe zum Gebrauche an der Mittelschulen, wo Latein gelehrt wird, und allen denjenigen, die in gleichem Umfange der lateinischen Sprache und Literatur obliegen, aufs angelegentlichste empfohlen werden.

Graz. A. Goldbacher.

Über Hartmann von Aue. Drei Bücher Untersuchungen von Anton E. Schönbach. Graz, Leuschner u. Lubensky 1894. VIII u. 502 SS.

Im ersten Buche, das den Titel 'Religion und Sittlichkeit' führt, vergleicht der Verf. zunächst, wie sich Hartmann in seinen beiden höfischen Epen in diesen Punkten zu seinen französischen Quellen verhält, welche auf Gott, den Gottesdienst und andere religiöse Dinge bezügliche Stellen er wegließ, beibehielt und änderte, und gelangt dabei zu dem Resultate (S. 47), dass das religiöse Bedürfnis des Dichters sich in beiden Werken gleich stark äußert, während das Chrestiens sich bedeutend erhöhte. Dieselbe Untersuchung wird dann an den einer solchen Vergleichung weniger zugänglichen übrigen Dichtungen Hartmanns vorgenommen, deren Quellen wir theils nicht besitzen, oder die vom Dichter viel freier behandelt wurden. Um die sittlichen Überzeugungen Hartmanns zu schildern, sind infolge dessen gerade jene Werke am geeignetsten, wo der Dichter am freiesten verfährt, und so nimmt Schönbachs Untersuchung dieses Themas gerade den umgekehrten Weg und geht vom Gregorius (S. 83 ff.) über die anderen Werke langsam bis zum Erec und Iwein vor. Als Resultat dieser mühsamen Untersuchung ergibt sich (S. 130), dass Hartmann sich von den Anschauungen der Kirche seiner Zeit durchaus erfüllt zeigt und nur in Einzelheiten den volksthümlichen Anschauungen Rechnung trug. Eine bemerkenswerte Sonderstellung weist nur Anfang und Schluss des Gregorius auf, der eine ziemliche Unsicherheit in der kirchlichen Literatur erkennen lässt, die Sch. sehr einleuchtend damit erklärt, dass der Dichter die Gedanken dazu aus dem bloßen Anhören einer Predigt in Erinnerung gehabt habe (S. 126). In diesem ganzen Buche zeigt sich die altbekannte glänzende Belesenheit Sch.s im schönsten Lichte, und es gibt gewiss derzeit unter den deutschen Philologen keinen zweiten, der so treffliche und reichhaltige Einzelparallelen zu bringen imstande wäre, wie dies Sch. allerorten thut, ganz besonders lehrreich zum a. Heinrich (S. 130 ff.), dessen Grundgedanke eine sehr feine Erläuterung erfährt (S. 137 ff.).

Das zweite Buch (S. 179 ff.) zeigt uns den Umfang von Hartmanns 'Bildung'. Die Kenntnis antiker Autoren und der Heiligen Schrift lassen auf eine sehr gute Schulbildung schließen, die sich der Dichter nach Sch.s Vermuthung in einer Klosterschule erwarb: dieser Annahme kommt besonders eine Stelle im Gregorius

zustatten, in der Hartmann den Bildungsgang des jungen Helden mit einer Menge von Einzelzügen erzählt, die nicht nur in der Quelle keine Entsprechung haben, sondern auch mit den sonstigen, durch die Erzählung vorausgesetzten Verhältnissen nur schwer zu vereinen sind, so dass wohl nur das Bedürfnis, eine Schilderung der eigenen Jugend zu geben, den Dichter zu dieser Erweiterung veranlasst haben dürfte. Hartmanns Bekanntschaft mit der französischen Literatur beschränkte sich nicht auf die beiden Romane Chrestiens, die er übersetzte: der *zouberlist*, den er von Kärlingen mitbrachte (1. Büchl. 1280), war wohl ein französisches Gedicht, und auf die Kenntnis anderer Dichtungen deutet eine Einschaltung im Iwein. Von deutschen Dichtungen kannte der Dichter nachweislich Veldekes Eneide, die Lieder Reinmars, den Tobiassegen (vgl. auch S. 336 ff.) und ein paar andere Segen: anderes bleibt unsicher. Ganz besonders bemerkenswert aber ist Hartmanns Kenntnis der altdeutschen Rechtssprache. Das zeigt sich am deutlichsten im 1. Büchlein, das, soweit die poetische Form es zulässt, bis ins Detail den Gang des mittelalterlichen Processes widerspiegelt. Um dies zu beweisen, gibt Sch. eine ungemein eingehende Analyse und zeigt, öfter freilich zu weitgehend, die Übereinstimmungen mit der altdeutschen juristischen Terminologie auf. Dadurch bekommen wir einen sehr wertvollen Sachcommentar, den jeder zurathe ziehen muss, der sich mit dieser schwierigen Dichtung beschäftigt. Aus der scharfsinnigen Deutung zweier Stellen in diesem Büchlein gewinnt Sch. auch Anhaltspunkte, die Zeit seiner Abfassung näher zu umgrenzen: Hartmann stand im Alter von 18—21 Jahren, als er es verfasste, und wird sich somit seine juridischen Kenntnisse gleichzeitig mit seinen französischen bald nach dem Verlassen der Klosterschule erworben haben. Auch in den übrigen Dichtungen fehlt es nicht an juridischen Excursen und Ausdrücken, besonders der arme Heinrich, dem Sch. sehr gründliche und schöne Erörterungen widmet, ist daran reich. Ebenso vielseitig wie Hartmanns geistige Bildung war auch seine körperliche: zahlreiche Zusätze erweisen den Dichter als Reiter und Turnierer. Wie trefflich er sich auf Pferde verstand, zeigt uns Sch. in höchst origineller Weise, indem er die bekannte Schilderung von Enitens Ross (Erec 7290 ff.) mit den Anforderungen vergleicht, die heute in cavalleristischen Handbüchern an Strapazierpferde gestellt werden, und nachweist, dass sich beide Zug um Zug decken. Ebenso war Hartmann ein Kenner des Jagdwesens, er verstand etwas von Steinkunde und empfindet ästhetische Freude an kunstvollen Gegenständen. Auch über seine Vorstellungen über das menschliche Schönheitsideal gewinnt Sch. einige Aufschlüsse. Seine medicinischen Kenntnisse kommen nur in einigen ganz dürftigen Anspielungen zum Vorschein, weit wichtiger ist die leichte Ironie, mit der er den Aberglauben seiner Zeit behandelt.

Das dritte Buch ('Kunst und Charakter') wird durch die Besprechung mehrerer äußerst wichtiger literarischer Vorfragen eingeleitet (S. 343 ff.). In sehr ausführlicher Weise erörtert Sch. die Frage, ob das zweite Büchlein, dessen Echtheit seit Haupt der Gegenstand so vieler Controversen war, Hartmann zuzusprechen sei, und kommt dabei zu einer bejahenden Antwort. Die Frage ist für die Beurtheilung Hartmanns von größter Bedeutung; denn, wenn dieses Werk aus der Reihe seiner Dichtungen zu streichen ist, so fehlt in dem Bilde, das wir uns von dem Dichter machen, der lebhafteste Zug. Hierauf wendet sich Sch. der Aufgabe zu, die Reihenfolge der Lieder zu ermitteln, und theilt auf Grund des Inhalts diese Gedichte im wesentlichen in zwei Gruppen, deren erste sich auf ein Verhältnis bezieht, das der junge, wohl noch nicht 21 Jahre alte Dichter ohne Leidenschaft, mehr um die *Mode* des Tages mitzumachen, eingieng und poetisch verherrlichte. Die Lieder der zweiten Gruppe zeigen Hartmann schon als Ritter, durch Lebenserfahrungen gereift, und mit seinem Herzen stark betheiligt. Die beiden Büchlein stehen mit diesen Gruppen in allerengster Verbindung, ja ein Lied der zweiten Gruppe (MF. 212, 37) war der unmittelbare Anlass für die Entstehung des zweiten Büchleins (vgl. auch S. 369 ff.). Im Anschluss daran gibt Sch. eine feinsinnige Analyse dieser Dichtung, deren Hauptzweck darin besteht, nachzuweisen, dass die Entlehnungen aus den Liedern in den Zusammenhang vortrefflich und vollständig organisch eingefügt sind. Auch die Textkritik der beiden Büchlein wird in zusammenhängender Erörterung durchgesprochen (S. 374 ff., 386 ff.), der Schluss des ersten Büchleins gegen Sarans Angriffe als echt vertheidigt (S. 379), und eine genaue Vergleichung des Kräuterzaubers mit Walter von Grivens 'Weiberzauber' vorgenommen, die ergibt, dass die Benutzung Hartmanns noch viel weiter geht, als bisher erkannt wurde (S. 390 ff.). Das in der Wiener Hs. 2779 vor dem Iwein überlieferte Fragment wird Hartmann mit großer Entschiedenheit abgesprochen (S. 393 f.), und endlich über das Verhältnis der Büchlein zu Ulrichs von Liechtenstein gleichnamigen Dichtungen gehandelt (S. 395 ff.). An diese den Liedern und Büchlein gewidmeten Erörterungen schließt sich die Besprechung des Verhältnisses, das zwischen Hartmanns Dichtungen und jenem bekannten, von Scherer 'Trost in Verzweiflung' genannten Bruchstück besteht (S. 396 ff.). Sch. ist der Ansicht, dass die bemerkten Übereinstimmungen nicht auf einen unmittelbaren Zusammenhang gedeutet werden müssen, sondern sehr wohl im allgemeinen auf dem Einfluss der Kirchensprache des 12. Jahrhunderts beruhen können. Interessante Beiträge zur Stoffgeschichte der Gregoriuslegende (S. 403 ff.) und des armen Heinrich (S. 410 f.) leiten dann zur Würdigung von Hartmanns Kunst (S. 411 ff.), deren hervorstechendster Zug in der großen Neigung besteht, das gegenständliche Detail der Quellen ins allgemeine zu verändern, eine

Art der poetischen Technik, die freilich nichts Individuelles hat, sondern dem altdeutschen epischen Stile überhaupt eigenthümlich ist (S. 416 f.; vgl. auch S. 442). Betreffs der Arbeitsweise Hartmanns macht Sch. wahrscheinlich, dass der Dichter erst dann ans Werk gieng, wenn er den Inhalt seiner Vorlagen sich vollkommen zueigen gemacht hatte, wofür die sorgfältige, durchdachte Anlage seiner Epen spricht und die Kunst, mit der er die 'Idee' derselben herauszuarbeiten versteht. Dass er mit zeitweisen Unterbrechungen arbeitete, schließt Sch. aus mehrfachen Inconcinnitäten und aus der Thatsache, dass genau und ungenau übersetzte Partien sich streckenweise ablösen. Große Aufmerksamkeit verwendete Hartmann auf stichische Wechselrede und kunstvolle Gliederung, wie das aus Theilen des ersten und aus dem ganzen zweiten Büchlein hervorgeht. Auch am Umfange der Dialoge in anderen Werken versucht Sch. das nachzuweisen, für mich nicht überzeugend (S. 427 ff., 430 ff.). Weniger befähigt war der Dichter zu einer folgerichtigen und ungezwungenen Verknüpfung der Gedanken (S. 429). Auch bei der Wahl der Stoffe, die Hartmann behandelte, waltete sorgfältige Überlegung, nicht blinder Zufall: dass er aus freiem Antriebe, nicht im Auftrage hochgestellter Gönner, gerade die von ihm bearbeiteten Stoffe wählte, beweisen seine eigenen Äußerungen, und dass der Zufall ihm gerade Vorlagen in die Hände gespielt hätte, deren Grundideen sich so deutlich als Gegenstücke voneinander abheben, wie das einerseits im Erec und Iwein, andererseits im Gregorius und armen Heinrich der Fall ist, das ist kaum anzunehmen (S. 436 ff., 449 ff.). Jene Grundideen hat der Dichter für seine Zeitgenossen deutlich genug ausgesprochen: das lehrt die Art, wie Wolfram von Erec und Iwein spricht (S. 443 ff.).

Da nun dem Ideengehalte nach die beiden höfischen und die beiden geistlichen Erzählungen sichtlich miteinander verknüpft sind, so scheint es richtig, sie auch der Zeit ihrer Entstehung nach aneinander zu rücken, und zwar in der Weise, dass die höfischen Erzählungen vorangehen; denn in der Vorrede zum Gregorius erklärt Hartmann, sich von der weltlichen Art seiner früheren Werke abzuwenden (S. 455 ff.). Hierauf ordnet Sch. die übrigen Werke in die ermittelte Reihe ein und kommt so zu folgender Chronologie: Lieder der 1. Gruppe und 1. Büchlein, Erec, Lieder der 2. Gruppe und 2. Büchlein, Iwein, Gregorius, a. Heinrich (S. 459 f.). Das 1. Büchlein schrieb der Dichter, wie wir bereits wissen, im Alter von 18—21 Jahren, bei der Abfassung des 2. wird er, nach Anspielungen zu schließen, etwa 30 Jahre alt gewesen sein; auch einige selbständige Zusätze im Iwein beweisen, dass Hartmann zur Zeit, als er ihn dichtete, noch ganz im Liebesleben weilte (S. 461 f.).

Hierauf wendet sich Sch. der Aufgabe zu, den äußeren Lebensgang Hartmanns nach den dürftigen Anhaltspunkten zu

schildern, die uns des Dichters eigene Bemerkungen an die Hand geben (S. 462 ff.), und entwirft schließlich ein Bild von seinen Anlagen und Anschauungen, von seiner Auffassung des Menschen und seiner Aufgaben, beleuchtet seine eigenthümliche, christlich-ritterliche Ethik, hebt die charakteristische Neigung zur Spruchweisheit gebürend hervor und kennzeichnet treffend das ruhige Gleichmaß und die harmonische Heiterkeit seines Wesens. Bei der Abwesenheit intensiver Leidenschaft ist Hartmann mehr didaktisch veranlagt, als lyrisch oder episch (S. 469 ff.).

Auch seine Zeitgenossen haben den Dichter so erkannt: das beweisen die Urtheile Gottfrieds und Heinrichs von dem Türlin, die Sch. in schöner Weise deutet (S. 476 ff.).

Der Verf. bezeichnet im Vorworte seine Arbeit als den Versuch eines Sachencommentars zu Hartmanns Werken. Damit hat er treffend den Punkt bezeichnet, von dem aus sein Buch gewürdigt werden muss. Die Grammatik hat sich nur langsam und allmählich von der Betrachtung der Buchstaben abgewendet und die Betrachtung der Laute an die Stelle gesetzt. Die Philologie wird der Betrachtung der Buchstaben niemals entrathen können: wie dringend Noth es ihr aber thut, sich daneben auch um lebendige Anschauung zu bemühen, durch die allein die literarischen Schöpfungen der Vergangenheit Gestalt und Farbe gewinnen, das lehrt dieser 'Versuch eines Sachencommentars'. Darin liegt sein großes, principiell bedeutsames Verdienst. Dass der 'Versuch' so trefflich gelang, ist ein weiteres. Dabei bringt das Buch nicht nur häufig schöne Interpretationen einzelner Stellen in Hartmanns Werken, sondern es ist überdies voll von gelehrten und lehrreichen Excursen, die auch losgelöst von der betreffenden Stelle, die den Anstoß dazu gegeben, Interesse und Bedeutung besitzen. Da zu besorgen steht, dass diese Bemerkungen bei dem Mangel eines Sachregisters nicht nach Gebür ausgenutzt werden, so stelle ich das Wichtigste im folgenden zusammen.

K i r c h l i c h e s: der Abt muss Priester sein, die Mönche nicht 60; Unmöglichkeit, dass ein Abt Taufpathe 62 ff.; Anrede des Abts 67 f.; die Qualitäten, die zur Abtswürde erforderlich 68 f.; Arten der Abtwahl 69; Milde und Strenge der Beichtväter 110 f.; Zeitpunkt der Taufe 64; Vorzüge des ehelichen Lebens nach ma. Anschauung 73; Ansichten der Kirche über Inzest, die Consequenzen für die Kinder, die Buße dafür, der Papst als Richter in schwierigen Fällen 89 ff., 100 ff., 111 ff.; Wert und Grenzen der Selbstaufopferung 152 f.; 'vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigen' 115 f.; Almosen aus der Hinterlassenschaft der Verstorbenen 44 f.; Marienverehrung 29 f., 35, 418 ff.; Gregor ein Heiliger? 129; Anathema 107; Arten der Höllenstrafen 97 f.; corona vitae 153 f.; der Mensch als Haus 142; Gott als Ackersmann 148; Sünde = Aussatz 106, 127 f.; der Topf am Feuer in Vergleichen 215 f.; das Gleichnis vom barmherzigen Samariter

und seine Auslegungen 119 ff.; *diu schrift* braucht nicht die Bibel zu meinen 193 f.

Literarisches und Poetisches: Schilderung des Himmelreichs in lauter Negationen 149 ff.; *gutta cavat lapidem* 217 f.; ma. Beschreibungen von Kunstgegenständen 332; Liederbücher 356; reale Grundlage der Kreuzlieder 361; Entstehung der Frauenstrophen 370 f.; kunstvolle Gedichtschlüsse 379 f.; Scherers Ansicht von den Ketzern unter den altd. Dichtern falsch 400 ff.; Fabliaux vom betrogenen Hauswirt 406; altd. epischer Stil 416 f.; Zeugnisse zur Artussage und ihre Wirkung auf das ma. Publicum 446 ff.; Einfluss der Minnesprache auf die romanischen Geistlichen 467 f.; Mangel an Anschaulichkeit in der altd. Poesie 474 f.

Juridisches, Culturhistorisches und Sonstiges: Minimalalter für Eheschließungen 140 f.; Zustimmung der Verwandten bei Vermählungen 313 f.; Strafe des Verbrennens für Ehebrecher 295; Verwandtenmord nach ma. Anschauung 279 f.; Bahrrecht, wichtiges Zeugnis vom Jahre 1180 S. 296; erster Kirchgang der Wöchnerinnen 58; Fundkinder 61, 299; Selbstmord im Mittelalter 466; Anhören privater Messen vor dem Zweikampfe 21; Lichter neben dem Sarg oder Katafalk 23; Mordbeten 172 f.; Unterrichtswesen im Mittelalter 189 f., 220 ff., 225 ff., 286 ff.; Leib, Herz, Seele und ihr Verhältnis zueinander 168 ff.; Saladins Furchtbarkeit sprichwörtlich 166 f.; Frost (nicht Durst) und Hunger 304; Aberglaube bezüglich Rechts und Links 335 f.; der Adamas und seine Kräfte 212 f.; die Linde und ihre Vorzüge 211 f.; Leumund der Schwaben 462 f.; Änderungen im Charakter der Culturvölker seit dem Mittelalter 448 f.; durchschnittliche Lebenszeit im Mittelalter 461; Wildparke 329.

Diese großen Vorzüge des Werkes sind so hervorstechend, dass sie den Leser gleich bei der ersten Lectüre gefangen nehmen. Genaueres Studium gehört dazu, um über ihnen die schwachen Partien des Buches nicht zu übersehen. Dahin rechne ich die Behandlung der 'Vorfragen', mit der Sch. sein drittes Buch einleitet. Die Echtheit des zweiten Büchleins zu entscheiden und die Chronologie der Hartmann'schen Dichtungen festzustellen, das sind Aufgaben, die sich mit dem von Sch. angewendeten Apparate nicht lösen lassen. Der Verf. scheint das, wenn ich ihn recht verstehe, selbst empfunden zu haben: wenigstens spricht er S. 459 über den Wert stilistischer und auf die Reime gestützter Beobachtungen und bemerkt dabei: 'vielleicht sind sogar für Hartmann auf diesem Wege feste Resultate zu gewinnen'. Ich möchte hinzusetzen 'einzig und allein auf diesem Wege'. Schon das in den Anmerkungen zum Erec und Iwein verstreute Material hätte Sch. abhalten sollen, eine Chronologie aufzustellen, in der dem Gregorius der Platz nach dem Iwein angewiesen wird. Dazu kommen jetzt (nach dem Erscheinen von Sch.s Buch) noch die philologisch so außerordentlich feinen Beobachtungen Zwieržinas

(Zs. 40, 237. 239. 241; Anz. 22, 195). Die Erwägungen Sch.s dagegen sind zu allgemeiner Art, einzelnes geradezu bedenklich (wie der Schluss auf S. 458 f., der sich ebensogut umkehren ließe), als dass ihnen entscheidendes Gewicht beigelegt werden könnte. Dasselbe gilt bezüglich der Bemerkungen Sch.s über das zweite Büchlein, dessen Echtheit er in so lebhafter Weise vertheidigt. Von Sch.s Argumentation nicht überzeugt, habe ich das Gedicht einer genauen philologischen Untersuchung unterworfen, die ich hier nicht vorlegen kann, ohne den mir zur Verfügung gestellten Raum bedenklich zu überschreiten; als Resultat derselben ergab sich mir die Überzeugung, dass Hartmann dieses Sendschreiben nicht verfasst haben kann,[1]) weil darin Eigenthümlichkeiten in Sprache und Wortschatz vorkommen, die zum Theil in den echten Werken Hartmanns keine Parallelen haben und zum Theil nur in den älteren Dichtungen auftreten, während das 2. Büchlein andererseits mit dem Iwein durch Parallelen verbunden ist, so dass sich also das Werk in den Entwicklungsgang Hartmanns nicht einfügen lässt, ein Ergebnis, das sich mit dem Sarans deckt, wenn auch die Wege, auf denen es gewonnen wurde, mehrfach andere sind.

Schließlich bemerke ich noch, dass mir auch das Verhältnis des Gedichtes 'Trost in Verzweiflung' zu Hartmanns Dichtungen (insbesondere zur Einleitung des Gregorius) zu enge erscheint, als dass ich Sch.s Erklärung ausreichend finden könnte.

Denkmäler der älteren deutschen Literatur für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen herausgegeben von G. Bötticher und K. Kinzel. I. Die deutsche Heldensage. 2. Kudrun, übertragen und erläutert von H. Löschhorn. 2. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus 1896. Preis geh. 60 Pf., geb. 1 Mk. 5 Pf.

Die vorliegende Übersetzung hat ihre großen Vorzüge: die Auswahl der Strophen ist sehr geschickt getroffen, die der Kudrun gewidmete gelehrte Forschung hat nicht nur nach der Versicherung der Vorrede (S. 6), sondern auch thatsächlich Verwertung gefunden, und Missverständnisse und Übersetzungsfehler sind mir in den Partien, die ich mit dem Original verglichen habe, nirgends aufgestoßen. Im Gegentheil: der Übersetzer zeigt gute Vertrautheit mit dem mittelhochdeutschen Sprachgebrauch, selbst in Feinheiten, deren Kenntnis nicht zu den allgemein verbreiteten gehört. Ein Theil dieses Verdienstes gebürt allerdings der ausgezeichneten

[1]) Ebensowenig das Lied MF. 212, 37, das nach Sch. den Anlass zur Entstehung des 2. Büchleins gegeben haben soll: dass hier die Bedenken Burdachs, Reinmar S. 78 (vgl. auch Wilmanns Zs. 14, 152 und Saran S. 76 ff., die das Lied zwar Hartmann zuschreiben, aber seinen ganz eigenthümlichen Charakter deutlich empfinden) und mein auf ganz andere Beobachtungen gestützter Beweis zusammentreffen, ist sicherlich kein Zufall.

Ausgabe Martins mit ihren trefflichen Erläuterungen, die L. mit Recht seiner Übersetzung zugrunde gelegt hat.

Nach der inhaltlichen Seite kann ich also der vorliegenden Übertragung uneingeschränktes Lob zollen. Nicht so nach der formellen hin. Die alte Erfahrung 'je näher die Sprache des Originals der des Übersetzers, desto schwieriger die Übersetzung' bestätigt sich auch hier, und ich kann nicht finden, dass L. dieser Schwierigkeit Herr geworden ist.

Str. 204. Den Wate haben seine *Freunde erzogen, wie es erheischt die Ehr.* Aber das neuhochdeutsche 'Freunde' ist doch nicht dasselbe wie mhd. *mâge.* — 216 wenn er ihm *dienen* wolle: gemeint ist *einen Dienst leisten.* — Sehr häufig ist die Umschreibung des Prt. durch *hân* mit dem Partic. Prt. in Fällen wie 225 *Und bald hat sich Herr Hetel an Horant gewandt.* — 227 *Frau* Hilde: dabei denkt der moderne Leser gewiss nicht an eine Jungfrau. — 231 und sonst sehr häufig *besenden.* — 235, 238 *übermüthig.* — 247 *fahren* st. *ziehen*; *draus mir und meinen Freunden viel Wonne mag entstehn.* — 248 *Wir sollen ... siebenhundert Mann Mitnehmen auf die Reise.* Ich müsste Strophe für Strophe hernehmen, wollte ich all die Fälle nachweisen, wo das Neuhochdeutsche in solcher Weise vergewaltigt wird. Ebenso sind die Reime sehr häufig nur durch gezwungene Wortstellung oder durch Einschiebung bedeutungsloser Füllwörter zustande gebracht. Im ganzen genommen: den praktischen Schulzwecken, für die es ja ausdrücklich bestimmt wurde, entspricht das Büchlein infolge der im Eingange hervorgehobenen Vorzüge in hohem Grade, als Literaturproduct in höherem Sinne aber kann die Übersetzung nicht betrachtet werden.

Den Schluss bilden zwei Proben, in denen einige Strophen nach der Ambraser Handschrift und in normalisierter Schreibung mitgetheilt werden.

Wien. Carl Kraus.

Französische und englische Lehrbücher.

Le vrai Dictionnaire Étymologique de la langue française par l'abbé J. Espagnolle. Paris, Klincksieck 1896. XXIX u. 315 SS.

Seine Kenntnis der romanischen Philologie wahrscheinlich nur aus ihm unverstanden gebliebenen etymologischen Wörterbüchern schöpfend, polemisiert der Verf. im Vorworte gegen die Kühnheit der Romanisten, von ihm „Neulateiner" genannt, das Französische nach pedantischen Regeln von dem nicht weiter bekannten Vulgärlatein ableiten zu wollen, und bringt seine Theorie der Abstammung der romanischen Sprachen, speciell des Französischen, vom Pelasgischen vor. Mit nie versagender Phantasie stellt er dann in dem alphabetisch geordneten Wörterbuche seine

Etymologien, vom Dorischen und Äolischen ausgehend, auf. Z. B. Artikel *la* = λ'α d. h. der dorische Artikel ἁ mit dem die Aspirata ersetzenden λ (ähnlich wird *le* erklärt); *nord* = ὄρ-ος; *sept* ist nicht etwa lat. *septem,* sondern äol. σ'ἑπτα = ἑπτα: *œil* = οἶλλος aus ὁ ἴλλος mit agglutiniertem Artikel; *sire* = κῦρ oder κῦρος statt κύριος; *parler* = dor. παρλῶ, contrahiert aus παραλαλέω usw. Wen diese Proben der Gelehrsamkeit des Verf.s neugierig gemacht haben, der kann sich das Buch um 10 Francs kommen lassen.

Rathschläge für die Studierenden des Französischen und des Englischen an der Universität Halle. Von Prof. Suchier und Prof. Wagner. Halle a. S., Niemeyer 1894. 12 SS.

Mit Recht wird hier betont, dass mehr als jedes andere Fach des höheren Lehramtes der Unterricht in den lebenden Sprachen außer theoretischen Kenntnissen auch praktische Fertigkeiten verlange. Daher wird die Wichtigkeit nicht bloß der theoretischen Vorlesungen (wie über Aussprache des Französischen, bezw. Englischen, historische Grammatik, Literaturgeschichte usw.) und Interpretation, sondern auch der praktischen Übungen in den Vorlesungen und Seminarien hervorgehoben. Auch wird die Verbindung des Lateinischen oder Deutschen mit einer der lebenden Fremdsprachen empfohlen, da alsdann die Schwierigkeit der praktischen Beherrschung auf eine Sprache beschränkt bleibt. Das Ausland soll erst aufgesucht werden, wenn „durch die Vorträge des Lectors ein leichtes Verständnis der Sprache erreicht ist". Diese „Rathschläge" so competenter Universitätslehrer werden gewiss angehenden Neuphilologen von großem Nutzen sein, indem sie dieselben sogleich orientieren und vor Missgriffen bewahren.

Methodische Fragen des englischen Unterrichtes. Von Dr. W. Mangold. Berlin, Springer 1896. 45 SS.

Sind auch die in diesem Vortrag vorgebrachten Ansichten und Rathschläge über alle Zweige des englischen Unterrichtes (1. Anfangsunterricht, Aussprache, Phonetik; 2. Sprechübungen; 3. Grammatik; 4. Lectüre: A Auswahl; B Behandlung; 5. Übersetzungen; 6. Schreibübungen; 7. Wortschatz, Etymologie, Synonymik; 8. Realien; 9. Literatur) nicht mehr neu, so sind dieselben doch klar und überzeugend dargelegt. Das Schriftchen ist namentlich jüngeren Fachleuten, die das Entstehen und Anwachsen der Literatur über die sogenannte neuere Methode nicht miterlebt und verfolgt haben, bestens zu empfehlen.

Die Methode Gouin oder das Serien-System in Theorie und Praxis. Von Dr. R. Kron. Marburg, Elwert 1896. 164 SS.

Eine wahre fin-de-siècle-Methode, dieses Serien-System, welches häusliche Aufgaben, schriftliche Arbeiten und Correcturen über-

lässig macht, Lehrer und Schüler mit wahrer Begeisterung erfüllt und Erfolge zutage fördert, die alles bisher Dagewesene in Schatten stellen! So nicht bloß Kr., der uns dieses Lehrverfahren näher gebracht hat, sondern auch die Lehrer, welche dasselbe versucht haben. Namentlich in England hat diese Methode wahre Triumphe gefeiert. Darf man auch nicht übersehen, dass dort der fremdsprachliche Unterricht auf sehr tiefer Stufe stand und demnach ein originelles Verfahren (und ein solches ist unbestritten das Gouin'sche), das wirkliche Erfolge zeitigte, mit hellem Jubel aufgenommen werden musste, so dürfen wir doch nicht in den Fehler verfallen, geringschätzig an demselben vorüberzugehen. Eine Darlegung der Eigenthümlichkeiten dieses „Serien-Systems" kann hier unterbleiben, nachdem es bereits in verschiedenen Fachzeitschriften eingehend behandelt worden ist. Jedenfalls möge niemand eine sich ihm bietende Gelegenheit, dasselbe aus eigener Anschauung kennen zu lernen, sich entgehen lassen. Das Kron'sche Buch wird ihn recht schnell in dasselbe einzuführen imstande sein.

Alliance française pour la propagation de la Langue française dans les Colonies et à l'Étranger. Notice sur les Cours de Vacances. Juillet-Août. 1896. kl. 8°, 29 SS.

Programme des Cours de l'Université de Genève pendant les deux semestres de l'année 1896—1897. kl. 8°. 40 SS.

Ein Studienaufenthalt in Paris. Ein Führer für Neuphilologen. Von Dr. Ph. Rossmann. Marburg, Elwert 1896. 39 SS.

Noch vor wenigen Jahren stand der Neuphilologe, der sprachlicher Studien wegen ins Ausland gieng, dort ziemlich rathlos da. Gar mancher kam zurück, ohne den gehofften Gewinn heimzubringen, namentlich wenn sich sein Aufenthalt auf die Ferienzeit beschränken musste. Seit der Errichtung der Feriencurse in der Schweiz, in Frankreich und in England, welche in so vorzüglichem Maße auf die Bedürfnisse der neusprachlichen Lehrer Rücksicht nehmen, ist dies wesentlich anders geworden. So veranstaltet seit dem Jahre 1894 die „Alliance française" vierwöchentliche Ausbildungscurse in den Monaten Juli und August. Der Prospect mit dem reichhaltigen Programme erscheint schon im März, so dass es einem jeden Theilnehmer möglich ist, sich genügend vorzubereiten. Die Vorlesungen und Übungen erstrecken sich nicht nur auf französische Sprache, Literatur, Aussprache, Vortragskunst und Conversation, sondern auch auf die staatlichen Einrichtungen Frankreichs und französische Kunstgeschichte.

Ähnliche Curse finden in Genf statt, und zwar ein sechswöchentlicher von Mitte Juli bis Ende August und ein dreiwöchentlicher vom 1.—21. October. Neben den Cours de vacances besteht an der Faculté des Lettres der Genfer Universität noch ein Séminaire de française moderne, das mit Rücksicht auf die fremden

Neuphilologen, welche sich während des Studienjahres in dieser Stadt aufhalten, geschaffen worden ist.

An Gelegenheiten, die Zeit im Auslande recht vortheilhaft zu verwenden, fehlt es also nicht mehr. Zu wünschen wäre nur, dass es den Lehrern der modernen Sprachen in ausgiebigem Maße ermöglicht würde, diese Gelegenheiten sich zunutze zu machen, und dass die Regierungen einsähen, dass eine Weiterbildung unter zielbewusster Leitung im Auslande für den neusprachlichen Lehrer nicht etwa ein entbehrlicher Aufputz, sondern eine nothwendige Ergänzung der in der Heimat erworbenen, größtentheils doch nur theoretischen Vorbildung ist.

Den Neuphilologen, welche sprachlicher Studien wegen Paris aufsuchen, ist auch das Schriftchen von Rossmann gewidmet. Es gibt nicht bloß Winke in Bezug auf die Art und Weise, wie der Sprachbeflissene sich auf einen solchen Aufenthalt vorbereiten soll, und wie er den größtmöglichen Nutzen aus demselben ziehen kann, sondern auch in Bezug auf rein Praktisches, wie die Kosten eines Aufenthaltes, das Unterkommen usw. Dass der Verf. bestrebt war, nichts Wichtiges außeracht zu lassen, beweisen schon die Überschriften der einzelnen Capitel, wie S. 5: „In welchem Lebensalter soll man Studienreisen ins Ausland unternehmen und welches soll ihre Dauer sein?“ S. 9: „Zeit des Aufenthaltes in Paris“; S. 13: „Die praktische Sprachbeherrschung“; S. 25: „Realien“ (hier wird auch ausgeführt, welcher Vortheile sich der französische Neuphilologe vor dem deutschen — und fügen wir hinzu: und vor dem österreichischen — Fachgenossen erfreut) usw. So möge das mit Sachkenntnis geschriebene Büchlein bestens empfohlen sein.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Die Reste der Germanen am Schwarzen Meere. Eine ethnologische Untersuchung von Richard Loewe. Halle, Max Niemeyer 1896. 8°, XII u. 269 SS. Preis 8 Mk.

Nach Procop, Gotenkrieg 4, Cap. 4 u. 5, saßen zu seiner Zeit die tetraxitischen Goten an der östlichen Seite des kimmerischen Bosporus auf der Halbinsel Taman, während sie früher, d. i. vor der Rückwanderung eines Theiles der Hunnen, an der westlichen Seite, auf der Halbinsel Kertsch, als vorgeschobener Posten der in den Pontusländern wohnenden Goten (Ostgoten), Wisigoten, Wandilen und der anderen gotischen Nationen, wie er sich ausdrückt, gewohnt hatten. Was Procop unter diesen gotischen Nationen versteht, erhellt aus seinem Wandalenkrieg 1, Cap. 2, wo außer den vorgenannten auch die Gepiden als gotisches Volk bezeichnet werden. An anderen Stellen rechnet er die Alanen und die Rugen, niemals aber die Eruler unter die gotischen Völker. Dass die Nationalität dieser Tetraxiten, welche von

der Halbinsel Krim gekommen sind und mit denen daher glaublich die im späteren Mittelalter auf derselben Halbinsel erscheinenden Goten zusammenhängen werden, für die Nationalität eben dieser von ausschlaggebender Bedeutung ist, liegt auf der Hand. Hält man sich an die Überlieferung, die immer nur von Goten diesseits und jenseits der Straße von Kertsch redet, so kann man keinen anderen Eindruck gewinnen als den, dass die am kimmerischen Bosporus zurückgebliebenen Reste germanischen Stammes Goten oder doch mindestens Theile von Stämmen gewesen sein müssen, die schon im Anfange des 5. Jahrhunderts unter dem politischen und nationalen Begriffe der Goten subsumiert werden konnten. Nun erscheinen neben den Goten schon im 3. Jahrhundert die Eruler am Pontus, beziehungsweise an der Maeotis, und eine alte gelehrte, wahrscheinlich von Dexippos herrührende Etymologie, die Jordanes dem Geschichtschreiber Ablavius nacherzählt, leitet sogar ihren Namen von den Sümpfen der Maeotis ab. Da nun weiter die Ostgoten nach Ammianus an der Nordseite der Maeotis bis zum Don gesessen waren, an dessen linkem Ufer aber das Gebiet der Alanen begann (Zeuss, Die Deutschen 409), so schließt Loewe, dass die Eruler an der Westseite gewohnt haben müssen. Diese aber ist mit dem Ostufer der Krim identisch und dort findet sich in der That die zu der gedachten Etymologie: *"Ελουροι* aus *ἕλος* 'Sumpf' sehr gut einstimmende, örtliche Voraussetzung, das 'Faule Meer', das sich auch an der Nordseite des Taurischen Chersones mit zahlreichen Binnenseen fortsetzt. Auf Grund dieser Vorstellung, dass die Krim nicht von Goten, sondern von Erulen besetzt gewesen sei, leitet nun Loewe die Tetraxiten und die später auftauchenden Krimgoten von eben diesen ab, wenngleich er freilich S. 113 gestehen muss, dass die Schichtungsverhältnisse der Stämme mit voller Sicherheit sich nicht reconstruieren lassen.

Bei dieser Rechnung ist aber das eine versehen, dass die Besitzverhältnisse am Pontus, wenn sie wirklich einmal so waren, wie hier angenommen wird, also etwa im 3. und 4. Jahrhundert, auch für eine spätere Zeit stabilisiert gedacht werden, was sie keineswegs sein mussten, und dass die sehr naheliegende Möglichkeit, dass dieser unstäteste germanische Stamm der Eruler, den Procop nur mehr nördlich der Donau (Moldau und Bessarabien) kennt, die Striche am Pontus, ohne auch nur einen Mann zu hinterlassen, aufgegeben habe, gar nicht in Erwägung gezogen wird, dass ferner Goten zu allen Zeiten auch neben den Erulen auf dem taurischen Chersones angesiedelt gewesen sein, umsomehr aber nach dem Abzuge der ersteren sich auf demselben ausgebreitet haben konnten.

Da Loewe die Schwäche seiner geographischen und geschichtlichen Gründe fühlt, so hofft er in der Analyse der krimgotischen Sprachreste ein Mittel zu besitzen, um den nichtgotischen, sondern

erulischen Charakter dieses germanischen Volkrestes erweisen zu können. Dieses Mittel aber musste versagen, denn die gotischen Beziehungen des Busbeke'schen Verzeichnisses sind nicht aus der Welt zu schaffen, und man müsste, wenn trotzdem die Krimgoten Nachkommen der Eruler wären, nur den einen Schluss ziehen, dass gotische und erulische Sprache nahezu identisch gewesen seien.

Ich glaube also, die große Mühe und die wirklich scharfsinnigen Combinationen, welche Loewe für seine Idee einsetzt, sind im wesentlichen für eine Fiction aufgebracht, deren Beweis nicht gelingen konnte, da ihr die reale Grundlage positiver Nachrichten vollständig fehlt.

Im Zusammenhange damit muss ich mich jetzt auch gegen die Verbindung des Namens der gotisch und taurisch sprechenden *Εὐδουσιανοί* des Periplus Ponti Euxini und der Landschaft *Εὐλυσία*, d. i. **Εὐδ(ο)υσία*, bei Procop mit den Taciteischen *Eudoses* aussprechen. Nach der ersten Quelle liegt das Gebiet der *Εὐδουσιανοί* zwischen Anapa und Gelendschik d. i. also unmittelbar südöstlich an der Halbinsel Taman, nach der zweiten erstreckt es sich nördlich bis in die Maeotis und an den Don. Das Gebiet der Eudusiani deckt sich also ungefähr mit dem heutigen Kubanschen Landstriche und schließt in jedem Falle den späteren Wohnsitz der Tetraxiten mit ein. Ich bin gegen Loewe der Ansicht, dass der Name *Εὐδουσιανοί*, sei er nun griech.-lat. Ableitung mit Suffix *-ānus*, oder auch directe Umschrift eines got. Plurals **Iuþusjans,* mit den *Eudoses* ethnologisch und geographisch gar nichts zu thun hat, sondern dass er nur aus demselben germ. Appellativum **euþuz*, got. **iuþuzi* 'Bucht, Busen, Schlauch' entspringt und am Pontus als selbständige germanische Benennung der Straße von Kertsch oder der Buchten von Taman, Kisiltasch, Zemes nach Süden, allenfalls auch der Buchten an der Ostseite der Maeotis aufzufassen ist. Die *Eudusiani* sind also allerdings gleich den Taciteischen *Eudoses* als 'Buchtanwohner' zu betrachten, aber von einer ethnologischen engeren Verbindung beider ist keine Rede. Und nach dieser Sachlage ist *Eudusia, Eudusiani* überhaupt kein ethnologischer, sondern zunächst ein geographischer und im weiteren vielleicht ein politischer Begriff und die auf sie gemünzten Worte des Periplus *τῇ Γοτθικῇ καὶ Ταυρικῇ χρώμενοι γλώττῃ*, auf deren Erklärung Loewe soviel Mühe verwendet, sagen nichts anderes, als dass ein Theil der eudusischen Leute gotischer, der andere taurischer Nationalität und Sprache war. Die Fortexistenz der Goten auf Taman bezeugen zwei, wohl aus einer gemeinsamen Quelle geflossene Nachrichten zum Jahre 1484, sowie ein Brief des Genuesen Sacharias de Giexulfis von 1482, Loewe 38 ff., und auf diese Goten bezieht derselbe S. 70 auch schon den Brief des Ioannes Chrysostomus von 404 aus Kukusos in Armenien, in dem eines Volkes *οἱ Μαρσεῖς οἱ Γότθοι*, eines Diakons *Μοδουάριος*, eines Bischofs *Οὐνίλας*, eines Landes *Γοτθία*

und eines *ῥῆξ τῶν Γότθων* Erwähnung geschieht, und glaubt in *Μαρσεῖς* die eigene germ. Bezeichnung für den Stamm der Tetraxiten gefunden zu haben, den er, wie die *Eudusiani* zu *Eudoses*, seiner Hypothese zuliebe wieder an das kimbrische *Morimarusa* 'mortuum mare' bei Plinius anknüpfen möchte und durch ein abenteuerliches **Marimarsīz* vermittelt sein lässt.

Fragen wir nun darnach, wie Loewe seine Aufgabe löst, auch aus den krimgotischen Sprachresten von 1561 den erulischen Ursprung dieses Völkchens zu erweisen, so sehen wir sogleich, dass dies durch Beseitigung jener Spracheigenthümlichkeiten des Busbeke'schen Verzeichnisses erreicht werden soll, die man bisher für specifisch gotisch angesehen hat, also des nominativischen *s* im Singular der masculinen vocalischen Stämme, des Genusunterschiedes *a* (*e*) und *o* im Nominativ der *n*-Stämme, der Entwicklung von *ddj* aus germ. *jj* in krimgot. *ada* d. i. **addja*. Demnach argumentiert Loewe S. 165: Die krimgot. Sprachreste sind westgermanisch; neben den Goten am Pontus kommen nur Eruler in Betracht, also sind die Krimgoten Nachkommen der Eruler und eben diese sind Westgermanen. Ich habe schon an anderer Stelle [1]) gezeigt, dass der Beweis Loewes, so künstlich und mit wirklichem Aufwande von Scharfsinn er geführt sei, in Betreff des westgerm. Charakters der krimgot. Sprachreste nicht gelungen ist, dass vielmehr nach wie vor der specifisch gotische Charakter des Verzeichnisses über jeden Zweifel erhaben dasteht.

Ich will nur im folgenden ganz kurz einige Fragen streifen, bei denen sich mir seit dem Vorjahre neue Gesichtspunkte ergeben haben, und hoffe zur grammatischen Erklärung auch diesmal weiter Förderndes beitragen zu können. Schon Förstemann hat für krimgot. *ies varthata* 'ille fecit', goth. *waúrhta þata* mit pronominalem Objecte vermuthet. R. Much ist, wie es scheint, ganz selbständig auf ein anderes pronominales Object goth. *ita* 'es' verfallen, und dies muss ich nicht nur dem *þata*, sondern meiner eigenen, auf dem Gebiete bloßer suffixaler Verbalbildung stehenden Erklärung gegenüber unbedingt bevorzugen. Krimgoth. *ies varthata*, wulf. **is waúrhta ita* verhält sich ja ganz so, wie die bair. Enklisis: ältere Sprache *i that's* (auch nhd. *ich that's*), jetzt *i hǻb's thân*. Meine Ansicht, dass die zweite Sing. Perf. krimgot. *tzo warthata*, wulf. **þu waurhta ita*, statt *waúrhtês*, nach der ersten und dritten uniformiert worden sei, bleibt dabei selbstverständlich vollkommen aufrecht. Demnach enthält auch krimgot. *ich malthata* 'ego dico', wulf. *ita* und ich bin geneigt, in dem abzuschneidenden *maltha*, das zwar unmöglich gleich dem Praes. *maþlja* sein kann, aber auch mit dem Perf. *maþlida* nicht vollkommen befriedigend stimmt — man hätte doch wohl **malda* zu erwarten —, eine Frequentativform got. **maþlatjan* zu erblicken,

[1]) Zeitschrift für deutsche Philologie 30, 123 ff.

die sich zu einfachem *maþljan* 'reden' wie *swôgatjan* zum einfachen Verbum in *gaswôgjan, ufwôgjan* 'seufzen' verhält. Da gerade in der Begriffskategorie der 'reden' bedeutenden Verba eine frequentative Bildung außerordentlich sinngemäß ist, so stehe ich nunmehr nicht an, krimgot. *maltha* durch **mallat(j)a, *maðlatja* auf **maþlatja* zurückzuführen und an der überlieferten präsentischen Bedeutung dieses erschlossenen, wie bair. *i såg's* construierten **ik maþlatja ita* 'ego dico' nichts zu ändern. Eine ähnliche Synkope wie *ta* aus *ita* vermuthe ich nunmehr auch im krimgot. Artikel *tho* oder *the*. Dass die Worte Busbekes *omnibus vero dictionibus praeponebat articulum tho aut the* bezüglich des *omnibus* unmöglich richtig sein können, habe ich gleichfalls an der genannten Stelle schon hervorgehoben, da wir ja mit nur zwei Genus- und Casusformen für die drei Genera und drei Casus: Nom., Acc. Sing. und Nom. Pl. des Busbeke'schen Verzeichnisses nicht ausreichen. Wenn ich aber damals noch an zwei Genera gedacht habe, so muss ich diese Auffassung nunmehr auf ein Genus und zwei Casus, d. i. Nom. Acc. Sing. neutrius einschränken, denn ich glaube nicht mehr, dass *tho* und *the* zwei verschiedene Formen des Artikels darstellen, sondern nur zwei verschiedene lautliche Auffassungen ein und derselben Form. Die Worte Busbekes scheinen mir zu sagen, dass man bezüglich der lautlichen Erscheinung des Artikels zwischen *tho* und *the* schwanken könne, und ich finde dieses Schwanken nunmehr, indem ich *ŏ* und *ǣ* als Alternative des Vocals ansetze, in dem tonlosen Charakter des proklitischen Artikels vollauf begründet, den ich auf *tha, ta,* d. i. syncopiertes *þata,* zurückführe.

Unter den 45 im Singular stehenden Substantiven der Aufschreibung Busbekes finden sich 12, d. i. etwa mehr als ein Viertel, Neutra und auf eben diese muss der Artikel *tho* oder *the* bezogen werden, während die zu den Masculinen und Femininen gehörigen Artikelformen nicht überliefert sind. Wir haben also **tho brœ, tho plût, tho hûs, the réghen, the siluir* synkopiert aus wulf. *þata bráuþ, þata blôþ, þata hûs, þata rign, þata silubr* anzusetzen, ganz wie bair. *'s brōd, 's bluad, 's haus, 's silber,* oder ostfries. *'t kindje, 't blömtje, bi 't füer, aver 't feld* neben *dat water, dat hart, dat grasje* (Germaniens Völkerstimmen 1, 16), und ich muss meine frühere Ansicht von masculinem und femininem **þă* und **þō,* das bei Busbeke wohl hätte **de, *do* geschrieben werden müssen, während sein *th* immer unser nhd. aspiriert gesprochenes *t* in *thor, tag, taube* ist, als eine unwahrscheinliche aufgeben.

Auch meine Erklärung von *thurn* 'porta' möchte ich schärfer fassen. Das krimgot. Wort scheint mir nämlich eine neutrale Bildung zu sein, die zum wulfil. swf. *daúro* sich verhält wie an. stn. *vatn* zum got. stn. *wato.* Der dabei vorauszusetzende Genuswechsel ist ja nicht auffällig, da es neben dem swf. *dauro* auch

ein stn. wulf. *daur* gibt. Dabei ist noch weiter zu erwägen, ob nicht *thurn* etwa in **th' durn* aufzulösen sei und den eben behandelten synkopierten Artikel *tă* enthalte. Krimgoth. *Schuos* 'sponsa' ist zweifellos in *schnos* zu berichtigen und reflectiert wulf. **snusus* (oder einen *i*-Stamm **snus, snusais*) als Entsprechung zu lat. *nurus*, ahd. *snur*, *snor* 'Schwiegertochter, Sohnsfrau' [1]) und bei *schediit* 'lux' ist zu erwägen, ob nicht statt 'Tageslicht' etwa die Bedeutung 'künstliches Licht', so wie in unserem nhd. 'das Licht', d. i. die Flamme der Lampe oder Kerze, stecke. Es ließe sich *sched* zu nhd. *scheit*, ahd. *scît*, an. *skíð* stn. stellen und *iit* mit ahd. *eit*, ags. *ád* stn. 'Brand, Feuer' identificieren. Wir hätten es sodann mit einem sogen. Spahnlicht, d. i. den zum Behufe der Beleuchtung angezündeten Kienspahn zu thun, einer Beleuchtungsart, die der Cultur der Krimgoten des 16. Jahrhunderts gewiss einzig und allein angemessen war. Was *stap* 'capra' betrifft, worin ich früher eine Verwechslung auf Grund eines Missverständnisses vermuthet habe, möchte ich hier aufmerksam machen, dass Nemnichs Polyglottenlexikon 1, 850 rumän. *zap* (jetzt *ţap*, dimin. *ţăpşor*), epirotisch *siap* als Bezeichnung des Geißbocks, epirot. *zia* als die der Ziege anführt, so dass es wohl wahrscheinlich wird, es sei *stap* überhaupt kein gotisches, sondern ein Wort, das dem eigenen Sprachschatze des griechischen Gewährsmannes Busbekes entstammt.

Die Leistungen Loewes in der Erklärung des Krimgotischen haben, gewiss auch deshalb, weil sie einem vorweggenommenen Principe dienen sollten, nach meiner Ansicht keinerlei Ergebnisse von dauerndem Werte zutage gebracht. Allerdings war das ja nicht seine eigentliche Absicht, denn das Gesammtwerk ist kein grammatisches, sondern ein ethnologisches und die Untersuchung über die Krimgoten nur ein Capitel desselben; aber es füllt mit jenem über die Eudusiani und Tetraxiten zusammengenommen nahezu den ganzen Körper des Buches, und man darf es wohl aussprechen, dass ein Urtheil über diese beiden Capitel mit einem solchen über das ganze Werk gleichbedeutend ist und dass die kleinen Abschnitte über die 'kleinasiatischen Germanen', die 'etwaigen Germanen am kaspischen Meere' und die 'Gothi minores', auch wenn sie weniger Problematisches böten, als sie in vielen Theilen wirklich thun, nicht mehr so sehr in die Wagschale fallen, um ein die ersteren betreffendes zurückhaltendes Urtheil in sein Gegentheil verkehren zu können.

Wien. Theodor von Grienberger.

---

[1]) S. auch F. Holthausen im Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterthum 1898, S. 33.

Tadra Ferdinand, Kulturní styky Čech s cizinou až do válek husitských (Culturelle Beziehungen Böhmens zu der Fremde bis zu den Hussitenkriegen). Preisgekrönt von der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag 1897. 8°, 436 SS. Preis 2 fl.[1])

Dem Verf. schwebte eine Geschichte der Bildung in Böhmen vor, doch da man dieselbe „erst dann wird schreiben können, bis die Registerbücher im Vatican vollständig durchforscht (sic), wohl auch bis die einheimischen und die sonstigen näheren Quellen veröffentlicht oder anders zugänglich gemacht werden —" entschloss er sich, nur einen Theil seines Studiums zu bieten, denjenigen, der die culturellen Beziehungen Böhmens zu der Fremde bis zu den Hussitenkriegen behandelt.

Die Geschichte Böhmens ist ein immerwährendes Ringen nach Cultur, und eine kritische Geschichte der fremden Einflüsse in Böhmen wäre ein Werk von höchst actueller Bedeutung, es würde gewiss manche alte Anschauung wankend machen und neue, grundlegende Gesichtspunkte aufstellen. Ein solches Werk, mit dem localen, engherzig nationalen Standpunkte endgiltig brechend und aus dem Rahmen jener deutschen und böhmischen Streitschriften, die ihre Lanze an der Frage abstumpfen, ob Böhmen wenig oder mehr oder alles aus deutschen Quellen geschöpft hat, heraustretend, müsste ein Bild entwerfen von jenem großen, intensiven und zukunftsverheißenden Acceptationsprocesse, welcher es ermöglicht hat, dass in der Zeit Karls die Straßen der Cultur Deutschlands nach Prag münden, dass in Böhmen an der Peripherie des Abendlandes die ersten Früchte der verweltlichten Bildung reif wurden, in einer Zeit, wo sie in Deutschland kaum Knospen trieb. Freudig und erwartungsvoll greift man nach dem Buche.

Das Werk Tadras hat folgende Tendenz: es soll den Beweis führen, dass Böhmen keinesfalls seine Bildung nur aus Deutschland empfangen hat. Die culturellen Beziehungen Böhmens zu der Fremde werden territorial eingetheilt. Als Einleitung werden zwei Abschnitte über die Kenntnis der fremden Länder in Böhmen und über die Wege aus Böhmen in die umliegenden Länder vorangeschickt. Im folgenden Capitel werden die mercantilen Beziehungen Böhmens zu der Fremde untersucht (23 SS.). Das IV. Capitel behandelt die culturellen Beziehungen Böhmens zu der Curie, das V. zu Ungarn und zu den östlichen Ländern, das VI. zu Polen, Lithauen, Preußen und Russland, das VII. zu Meissen, Sachsen und den nordischen Ländern, das VIII. zu Bayern und den westlichen Ländern, das IX. zu Österreich, den Alpenländern und dem Süden. Das X. Capitel bespricht den Besuch der mittelalterlichen Universitäten von Böhmen aus und die Stellung der böhmischen Nation an den-

[1]) Vgl. die eingehende Recension Golls im Český Časopis Historický III 109 ff. und die Recension in den Mitth. d. Ver. f. Gesch. d. Deutsch. in Böhmen XXXVI. Lit.-Beil. 23 von A. Lambert.

selben, das XI. die Stellung der Deutschen in Böhmen und die gegen sie sich erhebende Opposition, das XII. einzelne Ausländer in Böhmen, das XIII. die Beziehungen in Literatur und Kunst. Im XIV. Capitel werden einige mittelalterliche Urtheile über einzelne Nationen mitgetheilt, das XV. enthält ein Resumé.

Das Einwirken von bestimmten culturellen Zuständen wird wenig oder gar nicht untersucht, demgemäß wird auch das Eindringen von fremden Agrar- und Rechtsformen außeracht gelassen. Das Werk beschränkt sich meist auf Zusammenstellungen von persönlichen Beziehungen der Böhmen zu der Fremde; den Hauptinhalt bilden Listen von Personen aus Böhmen, die in fremden Diensten standen, an fremden Universitäten studierten, aus der Fremde Bücher bezogen usw.; in dieser Hinsicht ist das Werk ein wertvolles Nachschlagebuch. Das Capitel über die Beziehungen in Literatur und Kunst enthält nichts Neues.

Wien. Dr. Max Dvořák.

Die Grundzüge der Geographie. Für höhere Schulen bearbeitet von Fr. Bussler, Professor am Sophien-Gymnasium zu Berlin. Braunschweig 1897. 8°, 151 SS.

Für die Gliederung des Stoffes sind dem Verf. die Bestimmungen der preußischen Lehrpläne vom Jahre 1891 maßgebend. Als Lehrstoff der VI. behandelt er demnach die wichtigsten geographischen Grundbegriffe; der V. und in etwas erweiterter, durch kleineren Druck kenntlich gemachter Form als Wiederholungsstoff der Ober-III. Deutschland; daran schließt sich für die IV. das übrige Europa; für die Unter-III. die außereuropäischen Erdtheile, und endlich für die Unter-II. die Grundzüge der physischen und mathematischen Geographie. — Ob man mit den auf 12 Seiten gegebenen „Grundbegriffen" die Jugend ein ganzes Jahr lang anregend zu beschäftigen vermag, erscheint, selbst wenn nach der im Vorworte ausgedrückten Meinung des Verf.s der Lehrer die „kurzgefassten Skizzen zu stimmungsvollen Bildern ausgestaltet", etwas zweifelhaft. Überhaupt ist das Buch seinem Umfange nach beschränkter als die meisten anderen, was ihm im allgemeinen nicht zum Nachtheile gereichen dürfte. In der Darstellung unterscheidet es sich dadurch, dass der Verf. jeder einfachen und trockenen Begriffserklärung mit peinlicher Sorgfalt aus dem Wege geht und eine anmuthige, förmlich poetische Schilderung anstrebt. Er glaubt dies hauptsächlich durch Inversionen und schmückende Beiwörter zu erreichen. So spricht er von langhalsigen Giraffen, mordlustigen Raubthieren, ungeschlachten Nilpferden, schnellfüßigen Straußen usw. Auf S. 15 findet sich eine Schilderung der Burgruinen auf den Berggipfeln, die jedem Romane zur Ehre gereichen würde;

auf S. 58 der schon ans Lächerliche streifende Satz: „Schottland ist größtentheils ein rauhes, wildes Bergland, dessen großartige, ernststimmende Landschaften einen besonders düsteren und melancholischen Eindruck machen, wenn sie, was oft vorkommt, in grauen Nebel sich hüllen“. Von der Sandbank sagt er: „Sie ist gefährlich für den Schiffer zu passieren“. „Mineralische Schätze birgt vielfach Asiens Boden“ (S. 80). Auf S. 7 bei der Begriffserklärung des Äquators: „Zunächst legt man gleichweit von beiden Polen mitten um die Erde einen 40.000 km langen Kreis“. Gleich auf der 1. Seite prangt folgender Satz: „Der ganz ebene oder, was häufiger vorkommt, von leichten, wellenförmigen Erhebungen und flachen Senkungen durchsetzte Boden — heißt Tiefebene.“ Auf S. 8: „In der Tropenzone gibt es nur einen Unterschied zwischen einer oder zwei Regenzeiten, die den höchsten Stand der Sonne begleiten, während welcher es täglich mehrere Stunden lang unter den heftigsten Blitzen und Donnerschlägen in Strömen regnet, und den dazwischen liegenden trockenen Zeiten“. Die Perle aller Sätze findet sich aber auf S. 11: „Auf dem offenen Polarmeere treffen wir die größten der jetzt lebenden Säugethiere, die Wale, deren Speck und Fischbein, vom Pottwal, der kein Fischbein hat, dafür Walrath und Ambra, wertvoll sind“. Solche ganz fehlerhaft gebaute Sätze sollten sich zwar in keinem Buche, am wenigsten aber in einem Schulbuche finden.

Den früher erwähnten poetischen Schilderungen gegenüber fällt es auf, dass in den für die höheren Classen bestimmten Theilen die Städte häufig ganz trocken und ohne jedes Merkmal aufgezählt werden. So wird beispielsweise von Genf und Zürich weiter nichts berichtet, als dass sie an den gleichnamigen Seen liegen. Oft werden Begriffe vorgeführt, die entweder gar nicht oder doch erst später erläutert sind, wie z. B. die Papuarasse (S. 90), der Großmogul (S. 88), Passate und äquatoriale Triftströmung (S. 126). Bei der Erklärung der Isothermen (S. 124) und der Isobaren (S. 128) fehlt je ein wichtiger Satz. — Gegen die Gliederung der einzelnen Erdtheile in geographische Lage, Bewohner, Klima, Pflanzen, Thiere, Mineralien, wagrechte und senkrechte Gliederung und Flüsse ließe sich auch manches einwenden. Die Erwerbsquellen der Bewohner werden durchgehends recht mangelhaft behandelt und über ihre Eigenart in der Regel nichts erwähnt als ihre Stammeszugehörigkeit und Religion. Bei Indien und Ceylon wird zwar der „kletternde Pfefferstrauch“, nicht aber Thee und Opium, bei Brasilien wohl Tabak, Zucker und Diamanten, nicht aber der Kaffee angeführt.

Auch sachliche Unrichtigkeiten finden sich mehr als billig. Die Bewohnerzahlen sind häufig zu gering angesetzt, wie beispielsweise bei den drei großen Volksstämmen Europas (S. 35), wo für die Slaven nur 90 Millionen angenommen werden. Auf derselben Seite werden unter den mongolischen Völkern Europas zwar die

Finnen, Lappen und Türken, nicht aber die Magyaren genannt; dafür erscheinen sie auf S. 75 mit unter den Bewohnern der Balkanhalbinsel. Das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn wird als Personalunion bezeichnet (S. 39 und 46). Die griechisch-orientalische Kirche scheint der Verf. gar nicht zu kennen, da er auf S. 46 nur von der römisch-katholischen, protestantischen und griechisch-katholischen spricht und auf S. 51 als Staatsreligion Russlands auch die griechisch-katholische hinstellt. Olmütz wird noch als starke Festung bezeichnet (S. 48). Bei Galizien werden „bedeutende" Steinkohlenlager erwähnt, bei Mähren und Schlesien dagegen nichts. Von Island wird gesagt, dass es der Polarkreis durchschneide. Kragujewatz erscheint noch immer als Residenzstadt Serbiens, Belgrad dagegen nur als Festung. Das Zahlenverhältnis der Irländer in den Vereinigten Staaten (deren es gegenwärtig doch bereits 45 gibt, nicht 44) wird mit 44 Proc. gegenüber 20 Proc. Yankees und 15 Proc. Deutschen entschieden zu hoch angesetzt. Auf Cuba sollen die Plantagen noch immer von Sclaven bewirtschaftet werden, während doch die Sclaverei schon seit 1880 abgeschafft ist. Die Monsune werden (S. 129) als Passate bezeichnet; unrichtig ist auch, dass sie „im Sommer im allgemeinen aus Südost, im Winter aus Nordwest wehen". Falsch auch der Satz auf S. 140: „Folglich geht die Uhr an östlich gelegenen Orten n a c h, an westlich gelegenen v o r." Die Slaven sollen erst im 9. Jahrhundert bis und über die Elbe vorgedrungen sein (S. 9), Alexander der Große bei Gaugamela im Jahre 329 gesiegt haben (S. 69).

Als ein großer Gewinn für die Schulliteratur können somit Busslers „Grundzüge der Geographie" nicht betrachtet werden.

W i e n. L. W e i n g a r t n e r.

Klein F. und A. S o m m e r f e l d, Über die Theorie des Kreisels. Heft I: Die kinematischen und kinetischen Grundlagen der Theorie. Leipzig, B. G. Teubner 1897. IV u. 196 SS. Preis 5 Mk. 60 Pf.

Das vorliegende Werk ist aus den Vorlesungen hervorgegangen, welche Prof. F. K l e i n im Wintersemester 1895/6 an der Göttinger Universität über diesen Gegenstand gehalten hat. Die Wahl des letzteren erklärt sich einerseits daraus, dass die Theorie des Kreisels an und für sich dem Mathematiker und dem theoretischen Mechaniker von mannigfachen Gesichtspunkten aus interessant erscheinen muss, und andererseits durch die wichtigen Anwendungen, welche die Lehre von der Kreiselbewegung in der Astronomie und in der theoretischen Physik findet. Zugleich wollen die Autoren an diesem speciellen Probleme darlegen, in welcher Weise nach ihrer Anschauung die Mechanik zu behandeln sei, um in dem

Studierenden das richtige Verständnis und, sozusagen, ein Gefühl für diesen Gegenstand zu wecken. Sie wollen, dass die Mechanik nicht auf rein mathematischer Grundlage, gewissermaßen auf Formeln aufgebaut werde, sondern verlangen, dass umgekehrt die analytische Formulierung, welche ja zur einfachsten und prägnantesten Beschreibung des Bewegungsvorganges unerlässlich ist, als letzte Consequenz aus einem gründlichen Verständnisse der mechanischen Verhältnisse von selbst zum Vorschein kommt.

Das bis jetzt erschienene erste Heft zerfällt in die Kinematik und die Kinetik, d. h. in die rein geometrische und die mechanische Untersuchung der Kreiselbewegung. Es wird zunächst der allgemeine und dann als specieller Fall der symmetrische Kreisel besprochen. Unter dem ersteren wird ein beliebiger starrer Körper mit festem Unterstützungspunkte verstanden und unter dem letzteren ein eben solcher, wenn dessen Masse symmetrisch um eine durch den Unterstützungspunkt gehende Axe vertheilt ist.

Aus dem Inhalte dieses einleitenden Heftes soll hier Folgendes hervorgehoben werden:

Die Drehung eines starren Systems um einen festen Punkt wird nicht nur durch reelle Coordinaten, sondern auch und zwar hauptsächlich durch gewisse complexe Verbindungen derselben dargestellt, weil sich dadurch die Rechnungen einfacher und symmetrischer gestalten. Demselben Zwecke dienen außerdem vier dem Quaternionencalcül entnommene reelle Parameter. Die Kräfte im Raume werden durch Vectoren versinnlicht, da dieser Begriff zur kürzeren und übersichtlichen Darstellung der allgemeinen Ergebnisse sehr geeignet ist.

Neben den continuierlichen Kräften gelangen auch Momentan- oder Stoßkräfte im Sinne der älteren Autoren zu consequenter Verwendung. Eine wichtige Rolle spielt hiebei der Begriff des Impulses, worunter man nach W. Thomson jene stoßartige Drehkraft versteht, welche die jeweilige Bewegung von der Ruhe aus momentan erzeugen kann. Dadurch wird ein höherer Grad von Anschaulichkeit und Einfachheit gewonnen als bei ausschließlicher Benützung continuierlich wirkender Kräfte.

Dr. H. Ganter und Dr. F. Rudio, Die Elemente der analytischen Geometrie. Erster Theil: Die analytische Geometrie der Ebene. 3. verb. Aufl. Mit 54 Figuren im Texte. Leipzig, B. G. Teubner 1897. VII u. 176 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Die vorliegende 3. Auflage unterscheidet sich von der vorausgehenden hauptsächlich durch eine Vermehrung des Übungsstoffes, die man an der Erhöhung der Anzahl der Übungsaufgaben von 405 auf 436 erkennt. Da dieses Werk bereits in weiteren Kreisen als vorzüglich bekannt ist, beschränkt sich der Ref. auf einige wenige Bemerkungen.

Die sechs Capitel des Buches behandeln den Punkt, die gerade Linie, den Kreis, die Ellipse, die Hyperbel und die Parabel. Wie weit der Verf. innerhalb dieses Gebietes über das gewöhnliche Schulpensum hinausgeht, wird aus einigen Citaten aus dem Inhaltsverzeichnisse ersichtlich: Theilverhältnis, Doppelverhältnis, harmonische Punkte, affine Punktsysteme, Potenz und Potenzlinie beim Kreise, Pol, Polare und conjungierte Durchmesser bei allen Kegelschnittslinien. Hingegen ist die Discussion der allgemeinen Gleichung zweiten Grades nicht aufgenommen worden, was sicherlich mancher Leser nicht billigen wird. Zum mindesten gehört eine Anleitung, wie aus einer vorgelegten Gleichung zweiten Grades die Art und die Dimensionen des entsprechenden Kegelschnittes zu bestimmen sind, weit eher zu den „Elementen" der analytischen Geometrie, als etwa die Lehre vom Doppelverhältnisse, der Polaren usw.

Die Darstellung ist leicht verständlich und im allgemeinen exact, der Übungsstoff glücklich ausgewählt und für die meisten Zwecke ausreichend. Hätte der Verf. auch die Winkel als relative Größen eingeführt wie die Strecken, so würde manche Ableitung ohneweiters für alle möglichen Fälle und nicht bloß für den in der Figur angenommenen als giltig zu erkennen sein.

Das Buch kann bestens empfohlen werden, da es nicht nur dem Studierenden, sondern auch dem Lehrer gute Dienste leisten kann.

Dr. J. Frischauf, Vorlesungen über Kreis- und Kugelfunctionen-Reihen. Leipzig, B. G. Teubner 1897. IV u. 60 SS. Preis 2 Mk.

Diese Publication ist eine Wiedergabe jener Vorträge des Verf.s an der Grazer Universität, in denen er die Entwicklung der Functionen in trigonometrische (Kreisfunctionen- oder Fourier'sche) und in Kugelfunctionen-Reihen behandelt, um die Studierenden in den Stand zu setzen, solche Reihenentwicklungen in der mathematischen Physik zu verwenden. Durch diesen Zweck ist die Beschränkung auf die gewöhnlichen, in den Naturwissenschaften verwendeten Functionen gerechtfertigt und zugleich erklärlich, dass der Verf. auf die subtileren Untersuchungen Riemanns und neuerer Autoren nicht eingeht. Diese Broschüre gewährt dem Studierenden u. a. den Vortheil, dass er nicht zu größeren Specialwerken (wie z. B. von Heine, F. Neumann u. s. f.) greifen muss, um das Wichtigste aus der Lehre von den Kugelfunctionen zu erfahren, während die Fourier'schen Reihen wohl in den meisten größeren Lehrbüchern der höheren Analysis behandelt werden.

Graz. Dr. Franz Hočevar.

Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik. Von Dr. Gustav Holzmüller, Director der Gewerbeschule zu Hagen i. W. Gymnasial-Ausgabe. I. Theil. Mit 138 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

Der Verf. hat von dem Methodischen Lehrbuche der Elementar-Mathematik, das 1895 in 2. Auflage erschien und sich in kurzer Zeit einen großen Freundeskreis erworben hatte, eine besondere Ausgabe für Gymnasien veranstaltet, deren erster Theil bis zur Abschlussprüfung der Untersecunda reichend nun vorliegt. Diese Ausgabe ist im engsten Anschlusse an die preußischen Lehrpläne vom Jahre 1892 gearbeitet worden und nach Jahrgängen gegliedert. Dem Wunsche, die Tertia und Untersecunda zu entlasten, wurde Rechnung getragen; doch bleibt bei der Anlage des Lehrbuches immerhin noch der freien Bewegung des Lehrers ein genügender Spielraum. Der Verf., der an dem Grundsatze festhielt, dass anfangs propädeutisch, später mehr wissenschaftlich gearbeitet werden müsse, betont, dass es zweckentsprechend ist, der planimetrischen und stereometrischen Construction Raum zu schaffen, wodurch auch der Überbürdung ein Gegengewicht geboten werden kann.

Die erste Abtheilung umfasst die Geometrie, die folgenden die Arithmetik, die Trigonometrie und Stereometrie.

Die Planimetrie ist auf vier Jahrgänge vertheilt, und zwar auf die Quarta, die Unter- und Obertertia und die Untersecunda: die Arithmetik auf die drei letztgenannten Jahrgänge; die Trigonometrie und Stereometrie auf die Untersecunda.

Die übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Ergebnisse am Ende eines jeden Abschnittes ist dankend entgegenzunehmen; sie wird nicht minder dem Lehrer als dem Schüler willkommen erscheinen. — In dem Abschnitte über die Flächengleichheit ebener Gebilde hätte der Theilung der Dreiecke und Vierecke gedacht werden sollen. — Die Theoreme von der Proportionalität der Strecken wären in bequemer und doch überzeugender Weise auf die Theoreme der Flächenvergleichung basiert worden. — Der planimetrischen Lehraufgabe der Obersecunda ist nur die Berechnung der Ludolph'schen Zahl zugewiesen worden; dieselbe hat der Verf. mittelst des pythagoräischen Lehrsatzes, dann aber auch mittelst der Ähnlichkeitslehre berechnet und einige weiterere Anwendungen auf die regelmäßigen Polygone vorgeführt. In dem Abschnitte, der über die Arithmetik handelt, wird das Gebiet der gewöhnlichen absoluten und ganzen Zahlen, dann die Erweiterung des Zahlengebietes durch Einführung der negativen und gebrochenen Zahlen vorgeführt und bei dieser Gelegenheit auch auf die Lehre von den Primzahlen, das größte gemeinschaftliche Maß und das kleinste gemeinschaftliche Vielfache eingegangen. Allzu knapp ist das über die Decimalbrüche Gesagte behandelt. — Die Einleitung in die Lehre von den Proportionen hätte genauer gefasst werden

sollen; insbesonders wäre es zweckentsprechend gewesen, die Natur eines Verhältnisses, das nicht schlechtweg als Quotient betrachtet werden darf, genau zu beleuchten und den Unterschied zwischen Messen und Dividieren hervortreten zu lassen.

Die Comparationsmethode auch „Combinationsmethode" zu nennen, halten wir für unpassend. Die Sätze über die Wurzeln einer quadratischen Gleichung, speciell jene über die Factoren des Gleichungstrinoms wären nicht zu übergehen gewesen, da sie bei verschiedenen Aufgaben, wie Factorenzerlegungen, sehr häufig gebraucht werden. Diese Sätze werden erst im Lehrpensum der Secunda b behandelt. — Die Grundformel der Zinseszinsrechnung wird im engsten Anschlusse an die Lehre von den Logarithmen vorgenommen.

Dass in der Stereometrie gleich zu Beginn dieser Lehre der Begriff der verschiedenen Projectionsarten entsprechend hervorgehoben wurde, kann nur gebilligt werden, ebenso der Umstand, dass ohne viele einleitende Sätze sofort auf Grund der Anschauung die wichtigsten Strecken an den regelmäßigen Körpern berechnet wurden. Die Begriffe der Hemiedrie, der Durchdringung zweier Körper werden in diesem Abschnitte dem Schüler in überaus anschaulicher Weise vorgeführt. Von dem Cavalieri'schen Lehrsatze werden mannigfache Anwendungen gemacht. — Bezüglich der Übungsaufgaben der Stereometrie, welche constructiver und rechnender Art sind, wird auf „Die Einführung in das stereometrische Zeichnen" des Verf.s verwiesen. In dem genannten Buche finden sich auch viele auf krystallographische Probleme bezugnehmende Aufgaben. — Nicht unwillkommen wird auch die im Anhange des Buches vorgenommene Erklärung einiger aus dem Griechischen stammender Fremdwörter sein.

Alles in allem zusammengefasst kann wohl behauptet werden, dass die Gymnasialausgabe des vorliegenden Lehrbuches ein ganz vortreffliches Unterrichtsmittel abgeben wird und dass das Buch in Verbindung mit einer demselben parallel laufenden Aufgabensammlung in seiner dermaligen Fassung dem Unterrichte vorzüglich aus dem Grunde ersprießliche Dienste leisten wird, weil das Gebotene klar und präcis gefasst ist und man überall in dem Buche einem weisen Maßhalten begegnet.

Fünfstellige Tafeln und Gegentafeln für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen. Herausgegeben von Dr. Hermann Schubert, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Das vorliegende Buch umfasst nicht nur jene Tafeln, welche für den Übergang der Zahl zu ihrem Logarithmus, von dem Winkel zu den Logarithmen seiner trigonometrischen Functionen und vom Winkel zu den wirklichen Werten seiner trigonometrischen Functionen geeignet sind, sondern auch Gegentafeln für den um-

gekehrten Übergang. Dadurch, dass der Verf. dieser Logarithmentafeln auf der linken Seite von oben Sinus, von unten die entsprechende Cofunction, auf der rechten Seite von oben Tangens, von unten Cotangens ansetzt, wurde die entschieden anerkennenswerte Neuerung erreicht, dass man für wachsenden Winkel bei Sinus und Tangens immer nach vorwärts, bei Cosinus und Cotangens immer nach rückwärts zu blättern hat, somit die Richtung, in der man blättert, bei 45° nicht zu wechseln braucht. Die Logarithmen und die Mantissen wurden zum Unterschiede von anderen vorkommenden Zahlen mit kleinen englischen Ziffern bezeichnet. Die Genauigkeit der angegebenen Werte ist eine große und es wurde auf Erreichung derselben vom Verf. großer Wert gelegt.

In den einzelnen Tafeln wurden die Logarithmen aller Zahlen von 0 bis 11 000, die Antilogarithmen aller Mantissen von 0000 bis 9999, die Logarithmen der trigonometrischen Function, die Auffindung der Winkel zu gegebenen Logarithmen trigonometrischer Functionen, ferner der Übergang vom Winkel zum wirklichen Werte der trigonometrischen Functionen und umgekehrt angegeben. In einem Anhange findet man einige häufig vorkommende Zahlenwerte und deren Logarithmen, die Übergänge vom dekadischen zum natürlichen Logarithmus, vom Winkel zum Arcus, ferner eine Wurzel-, Potenz- und Kreistafel, ferner eine Tafel, in der vom Winkel (steigend um je 10 Minuten) zum wirklichen Werte der trigonometrischen Functionen geschritten wird, endlich eine Hilfstafel zur Zinseszinsrechnung. — Die eingeführten Interpolationstafeln leisten recht gute Dienste. Die Tafeln verdienen wegen ihrer recht praktischen Einrichtung, durch die viel Zeit erspart wird, die entsprechende Berücksichtigung.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Psychologie von Dr. Friedrich Harms, weil. ord. Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften daselbst. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verf.s herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig 18[illegible] 8°, XII u. 204 SS.

Mit der vorliegenden Psychologie liegt die letzte Arbeit [illegible] Harms' handschriftlichem Nachlasse, herausgegeben von Wiese, wovon 1884 die Metaphysik, hierauf die Logik, Ethik, Rechtsphilosophie und vor zwei Jahren die Naturphilosophie erschienen, vor. Wiese sparte sich die Veröffentlichung der Psychologie zuletzt auf, ja er hielt sie anfänglich überhaupt nicht für nötig, da die wesentlichen psychologischen Probleme in Harms' systematischer Philosophie behandelt sind, und da nach Harms' Ansicht die Psychologie nicht für sich, sondern nur in ihrer Unterordnung

bhängigkeit von der Weltansicht des Systems der Philosophie
ndelt werden kann. Aus letzterem Grunde kann nach des
gebers Dafürhalten Harms' Psychologie vornehmlich zur Ein-
g in dessen Philosophie dienen.

In der That sind die psychologischen Ansichten des Verf.s,
r die rationale Psychologie für eine Wissenschaft hält, seiner
phischen Weltanschauung entsprechend, durchaus subjectiv
t; dazu kommt eine unverständliche Geringschätzung der
schen Psychologie, die weder dieser noch der rationalen
logie selbst zum Vortheile gereichen kann. Thatsachen bilden
ach des Verf.s eigenem Zugeständnisse den ursprünglichen
der Psychologie, die Thatsachen des Bewusstseins, der inneren
ung und Wahrnehmung. Die Psychologie in ihrem Ursprunge
n eine empirische Wissenschaft von den Thatsachen des Be-
eins, welche sie als solche auffasst, genauer bestimmt und
lt. Anderseits aber ist ihm die sogenannte empirische Psycho-
welche die Thatsachen des Bewusstseins sammelt, für sich
terile Wissenschaft.

Da nach des Verf.s Ansicht die Philosophie die allgemeine
nschaft oder die Wissenschaft von dem Allgemeinen und
endigen ist, so muss auch in der Psychologie das Allgemeine
othwendige, wodurch sie eine philosophische Wissenschaft
der werden kann, aufgesucht werden, und das kann nichts
s sein als der Begriff der Seele. Demgemäß wird in der vor-
len Psychologie gehandelt: 1. von dem Wesen und dem Begriff
ele, wobei die Ansichten der Materialisten widerlegt und die
lie Gemeinschaft von Geist und Körper erörtert werden;
den Vermögen und Thätigkeiten der Seele, und 3. von ihrem

Selbstverständlich ist, dass die speculative Psychologie Fragen
n Bereich zieht, auf deren Behandlung die empirische Psycho-
verzichten muss; anderseits aber kann man auch die Er-
ng von Fragen für nicht allzu wertvoll halten, die resultatlos
fen, oder deren Resultate Widersprüche aufweisen. Sonderbar
h muss es für eine Behandlung der Psychologie erscheinen,
llein für wissenschaftlich gehalten werden will, durch lapidare
ptungen Fragen aus der Welt zu schaffen, deren Lösung die
lschaft eifrig beschäftigt, welche aber erst in der Zukunft,
durch die Erfahrung, möglich ist, z. B. die Frauenfrage.

Wien. J. Schmidt.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur Frage über die Aufstellung eines Normalverzeichnisses für die physikalischen Lehrmitte sammlungen an Mittelschulen.

Es ist den Lesern von Poskes Zeitschrift für den physikalisch und chemischen Unterricht wohl bekannt, dass man während der letzt Jahre in Deutschland eifrig bemüht war, die Aufstellung eines amtlich Normalverzeichnisses für die physikalischen Lehrmittelsammlungen a Mittelschulen herbeizuführen.

Ein sehr bemerkenswerter Versuch dieser Art ist vom Vereine zu Förderung des Unterrichtes in der Mathematik und den Naturwissenschaften ausgegangen, worüber in dem Organe dieses Vereines, der Unterrichtsblättern für Mathematik und Naturwissenschaften, herausgegeben von B. Schwalbe und Fr. Pietzker im II. Jahrg. 1896, Nr. 2, des Näheren berichtet worden ist.

Der genannte Verein hat nämlich in seiner Hauptversammlung zu Göttingen 1895 eine Commission mit dem Auftrage eingesetzt, ein Verzeichnis der unumgänglich nothwendigen Apparate und Einrichtungen für den physikalischen Mittelschulunterricht zusammenzustellen. Die von den Commissionsmitgliedern ausgearbeiteten Einzelentwürfe, sechs an Zahl, wurden von F. Pietzker gesammelt und in der Weise verarbeitet, dass er in eine Gruppe (A) alle jene Apparate stellte, welche allseitig als nothwendig anerkannt wurden, während er in eine zweite Gruppe (B) diejenigen Apparate vereinigte, welche von der Mehrzahl der Commissionsmitglieder als nothwendig oder von allen Mitgliedern als wünschenswert bezeichnet wurden.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diesem Verzeichnisse durch seine Entstehungsweise ein gewisser Grad von Objectivität gesichert war, und dieser Vorzug mag es rechtfertigen, dass dasselbe auch an dieser Stelle zur allgemeineren Würdigung jetzt noch reproduciert wird, wiewohl schon die Mehrzahl der Fachcollegen durch Poskes Zeitschrift (IX. Jahrg., S. 179) hievon Kenntnis erhalten haben werden.

achstehenden Abdruck sind die Preisangaben, sowie die Hin-
ndere Lehrmittelverzeichnisse weggelassen.

ıtungen und Geräthe zum allgemeinen Gebrauch.

Sammlungszimmer in unmittelbarer Verbindung mit dem Lehr-
· Glasschränke nach Bedarf, möglichst von drei Seiten zugäng-
rdunklungsvorrichtung. — Experimentiertisch, möglichst nach
— Balken mit Haken über dem Experimentiertische. — Hand-
: Stahlhammer, Holzhammer, Beißzange, Drahtzange, Feilen,
, Lochsäge, Schraubenzieher, Meißel, Blechschere, Schmelzlöffel,
ıe, Nagelbohrer, großer Bohrer, Korkbohrer, Schraubstock,
ringen. — Glassachen: Kochflaschen, Glasröhren, Glasstäbe,
ser, Probiergläser, Glastrichter, Abdampfschalen. — Drahtnetze,
eibschalen, Platindraht, Platinblech, Korke, Gummischläuche. —
Stativtische. — Zwei Bunsen'sche Universalstative. — Stell-
Iolzkeile, parallelepipedische Holzklötze. — Zwei Bunsenbrenner.
ıre Weingeistlampen. — Tarierwage (mit hydrostatischer Schale).
Gewichtssatz von 1 bis 1000 g. — Meterstab, in Millimeter
— Fünf Messcylinder von 25 bis 1000 cm³. — Quecksilber.

. Arbeitszimmer in Verbindung mit Lehr- und Sammlungszimmer.
lasetisch mit Lampe. — Abzugsschrank, resp. Glaskasten. —
nsapparat (Skioptikon). — Galgen nach Weinhold. — Secunden-
esp. Chronometer oder Metronom. — Modelle der beiden Nonius-
- Schulkathetometer. — Mikrometerschraubenlehre. — Chemische
ıt Gewichtssatz von 200 g abwärts. — Röhrenlibelle. — Nicholsons
er. — Zwei Hahnbüretten. — Glaswanne. — Wasserluftpumpe
sserstrahlgebläse, möglichst am Experimentiertisch.

II. Mechanik.

. Längen-, Flächen- und Hohlmaße. — Mehrere lose und feste
gemeiner und Potenzflaschenzug. — Apparat für das Parallelo-
der Kräfte (nach Weinhold oder Frick). — Wellradmodell. —
odell. — Schiefe Ebene mit Messvorrichtungen. — Schrauben-
— Fallrinne oder Atwood'sche Fallmaschine. — Schwungmaschine,
ıt und wagrecht zu stellen, und Nebenapparate dazu. — Modell
lraulischen Presse (aus Glas). — Auftriebapparat. — Communi-
e Röhren. — Apparat zur Demonstration des Archimedischen
Princips. — Skalen-Aräometer verschiedener Art (resp. Modelle). —
Segner'sches Rad. — Capillarröhren. — Kolbenluftpumpe, dazu Neben-
apparate (Magdeburger Halbkugeln, Dasymeter, Glaskugel zur Bestimmung
des specifischen Gewichtes der Luft). — Apparat zur Demonstration des
Mariotte'schen Gesetzes für Verdichtung und Verdünnung. — Gekrümmter
Heber, Stechheber. — Torricellischer Apparat. — Heberbarometer. —
Modelle der verschiedenen Pumpen und der Feuerspritze.

B. Adhäsionsplatten. — Apparat für stabiles und labiles Gleich-
gewicht. — Schwerpunktsfiguren. — Berganlaufender Doppelkegel, Chine-
sischer Treppensteiger. — Einfache Federwage. — Modell einer Schnell-

wage. — Desgleichen einer Decimalwage. — Differentialflaschenzug. — Reversionspendel. — Modell eines Uhrwerkes. — Stoßmaschine (Elfenbeinkugel und Marmorplatte). — Dynamometer für Zug und Druck. — Apparat für Kreiselbewegungen. — Einfaches Pyknometer. — Hydraulische Presse. — Bodendruckapparat. — Apparat für Druckvertheilung in Flüssigkeiten. — Ausflussgefäß mit Druckröhren. — Mariotte'sche Flasche mit Glashahn. — Heronsball. — Heronsbrunnen. — Cartesianischer Taucher. — Aneroïdbarometer. — Modelle der verschiedenen Manometer. — Plateaus Apparat. — Apparate für Endosmose der Flüssigkeiten und der Gase.

III. Wellenlehre und Akustik.

A. Rad-Accord-Sirene. — Gebläse mit Windlade (resp. Blasetisch) — Lippenpfeife mit Schieber. — Desgleichen mit Stempel. — Zungenpfeife. — Zwei Stimmgabeln auf Resonanzkästen. — Monochord mit Zubehör. — Apparat für Klangfiguren. — Mach'sche Wellenmaschine. — Glascylinder für Resonanz.

B. Lochsirene mit Zählwerk. — Schreibstimmgabel. — Meldes Apparat für Fadenschwingungen. — Kundt'sche Röhre mit Schraubzwinge. — Interferenzrohr mit Posaunenverschiebung und Kundt'sche Röhre. — Ohrmodell. — Kehlkopfmodell. — Stabharmonika. — Ein Satz Resonatoren. — Lissajous Apparat. — Sprachrohr, Hörrohr. — Luftstoßapparat. — Apparat für empfindliche Flammen. — Desgleichen für singende Flammen. — Kautschukfaden oder Schlauch zur Erzeugung sichtbarer Wellen. — Bassbogen. — Lippenpfeife von Glas zur Demonstration der Schwingungsbäuche und Knoten oder Kundt-Szymańskischer Apparat. — Gasflammenmanometer mit rotierendem Spiegel.

IV. Optik.

A. Einfachere optische Bank. — Photometer nach Bunsen. — Apparate zur Demonstration des Reflexions- und des Brechungsgesetzes. — Convexspiegel, Concavspiegel. — Heliostat, wenn möglich Uhrheliostat. — Verschiedene Spalten. — Sechs Linsen der verschiedenen Typen. — Mehrere Auffangschirme. — Camera mit Linse und Glasplatte. — Mikroskop. — Farbige Gelatineblätter. — Farbenscheibe für die Schwungmaschine. — Achromatisches Prisma. — Schwefelkohlenstoffprisma. — Winkelspiegel. — Stereoskop mit geometrischen Bildern. — Einfaches Spectroskop. — Zerlegbares anatomisches Augenmodell.

B. Eine größere optische Bank. — Kalkspat in mehreren Exemplaren. — Polarisationsapparat. — Nicol'sches Prisma. — Turmalinzange mit Präparaten. — Apparat für Newton'sche Ringe. — Interferenzprisma oder Fresnel'sche Spiegel. — Geradsichtprisma. — Photographischer Apparat. — Total reflectierendes Prisma. — Demonstrationsgoniometer. — Mehrere Gefäße mit parallelen Glaswänden. — Spiegelsextant. — Apparat zur objectiven Darstellung der Flammenspectra. — Apparat für Umkehrung der Natriumlinie. — Phosphorescierende Körper. — Fluorescierende Körper. — Farbenscheiben. — Stereoskopische Trommel.

V. Wärme und Meteorologie.

A. Mehrere Thermometer mit verschiedener Ausdehnung der Scala. — Thermometrograph. — Messingkugel mit Ring. — Apparat für die Ausdehnung der festen Körper. — Apparat für Wärmeleitung. — Leslie'scher Würfel. — Daniell'sches Hygrometer. — Pneumatisches Feuerzeug. — Dampfbarometer. — Modell einer Dampfmaschine. — Meteorologische Wandkarten.

B. Lineal aus zwei verschiedenen Metallen. — Loosers Differential-Thermoskop. — Apparat für Ausdehnung flüssiger Körper (Modell). — Wasserdilatometer. — Mischungscalorimeter. — Apparat für specifische Wärme. — Reibungsapparat. — Metallthermometer für Maximum und Minimum. — Zwei große Hohlspiegel. — Papin'scher Topf. — Eiscalorimeter. — Calorimeter-Thermometer. — Psychrometer. — Eiserne Flasche für Kohlensäure. — Gefrierbomben aus Eisen. — Davys Sicherheitslampe.

VI. Magnetismus.

A. Mehrere Stabmagnete. — Hufeisen-Magnet-Magazin. — Magnetnadel auf Stativ. — Declinatorium und Inclinatorium. — Stricknadeln zum Magnetisieren.

B. Natürlicher Magnet. — Compass (ev. mit Cardanischer Aufhängung). — Rahmen für magnetische Kraftlinien. — Glasrohr mit Eisenfeilicht. — Großer Stab aus weichem Eisen zur Demonstration der Erdinduction. — Apparat zur Demonstration der Abnahme der Wirkung mit der Entfernung. — Magnetometer.

VII. Reibungselektricität.

A. Verschiedene Stäbe mit Reibzeug. — Verschiedene elektrische Pendel. — Zwei gleiche Elektroskope. — Winter'sche Elektrisiermaschine. — Nebenapparate dazu: Flugrad, Glockenspiel, Kugeltanz usw. — Isolierschemel. — Einfacher Entlader. — Elektrophor. — Selbsterregende Influenzmaschine. — Zerlegbare Leydenerflasche. — Mehrere größere Leydenerflaschen. — Condensator.

B. Apparat zum Nachweis des oberflächlichen Sitzes der Elektricität. — Influenzmaschine. — Leydenerbatterie. — Henleys Entlader. — Geaichtes Elektrometer. — Lane'sche Maßflasche. — Vertheilungsapparat. — Elektrisches Ei, zur Luftpumpe passend. — Rieß'sches Luftthermometer (Modell). — Apparate zum Nachweis des elektrischen Potentials. — Apparat zum Nachweis des Coulomb'schen Gesetzes. — Horizontalpendel.

VIII. Galvanismus.

A. Zink- und Kupferplatte für den »Fundamentalversuch«. — Mehrere Flaschenelemente. — Tauchbatterie. — Verschiedene Elemente zur Demonstration. — Klemmschrauben verschiedener Form, Drähte in verschiedener Stärke, blank und umwickelt. — Stromschlüssel. — Stromwender. — Galvanoskop (Multiplicator mit astatischer Nadel). — Tangentenboussole. — Wasserzetzungsapparat, zugleich Voltameter nach Hofmann. — Elektromagnet. — Zwei Drahtrollen für Induction. —

Funkeninductor. — Modell einer Dynamomaschine, zugleich Motor. — Elektrische Klingel. — Kleine Glühlampe auf Stativ. — Bogenlampe. — Thermoelement. — Ein Ohm als Widerstandseinheit.

B. Bohnenbergers Elektroskop. — Ein Ampèremeter, offenes Modell. — Ein Voltmeter, desgleichen. — Einfache Wheatstone'sche Brücke. — Geaichter Widerstandssatz. — Galvanoplastischer Apparat. — Wagner-scher Hammer. — Apparat für Foucault'sche Ströme. — Morse-Telegraph. — Demonstrationstelephon. — Mikrophon. — Ampéres Gestell in moderner Form. — Galvanometer mit Spiegelablesung. — Magnet-elektrischer Rotationsapparat. — Rechteck aus Kupferdraht mit Magnetnadeln für verschiedene Versuche. — Einfacher Rheostat. — Apparat für Wärmewirkung. — Thermosäule. — Geißler'sche und Hittorf'sche Röhren. — Apparat zur Demonstration der Fundamentalerscheinungen der Magnetinduction. — Magnet-elektrische Maschine. — Modelle der verschiedenen Ankerwicklungen. — Handdynamomaschine.

IX. Chemie (s. a. Geräthe zum allg. Gebrauch).

A. Wasserbad. — Gasometer (von Glas). — Pneumatische Wanne. — Verschiedene Auffangecylinder. — Messflaschen und Messcylinder. — Reibschalen. — Platintiegel. — Einige hessische Tiegel. — Tiegelzange. — Löthrohr. — Waschflasche, Trockenröhren. — Retorten, z. Th. mit Tubus, Vorlagen dazu. — Trichterröhren. — Reagensgläser aller Größen mit Gestell. — Glas- und Messinghähne. — Filtrierpapier und Filter. — Mehrere chemische Thermometer.

B. Kupferbirne für Sauerstoffentwicklung. — Wasserstoff-Apparat. — Apparat zur Zusammensetzung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff. — Schwefelwasserstoff-Apparat. — Kugelröhren aus schwer schmelzbarem Glas. — Calibrierte Eudiometer. — Einige U-Röhren mit Platin- und Kohlen-Elektroden zur Zersetzung von Salzen. — Mehrere Gasometer von Zink mit eingetheilter Wasserstandsröhre.

Bei einer näheren Prüfung dieses Verzeichnisses dürfte wohl jeder Fachmann zu dem Urtheile gelangen, dass die Gruppe *A* thatsächlich fast ausnahmslos nur solche Objecte enthält, die zum Experimentalunterrichte dringend nothwendig sind. Ich für meine Person würde nur den Thermometrographen und die zerlegbare Leydnerflasche streichen, sowie das Schwefelkohlenstoffprisma durch ein Flintglasprisma und Daniells Hygrometer durch das von Regnault ersetzen.

Hingegen wird es mehrfach auffallen, dass nicht alle Commissionsmitglieder gewisse Apparate der Gruppe *B* als ebenso nothwendig wie die der Gruppe *A* erkannt haben, z. B. eine Libelle, einen Projectionsapparat, eine Stoßmaschine, einen Kreisel, die auf die Polarisation bezüglichen Objecte, Farbenscheiben, einen geaichten Widerstandssatz usw.

Ebenso dürfte auch mancher Fachcollege einen oder den anderen für den Unterricht sehr wichtigen Apparat gänzlich vermissen, so eine Fallröhre, Fadenpendel, eine bessere Linse von circa 1 m Brennweite (zu Projectionen), Barlows Rädchen usw.

Pietzker verwahrte sich übrigens selbst dagegen, dass die erwähnte Zusammenstellung seinen eigenen Anschauungen entspreche, und auch in der Versammlung zu Elberfeld 1896 verzichtete man auf eine Discussion des Verzeichnisses im einzelnen, sondern einigte sich lediglich auf die Annahme mehrerer Thesen, von denen die hier zunächst in Betracht kommende folgende ist:

»Der Verein zur Förderung des Unterrichtes in der Mathematik und den Naturwissenschaften hält einen ersprießlichen Unterricht in der Physik nur an solchen Anstalten für möglich, wo die im Abschnitt *A* des ihm vorgelegten Verzeichnisses aufgeführten Vorrichtungen und Apparate im wesentlichen vollzählig, die unter *B* aufgeführten wenigstens zur Hälfte nach Auswahl vorhanden sind.«

Die preußische Unterrichtsbehörde hat sich bisher zur Aufstellung eines officiellen Normalverzeichnisses nicht veranlasst gesehen. [1])

Die Schwierigkeiten, einen allseits entsprechenden Canon aufzustellen, liegen nicht nur darin, dass die einzelnen Fachmänner infolge verschiedener Auffassung über die Zweckmäßigkeit der Apparate in ihren Ansichten über das, was in ein solches Verzeichnis aufzunehmen ist, abweichen, sondern sie sind zum großen Theile auch durch locale Verhältnisse bedingt. Ein Apparat, der zur Demonstration einer Erscheinung bei geringer Schülerzahl noch genügt, wird seinen Zweck bei größerer Schülerzahl nicht mehr erfüllen. Dort, wo der Strom einer elektrischen Centrale zur Verfügung steht, sind zur Controle und Schwächung desselben andere Hilfsapparate nöthig, als dort, wo man nur auf einen Batteriestrom angewiesen ist. Wenn die Anstalt in einem rauchigen, finsteren Stadtwinkel gelegen ist, wird die Anschaffung eines besseren Fernrohres weniger Nutzen stiften, als wenn das Anstaltsgebäude frei liegt oder mit einer Plattform zur Beobachtung der Himmelserscheinungen versehen ist, und dergleichen mehr.

Zu diesen Schwierigkeiten bei der Aufstellung eines Normalverzeichnisses kommt noch der Umstand hinzu, dass ein solches Verzeichnis infolge der großen Fortschritte der Wissenschaft, Technik und Didaktik außerordentlich rasch veraltet.

Wenn ich nun überdies berücksichtige, dass ein Normalverzeichnis keinen obligatorischen Charakter haben sollte, damit es nicht die Fortschritte in der Vervollkommnung der Unterrichtsmittel behindere, und dass zur bloßen Information über den ungefähren Umfang einer vollständig eingerichteten physikalischen Lehrmittelsammlung auch ein derartiges, von einer größeren Corporation aufgestelltes und objectiv gehaltenes Verzeichnis, wie das oben mitgetheilte, genügen kann, so komme ich zu dem Schlusse, dass bei uns auf das Zustandekommen eines amtlichen Normalverzeichnisses kein besonderes Gewicht zu legen ist, zumal bei den gegenwärtigen Verhältnissen auch kaum eine Besserung in der Dotationsfrage zu erwarten steht.

---

[1]) Einen Abdruck des obigen Verzeichnisses enthält das Centralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen 1897.

Ich bin vielmehr der Ansicht, dass der Stand unserer physikalischen Lehrmittelsammlungen mehr als durch die behördliche Umgrenzung ihres Umfanges durch die Einhaltung gewisser Grundsätze bei der Einrichtung und Ergänzung der Sammlungen gefördert werden könnte.

Solche Normen sind:

1. Vor allem sind Apparate, deren Herstellung eine besondere Sachkenntnis erfordert, nur von Specialisten zu beziehen. Ich lege auf diesen Punkt das Hauptgewicht, weil sich leider in unseren physikalischen Cabineten viele Apparate, besonders Messinstrumente, vorfinden, welche ihren Zweck gar nicht erfüllen. Sie sind gewöhnlich auch nicht zu reparieren und erschweren nur die Anschaffung eines solid ausgeführten Apparates. Der empfohlene Vorgang ist allerdings minder bequem als die einheitliche Bestellung des ganzen Bedarfes bei einem Händler; allein die Mühe wird reichlich belohnt durch die Freude, mit sicher und richtig functionierenden Apparaten experimentieren zu können.

Man wird selbstverständlich die geeigneten Specialisten zunächst in Österreich suchen, wenn man sie aber hier nicht findet, keineswegs von einer Bestellung im Auslande zurückschrecken, zumal der zollfreie Bezug eines Apparates durch die Beibringung einer einfachen Bescheinigung über den Zweck desselben anstandslos gewährt wird.

Ich will einige der Apparate, die ich hier im Sinne habe, namentlich aufführen und jene Bezugsquellen beifügen, mit denen ich seinerzeit gute Erfahrungen gemacht habe. Hoffentlich gelange ich hiedurch nicht in den Verdacht, für einzelne Firmen Reclame machen zu wollen, da ja die meisten derselben nicht reclamebedürftig sind.

1. Demonstrationswage, Präcisionswage und Gewichtssatz — A. Rueprecht in Wien, IV., Hungelbrunngasse 5.

2. Barometer, Thermometer, Aräometer — H. Kappeller in Wien, V., Kettenbrückengasse 9.

3. Luftpumpen — Wilh. Merker in Wien, VII., Schottenfeldg. 23.

4. Prismen — C. Zeiß in Jena und Steinheil Söhne in München.

5. Spectrometer — Franz Schmidt u. Hänsch in Berlin, S., Stallschreiberstraße 4.

6. Mikroskop — C. Reichert in Wien, VIII., Bennogasse 26.

7. Fernrohr — Reinfelder u. Hertel in München. Montierung desselben — Stephan Ressel in Wien, XVIII., Sternwarte.

8. Elektroskope — Herm. Schorß in Wien, V., Siebenbrunneng. 3.

9. Spiegelgalvanometer — Hartmann u. Braun in Bockenheim-Frankfurt a. M.

10. Widerstandskasten — Siemens u. Halske in Wien, III., Apostelgasse 12, und Hartmann u. Braun in Frankfurt.

11. Funkeninductor — Dr. Stöhrer u. Sohn in Leipzig.

12. Auf die Polarisation des Lichtes bezügliche Objecte — Dr. Steeg u. Reuter in Homburg v. d. Höhe.

13. Heliostat (Uhr) — R. Fuess in Steglitz-Berlin.

14. Glashähne und bessere Glasbläserarbeiten — C. Voytaček in Wien. VII., Westbahnstraße 3.

Ein solcher Grundstock von sorgfältig ausgeführten Apparaten wird jedem Lehrer die Lust zum Experimentieren erhalten und ihn zur wissenschaftlichen Fortbildung anregen.

Selbstverständlich bedürfen die genannten Apparate auch einer sorgfältigen Behandlung, und der Custos der Sammlung wird sie nicht ohne entsprechende Belehrung in fremde Hände geben.

2. Eine zweite Gruppe von Apparaten dient zur Demonstration der physikalischen Grunderscheinungen und zur Bestätigung der Hauptgesetze. Diese Gruppe kann je nach den Hilfsmitteln und der Schülerzahl der Anstalt, sowie je nach der individuellen Auffassung des Fachlehrers über die Zweckmäßigkeit der Apparate von Anstalt zu Anstalt große Verschiedenheit aufweisen und ist auch durch das Streben, die Methode des Unterrichtes zu vervollkommnen, mannigfachen Änderungen unterworfen.

Man trachte in dieser Beziehung Apparate zu gewinnen, die sich durch Einfachheit und Anschaulichkeit auszeichnen, die aber auch ein rasches Experimentieren gestatten, um nicht durch die Vorbereitung oder gar durch die Instandsetzung der Apparate während des Unterrichtes zuviel Zeit zu verlieren. Man wird es auch nicht versäumen, an denselben zweckdienliche, den methodischen Fortschritten entsprechende Verbesserungen vornehmen zu lassen.

3. Bei Neuanschaffungen wird man selbstverständlich in erster Linie die Bedürfnisse des Unterrichtes und dann erst etwaige Wünsche in Betreff von Hilfsmitteln zur eigenen wissenschaftlichen Fortbildung zu berücksichtigen haben. Nie aber soll man, lediglich um die Dotation zu verausgaben, Apparate anschaffen, für die man keine Verwendung hat.

Bei Befolgung derartiger Grundsätze dürfte die Anlage und Erweiterung der physikalischen Lehrmittelsammlungen in hinreichend einheitlichen Bahnen erhalten werden, so dass es dem Nachfolger in der Custosstelle jederzeit möglich sein wird, mit Hilfe der vorhandenen Dotation die Sammlung weiter auszugestalten und zu vervollkommnen.

Wien. J. Dechant.

Eine Mineralogiestunde in der Quinta des Gymnasiums.

Ziel: Veranschaulichung des Begriffes »Krystall«.

Gebraucht werden: Krystalle von Quarz, Bleiglanz, Steinsalz, Gips, Calcit, Aragonit, Kaliglimmer, Hornblende, Augit, Magnetit. Ein Rhomboeder aus Glas, ein Kalkspatrhomboeder, an welchem senkrecht zur Hauptachse zwei Flächen angeschliffen sind. Meißel, Hammer, eine starke Stahlnadel mit Griff, eine dünne Nadel mit Griff.

»In der vorigen Stunde lernten wir, dass die Erdrinde aus innerlich gleichartigen (homogenen), unterscheidbaren Bestandtheilen zusammen-

gesetzt ist. Wie nannten wir dieselben?« Minerale. »Heute wollen wir uns mit der Form der Minerale näher beschäftigen. Sie sehen hier eine Anzahl von Mineralen aufgestellt und ich hoffe, dass Sie aus der Tertia her einen Theil derselben noch erkennen werden.« — Die Schüler benennen die vorgewiesenen Minerale; die, welche sie nicht mehr kennen, werden vom Lehrer benannt und gezeigt. — »Alle diese Stücke zeigen, so verschieden sie auch aussehen mögen, etwas Gemeinsames und darum können wir ihnen einen gemeinsamen Namen geben. Welchen Namen? Es sind lauter »Krystalle«.

»Von was für Flächen sind diese Körper begrenzt?« Von Ebenen.[1] »Was für Kanten müssen sie daher haben?« Geradlinige, denn zwei Ebenen geben eine Gerade als Durchschnittslinie.

»Vielleicht erinnert sich der eine oder andere von Ihnen an Krystalle, welche er anderswo, etwa in einem Museum, gesehen hat. Hatten diese auch ebene Grenzflächen?« Ja. Also notieren wir uns als erste Erfahrung über Krystalle: 1. »Krystalle sind von ebenen Flächen begrenzt.«

Haben diese ebenen Flächen eine ganz beliebige Lage? Hier am Quarz z. B. Nein: sechs Flächen bilden ein regelmäßiges, sechsseitiges Prisma und je sechs oben und unten eine sechsseitige Pyramide. Hier am Augitkrystall sind die Flächen auch recht regelmäßig angeordnet, der Magnetitkrystall hier formt ein Oktaeder, wie wir es uns nicht schöner denken können usw.

Es herrscht überall eine ganz bestimmte Gesetzmäßigkeit, die sich auch in der Form der Flächen ausspricht und uns später noch näher beschäftigen wird.

2. Erfahrung: »Die Grenzflächen sind gesetzmäßig angeordnet.«

Da habe ich einen Krystall aus Glas. Ist das wohl auch ein Krystall? Man könnte es meinen, denn ebene, gesetzmäßig angeordnete Flächen begrenzen ihn. Wie aber ist dieser Körper entstanden? Man hat ihn aus einem größeren Stück Glas zugeschliffen, während die übrigen Stücke, die Sie hier sehen, ihre Form nicht der Hand eines Menschen verdanken, sondern so, wie sie hier sind, entstanden. Das müssen wir uns auch merken. 3. »Die Krystalle sind ursprüngliche Körper, d. h. ihre Form wurde ihnen nicht durch Zuthun des Menschen gegeben.«

»Nun nehme ich diesen Steinsalzkrystall, lege ihn auf diese Unterlage und setze die Schneide des Meißels parallel zu einer Seitenfläche auf. Ein Schlag mit dem Hammer. Was ist geschehen? Der Krystall ist zersprungen. »Wie ist die Fläche, längs der er zersprang?« Völlig glatt und eben. »Wie liegt sie?« Parallel zu der ehemaligen Krystallfläche. — Ich wiederhole den Versuch und setze den Meißel parallel zu einer zweiten, einer dritten Krystallfläche. Dasselbe Resultat. Nun versuche ich mein Glück schräg über eine Ecke. Aber da gibt es Splitter. In den drei früheren Richtungen, scheint es, hält der Krystall nicht so fest zusammen.

---

[1]) Die Schüler werden natürlich verhalten, in ganzen Sätzen zu antworten.

Der Versuch wird ebenso an einem Bleiglanzkrystalle ausgeführt.

Gar leicht habe ich es mit dem Gipskrystalle hier. Das Messer dringt parallel zu einer der beiden großen Flächen ein, ohne nennenswerten Widerstand zu finden und ein dünnes Blättchen spalte ich ab. Besehen wir uns dasselbe genauer! In ihm verlaufen zwei Scharen von Sprüngen, die einen parallel zu der vorderen Kante des Blättchens, die anderen schräg. Leicht gelingt es, längs eines solchen Sprunges das Blättchen so auseinander zu brechen, dass eine gerade Kante entsteht. Versucht man aber in dieser Richtung aus dem Krystall größere Blättchen loszuspalten, so misslingt der Versuch.

Hier beim Glimmer kann ich die allerdünnsten Blättchen parallel zur Oberfläche abspalten, während in jeder anderen Richtung ein solches Bemühen aussichtslos ist.

Meine hübschen Hornblendekrystalle will ich zwar nicht opfern, aber Sie sehen ganz deutlich auf der Fläche hier zwei Scharen von feinen Sprüngen. Sie werden daraus einen Schluss ziehen können. Welchen? »In diesen beiden Richtungen würde der Krystall sich spalten lassen.« Nun müssen wir die Erfahrungen zusammenfassen. Wie nennen Sie die Erscheinung, dass eine Anzahl von Krystallen in bestimmten Richtungen sich leicht ebenflächlich theilen lässt? »Spaltbarkeit«.

4. »Die Krystalle lassen sich meist in bestimmten Richtungen nach glatten Flächen spalten.«

»Das Steinsalzstückchen, welches ich vorhin abspaltete, dient mir zu einem neuen Versuche. Ich setze diese spitze Stahlnadel vertical auf dasselbe und treibe sie durch einen leichten Schlag hinein. Was sehen Sie?« Sprünge. »Wie viele?« Vier. »Ziehen Sie einmal mit der Bleifeder die Diagonalen des Quadrates, welches das Stück begrenzt, und geben Sie an, wie die Sprünge zu diesen Geraden liegen?« Die Sprünge sind zu den Diagonalen parallel. Ich wiederhole den Verusch an verschiedenen Stellen. Dasselbe Resultat. Überall entstehen vier Sprünge parallel zu den Diagonalen der Seitenfläche. Wir wollen diese Figur »Schlagfigur« nennen.

An diesem Glimmerblättchen erhalte ich überall einen dreistrahligen Stern, am Kalkspat diese zweistrahlige Figur.

5. »Treibt man eine scharfe Spitze durch einen leichten Schlag in einen Krystall, so erhält man in vielen Fällen Sprünge, welche eine regelmäßige Figur, die Schlagfigur, bilden.«

Ein Gipsblättchen, welches ich vorhin vom Krystall loslöste, erwärme ich ein wenig über der Spirituslampe und überziehe es mit Paraffin, diesem weißen, wachsartigen Körper, den Sie hier sehen. Hierauf bohre ich einige Löcher durch das Blättchen und erwärme die Nadel, welche ich vorhin benützte, an der Flamme. Nun geben Sie acht. Ich halte das Blättchen wagrecht, die paraffinierte Seite nach oben und führe die heiße Nadel in eines der Löcher ein. Was sehen Sie?« Das Paraffin schmilzt und es bildet sich um die Nadel ein Wulst von geschmolzenem Paraffin. »Das geht aber weiter. Warum?« Die Wärme der Nadel wird durch das Blättchen fortgeleitet. »Nun ist die Nadel kühl.

Was sehen Sie auf dem Gipsblättchen?« Ein Kreischen. »Ist es ein Kreischen? Sehen Sie genauer zu.« Nein, es ist nach einer Seite in die Länge gezogen. Der Versuch wird an mehreren Stellen wiederholt. Alle Ellipsen sind gleichgerichtet. »Was heißt dies?« In der Richtung, in der die Ellipse den größten Durchmesser hat, ist die Wärme weiter fortgeschritten als in den anderen. Dort muss der Krystall die Wärme besser geleitet haben als in den anderen Richtungen. Derselbe Versuch beim Glimmer gibt immer Kreise. Was schließen wir für die Wärmeleitung in diesen Krystallen? 6. »Die Wärmeleitungsfähigkeit ist in den Krystallen nicht nach allen Richtungen dieselbe, sondern sie unterliegt gesetzmäßigen Abänderungen.«

Auf diesem Glasplättchen habe ich ein Aragonitkryställchen angeklebt. »Betrachten Sie X. dasselbe durch dieses Handmikroskop und sagen Sie, ob die Fläche, welche Sie sehen, glatt ist.« Ja. »Prüfen Sie Y. das nach. Gut. Ich bestreiche das Kryställchen mit verdünnter Salzsäure. Was sehen Sie?« Bläschen steigen auf. »Wer weiß noch, woraus der Aragonit besteht?« Aus kohlensaurem Kalk. »Und was sind die Bläschen, die da aufsteigen?« Kohlensäure. »Aber genug, sonst verderbe ich mir den Versuch. Ich spüle die Säure rasch mit reinem Wasser ab. Jetzt kommt das Präparat wieder unter das Mikroskop. X., ist die Fläche noch glatt?« Nein. »Was sehen Sie?« Kleine Grübchen. »Das lässt sich denken, dort hat die Säure den Aragonit weggeätzt. Aber wie sehen diese Grübchen aus?« Sie sind viereckig und von ebenen Flächen begrenzt. »Ich zeichne eines dieser Grübchen an die Tafel. Ist es so richtig?« Ja. »Wie sieht denn ein anderes Grübchen aus?« Gerade so und alle sind zu einander parallel.

7. »Die vorsichtige Ätzung von Krystallflächen liefert stets ganz bestimmt geformte, regelmäßige Figuren, welche wir Ätzfiguren nennen.«

»Hier habe ich einen klaren Krystall von Kalkspat. Blicken Sie einmal durch denselben auf die Buchstaben Ihres Buches, was sehen Sie da?« Die Buchstaben erscheinen doppelt. »Wir wollen den Versuch etwas genauer machen. Ich zeichne auf dieses Blatt Papier eine gerade Linie. Darauf legen wir vorerst das Glasrhomboeder so, dass es die Hälfte der Linie bedeckt. Nun blicken Sie X. hindurch. Was nehmen Sie wahr?« Die Linie erscheint verschoben. »Sie haben im Vorjahre diese Erscheinung ja kennen gelernt und gesagt, dass die Lichtstrahlen von ihrem Wege abgelenkt werden, wenn sie schräg in einen andern Körper übertreten. Nun ersetzen wir das Glas durch den Kalkspat. Was sehen wir nun?« Zwei Striche statt eines, beide abgelenkt. »Der Kalkspat bricht das Licht also so, dass er aus einem Strahle deren zwei macht. Diese Erscheinung nennen wir »Doppelbrechung«, sie ist am Kalkspate sehr leicht zu beobachten. Aber an allen Krystallen mit Ausnahme einer einzigen Gruppe derselben ist diese Erscheinung ebenfalls wahrzunehmen, wenn auch in viel geringerem Maße. Nun setzen wir auf unseren Strich diesen Kalkspatkrystall, an welchem zwei Flächen in einer bestimmten Lage angeschliffen sind. Blicken Sie hindurch, wie viel Bilder sehen

≥?« Nur eines. Ist der Kalkspat in dieser Richtung auch doppel-
echend? Nein. Er verhält sich hier so wie Glas.

8. »Die Krystalle mit Ausnahme der — lassen Sie einen Raum
: ein Wort frei, welches wir später einfügen wollen — brechen das
cht doppelt und nur in bestimmten Richtungen einfach.«

Nun haben wir an Krystallen eine Reihe von Erfahrungen gemacht,
e uns bereits gestatten, zu sagen, was ein Krystall sei. Wir werden
äter noch Gelegenheit finden, unsere Erfahrungen zu bereichern und
ı bestätigen.

Lesen Sie noch einmal die Erfahrungssätze vor, welche wir
otierten, X. Bei dieser Gelegenheit werden die Experimente durch
urze Schlagworte noch einmal angegeben. Wie würden wir die Erfah-
ungen 1 bis 3 kurz ausdrücken? Etwa auf diese Weise: »Krystalle
ind ursprüngliche Naturkörper, welche von ebenen, gesetzmäßig an-
geordneten Flächen begrenzt sind.«

Was aber lehren uns die übrigen Erfahrungen? Die Spaltbarkeit,
Schlag- und Ätzfigur zeigen, dass der Zusammenhang (Cohäsion) in ver-
schiedenen Richtungen eines Krystalles ein verschiedener ist. Wir müssen
uns denken, dass der Bau des Krystalls im Inneren ein ganz bestimmter
ist. Dass die Lichtbrechung ganz bestimmten Gesetzen folgt, weist auf
dasselbe hin und ein Gleiches gilt von der Wärmeleitung.

Wir werden dies etwa so ausdrücken: »Der innere Bau eines Kry-
stalles ist ein gesetzmäßiger«.

Nun vereinigen wir beide Sätze zu einer Bestimmung dessen, was
wir Krystall nennen.

»Krystalle sind ursprüngliche Naturkörper, welche von ebenen,
gesetzmäßig angeordneten Flächen begrenzt sind und einen gesetzmäßigen
inneren Bau haben.«

Saaz. Dr. Anton König.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Lucii Caecilii liber ad Donatum confessorem de mortibus persecutorum vulgo Lactantio tributus. Edidit Samuel Brandt. Wien, F. Tempsky 1897. 8°, IV u. 50 SS. Preis 36 kr.

Nachdem die Schrift de mortibus persecutorum im zweiten Bande der großen Lactanzausgabe von Brandt und Laubmann eine durchgreifende Revision auf Grund genauester Vergleichung des Colbertinus erfahren hatte, glaubte ihr Bearbeiter Brandt sie auch weiteren Kreisen durch einen Separatabdruck zugänglich machen zu sollen. In diesem ist der Text unverändert geblieben, der kritische Apparat jedoch beträchtlich gekürzt worden, so dass er nur die wichtigsten Lesarten und Conjecturen verzeichnet; er reicht indessen für den Theologen und Historiker, für welche diese Ausgabe naturgemäß zunächst bestimmt ist, vollständig aus. Über die Gestaltung des Textes sei nur soviel bemerkt, dass Brandt alle älteren Conjecturen gewissenhaft zurathe gezogen und aus ihnen eine sorgsame Auswahl getroffen hat. Selten und zumeist nur da, wo die neue Collation dazu gegründeten Anlass bot, greift er selbst mit einem Verbesserungsversuche ein. Selbstverständlich sind durchaus nicht alle aufgenommenen Conjecturen sicher, vielmehr bildet die Schrift noch immer einen weiten Tummelplatz für den Scharfsinn der Kritiker; im ganzen genommen aber verdient die Arbeit vollen Beifall. Aufgefallen ist dem Ref., dass die in der Handschrift dreimal erscheinende Form nec ... quidem (4, 3. 7, 1. 50, 2) nicht in den Text gesetzt wurde; nur 11, 7 wird nec sic quidem flexus est beibehalten, obschon auch hier Columbus und Bentley ne schreiben wollten. Allerdings hat die Handschrift auch dreimal ne ... quidem (6, 1. 26, 2. 39, 1); aber schon Apuleius gebraucht beide Formen nebeneinander, unter den Kirchenschriftstellern Tertullian, Cyprian, Lucifer und Cassian.

Graz. M. Petschenig.

De coniunctivo Latino. Scripsit Dr. Herm. Lattmann. Göttingen, Vandenhöck & Ruprecht 1896. 8°, 48 SS. (Sonderabdruck aus der Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens der Königlichen Klosterschule Ilfeld.) Preis 1 Mk.

Dem Verf. handelt es sich vor allem darum, auf dem Gebiete des literarisch vorliegenden lateinischen Conjunctivs möglichst scharf die

Grenze zwischen ursprünglichem Conjunctiv und Optativ zu ziehen. Von den vier Hauptarten des lateinischen Conjunctivs, dem Modus potentialis, dem Jussivus, dem Modus der Annahme und dem hypothetischen Conjunctiv weist er die beiden letzteren dem Optativ zu, der ihm überhaupt der Modus der Vorstellung oder (wie er lieber will) der Annahme ist. Maßgebend für seine Theorie ist ihm die Verwendung des lateinischen Conjunctivs im Wunschsatze, in Condicionalsätzen, die eine Annahme enthalten (wie Cic. Cat. I 19 haec si tecum patria loquatur), im Vergleichungssatze mit tamquam, velut u. a., und endlich in der Oratio obliqua, verglichen mit den entsprechenden Gebrauchsweisen des griechischen Optativs, dessen Natur Lattmann auch in den genannten Fällen des Lateinischen wiederzuerkennen glaubt. — Lattmanns Schrift bedeutet jedenfalls einen Fortschritt in der Lösung der von ihm behandelten Probleme, zumal der Verf. dem Conjunctiv im Haupt- und Nebensatze gleichmäßig nachgeht und die Wesensgleichheit beider Gebrauchsweisen nachdrücklicher betont, als es bisher geschehen. — Auffallend findet Ref. die Notiz auf S. 45: Videmus igitur et fictivum et potentialem modum particulae *quin* coniungi. Idem valere opinor in eis enuntiatorum generibus, quae sunt reliqua, relativis maxime et temporalibus, quae hoc loco tractare nobis in animo non est. Wären hier nicht einige Bemerkungen, was L. von dem vielumstrittenen Modusgesetze des lateinischen Temporalsatzes hält, am Platze gewesen, zumal er, wie sich aus der angeführten Notiz ergibt, in dieser Beziehung zu bestimmten Ansichten durchgedrungen ist? — Auch an kühnen Behauptungen fehlt es nicht, so wenn L. die Conjunction ne nach Ausdrücken der Furcht als modale Partikel vergleichbar dem griechischen *ἄν* bezeichnet oder wenn er wiederholt betont, dass die Negation ne nichts für die Bedeutung des betreffenden Conjunctivs zu besagen habe, weil auch non als entstanden aus ne-oenum das ne enthalte. Endlich wäre zu wünschen, dass sich der Verf. mit Vorgängern, wie Bastian Dahl (über die Partikel ut), M. Wetzel und Elmer (s. diese Zts. 1895, S. 1074 f.), deren Schriften sich zum Theile eng mit den von L. verfolgten Fragen berühren, auseinandergesetzt hätte.

Wien. J. Golling.

Pfaff, Dr. Friedrich, Deutsche Ortsnamen. Berlin, Trowitsch 1896. 16 SS. 40 Pf.

Wie der Gesteinskundige die Gesteinschichten der Erde übereinander gelagert findet und aus diesem Befunde seine Schlüsse zieht auf die Umwälzungen, welchen die Erdrinde ausgesetzt war, so vermag der Namenkundige aus dem Vorkommen und dem Verbreitungsgebiete gewisser Ortsnamen auf die Schicksale und Wanderungen der Völkerstämme zurückzuschließen, die ein Land einmal bewohnt haben; und wie der Gesteinskundige nach seinen Erfahrungen gewisse „Leitmuscheln“ aufgestellt hat, die stets diese oder jene Erdformation begleiten und kenntlich machen, so haben auch die Namenforscher Leitworte gefunden, die auf die ehemalige Anwesenheit dieses oder jenes Volksstammes schließen lassen. Diesen seinen einleitenden Worten entsprechend stellt der Verf., dem wir für sein weite Kreise anregendes Schriftchen zu lebhaftem Danke verpflichtet sind, zunächst die „Leitworte“ zusammen, die uns die keltische, römische und urgermanische Schicht der alten Besiedlung des Badener Landes erkennen lassen; darauf jene, welche die Spuren der deutschen Stammeszugehörigkeit und Besiedlungsweise zeigen. Der größere Theil aller Namen ist doppelstämmig, bestehend aus einem Grund- und einem Bestimmungsworte: ersteres drückt die Beschaffenheit des Ortes aus, letzterer schränkt die Bedeutung jenes ein oder ergänzt sie. Zum Schlusse seines vortrefflichen Aufsatzes spricht

der Verf. von der Umdeutschung fremder und der volksetymologischen Umdeutung alter heimischer Namen sowie von den gelehrten Namendeutungen classischer Philologen früherer Tage oder heutiger Kartenzeichner, die oft in der ungeschicktesten und gewaltsamsten Weise mit dem alten Sprachgute verfahren. Letzteres trifft leider nur allzu oft zu, und es wird kaum ein Blatt der Generalstabskarten geben, das nicht Namen aufweist, die nie dagewesen sind; besonders bei uns in Österreich, wo die das Land aufnehmenden Officiere meist wenig oder gar nicht mit den Volksmundarten vertraut sind. Unverständlich gewordene Ortsnamen rufen mitunter Sagen hervor, die sich bemühen, den Ursprung dieser Namen zu erklären: der Verf. weiß deren vier (darunter zwei recht anmuthige) aus dem Großherzogthum Baden zu erzählen.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

Robert F. Arnold, Karl Immermann. Gedenkrede zur Centennarfeier des Dichters am 24. April 1896 in der Wiener deutsch-akadem. Lese- und Redehalle. Wien 1896. 8°, 19 SS.

Eine große, umfassende Darstellung von Immermanns Leben und Wirken, wie man sie gerade in diesem Jahre hätte erwarten sollen, ist ausgeblieben. So muss man sich mit kleinen Beiträgen begnügen. Der Verf. hat es unternommen, in wenigen Blättern einem studentischen Publicum einen Begriff von der Bedeutung des Dichters zu geben. Soweit dies überhaupt in dem beschränkten Umfange möglich war, ist es ihm gut gelungen; auch die Wärme des Tones ist zu loben, unangenehm fallen nur einige Zeitungswendungen auf.

Wien. A. v. Weilen.

Neue Klänge von Prof Árpád v. Török (Thewrewk). Zur Erinnerung an den während der Millenniums-Ausstellung in Budapest am 19., 20. und 21. Juli 1896 abgehaltenen XII. internationalen Thierschutz-Congress. 31 SS. Budapest 1896.

Soweit das Schwergewicht auf die thierfreundliche Tendenz fällt, ist das Schriftlein zu empfehlen. Die Verse lassen nach Inhalt und Form manches zu wünschen übrig.

Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso. Von Eduard Scheidemantel. Wissenschaftliche Beigabe zum Jahresberichte des Wilhelm Ernst-Gymnasiums. 4°, 20 SS. Weimar. Druck der Hof-Buchdruckerei 1896.

Bisher glaubte man allgemein, dass Goethe die Schluss-Scenen des V. Actes in der Zeit geschrieben habe, da er mit Charlotte v. Stein brach und der Eindruck dieses Verlustes auf sein Drama eingewirkt habe (S. 15). Der Verf. sucht nun den Nachweis zu führen, dass „alle geistreichen Combinationen, durch die man die Katastrophe im Tasso mit der Katastrophe in Goethes eigenem Liebesleben in Verbindung gebracht hat, hinfällig“ seien (S. 17). Er stützt sich dabei auf Briefe, Tagebuchnotizen Goethes, auf Parallelstellen, metrische Beobachtungen, die in der That recht bestechend verwertet werden. Vgl. bes. S. 13. Zu den Ansichten namhafter Goethe-Forscher (Düntzer, K. Fischer, H. Grimm, Kern, Weinhold u. a.) tritt er theils in zustimmende, theils in polemische Beziehung. Aber überhaupt die ganze Entstehungsgeschichte des Tasso wurde in den Kreis der Untersuchung gezogen, wiewohl hier naturgemäß

wenig Neues beigebracht werden konnte. Immerhin findet man alles Wissenswerte bequem zusammengestellt. Interessant ist z. B. der Nachweis aus den Handschriften des Goethe-Archivs, wie allmählich Antonio an die Stelle des Pigna trat (S. 6 ff.). Vgl. hiezu auch S. 8 und 12.

Aufgabensammlung für den Unterricht in der deutschen Sprache, geordnet nach drei Lehrstufen. Von Hermann Francke. 8. verb. Aufl. 83 SS. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1896. Preis 60 Pf.

Dieses grammatische Hilfsbüchlein scheint, nach der Anzahl der Auflagen zu schließen, in Deutschland, besonders in Thüringen, sehr beliebt zu sein. Es verräth auch in der That durchaus die kundige Hand. Es setzt überall den Lehrer voraus, der neben diesem Büchlein desselben Verf.s »Material für den Unterricht in der Grammatik, Orthographie und Interpunction«, enthaltend Erläuterungen, Beispiele und Dictierstoff, heranziehen wird. Methodisch weicht das Büchlein von unseren, ähnliche Zwecke verfolgenden Büchern mehrfach ab und erinnert an unsere Volksschulgrammatiken, die in ähnlich concentrischer Weise von Kleinem zu Größerem aufsteigen. Von den Aufgaben sind viele zur schriftlichen Lösung bestimmt. Das Finden durch den Schüler wird mit Recht viel gefordert. Im ersten Theile könnte man die lateinischen Termini für entbehrlich halten. Die Verdeutschungsversuche sind mitunter gewagt, z. B. Concreta = Sinnendingwörter (S. 21). Die Merkreime — wenn überhaupt nöthig — sollten theilweise durch bessere ersetzt werden, z. B. §. 1, 41. Die Regeln für die starke Substantivdeclination sind für die zweite Stufe (S. 22) zu compliciert. §. 42 »Wortfolge« bringt keine Bemerkung über die charakteristische Wortstellung des Verbum finitum in Nebensätzen.

Der Druck schont leider die Augen zu wenig. Ein orientierendes Register wäre sehr erwünscht. Ein durch Umstellung leicht zu behebender Druckfehler findet sich S. 29.

Wien. Dr. R. Löhner.

Die Vorbildung der Geographielehrer auf den Universitäten. Von Dr. Richard Lehmann. Separatabdruck aus dem Berichte des 6. internationalen Geographencongresses. London 1895.

Prof. Lehmann besprach auf dem 6. int. Geographencongresse in London die Frage, was in sachlicher Beziehung zu einer gehörigen Vorbildung der Geographielehrer auf den Universitäten in Betracht zu ziehen sei, und stellt folgende Forderungen auf: 1. allgemeine Einführung in die geographische Wissenschaft; 2 Einführung in die Kenntnis der geographischen Veranschaulichungsmittel; 3. Anleitung zu den erforderlichen Fertigkeiten; 4. Anleitung zur Naturbeobachtung im Freien; 5. Winke für den geographischen Unterricht. Wie man sieht, fordert Prof. Lehmann eigentlich nichts Neues; an unseren Universitäten erfolgt die Vorbildung der Geographielehrer ungefähr in diesem Sinne. Mit Recht warnt wohl der Verf. vor einer allzugroßen Zersplitterung in Einzelheiten, da jede wahre Bildung nicht nach einer Fülle des Theilwissens, sondern nach Gesammtüberblick strebe; der Maßstab für die Auswahl liege in den großen Erscheinungen der Erdoberfläche. Sehr einleuchtend ist auch, was er über die Einführung in die Kenntnis der geographischen Anschauungsmittel sagt. Der Geographielehrer müsse beispielsweise auch eine Vorstellung darüber haben, wie denn die Karten heute entstehen, von der Landesaufnahme an bis zu Stich und Druck. Nicht minder richtig sind auch die Winke, die er bezüglich der Anleitung zu Naturbeobachtungen im Freien gibt; denn um den heimatlichen Anschauungs-

kreis für die Schule nutzbar machen zu können, müsse der Lehrer vor allem selbst gelernt haben, die Erscheinungen in der umgebenden Natur mit offenem Sinne und tieferem Verständnisse zu beobachten.

Wien. L. Weingartner.

Frommes Österreichischer Professoren- und Lehrer-Kalender für das Jahr 1897/98. 30. Jahrgang. Redigiert von Joh. E. Dassenbacher. Wien, Karl Fromme.

Wohl selten wird ein Recensent in einer so günstigen Lage sich befinden, wie es beim Schreiber dieser Zeilen der Fall ist. Alle Wünsche, die er im vergangenen Jahre geäußert hat, wurden erfüllt. Er kann deshalb dieses altbewährte Büchlein allen seinen Collegen aufs wärmste empfehlen; es wird sich sicherlich zu seinen alten Freunden noch zahlreiche neue gewinnen.

Auch in das Verordnungsblatt schleichen sich manchmal Druckfehler ein. Prof. Heinrich Betzwar gehört dem Gymnasium im XVII. und nicht im VIII. Bezirke Wiens an, wie der Verf. nach jener Quelle angibt. Weiter bringt die »Wiener Zeitung« nicht alle Ernennungen und Versetzungen rechtzeitig. Daher ist z. B. als Vorsteherin des Officierstöchter-Institutes in Hernals noch immer Adele v. Arbter genannt, die schon über ein Jahr von der Gräfin Geldern abgelöst wurde. So ist bereits Swidas Ernennung zum Landesschulinspector verzeichnet, aber nicht die Versetzung seines Vorgängers Leschanofsky nach Tirol. — Man ersieht aus diesen Proben, wie mühevoll die verdienstliche Arbeit des Herausgebers ist.

Wien. Dr. K. Wotke.

Programmenschau.

22. Ehrengruber Stephan, De carmine panegyrico Messalae Pseudo-Tibulliano. Pars VII. Progr. des k. k. Obergymn. der Benedictiner zu Kremsmünster. Linz 1896. 8°, S. 3—73.

23. Lehner Tassilo, P. Simon Rettenbachers nationale Auffassung im Gegensatze zur franzosenfreundlichen Richtung seiner Zeit. Ebenda. S. 75—95.

1. Der Verf. veröffentlicht seit dem Jahre 1889 bereits in sieben Jahresberichten rein sprachliche Untersuchungen über das im Titel angegebene Gedicht mit einer Exactheit, die nicht leicht ein zweites Schriftstück des Alterthums von gleich mäßigem Umfange erfahren hat: die bisherigen Publicationen des Verf.s über den Gegenstand — es steht noch mindestens eine Fortsetzung und zwar über den Gebrauch der Präpositionen in Aussicht — umfassen gegen 500 Octavseiten. Diesmal kommen die Concessiv-, Conditional- und Comparativpartikeln zur Betrachtung. Der Verf. verzeichnet nicht nur vollständig die behandelten Partikeln mit ihren Frequenzzahlen, sondern weist auch ihre Stellung im Verse und ihren Gebrauch bei anderen Dichtern, namentlich bei Tibull nach. Die auf letzteren bezüglichen grammatischen Monographien scheint E. ziemlich vollständig [illegible], entgangen ist ihm nur die Dissertation von J. Streifinger, De syntaxi Tibulliana, Würzburg 1881, die ihm immerhin einige, wenn auch nicht wesentliche Dienste geleistet hätte. — Was E. zunächst beweisen will, dass die Sprache Tibulls von der des Pane-

gyricus abweicht, ist ihm kaum alleiniger Zweck; denn hierüber hat die Wissenschaft die Acten doch wohl schon geschlossen; wohl aber sind E.s Untersuchungen für die lateinische Grammatik und Stilistik der Beachtung wert, und in diesem Sinne ist ihre Fortsetzung nach der bisher befolgten Methode von Interesse. Ein möglichst übersichtlicher, eingehender Index der behandelten sprachlichen Erscheinungen wäre am Schlusse wünschenswert.

2. Was der unermüdliche Herausgeber Rettenbachers an zweiter Stelle bietet, ist in den Grundzügen aus der 1893 erschienenen Sammlung der Oden Rettenbachers bereits bekannt, wird aber jetzt im einzelnen durch manches neue Moment beleuchtet und erweitert. Von hervorragendem Interesse sind die beigebrachten deutschen Dichtungen Rettenbachers, und wir erfahren bei dieser Gelegenheit, dass außer den lateinischen Gedichten, auf denen Rettenbachers Ruhm beruht, die Stiftsbibliothek von Kremsmünster auch etwa 100 'teutsche Reim-Gedichte' verwahrt. Übrigens handelt es sich dem verdienten Verf. diesmal nicht etwa bloß um Stellungnahme des Dichters gegen die Franzosen, wie man nach dem Titel der Abhandlung vermuthen könnte, sondern ebensosehr auch um dessen Patriotismus in der Türkennoth. Begeisterter und glühender wird kaum jemals das Deutschthum und der Sieg des Kreuzes über den Halbmond gefeiert als von dem Mönche an der Krems. — Um nun nicht ganz ohne belehrende Bemerkung von Lehners neuester Publication zu scheiden, so sei auf K. Ziwsas Proben lateinischer Gedichte des 17. Jahrhunderts über Wiens Befreiung von der 2. Türkenbelagerung (Progr. des Communal-Gymn. im II. Bez. Wiens 1884) verwiesen, wo Ziwsa ein orientierendes Bild bietet, wie zeitgenössische Dichter jenes folgenschwere Ereignis der Belagerung und Befreiung Wiens in lateinischen Versen besungen haben. Bei Lehners Gepflogenheit, Rettenbachers poetisches Schaffen nicht ohne Rücksicht auf anderweitige Behandlung seiner Stoffe zu beurtheilen, dürfte dieser Hinweis nicht ungelegen kommen.

Wien. J. Golling.

---

24. Anton Sauer, Die Lyrik in Sparta. Progr. des Schottengymn. in Wien 1896, 8°, 88 SS.

Wir können diese in fließendem und gewähltem Deutsch geschriebene Abhandlung jedem, der sich auf einem der wichtigsten Gebiete der griechischen Lyrik zurechtfinden will, als zuverlässigen Führer aufs beste empfehlen. Zwar theilt uns der Verf. nicht die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung im strengeren Sinne mit, aber in der aus den geläufigsten Handbüchern geschöpften Darstellung finden sich an zahlreichen Stellen modificierende und ergänzende Ausführungen eingewoben, die davon zeugen, dass der Verf. bemüht war, sich zu einem selbständigen Urtheile durchzuarbeiten. Dies betrifft vorzüglich die nähere Bestimmung der Bruchstücke Terpanders, die Pyrrhiche des Thaletas, den Polymnastos, die Zeit und Heimat des Tyrtaios und die Skolienpoesie des Alkman. Der Verf. hätte uns daher mehr zu Dank gehandelt, wenn er in solchen Fragen überall der Sache völlig auf den Grund gegangen wäre und so die wissenschaftliche Literatur mit neuen Forschungen auf dem ihm so vertrauten Gebiete bereichert hätte. — Im Einzelnen möchte ich bemerken, dass schon in der Einleitung seine Ansicht, dass 'die Bürgerschaft Spartas den Künsten und Wissenschaften nicht hold war' mit seinen eingehenden Erörterungen über das 'musikliebende' Sparta in Widerspruch steht. Die Sache liegt vielmehr so, dass die Dorier als Volk von kriegerischen Eroberern zwar natürlich nicht selbst Poesie und Musik übten, dass aber andererseits der aristokratische Zug ihres Volkscharakters sie für die Gaben

auswärtiger Dichter und Musiker empfänglich machte. Bei Tyrtaios sei hervorgehoben, dass die neuen Argumente, die der Verf. für dessen Berufung aus Attika geltend macht, Beachtung verdienen. Wenn Tyrtaios als Dichter Schulmeister genannt wird, so ist dies dasselbe, als wenn Alkman zum Sclaven degradiert wird: das ist aristokratische Auffassung der Beschäftigung eines 'scriba'. Wahrscheinlich fanden jene beiden zunächst privatim Aufnahme in einer aristokratischen Familie (wie Terenz) und wurden erst von hier aus zu höheren Aufgaben berufen. Bezüglich der Poesie des Alkman mache ich den Verf. auf meinen Aufsatz in den 'Wiener Studien', Bd. XVIII, 2. Heft aufmerksam. — Schließlich seien als wichtigere Versehen die sehr unangenehmen S. 42 'Alkmann', S. 69 'des 17. Jahrhundertes', dann S. 77 'Megalostrato' genannt; bei einem Papyrus gibt es keine p[aginae] (S. 77, not. 4), sondern col[umnae].

Wien. Hugo Jurenka.

25. Gollob Eduard, Zum Unterricht in der Logik. Progr. des deutschen Staats-Gymn. in Olmütz 1897, 8°, 13 SS. und Beilage.

Im engsten Anschlusse an Höflers „Grundlehren der Logik“ und unter Befolgung der durch die einschlägige (auch schon von mir in dieser Zeitschr. 1895, S. 1120 theilweise angeführte) Literatur gebotenen Rathschläge, worunter ganz besonders G. Spenglers bekannte Programmarbeit „Über systematische Behandlung der Begriffslehre im Logikunterrichte“ hervorzuheben ist, legt der Verf. im Vorliegenden zwei „Bilder“ von Wiederholungsstunden vor, um einerseits zu zeigen, inwieweit es ihm als „Nichtfachmann“ gelungen sei, alle jene Rathschläge beim Unterrichte zu verwirklichen, andererseits aber eine Anregung zu bieten, dass „berufenere Amtsgenossen“ im Interesse des Unterrichtes mit besseren Stundenbildern nachfolgen mögen. Inwiefern er beides getroffen hat, wird man wohl leicht aus dieser Besprechung entnehmen, die mir freilich in doppelter Weise erschwert wurde, einmal durch die Eigenart aller solcher Wiederholungsproben, die den durchgearbeiteten Lehrstoff in verdichtender Reproduction der Grundgedanken zu bieten haben; dann werden die Stundenbilder mit einigen den Gedankengang störenden Lücken vorgeführt — ein Umstand, den man bei dem meritorischen Theile dieser Anzeige zugute halten möge.

In pädagogischer Hinsicht habe ich im allgemeinen zu constatieren, dass der Wiederholungsplan im Sinne der durch die Instruction H vorgezeichneten inductiven Methode angelegt ist, umsomehr als am Schlusse jeder Einheit der wesentlichen Zusammenfassung gewissenhaft Rechnung getragen wird. Im besonderen wäre nur noch zu bemerken, dass die S. 4 gegebene Charakteristik der einzelnen Theile der Philosophie in der Schulpraxis unbedingt der „Systematik“ vorbehalten werden muss. Oder sollte es etwa doch gelingen, ohne empfindlichen Zeitverlust Distinctionen, wie „Ethik ist die Lehre vom guten Wollen“, dem Schüler auch nur halbwegs — und jede Halbheit ist gefährlich — verständlich zu machen? Ferner bedarf das S. 8 zum erstenmale auftauchende Prädicat „concret“ im Sinne der psychologischen Abstraction einer Ergänzung, die man freilich nach Jodls Auffassungsweise (Lehrbuch der Psychologie, S. 608) noch weiter führen müsste.

Nur ungern vermisst man sodann Fragen, wie: Sind die Merkmale „concret“ und „anschaulich“ gleichbedeutend? Oder: Wie sind die sogen. Substantiva abstracta nach dem bisher Gelernten aufzufassen? Ferner: Besteht ein Unterschied zwischen „Individualvorstellung“ und „Individualbegriff“? Ist „Gott Zeus“ auch eine Individualvorstellung? S. 14 hätte ich nach den Worten „allgemeinen Begriff“ ungesäumt die Frage aufgeworfen: Weshalb fassen Sie auch jeden anderen,

ıf der Tafel gezeichneten Kreis begrifflich und nicht etwa concret auf? er Terminus »Empfindung« kommt gar nicht, »Wahrnehmung« bloß in er Zusammensetzung »Wahrnehmungsvorstellung« vor; demnach werden ıch die Ausdrücke »äußere« und »innere Wahrnehmung« vermisst. ndlich scheint mir das Wesen der Vorstellung, ihres empirischen und ogischen Umfanges, sowie des seit David Hume beim Urtheilsacte so ft besprochenen Glaubens (»belief«) nicht behandelt. — In wissenschaftcher Hinsicht machen sich jedoch größere Bedenken geltend. Vor allem ird man Anstoß nehmen an Gollobs Behauptung, wir seien in Bezug uf psychische Erscheinungen keiner Täuschung unterworfen (S. 5 f. und Beilage liest man sogar per contradictionem in adiecto keiner Sinnesäuschung u.). Dagegen vergleiche man, was Jerusalem in seiner Urtheilsunction (S. 196 f., 259 u. 265) über die Selbsttäuschungen bemerkt. Und wenn ferner dieselbe Kategorie von Erscheinungen »mit den Sinnen nicht wahrnehmbar« ist, wie wird sie dann doch erkannt? Was ist die innere Wahrnehmung und die intuitive Erkenntnisform gegenüber der Urtheilsform? Eine andere Fassung erheischt die S. 10 aufgestellte Norm: »Durch die psychologische Abstraction werden Vorstellungen zerlegt« (dagegen ganz richtig Höfler S. 17); hiebei hätte man die Wichtigkeit der psychologischen Analyse für die Urtheilsfunction ausdrücklich betonen sollen. »Der Ausdruck 'allgemeine Vorstellung' (S. 12 f.) ist zu vermeiden und statt dessen lieber der Ausdruck: connotative oder mitbedeutende Vorstellung zu gebrauchen« (Jodl a. a. O.). Sätze, wie: »Zählen Sie Dinge auf, die in uns physische Erscheinungen hervorrufen« (S. 4) oder »Die Logik ist der Psychologie untergeordnet« (S. 7) sind mir unverständlich. Vielmehr sollte letztere, nachdem in dem allerwichtigsten Gegenstande der Logik, dem Urtheilsacte, neben Vorstellungscomplexen Gefühls- und Willenselemente nachgewiesen sind, in allen ihren Theilen für den Logikunterricht eine feste Grundlage bilden. Das S. 8 vorgeführte Beispiel »Niemand hat mich getödtet« kann nur in präsentischer Form einen Sinn haben, da man einen Todten schwerlich nach dessen Mörder fragen kann, daher denn auch Homer ι 406 und 408 richtig κτείνει gebraucht. Desgleichen möchte ich dem unmittelbar vorangehenden Beispiele (»ich war heute das erstemal in der Kirche«) seine ursprüngliche, viel passendere Form (Höfler S. 9) wiedergeben.

Die Beilage bietet in fortschreitender Determinationsreihe eine wohlgefügte Übersicht des durchgenommenen Lehrstoffes und ist in diesem Sinne tadellos. In sprachlicher Beziehung hätte ich bloß die eine Bemerkung zu machen, dass der S. 10 angeschriebene Satz »Gelehrter Sohn des ungelehrten Vaters ...« doch wohl richtiger: »der g. S. eines ung. V.« lauten würde.

Die Abhandlung kann ich somit als lesenswert bezeichnen. Volle Anerkennung zolle ich dem pflichteifrigen Streben des Verf.s, es seinen »berufeneren« Amtsgenossen möglichst gleichzumachen. Freilich die Entscheidung darüber, ob der Verf. auch die gewünschte »Anregung« geboten hat, kann bei derartigen von der Individualität jedes einzelnen mehr denn sonst beeinflussten »Proben« doch nur von Fall zu Fall erfolgen.

Wall.-Meseritsch. Dr. Franz Kovář.

Die Veröffentlichung von Katalogen der Lehrer-Bibliotheken in den österreich. Mittelschul-Programmen des Jahres 1897.

Einer aus Lehrerkreisen selbst (vgl. diese Zeitschr. 1896. S. 198 ff.) hervorgegangenen Anregung Rechnung tragend, hat die Unterrichtsverwaltung mit h. Erlasse vom 30. December 1896, Z. 26.362 (Min.-V.-Bl. 1897, Nr. 8), »um eine größere Ausnützung der Bücherbestände an

den Mittelschulen zu ermöglichen«, zugleich um die unnütze Anschaffung derselben Werke und insbesondere von Zeitschriften in räumlich nahen Anstalten möglichst hintanzuhalten, es als erforderlich bezeichnet, »dass die Kataloge der Lehrerbibliotheken, wofern dies nicht schon vor kürzerer Zeit geschehen sein sollte, in den nächsten Jahren im Jahresprogramme nach einem einheitlichen Plane und womöglich als Ganzes veröffentlicht werden.« Zu diesem Zwecke wurde gleichzeitig ein »Entwurf für die Anlage gedruckter Kataloge der Lehrerbibliotheken an Mittelschulen« hinausgegeben und empfohlen, dass die im Verbande — es sollen nämlich mehrere Mittelschulen desselben Landes, derselben Stadt, eventuell desselben Bezirkes zum Zwecke der Anschaffung und des Austausches von Fachzeitschriften (und auch von anderen Schriften, insbesondere von kostspieligen Werken) zu Gruppenverbänden sich vereinigen — stehenden Anstalten nicht sämmtlich gleichzeitig, sondern der Reihe nach ihre Kataloge veröffentlichen. Die Schnelligkeit sowohl, mit welcher jener Anregung Folge gegeben wurde, als auch der Geist und die Form der behördlichen Anordnung verdienen alle Anerkennung. Insbesondere muss auch betont werden, dass der dem Erlasse beigegebene Entwurf durchaus zweckentsprechend erscheint. Die Weisungen für die Herstellung der Kataloge sind knapp und verständlich; sie vermeiden es, durch allzusehr ins Detail gehende Bestimmungen die nicht fachmännisch geschulten Verwalter der Lehrerbibliotheken zu verwirren, und auch für die Gliederung der Materien hat man sich, um die Eintheilung zu erleichtern, auf Hauptgruppen beschränkt. Die Erwartung durfte nicht unberechtigt erscheinen, dass mit den nach diesem Entwurfe herzustellenden Katalogen dem Lehrerbibliothekswesen eine bedeutende Förderung gesichert werde. In den Programmen des Jahres 1897 liegen nun die ersten nach den im obcitierten Erlasse enthaltenen Weisungen hergestellten Kataloge vor, und zwar in den Programmen folgender Anstalten: 1. Böhm.-Leipa, Realschule (Steffanides), 2. Budweis, böhm. Realschule (Honzik), 3. Czernowitz, Gymnasium (v. Tarnowiecki), 4. Czernowitz, Realschule (Nastasi), 5. Görz, Realschule (Plohl), 6. Iglau, Gymn. (Branhofer), 7. Krems, Gymn (Weigel), 8. Kremsier, deutsches Gymn. (Jahn), 9. Linz, Gymn. (Thalmayr), 10. Linz, Realschule (Langer), 11. Mähr.-Ostrau, Landes-Realschule (Brücke), 12. Neubydžov, Realgymn. (Kopta), 13. Neustadt (Mähren), Landes-Realschule (Jelinek), 14. Pilsen, deutsches Gymn. (Nowak), 15. Pilsen, böhm. Realschule (Vojtišek), 16. Prachatitz, Realgymn. (Schima), 17. Prag, böhm. Realgymn., Kremenecgasse (Novák), 18. Prag, I. deutsche Realschule (Smetaczek), 19. Prag, böhm. Realschule, Ječnégasse (Metelka), 20. Prerau, Gymn. (Fischer), 21. Přibram, Realgymn. (Volek), 22. Rudolfswert, Gymn. (Petelin), 23. Sanok, Gymn. (Basiński), 24. Schlan, Gymn. (Pavlásek), 25. Stockerau, Landes-Realgymn. (Lammer), endlich 26. Teschen, Realschule (Králík). Von diesen Katalogen sind die Nummern 3, 4, 8, 9, 10, 14, 17, 19, 20, 21, 22, 23, 25 — also genau die Hälfte — mehr oder weniger unvollständig. Von den 17 Classen, die der »Entwurf« aufzählt, umfassen Nummer 20 die Classen I—VII, die Nummern 17, 19 und 25 die Classen I—VI, die Nummern 8, 22 und 23 die Classen I—V, die Nummern 10 und 21 die Classen I—IV, während Nummer 14 nur die Classe I (Encyklopädie) enthält, Nummer 9 als 1. Theil des Kataloges die Fachgruppe »Classische Philologie« veröffentlicht, endlich die Nummern 3 und 4 einen Theil ihres Bücherbestandes unter dem Titel »Deutsche Sprache« verzeichnen.

Fragt man nun, inwieweit die vorliegenden Kataloge dem im Eingange angeführten Erlass und seiner Absicht entsprechen, so kann das Gesammturtheil, so ungern Ref. es auch ausspricht, nur ein ungünstiges sein. Keiner ist ganz frei von Fehlern, und wenn man von Nummer 9 (Gymnasium in Linz) absieht, begegnen die gröbsten Verstöße gegen die

s »Entwurfe« angegebenen oder, wenn man will, vorgeschriebenen intheilungsprincipien. Jeder halbwegs mit bibliothekarischen Arbeiten ertraute begegnet auf Schritt und Tritt den unglaublichsten Verkehrteiten, und man muss sich wundern, dass auf Grund des Erlasses und ntwurfes solche Arbeiten zustande kommen konnten. Ob man nun nnehmen mag, die Verfasser der Kataloge haben die Vorschriften nicht eachtet oder sie haben sie nicht verstanden, das Ergebnis ist gleich etrübend: das, was die Unterrichtsverwaltung wollte, wurde nicht ereicht; von einer einheitlichen Katalogisierung — und eine solche rurde beabsichtigt — kann keine Rede sein. Selbstverständlich sind ie Fehler und Verstöße nicht in allen Katalogen gleich stark und gleich ahlreich: während manche der bessernden Hand nur wenig zu thun eben, stellen andere ein wahres Chaos und eine Musterkarte der sonderarsten Verirrungen dar.

Ref. hat weder die Zeit, noch kann er soviel Raum hier in Anspruch nehmen, um der Reihe nach die einzelnen Arbeiten durchzunehmen und ihre Fehler zu verzeichnen. Nur einige generelle und typische Beispiele seien hier hervorgehoben.

Schon in der Wahl des »graphisch durch fetten Druck hervorzuhebenden Ordnungswortes« begegnen viele Fehler und mangelt die Gleichförmigkeit. In einem Punkte scheint allerdings der Entwurf selbst irregeleitet zu haben. Denn im §. 1 heißt es: »Ist auf dem Buchtitel ein Verfasser genannt, so ist stets dessen Name, und zwar in der auf dem betreffenden Titel gebrauchten Form, als Ordnungswort zu wählen«, womit gemeint ist, dass nicht auf die eigentliche Namensform, etwa bei Pseudonymen oder fremdsprachlichen Übertragungen von einheimischen Namen, zurückgegangen werden müsse — leider blieb jedoch der Beisatz fort: »aber immer im Nominativ«. Es begegnen daher bei den classischen Autoren mit seltener Ausnahme (wie z. B. Prachatitz, wo die Namen zumeist, wenn auch nicht immer, im Nominativ stehen) Ordnungswörter wie Cicero, Ciceronis, Ciceros oder Plato, Platonis, Platos u. a. in bunter Abwechslung. Die ständige Wahl der gleichen Form und zwar des Nominativs hätte es auch ermöglicht, was allerdings in einigen Katalogen auch geschehen ist, das Ordnungswort bei Aufzählung verschiedener Ausgaben, Schriften oder Übersetzungen desselben Autors nur einmal zu setzen und die Wiederholung durch ein Querstrichlein anzudeuten, was die Übersichtlichkeit gewiss erhöht.

Es ist im Entwurf allerdings nicht ausdrücklich bemerkt, allein es sollte doch wohl als selbstverständlich gelten, dass Ausgaben von Classikern unter dem Namen der Autoren, und nicht unter jenem der Herausgeber zu verzeichen sind. Im allgemeinen ist dies auch beachtet worden, dennoch begegnen Eintragungen wie in Nummer 20: Becker Immanuel, Appiani historia romana; Dederich Andreas, Frontini strategemata etc.; Dindorf Ludwig, Diodori bibliotheca (ebendort auch andere von Dindorf besorgte Ausgaben); Dietsch Rudolf, Eutropii historia romana; Freundius (so!) Gulielmus, T. Ciceronis oratio pro A. Milone, ebenso Bartsch Karl, Deutsche Dichtungen des Mittelalters; Goedeke Karl und Tittmann Julius, Deutsche Dichter des XVII. Jahrhunderts usw. statt der richtigen Ordnungsworte: Appianus, Frontinus, Diodorus, Eutropius, Cicero M. T., Dichtungen und Dichter.

Gegen die Bestimmungen im §. 1, wonach »bei Werken, deren Verfasser nicht genannt ist, ferner bei Zeitschriften und Sammelwerken das erste im Nominativ stehende Substantiv, wenn ein solches nicht vorkommt, das erste Wort des Titels überhaupt zu setzen« sei, wurde vielfach gefehlt: daher begegnet man Eintragungen wie Seidl, Bonitz, Mozart, Zeitschrift f. d. öst. Gymnas. statt Zeitschrift (so in Nr. 14) oder Exner W.-Scheiner P., Jahrbuch für Gymnasien und Realschulen statt Jahrbuch (so in Nr. 21), Jagić, Archiv f. slav. Philologie statt Archiv (so in Nr. 5 u. 12), oder Oncken, Allgemeine Geschichte in

Das dritte und vierte Jahr des Wiener neuphilologischen Vereines.

Zum drittenmale tritt der Wiener neuphilologische Verein mit einem Bericht über seine Wirksamkeit vor die Leser dieser Zeitschrift [1]. Auf vier Jahre rastlosen Fortschreitens und erfreulichen Gedeihens kann der Verein nun zurückblicken, und die folgende kurze Chronik über die Jahre 1896 und 1897 möge den Beweis erbringen, dass er auch in dieser Zeit die Ziele, welche er sich bei seiner Gründung setzte, nicht aus dem Auge ließ.

In der ersten Sitzung des Jahres 1896 (31. Januar) sprach Privatdocent Dr. M. H. Jellinek über die ersten nhd. Nachbildungen romanischer Verse. Ein Bericht Prof. Dr. Würzners über das letzte Summer-Meeting der University Extension zu Oxford gab der nächsten Versammlung (21. Februar 1896) Anlass zu vergleichenden Betrachtungen über den Umfang und die Organisation der Universitätserweiterung in England, Österreich und Frankreich. An demselben Abend handelte Privatdocent (jetzt Professor) Dr. Walzel über die Beziehungen des Fortunat-Fragmentes Chamissos zur Philosophie Epiktets. — Dr. Hönigs Vortrag am 27. März verbreitete sich über die Entstehung und Entwicklung des Singspieles in England und über dessen Verpflanzung nach Deutschland. Ein Referat Dr. Beers über Viñazas Biblioteca histórica de la filologia Castellana beschloss den Abend. — In der Sitzung vom 24. April 1896 gab der Berichterstatter eine Übersicht der nachgelassenen Werke R. L. Stevensons mit besonderer Berücksichtigung seiner sog. Fabeln. Prof. Dr. Kellner besprach Morsbachs mittelenglische Grammatik und Dr. Beer zwei Werke von Menéndez y Pelayo und Vallin über Spaniens Pflege der exacten Wissenschaften im XVI. Jahrhundert. — Dr. Beers Mittheilungen aus ungedruckten Briefen Eckermanns an Auguste Kladzig vermittelten der Versammlung vom 12. Juni interessante Einblicke in den Kreis, der sich in den Jahren 1828—1831 um Goethe versammelt hatte. — Am 6. November zeigte Rev. W. H. Hechler seine synchronistischen Tabellen zur Welt- und Literaturgeschichte und erläuterte dieselbe in englischer Sprache. Hierauf gab Prof. Dr. Kellner einen Überblick über die neueste englische Lexikographie. — Proben aus Rudyard Kiplings Kasernenliedern wurden der Versammlung am 27. November von Dr. Brandeis in glänzender metrischer Übertragung vorgeführt. Dr. Beer charakterisierte Juan Valeras Cuentos Andaluces. — In der letzten Sitzung des Jahres, am 18. December, machte Privatdocent Dr. Kraus die Ansicht geltend, Heinrich von Veldeke habe seine Eneit im Mastrichter Dialecte geschrieben, in den Reimen jedoch auf die mögliche Umschrift ins Hochdeutsche Rücksicht genommen. Ein französischer Vortrag des Hrn. Lectors Prof. Mathieu über das Marionettentheater des XVIII. Jahrhunderts in Frankreich beschloss dieses Vereinsjahr.

Den 14 wissenschaftlichen Vorträgen, welche sich auf Anglistik, Germanistik und Romanistik fast gleichmäßig vertheilten, steht nur ein methodisch-didaktischer gegenüber. Es wäre aber gefehlt, aus diesem Verhältnisse auf eine Vernachlässigung der Interessen jenes Standes zu schließen, dem die Mehrzahl der Mitglieder des Vereines angehört. Ganz im Gegentheile wurde eine Reihe der wichtigsten Fragen des neusprachlichen Unterrichtes aufgerollt und in eingehenden Discussionen erörtert. So wurde in der 19. Versammlung über Antrag der Vereinsleitung beschlossen, sich den Schritten des Vereines »Realschule« behufs Entlastung der mit Correcturen überbürdeten Lehrer moderner Sprachen anzuschließen.

Den gemeinsamen Interessen seiner Mitglieder diente der Verein durch Veranstaltung von Vorträgen in englischer und französischer Sprache durch National-Engländer und -Franzosen. Diese neue Einführung er-

[1]) Vgl. diese Zeitschr. Bd. 45, S. 953 und Bd. 47, S. 479.

freute sich allgemeinen Beifalls und die Vorlesungen der Herren Lectoren Rev. W. H. Hechler und Prof. Ch. G. Mathieu waren sehr gut besucht.

Seinen Zusammenhang mit den Bestrebungen der Neuphilologie bewies der Verein auch durch die Entsendung zweier Vertreter zum Neuphilologentage nach Hamburg. Das hohe Unterrichtsministerium bewilligte in dankenswerter Weise das Ansuchen um eine Subvention, und so giengen Hofrath Prof. Dr. Schipper und Prof. Dr. Friedwagner zu Pfingsten 1896 nach Hamburg, von wo sie die erfreuliche Nachricht brachten, dass auf Einladung des Vorsitzenden des Vereines die VIII. Versammlung deutscher Neuphilologen Ende Mai 1898 in Wien tagen werde. Die Vorbereitungen für diesen hochwillkommenen Besuch wurden unverzüglich in Angriff genommen.

Die Leitung des Vereines war dieselbe wie im Jahre 1895 und wurde am 18. December 1896 für das Jahr 1897 wiedergewählt, mit Ausnahme Prof. Dr. Naders, der mit Rücksicht auf seine durch Überanstrengung angegriffene Gesundheit das Amt eines Vereinscassiers niederlegte. An seiner Stelle wurde Prof. R. Alscher gewählt. Dem Vorsitzenden Hofrath Prof. Dr. Schipper wurde für sein aufopferungsvolles Wirken der Dank des Vereines votiert.

Die Reihe der Vorträge des vierten Vereinsjahres eröffnete am 29. Januar 1897 Rev. W. H. Hechler mit einer in englischer Sprache gegebenen Übersicht der wichtigsten Daten der ältesten englischen Literatur. Privatdoc. Dr. M. H. Jellinek sprach an demselben Abend über Christian Heinrich Wolke, einen deutschen Sprachverbesserer aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts. — Eine Recitation in englischer Sprache (»The Genesis of the Soul« von J. C. Kreibig) eröffnete die nächste Sitzung. Dr. v. Lenk vermittelte der Versammlung die Bekanntschaft mit einem interessanten Denkmale altnordischer Dichtung, der Njarđvíkingasaga (Þáttr af Gunnari Þiđrandabana), von welcher er auch eine selbstverfasste Übersetzung zur Verlesung brachte. — Dr. R. F. Arnold schilderte in der Versammlung vom 2. April die Einrichtung des modernen venezianischen Puppentheaters und analysierte ein auf demselben aufgeführtes Weihnachtsspiel. — Dr. R. Beer legte zwei neue, die Abtei Silos betreffende Werke von Marius Férotin vor.

Die 28. Versammlung (am 30. April) war ausschließlich der Discussion einer methodologischen Frage gewidmet. Seit dem Jahre 1895 vorbereitet, war dieselbe bereits auf der Tagesordnung der beiden vorhergehenden Sitzungen erschienen. Hofrath Prof. Dr. Schipper hatte am 5. März darauf hingewiesen, dass von den meisten Lehrern der modernen Sprachen die Abschaffung der unfruchtbaren Hausarbeiten seit langem schon als höchst wünschenswert bezeichnet werde, weshalb eine genaue Prüfung der hiefür sprechenden Gründe sich empfehle. Ein in dieser Sitzung gewählter siebengliedriger Ausschuss legte der Versammlung vom 2. April ein ausführliches Referat vor; zwei Punkte desselben wurden zur Resolution erhoben: 1. Die französischen, englischen und italienischen Hausarbeiten mögen den Charakter von bloßen Präparationen annehmen und deren häusliche Correctur seitens des Lehrers entfallen. 2. Die Zahl der deutschen Arbeiten sei auf das in Deutschland übliche Ausmaß einzuschränken. Auf Prof. Dr. Friedwagners Antrag wurde einstimmig beschlossen, diese Vorschläge des Vereines dem hohen Ministerium für Cultus und Unterricht mit der Bitte um Berücksichtigung zu unterbreiten.

Die 28. Versammlung wollte in dieser Angelegenheit keine weitergehenden Beschlüsse fassen. Sie war jedoch für die Frage von großer Bedeutung, weil dem Vereine Gelegenheit geboten wurde, seinen Standpunkt vor Mitgliedern der Unterrichtsverwaltung ausführlichst zu entwickeln.

Hofrath Prof. Dr. Schipper eröffnete die Sitzung mit der Begrüßung der Gäste, welche den Verein mit ihrer Anwesenheit auszeichneten: Se. Excellenz Hr. Sectionschef Wilhelm Ritter v. Hartel, der Vice-Präsident des n. ö. Landesschulrathes Hr. Sectionschef Dr. Wolf,

Hr. Landesschulinspector Dr. Maurer und Hr. Director Döll. Hierauf ergriff Hr. Director Fetter das Wort zu einem Vortrag über die schriftlichen Übungen beim französischen Unterricht und kam zu dem Schlusse, dass die Correctur der häuslichen Arbeiten dem Lehrer ohne jede Beeinträchtigung des Lehrerfolges erlassen werden könnte. Im Anschlusse an diese inhaltreichen Ausführungen entspann sich eine lebhafte Debatte, an welcher die Vereinsmitglieder Hr. Landesschulinspector Dr. Huemer, Hr. Landesschulinspector Kapp, Hr. Prof. Dr. Friedwagner, sowie Hr. Prof. Doschinsky (Gast) sich betheiligten. Wenn auch diese Herren über die in Rede stehende Frage zumtheil verschiedene Meinungen äußerten, so waren sie doch einig in der Erkenntnis, dass die Lehrer moderner Sprachen schwer überbürdet seien, und dass dem Verlangen des Vereines nach Abhilfe auf irgend eine Weise Rechnung getragen werden sollte.

Die 29. Versammlung (21. Mai) begann mit einer Mittheilung Prof. Hedleys über Pineros »The Second Mrs. Tanqueray«. Dr. v. Weilen gab die Resultate seiner umfassenden Forschungen über das Theater der Jesuiten in Wien. — Interessante Ausblicke auf das psychologische Gebiet eröffnete ein Vortrag Prof. Dr. Sterns über Metapher und Subjectivität. Prof. Dr. Friedwagner und Privatdoc. Dr. Kraus berichteten in derselben Sitzung (28. October) über die neusprachlichen Vorträge auf der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden. — Dr. R. F. Arnold behandelte am 26. November die »Tablettes Autrichiennes«, deren Identität mit dem bekannten Buche Karl Postls (Charles Sealsfields) »Austria as it is« bisher nicht erkannt worden war. Hofrath Prof. Dr. Schipper und Privatdoc. Dr. Jellinek legten derselben Versammlung einige neubegründete Zeitschriften vor.

In der Versammlung vom 17. December wurden die Wahlen für das Jahr 1898 vorgenommen. Prof. Dr. A. Würzner hatte sich schon im October 1897 wegen Überbürdung genöthigt gesehen, das Amt eines Schriftführers niederzulegen, und an seine Stelle wurde der unterzeichnete Berichterstatter in den Ausschuss berufen. Im übrigen blieb die Leitung des Vereines unverändert. Dem Vorsitzenden, Hrn. Hofrath Prof. Dr. Schipper, wurde für seine unermüdliche Thätigkeit im Interesse des Vereines der Dank der Versammlung ausgedrückt. — Der Abend brachte ferner Prof. Dr. Minors lichtvollen Vortrag »Zur Schicksalstragödie«, in welchem der Beweis geführt wurde, dass alle Schicksalsdramen bis auf Werners »24. Februar«, dieses mit einbegriffen, unabhängig von einander entstanden sind. Hierauf berichtete Prof. Dr. Bischoff aus Lüttich über das höhere Unterrichtswesen in Belgien.

Dies die stattliche wissenschaftliche und methodologische Ausbeute des abgelaufenen Jahres. Nebenher liefen ununterbrochen die Vorbereitungen zu dem achten Neuphilologentag, dem ersten, der auf österreichischem Boden stattfinden wird. Schon hat das hohe Unterrichtsministerium aus diesem Anlasse eine Subvention bewilligt, wofür an dieser Stelle der Dank des Vereines wiederholt sei; schon sind die beiden Festschriften in Vorbereitung und alle Ausschüsse in voller Thätigkeit. So sieht der Verein in froher Erwartung den lieben Gästen entgegen, die hoffentlich recht zahlreich zu Pfingsten sich einstellen werden. Möge der Neuphilologentag dem jungen Vereine, der jetzt seine Feuerprobe bestehen soll, aus den Reihen der österreichischen Philologen recht viele neue Mitglieder zuführen, welche das schöne Fest mitfeiern und das Ihrige zu seinem Gelingen beitragen wollen.

Wien. Dr. R. Brotanek.

Berichtigung.

Man bittet, S. 116 im 2. Hefte d. J., Z. 6 v. u. die sinnstörenden Worte »der Mangel an« zu streichen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Überlieferung altspanischer Literaturdenkmäler.

III. Das Poema del Cid. Die Provenienz.

»Aqueste monesterio no lo quiera olbidar«
Worte des Abtes von Cardeña, Vs. 1444.

Die Fragen über Ursprung und Herkunft des Gedichtes vom Cid sind, wie gleich eingehender nachgewiesen werden soll, mit der Feststellung der Zeit seines Entstehens aufs innigste verknüpft. Die zahlreichen über diese abgegebenen Urtheile auch nur zu registrieren, ist hier nicht der Ort; einen Überblick über dieselben gibt Amador de los Rios, Hist. crit. III 127 f.

Aus dem Gedichte selbst sind, wie die vielfach divergierenden Ansichten über die Entstehungszeit des Gedichtes beweisen, sichere Indicien nicht zu gewinnen. Einen terminus post quem erhalten wir aus der Andeutung der Verse 3002—3:

El conde don Anrrich e el conde don Rremond;
Aqueste fue padre del buen emperador.

Das Gedicht kann also vor dem Jahre 1135, in dem Alfons VII. den Titel eines Kaisers von Spanien annahm, nicht entstanden sein. Dass die zweite Stelle, die zur Zeitbestimmung herangezogen wurde, Vers 3723:

Oy los rreyes d España sos parientes son

viel zu unbestimmt sei, um für eine Datierung verwertet werden zu können, erhellt aus dem Umstande, dass nach der Vermählung der Töchter des Cid, Elvira (mit Ramiro, Infanten von Navarra) und Sol (mit Ramon Berenguer III., Grafen von Barcelona), [1]) dieser Ausspruch für alle folgende Zeit Giltigkeit haben musste.

[1]) Näheres hierüber bei F. Wolf, Studien 44 ff.

Wir sind also bei Bestimmung der Abfassungszeit auf äußere Indicien angewiesen. Die Mehrzahl der Forscher, unter den neueren auch Angel Amador, nimmt die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts als jene Zeit an, da das Gedicht entstand. Ticknor nennt als Datum die runde Jahreszahl 1200, während Dozy geneigt ist, die Abfassung des Gedichtes zu Beginn des 13. Jahrhunderts zu setzen.

Es ist wichtig, sich vor allem darüber klar zu werden, dass zwischen Entstehen und endlicher schriftlicher Fixierung des Gedichtes unterschieden werden muss. Von letzterer hat auszugehen, wer sich einen festen Boden für die Untersuchung sichern will. Diese definitive Aufzeichnung scheint Dozy auch im Auge zu haben, wenn er zur Begründung seiner Ansicht von einer erst im Beginne des 13. Jahrhunderts erfolgten Aufzeichnung des Gedichtes darauf hinweist, dass die Sprache des Poema im Vergleiche zu den aus dem 12. Jahrhunderte erhaltenen Urkunden eine zu ausgebildete sei. Ferdinand Wolf, der die Abfassungszeit des Gedichtes in das 4.—6. Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts rückt, bekämpfte diesen Einwand unter Hinweis auf das Urtheil spanischer Forscher sowie die damals begonnene Sammlung von Fueros von Tomás Muñoz y Romero. Da Autoritäten keine Argumente sind, haben wir uns nur mit dem letztgenannten Hinweis zu beschäftigen. Aus den Worten Wolfs [1]) darf man schließen, dass ihm zur Zeit, da er sein Contraargument ins Feld führte, die erwähnte Colección de fueros municipales noch nicht zur Verfügung gestanden sei. Die Colección enthält in Wahrheit kein einziges Document in castilianischem Romance aus dem 12. Jahrhundert. Da die Titel der einzelnen Documente bei Muñoz allerdings geeignet sind, Irrthümer zu wecken, und thatsächlich auch schon missverstanden worden sind, ist es angemessen, auf einige Beispiele näher einzugehen.

Unter der Überschrift: Testo castellano del concilio de Leon, año de 1020, liest man eine Urkunde, die einer Abschrift eines Codex aus Benevivere aus dem 13. Jahrhundert entnommen ist. Dasselbe gilt vom Testo castellano del concilio de Coyanza (1050). Der Testo castellano del ordenamiento de las cortes celebradas en Benavente en el año 1202 ist, wie in einer Note bemerkt wird, eine copia romanceada del ordenamiento latino de 1202. Bei der copia romanceada del fuero de Arguedas concedido en el año de 1092 heißt es, es sei dies eine traduccion 'bastante antigua' des Originals. Bei dem Fuero von Guadalajara aus dem Jahre 1133 finden wir das Geständnis, es sei dieser Text entnommen einer

[1]) '— so wird die jetzt begonnene Sammlung von Fueros und Cartas pueblas de Tomas Muñoz (nun unter den Auspicien der k. Akademie der Geschichte zu Madrid fortgesetzt) Hrn. Dozy wahrscheinlich vielfach Gelegenheit geben, sein Urtheil auch in dieser Beziehung zu modificieren.'

'copia simple romanceada escrita en pergamino de letra del siglo XIV'.

Diese Proben dürften genügen, soweit es sich um die erwähnte Sammlung handelt. Damit ist jedoch der Beweis noch nicht erbracht, dass nicht andere Urkunden aus dem 12. Jahrhundert existieren, die thatsächlich ein vollständig ausgebildetes Romance enthalten. Amador glaubt das Vorhandensein solcher Documente bestimmt versichern zu können (Hist. crít. III, S. 395, Anm. 1 u. 2), citiert als Beweis das Fuero de Avilés aus dem Jahre 1055 und eine Reihe anderer Urkunden, welche, wie er sagt, schon für den angeführten Zeitraum „demuestran que existia el romance“. Auf eine nähere Prüfung derselben lässt er sich nicht ein: sehr mit Unrecht.

Für die Fixierung des ersten Auftretens der vollkommen ausgebildeten Vulgärsprache in Castilien haben wir, wie die Dinge heute liegen, keinen anderen Behelf als datierte Urkunden, und es ist zu bedauern, dass diese wichtige Frage eigentlich noch gar nicht behandelt wurde. In dem erst vor kurzem erschienenen Buche: Lingua e letteratura spagnuola von Egidio Gorra (Milano, Hoepli 1898) hat der Verfasser in richtigem Verständnisse für die Sachlage die Urkunden vor alle anderen Texte der Chrestomathie gesetzt, darunter als erste in ausgebildetem Romance eine Schenkungsurkunde an Cardeña mit der Datierung: fecha la carta en Burgos. V. nonas octobris, era. M. CC. XI. regnante el rey don Alonso en Burgos, et en todo so regno. Gorra hat den Text aus Monacis Testi basso-latini e volgari della Spagna, col. 10, dieser wieder aus Merino, Escuela paleográfica (Madrid 1780, p. 171); dieser aber schweigt über seine Quelle. Man findet die vollständige Urkunde bei Berganza im Anhange zum zweiten Bande der Antigüedades, und es ist ganz zweifellos, dass Merino aus dieser Quelle geschöpft hat. Auch Berganza hält die Urkunde für eines der ältesten Zeugnisse, in denen die Lengua vulgar vollständig entwickelt erscheint, ist aber gewissenhaft genug, in den Erläuterungen zu der Urkunde (vol. II, p. 114) zuzugeben, dass die Jahreszahl wahrscheinlich irrig gesetzt und 1183 zu lesen sei. Eine Randnote bei der Textpublication belehrt uns ferner, dass die Urkunde nicht dem Originale, sondern dem Libro de las tablas, d. h. dem Cartular, und zwar dem späteren nach dem Libro gotico verfassten Copialbuche entnommen sei. Dieses aber ist, wie Berganza selbst zugibt, durch Fehler aller Art entstellt, und ich stehe daher nicht an, meine Überzeugung auszusprechen, dass wir der Sprachform nach eine sogenannte Erneuerung eines ursprünglich lateinisch abgefassten Documentes vor uns haben, die in das 13. Jahrhundert fällt.

Erwägt man, dass auch die anderen aus dem 12. Jahrhundert angeführten Urkunden, welche angeblich schon entwickeltes Romance zeigen, den nämlichen Bedenken unterworfen sind — das

Fuero von Avilés ist lange als eine Fälschung des 13. Jahrhunderts erwiesen[1] —, erwägt man weiter, dass die erste Romance-Urkunde in dem einzigen bisher wissenschaftlich edierten Cartular (Recueil des chartes de l'abbaye de Silos par D. Marius Férotin, Paris 1897) im Jahre 1228 auftritt, so wird man annehmen müssen, dass der vollkommen ausgebildete Gebrauch der Vulgärsprache vor dem Beginne des 13. Jahrhunderts in beglaubigten Texten kaum anzutreffen sein dürfte.[2])

Der Gegenstand erheischt, wie bemerkt, noch eine methodische Untersuchung auf Grund des vorhandenen Urkundenmaterials und kann daher nur in spanischen Archiven unternommen werden. Der Verfasser der bereits erwähnten Gramática del Poema del Cid, Arajo, scheint gewissen Andeutungen nach der Frage näher getreten zu sein, hat aber weder das benützte Urkundenmaterial noch die Resultate seiner Untersuchung in dieser Richtung auch nur angedeutet, was lebhaft zu bedauern ist. Die sprachlichen Formen, welche das Poema aufweist, hätten durch vergleichende Heranziehung der ältesten Documenttexte in der castilianischen Vulgärsprache nach Ort und Zeit fixiert werden sollen. Immerhin bleibt bemerkenswert, dass auch Arajo, einer der besten Kenner des Poema, zu wiederholtenmalen bemerkt, die Sprache desselben spiegle den Wortschatz der habla Castellana im 12. und im 13. Jahrhundert wieder.[3]) Das Poema, wie es heute vorliegt, erscheint Arajo demnach als ein Product dichterischer Thätigkeit, die sich durch längere Zeit fortsetzte und erst im 13. Jahrhundert ihren endgiltigen Ausdruck, beziehungsweise Abschluss fand.

Diese Beobachtung ist zutreffend. Sie wird zunächst gestützt durch einen genaueren Einblick in Schriftthum und Schriftwesen während des angedeuteten Zeitraumes. Schon früher wurde

---

[1]) Dass in jüngster Zeit die Rehabilitierung des merkwürdigen Schriftstückes versucht wurde, ist mir bekannt. Die Schrift kann aber, wie das von Fernández Guerra gelieferte und augenscheinlich sehr getreue Facsimile zeigt, unmöglich aus dem 12. Jahrhundert stammen; keine der Urkunden, welche Muñoz y Rivero in seiner Sammlung von Schriftproben aus dem 12. Jahrhundert mittheilt, lässt sich entfernt mit dem hier so deutlich ausgeprägten Schriftcharakter vergleichen. Ein vager Versuch, die Echtheit zu beweisen, auch bei Miguel Vigil, Asturias Monumental II 277 ff.

[2]) In dem Novemberhefte des Jahrganges 1897 der Revista de archivos, bibliotecas y museos wird ein Aufsatz Documentos castellanos originales anteriores al reinado de San Fernando von R. Menéndez Pidal angekündigt. Ferdinand III. besteigt 1230 den Thron, und es ist bezeichnend, dass nicht Alphons IX. als terminus ante quem gewählt wird. Der bescheidene Umfang der Revista lässt übrigens keine große Urkundenpublication erwarten.

[3]) La Gramática y el Vocabulario (del Poema) debian ser la reconstitución del habla de Castilla en los siglos XII y XIII .... reglas y principios á que se ajustaba el habla castellana de los siglos XII y XIII ..., fiel reflejo de habla castellana en los siglos XII y XIII. Prólogo S. 6, 13, 14 u. 5.

darauf hingewiesen, dass die Herstellung eines Schriftdenkmals, sei es auch nur von verhältnismäßig geringem Umfange, gewisse Bedingungen voraussetzte, die erwogen werden müssen. Diese Bedingungen waren im Mittelalter der schriftlichen Propagierung von literarischen Werken auf spanischem Boden nicht günstig. Die Geschichte lehrt uns, dass der harte Kampf um die nackte Existenz vom 8. bis tief in das 12. Jahrhundert hinein für die einheimische Bevölkerung das treibende, ja allbeherrschende Motiv war. Der Rückschlag auf die Literatur ist unverkennbar. Nicht ausschließlich, aber in vorherrschender Weise befriedigte Isidors Compendium, jenes aus Bruchstücken antiker Gelehrsamkeit zusammengesetzte Conversationslexikon des Mittelalters, von dem wir ja zahlreiche Exemplare in den Handschriftensammlungen Spaniens nachweisen können, den nicht zu stark auftretenden Durst nach allgemeinem Wissen. Was darüber hinaus verfasst, compiliert, in den Klosterscriptorien durch librarii vervielfältigt wurde, entsprach — das muss nachdrücklich hervorgehoben werden — zumeist lediglich praktischen Bedürfnissen und Interessen. Man gehe die beredtesten Zeugnisse hiefür, die alten Bibliothekskataloge, einmal eingehender daraufhin durch: man findet Missalia, lectionaria antiphonaria, den sogenannten Liber 'Comicus' oder, wie es im Spanischen auch heißt, 'conmigo', also vor allem liturgische Bücher. Dann natürlich die Bibel, passiones, vitae sanctorum. Nur reiche Klöster und Kirchen verstiegen sich während des gedachten Zeitraumes zur Anschaffung, beziehungsweise Abschrift spätlateinischer gutchristlicher Gedichte; allenfalls wurden die hoch gerühmte Aeneis, die Metamorphosen Ovids, die Sittenbilder Juvenals copiert — die beiden letztgenannten Kinder der etwas profaneren Muse vielleicht zum Zweck der Erholung nach böser Buß- und Fastenzeit. Die arge Kriegsnoth verbannte jegliche andere Rücksicht auf dem Gebiete von Pergament und Calamus, wo doch das Schwert auf dem Felde zu sprechen hatte. Man wird vielleicht die allerdings unabsehbare Masse zum Theile uralter Urkunden, die sich bis zum heutigen Tage erhalten haben, als Argument gegen die vorgetragene Ansicht anführen wollen. Allein gerade diese Instrumente bestätigen das Gesagte. Sind es ja doch Schenkungen, Beneficienbriefe, Dotationen, im besten Falle Fueros, Stadtrechte, die in erster Linie vom Utilitätsprincipe dictiert waren. Wer sollte hingegen ein Interesse haben, längst vergangene Kriegsabenteuer, noch dazu in der Sprache des vulgus, in mühevoller Arbeit aufzuzeichnen, wenn man dergleichen im eigenen Lande mitmachen konnte, ja musste? Einen schlagenden Beweis für diese Tendenz, vielmehr Abstinenz bildet die Überlieferung der Volksromanzen; für diese existieren eigentlich gar keine alten handschriftlichen Quellen — sie wurden erst durch den Druck bekannt. In ähnlichen Verhältnissen liegt auch der Grund, dass sowohl vom Poema wie von der Crónica rimada und dem Gedichte vom Grafen Fernan

Gonzalez je nur eine einzige, verhältnismäßig junge Handschrift und diese unvollständig auf uns gekommen ist. Für andere Heldengedichte, von denen wir bestimmt wissen, dass sie gesungen wurden, besitzen wir überhaupt kein Textzeugnis.

Mit Absicht wurden die Verhältnisse des spanischen Schriftwesens in dem angedeuteten Zeitraume eingehender behandelt, weil es nur auf Grund genauer Kenntnis derselben möglich wird, die weitere Frage zu lösen: Wo ist die erste schriftliche Fixierung des Poema del Cid erfolgt? Man weicht ihr nicht aus, wenn man sie mit Rücksicht auf das Gesagte also formuliert: Wo, beziehungsweise in welchen Kreisen waren die Bedingungen gegeben, welche die Aufzeichnung eines im bisherigen Schriftthum ganz unbekannten Gedichtes in ganz ungewohnter metrischer Form nicht nur anregen, sondern auch ins Werk setzen ließen?

Alle, die über den Gegenstand geschrieben, stimmen überein, dass Castilien die Heimat des Gedichtes, ein Castilier der Verfasser sei; das leugnet auch Damas-Hinard nicht,[1]) sosehr er sich auch bemüht, den elementaren französischen Einfluss bei Composition, Metrik, Sprache des Gedichtes nachzuweisen, hiebei manches zutreffende bemerkend, des öfteren aber weit über das Ziel hinausschießend.[2]) Betreffs des 'joglars', dem seiner Ansicht nach das Poema den Ursprung dankt, bemerkt er: le poëte se plaît à décerner à Barcelone et à Valence des épithètes honorifiques, 'Valence la belle', 'Barcelone la grande'; tandis qu'il nomme sans le moindre éloge les villes les plus importantes de la Vieille ou de la Nouvelle Castille. Das Gedicht scheint ihm aus diesen Gründen in Altcastilien, an der Ostgrenze des Landes, welche die Grafschaft Barcelona und das Königreich Valencia berührt, geschrieben zu sein, und Damas-Hinard stimmt hierin mit dem Urtheile Ticknors überein. Bemerkenswert ist, dass diesem Urtheile gemäß Composition des Gedichtes und dessen Niederschrift zusammenfallen. Es wurde oben schon angedeutet, dass diese beiden Momente zu trennen seien und uns zunächst das letztere zu beschäftigen habe.

Hält man unter den großen alten Scriptorien Nordspaniens Umschau nach einer Stätte, wo die äußeren Bedingungen für umfassende und fruchtreiche Schreibthätigkeit die Aufzeichnung auch eines Werkes rechtfertigen würde, das nach damaligen Begriffen exotisch scheinen musste, gewiss aber aller bisherigen Tradition der Textvervielfältigung zuwiderlief, so bietet sich zunächst Oviedo dar. Die Ovetenser Kathedrale besaß schon 882 nicht weniger als 41 kostbare codices; der ganz außerordentliche Reichthum an Manuscripten wurde ständig vermehrt und war noch 1576 für den Abgesandten Philipp II., Ambrosio de Morales, Gegenstand größter

[1]) Introduction S. XVI.

[2]) Cette influence de la langue française est visible à chaque vers ou, si l'on veut, à chaque ligne du Poëme du Cid, soit dans la forme et le sens(!) des mots, soit dans des accidents de grammaire tout à fait singuliers, et qui, autrement, deviendraient inexplicables (S. LX

Bewunderung. Aber derselbe Morales weiß nur von lateinischen Manuscripten der Kathedrale zu melden. Ciriaco Miguel Vigil (Asturias Monumental I 47 f.) weiß gleichfalls nichts über Ovetenser Handschriften altspanischer Literaturwerke zu berichten; auch ich fand in dem Kathedralarchiv von Oviedo nur eine einzige ältere Handschrift in spanischer Sprache — die consuetas der Kirche aus dem 15. Jahrhundert. Oviedo also, sehr wichtig als Centralstätte überaus regsamer Schreibthätigkeit im hohen Mittelalter, kommt hier außer Betracht, ganz abgesehen davon, dass es mit der Cidgeschichte in gar keiner Berührung steht. Einen Gegensatz zu Oviedo bietet Burgos. Diese heute sehr herabgekommene Stadt, ehemals Residenz des Königreiches, bildet in der Geschichte und Sage vom Cid den Angelpunkt auf der einen Seite, wie Valencia auf der anderen. Aber Burgos war, wie Baist gelegentlich zutreffend bemerkt, 'keine Dichterstadt'; auf dem Gebiete des Schriftthums überhaupt spielte es eine Rolle, welche seiner politischen Bedeutung auch nicht im entferntesten entsprach — erst in später Zeit brachte Bischof Pablo de Santa Maria († 1435) sowie der hervorragende Gelehrte Alvar Garcia de Santa Maria († 1460), dessen stattliche Bibliothek wir durch einen sorgsam abgefassten Katalog genau kennen, in das literarische Stillleben der Stadt einige Bewegung.

In früheren Jahrhunderten, speciell in jenen, die uns beschäftigten, hatte altspanisches Schriftthum viel geeignetere Pflegstätten gefunden als es die unruhige Hauptstadt war: ich meine die Benedictinerklöster, die rings um das Centrum geschart in der beschaulichen Abgeschiedenheit der Berge eine culturelle Thätigkeit entfalteten, die auf jedem Gebiete unsere vollste Aufmerksamkeit erheischt, nicht zuletzt auf dem Gebiete der Literatur. Als zufolge Weisung der bulla Benedictina im Jahre 1338 die Oberhirten der beiden angesehensten dieser Klöster, Juan IV., Abt von Santo Domingo de Silos, und Juan del Campo, Abt von San Pedro de Cardeña, eine geistliche 'visita' in den Benedictinerklöstern der Provinz veranstalteten, da konnten sie in den meisten derselben einen Reichthum an kunstvoll geschriebenen Handschriften finden, von dem wir heute kaum eine Vorstellung zu geben in der Lage sind. Gehörten doch zur Benedictinercongregation von Castilien, die gegen Mitte des 15. Jahrhunderts feste Gestalt annahm, Klöster wie San Pedro de Arlanza, San Benito de Bages, San Pedro de Cardeña, San Zoil de Carrion, San Salvador de Celanova, San Millan de Cogulla, San Pedro de Eslonza, Santa Maria de Irache, San Salvador de Lerez, San Pedro de Montes, Santa Maria de Nájera, San Salvador de Oña, San Benito de Sahagun, Santo Domingo de Silos, Santa Maria de Valvanera, von denen jedes einzelne eine bemerkenswerte Büchersammlung besaß. [1]) Die führende

[1]) Vgl. meine »Handschriftenschätze Spaniens« unter den einzelnen Ortsnamen.

Rolle spielten Cogulla, Silos, Cardeña und Sahagun, die eine ganz außerordentliche literarische Thätigkeit entfalteten. Welchen Vortheil gerade das nationale Schriftthum aus dieser Thätigkeit zog, lehrt ein Blick auf die ersten Blätter der spanischen Literaturgeschichte.

Wieviel der erste Schriftsteller, über dessen Lebensumstände wir einigermaßen unterrichtet sind, Gonzalo de Berceo, dem Kloster San Millan verdanke, deutet er selbst an ('En San Millan de Suso fue de niñez criado'), und dies legen andere Zeugnisse noch deutlicher an den Tag. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stellte Pedro Marin, Mönch von Silos, auf Grund der im Kloster vorhandenen Materialen das Werk Miraculos romanzados como saco santo Domingo los cativos usw. zusammen. Das Bruchstück der sogenannten Disputacion entre el Cuerpo y el Alma findet sich auf der Rückseite der Urkunde einer Schenkung des Abtes von Oña, Pedro, an Miguel Dominguez aus dem Jahre 1201. Die Abfassung des Poema del Conde Fernan González wurde von Amador de los Rios aus guten Gründen einem Mönche von Arlanza zugeschrieben. Genaue Ermittlung der Provenienz jener Handschriften, die uns altspanische Texte überliefern, wird zweifellos einen noch tieferen Einblick in die verdienstvolle Thätigkeit jener Benedictinerklöster auf dem Gebiete heimischen Schriftthums vermitteln. Dass Alfons X. den Quellenapparat für seine großen literarischen Unternehmungen aus den Bibliotheken eben dieser Stifte (Albelda, Nájera, Silos) entlehnte, beweisen die heute noch erhaltenen Ausleihverzeichnisse.

Hält man nun Umschau unter jenen Pflegestätten nationaler Literatur, um unter ihnen gewissermaßen den Geburtsort des Poema ausfindig zu machen, so würde man sich zunächst leicht für Santo Domingo de Silos entscheiden können. Dieses Kloster — während der Zeit, die uns beschäftigt, eines der bedeutendsten und mächtigsten der Halbinsel — hatte auch, wie kürzlich Marius Férotin gezeigt hat, auf dem Gebiete des Schriftthums eine führende Rolle inne. Aus einem Silensercodex des 11. Jahrhunderts stammen jene altspanischen Glossen, die Josef Priebsch in vortrefflicher Weise ediert und erläutert hat.[1]) Sie sind das älteste gesicherte Zeugnis für das Auftreten des Romance castellano. Diese Sprachproben sind fragmentarisch und unausgebildet, immerhin von großer Bedeutung, wenn auch in anderer Beziehung eingewendet werden

---

[1]) Zs. f. rom. Phil. XIX (1895), S. 1 ff. Von den Initialen, die im 'Indice del Codice Penitentiae Criminum' vorkommen: H. P. Fr. G. H. M. P. D. S. D. D. S. Dia 25. de Iulio de 1772 löst Priebsch die beiden ersten und fünf letzten richtig durch Hecho por .... de Santo Domingo de Silos auf. Aus den Mittheilungen Férotins über den Katalog von 1772 (Histoire de l'Abbaye de Silos, S. 257, Anm. 3) ergibt sich, dass die übrigen Initialen Fr(ay) G(regorio) H(ernandez) M(onge) P(resbítero) bedeuten.

kann, dass die Verdolmetschung der 'casus penitentiales' gewiss einem praktischen, keineswegs einem literarischen Bedürfnisse entgegenkam. Wie aber Silos später durch Pedro Marin, durch die Unterstützung Alfons X. im eigentlichen Schriftthum eine Rolle spielte, wurde schon angedeutet. Zu erwähnen wären noch zwei wertvolle Handschriften, die sie besaß: die Vida del glorioso confesor Santo Domingo de Silos von Gonzalo de Berceo (heute verschollen) wie auch ein Exemplar der Siete Partidas (Theil I), jetzt Nr. 41 des Fonds Esp. der Pariser Nationalbibliothek.

In Silos konnte man also wohl schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts genügendes Interesse voraussetzen, die erste Niederschrift des Poema del Cid zu veranstalten, zumal, wie wir wissen, der Held sich dem Kloster gar wohl gesinnt erwiesen hatte.[1]) Der Inhalt des Poema macht diese Vermuthung aber unwahrscheinlich. Silos spielt in demselben gar keine Rolle, wird nicht einmal erwähnt. Hält man sich, wie man wohl muss, an das Gedicht als solches, so ergibt sich der richtige Fingerzeig von selbst.

Damas-Hinard folgerte aus gewissen epitheta ornantia für Barcelona und Valencia, dass der Verfasser des Poema, obwohl Castilier, in der Nähe der Grafschaft und des Königreiches lebte, deren Hauptstädte bella und grande genannt werden. Was sollen wir aber zu der Rolle sagen, die San Pedro de Cardeña in dem Gedichte spielt? Unter rund 3700 Versen, die von dem Poema del Cid erhalten sind, behandeln 209—211, 232—391, 1285 f., 1393—1430, d. h. mehr als 200, Cardeña oder (ganz kurze Abschweifungen abgerechnet) das, was dort geschah; wobei wohl zu bemerken ist, dass Cardeña diese Rolle nicht sowohl in den 'gesta', sondern vielmehr im Privatleben des Cid spielt. Ja, aufmerksamen Lesern wird der Gegensatz nicht entgehen, dass der Cid, der so viele Tausende zu Sieg, Ruhm und Reichthum führt, für seine Person und Familie Schutz und Unterstützung in — Cardeña findet. Dieses Moment findet logischerweise zunächst im Beginne der Dichtung beredtesten Ausdruck, erhält, die Erzählung von Cids Siegeszügen gewissermaßen retardierend, bei der Abholung der Gattin und der Töchter des Cid aus dem Kloster neue Beleuchtung, ist überhaupt hier durchaus mit bewusster Zähigkeit festgehalten. Cardeña ist der Punkt, an dem der Cid noch zuletzt sich aufhalten will, da er im Begriffe ist, als Verbannter die Heimat zu verlassen; dort weilt das Köstlichste, was er besitzt: die Gattin und die zarten Töchter (V. 209 ff.). Noch graut kaum der Morgen, da der Cid dem Kloster naht; Abt Don Sancho, 'christiano del Criador', liest die Frühmesse. Doña Ximena mit

---

[1]) Rodric Didaz und seine Frau Scemena schenken Silos am 12. Mai 1076 die Hälfte der Städte Peñacova und Frescinosa. Nach dem Original (in dem der Cid mit einem † unterzeichnet) herausgegeben von Férotin, Recueil S. 21 ff.

fünf ihrer Frauen beten zum Schöpfer für den Cid und rufen den Schutzheiligen der Kirche, San Pedro, um seine Fürbitte an (V. 232 ff.). So ist gleich bei der Ankunft des Cid die Weihe des Ortes mit wenigen gut geführten Strichen in den Vordergrund gerückt. Man ruft an der Thüre, der Cid, heißt es, naht. Dios, que alegre fue el abbat don Sancho! Mit Fackeln und Leuchten läuft man über den Hof, ihn zu empfangen. Abt Sancho dankt Gott für die Freude und bietet dem Cid Gastfreundschaft an; man merke wohl, dem Cid, dem vom König so grausam verfolgten, dass auch nur Abgabe von Speise und Trank an den Geächteten bei Todesstrafe verboten war. Der Cid als Caballero belohnt die Gastfreundschaft für sich und die Seinen mit klingender Münze. Eines Tages soll die Gabe verdoppelt werden: Non quiero fazer en el monasterio vn dinero de daño. Bemerkenswert sind auch die folgenden Verse, in denen der Cid Frau und Kinder aufs angelegentlichste der Fürsorge des Abtes empfiehlt. Auch hier vergisst der Dichter nicht hinzuzufügen: 'Por vn marcho que despendades al monasterio dare le yo quatro'. Es folgt dann die rührende Unterredung zwischen den beiden Ehegatten; hierauf: Grand iantar le fazen al buen Canpeador. Tañen las campañas en San Pero a clamor. Das Kloster ist auch der Sammelpunkt der Mannen, welche den Cid bei seiner Ausfahrt begleiten wollen (Vansse pora San Pedro do esta el que en buen punto nacio). Der Cid hält eine Ansprache und ermahnt sie, sich bereit zu halten; das Zeichen zum Aufbruch soll wieder eine heilige Handlung geben:

En San Pero a matines tandra el buen abbat,
La missa nos dira, esta sera de santa trinidad.
La missa dicha pensseemos de caualgar.

Das lange, tief ergreifende Gebet Ximenas für ihren Gatten findet wieder vor dem Altar des Klosters statt: E rruego a San Peydro, que me aiude a rrogar Por myo Cid el Campeador, que Dios le curie de mal. Die letzten Worte der Scheidenden gelten aber dem Abte (V. 383 ff.). Ximena und ihre Töchter werden ihm neuerdings empfohlen, ja auch für alle Mannen, die sich noch dem Cid anschließen wollen, soll er Wegweiser sein. Damit schließt die erste Episode zu Cardeña (V. 391). Auch die zweite, welche das Einholen von Doña Ximena und ihrer Töchter durch Mynaya schildert (V. 1391 ff.), zeichnet sich durch einige ungemein charakteristische Züge aus. Ausdrücklich wird hervorgehoben, dass der Bote sich zuerst an den Schutzpatron des Klosters wendet, dann erst Cids Angehörigen seinen Auftrag überbringt: Quando acabo la oracion, a las dueñas se torno. Wieder ist Cardeña der Sammelpunkt jener, die sich Minaya anschließen wollen, um zum Cid zu stoßen. Minaya erfüllt aber seinen Auftrag, soweit er Cardeña betrifft, nicht ganz. Tausend Mark Silber sollte er dem Auftrage des Cid gemäß nach San Pero bringen (V. 1285), nur fünfhundert davon übergibt er dem Abt. 'De los otros quinientos dezir vos he que faze' fährt

der Dichter fort. Minaya kauft dafür den Frauen, die er nach Valencia geleiten soll, die besten guarnimientos, die er in Burgos finden kann, palafres e mulas que non parescan mal. Minaya, 'el bueno de Minaya', hat in untadeliger Weise gehandelt, aber das Kloster ist doch um fünfhundert Mark zu kurz gekommen. 'Aqueste monesterio' wünscht zum Abschied der Abt, 'no lo quiera olbidar'. Todos los dias del sieglo en levar lo adelant El Cid siempre valdra mas'. Die bedeutsame Verheißung, mit welcher diese zweite Episode endigt, schließt also auch die Bitte ein, des Klosters nicht zu vergessen.

Es ist nicht recht erfindlich, wer diese Worte hätte niederschreiben können, wenn nicht eine Persönlichkeit, die mit Cardeña in innigster Fühlung stand. Aber auch abgesehen von den zuletzt angeführten Zeilen, die allerdings erst verständlich werden, wenn wir sie im Interesse des Klosters geschrieben sein lassen: wie ist die auffallend belangreiche Rolle, welche das Kloster im Poema spielt, anders zu erklären, als durch das Bestreben, das Heiligthum San Pedros dauernd mit dem Andenken an den Cid zu verknüpfen?

Es liegt nahe, dieses Streben aus der Thatsache abzuleiten, dass der Cid, der 'espejo de caballeria', in der späteren Sage als Nationalheld, als Verkörperung des edelsten Volksbewusstseins, der Freiheit und Unabhängigkeit vom fremden Joche, verklärt erschien. Aus diesen Motiven könnte man ohneweiters die Annahme gerechtfertigt finden, dass die Mönche von Cardeña glücklich waren, diesen Helden als denjenigen für sich zu reclamieren, dem sie als Dürftigen und Geächteten Wohlthaten erwiesen und die Wege zur Siegeslaufbahn geebnet haben. Aber man wird gut thun, sich die Zeit des Kampfes und der allgemeinen Kriegsnoth zu vergegenwärtigen und nach praktischeren Motiven zu suchen. Die Sache hat in der That einen tieferen oder, sagen wir besser, einen realeren Hintergrund.

Ob die Behauptung Férotins (Histoire de l'Abbaye de Silos S. 54, Anm. 1): 'le Cid aimait, au retour de ses expéditions, à se reposer à Cardeña' durch authentische Urkunden beglaubigt wird, kann ich nicht sagen. Thatsache ist, dass seine Beziehungen zu Cardeña vielfache und freundschaftliche waren. Die Urkunde seiner Schenkung an Silos wurde in Cardeña ausgefertigt (sub arcis monasterii, quem vocitant Karadigna), und der Held zeichnet eine Reihe von Urkunden an der Seite des Abtes von Cardeña (zum Theile zusammengestellt von Férotin a. a. O. Anm. 2 und S. 76, Anm. 1). Die Ereignisse, welche das Andenken des Cid dauernd an unser Kloster knüpfen sollten, erfolgten jedoch nicht während des Lebens des Helden, sondern nach seinem Tode. Der Cid wurde in Cardeña unter Entfaltung eines außergewöhnlichen Prunkes begraben; an seiner Seite ruhte später auch seine Gattin; Cardeña wurde ferner Ruhestätte seiner Töchter Doña Elvira und Doña Sol, ferner einer ganzen Reihe seiner Verwandten und Kampf-

genossen; ja auch das Kampfross Bavieca wurde vor dem Klosterthor begraben. Die Beschreibung von dem ungeheuren Aufsehen, welches die pompa funebris des Nationalhelden in ganz Spanien hervorrief, muss man in den betreffenden Capiteln der Cronica particular nachlesen (Cap. CCLXXXVI ff. De como levando al Cid sus compañas para Castilla, salieron al camino el Infante de Aragon, su yerno, e doña Sol, fija del Cid, e despues el Rey de Navarra con doña Elvira, su muger, e de como todos se vinieron juntamente con el Cid para San Pedro de Cardeña. — De como el Rey don Alfonso partió de Toledo para san Pedro de Cardeña ... e de las muy nobles obsequias que el Rey don Alfonso fizo fazer a las honras del Cid. — De como pusieron al Cid assentado en su escaño con mucho aparato, a la man derecha del altar de san Pedro de Cardeña usw.). Erschien also schon die Bestattung des Cid für das Kloster ein Ereignis, mit welchem sich kein anderes in der ganzen Geschichte desselben nur annähernd an Bedeutung messen konnte, so waren die Wunder und Zeichen, die sich nachher an der Grabesstätte ereigneten, darnach angethan, das Andenken an den Helden so wach als möglich zu erhalten. Er wurde factisch eine Art Schutzpatron des Klosters, wie man ja allen Ernstes daran dachte, ihn heilig sprechen zu lassen.

Die Mönche zu Cardeña waren klug genug, diese Umstände zu nützen. In welcher Weise, deutet eine Urkunde Alfons XI., eines Bewunderers des Cid, an, durch welche die Silenser Mönche 'por honra de los Reyes onde yo vengo è del Cid Ruy Diaz, è de otras personas honradas, que yacen enterradas en el dicho Monasterio' von den Abgaben an die königlichen Rentcommissäre befreit wurden (Berganza, Antigüedades II, S. 187).

Es sei also nochmals hervorgehoben: Das Gedicht steht mit Cardeña in innigster Fühlung; unwiderlegliche Indicien beweisen, dass es im Interesse des Klosters verfasst wurde. Ob aber auch in demselben, d. h. von einem sonder Zweifel hochbegabten Mitgliede der klösterlichen Scriptoriumgilde aufgezeichnet? Diese Unterscheidung ist nicht überflüssig. Es läge ja nahe, auf Berceos Vida de Santo Domingo de Silos hinzuweisen. Dieser Weltpriester, welcher Erziehung und Amt dem Kloster San Millan de Cogolla verdankt, widmet ein ganzes Werk der Verherrlichung eines Heiligen von Silos. Eine zwar durch kein äußeres Zeugnis zu stützende, aber immerhin mögliche Vermuthung könnte dahin gehen, dass das, was Berceo freiwillig that, die Verherrlichung des Heros eines Nachbarklosters, von Cardeña in irgendeiner anderen Pflegestätte nationaler Tradition und Poesie bestellt, sagen wir nur beeinflusst war. Erst wenn gezeigt werden kann, dass Berceos Vida de Santo Domingo, das einzige hier in Frage kommende Beispiel, in Absicht und Durchführung auch von dem Theile des Poema abweicht, wo der Cid als Held für Cardeña in Anspruch genommen wird, und wenn andererseits Cardeñas Schule sich als fähig erweist,

einem Denkmal, wie es das Poema ist, jene Gestaltung zu geben, die heute vor uns liegt — erst dann wird jene Vermuthung hinfällig.

Dass der Vergleich mit der Vida de Santo Domingo nur ein äußerlicher ist, lässt sich unschwer nachweisen. Berceo schrieb diese Vida in derselben Absicht wie jene S. Millans, der Santa Oria, wie das Martyrio de S. Lorenzo und die Milagros de nuestra Sennora. Ihn erfüllt der Zweck, Beispiele für Andacht und Erbauung zu geben; er strebt darnach, in der lengua vulgar mitzutheilen, was längst lateinisch vorhanden war: Muchos son los padres que fiçieron tal vida, Yace en Vitas Patrum dellos una partida (V. S. D. 61). Zwischen den exemplarischen Mustern für geistliches Leben und dem Nationalheros, dem Einzigen, ist ein großer Unterschied. Bei einem dieser Muster, bei Santo Domingo, war also die Person die Hauptsache, nicht die Stätte, an der er wirkte. Ja, Silos tritt insoferne in den Hintergrund, als es ja San Millan war, wo Santo Domingo zuerst aufgenommen wurde (Vino a San Millan, logar bien ordenado, c. 83, vgl. auch 113 ff.). Der Prior von S. Millan (c. 206) ist es also, dem der Lobgesang gilt. Berceo verleugnet demnach seinen Localpatriotismus nicht, und Silos erhält in der vida kaum ein größeres Relief als Arlanza, von dem Berceo so viel Rühmliches zu sagen weiß (c. 265). Die geradezu souveräne Rolle, welche Cardeña in dem ersten Theile des Poema — in dem einzigen, wo dies überhaupt möglich war — spielt, sticht grell von der gleichgiltigen Behandlung ab, die Berceo dem Kloster Silos angedeihen lässt. Manche Details der Vorgänge zu Cardeña sind in dem Poema mit einer Anschaulichkeit geschildert, welche nur aus der lebendigsten Tradition an Ort und Stelle geschöpft sein kann. Die Quellen derselben, überhaupt die literarische und wissenschaftliche Thätigkeit der Mönche von Cardeña zu jener Zeit auch nur in annähernder Vollständigkeit darzustellen, ist heute freilich nicht mehr möglich. Das hätte im fünfzehnten, spätestens sechzehnten Jahrhundert geschehen müssen — jedenfalls lange bevor Berganza die Materialien zu seinem für jene Zeit (1719) classisch zu nennenden Werke Antigüedades de España zusammenstellte.

Nachdrücklich kritisiert Berganza die sträfliche Lässigkeit der früheren Bücherverwalter zu Cardeña. 'Despues que se introduxo en España', sagt er a. a. O., I, S. 215 'el vtilissimo artificio de la Imprenta . . . los Monges desistieron de el plausible exercicio de escrivir: y otros, no advirtiendo el respeto, que merecian dichos libros antiguos manuscritos, por juzgar, que ya no eran necessarios, los deshojaban para hacer cartones, con que aforraban otros libros, que no hicieran mucha falta, aunque no se huvieran impresso. Creo, que de este modo desaparecieron y malograron muchos libros que escrivieron monges de esta casa: y juzgo, que huvieran perecido todos, si no se huviera tomado la providencia de cerrar en el Archivo los que quedaron.'

Gleichwohl waren die Überbleibsel der alten schönen Bibliothek, die Berganza noch einsehen konnte, immer noch weit wertvoller als die wenigen, meist jungen Caradignenses, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben: er erwähnt und benützt einen alten Codex der regulae monasticae, Gregors Moralia von Gomez Diaconus era DCCCCLII geschrieben, eine Bibel, die vielleicht von demselben Schreiber hergestellt war, ferner eine prächtige Handschrift: Cassiodorus in Psalmos, welche gleich zu Beginn die Notiz enthält, dass Meinio und Gugina neben anderen Geschenken 'hoc peculiariter munus' dem Kloster gewidmet — nämlich: 'obtulerunt optimum pretium ad conscribendum librum, Decade videlicet omnium Psalmorum.' Also abermals ein Beweis dafür, dass die Anfertigung einer Handschrift noch im X. Jahrhundert (der Codex ist Era DCCCLXXXVII geschrieben) ein recht kostspieliges Unternehmen war. Als Schreiber nennen sich hier Endura Sacerdos und dessen alumnus, der Notar Sebastianus. Alle diese Handschriften sind heute verschollen. Ich glaube also mit Recht annehmen zu können, dass die dreizehn Handschriften, welche aus Cardeña nach Madrid, und zwar in die Bibliothek der Real Academia de la Historia gebracht wurden, nur klägliche Überreste einer im Mittelalter sehr reichen Bibliothek darstellen (Liste dieser 13 Handschriften im „Boletin" der Akademie II [1851], S. XVIII f.). Unter ihnen findet sich nur eine ältere Handschrift; sie enthält die Etymologien Isidors 'scriptoribus Endura presbiter et Didaco diaconus sub era DCCCCLXL'.[1]) Das gleiche Schicksal hatte das Archiv des Klosters. Aus diesem, beziehungsweise den Cartularen (Becerro gótico und Libro de las Tablas), wie auch aus einzelnen Pergamenten konnte Berganza im Anhange zu Band II der Antigüedades mehr als 200 Urkunden und nebstdem im Texte fast eine ebenso große Zahl von Documenten mittheilen. Der Becerro gótico ist verschwunden, von dem außerordentlich reichen Urkundenschatze des Archivs sind nicht mehr als 130 Stücke nach Madrid (in das Archivo Histórico) gelangt.[2])

Die Schwierigkeit, unter solchen Verhältnissen die Vorbedingungen für das Entstehen eines literarischen Denkmals wie des Poema gerade in Cardeña aufzuzeigen, ist einleuchtend. Aber gerade der Umstand, dass wir ohne Berganzas Materialien, welche die Lücke in unseren Kenntnissen wenigstens einigermaßen ausfüllen, überhaupt nichts von dem literarischen Leben in diesem Kloster wüssten, muss als eine Art von Warnung gelten, Mangel an Nachrichten über Denkmäler nationalen Schriftthums mit Mangel an diesen selbst auch dort zu identificieren, wo alle anderen Indicien das Gegentheil erweisen. Schon aus den von Berganza gebotenen Proben dürfen wir annehmen, dass Cardeñas Cartular weder an Umfang noch an Bedeutung von dem irgend eines anderen spanischen Klosters übertroffen wurde. Besonders wichtig sind für

---

[1]) Vgl. Ewald, Reise, S. 335.
[2]) Férotin, Cartulaire, S. 14 f.

uns die sprachlichen Indicien. Den Schenkungsact aus dem Jahre 1173 muss man, wie früher bemerkt, der Diction nach als Umarbeitung aus späterer Zeit ansehen; das Gleiche gilt von einem Acte aus dem Jahre 1193 (a. a. O. II, S. 472), noch mehr von der spanischen Fassung eines Urtheilsspruches aus dem Jahre 1180, wo Berganza selbst auf einen Irrthum aus dem 'Original' hinweist. Echt hingegen, auch der sprachlichen Form nach, ist das Kaufinstrument aus dem Jahre 1211,[1]) ferner die Urkunden aus den Jahren 1215, 1231 u. a., sämmtlich altcastilianisch und aus dem Archiv Cardeñas von Berganza a. a. O. mitgetheilt. Das Silenser Cartular, von Férotin bekanntlich aus allen Urkunden zusammengestellt, deren er habhaft werden konnte, enthält überhaupt keinen ausgebildeten Romancetext aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts. So steht das Kloster Cardeña rücksichtlich des wichtigsten Moments, der in seinem Kreise fortgeschrittenen Ausbildung der Vulgärsprache, mit den höchststehenden Pflegestätten derselben zu Beginn des 13. Jahrhunderts mindestens in gleicher Linie, und das wichtigste Mittel zur Mitarbeit an dem nationalen Schriftthum stand den Mönchen zu Cardeña ebenso zugebote, wie denen zu Silos, S. Millan, Arlanza und Oña. Die erste Anwendung in der Literatur (hier natürlich in weiterem Sinne gefasst) dürfte die Vulgärsprache zu Cardeña außer in den Urkunden in den sogenannten „Memorias de la casa", chronikartigen, ursprünglich lateinisch abgefassten Aufzeichnungen, gefunden haben. Berganza, der über ihre Unvollständigkeit klagt (a. a. O. II, S. 578), hat auch von diesem Materiale nur einen Theil veröffentlicht. Die castilianische Fassung, wie sie Berganza mittheilt, stammt frühestens aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts; ein Supplement gewiss aus noch späterer Zeit. Der Herausgeber deutet aber selbst mehrere Übertragungen des ursprünglichen Textes an (Traductor del Cronicon vulgar o el ultimo Copiador), und thatsächlich weisen manche Spuren auf frühere Zeit zurück.[2]) In dem alten Necrologium des Klosters, das Berganza leider nicht vollständig mittheilt, heißt es: Mio Cid Roy Diaz yace antel Altar del Señor Sant Peydro, y facenle Aniversario por mucho bien, que fizo en

[1]) Man vgl. z. B. den Satz aus demselben: roboro vobis... illos meos proprios duos ortos, quam habeo en Quintaniella de Bon: el vno entramas las puentes, et el otro la glera et por CLX morabetinos bonos.. et so pagado de illos mit dem Eingange des ersterwähnten Documentes, das 42 Jahre später geschrieben sein soll: yo Mari Roiz, morador en el hospital... que es en el camino frances en uno con mios sobrinos... fijos de.. mi hermana damos a vos.. por a servicio de los pobres del hospital avant dicho el nuestro Palacio....

[2]) Richtig bemerkt Dozy (Recherches II³, 75): Ceux qui écrivaient ces notices sur les premières feuilles d'un livre, laissées en blanc, étaient ordinairement des clercs contemporains des événements qu'ils notaient.... Il ne faut donc pas croire que les notices qui se trouvent dans une courte chronique qui s'arrête à telle année du XIII[e] siècle, n'ont été écrites que vers ce temps-là; presque toujours elles sont beaucoup plus anciennes, et souvent elles ont des contemporains pour auteurs.

este Monesterio, y nos gano algunas cosas que havemos; que por el su ruego nos las dieron los Reyes. — Das ausführlichste Werk über Leben und Thaten des Cid besaß jedoch das Kloster in dem Exemplare der Cronica (particular) del Cid, das Berganza noch sah und benützte, das aber heute wie die übrigen von ihm erwähnten Handschriften verschollen ist.[1]) Die Cronica del Cid ist kein Originalwerk, sie ist, wie wir sahen, auf Grund des vierten Buches der alfonsinischen Cronica general abgefasst, kann daher nicht aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammen. Um jedoch jenen Theil des vierten Buches der Cronica general zusammenzustellen, für den das Poema del Cid nicht mehr als Quelle dienen konnte, d. h. für jenen Theil, der Cids Tod und Begräbnis, die Wunder an der Grabstätte zu Cardeña usw. in so ausführlicher Weise behandelt, mussten Alfons X. sehr detaillierte „Memorias de la Casa“ über diesen Gegenstand zur Verfügung stehen,[2]) die er in dem genannten Theile verarbeitete, wie dies Amador (Hist. crit. III 588, Anm. 2) mit den Worten: 'Que el Rey Sabio consultára las tradiciones locales de Cardeña no puede ponerse en duda, leidos los últimos capitulos que al Cid se refieren' angedeutet hat.[3]) Ist es aber richtig, ja selbstverständlich, dass diese Memorias, die Quelle für jene späteren Capitel, des alfonsinischen Werkes, wie das Poema sie erwiesenermaßen für eine Reihe der früheren war, nur von den Mönchen zu Cardeña geliefert, beziehungsweise verfasst sein konnten: dann darf wohl kein Zweifel mehr bestehen, dass auch das Poema einem von ihnen seinen Ursprung verdankt.

Ich denke hier zunächst an eine Art der Bearbeitung, nicht an die Dichtung in ihrer Gesammtheit. Es hieße alles, was man von der vorherrschend reproducierenden Thätigkeit der geistlichen Schriftsteller Spaniens aus jener Zeit weiß, auf den Kopf stellen, wenn

---

[1]) Martinez Añibarro y Rives, Intento de un diccionario biográfico y bibliográfico de autores de la Provincia de Burgos (Madrid 1889), p. 53: 'cuyo paradero ignoro'.

[2]) Ein großer Theil der den Cid betreffenden Urkunden des Archivs von Cardeña gieng, wahrscheinlich bei den Verhandlungen betreffs seiner Canonisation, verloren. Berganza, a. a. O. I. 582.

[3]) Diese vollkommen richtige Erklärung hat Amador darauf (Bd. IV. S. 397) in directem Widerspruche mit sich selbst zurückgenommen unter der etwas vagen Begründung, dass 'die Initiative zur spanischen Prosa-Schriftstellerei nicht von den Klöstern ausgehen konnte'. Die Erklärung für die zahlreichen Details, die Alfons X. aus Cardeña über die Exequien des Cid, über seine Grabstätte usw. mittheilt, wären unmöglich, wenn wir nicht annehmen, dass ihm hierüber ein ausführlicher Bericht vorlag, der doch wohl in ungebundener Rede abgefasst war. Wie ein Literarhistoriker von den Kenntnissen Amadors, der ja Pedro Marins miraculos romanzados gelesen hat, den spanischen Klöstern Prosa-Schriftstellerei absprechen kann, verstehe ich nicht. Man vergleiche den Bericht über Cids Testament (Cron. part. 281), über die Bekehrung des Juden an dem Hauptaltar in Cardeña usw., und frage sich, wer das mitgetheilt haben könne. Wieder hat Amador Anstrengungen gemacht, Schwierigkeiten auf 16 Seiten (a. a. O. 393—400) zu behandeln, vielmehr zu verschärfen, die Dozy durch vier Zeilen bereits aus der Welt geschafft hatte.

man annehmen wollte, das Gedicht sei ganz und gar dem Ingenium eines sei es auch noch so begabten Klosterbruders von Cardeña entsprungen, wie Jupiters Haupte Pallas Athene. Tüchtig in der formellen Composition, wie es die Spanier überhaupt auch heute noch sind, hat unser Autor die Einzellieder, die lange gesungen wurden, bevor sie dem Poema als Grundlage dienten,[1]) benützt, verbunden, gefeilt und ergänzt, letzteres gewiss, so weit dies sein Kloster betraf. Wenn vieles herb, unzusammenhängend, ja hart erscheint, so sind diese Mängel durch die außergewöhnlichen Schwierigkeiten begründet, welche sowohl Behandlung der Sprache, wie Behandlung des Stoffes darboten. Wie der Ausdruck schlicht und doch markig, keck zugreifend und doch rührend ist, so sind dem Redactor auch in der Stoffgestaltung namentlich zwei Punkte vortrefflich gelungen: Das Relief, in welches Cardeña gleich von allem Anfange an gerückt wird (s. o.), wie das Motiv für den tragischen Conflict. Cid, der Sieger über alle und über alles, auch über den Zorn seines Königs, kann am härtesten nur durch tückische Misshandlung seiner zarten Töchter getroffen werden. Darum muss das Moment der Sorge des Vaters um die Verheiratung seiner Töchter in den Vordergrund treten — in dem Poema deswegen ein Hochzeitsgedicht zu sehen, wie Wolf und auch Dozy wollten, wird nach dem Gesagten wohl nicht möglich sein.

Solche Gruppierung, beziehungsweise Bearbeitung alten poetischen Guts in einer angesichts der großen Schwierigkeiten überraschend gelungenen Weise verräth dichterische Kraft. Einen 'joglar' nennen einige Forscher den Autor unseres Poema. Er war es in dem Sinne, wie sich Berceo als 'joglar' des Santo Domingo oder der Virgen bezeichnet;[2]) er steht mit diesem wie auch mit dem Mönche von Arlanza, dem wir die heutige Fassung des Poema de Fernan Gonzalez verdanken, in dieser Beziehung auf einer Linie. Sehr richtig urtheilt Wolf, dass das Poema ebensowenig wie die Cronica rimada zur eigentlichen Juglarpoesie zu rechnen seien, wie

[1]) Vgl. Ferdinand Wolf, Studien. S. 32. Hübsch vergleicht Fernández Guerra das lange Leben der vulgären Sprache und Poesie neben der im Schriftthum bis in so späte Zeit allein geltenden lateinischen mit dem Baskischen einer- und dem Spanischen andererseits: .. 'hállanse en esta lengua (latina) mas ó ménos bastardeada todos los instrumentos públicos y privados, pasando con el romance vulgar entónces lo propio que hoy mismo sin extrañeza vemos que sucede con el vascuense, lengua comun de extenso territorio, y jamás de las escrituras y públicos documentos. Registrando los muchos del siglo XI y de los dos primeros tercios del XII que en su archivo guarda la Real Academia de la Historia, no vi tan sólo uno dictado en vulgar romance'. El Fuero de Avilés, Discurso, Madrid 1865. S. 39.

[2]) Vida de Santo Domingo de Silos, 289:
miraglos — cuyos ioglares somos
775 Quierote por mi misme, padre, merçed clamar,
Ca ovi grant taliento de seer tu ioglar.
776 Padre entre los otros a mi non desampares
Ca diçen que bien sueles pensar de tus ioglares.

er auch bezweifelt, dass diese Gedichte zum Singen bestimmt waren.[1]) Die Anrede des Autors des Poema an die 'Sennores', welche für einen eigentlichen Juglar als Dichter sprechen soll, wie z. B. Amador meint, findet sich in gleicher Weise bei Berceo.[2])

Die wichtige Frage zu lösen, wie unser Dichter das der Volkssage entnommene Material bearbeitet hat, ist Aufgabe der stoffgeschichtlichen Forschung, nicht die unserer Studie, welche mit der im Vorstehenden gegebenen und, wie zu hoffen, ausreichenden Antwort auf die vielgestaltigen Fragen nach der documentarischen Überlieferung des Poema ihren Abschluss findet. Ebensowenig können hier sämmtliche Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen gezogen werden. Einige vorläufige Andeutungen müssen da genügen. Wir sehen nun, warum die Schöpfung eines 'clérigo', Kunstdichters, ein Gepräge erhielt, welches den eigentlichen nationalen Kern, die echte Volkspoesie auch kundigen Beurtheilern zu verbergen geeignet war. Aber auch auf gewisse Einzelnheiten wird, wenn man die dargelegten Resultate festhält, helles Licht geworfen. Man erinnere sich z. B. an die Episode, in welcher die beiden sonst gewiss geriebenen Juden Rachel und Vidas die Rolle der vom Cid schmählich dupierten Einfaltspinsel spielen. Der Heros braucht Geld, leiht sich von den Juden 600 Mark aus und übergibt ihnen als Pfand zwei große, kostbar gearbeitete Truhen mit der Bedingung, dieselben nicht zu öffnen. Der Cid lässt durch Martin Antolinez sagen, die Truhen wären voll köstlichen Goldes. In Wirklichkeit enthalten sie nichts als Sand. Die Juden gehen willig auf den Handel ein und geben dem Cid die gewünschten 600 Mark. Was der Cid thut, ist, auf gut Deutsch, gemeiner Betrug und wird gleichwohl in 125 Versen behaglich breit mit allen Einzelheiten geschildert. Schon die Cronica del Cid thut die unangenehme Sache in wenigen Zeilen ab und legt das Hauptgewicht darauf, dass der Held entschlossen war, die Juden baldmöglichst zu entschädigen. Eine jüngere Romanze lässt gar an die Stelle der ominösen Kisten 'freundliche Liebkosungen' treten, durch welche die Juden zur Gewährung eines ansehnlichen Vorschusses bewogen werden. Damas-Hinard sieht hierin einen 'progrès du sentiment moral'. Was mag aber unseren clérigo von Cardeña zu solcher Ausführlichkeit in dieser Erzählung veranlasst haben? Die Antwort ist leicht: Die eine der beiden Truhen befand sich noch zu Berganzas Zeit im Kloster Cardeña und wurde sammt dem zu ihr gehörenden Schlüssel mit höchster Sorgfalt gehütet (Berganza, Antigüedades I., 575), die andere, vielleicht auch ursprünglich in Cardeña aufbewahrt, in der nahen Kirche Santa Agueda de Burgos. Ähnlich verhält es sich mit einer anderen Cid-

[1]) Studien. S. 428. Anm. 1.
[2]) Vida de Santo Domingo de Silos,
287 En esto lo debemos, sennores, entender.
288 Sennores, Deo gracias, contado vos avemos.
Ebenso Vida de San Millan 108, 109, 320 u. ö.

reliquie, dem sogenannten Christo de las Batallas, die Berganza ausführlich beschreibt (a. a. O.). Auch erwähnt er, dass sich über dem Grabmale des aus dem Poema wohlbekannten Bischofs Hieronymus in Salamanca 'la imagen del Crucifijo, llamado de las Batallas del Cid' befand und fügt hinzu: Acaso este Crucifiao fueran las Armas, con que Don Geronimo entraba en campaña. Die Anspielung Vs. 2375 des Poema 'Pendon trayo a corças e armas de señal', auf die schon Damas-Hinard aufmerksam machte, wird nun erst recht verständlich. Die Rolle, welche die Schwerter Cids, Colada und Tizon, im Poema spielen, ist bekannt; 'Tizon que mill marcos doro val' heißt es an einer Stelle; bei den Cortes von Toledo müssen die Grafen von Carrion die vom Cid erhaltenen Schwerter wieder zurückstellen und zunächst in die Hand des Königs legen; dieser 'saca las espadas e rrelumbra toda la cort: Las maçanas e los arriazes todos doro son. Maravillan se dellas todos los ombres buenos de la cort'. (Vgl. Vs. 2426, 2434, 2727, 3153, 3167 ff.) Von dem Schwerte Tizon wissen wir bestimmt, dass es einige Zeit in Cardeña war. Die Leiche des Cid wurde, nachdem sie in Cardeña angelangt war, auf den escaño precioso gesetzt, welchen das Poema ausdrücklich erwähnt — 'venid aca, ser, Campeador, en aqueste escaño quem diestes vos en don. Mager que algunos pesa, mejor sodes que nos' ruft der König zum Cid bei den Cortes (Vs. 3114 ff.) — und ihr das Schwert Tizon in die linke Hand gegeben, während die rechte die Schnüre des Mantels hielt. In dieser Stellung blieb die Leiche an der Seite des Hauptaltars geraume Zeit (Cronica particular Cap. CCLXXXVIII, Huber, p. 308).[1])

Ich zweifle nicht, dass sich noch andere Beziehungen zwischen der Klostertradition zu Cardeña und manchen Einzelnheiten des Poema feststellen lassen werden. Auch die geographischen Daten, die sich im Poema finden, lassen sich am besten beurtheilen, wenn man den Standpunkt von Cardeña aus nimmt, und dies in positiver wie negativer Beziehung. Die auffallende Vernachlässigung Toledos, auf welche Damas-Hinard aufmerksam machte, erklärt sich daraus, dass Cardeña mit Toledo zu Beginn des 13. Jahrhunderts nur sehr wenige Beziehungen hatte. Dagegen spielt ein verhältnismäßig kleiner Flecken, Sant Estéban de Gormaz, eine mit Vorliebe herausgearbeitete Rolle. 'De siniestro Sant Esteuan' heißt es Vs. 397 'u n a b u e n a c i p d a d'. Vgl. a. Vs. 2818—2824 (Los de Santesteuan siempre mesurados són), 2843, 2845, 2875. Milá y Fontanals dachte darum, Gormaz sei vielleicht die Heimat

[1]) Ungläubige werden argwöhnen, dass Truhen und Kriegskreuz, Schwerter und Sessel, welche die Tradition zu Cardeña so bestimmt dem Cid zuwies, der berühmten Reliquienfabrication angehörten; für unseren Zweck ist die Entscheidung der Frage belanglos, denn wir haben Zeugnisse, dass schon in früher Zeit von competentester Seite das Kriegskreuz z. B. für unbedingt echt gehalten wurde. Berganza veröffentlicht zwei Originalbriefe des Königs Alfons XI. an den Abt von S. Pedro de Cardeña, in denen er um Darleihung des Kreuzes 'que fue del Cid' ansucht.

des Dichters des Poema. Hält man daran fest, dass ein Benedictiner diese Verse schrieb, so wird das freigebige Lob verständlich. Die Benedictiner, speciell die zu Arlanza, hatten in Gormaz große Besitzungen, und ein freundliches Wort für die Bewohner von solcher Seite aus war umsomehr gerechtfertigt, als Gormaz im Maurenkriege ein vielumstrittenes Kampfobject war. Dafür zeugen — nebst anderen Quellen — die Chroniknotizen der Memorias von Cardeña, wie denn diese überhaupt trotz aller Kürze die einzelnen Phasen der Reconquista recht eingehend verfolgen. Die Vergleichung der verhältnismäßig reichen topographischen Mittheilungen in den Memorias mit dem Itinerar des Cid, wie es das Poema schildert, können wir hier nicht anstellen; es erübrigt nur ein Wort über das zu sagen, was man „französischen Einfluss" bei der Composition des Gedichtes genannt hat. Dieser scheint vornehmlich in einer Beziehung annehmbar: das Poema del Cid ist rücksichtlich seiner Form vielleicht eine Nachahmung der französischen Chansons de geste.[1]) Die Mittelglieder dieses Einflusses, etwa durch Nachweis solcher französischer Chansons in den Bibliotheken Nordspaniens jener Zeit, festzustellen, ist bis jetzt nicht gelungen. Auch hier erklären wir den Einfluss am besten, wenn wir uns die Beziehungen der spanischen Benedictiner zu Frankreich vergegenwärtigen. Lebten sie ja doch nach dem Cluniacenser Ritus, und die Macht des allbeherrschenden französischen Benedictinerklosters fühlten gerade die Mönche zu Cardeña am meisten: Mehr als drei Jahre waren die Cluniacenser in Cardeña ansässig, nachdem die einheimischen Mönche von dort vertrieben worden waren. So liegt es nahe, auch in dem Sprachschatze des Poema französischen Einfluss anzunehmen. Ich möchte hierüber kein Urtheil abgeben, bevor nicht die Sprache des Poema mit den gleichzeitigen linguistischen Denkmälern, d. h. also zunächst mit den Texten von Documenten und Codices, die sich aus Archiv und Bibliothek von Cardeña erhalten haben, verglichen worden ist.[2])

Einen anderen Ausgangspunkt als eben Cardeña zu nehmen, scheint aber nach allem, was dargelegt wurde, unberechtigt. Dass neben der ersten Conception des Gedichtes auch die einzige uns erhaltene Aufzeichnung in Cardeña angefertigt wurde, darf bei dem Umstande, dass es sich in gewissem Sinne um eine Hausurkunde handelte, nicht überraschen. Vielleicht steht diese Aufzeichnung des Gedichtes, die im Jahre 1307 erfolgte, mit dem Befehle des Abtes Pedro Garcia zusammen, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Abschrift der alten, schon unleserlich gewordenen Urkunden des Haus-Cartulars (Libro gótico) verfügte.

---

[1]) Näheres hierüber sachgemäß zusammengestellt von F. Wolf in der Recension der Hinard'schen Ausgabe, Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. I. (1859) S. 215 ff.

[2]) Die ungewöhnliche subscriptio des Caradignensis 10: Dios le de buen galardon scheint fast wie aus Vers 2855 'Dios vos de dent buen galardon' abgeschrieben. Vgl. auch V. 386.

Die Quellen für unser Poema, für die Überlieferung sowohl wie auch für die Erklärung müssten also, um dem im ersten Theile ausgesprochenen Wunsche gemäß eine bibliographische Übersicht zu geben, etwa in folgender Weise dargestellt werden: Die erste, nicht erhaltene Redaction des Gedichtes (X) erfolgte zu Beginn des 13. Jahrhunderts, und zwar in Cardeña. Dieser sehr nahe verwandt ist jener Text, den Alfons X. zur Abfassung des 4. Buches seiner Cronica General benützte. Diese alfonsinische Cronica ist in den Theilen, wo das Poema als Quelle herangezogen wird, nicht unwichtig für die Kenntnis der Dichtung, in den Paraphrasen wertvoll für die Erklärung. Eigentliche Quelle ist der Codex des Marques Pidal (P) in Madrid. Die Abschrift vom Jahre 1596 ist aus diesem geflossen und wertlos. In alten Bibliothekskatalogen findet sich das Poema nicht verzeichnet. Die 'hechos del Cid', die in denselben vorkommen, beziehen sich auf die Chronik. Die Urkundensammlungen, die zur Erklärung heranzuziehen wären, sind: Das Cartular von Cardeña (Berganza) und das von Silos (Férotin).

Facsimile von P lieferten die spanischen Übersetzer Bouterweks, Amador, Monaci; allein brauchbar sind die von dem letztgenannten gelieferten Schriftproben. Von Ausgaben des Gedichtes: die editio princeps von Sánchez, ferner die von Ochoa, Damas-Hinard, Janer, Vollmöller, Bello, Lidforss. Chrestomathien, bezw. Theile des Gedichtes bei Huber, Lemcke, Amador, Milá, Keller, Restori, Gorra. Übersetzungen von O. L. B. Wolff (deutsch), Damas-Hinard und Emmanuel de Saint-Alban (französisch), Estlander (dänisch), Frere, Southey, John Ormsby (englisch). Die erstgenannte ganz ungenügend. Die Erläuterungsschriften (textkritisch, exegetisch, historisch) sind bei Ticknor, Amador de los Rios, Ferdinand Wolf, J. Cornu (Zs. f. rom. Phil. 1897, 461 ff.), Baist, Grundriss II, 395 ff., Lidforss S. I ff. und in Araujos Gramática verzeichnet. Die Daten der genannten Bibliographien hier mitzutheilen, verbietet der eng begrenzte Raum.

Verschiedene günstige Umstände: das in Spanien selbst gesammelte Material, die Gelegenheit, eine der reichsten Sammlungen spanischer Drucke, die k. k. Hofbibliothek, uneingeschränkt zu benützen, endlich die Leichtigkeit, die hier namhaft gemachten Quellen weiter zu verfolgen, laden zur Fortsetzung der Beiträge zur Überlieferung altspanischer Literaturdenkmäler ein, zumal Gelehrte, wie die Professoren Hofrath Mussafia, Meyer-Lübke und Cornu — welch letzterer in dankenswerter Opferwilligkeit auch die Correcturbogen aufs genaueste durchsah — diese Arbeit freundlichst unterstützten. Die Erwägung jedoch, dass zur Lösung solcher Aufgaben noch äußere Umstände beitragen müssen, hindert mich, in dieser Hinsicht ein bindendes Versprechen abzugeben.

Wien. Dr. Rudolf Beer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Die homerische Batrachomachia des Karers Pigres nebst Scholien und Paraphrase. Herausgegeben und erläutert von Arthur Ludwich. Leipzig 1896. gr. 8⁰, VI u. 484 Ss.

Seit vielen Jahren hat der um die epische Literatur der Griechen hochverdiente gelehrte Herausgeber des vorliegenden Buches das Material zu einer umfassenden Publication des einzigen uns bekannten Thierepos der Griechen gesammelt. Bei aller Anerkennung der Leistungen seiner Vorgänger, wie namentlich der Verdienste, die sich Baumeister und P. Brandt um dieses Epyllion erworben haben, wird jedermann den großen Fortschritt anerkennen müssen, den die Arbeiten Ludwichs auf diesem Felde bedeuten. Die fast unglaubliche Verderbnis, welche der Text des Gedichtes im Laufe der Zeit erlitt, ist geradezu typisch für die Verunstaltung, die vielgelesene Werke der antiken Literatur schon im hellenistischen Zeitalter und unter den Händen der Byzantiner erfuhren. Der überlieferte Text könnte zu ganz falschen Vorstellungen über die Entstehungszeit und die literarische Fähigkeit des Verfassers führen: hellenistische Formen wie das in V. 179 allgemein, in V. 181 wenigstens in einem Theile der Überlieferung (darunter ist aber die zweitbeste Handschrift *Π*) eingedrungene *ἔοργαν*, eigenthümliche Missbildungen wie V. 143 *γεγάᾱτε*, prosodische Sonderbarkeiten wie V. 117 *ἣν παγίδᾱ καλέουσιν* oder V. 210 *'Αρτοφάγος δὲ Πολύφωνον κατὰ γαστέρα τύψεν* oder 217 *καὶ βάλεν οὐδ' ἀφάμαρτε, καθ' ἧπᾱρ· ὡς δ' ἐνόησε* haben ebenso wie barbarisch gebaute Hexameter (z. B. 227 *Ὑδρόχαρις δ' ἔπεφνε Πτερνοφάγον βασιλῆα*) längst den Wunsch rege gemacht, für die Constituierung des Textes eine möglichst umfassende Grundlage zu schaffen. Ludwichs Bemühungen in dieser Richtung waren von großem Erfolge gekrönt, indem er nicht weniger als 74 Handschriften für seine Zwecke verwerten konnte, über welche er schon im Programme der Königsberger Albertina vom Jahre 1894 (III) berichtete. Diese Codices hat er in vier verschiedene Classen

und innerhalb derselben zu bestimmten Familien geordnet, deren Verhältnis sorgfältig untersucht wurde. Damit ist für alle Zukunft eine feste Basis gegeben. Es wird zwar heutzutage niemand mehr auf die Irrpfade älterer Herausgeber gerathen, denen es darum zu thun war, nur möglichst viele Verse für das Epyllion zu gewinnen, ohne dass man viel nach ihrer Provenienz fragte — aber auch gegenüber den neueren Bearbeitern, die — seit Baumeister — sich nicht bloß mit Beschaffung neuer Quellen begnügten, sondern auch Quellenkritik übten, bedeuten Ludwichs Untersuchungen über die handschriftliche Tradition einen großen Schritt nach vorwärts. Er war es, der seinerzeit im Gegensatz zu Baumeister und Draheim bestrebt war, das Hauptgewicht auf die ältere Überlieferung zu legen. Allerdings muss der Codex L (Laurent. XXXII 3 des XI. Jahrh.), den auch L. mit anderen früher als wichtigste Quelle ansah, jetzt nach dem Bekanntwerden wertvollerer Zeugen der Überlieferung, wie vor allem des Codex Z (Barocc. 50 in Oxford, 10.—11. Jahrh.) und *Π* (Paris. suppl. gr. 690), gegen diese unbedingt zurücktreten. L. selbst führt den Nachweis, dass die gemäß dem Texte von L anzunehmende Anlage der Kampfscenen,[1]) wornach abwechselnd ein Frosch und eine Maus obsiegen sollten, bis zum Erscheinen des Troxartes und des Mäusehelden Meridarpax, eine Fiction des Urhebers der Recension von L darstellt, welche zum Theil durch die eigens zu diesem Zwecke ausgeklügelte Veränderung der Namensliste der kämpfenden Gegner erzielt wurde. Nach den nunmehr herangezogenen besten Quellen ist diese Fassung keineswegs die ursprüngliche, lässt sich aber immerhin ziemlich weit hinauf verfolgen.

Diese vom Herausgeber als Florentiner Recension bezeichnete Textgestalt charakterisiert sich durch eine besondere Übertreibungssucht, wovon ergötzliche Proben geboten werden (S. 106 f.). Um nur auf eine bezeichnende Scene hinzuweisen, finden wir hier eine Interpolation, wornach der Frosch Limnocharis der Maus Troglodytes einen Mühlstein (!) durch den Hals wirft (V. 213 *ἁπαλοῖο δι' αὐχένος τρῶσεν ἐπιφθὰς πέτρῳ μυλοειδέι*). — L. hat durch den Nachweis, wie schlimm der Text des Epyllions durch die Recension von L verunstaltet worden ist, die vollste Berechtigung seiner Forderung documentiert, dass bei der kritischen Herstellung des Gedichtes diese Fassung nicht zur Grundlage genommen werden dürfe. Will man dem Archetypon möglichst nahekommen, so muss wesentlich vom Texte der Oxforder Familie, deren Haupt die älteste Handschrift Z bildet, ausgegangen werden: da aber auch die Florentiner Familie ein Ausläufer desselben Stammes sei, wie die Oxforder, so könne allerdings nur betreffs einer kleinen Anzahl von Stellen auch auf die Lesarten der ersteren Rücksicht genommen werden. Ich möchte diese auf S. 110 behufs

[1]) Vgl. diese Zeitschr. 1882, S. 817 ff.

bequemerer Übersicht zusammengestellten Varianten noch in etwas zu Gunsten der Oxforder Sippe restringieren. Zunächst ziehe ich gleich die als erste angeführte *ἀνεθρέψατο* der Florentiner Variante *ποτ' ἐγείνατο* vor: die Möglichkeit des Ausdruckes *ἀνεθρέψατο* gibt übrigens der Herausgeber im Commentar S. 328 selbst zu, indem er Belege hiefür beibringt; ich glaube nicht, dass *ἐγείνατο*, wenn es ursprünglich wäre, gerade wegen seines häufigen Vorkommens bei Homer durch eine Erklärung '*ἀνεθρέψατο*' hätte verdrängt werden können: das Gegentheil ist viel wahrscheinlicher; auch *ποτε* ist nicht recht begründet. Da *ἀνεθρέψατο* das 'Erzeugen' voraussetzt, braucht man auch an der Wendung *μιχθεὶς κτλ.* in V. 20 nicht Anstoß zu nehmen. — Auch in V. 82 scheint mir die Oxforder Lesart 82 *δεινὸν ὄραμα* vor der Florentiner *πικρὸν* den Vorzug zu verdienen. Der Dichter mag sich bei Anführung des *ὕλλος*, der Wasserschlange, der Verbindung *δεινὸς ὄφις* erinnert haben; *δεινός* ist ein beliebtes Epitheton für dergleichen Ungethüme. Aber auch bei *ὄραμα* wird man es nicht beanstanden können, wenn man berücksichtigt, dass dies Epitheton wie hier in der Sphäre des Sehens, so auch in der anderer Sinne, wie des Hörens oder Riechens auftritt, vgl. *δεινὴ κλαγγή* Hom. *Α* 49, *δεινὴ (θεείου) ὀδμή* *Ξ* 145.

Die Oxforder Familie, welcher der Herausgeber mit Recht das größte Gewicht bei der Textesherstellung zuschreibt, setzt sich aus sechs Vertretern zusammen, den Handschriften *ZΠΠ*[r]tYM[r]: keine von ihnen ist aus einer anderen derselben Familie abgeschrieben. Sie zeichnet sich namentlich dadurch aus, dass sie am wenigsten von der Interpolation ganzer Verse zu leiden hatte. Ihr wichtigster Repräsentant Z enthält geradezu die reinste Fassung des Textes, im ganzen 277 Verse, wogegen z. B. die Handschrift *Ω*, welche eine aus dem Texte der Oxforder und Florentiner Familie contaminierte Fassung darstellt, deren 309 zählt: diese Thatsache fällt umsomehr ins Gewicht, als nicht weniger denn 126 Verse (also über ein Drittel des ganzen Gedichtes) als schwankend bezeichnet werden müssen.

Mit Hilfe der sorgsam gesichteten Überlieferung hat der Herausgeber in bescheidener Vorsicht es unternommen, dem Archetypus nahezukommen, indem er in derselben Weise, wie es schon in seiner vom Ref. in dieser Zeitschr. 1894, S. 885 ff. besprochenen Proekdosis geschehen ist, der aus den Handschriften sich ergebenden Tradition die wahrscheinliche Fassung des Archetypons gegenüberstellt. L. bemerkt ausdrücklich, dass es ihm fernlag, die Hand des Autors wiederherstellen zu wollen. Er verfährt hiebei mit wohlangebrachter Besonnenheit und will auch die Verse, die er selbst reconstruiert, nur als Lückenzeichen betrachtet wissen. Sehr zu billigen ist es, dass in dem Texte der 'Überlieferung' der schwankende oder verdächtige Wortlaut durch cursive Lettern auch äußerlich angedeutet ist. Der ungeachtet umsichtiger Auswahl sehr

reichhaltige kritische Apparat vermag eine Vorstellung von der unglaublichen Menge der Varianten zu geben, obzwar in erster Linie nur die maßgebendsten Handschriften (nebst den bedeutsameren Conjecturen) berücksichtigt werden.

Ein weiteres besonderes Verdienst hat sich der Herausgeber durch seinen ausführlichen kritisch-exegetischen Commentar erworben, der einen bedeutenden Theil des Buches (S. 318—425) umfasst. In anerkennenswerter Weise ist hier das richtige Verständnis des Gedichtes bedeutend gefördert, wenn sich auch gegen einzelne Behauptungen wird Einsprache erheben lassen. So halte ich im Eingange des Gedichtes die Frage, wie V. 3 herzustellen sei, noch nicht für gelöst: das nächstliegende ist und bleibt, *νέον*, wie es vom Scholion erklärt wird (*καὶ νεωστί*), als Adverb zu fassen (da die Verwendung als Adjectivum im Femininum für unseren Dichter doch zweifelhaft ist), und bei der überlieferten Aoristform des Prädicats *θῆκα* zu bleiben. Es ist ganz wohl denkbar, dass der Dichter für sein im Dienste der Musen eben fertiggestelltes Werk ihre Huld und Gunst erfleht, indem er den Wunsch hegt, den 'unermesslichen Kampf' allen Menschen zu Gehör zu bringen, deren Beifall er finden will. Eine Änderung des Particips *εὐχόμενος* zu *εὐξάμενος*, welche L. neben *θῆκα* für erforderlich hält, wäre nicht allzu gewagt. — Für das Archetypon nimmt L. in V. 69 die Fassung *Παλλάδ' ἐβώστρει* an, indem er auf V. 68 die VV. 74 und 75 folgen lässt. Ich vermag dies nicht gutzuheißen. An und für sich wäre neben *εὐχόμενος δὲ θεοῖς* die Anrufung der Pallas überflüssig: man kann nicht behaupten, dass sie etwa besondere Schützerin der Mäuse wäre; die Frage des Zeus in V. 174 erfolgt offenbar an sie als Göttin des Krieges; nach V. 275 aber will Zeus sie als Helferin für die Frösche entsenden. Sonach muss es bei *πολλὰ δ' ἐβώστρει* bleiben. Die VV. 74 und 75 aber halte ich, wie K. F. Hermann, für eine Interpolation: lässt man sie hier stehen, so leidet das ganze Satzgefüge an einer auffälligen Einschachtelung der Gedanken: es muss Bedenken erregen, wenn sich dann zwei durch *μέν* und *δέ* gegliederte Vordersätze ergeben, deren zweiter, da er einen wichtigen Gedanken enthält, durch einen Hauptsatz ausgedrückt sein sollte; und innerhalb dieses letzteren müsste meines Erachtens eher der in der Participialconstruction vorliegende Verbalbegriff Verbum finitum sein, oder mindestens statt des Particips *εὐχόμενος* eher ein Consecutivsatz erwartet werden. Alle Schwierigkeit entfällt, wenn die beiden genannten Verse schwinden und die Stelle die Gestalt erhält, wie sie auf S. 150 nach der Überlieferung gegeben ist. Dann heißt es also *ἀλλ' ὅτε δὴ ῥα κύμασι πορφυρέοις ἐπεκλύζετο, πολλὰ δ' ἐβώστρει* und weiter mit der von L. vorgenommenen kleinen Änderung *ἄχρηστον δέ τ' ἄνοιαν ἐμέμφετο*. Das *δ'* nach *πολλά* ist dann ein *ἀποδοτικόν*, wie es nach einer temporalen Protasis im folgenden Hauptsatz in epischem Sprachgebrauche oft

genug erscheint, so z. B. nach vorausgehendem ὅτε δή (wie hier) Hom. *E* 438 f., *Π* 705 f. (vgl. *Υ* 447 f.), *Η* 313 f., *Ρ* 732 f., ι 181 f. — Den V. 113 f. gibt L. im Anschlusse an die hier freilich zum Theile verwischten Spuren der früheren Überlieferung in der Fassung υἱέα μοι πρῶτον δορκήσατο θὴρ μυοφόρβος. ⟨ἡ γαλέ⟩η κλονέοντα ⟨ῥάχι⟩ν σιάλοιο τυχοῦσα: während ich den Wortlaut des ersten Verses für vollständig hergestellt erachte, kann ich mich mit dem zweiten nicht ganz einverstanden erklären. Zunächst glaube ich, dass die Conjectur Hearnes mit Beibehaltung von πτέρνας (πτέρναν) aus V. 112, der mit 113 in *Z* von einer Hand des XI. Jahrhunderts eingetragen ist, πτέρνας (lies πτέρναν) σιάλου κλονέοντα τυχοῦσα näher liegt, zumal πτέρνα sicher auch in V. 37 als Gegenstand des Mäusefraßes vorliegt und auch in den echten Mäusenamen Πτερνογλύφος (224) und Πτερνοτρώκτης (29) wiederkehrt: somit ist das ein beliebter Ausdruck des Epyllions, der an unserer Stelle nicht durch ῥάχις zu ersetzen wäre. Was aber den Eingang des Verses betrifft, so halte ich das in *Z* bewahrte μεγάλη für ursprünglich. Aus dem vorangehenden Verse ward davor θήρ wiederholt, an Stelle eines anderen etwa dem Schreiber unbekannten Wortes, welches soviel heißen mochte wie γαλέη, das wahrscheinlich als Glossem darüber geschrieben wurde und dann in den Text der jüngeren Tradition gerieth. Dies war vielleicht die etwas ungewöhnlichere einsilbige Form κτίς (Wiesel), die bei Hesychios neben ἰκτίς bezeugt wird; es dürfte also hier einst κτὶς μεγάλη geheißen haben; dass das Wiesel vom Standpunkte der Mäuse das Epitheton μεγάλη führen kann, wobei Troxartes noch in diesem speciellen Falle ein kräftiges, wohl ausgewachsenes Exemplar im Auge haben konnte, ist keine Frage. Enthält nicht vielleicht die Fassung der jüngeren Überlieferung noch eine gewisse Spur von κτίς in ἔ-χθισ-τος γαλέη? Die Vertauschung der Tenues mit den Aspiratä im hellenistischen Zeitalter ist bei weniger sorgfältigen Abschreibern oft vorgekommen, es konnte also χθις (= κτίς) mit γαλέη darüber geschrieben sein, woraus dann mit Weglassung des μεγάλη — ἔχθιστος γαλέη construiert worden wäre. Das bei L. den Eingang des Verses bildende ἡ γαλέη erscheint mir auch wegen des Artikels bedenklich, da die von ihm aus Homer beigebrachten Parallelen anderer Art sind: in allen wird der Artikel attributiven Begriffen vorgesetzt, während der Hauptbegriff vorangeht (Αἴας δ' ὁ μέγας, Φοῖνιξ δ' αὖθ' ὁ γέρων, κεῖνον διομένη τὸν κάμμορον, τιμῆς τῆς Πριάμου, αἰετοῦ οἴματ' ἔχων μέλανος τοῦ θηρητῆρος, vgl. ι ἤξεις τὰς βατράχων μιμούμενος Batr. 149), an unserer Stelle aber steht die Sache gerade umgekehrt, θὴρ μυοφόρβος ist nicht der Hauptbegriff, das wäre vielmehr γαλέη selbst. — Als Fassung des Archetypons im zweiten Hemistichion von V. 125 möchte ich κνήμας ⟨δ' oder τ'⟩ ἐκάλυπτον ansehen, wie sich aus der Überlieferung von *Π* und anderen

Handschriften ergibt, dem die unmetrische Fassung von Z *καὶ περὶ κνήμισιν ἔθεντο* doch noch ziemlich nahe steht. L. hat unter berechtigter Verwerfung der Variante *εὖ ἀσκήσαντες* der Florentiner Recension *κνήμῃσι καλύπτρην* als Wortlaut des Archetypons vermuthet, weil sich V. 126 sonst nicht wohl anschließe: diesem Bedenken ist leicht abgeholfen, wenn in diesem Verse nur für *οὓς αὐτοί* einfach *τοὺς δ' αὐτοί* geschrieben wird, zumal οὓς durch den gleich folgenden Eingang von V. 128 *οὓς γαλέην κτλ.* veranlasst sein könnte. Für Beibehaltung des Verbums *καλύπτειν* spricht auch V. 161. Wenn der Herausgeber an beiden Stellen die gleiche Form des Präteritums voraussetzen zu müssen glaubt, so wäre es nicht zu gewagt, dieselbe herzustellen. — In V. 141 ist die Ersetzung von *Ψιχάρπαγα*, *ὃν* durch *τόν*, die Brandt vornahm, nicht nothwendig, da der Hiatus in der bukolischen Diärese zumal bei durch Interpunction gekennzeichnetem Gedankenabschluss durchaus legitim ist; vgl. 19 *ἀνεθρέψατο* (oder *ἐγείνατο*), *Ὑδρομεδούσῃ*, ja sogar 202 *Λειχήνορα οὔτασε δουρί*. In der homerischen Poesie gibt es Beispiele genug, z. B. ω 215 *ἱερεύσατε, ὅς τις ἄριστος*. — Ob das Archetypon in V. 153 *ἐν ὅπλοις στῶμεν* bot, erscheint mir zweifelhaft: da Z $Π^a$ t M^s, also vier von den sechs Vertretern der Oxforder Familie, *ἔνοπλοι* geben, so kann letzteres mindestens schon als alte Variante angesehen werden. — In V. 157 entschied sich der Herausgeber für die Aufnahme von *σὺν ἐκείνῳ* als Lesart des Archetypons. Für echt halte ich sie nicht. Mag man auch in V. 144 *ἀπέφηνε*, wofür Brandt mit gutem Grunde *ἀπέβαινε* verlangte, im Texte belassen, immer bleibt es eigenthümlich, dass Physignathos gegen alles Herkommen den durch sein Amt geheiligten Herold, welcher die Frösche zu ritterlichem Kampfe herausgefordert hat, noch besonders als Gegenstand des Angriffes bezeichnen sollte. Es ist auch sehr fraglich, ob der Herold noch als anwesend zu denken ist, da Physignathos doch nicht so unvorsichtig sein wird, in seiner Gegenwart den ganzen Schlachtplan (150 ff.) der Frösche zu enthüllen; doch könnte *σὺν ἐκείνῳ* auch vom Abwesenden gesagt werden. Aber es bleiben noch weitere Schwierigkeiten übrig. Physignathos spricht sonst fortwährend nur von den Gegnern im Plural, also von der Gesammtheit der Mäuse; es ist gänzlich unmotiviert, eigens noch den Herold zu nennen. Will man also nicht statt des zum Theile überlieferten *σὺν ἔντεσιν* zu der Besserung *σὺν τεύχεσιν* greifen, was L. wegen des später zu errichtenden Tropaion (V. 159) widerräth, so ist immer noch *σὺν ἐκείναις* (den Helmen) annehmbarer als *σὺν ἐκείνῳ*, dem auch ein kleines metrisches Bedenken anhaftet, über das man hinwegsehen könnte; hiefür wäre jedoch nicht Homer *Λ* 307 *ᾖιε σύν τε Μενοιτιάδῃ καὶ οἷς ἑτάροισιν* als Parallele anzuführen, da *καί* vor einem digammierten Worte seine Länge in der Senkung behält. — Die beste Überlieferung gibt V. 161 *φύλλοις μὲν*

μαλαχῶν κνήμας ἀμφεκάλυψαν; die fehlenden zwei kurzen Silben erscheinen in einem Theile der Handschriften durch ἑὰς mit Correption des Accusativausganges ausgefüllt. Ist diese Schreibung zu verwerfen? Wenn Hesiod in den Erga 58 sagen durfte ἑὸν κακὸν ἀμφαγαπῶντες, so wird man dem Verfasser unseres Gedichtes die Berechtigung nicht absprechen können, auch seinerseits ἑός mit Bezug auf ein plurales Subject zu gebrauchen; hat doch auch z. B. Kallimachos Fr. 11, 2 (aus den Aitia) geschrieben: κοῦροι τὸν φιλέουσιν, ἑὸν δέ μιν οἷα γονῆα χειρὸς ἐπ' οἰκείην ἄχρις ἄγουσι θύρην. Die Kürzung des Ausganges aber kann mit Rücksicht auf die nicht wenigen bekannten Beispiele bei Hesiod, Tyrtaios, Empedokles, Theokrit umsoweniger befremdlich sein, wenn wirklich Pigres von Halikarnassos der Verfasser des Epyllions ist; denn dann dürfte man in dieser prosodischen Messung einen Dorismus sehen, der einem Dichter aus einer Stadt der dorischen Hexapolis, mochten sich dort auch vielfach schon ionische Einflüsse geltend machen, ganz wohl anstand. Deshalb möchte ich κνήμας ἑὰς ἀμφεκάλυψαν für die alte Fassung halten. — Im nächsten Verse 162 hat der Herausgeber für das überlieferte θώρηκας δ' εἶχον καλῶν χλοερῶν (oder χλωρῶν) ἀπὸ σεύτλων die Neubildung καλλιχλώρων in den Text eingeführt. Ist es nicht einfacher, an θώρηκας .. καλοὺς zu denken? Häufig sind die Flexionsausgänge durch Anlehnung an ein benachbartes Wort in den Handschriften verderbt worden. Vgl. auch 163 φύλλα .. κραμβῶν εἰς ἀσπίδας εὖ ἤσκησαν. Übrigens wäre die epische Form χλοερῶν festzuhalten, die unter anderem *Π* gibt; in *Z* steht χλορῶν mit Ausfall des ε, von jüngerer Hand wurde aus ο ein ω gemacht. — In V. 249 ist zumeist ἥλατο δ' ἐς τάφρον. ὅπως κτλ. überliefert: einen Versuch, die bedenkliche Längung des Auslautes ον zu beseitigen, stellt die unstatthafte Pluralform τάφρους (so auch *Π*) dar. L. schrieb (nach V. 225) λίμνην, was, wie ich glaube, das (251) gleich folgende ἔσχατα δ' ἐκ λίμνης ἀνεδύσετο verbietet, eine Schwierigkeit, die der Herausgeber selbst fühlte (S. 398). Da nun der Begriff τάφρος hier ganz angemessen ist, so wäre meines Erachtens nur eine dem Metrum genügende Form zu wählen; dürfen wir den besten Handschriften des Herodot AB (X. und XI. Jahrhundert) bei Stein und dem Citate des Suidas glauben, so hätte der Halikarnassier IV 201 τάφρην ὀρύξαι εὐρέαν geschrieben; dann könnte auch der Halikarnassier Pigres von dieser Form Gebrauch gemacht haben: andernfalls ist vielleicht τάφρευμ', das schon Platon Nom. VI p. 761 B verwendet, zu wählen. Die positio debilis in der Senkung ist im Inlaute natürlich nicht zu beanstanden. — Mit vollem Rechte hat der Herausgeber nach V. 267 die Lücke, welche hier zweifelsohne anzunehmen ist, angezeigt. Es fehlt die eigentliche Aristie des Meridarpax. — Eine kleine Schädigung dürfte V. 289 durch Verlust des Schlusses erlitten haben. Zeus schreckt

ie Kämpfer mit dem Blitze. Wenn es nun heißt *πάντας μέν* *' ἐφόβησε βαλὼν ἐπὶ τοὺς δέ τε μύας*, so scheint mir der Schluss nur eine aufs Gerathewohl in barbarischem Griechisch versuchte Ergänzung einer Lücke darzustellen. Demgemäß kann ich mich mit dem von L., der von den überlieferten Worten ausgieng, vorgeschlagenen *ἐπιδοὺς δέ τε μύδρους* nicht befreunden. Den ursprünglichen Wortlaut wird man mit unseren Mitteln überhaupt nicht herstellen können; es sind nur Vermuthungen möglich: Brandt, der an *ἐπὶ τούσδε* festhielt, fügte *Κρονίων* hinzu, während Peppmüller zu *βαλὼν* — *ψολόεντα κεραυνόν* ergänzte. — In Anbetracht der Häufigkeit der epischen Form *ἠέλιος* stört das in V. 302 zumeist überlieferte *ἥλιος ἤδη* sehr; indes hat doch auch die zweitbeste Handschrift der Oxforder Familie *Π ἠέλιος*. Ich möchte mich deshalb für Häberlins kleine Änderung *ἐδύσετο δ' ἠέλιος δή* aussprechen.

Der Herausgeber hat sich nicht bloß durch die Kritik des Textes und den Commentar hohe Verdienste um das Epyllion erworben, er gibt uns auch als der erste eine wohlgesichtete Sammlung der Scholien (S. 198—308), über die er in der Einleitung §. 34 ausführlich handelt. Er war hiebei bestrebt, Scholien aus den verschiedenen Handschriftenfamilien zu gewinnen. Sie sind zumeist anonym: unter einem bestimmten Namen treten nur zwei Massen auf, die des Moschopulos und des Laonikos von Kreta. Nach Stoffwahl und Ausdrucksweise möchte der Herausgeber auch die anonymen Scholiasten innerhalb desselben Kreises suchen, den Moschopulos repräsentiert. Den ältesten Bestand dürften die Glossatoren des Gedichtes bieten. Man muss dem Herausgeber dankbar sein, dass er sich der nicht gerade angenehmen und erquicklichen Arbeit unterzog, den ganzen Scholienbestand kritisch zu mustern und lesbar zu machen; es war dies aber insofern eine fruchtbare Leistung, weil die Scholien trotz aller ihrer Banalität und Trivialität (wofür L. ganz ergötzliche Belege gibt, vgl. S. 125) keineswegs ohne Wert für die Kritik sind, sondern wiederholt das Mittel an die Hand geben, dem Ursprung der vielfachen Corruptelen des Textes nachzugehen. Die Ausgabe selbst liefert Beweise, dass sich auf diesem Wege kritische Ergebnisse gewinnen lassen. Dies gilt namentlich von den aus den Scholien geflossenen Glossemen, die, mochten sie sprachlich-formaler, syntaktischer, ergänzender oder paraphrasierender Art sein, den Text des Gedichtes mannigfach beeinflusst haben.

Ohne kritischen Wert hingegen ist die vielleicht von Theodoros Gaza, der den Cod. O für Franz Filelfo herstellte, rührende Prosaparaphrase, die auf Grund der dem Contaminationsverfahren huldigenden sogenannten spanischen Handschriftenfamilie verfasst ist. L. gibt den Text im Anschluss an die Scholien.

Hin und wieder begegnen darin auch kurze Citate einzelner classischer Autoren. Unter den auf Hesiod bezüglichen befindet

sich eines, das wegen seiner Verderbtheit von L. bezweifelt wird, sich aber, wie ich glaube, auf seine ursprüngliche Gestalt zurückführen lässt: S. 273, 10 heißt es zum Lemma *καὶ κέρα κοχλιῶν· ἡ εὐθεῖα τὸ κέρας, καὶ κλίνεται τοῦ κέρατος, ἡ αἰτιατικὴ τῶν πληθυντικῶν τὰ κέρατα, καὶ κατὰ ἀποκοπὴν Δωρικὴν τοῦ τ γίνεται κέρα, ὡς καὶ τὸ 'κέρα φυπέση' κατὰ τὸν Ἡσίοδον. ἀντὶ τοῦ γλαφυρὸν καὶ κοῖλον καὶ βαθύ.* L. bemerkt zu *'Ἡσίοδον]*: „*Ὅμηρον*? oder steckt der Name eines Grammatikers dahinter?“ Hier ist vor allem die Erklärung *'ἀντὶ τοῦ γλαφυρόν'* zu beachten. Da nun früher von der *ἀποκοπή* von *κέρατα* zu *κέρα* die Rede ist, dürfen wir die Anführung eines zweiten Beispieles einer solchen vermuthen. Und thatsächlich ist in dem verstümmelten *κεραφυπεση* unter Berücksichtigung des Fingerzeiges *'ἀντὶ τοῦ γλαφυρόν'* ein derartiger Beleg aus Hesiod zu erkennen: es entstand aus *καὶ γλάφυ πετρῆεν* (Erga 533), wobei die ersten Buchstaben unter dem beirrenden Einflusse des vorausgehenden *κέρα* die Stelle der zum Theile unleserlich gewordenen einnahmen. Zum Überfluss vgl. das Scholion des Proklos zu der Hesiodstelle S. 319, 25 Gaisf. *τρισὶν ἀποκοπαῖς ὀνομάτων ἐχρήσατο (Ἡσίοδος) τὸ μὲν σκέπασμα σκέπα καλῶν, τὴν δὲ νιφάδα νίφα, τὸ δὲ γλαφυρὸν γλάφυ.*

Bei dem Citat S. 266, 33 *ἐπέφυκον ἐπὶ στιβαροῖς μελέεσσιν* sind vor 'Schild 76' auch die anderen Hesiodstellen zu nennen, wo dies Hemistichion vorliegt, Theog. 152, 673, Erga 149.

Mit Rücksicht auf den vielfachen Wert, welchen die späteren Scholien wegen ihrer sprachlichen Fassung auch für die Forschung auf byzantinischem Gebiete besitzen, wird das vom Herausgeber zu ihnen und der Paraphrase angefertigte reichhaltige Wortregister (S. 437—471) gewiss recht willkommen sein. Diesem geht ein Index des Wortschatzes der Batrachomachie selbst voran. Ein drittes 'Sachregister' orientiert unter zutreffenden Schlagwörtern über die in großer Menge in der Einleitung und im Commentar begegnenden Details.

Den Hinweis auf einige höchst wichtige Capitel der Einleitung habe ich mir zum Schlusse aufgespart. Es sind dies diejenigen, welche die literarhistorischen Fragen betreffen. Von der Entstehung der Thiersage, deren Wesen in charakteristischer Art dargelegt wird, ausgehend gibt L. eine interessante Studie über das Verhältnis des Thierepos zum Thiermärchen und zur Thierfabel. Hieran schließt sich eine eingehende Untersuchung über den eigentlichen Titel unseres Gedichtes: nach Analogie einer Menge ähnlicher Bildungen, wie *Γιγαντομαχία*, *Κενταυρομαχία*, *Τιτανομαχία* u. dgl., namentlich aber unter Beachtung der Bezeichnungen von Thiergedichten, die in den allerdings spät entstandenen Homerbiographien vorkommen, wie *Ψαρομαχία*, *Ἀραχνομαχία* und *Γερανομαχία*, ergibt sich, dass eine Benennung berechtigt ist, die nur einen der Kampfesgegner anführt. Die

Entscheidung, ob *Βατραχομαχία* oder *Μυομαχία* das ursprüngliche ist, fällt auf Grund der Titulatur in der besten Handschrift Z, dann der Bezeichnung des Gedichtes in den Apophoreta des Martialis und noch anderer Quellen zweiter Ordnung zu Gunsten der ersteren aus. Ganz unzulässig sind die in den Handschriften bald als *Βατραχομυομαχία*, bald als *Μυοβατραχομαχία* (dies z. B. in *Π*) auftretenden Doppelcomposita.

Auch die Frage nach der Abfassungszeit des Gedichtes, respective dessen Verfasser erfährt seitens des Herausgebers eine eigene quellenmäßige Besprechung. Er entscheidet sich für Pigres, den Bruder der älteren Artemisia, mit dessen Epoche sowohl die in dem Gedichte vorliegenden Andeutungen des Culturzustandes wie auch die sprachliche und metrische Form des Gedichtes im Einklange stünden; speciell die öftere Vernachlässigung der sogenannten positio debilis ist, wie der Herausgeber nachweist, kein Grund, das Epyllion zeitlich weiter herabzudrücken. Noch ein weiterer Umstand, der diese Annahme gut zu stützen geeignet wäre, ist beachtenswert: die Entstehung unseres Gedichtes würde einer Zeit naherücken, in welcher aus demselben hellenischen Gebiete, das die Heimat des Pigres war, Männer von hoher literarischer Bedeutung, wie der Dichter Panyassis und der Geschichtschreiber Herodot, hervorgiengen. Zudem galten die Nachbarlandschaften Phrygien oder Lydien als die Heimat des Thierfabeldichters Aesop. Nicht uninteressant ist in dieser Beziehung die Schilderung der Scenerie, welche nach L.s Meinung (im Commentar zu V. 199) der Verfasser des Gedichtes seinem Heimatlande entnommen hätte. Diese zeigt Ähnlichkeit mit der Beschreibung des Gebietes von *Μυοῦς* (Mäusestadt) in Karien mit der Landzunge *Μυκάλη* durch Pausanias VII 2, 11; an den Namen des Vorgebirges *ἡ Τρωγίλιος ἄκρα* (Strab. XIV 636) könnten nach L. die Mäusenamen *Τρωγλίτης* (206) und *Τρωγλοδύτης* (247) anklingen.

Mit den hier gegebenen Andeutungen ist der reiche Inhalt des Buches nicht erschöpft. Nur wer es selbst zur Hand nimmt, wird seinen vollen Wert zu schätzen wissen. L. hat uns eine reife Frucht gediegener Arbeit geboten, für welche ihm alle Fachgenossen Dank schulden. Er hat an der Beseitigung des zähen Gestrüpps, das sich wie um Dornröschen um die liebenswürdig heitere Dichtung seit vielen Jahrhunderten gelegt hat, redlich mitgeholfen. An seine Ausgabe wird jede weitere Forschung anzuknüpfen haben.

Prag. Alois Rzach.

Callimachi hymni et epigrammata iterum edidit Udalricus de Wilamowitz-Moellendorff. Berolini apud Weidmannos 1897. 68 SS. Preis 80 Pf.

'Nulla esset ars nostra, si auctis recensionis subsidiis tantum erroris convinceremur' kann W. in der Vorrede der nach 15 Jahren nothwendig gewordenen 2. Auflage sagen, da trotz der Heranziehung von drei neuen Handschriften nur an einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Stellen geändert wurde und es sich hierbei zumeist um die wohlbegründete Rückkehr zu der schon früher bekannten handschriftlichen Lesart handelt. Die wenigen auf Conjecturalkritik beruhenden Änderungen können wohl sämmtlich hier verzeichnet werden: I 79 ist des Herausgebers *ἐπὶ χθονὸς* (für das handschriftliche *ἐπεὶ διὸς*) in den Text genommen, 80 wird mit Bentley *σφε* geschrieben. II 72 steht jetzt Kaibels *τὸ δὴ* im Texte. III 43 wird — es ist dies der einzige Fall — mit Vahlen eingeklammert. 243 schreibt W. mit Jan, De Callimacho Homeri interprete. Straßburg 1893, S. 105 *ῥήσσωσιν*. IV 10 ist *Κύνθιος* in den Text genommen, das jetzt, wie manche andere früher den deteriores zugeschriebene Lesart, als Emendation des Laskaris bezeichnet wird. 36 und 39 setzt W. *τοι* für *σοί*. 321 kommt desselben *πρὶν μεγάλῃ* dem handschriftlichen *μέγαν ἦ* jedenfalls näher als das frühere *κεραόν*. VI 12 *οὐδ'* für *οὔτ'*. 25 Schneiders *τεῖ* statt des *τᾷ* von W. Endlich erwähne ich für V 93 f., wo die handschriftliche Lesart mit der crux erscheint, die in der adnotatio vorgebrachten Conjecturen: *ἄγε μὲν ἀμφοτέραισι* und *ἁ μάτηρ, γοερᾶν*.

Die neuere Literatur, die, wie schon einige der besprochenen Stellen zeigen, verwertet ist, wird in der Vorrede mit scharfer Kürze charakterisiert. Vielleicht hätten sich hiebei auch die allerdings nicht gerade wertvollen kritischen Beiträge (wie Dittrich, Neue Jahrb. f. Phil. 141, 829, Häberlin, Philol. 46, 69) kurz zusammenstellen lassen. Vermuthlich hätte W. auch hier Entlegenes beigebracht, wie 2, 112 zur endgiltigen Vertheidigung der Lesart *φθόνος* ein Scholion zu Gregor von Nazianz oder zu III 213 Danielsson, Gr. *ἀσύλλωτος*, *λωτίς*. Idg. Forsch. 4, 158 ff. Dieser bringt *ἀσύλλωτος* mit der Wurzel *λω* 'verweben, verknüpfen' zusammen und übersetzt an der Kallimachosstelle: 'infolge fehlender Zusammenheftung unbedeckt' (vgl. Ovid, Fast. I 408 altera dissuto pectus aperta sinu).

Was endlich die neu herangezogenen Handschriften betrifft, habe ich Neue phil. Rundsch. 1897, 399 auseinanderzusetzen Gelegenheit gehabt, W. biete keinen ausreichenden Beweis dafür, dass der vielleicht dem 14. Jahrhundert angehörige Athous wesentlich besser sei als einige aus Schneiders zweiter Gruppe auszuscheidende Handschriften. Wohl aber hat W. mit Recht, dieser Gruppe folgend, beispielsweise VI 15 die Lücke ausgefüllt und 118 *ἄσατε παρθενικαί* geschrieben. Ich erwähne noch, dass in einer

dieser Handschriften, dem Vaticanus 1379, wie ich in den 'Kallimacheischen Studien' (Programm Wien-Hernals 1895, S. 6, Anm. 2) berichtet habe, wenigstens die ersten vier Verse des auch im Athous enthaltenen byzantinischen Gedichtes auf die Werke des Kallimachos — allerdings von zweiter Hand — stehen. W. bemerkt nur (S. 13) 'e codice Vaticani simili anonymum Bernensem, de quo Ricardus Reitzenstein Herm. 26, 308 rettulit, Byzantinum de scriptis Callimachi epigramma sumpsisse'.

Radautz. Dr. Wilh. Weinberger.

Corpus scriptorum historiae Byzantinae editio emendatior et copiosior consilio B. G. Niebuhrii C. F. instituta, auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae continuata. Ioannis Zonarae epitomae historiarum tom. III (libri XIII—XVIII). Edidit Theodorus Büttner-Wobst. Bonnae impensis Ed. Weberi 1897. gr. 8°, XXI u. 933 SS.

Von den *'Επιτομὴ ἱστοριῶν* des Zonaras waren in dem genannten Corpus bisher nur zwei Bände, bearbeitet von M. Pinder, Bonn 1841/4, erschienen, welche die ersten zwölf Bücher des Werkes umfassten. Es fehlte also noch der dritte Band, der die Bücher 13—18 enthalten sollte. Die Ausführung desselben wurde von der Berliner Akademie dem durch seine Aufgabe des Polybios rühmlich bekannten Gelehrten Prof. Th. Büttner-Wobst übertragen, der nun in dem vorliegenden Buche die große Aufgabe in vollkommen entsprechender Weise gelöst hat. Während Pinder, der 1871 starb, nicht die Muße fand das begonnene Werk zu vollenden, wurde das von ihm Geleistete durch die 1868/75 zu Leipzig bei Teubner in sechs Bänden erschienene Ausgabe von L. Dindorf bei weitem überholt. Schon in der Vorrede zu dem ersten Bande hatte Dindorf mit Recht sich dahin ausgesprochen, dass die Grundlage für die Kritik des Textes der im Jahre 1289 geschriebene Parisinus Regius 1715 (A) bilde, da er allein einen reinen, nicht interpolierten Text biete. Die anderen interpolierten Handschriften, die nicht aus A stammen, seien nur da, wo dieser Fehler oder Lücken biete, heranzuziehen. Im fünften Bande gab er eine Collation des Monacensis 324 (C) saec. XIII (oder XIV in. ?), der dem Alter nach A am nächsten steht, und dann eine neue Vergleichung des Paris. A, die F. Haase besorgte. Dieser Ansicht Dindorfs schließt sich nun der neue Herausgeber in seiner F. Hultsch gewidmeten Ausgabe an. Auch er legt alles Gewicht auf A, die anderen, welche, wie er S. XI f. nachweist, von byzantinischen Gelehrten, mitunter aus politischen Motiven interpoliert sind, berücksichtigt er nur da, wo Fehler in A zu verbessern oder Lücken zu ergänzen sind. Um eine ganz zuverlässige Grundlage für die Texteskritik zu erhalten, hat er neben A und C noch zwei Monacenses 325 saec. XIV (E) und 93 saec. XVI (D) neu ver-

glichen und auch eine von S. Mekler ausgeführte neue Collation des Vindobonensis 16 saec. XV (B) verwertet; die Handschriften B C D E hatte nämlich schon Hieronymus Wolf neben einem jetzt verschollenen unvollständigen Codex in der von ihm besorgten editio princeps (Basel 1557) benützt. Außerdem wurden auch die von Ducange in seiner zu Paris 1686/7 erschienenen Ausgabe aus den Parisini 1714, 1716, 1717, 1718, 1768 angeführten Lesarten in Betracht gezogen. Die übrigen, ziemlich zahlreichen Codices, unter welchen noch der Vaticanus 136 und der Mutinensis II F 12 dem Monacensis 325 am nächsten stehen, wurden nicht berücksichtigt, um nicht den Apparat ohne Noth zu belasten. Durch eine sehr praktische Anwendung von Siglen ist es ermöglicht, die ganze Textesgeschichte in den Ausgaben von Wolf, Ducange und Dindorf zu übersehen.

Die Frage über die Quellen, die Zonaras für die vorliegenden Bücher benützt hat, konnte keine Behandlung finden. Der Verf. hatte allerdings einen Aufsatz „Commentarii de fontibus Zonarae" der Berliner Akademie druckfertig vorgelegt; aber dieser konnte, da der Umfang des Bandes zu groß geworden wäre, keine Aufnahme finden. Der Herausgeber verspricht, diesen Gegenstand in einem eigenen, deutsch geschriebenen Buche zu erörtern. Für die Kritik sind die betreffenden Schriftwerke natürlich herangezogen worden, wobei freilich zu bemerken ist, dass sich Zonaras nicht an den Wortlaut seiner Quellen bindet und die Schriftsteller, die hier in Betracht kommen, uns nicht immer in ganz zuverlässigen Ausgaben vorliegen. Wichtiger sind für die Kritik die Schriftsteller, welche Zonaras ausschrieben. Doch auch hier verfügen wir mehrfach nicht über solche Ausgaben, die eine ganz sichere Grundlage abgeben könnten.

Weiterhin musste der Herausgeber sich zum Grundsatze machen hauptsächlich nach A das Werk des Zonaras mit allen Eigenthümlichkeiten seiner Sprache vorzulegen und in der Behandlung des Textes streng conservativ zu verfahren. Schon Dindorf hatte gegenüber den früheren Herausgebern bemerkt, dass Zonaras ein byzantinisches Griechisch schreibe, und vielfach die Überlieferung zu ihrem Rechte gebracht; aber auch er ließ sich durch die leidige Sucht zu uniformieren, zu gewaltsamen Änderungen verleiten. Erst durch die vorliegende Ausgabe erhalten wir ein treues Bild der Sprache des Zonaras, deren Eigenthümlichkeiten in einem Index annotationum voluminis tertii unter Verweisung auf die Bemerkungen zu den einzelnen Stellen im Commentare übersichtlich zusammengestellt sind.

Man wird an der Textgestaltung nicht leicht etwas auszusetzen finden. Ref. kann sich nicht rühmen, den Zonaras eifrig gelesen zu haben, am wenigsten die vorliegenden Bücher, während die Bücher 3 und 4 für ihn mehr Interesse boten. Doch hat er, um seine Pflicht zu erfüllen, große Stücke des vorliegenden Bandes

neu durchgenommen. Weniges ist ihm hierbei aufgefallen. So möchte er S. 16, 10 der Lesart in A *συνδουμέναις*, zu welcher der Herausgeber *'fortasse recte'* bemerkt, kein Gewicht beilegen; sie ist durch Angleichung an *χαλκαῖς* entstanden. 74, 7 ist der Fehler *γράσταν* in E durch das vorhergehende *λούσταν* hervorgerufen. 80, 7 wird wohl *Σκυθικὴν* bei Zonaras richtig sein, wie auch der anonymus Foersteri zeigt, ob aber dieser Fehler dem Dichter dieser Verse angehört, möchte man bezweifeln; es kann ja in der Quelle, aus der Zonaras und der Anonymus schöpften, *καὶ* vor *Σκυθικὴν* ausgefallen sein. Wenn 83, 9 *Ἱσπανία* eine *πόλις* genannt wird, kann wohl dies aus dem Gebrauche von *πόλις* gleich Land, der sich bei Späteren oft findet, entstanden sein.

Unter dem griechischen Texte steht, wie in allen Ausgaben des Corpus eine lateinische Übersetzung. Es ist die von Wolf, welche der Herausgeber mehrfach verbessert hat.

Eine sehr willkommene Beigabe ist der große, die Eigennamen in der Epitome enthaltende Index, der unter einem eigenen Titel die SS. 777—932 umfasst. S. 933 ist noch ein Index auctorum beigefügt.

Indem wir den Bericht über die treffliche Ausgabe schließen, regt sich der Wunsch, dass auch die beiden ersten Bände in gleicher Bearbeitung von derselben kundigen Hand erscheinen mögen. Doch das liegt im Schoße der Götter.

Wien. Karl Schenkl.

Cäsars gallischer Krieg. Ein Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für Tertia von Prof. Dr. Ernst Wezel. Oberlehrer am Königl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin. Erster Theil (Buch 1—3). 2. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1897. gr. 8°, VIII u. 112 SS. Preis geb. 1 Mk. 50 Pf.

Über die Art und Weise der Verarbeitung des überaus reichlich fließenden Stoffes hat sich der Verf. in der 1. Auflage (jetzt S. V f.) selbst geäußert. Er unternahm es, auch äußerlich den Stoff so zu behandeln, dass eine gewisse Abwechslung — natürlich soweit eine solche innerhalb der durch die Schule selbst gesteckten Grenzen möglich war — erreicht wurde. Es wechseln Gespräche mit geographischen Schilderungen und geschichtlichen Erzählungen, dann Briefe, Reden, Berichte an den Senat oder Berichte von Legaten an den Befehlshaber: fruchtbare Winke für alle Collegen, die auf Grund der Lectüre deutsche Vorlagen für ihre Schüler auszuarbeiten haben. Manche Stücke lesen sich ganz prächtig, z. B. I 21, andere fesseln durch ihren Inhalt, z. B. I 47 b, ob Ariovist lateinisch und Cäsar deutsch verstanden hat, und überhaupt verdient das Streben, möglichst gutes Deutsch zu bieten, eine verdiente Anerkennung. Freilich wohl hätte der Verf. noch weiter gehen können; vermeiden lassen sich doch Satzbildungen

wie: 'wenn du ... gethan haben wirst, dann wird — bestehen' (S. 28), oder 'wenn die Römer durch den Mangel an Lebensmitteln hart — werden bedrängt werden, dann werden sie — sich — ergeben' (S. 98). Da möchte ich doch lieber, wenn es überhaupt sein muss, das Tempus angeben, statt dieses lederne Schuldeutsch zu schreiben, das ja niemand wirklich spricht. Man lese auch sonst den letztangeführten Satz aufmerksam. Ich hätte ihn lieber activ belassen, was doch entsprechend wäre, und hätte lieber dabei eingeklammert 'passiv'. Das würde zwar ein Mehr an geistigem Exercitium bedeuten, aber fürs erste kann das nicht schädlich sein, und dann wäre die Sache besser deutsch ausgedrückt.

Für unsere Quarta passt das Büchlein aus dem Grunde nicht. weil darin nicht der vorgeschriebene grammatische Lehrstoff systematisch behandelt ist. Buch I z. B., das bei uns gelesen werden muss, verbreitet sich über den Genetiv und Accusativ. Indes sind schon in den ersten Stücken fast alle einfachen syntaktischen Gebilde verarbeitet, so dass Collegen ein willkommenes Hilfsmittel geboten wird. Einen ganz bedeutenden Nutzen verspreche ich mir aber von unserem Büchlein, wenn es von unseren Quartanern auf Grund ihrer Lectüre zur Wiederholung des in der Grammatik bereits Gelernten verwendet wird. Unter diesem Gesichtspunkte ist das Büchlein sehr empfehlenswert. Druck und Ausstattung sind ganz entsprechend.

C. Iulii Caesaris de bello civili commentarius tertius. Herausgegeben von Wenzel Eymer, k. k. Prof. am deutschen Staatsgymnasium in Budweis. Mit 5 Abbildungen und 4 Karten. Wien und Prag. Verlag von F. Tempsky 1897. gr. 8°, X u. 89 SS. Preis geh. 40 kr., geb. 60 kr. (Aus der Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Schullectüre. 3. Band.)

Mit der Wahl des 3. Buches wird man, wenn nicht alle drei Bücher veröffentlicht werden sollten, nur einverstanden sein. Nach einer kurzen Einleitung folgt eine übersichtliche 'Eintheilung', lieber hätte ich gesagt 'Gliederung' des Stoffes. Darauf folgen die Capitel mit zusammenfassenden und mit Einzelüberschriften. Vielleicht dass diese modern gewordenen Überschriften zu einzelnen Capiteln trotz meines gegentheiligen Standpunktes in einem für die Privatlectüre bestimmten Buche doch noch eine Berechtigung haben. Ich lasse das dahingestellt.

Was den Text anbelangt, so war der Verf. bemüht, ihn lesbar zu machen. Er legte zwar Pauls Ausgabe, was von Haus aus nicht unbedenklich war, zugrunde, tilgte aber so ziemlich alle Klammern und schloss sich möglichst der allgemeinen Überlieferung an. Da aber auch diese ausnehmend schlecht ist, griff er dort, wo es nicht anders gieng, zu einer bereits vorhandenen Conjectur. Da ist es nun selbstverständlich, dass er es nicht jedem rechtmachen konnte. So war z. B. IX 5 hinter 'detrimentis' ac-

ceptis, worauf die Überlieferung führt, nicht zu umgehen; XIX 5 'sed omissa oratione loqui de pace atque altercari cum Vatinio incipit' ist doch sachlich schon unmöglich; CXI 4 quas si occupavissent — *haberent*, — *prohiberent* lässt sich trotz der gewundenen Erklärungen der Herausgeber, die es von conabantur abhängig sein lassen, doch grammatisch kaum halten. Warum er XVII 1 von den Handschriften abwich und prodantur schrieb, ist ebensowenig einzusehen, wie dass er z. B. CXII 5 das handschriftliche 'que' hinter 'militibus' tilgte. Küblers tüchtige Ausgabe wäre da wohl die richtigere Führerin gewesen.

Der Commentar, unter dem Texte angebracht, sucht die rechte Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig einzuhalten. Billigen Anforderungen dürfte er wohl genügen. So manches will mir freilich auch nicht gefallen. Z. B. was soll der Schüler für einen Gewinn aus Bemerkungen ziehen wie etwa CXII 6: 'dimisit abs.?' Dass kein Object vorhanden ist, sieht er ohnehin. Erfährt er also etwas aus einer solchen Bemerkung? Unausstehlich sind auch die gewissen schulmeisterlichen Winke, wie z. B. CII 1 recepisset bea. d. Conj.' Sie sind inhaltslos und daher besser zu sparen oder doch das Richtige lieber gleich zu sagen. Es ist ein Irrthum, dass der Schüler durch dergleichen zum Denken angeregt wird.

Dem Texte folgt ein knappes Verzeichnis von solchen Wörtern, die entweder abgelegen oder in einer sonst nicht geläufigen Bedeutung vorkommen. Zu tadeln wäre nur, dass auf die Etymologie gar nicht und auf die Grundbedeutung nur selten eingegangen wurde, obwohl beides von allergrößter Wichtigkeit ist und nicht oft genug dem Schüler vorgesagt werden kann. Ein Verzeichnis der Eigennamen beschließt das Büchlein.

Die Abbildungen und die Kärtchen sind ganz entsprechend. Druck und Ausstattung sind tadellos. Verdruckt ist S. 86 s. v. Cilices 'Cicilien'. Andere Kleinigkeiten verbessern sich von selbst.

Im ganzen sei die fleißige Ausgabe Schülern und Lehrern recht wohl empfohlen.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Lexicon Livianum virorum aliquot doctorum opera adiutus confecit Franciscus Fügner. Volumen I. a — bustum. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCVII. Lex. 8°, VI und 1572 Sp. Preis geh. 19 Mk. 60 Pf.[1])

Im Jahre 1888 gieng die Kunde in die philologische Welt, dass Fügner das Erbe Hildebrands, bestehend in Vorarbeiten zu

[1]) Nur bei Bestellung bis 1. Mai 1898 (so nach directer Mittheilung des Verlegers an den Ref., nicht wie es im eben ausgegebenen Prospecte heißt: bis 1. April) wird der 1. Band neu eintretenden Abonnenten zu dem jetzigen Preise geliefert; nach dem 1. Mai steigt derselbe auf 40 Mk.

einem Lexicon Livianum, angetreten habe und das begonnene Werk fortzusetzen und zu Ende zu führen beabsichtige. Hildebrand hatte nämlich in den Jahren 1857 und 1868 als Dortmunder Programmbeilagen Specimina Lexici Liviani veröffentlicht, das letztere insbesonders, um die Reichhaltigkeit und bessere Anordnung seiner Sammlungen vor dem Glossarium Liv. von Ernesti-Schäfer-Kreyssig zu erweisen. Dazu kam das Manuscript Hildebrands, das bis zum Buchstaben T reicht, jedoch mit Ausschluss der Eigennamen, die thatsächlich ohne Nachtheil fernbleiben können. Die Hoffnung Fügners, dieses Zettelmaterial einer bloßen Durchsicht unterziehen zu müssen, um es seinem Zwecke zuzuführen, erwies sich bei näherem Zusehen als völlig irrig. Die Namen Merguet, Gerber-Greef, Menge-Preuss und Meusel bilden die Marken des Weges, auf dem man zur heutigen Höhe der lateinischen Autorenlexikographie gelangte. Daraus ergab sich, dass namentlich die größeren Artikel in der von Hildebrand gewählten Form wissenschaftlich nicht verwendbar seien, dass dieselben in der Regel einem Neubau würden weichen müssen. Unter solchen Umständen gieng Fügner an die Arbeit. Nach einem Jahrzehnt liegt nun der 1. Band (= 8 Lieferungen) abgeschlossen vor, ein Stück gründlichster philologischer Kleinarbeit, eine Leistung, die einen weiteren Fortschritt auf dem Gebiete der lateinischen Lexikographie über Meusel hinaus bedeutet. Freilich aus dem ursprünglich gewählten Titel 'Lexic. Liv. partim ex Hildebrandi schedis confecit F. Fuegner' ist bezeichnender Weise geworden: 'L. L. virorum aliquot doctorum opera adiutus confecit F. F.' Unter den am vorliegenden Bande betheiligten Mitarbeitern liest man den bekannten Berliner Latinisten und Kenner des Livius H. J. Müller — ihm gehören die Artikel baculum — bustum —, unter den Gelehrten, die für den folgenden Band ihre Manuscripte geliefert, Ad. Schmidt in St. Pölten, dem die Livianische Literatur bereits manchen wertvollen Beitrag verdankt. Man sieht, Fügner weiss als Mitarbeiter längst erprobte Kräfte heranzuziehen, und schon dieser Umstand erzeugt für die Qualität des Gebotenen ein berechtigtes günstiges Vorurtheil.

In der That, alle Fragen, die man an ein Specialwörterbuch stellen mag, werden hier in absolut zuverlässiger Weise beantwortet. Die Überlieferung ist ihrem ganzen Umfange nach berücksichtigt, strittige, von der Conjecturalkritik angefochtene Stellen sind als solche gekennzeichnet, die orthographische Form der Stichworte findet nöthigenfalls nähere Beleuchtung, die Bedeutung der Wörter ist durch Angabe der mit ihnen verbundenen oder gleichzeitig erscheinenden Synonoma oder Opposita erläutert, die Stellen sind in einer Weise excerpiert, dass ihre Verständlichkeit ohne commentierende Bemerkungen gesichert ist, und soweit endlich Publicationen im 'Archiv für lateinische Lexicographie' vorliegen, werden diese anerkannt mustergiltigen Leistungen für die Behandlung im einzelnen herangezogen. Vollständigkeit der aufgenommenen

Stellenbelege, durchaus mit Angabe des Wortlautes (eventuell dafür Hinweis auf früher ausgeschriebene Citate), braucht nicht erst ausdrücklich hervorgehoben werden. Der Druck eines solchen Werkes ist keine Nebensache: man wird nicht zu viel behaupten, wenn man das Lexicon Livianum als eine glänzende typographische Erscheinung bezeichnet, die an splendider Ausstattung namentlich das im gleichen Verlage erscheinende Lexicon Taciteum von Greef-Gerber überholt.

Und bei all diesen Vorzügen, die von der Kritik allgemein und wiederholt anerkannt worden sind, ist die Fortführung von Fügners Lex. Liv. ernstlich in Frage gestellt. Die Opferwilligkeit des Verlegers bei Förderung wissenschaftlicher Publicationen ist zu bekannt, um an dieser Stelle noch des Lobes zu bedürfen: Gleichwohl ist derselbe bei der geringen Zahl von Abonnenten, die sich bisher gefunden, nicht im stande, den Druck des Werkes fortzusetzen. Es liegt etwas Tragisches in dem Schicksale, welches dem so ausgezeichneten Werke droht, einem Werke, dessen innere Gediegenheit und wissenschaftliche Existenzberechtigung außer Zweifel steht, für dessen Fortgang die Hauptbedingung, die selbstlose Mitwirkung hervorragender Fachmänner, längst vorhanden ist. Dem drohenden Geschicke pro parte virili zu wehren, möchte Ref. von dieser Stelle aus einen dringenden Appell an die Gymnasialbibliotheken richten, durch möglichst sofortige Erklärung ihres Beitrittes zur Subscription die Fortsetzung des Werkes zu ermöglichen. In höchstens vier Bänden — es tritt mit dem 2. Bande eine Restriction zwar nicht in dem ursprünglichen Programme, aber in Bezug auf dessen Ausführung ein — wird das Lexicon Liv. zu Ende geführt sein. Man sehe hier ausnahmsweise ab von einem Zuwarten bis zur nächsten Lehrmittelconferenz, um der guten Sache zu dienen. Sollte wirklich das in seinen Vorarbeiten weit vorgeschrittene Werk gegen alle Wahrscheinlichkeit dereinst nicht zustande kommen, wertloses Stückwerk bleibt es dennoch nicht: schon der 1. Band bietet dem Gelehrten und — was hier vor allem in Betracht kommt — dem Lehrer eine Fülle von Belehrung, die eines materiellen Opfers wert ist. [1])

Wien. J. Golling.

---

[1]) Übrigens bemerkt die Verlagshandlung in Bezug auf die gegenwärtig schwebende Krise Folgendes: 'Um die Abonnenten vor jeder Schädigung zu bewahren, erklärt sich die Verlagshandlung bereit, im Falle des Scheiterns des Unternehmens, worüber die Entscheidung im Mai 1898 fallen dürfte, die Lieferungen des 1. Bandes in jedem Zustande zurückzunehmen und dafür Bücher ihres Verlages im gleichen Werte zu liefern. Besondere Aufforderung hierzu würde ev. seinerzeit den Abonnenten zugehen.'

Gustav Körting. Geschichte des Theaters in seinen Beziehungen zur Entwicklung der dramatischen Dichtkunst. I. Geschichte des griechischen und römischen Theaters. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferd. Schöningh 1897. 8°, 381 SS. Preis 9 Mk

Mit dem auf drei Bände berechneten Werke, dessen erster Theil vorliegt, ist ein Überblick über die Geschichte des Theaters von den Zeiten des Alterthums bis zur Gegenwart beabsichtigt. Der zweite Band wird das Theater des romanischen und germanischen Mittelalters, der dritte das der Neuzeit behandeln. Da die Darstellung auch Nichtgelehrten voll verständlich sein soll, ist der Text von Anmerkungen und Quellennachweis frei, und das gesammte gelehrte Material am Schlusse zusammengestellt. Nach einer Einleitung über das Wesen der Kunst im allgemeinen und des Dramas im besonderen, deren Wert einerseits präcisere Fassung, anderseits einlässlichere Behandlung der „Fragen, denen gemeinhin große Wichtigkeit für die Theorie des Dramas beigemessen wird", namentlich der Lehre des Aristoteles, gewiss nicht beeinträchtigt hätte, folgt zunächst der Abschnitt über das griechische Theater. Bei dem Hinweise auf die Quellen unserer Kenntnis von demselben hätte das merkwürdige zeitliche Verhältnis der schriftlichen und monumentalen Überlieferung deutlicher charakterisiert werden können. Die Beschreibung des Theatergebäudes wäre gewiss ungleich gründlicher gerathen, wenn der Verf. das Erscheinen des Dörpfeld-Reischschen Buches abgewartet hätte. Statt schon hier auf die historische Entwicklung gebürend Rücksicht zu nehmen, wird eine hauptsächlich auf den Ruinen fußende, aber auch aus zeitlich und örtlich disparaten Elementen zusammengesetzte Beschreibung des griechischen Theaters gegeben, während erst in §. 7 ein Hinweis auf die primitiven Anfänge folgt. In der Bühnenfrage ist der Verf. stark durch Bethe beeinflusst, und stellt sich die Bühne als eine zwischen die Paraskenien eingeschobene, hölzerne „Laube" vor. Das sonst aus dem Alterthum über die Ausstattung des Spielraumes, die Schauspieler, die Verwaltung des Theaters, die Aufführungen Bekannte wird mit steter Bezugnahme auf moderne Verhältnisse im ganzen fasslich und fesselnd vorgetragen, wobei Entscheidungen in strittigen Fragen meist richtiges, selbständiges Urtheil bekunden. Die Wechselwirkung von Drama und Theater ist in zwei Abschnitten ausführlich behandelt und bei der Darlegung der Unterschiede des antiken und modernen Dramas mit Recht das geringe Illusionsbedürfnis der Griechen im Vergleiche zu jetzigen Anforderungen betont. Die hiefür angeführten Beweise lassen sich durch einzelne wirksame Züge noch vermehren. Analog ist die Eintheilung des Stoffes im zweiten Theile. Dass das römische Theatergebäude aus dem griechischen hervorgegangen ist, wird zwar bemerkt, müsste aber als besonders interessanter Punkt detaillierter ausgeführt werden. Bei der genauen Kenntnis des Bühnenschmuckes, den wir gut erhaltenen römischen Theatern, sowie pompejanischen Wandmalereien

danken, erscheint die Magerkeit der Beschreibung auffällig. Hier namentlich tritt ferner, wie auch schon im ersten Theile, ein Hauptfehler des Buches hervor, nämlich der gänzliche Mangel an Abbildungen. Eine Schrift über irgend einen Zweig der sogenannten Alterthümer, namentlich wenn sie deren Verständnis in weiteren Kreisen anschaulich vermitteln soll, dürfte ohne den unersetzlichen Behelf guter Abbildungen heutzutage gar nicht mehr möglich sein. Die vorliegende enthält aber nicht einmal einen einfachen Theaterplan! Die chronologischen und alphabetischen Zusammenstellungen am Schlusse, sowie der reiche Literaturnachweis sind dankenswert. Das Buch liest sich sehr flott; Flüchtigkeiten wie „Engigkeit" (S. 79) oder „die Erscheinung hat an sich gar nichts Befremdliches an sich" (S. 218) sind vereinzelt.

H. Luckenbach, Die Akropolis von Athen. München und Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenbourg 1896. 4°, 38 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Die Vorstellung von der Macht und Größe Athens, die der classische und historische Unterricht dem Schüler vermittelt, wäre entschieden lückenhaft, beschränkte sie sich auf die ruhmreichen Thaten des Griechenvolkes und die unvergänglichen Erzeugnisse seiner Literatur, ohne auch die hervorragendsten Denkmäler der Baukunst und Bildnerei zu umfassen, mit denen die Athener namentlich den Kern ihrer Stadt, die Burg, in der Blütezeit zu zieren wussten. Das Verständnis auch hiefür zu wecken, ist in erster Linie die Geschichtsstunde berufen, und das von Luckenbach geschaffene neue Lehrmittel soll dieses Streben unterstützen. Der ausführlichen Beschreibung des Burgplateaus in der Blütezeit geht ein kurzer, aber das Wesentliche enthaltender historischer Überblick voran und folgt eine Anleitung über die Behandlung des Stoffes in der Schule. Die durch Unterdrückung des Unwesentlichen und Hervorhebung der Hauptsachen erreichte Knappheit der Darstellung, der relative Reichthum an Plänen, Aufrissen und meist guten Abbildungen nach Photographien, der Nachweis der wichtigsten Literatur für den Lehrer machen das Heft zu einem sehr brauchbaren Lehrbehelfe. Besonders instructiv ist die Vogelschauansicht der Akropolis von Durm (S. 3). Für die Durchnahme in der Schule wird mit Recht Beibringung von Photographien und anderen Abbildungen empfohlen. Aber da der Schüler in dem Hefte ein in seiner Art Ganzes besitzen soll, vermisst man darin doch eine Ansicht der Parthenonruine. Auf des Verf.s Stellungnahme in schwebenden topographischen Fragen einzugehen, ist hier kein Anlass. Für deren Verlässlichkeit bürgt das Einverständnis mit Michaelis.

Iwan von **Müller**, Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft. Atlas zu Band VI: Archäologie der Kunst. München 1897. Preis 13 Mk. 50 Pf.

Geraume Zeit nach dem Erscheinen des VI. Bandes wird der zugehörige Atlas vorgelegt, der den darstellenden Text ergänzen und beleben soll. Die verspätete Fertigstellung hatte zur Folge, dass im Text nur in seltenen Fällen Verweise auf den Atlas einfließen konnten, was die Benützung erschwert, während den Abbildungen nunmehr allerdings die Seitenzahl regelmäßig beigegeben ist. Ein Verzeichnis der Bilder gibt außerdem noch die Erklärung des Dargestellten und die Vorlage, ein alphabetisches Register erleichtert das Aufsuchen. Galt es, im Handbuche in engem Rahmen einen Überblick über die Entwicklung der gesammten Kunst des Alterthums zu geben, so soll hier auf 27 Tafeln eine für die einzelnen Perioden charakteristische Auswahl von Monumenten abbildlich vorgeführt und so ein handliches Hilfsmittel geschaffen werden. Den unleugbaren Schwierigkeiten des letzteren Unternehmens hat sich Sittl ebensowenig gewachsen gezeigt wie der ersteren Aufgabe, und so ist dem unzuverlässigen Texte ein fast wertloser Atlas gefolgt. Da sich die Abgrenzung der Perioden und sonstige Anordnung genau an das Handbuch hält, möge in Betreff dessen auf die in den einzelnen Besprechungen des letzteren geäußerten Bedenken hingewiesen und hier vornehmlich die äußere Anlage des Atlas ins Auge gefasst werden. Es ist klar, dass mit der Zunahme der Größe auf Tafeln zusammengestellter Einzelbilder der Überblick, mit der Abnahme die Deutlichkeit der charakteristischen Merkmale leidet. Hier heißt es demnach die richtige Mitte treffen. Sittl hat nun zum Schaden des Ganzen die Fülle des Dargebotenen auf Kosten der Qualität und Deutlichkeit überwiegen lassen, und so ist der Raum an eine große Anzahl durch ihre Unansehnlichkeit unbrauchbarer Abbildungen zwecklos verschwendet. Als besonders bezeichnend seien hervorgehoben: V b 10 a b (die mykenischen Goldbecher), VII b 9 a (Herakles-Hydra-Giebel) und die meisten Reliefs. Der Herausgeber spricht sich selbst das Urtheil, wenn er in der Vorrede entschuldigend geltend macht, dass im Texte ohnedies auf größere Illustrationen verwiesen sei. Die Rohheit der Zeichnungen wirkt oft geradezu beleidigend. Man betrachte z. B. VII b 15 die Perseusmetope von Selinunt, VIII a 7 die Tyrannenmörder, XI e 5 a den praxitelischen Hermes, XVII 2 die Agrippina mit dem lächerlich trübseligen Gesicht oder XIX 8 aus dem Alexandermosaik. Das Beste von allem sind noch die fünf letzten Blätter mit den Münzbildern. Durch Beschränkung aber würdigere Ausführung des Gebotenen, anderseits durch entsprechendere Disposition auf den Blättern hätten leicht die schlimmsten Fehler vermieden werden können. Dazu wimmelt es von unrichtigen Angaben, von denen Hauser, Berl. phil. Woch. 1897, 653 ff. ein ganzes Sündenregister zusammengestellt hat und die den Nichtfachmann verwirren müssen.

So wird der Atlas seinem Zwecke in keiner Hinsicht entsprechen. Der Archäologe, der die Originale kennt und gewöhnt ist, mit guten Abbildungen und Photographien zu arbeiten, kann über den Versuch, mit solchen Mitteln eine Vorstellung von dem Können einzelner Perioden zu geben, nur lächeln; für Fernerstehende aber, namentlich für Forscher, welche die Wohlthat größerer Bibliotheken entbehrend ein gutes Sammelwerk besonders freudig begrüßen müssten, birgt es in dieser auf Schritt und Tritt der Controle bedürftigen Form nur eine große Gefahr.

Prag. Julius Jüthner.

Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821. Herausgegeben von Rudolf Jung. Mit zwei Lichtdrucken. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1896. 8°, 66 SS.

Der hier mitgetheilte „Briefwechsel" enthält zum weitaus überwiegenden Theile Briefe Goethes an A. B., ferner zwei an ihren Gemahl und einen an Fritz Schlosser; von der Adressatin sind uns nur zwei Briefe mitgetheilt; Quelle desselben ist der kürzlich versteigerte Nachlass Antoniens. Es sind just nicht bedeutende Schreiben Goethes, zum Theile kurze Zettelchen von der freundschaftlich-verbindlichen Art, in welcher er in späteren Jahren mit guten Bekannten zu verkehren pflegte. Es äußert sich darin weniger ein Interesse an den Personen, als an den Zuständen und Örtlichkeiten der rheinischen Heimat, die gerade in jenen Jahren der Befreiungskriege den Dichter wieder lebhaft durch Herzensneigungen wie künstlerische Interessen anzog. Um die Ausschmückung der Bingener Rochuscapelle dreht sich der interessanteste Theil des Briefwechsels; von 1815—1821 wird der Verkehr immer lässiger und stockender. Für Einzelheiten der Biographie jener Tage, besonders für die verschiedenen Reisen, bieten die Briefe hübsche Belege.

In der Einleitung berichtet Jung über jenen Zweig der Brentano'schen Familie, der zwar nicht für den literarischen Ruhm, umso besser aber für die materielle Wohlfahrt des „Goldenen Kopfs" sorgte. Franz Brentano und seine Gemahlin sind uns schon in den Jugendbriefen Clemens Br. nähergebracht worden; nun lernen wir Antonie auch aus eigenen Mittheilungen kennen, die sie in hohem Alter dem Maler Reiffenstein machte. Uns Österreichern ist die Frau schon darum interessant, weil sie als Tochter eines Wiener Hauses zum erstenmale eine Verbindung der Brentanos mit unserer Heimat herstellte; doch macht das wenige Mitgetheilte neugierig auf eine vollständigere Ausnützung der hinterlassenen Aufzeichnungen Reiffensteins. Es ist das interessante Bild des Leidens einer augenscheinlich nüchternen, aber tüchtigen Person in genialer, aber unordentlicher Umgebung; der jungen Wienerin

war es recht schwer, sich in das Treiben der „Genies“ zu finden, fast ebenso schwer wie in den norddeutsch sparsamen Haushalt, der bei alledem im Goldenen Kopf herrschte.

Das Verhältnis zu Goethe und seiner Gemeinde, in das die Dame offenbar ohne Herzensantheil gerieth, schildert sie in viel kühlerer Weise, als dies nach den mitgetheilten Briefen zu erwarten wäre; der Herausgeber theilt diese Schilderung nur ungern mit und will den Briefen mehr Wert zuschreiben. Mir scheint es, dass diese überspannten, zum Theile in rhythmischer Prosa geschriebenen Briefe, mit den recht philiströsen, aber anscheinend wahrhaftigen Erinnerungen verglichen, nur lehren, dass gerade recht nüchtern veranlagte Personen es für nöthig hielten, im Verkehr mit dem Dichter „poetisch“ zu werden, eine psychologisch leicht begreifliche Erscheinung.

Aus dem Tagebuch Antoniens, welches Goethe selbst eröffnete, wie aus Bilderwidmungen an Antonie ergeben sich Ergänzungen und Verbesserungen zu etlichen längst bekannten Verslein Goethes; aus derselben Quelle ist ein sehr hübsches Gedicht der Marianne Willemer mitgetheilt.

Die beiden Lichtdrucke stellen Antonie Brentano und das von Goethe gestiftete Rochusbild zu Bingen dar.

Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1896. X u. 221 SS.

Der Herausgeber dieser — wie es scheint, für ein größeres Publicum bestimmten — Publication meint in der Vorrede, dass Rahel und ihr Gemahl durch diese Briefe wohl keine „erheblich neue Beleuchtung“ erführen, dass sie aber eine psychologische Selbstdarstellung Karoline von Humboldts böten. Eine solche darf ja gewiss auf allgemeine Theilnahme hoffen: eine Frau, die an gelehrter Bildung und Kunstverständnis selbst Männern ihrer, der besten Kreise ebenbürtig erschien, die den Großen von Weimar eine verehrte Freundin, ihrem Gemahl schlechthin das Frauenideal war, die höchste Eleganz und feinsten Weltton mit treuester Erfüllung der Mutterpflichten in seltenster Weise verband, obendrein eine vielverwöhnte und gepriesene Schönheit, eine Frau von so auserlesener Art soll sich in eigenen Briefen offenbaren! Es ist freilich von vornherein schwer glaublich, dass ein so vielseitiges Wesen sich zwei Correspondenten gegenüber gänzlich entfalten soll; es müsste dies einen besonders hohen Grad von Offenheit bedeuten, und die „Li“ war just keine schlichte Natur. Trefflich schildert sie in seinem Schiller (II 1, S. 197 ff.) Otto Brahm noch als Mädchen, aber bereits viel bewundert und anziehend in ihrer „Mischung von Sentimentalität und Keckheit, von weiblicher Zartheit und wagender Freiheit des Geistes“, eine reiche Natur, aber keineswegs frei von einer gewissen Gefallsucht, ja Verlogen-

heit des Geistes. Alle diese Elemente treten natürlich in Briefen an verschiedene Personen in höchst verschiedener Weise hervor; man braucht nur etwa Briefe an ihren Vater (in „Gabriele von Bülow“ mehrfach mitgetheilt) mit solchen an den Grafen Schlabrendorf (publiciert von Wetzel, Im neuen Reich, 1878, II, S. 497—510 u. 543—551) zu vergleichen, um zu sehen, wie gut Karoline verschiedene Rollen zu spielen verstand.

So bietet denn auch dieser Briefwechsel mehrere Seiten ihres Wesens, sie selbst aber nicht. Leitzmann behauptet, zwischen Karoline und Rahel habe ein herzliches Freundschaftsverhältnis mit längeren Unterbrechungen fast ein ganzes Leben überdauert. Ist eine solche Freundschaft mit Unterbrechungen schon an und für sich verdächtig, so erscheint sie gewiss nicht gehoben durch die von L. sehr richtig hervorgehobene Thatsache, dass die beiden Frauen nur immer in dritten Personen oder Ideen Vereinigungspunkte fanden, wohl auch nicht durch die geschickte Art, mit der Karoline bei der späteren, ausgesprochenen Antipathie ihres Gatten gegen Rahel zwischen beiden zu lavieren wusste. So muthen denn auch alle diese Briefe trotz ihres da und dort fast überschwenglichen Ausdrucks kaum recht herzlich an — Ref. kann wenigstens nicht an ihre Gefühlswärme glauben.

Übrigens zerfällt der Briefwechsel in zwei ganz getrennte Gruppen, von denen die eine die zweite Hälfte der Neunzigerjahre, die andere die Zeit der Befreiungskriege umspannt; aus beiden Gruppen hat vor nun schon 60 Jahren Varnhagen die schönsten Briefe in der „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang“, S. 139 ff. mitgetheilt. Die erste Gruppe, die fast nur Briefe Karolinens, eine einzige Antwort Rahels enthält, zeigt anfangs eine gewisse Herablassung der vornehmen Correspondentin gegen die „liebe Kleine“. Sie enthält eine große Menge persönlicher, zum Theile unverständlicher Mittheilungen über die interessanten und uninteressanten Persönlichkeiten der Humboldt'schen Kreise — das Local wechselt mehrfach —; im Mittelpunkte steht die Person Wilhelm von Burgsdorffs. Es war Karoline offenbar darum zu thun, einer so mitfühlenden Seele wie Rahel ihr Herz eröffnen zu dürfen, das von einer unglücklichen Liebe zu diesem Edelmanne anscheinend nicht zu gefährlich angegriffen war. Der Ton ist daher höchst seltsam aus Sentimentalität und Trockenheit gemischt, nach Seiten schwärmerischer Herzensergießungen folgen kurze sachliche Notizen. Zusehends wird der Ton Rahel gegenüber wärmer, bis in einem — bereits bekannten — Briefe aus Paris die Schreiberin plötzlich das Sie mit dem Du vertauscht. Am liebenswürdigsten — wie immer und überall — erscheint Karoline als Mutter, zweifellos die reinste und schönste Seite ihres Charakters.

Die reiche, römische Zeit Karolinens bildet just eine Lücke des Briefwechsels; erst 1811 setzt er wieder ein, und zwar zunächst als Correspondenz Karolinens und Varnhagens. Hier herrscht nun

ein ganz anderer Ton, feierlich und würdig, mitunter auch geschraubt und spitzfindig. Karoline hatte ihn offenbar nur ihrem Correspondenten zuliebe angenommen und hielt ihn ungern fest; schließlich beklagt sie sich geradezu über Varnhagens „zu schönes" Schreiben und meint, man könne gegen ihn nicht aufkommen. Übrigens geht aus in den Anmerkungen mitgetheilten Äußerungen Varnhagens gegen Rahel hervor, dass er keineswegs das brieflich geäußerte Maß von Verehrung und Zuneigung hegte. Der Inhalt erhebt sich selten über — fast durchaus bekannte — persönliche Nachrichten. Weit anziehender ist der Juli 1813 neu beginnende Briefwechsel der beiden Frauen, der nun die großen Angelegenheiten des Tages betrifft. Es ist sehr hübsch zu sehen, wie Rahel mit ihrem brennenden Eifer für bekannte und unbekannte Nothleidende und Verwundete die etwas schwerfälligere Humboldt mitfortreißt; übrigens sind auch hier die schönsten Briefe schon bekannt. Mit dem Kriege erlischt der Briefwechsel; ein letzter Nachzügler von 1818 zeigt als Zeichen der Entfremdung wieder das Sie.

Der Herausgeber hat sich fast vollständig hinter das Gebotene zurückgezogen, er gibt nur wenige magere Auskünfte über Personen und Verhältnisse, etliche Parallelstellen aus Briefen oder Werken Varnhagens und endlich ein Namenregister. Diese Zurückhaltung scheint anzudeuten, dass er den inneren Wert der Publication sehr hoch, vielleicht zu hoch anschlägt. Wollte man Karoline von Humboldt nur nach den hier vorliegenden Briefen beurtheilen, man würde ein sehr unvollständiges, kaum sehr günstiges Bild der vielgerühmten Frau erhalten.

Wien. Dr. V. Pollak.

Raoul von Houdenc. Sämmtliche Werke I. Meraugis von Portlesguez zum erstenmale nach allen Handschriften herausgegeben von M. Friedwagner. Mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Halle, M. Niemeyer 1897.

Raoul von Houdenc nimmt nach Chrestien von Troyes entschieden die erste Stelle unter den französischen Dichtern des XII. Jahrhunderts ein und wenn er auch sein berühmtes Vorbild aus der Champagne nicht erreicht, so wird man doch auch heute wie im XIII. Jahrhundert ihm den Ehrenplatz unmittelbar hinter Chrestien zuzuweisen nicht zögern. Umso dankenswerter ist es, dass auch seine Werke nun in einem den heutigen Anforderungen entsprechenden Gewande erscheinen. Wohl ist sein Hauptwerk, der Meraugis, schon 1869 nach der Wiener Handschrift von H. Michelant herausgegeben worden, aber wenn man es dankbar anerkennen wird, dass Michelant viele Texte durch den Druck allgemeiner Kenntnis zugeführt hat, so ist andererseits nicht zu leugnen, dass alle seine Ausgaben philologisch schlecht sind. Jetzt aber

liegt uns das Werk vor nach allen Handschriften, in möglichst kritischem Texte, versehen mit einer sprachlichen und literarischen Einleitung, mit Anmerkungen und Glossar, wie es sich ziemt.

Auf die Einleitung, die namentlich nach der literarhistorischen Seite hin interessante und im ganzen unanfechtbare Resultate bringt, gehe ich nicht näher ein, nur eine übrigens in ihrer Fassung nicht recht klare Bemerkung will ich richtig stellen, da es sich um einen öfter von Herausgebern altfranzösischer Denkmäler begangenen Irrthum handelt. Wie in manchen anderen Texten reimt das dem nfr. *plaine* dem Sinne nach entsprechende Wort mit *montagne, plagne* (Conj. von *plaindre*) u. dgl., und da nun *montaigne* und *plaigne* in altfranzösischer Zeit weitverbreitete Schreibungen sind, deren lautlicher Wert hier nicht untersucht zu werden braucht, so folgert man aus dem Reime einen Übergang von *gn* zu *n* oder *n* zu *gn* oder glaubt ungenauen Reim vor sich zu haben. In That und Wahrheit aber liegt die Sache so, dass es zwei verschiedene Wörter gibt, *plaine,* das substantivierte Adjectivum in Femininform, und *plaigne* oder in moderner Weise *plagne,* aus einem vorauszusetzenden *plania,* über dessen Ursprung man verschiedener Ansicht sein kann, s. Rom. Gramm. II, S. 451 unten. Diesem frz. *plaine* und *plaigne* entspricht prov. *plana* und *planha.*

Wie die Einleitung, so zeugt auch der Text von gesundem Urtheil und liebevoller Vertiefung in die zu lösende Aufgabe, so dass der nachbessernden Hand nicht allzuviel zu thun übrig bleibt. Manche zunächst recht verwickelte Stelle ist glücklich gedeutet, und wo die Wahl zwischen zwei Lesarten unentschieden bleiben muss, hat der Verf. doch zumeist die ansprechendere getroffen. Ein paar Bemerkungen und Änderungen mögen hier noch folgen.

1124. *Par le comandement le roi Et par le los de la reine dist Lidoine ceste sesine: 'je le ferai'.* Kaum richtig. *Dire la sesine* im Sinne von 'seine Zustimmung geben zu der Besitzergreifung' ist nicht altfranzösisch, mindestens müssten sichere Belege eines solchen Gebrauches von *dire* gegeben werden. Zudem vermisst man ein Verbum, das die directe Rede ankündigte. Ich würde die Antwort Lidoinens mit *Par* beginnen lassen, *dist L.* als eingeschoben betrachten, den Doppelpunkt nach *sesine* streichen und *le* in *la* corrigieren.

1332. *'De lui orroit parler.' 'Ou?' 'A l'esplumeor Merlin, ou se ce non, ce est la fin; que ja mes n'en orrez avant.* Obwohl *que* einfach Sätze verknüpfend im Sinne einer leichten Begründung ('denn') gerade von Raoul sehr oft verwendet wird, scheint mir doch angemessener, den *que*-Satz als Inhalt von *ce est la fin* zu bezeichnen: 'Ihr werdet von ihm beim E. M. sprechen hören oder wenn das nicht, so ist das das Ende vom Liede, dass ihr niemals mehr etwas weiteres hören werdet', also nach *fin* nur Komma oder gar keine Interpunction.

1950. Die ursprüngliche Fassung *si conois mout bien Cele sanz faille li vet dire* hat der Herausgeber in der Anmerkung mit Recht dahin geändert, dass er den Punkt nach *bien* streicht. Er irrt aber darin, dass er nach *faille* ein Komma setzen will, da in diesem Falle *vet li* zu schreiben wäre. Das Komma gehört also hinter *celle.*

2166. *li termes est trespassez Dou mardi qui li fu nommez, si outre que juesdis estoit.* Das Komma nach *nommez* ist entweder zu streichen oder auch eines nach *mardi* zu setzen.

2647. Da die zwei guten Handschriften B und W *prael* schreiben, so würde ich diese organische Form in den Text setzen.

3055. *Grizois* gegenüber *gregois* B, *grigois* T, *grijois* W ist schwer zu vertheidigen, umsoweniger als die ganz gewöhnliche afr. Form *grejois* ist. Vermuthlich haben den Verf. etymologische Rücksichten bestimmt, und in der That steht *grezois* einem *graecisc-* näher als *grejois.* Aber Sprachgebrauch geht über Etymologie. vgl. übrigens zur Erklärung des *j* Rom. Gramm. II, S. 397.

3214. *Que quant je pens a ce mon vueil*, *je voudroie.* Man ist von vornherein geneigt, *mon vueil* mit dem folgenden Verbum zu verbinden, da *pens son vueil* noch dazu in einem Zeitsatze keinen Sinn gibt, man lese also in Anlehnung an B und W *a ce, mon vueil voudroie bien.*

3308. *un petit est avant sailli.* Man erwartet, wie der Herausgeber hervorhebt, *sailliz,* doch fordert der Reim *i,* also wohl zu bessern in *a avant sailli.*

3738. *Einsi fetement* wäre besser in einem Worte zu schreiben, da *-ment* nicht zu *fet,* sondern zu *einsi-fet* tritt. Dass in einem ähnlichen Falle Coppée druckt *sans que le sage et tranquille animal parût ému le moindrement* Coupable 192 statt *le-moindrement,* kann natürlich für altfranzösische Texte nicht maßgebend sein.

3817 ff. würde ich W gegen die anderen Handschriften vorziehen und lesen: *Mes au matin, quant se leva Et sa pucele commanda . ., si dit Belchis,* da *si* als Einleitung des Nachsatzes hier ganz am Platze ist und *dit* den Gegensatz zu dem mit *mes* eingeleiteten Satze bildet. Der Obliquus *pucele* im Sinne des lateinischen Dativs ist unserem Dichter ganz geläufig, vgl. z. B. 3920, aber wohl von späteren Abschreibern nicht verstanden, daher *a* an Stelle von *et* getreten ist.

4303. *de c'est* trennt der Verf. hier und sonst. Ich würde *de ce'st* vorziehen und zwar einmal, weil Texte, die *çou* beibehalten, *çoust* nicht *cest* bieten, und sodann, weil altfranzösischem Satzaccent Enklise von *est* besser entspricht als Proklise des von einer tonlosen, also proklitischen Präposition begleiteten *ce.*

4472. *Ja concorde, ce veu a Dieu, N'iert ja por chose qui aviegne.* Das doppelte *ja* ist kaum ursprünglich, steht auch weder in W noch T noch V. Wie zu bessern sei, ist bei dem starken

Auseinandergehen der Handschriften schwer zu sagen, doch würde ich T *nen iert* vorziehen.

4750. Gegen die Handschriften wird *brediz* in *bredif* corrigiert mit der Begründung, dass Diez und Godefroy nur letztere Form kennen. Da nun aber gerade *-if* sehr häufig an Stelle von *-iz* tritt (Rom. Gramm. II, S. 541, und noch nfr. *gelif* neben *gelis*), würde ich *-iz* beibehalten.

4982. *Li cuers li faut a cel assaut, Vout sospirer, mes el ne pot Dou cuer trere.* Modalverba an der Spitze des Satzes widersprechen altromanischer Wortstellung oder richtiger Satzbetonung; will man also nicht mit V umstellen, so ist das Komma nach *faut* zu setzen und nach *assaut* zu streichen.

5213. *coment qu' aviegne, A estrine que bien vos viegne! De cest siège vos faz un don* ist so nicht zu verstehen. *A estrine* steht vollständig in der Luft, und der letzte Vers wäre nur dann annehmbar, wenn man ihn übersetzen könnte 'diese Belagerung erlaube ich Dir'. Aber abgesehen davon, dass ein derartiger Gedanke anders ausgedrückt würde, ist er auch sachlich kaum berechtigt. Man streiche das Ausrufungszeichen und übersetze 'als Erstlingsgeschenk für diese Belagerung mache ich Euch ein Geschenk' (nämlich Gold usw., wie Vers 3216 ff. ausgeführt ist).

Die Anmerkungen rechtfertigen zweifelhafte Stellen, geben Auskunft über die Auffassung mehrdeutiger oder schwieriger Verse und enthalten auch sonst manches dem Verständnisse Dienliches. Nur zwei Bemerkungen will ich mir noch erlauben. 122 *par nom* heißt nicht 'in Wahrheit, fürwahr', sondern 'ausdrücklich'. 5174 '*aiu* oder doch *aju*, wie Körting (Formenlehre I, S. 157, Anm. 3) schreibt?' Dagegen ist zu bemerken, dass Körting gar keinen Grund für *j* angibt. Er schreibt allerdings, es sei unglaublich, dass sich *adjú* zu dem Triphthongen *aiu* vereinfacht habe, verwechselt dabei aber, wie ihm das öfter begegnet, Sprache und Schrift, denn afr. *ai-u* ist zweisilbig, also gar kein Triphthong. Da *modiólu* zu *moi-uel* wird, nfr. *moyeu*, so ist es selbstverständlich, dass aus *adjútat* nur *aiúe* entstehen kann. Körting beruft sich auf *ajuster, ajourne*, hat also nicht einmal soviel sprachliches Verständnis, um zu merken, dass diese Wörter von *juste, journ* abgeleitet sind oder jedenfalls unter deren Einfluss stehen, wogegen *adjutare* bekanntlich selbst im Lateinischen kein **jutare* neben sich hat, das als **juer* im Französischen den Reflex von *adjutare* hätte umgestalten können.

Das Glossar wird dem, der schon etwas mit Altfranzösisch vertraut ist, genügen. Unter den Wörtern, die aber doch aufzunehmen waren, vermisse ich *demaine*, das zweimal in der Verbindung *le jor demaine* 5668, 5889 vorkommt in der Bedeutung 'am nämlichen Tage', *manier* Adj. 'gewöhnt' 482, *tot einsi* 1418, 8979 'ohne weiteres'.

Der erste Band der neuen Ausgabe Raouls zeigt, dass der Herausgeber seiner Arbeit gewachsen ist, und so ist zu wünschen, dass es ihm an der Muße zur glücklichen Weiterführung des Unternehmens nicht mangle.

Wien. **W. Meyer-Lübke.**

Lucien Génin et Joseph Schamanek, Conversations Françaises. Paris avec un plan et une chromolithographie. 64 pp. Vienne, Ed. Hölzel.

Die vortrefflichen Hölzel'schen Wandbilder, die vier Jahreszeiten, Bauernhof, Gebirge, Wald und Stadt darstellend, haben sowohl in Österreich und Deutschland als auch in der Schweiz und in Belgien zu mannigfachen Lehrbüchern für moderne Sprachen nach der Anschauungsmethode Veranlassung gegeben. A. Bechtel hat darnach sein Enseignement par les yeux geschrieben, Dr. Ph. Rossmann und Dr. F. Schmidt ihr Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung verfasst, und Lucien Génin und Joseph Schamanek haben darauf ihre Conversations Françaises basiert. Die neueste Wandtafel des rührigen Verlages, die uns Paris aus der Vogelperspective zeigt, hat die beiden letztgenannten Verff. bewogen, unter demselben Haupttitel das uns vorliegende Bändchen Paris erscheinen zu lassen, dem ein Stadtplan und eine in Chromolithographie hübsch ausgeführte Verkleinerung jener Wandtafel beigegeben sind.

Auf eine kurze geschichtliche Einleitung folgt die Beschreibung des Bildes ($8^1/_2$ Seiten), das uns besonders die Tuilerien, den Louvre, die Seine, die Cité und einen Theil des linken Flussufers deutlich sehen lässt. Daran schließen sich statistische Angaben, sodann Schilderungen der Wege, der Gärten, der Kirchen, der Museen (die Beschreibung des Louvre theilweise in Gestalt einer Conversation), der Paläste, der Thürme, Säulen und Brunnen, der Pariser und Pariserinnen (in Briefform), der Straßenrufe, der Theater, der Friedhöfe, des Unterrichtswesens, des Verkehrs, der Gasthäuser (in Briefform), der Verproviantierung und der Umgebung von Paris. Den Schluss bildet ein kurzer Anhang, in dem die Verff. an einem Beispiele zeigen, wie sie sich die Benützung ihres Büchleins zu Conversationszwecken denken. Im übrigen werden Fragen aus den Texten nicht beigebracht, um dem Lehrer volle Freiheit der Bewegung zu lassen, ebensowenig wird eine Aussprachsbezeichnung angewendet, da die Gespräche eben als mit einem Lehrer stattfindend gedacht werden.

Das — es sei gleich hier ausgesprochen — vorzügliche Büchlein ist hauptsächlich für Erwachsene bestimmt, die nach Durcharbeitung der früheren Bändchen der Conversations Françaises ihren Vocabelreichthum vermehren und durch Conversation befestigen

ollen. Und in der That wird jeder seinen Wortschatz durch das
udium dieser Beschreibungen bedeutend erweitern, da die Verff.
er ein reiches, oftmals — ohne je zum Argot herabzusteigen —
lkstbümliches Vocabulär verfügen und ihre Ausdrücke in der
lücklichsten Weise zu variieren verstehen. Besonderes Interesse
ird das Bändchen für solche haben, denen die Aussicht winkt, in
äherer oder fernerer Zeit die hier so liebevoll beschriebene Welt-
tadt aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und deren dürfte
s ja gerade im gegenwärtigen Augenblicke, da Paris sich schon
ür die Weltausstellung rüstet, nicht wenige geben, so dass der
eitpunkt des Erscheinens ein äußerst günstiger genannt werden
uss. Allerdings wird es unumgänglich nöthig sein, dass der
ehrer trotz des beigegebenen Bildes, das ja naturgemäß nur einen
leinen Theil der Stadt veranschaulichen kann, noch eine reich-
altige Sammlung von Photographien und anderen bildlichen Dar-
tellungen zur Verfügung hat, um die Beschreibung der verschie-
lenen Örtlichkeiten zu beleben.

Die Ausstattung ist eine höchst gediegene, der Druck außer-
ordentlich sorgfältig. Nur drei Druckfehler sind mir aufgefallen:
Das Todesjahr Ludwigs XV. ist nicht 1776, sondern 1774 (S. 5);
la statt le parterre (S. 48); warum wird sowohl S. 27 als auch
S. 30 pélerin und nicht pèlerin geschrieben?

Nach dem Gesagten kann das treffliche Büchlein jedermann,
namentlich als Vorbereitung für eine Reise nach Paris, aufs wärmste
empfohlen werden.

Neoglottia. Kritische Rundschau auf dem Gebiete der neueren Sprachen und Literaturen mit Berücksichtigung der Schulwissenschaften. Herausgegeben von Dr. Adolf Kressner. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). Abonnementspreis pro Semester 5 Mk.

Von dieser neu gegründeten literarischen Zeitschrift, in welcher in erster Linie die Erscheinungen Frankreichs und Englands und in zweiter Linie die der übrigen romanischen, germanischen und slavischen Völker Berücksichtigung finden, liegen uns heute die Nummern 3 und 4 vor, welche folgende Besprechungen aus sachkundiger Feder, theilweise in italienischer und englischer Sprache, bringen: Hallays, Beaumarchais. — Genevay, Les Révolutions d'autrefois. — Bournand, Chez nos Amis les Russes. — Maizeroy, Joujou. — A. Coletti, Del movimento letterario moderno in Italia. Schizzi e profili. — Boccardi, Il Punto di Mira. — Castelnuovo, Il Fallo d'una donna onesta. — Maineri, L'Orfana della Stella. — Junqueiro, Patria. — Galdós, La Fiera. — Boas, Shakespeare and his Predecessors. — Martin, Gentleman George. — Hume, The Carbuncle Clue. — Rudyard Kipling, The Seven Seas. – Klöpper, Englisches Reallexikon. — Thesaurus der englischen Realien- und Sprachkunde. — Hanstein, Ibsen als Idealist. — Seidel, Neugriechische Chre-

stomathie. — Manassewitsch, Die Kunst, die polnische Sprache durch Selbstunterricht schnell und leicht zu lernen. — Gomulicki. Das grüne Heft. — Junosza, Verlorenes Glück.

Schade nur, dass man, anstatt ältere, schon bewährte Zeitschriften zweckentsprechend aus- und umzugestalten, immer wieder zu neuen Gründungen schreitet, wodurch das Material zersplittert und die Übersicht über die Literatur erschwert wird.

Wien. Rudolf Alscher.

Englische Lehr- und Lesebücher.

Dr. J. W. Zimmermann, Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Lehranstalten (besonders Realgymnasien und Realschulen). Neu bearbeitet von J. Gutersohn, Professor am Gymnasium in Lörrach (Baden). 47. Aufl. I. Theil (Methodische Elementarstufe). Halle a. S., G. Schwetschke 1897. VIII u. 110 SS.

Zimmermanns „Lehrbuch“, für dessen Beliebtheit die erreichte stattliche Anzahl von Auflagen deutlich genug spricht, ist von Gutersohn einer Neubearbeitung im Sinne der neuen preußischen Lehrpläne unterzogen worden. Der vorliegende erste Theil lässt allerdings die bessernde Hand des Bearbeiters noch wenig erkennen. Nach wie vor bestehen die 52 Lectionen, in denen die Laut- und Formenlehre des Englischen methodisch eingeübt wird, zumeist aus englischen und deutschen Einzelsätzen, die zum Übersetzen bestimmt sind. Neu ist die Hinzufügung von 24 leichten Prosastücken und einigen kleinen Gedichten, die von Lection 14 an neben den anderen Übungen durchzunehmen sind, und ein „Anhang“ über die englische Aussprache nach den neuesten Forschungen der Phonetik. Freilich hätte der Verf. besser gethan, seine phonetischen Kenntnisse schon im methodischen Theile seines Buches zu verwerten, statt sie in einen „Anhang“ zu verweisen. Das Störendste in der Darstellung der Aussprachelehre ist, dass nicht consequent vom Laute ausgegangen wird und dass die Begriffe „Laut“ und „Buchstabe“ fortwährend durcheinandergeworfen werden. Im besonderen sind mir folgende Mängel aufgefallen: S. 1, 2. Zu den „Consonanten, die in ihrer Aussprache nicht wesentlich vom Deutschen verschieden sind“, werden auch qu und ng gerechnet, während „z = stimmhaftes s“ und „y = j“ zu den „Consonanten mit abweichender Aussprache“ gezählt werden.[1]) Unter diese hätte auch ch = tsch aufgenommen werden sollen, das unter den „Consonanten mit doppelter Aussprache“ schlecht untergebracht ist. — S. 3. th ist nicht nur „zwischen Vocalen und als Anlaut der Pronomina“, sondern auch als Auslaut in *with*

---

[1]) Wieso das y in *lily* in den Abschnitt, der über die Consonanten handelt, hineingerathen ist, ist mir unerfindlich.

stimmhaft. — S. 5. Die Unterscheidung zwischen dem a in *basket* und dem a in *farm* ist unnöthig. — S. 13. Unter die Beispiele zu langem ū = jū haben sich auch die Wörter *sugar* und *blue* verirrt. — S. 17. *juice* gehört nicht zu den Beispielen *new* usw., sondern zu *brew* usw. — S. 18. In den Wörtern *pear*, *bear* hat ea nicht dieselbe Aussprache wie in *great*. — S. 22. Der Satz „Eine dem deutschen Ausdruck nachgebildete (!) grammatische Form ist der sogenannte sächsische Genitiv" ist zum mindesten höchst unwissenschaftlich. — S. 24. Bei den unregelmäßigen Zeitwörtern wird nicht zwischen „starken" und „schwachen" unterschieden! — S. 47. In der Endung -ed ist das d nicht nur nach weichen oder flüssigen Consonanten, sondern auch nach Vocalen stimmhaft zu sprechen! — S. 53. Dasselbe gilt von der stimmhaften Aussprache der Endung -s. — Eine Inconsequenz ist es, wenn derselbe Vocal an zwei verschiedenen Stellen verschieden transscribiert wird: vgl. S. 1 *to* (spr. tu) und S. 11 *to* wie *too* (also tuh); S. 5 a in *hare* wie e in „wer" und S. 30 wie ä.

Dr. J. W. Zimmermann, Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Lehranstalten. Neu bearbeitet von J. Gutersohn, Professor am Gymnasium in Lörrach (Baden). II. Theil (Systematische Mittelstufe). 44. Aufl. Halle a. S., G. Schwetschke 1897. IX u. 242 SS.

Der zweite Theil des Zimmermann'schen Lehrbuches besteht aus 45 Lectionen, in denen die Syntax meist an zusammenhängenden englischen Lesestücken und sich daran schließenden deutschen Übersetzungsaufgaben eingeübt wird. In diesem Theile weicht die Neubearbeitung von der früheren Form schon mehr ab als im ersten Theile. Insbesondere ist anerkennenswert, dass die lebende Sprache weit mehr berücksichtigt wird und dass die Schüler zu Sprechübungen über das Gelesene, sowie über andere ihnen bekannte Stoffe angeleitet werden. Einige Mängel, die dem Buche noch anhaften, mögen im Folgenden verzeichnet werden. S. 37. Die Präterita *laid*, *paid*, *said* sollten nicht zusammen genannt werden, da die beiden ersteren lautlich ganz regelmäßig sind und nur *said* eine Vocalkürzung aufweist. — S. 66. *to dare* heißt jetzt nicht mehr „dürfen", sondern nur „wagen". — S. 137. „Wenn vor einem Personennamen ein Titel oder Verwandtschaftsname steht, so fehlt der Artikel"; nach „fehlt" ist „in der Regel" oder „meist" zu ergänzen. — S. 147. „Als mündlich häufig vorkommende, aber schriftlich nicht gerade nachzuahmende Abkürzungen sind zu merken: *can't* für *cannot* etc." Doch gelten diese Abkürzungen überhaupt nur für die Umgangssprache, während man sich beim Schreiben nur der vollen Formen bedient. — S. 153. Der Unterschied zwischen dem Gerundium (mit Accusativ-object) und dem eigentlichen Verbalsubstantiv (mit *of* und Substantiv) wird selbst von den besten Schriftstellern nicht festge-

halten. — S. 166. „*Enough* genug, *too* auch (Adverb nur ir Sinne von „dazu“, sonst Conjunction), *alone* stehen nicht wie di meisten anderen Adverbien vor den Wörtern, zu denen sie ge hören, sondern sie folgen nach.“ Dazu ist zu bemerken, das *enough* seinem Beziehungsworte auch vorausgehen kann, dass da Adverb *too* auch in anderen Bedeutungen als „dazu“ gebraucht wird, und endlich dass *alone* überhaupt kein Adverb ist.

Dieses Buch, das auch eine systematische Grammatik enthält, ist für die mittleren und oberen Classen der höheren Lehranstalten bestens zu empfehlen.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. a) Mrs. Craik, *Cola Monti, or The Story of a Genius*. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. G. Opitz, Oberlehrer an der VIII. Realschule zu Berlin. VIII u. 180 SS. Preis geb. 84 kr. — b) Mrs. Gaskell, *Cranford*. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Immanuel Schmidt, Professor. Mit 2 Abbildungen. IX u. 249 SS. Preis geb. 1 fl. 10 kr. — c) Margaret Gatty, *Parables from Nature*. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Adolf Müller. Mit 6 Abbildungen. VIII u. 136 SS. Preis geb. 75 kr. — d) *Stories from English History by various authors*. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fräulein Johanna Bube. Mit 16 Abbildungen und 3 Karten. XV u. 220 SS. Preis geb. 1 fl. 10 kr. Wien u. Prag, F. Tempsky 1897.

Das Bändchen *a*) enthält die Geschichte eines italienischen Knaben, der an einer englischen Schule erzogen wird und sich später zum Maler ausbildet. Im Bändchen *b*) schildert uns Mrs. Gaskell in einfachem, plauderndem Tone das Leben und Treiben des ihr aus langem und wiederholtem Aufenthalte bekannten Städtchens Cranford, das in der Wirklichkeit Knutsford heißt. Das Bändchen *c*) enthält fünf Parabeln von Margaret Gatty, die in äußerst sinniger und anmuthiger Weise den jungen Lesern durch Vorführung von Gesprächen zwischen Thieren und in der letzten Parabel auch zwischen leblosen Gegenständen nützliche Lehren mittheilen. Im Bändchen *d*) bringt Fräulein Bube leicht geschriebene Erzählungen aus der englischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf Königin Victoria.

Alle diese Bändchen sind so eingerichtet, wie die von uns in dieser Zeitschrift 1897, S. 368 f. besprochene Ausgabe des Christmas Carol. Sie bestehen nämlich aus zwei Theilen, von denen der erste „Einleitung und Text“, der zweite, der übrigens in einem getrennten Heftchen vorliegt, „Anmerkungen und Wörterverzeichnis“ enthält. Die schön gedruckten und äußerst geschmackvoll eingebundenen Bändchen machen der Verlagsbuchhandlung alle Ehre und sind sowohl zum Schulgebrauch als auch zur Privatlectüre wärmstens zu empfehlen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Dr. **Franz Martin Mayer**, Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. I. Theil: Das Alterthum. Mit 68 Abbildungen, 2 Farbendrucktafeln und 6 Karten. 3. verb. Aufl. 138 SS. Preis geh. 70 kr., geb. 95 kr. — II. Theil: Mittelalter. Mit 32 Abbildungen und 1 Karte. 2. verb. Aufl. IV u. 102 SS. Preis geh. 50 kr., geb. 75 kr. — III. Theil: Die Neuzeit. Mit 53 Abbildungen und 1 Karte. 2. verb. Aufl. IV u. 144 SS. Preis geh. 70 kr., geb. 95 kr. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896.

Die vorliegenden Mayer'schen Lehrbücher der Geschichte weisen in ihren neuen Auflagen gegenüber den älteren keine tiefgreifenden Verschiedenheiten auf, und es war auch — es muss dies zu ihrer Ehre gesagt werden — zu einer weitergehenden Umarbeitung derselben kein zwingender Grund vorhanden. Immerhin ist aber bei einer neuen Auflage eines Schulbuches die günstige Gelegenheit zu einer reichen und dankbaren Kleinarbeit geboten, durch die dasselbe nach der sprachlichen, wie nach der inhaltlichen Seite hin einer weiteren Vervollkommnung entgegengeführt werden kann. Es soll nun nicht verkannt werden, dass an den in Rede stehenden Büchern in den neuesten Auflagen einzelne Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen worden sind: so wird z. B. bei den Eigennamen der alten Geschichte durch Accente auf eine richtige Aussprache derselben hingewirkt, allen drei Theilen wurden am Schlusse Zeittafeln beigegeben, der römischen Geschichte wurden zwei neue Geschichtsbilder: „V. Die Zwölftafelgesetze" und „XII. Die beiden Gracchen" eingefügt, das letzte (XVI.) Geschichtsbild der Neuzeit wurde zum Theile umgearbeitet u. dgl. m. Eine besondere Aufmerksamkeit wurde wieder der bildlichen Ausstattung der Bücher zugewendet; einzelne Bilder wurden durch neue ersetzt, und außerdem wurde die Zahl derselben abermals bedeutend (um 14) vermehrt, so dass die Gesammtzahl derselben in allen drei Theilen sich gegenwärtig bereits auf 153 beläuft. Angesichts dieses immer mächtiger anschwellenden illustrativen Beiwerkes kann man sich eines gewissen bangen Gefühls nicht erwehren und möchte dem Verf. und dem Verleger die Worte des Goethe'schen Zauberlehrlings zurufen: „Stehe! stehe! — Denn wir haben — Deiner Gaben — Vollgemessen." Dagegen hätten bei einer genauen Durchsicht und Prüfung des Textes einzelne Stellen der verbessernden Hand des Verf.s nicht entgehen sollen. So findet sich gleich im ersten Theile, S. 15, die merkwürdige geographische Bestimmung: „Südlich von Phocis dehnte sich Böotien aus." — Der Satz (S. 21): „.... seine (des Zeus) Tochter Pallas Athene ..., die einst, mit Helm, Schild und Lanze gewappnet, aus dem Haupte des Zeus hervorsprang" erfordert eine kleine sprachliche Veränderung, nämlich: „... seine Tochter P. A., die einst ... aus s e i n e m Haupte hervorspr." - S. 47, 2. Abs., 6. Z.: „Bodrus" (st. Codrus). — Es ist nicht richtig, [1]) dass die goldene Lanze

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1897, S. 417.

des ehernen Standbildes der Göttin Athene Promachos auf der Akropolis „den Schiffern schon am Vorgebirge Sunium entgegenleuchtete". — S. 85—93 wird die Regierung der sieben Könige Roms in ziemlicher Ausführlichkeit erzählt: dabei fällt nur auf, dass dem bedeutendsten, Servius Tullius, bloß sechs Zeilen gewidmet sind. — S. 119: „Statthalter des jenseitigen Galliens."[1] — S. 138: „*30* — 68 Tiberius, Caligula, Claudius und Nero" (st. 14—68). — Auf dem Kärtchen von Griechenland (S. 143) ist der Name „Laconien" über Laconien und Messenien geschrieben.

(II. Theil.) An den Schreibweisen: „Baier", „Baiern" und „bairisch" hält der Verf. trotz wiederholter Ausstellung weiter fest. — Ebenso finden sich Schreibweisen, wie: „von einander" (S. 4. 11. Z.), „unter einander" (S. 62), „auf einander" (S. 68), „mit einander" (S. 69) immer wieder. — Der Satz (S. 5): „... (die Heeressäulen des Narses) jagten die Gothen in wilder Flucht her" ist wohl geeignet, eine unrichtige Vorstellung von dem Heldenvolke der Gothen, das in einem zwanzigjährigen Kriege ruhmvoll seine Freiheit vertheidigt hat, zu erwecken. — S. 13, 2. Abs., 15. Z.: „Die Gebiete des heutigen Deutschlands." — S. 15 wird unter den Handelsproducten, die Arabien hervorbringt, an erster Stelle der „Reis" genannt. Wo sind denn in dieser wasserarmen Halbinsel die Bedingungen für die Reiscultur vorhanden? — S. 18 wird die Zahl der zu Verden hingerichteten Sachsen (wohl nur infolge eines Druckfehlers) mit *5400* angegeben. — S. 25 „... der mächtigste Herrscher des nördlichen Europas." — S. 51 ist die veraltete Darstellung von dem Ende Friedrich Barbarossas beibehalten. — S. 55 wird erzählt, dass an dem Hofe Leopolds VI. auch der bedeutendste Dichter jener Zeit, Walther von der Vogelweide, gelebt habe. Das ist nicht richtig. W. verweilte wohl zur Zeit Friedrichs I. an dem Wiener Hofe, musste aber später, da Leopold VI. ihm nicht hold gesinnt war, denselben verlassen und kam nur mehr vorübergehend nach Wien. — S. 73 hätten bei Herzog Rudolf IV. von Österreich die Erbverträge, die er mit den Herrschern von Böhmen und Ungarn schloss, kurz erwähnt werden können, und dies umsomehr, als später (S. 89) eines ähnlichen Vertrages, den Maximilian mit Wladislaw (1491) abschloss, gedacht wird. — Die Entdeckung Amerikas (S. 93 f.) und die Fahrten der Portugiesen nach Indien (S. 96) gehören nicht mehr in die Geschichte des Mittelalters, sondern sollen an die Spitze der Neuzeit gestellt werden. Ich habe mich über diesen Gegenstand bei einer anderen Gelegenheit[2]) näher ausgesprochen.

(III. Theil.) Das schon eingangs besprochene Capitel der Abbildungen muss hier nochmals kurz gestreift werden. Der II. Theil

[1]) Diese unrichtige Genetivbildung wurde in dieser Zeitschrift schon mehrmals ausgestellt, so Jahrg. 1897, S. 419 u. 1013.

[2]) Vgl. diese Zeitschr., Jahrg. 1896, S. 352.

Mittelalter) enthält auf S. 88 das Porträt Kaiser Maximilians; ganz die gleiche Abbildung kehrt aber in dem III. Theile (die Neuzeit) auf S. 2 wieder; liegt hier etwa eine besondere Absicht vor? — S. 5: „... (Balboa) nahm das Weltmeer mit allen Gestaden und Inseln für Ferdinand und Isabella von Spanien in Besitz.“ Isabella war damals (1513) schon längst todt († 1504). — S. 47 steht am Rande (infolge eines Druckfehlers) die Jahreszahl *1668* (Sturz Jacobs II. von England 1688). — Der verzweiflungsvolle Brief Friedrichs II. nach der Schlacht von Kunersdorf war nicht an „einen General“ (S. 81), sondern an den Minister Finkenstein gerichtet.[1] — S. 96 wird in der ersten Zeile Polen eine „Republik“ genannt; einige Zeilen weiter unten ist aber vom Könige Stanislaus Poniatowski die Rede, und ebenso wird auf S. 82 von einem Königreiche Polen gesprochen. — S. 119 hätte bei den Ereignissen des Jahres 1848 auf dem italienischen Kriegsschauplatze die Ruhmesthat Radetzkys bei Custozza (25. Juli) nicht übergangen werden sollen. — S. 143 findet sich in der Zeittafel der Druckfehler: „*1960*—1688“ (st. 1660—1688). — Auf der historischen Karte, die dem III. Theile beigegeben ist, hätten zahlreiche Namen wegbleiben können; dagegen sollten Orte nicht fehlen, die im Buche genannt sind, so z. B. Fehrbellin (S. 51), Rheinsberg (S. 72), Dettingen (S. 76), Varennes (S. 92). Admont ist auf der Nebenkarte unrichtigerweise am linken Ennsufer eingezeichnet.

Es wurde schon bei anderen Gelegenheiten hervorgehoben, dass die Sprache in den Mayer'schen Büchern schlicht und klar ist und einer gewissen Frische nicht entbehrt; gleichwohl wäre es nicht überflüssig, bei der nächsten Auflage auf einzelne stilistische Wendungen, auf die Wortfolge u. dgl. ein erhöhtes Augenmerk zu richten.

Die typographische Ausstattung der Bücher verdient volles Lob.

Linz. Chr. Würfl.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.
Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1886 ff.

Dieses monumentale Werk, welches von weiland Sr. k. u. k. Hoheit dem Kronprinzen Rudolf vor 14 Jahren ins Leben gerufen wurde, geht nunmehr allmählich seinem Schlusse entgegen. Bereits liegen davon 17 Bände vor. Die österreichischen Kronländer sind fast vollständig erschienen bis auf Galizien, welches sich eben im Drucke befindet, und die Bukowina, welches noch heuer erscheinen und die Reihe schließen wird. Über Ungarn liegen bereits vier Bände vor und der fünfte ist unter der Presse. Das Werk ist

[1] Vgl. diese Zeitschr., Jahrg. 1895, S. 435.

nach dem Plane, welchen sein durchlauchtigster Gründer demselben vorgezeichnet hatte, auf allerhöchste Bestimmung Sr. Majestät unseres Kaisers unter dem Protectorate Ihrer k. u. k. Hoheit der durchlauchtigsten Kronprinzessin-Witwe Frau Erzherzogin Stephanie fortgeführt worden. So wie sich an der Darstellung der bereits erschienenen Kronländer die hervorragendsten Fachmänner betheiligt haben, so ist auch die Bearbeitung Galiziens von den besten Kennern der verschiedenen Verhältnisse dieses Landes übernommen worden. Die Beschreibung Krakaus mit seinen altehrwürdigen Kunst- und Baudenkmälern rührt aus der Feder Constantins von Gorski her. Gut ausgewählte Illustrationen nach Bernt, Weber, Siegl u. a. begleiten den Text. Die topographische Darstellung Lembergs hat der hervorragende Kenner der galizischen Verhältnisse Ladislaus Ritter von Łoziński übernommen. An diese zwei Stadtbilder reiht sich die landschaftliche Schilderung Galiziens vom Lemberger Universitäts-Professor Emil Ritter von Habdank-Dunikowski. Wir folgen mit Interesse seiner fachmännisch gehaltenen und farbenreich ausgeführten Wanderung durch das scheinbar etwas monotone Gebiet der podolischen Hochebene und erkennen bald, dass wir an der Hand eines geographischen Führers schreiten, welcher auch ferne Weltgegenden kennt und diese mit den landschaftlichen Bildern seines Heimatlandes geologisch zu vergleichen versteht. Weitere Excurse in die Gebiete der ostgalizischen Karpathen, der Czarnohora, der galizischen Beskiden, der Pieninen, der polnischen Tatra, der nordgalizischen Tiefebene und des Großherzogthums Krakau vervollständigen das landschaftliche Bild von Galizien. Der nächste Abschnitt ist der Vorgeschichte des Landes gewidmet, in welcher der Verfasser Wladimir Demetrykiewicz in übersichtlicher Weise die ältere und jüngere Steinzeit, die Kupferzeit, die reine Eisenzeit, die römische Periode, die Zeit der Völkerwanderung und die sogenannte reinslavische Periode behandelt. Zahlreiche Illustrationen, wie die Höhlen von Mnikow, Funde aus der Steinzeit, Waffen, Schmuck, Geräthe der Bronzezeit usw. von Charlemont veranschaulichen den Inhalt des Textes. Die Geschichte des Landes ist von drei Historikern bearbeitet und zwar hat das Gebiet von Krakau vor der Vereinigung Professor Stanislaus Smolka, die ruthenischen Theilfürstenthümer bis zur Vereinigung mit Polen 1387 Professor Anatol Lewicki und seit der Vereinigung Michael Bobrzyński dargestellt. Auch hier beleben zahlreiche Illustrationen von Weber, Siegl, Bernt und Ajdukiewicz den Text. In die Darstellung der Volkskunde haben sich Josef Majer, Simon Matusiak, Alexander Barwinski, Johann von Antoniewicz, Leo Herzberg-Fränkel, Ludomir German, Lucian Malinowski und Johann Werchratskij getheilt, infolge dessen auch das Volksleben der einzelnen Nationen und Stämme mit gleicher Liebe und Kenntnis behandelt ist. Diese Darstellung wird vielen, welchen Galizien bisher mehr oder weniger eine terra incognita

ist, ein farbenreicheres und anschaulicheres Bild gewähren, als alle bisher erschienenen Gesammtschilderungen dieses Landes und seiner Bewohner, und das Gesammtwerk selbst wird das schönste literarische Ehrendenkmal sein, welches sein erlauchter Schöpfer im Geiste vorgezeichnet und die berufensten Männer der Kunst und des Wissens ausgeführt und ihm gesetzt haben.

Wien. F. Grassauer.

Hirsch K., Heimatkunde des Herzogthums Steiermark. Zum Gebrauche an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und für Volksschullehrer. Umgearbeitet und in 2. Aufl. herausgeg. von Ferd. Zafita. Wien, A. Hölder 1896.

Der Bearbeiter der 2. Auflage hat im großen und ganzen das Material, welches Hirsch brachte, als Grundlage für die Neuausgabe dieses Lehrbuches benützt und im historischen Theile einige dankenswerte Erweiterungen im engen Anschlusse an R. Reichels „Abriss der steirischen Landesgeschichte“ vorgenommen. Einen wesentlichen Unterschied gegenüber der 1. Auflage bildet ferner die Voranstellung des geographischen Theiles, welcher berufen ist, uns in einer Reihe von Capiteln mit den physisch-geographischen und statistisch-topographischen Verhältnissen des Landes bekannt zu machen. Im Capitel über die physische Geographie zeigt der Bearbeiter sichtlich das Bestreben, die Erläuterungen von Hirsch zu kürzen und sie dadurch prägnanter im Ausdrucke zu gestalten. Seine Darstellung wird dabei aber vielfach unklar, und statt eines anschaulichen Bildes der Steiermark werden uns häufig nur Namen und Zahlen geboten. Wie anders sieht beispielsweise nur der einleitende Satz des Abschnittes über die nördlichen Kalkalpen in beiden Auflagen aus! Zum mindesten unklar sind Wendungen wie: „Die Thäler und tiefen Einsattelungen .... werden schließlich zu einem Gewirre (!) von Spalten und Klüften“, oder „Zwischen den nördlichen Kalkalpen und dem Urgebirge ist die Scheidung nicht immer strenge durchgeführt“ (!). Daneben finden sich Inconsequenzen in der Begrenzung einzelner Gruppen, wie z. B. S. 3, wo Fluss- und Thalnamen nebeneinander erscheinen. Die Charakterisierung der Centralkette ist bei Hirsch bedeutend besser. In unerklärlicher Weise wurden die guten, kurzen geologischen Notizen, welche Hirsch am Schlusse der Betrachtung über die einzelnen Gebirgsgruppen brachte, weggelassen. Hier wäre gerade eine Erweiterung und ein inniges Verweben dieser, Aufbau und Form der Landschaft gebenden Factoren am Platze gewesen. Der Anschaulichkeit und dem Verständnisse wäre damit ebenso genützt worden wie der Durchführbarkeit der Scheidung zwischen Kalk- und Centralalpen. Mit Wendungen wie „der Hochlantsch aus kalkigem Gestein bestehend“ ist nicht viel gesagt. Direct undeutsch ist der Satz:

„Von Irdning windet sich die Enns .... mit Torfgrund zeigt“ (S. 8). Flüsse und stehende Gewässer hätten, insoferne letztere dem Einzugsgebiete der ersteren direct angehören, nicht von einander getrennt werden sollen, ja es hätte sich vielleicht auch die Behandlung der Ebenen und Thäler in die Schilderung der Flussläufe einbeziehen lassen; zum mindesten wäre der Verf. dadurch vor Wiederholungen bewahrt geblieben und hätte die Inconsequenz gemieden, bei der Traun die Seen nicht näher auszuführen, bei der Enns dies jedoch zu thun. In wie innigem Zusammenhange Thalbildung und Seenphänomen auch mit der Ausbildung des gegenwärtigen Flusslaufes stehen, hätte aus seiner Darstellung sich recht deutlich ergeben. Im einzelnen sei noch bemerkt, dass S. 2 neben der Hochelmspitze auch das Rothgeschirr und der Hochkasten zu nennen gewesen wären. Die Frauenmauer liegt nahezu südwestlich des Hochschwab (S. 3). Den Namen Seckauer Alpen dehnt der Verf. über die ganze zwischen Pölsbach und Palten-Liesingbach gelegene Gruppe aus, vergisst aber dabei den Saukogl mit 2418 m als bedeutendste Erhebung zu nennen. S. 4 sollte es richtiger heißen „durch das große Sölkthal über die Sölkerscharte“. Der Masenberg südlich des Wechsel culminiert mit dem Grätzerkogel (1272 m). Der Speikkogel in der Koralpe ist 2141 und nicht 2144 m hoch, ebenso beträgt die Höhe der Platte bei Graz nach der Specialkarte 651 und nicht 644 m. Aus der „Hauptrichtung des gesammten Flussgeäders“ der Steiermark bei Hirsch wurde S. 8 eine „Hauptrichtung des Flusslaufes“ und dadurch eine Unklarheit der Diction ebenso, wie wenn der Verf. auf S. 7 von Nebenthälern der Mur spricht. Der Seewigbach mündet nicht bei Haus, sondern bei Aich östlich von Haus. Bedeutend besser ist der Abschnitt über das Klima und ebenso die materielle Cultur, für welch letztere die statistischen Ausweise der Handelskammern von Graz und Leoben neben dem Bande „Steiermark“ der „Österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild“ die Daten lieferten. Abgesehen von dem auf S. 18 gebrauchten Ausdrucke „Baumvegetationsgrenze“ sei nur hervorgehoben, dass S. 24 wohl eine Aufzählung der wichtigsten Landstraßen hätte gebracht werden können, wie sie ja auch von Hirsch S. 97 gegeben wurde. Auch der nicht nur für die Schiffahrt, sondern auch für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Uferbewohner so bedeutsamen Murregulierung wäre auf S. 25 mit einigen Worten zu gedenken gewesen. Das Capitel über geistige Cultur, Verwaltung und Verfassung erscheint ziemlich gekürzt, Erörterungen über die Schulaufsicht und deren Gliederung wurden wohl mit Rücksicht darauf, dass das Buch für Lehrerbildungsanstalten geschrieben ist, weggelassen. Ein wesentliches Verdienst bedeutet die Behandlung der Topographie nach Flussläufen, also nach natürlichen geographischen Einheiten. Mit Recht wurden die Ortschroniken von der Behandlung im topographischen Theile losgelöst und in einer schon von Hirsch beabsichtigten Vermehrung

am Schlusse des historischen Theiles zusammengestellt. Dieser zeigt gegenüber Hirsch vielfach nicht bloß sachliche, sondern auch stilistische Verbesserungen. Bei der Behandlung der Entstehung Steiermarks finden wir beide Hypothesen für die Karantanenmark verzeichnet. Der Paragraph über die inneren Zustände in Steiermark während der Babenbergerzeit erfuhr eine wesentliche Umarbeitung. Desgleichen wurden die Paragraphe 19—21 nach Reichel vortheilhaft umgestaltet und erweitert. Das 6. Capitel wurde wie bei Reichel bis 1379 ausgedehnt, das Jahr 1284 für die Erhebung Heinrichs von Admont auf 1286 richtig gestellt. Vielleicht wäre noch das Jahr 1279 anzuführen gewesen, in welchem Heinrich zum Landschreiber in der Steiermark ernannt wurde, und 1285, in welchem er in gleicher Eigenschaft in Oberösterreich bestellt wurde. S. 82 hätte erwähnt werden können, dass an Stelle Heinrichs von Admont Hartnid von Stadeck Landeshauptmann wurde. In Anbetracht der großen Bedeutung des Geschlechtes der Grafen von Cilli hätte auf S. 89 und 90 manches von dem gebracht werden können, was S. 133 und 134 anmerkungsweise erscheint. Gut ist die Zusammenfassung der culturellen Verhältnisse unter Maria Theresia und Joseph II. Richtiggestellt wurde gegenüber Hirsch die Erzählung vom ersten Franzoseneinfall. Auch die Kriege der Jahre 1805 und 1809, vor allem aber die Zeit Erzherzog Johanns und die Regierung Kaiser Franz Josephs I. haben sehr schätzenswerte Erweiterungen gefunden. Zwei Stammtafeln, wohl nach Reichel, und eine Übersichtskarte der politischen Eintheilung Steiermarks bilden die Beilagen des Buches, welches trotz einiger Mängel nicht nur in jenen Anstalten, für welche es zunächst bestimmt ist, sondern auch im Unterrichte in der steiermärkischen Geschichte an unseren Mittelschulen gute Dienste leisten wird.

Heiderich, Fr. Dr., Länderkunde von Europa. 14 Textkärtchen und Diagramme und eine Karte der Alpeneintheilung. 62. Bändchen der Sammlung Göschen. Leipzig 1897.

In kurzer, prägnanter Weise gibt uns der Verf. eine klare Übersicht der geographischen Verhältnisse Europas. Die Arbeit erweckt umsomehr unser Interesse, als sie bestrebt ist, in großen Zügen den Causalnexus und die innigen Wechselbeziehungen der einzelnen physisch-geographischen Factoren zunächst auf- und untereinander, sodann in Bezug auf den Menschen zu schildern. Ausgehend von den tektonischen Vorgängen entschwundener Perioden der Erdgeschichte, welche nicht nur jedem Lande seine ihm eigene Scenerie verliehen, sondern auch von Einfluss auf die Vegetationsdecke und dadurch auf die Besiedlung und Cultur geworden sind, behandelt Heiderich zunächst im allgemeinen die klimatischen Verhältnisse, die Pflanzen- und Thierwelt Gesammteuropas und zum Schlusse den Menschen. Nach dieser allgemeinen Charakterisierung Europas wendet sich der Verf. der Schilderung der einzelnen, als

geographische Einheit jeweilig betrachteten Ländergebiete zu. Die in der Einleitung gegebenen Grundzüge werden in gleicher Reihenfolge näher ausgeführt und dann erst zur eigentlichen Topographie übergegangen, in welcher das historische Element namentlich bei der Behandlung größerer Siedlungscentren gebürende Berücksichtigung findet. Die beigegebene Karte ist in ihrem östlichen Theile eine verkleinerte Reproduction der Böhm'schen Karte, nach welcher Heiderich auch bei der Eintheilung der Alpen vorgegangen ist. Die übrigen Skizzen dienen zur Erläuterung theils physikalisch-geographischer, theils statistischer Elemente. Kurze statistische Tabellen über Areal und Bevölkerung der europäischen Staaten im allgemeinen, des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns im besonderen, letztere für Ende 1894 berechnet, bilden den Abschluss der Arbeit. Einzelne Druckfehler wie z. B. S. 3 „Die Balkanhalbinseln", S. 110 „Essen 9000 Ew.", S. 151 „Mährische Ostrau", S. 155, 4. Z. v. o. „weicht derselben ...", S. 156 „der Styr", S. 167 „der Wettern" sind vollkommen belanglos. Zu minutiöse Zahlenangaben in den etwas weniger bekannten Gebieten Osteuropas hätten vermieden werden sollen.

Ungarisch-Hradisch. Dr. J. Müllner.

Das Princip der Erhaltung der Energie und seine Anwendung in der Naturlehre. Ein Hilfsbuch für den höheren Unterricht von Hans Januschke, k. k. Director an der Staats-Oberrealschule in Teschen. Mit 95 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Ref. hatte mehrfach Gelegenheit, die physikalischen Arbeiten des rühmlichst bekannten Verf.s, die sich zumeist auf die Anwendung des Principes der Erhaltung der Energie in der Naturlehre beziehen, während ihres Entstehens kennen zu lernen, mit dem Verf. auch über einschlägige Fragen zu verhandeln, deren Lösung nicht nur der Wissenschaft, sondern namentlich dem Unterrichte zustatten kommt, insoferne durch eine consequente Ausnützung des Energieprincipes Übersicht in das große Gebiet der physikalischen Erscheinungen gebracht wird. Der Verf. hat die meisten seiner früheren Abhandlungen in der Zeitschrift für das Realschulwesen in Österreich und in den Jahresberichten der Troppauer Staats-Oberrealschule veröffentlicht und ein sehr schätzenswertes Buch über das Energieprincip in der Elektricitätslehre herausgegeben, welches von der Kritik anerkennend hervorgehoben wurde.

Das nun vorliegende Buch fasst die früheren Abhandlungen zusammen und hat den Zweck, die Geltung und Anwendung des Energieprincipes in allen Zweigen der Naturlehre darzuthun, um so der Ökonomie des Denkens auch in der Schule förderlich zu sein. Dieses Buch ist aus dem Unterrichte und den Anregungen, welche derselbe auch für den Lehrer naturgemäß bietet, hervorgegangen

und andererseits soll der Inhalt desselben dem Unterrichte wieder zugute kommen. Der Anlage dieses Werkes entsprechend ist dasselbe kein Schulbuch im gewöhnlichen Sinne, sondern ein Hilfsbuch für den physikalischen Unterricht für den Lehrer und den strebsamen, im physikalischen Denken vorgeschrittenen Schüler. Anerkennend hervorgehoben muss es werden, dass jedem Abschnitte Aufgaben beigegeben sind, die theils originelle sind, theils aus den betreffenden Sammlungen von Fliedner, Reis, Budde, Daurer, Müller-Erzbach und anderen Autoren entnommen sind und durch ihre instructive Fassung die theoretisch vorgetragenen Lehren sicherlich nur fördern werden.

Auch Ref. ist der Ansicht des Verf.s, dass in einem höheren physikalischen Unterrichtscurse das Princip der Erhaltung der Energie möglichst bald in den Kreis der Betrachtungen eingeführt und mit demselben gearbeitet wird; in einem experimentellen Curse kann es immerhin erwünscht sein, eine Zusammenfassung der vorgetragenen Lehren auf Grund dieses Principes zu geben, obwohl — wenn wir in dieser Beziehung unsere Beobachtungen solcher Zusammenfassungen bekannt geben — dabei leicht der Fehler einer vielleicht angenehmen, doch für den Schüler wenig fruchtbringenden Causerie verursacht wird. Nicht jedem ist es gegeben, auch in populär-wissenschaftliche Darstellungen soviel Geistvolles, soviel Scharfsinn und so bedeutenden Gehalt zu legen, wie es Helmholtz, Tyndall, Thomson und andere gethan haben. Der Verf., welcher fast durchwegs die historische Entwicklung der Naturlehre bei der Behandlungsweise des Energieprincipes sich vor Augen hielt, hat sich zumeist in seinen Deductionen der elementaren Mathematik bedient, doch auch die Mittel des höheren Calcüls nicht gescheut, wenn eine Erklärung der Naturerscheinungen derselben bedurfte. Er hat auch an manchen Stellen den Rahmen dessen überschritten, was an der Mittelschule gelehrt werden kann, da er ja die Absicht hatte, die Bedeutung des Energieprincipes in der gesammten Naturlehre in sachgemäßer Weise darzustellen.

Es verlohnt sich wohl, die einzelnen Abschnitte des inhaltsreichen Buches, das einem thatsächlichen Bedürfnisse entspricht und zu den bedeutenderen literarischen Erscheinungen der letzten Zeit gerechnet werden muss, etwas genauer zu betrachten und dem Verf. in seiner Gedankenarbeit zu folgen. Allerdings können die folgenden Zeilen nur eine kurze Skizze des Gebotenen enthalten; das Buch muss nicht nur gelesen, sondern auch studiert werden, dann wird die große Befriedigung, welche Ref. beim Studium des Buches empfunden hat, sicherlich nicht ausbleiben.

In einer gehaltvollen Einleitung spricht der Verf. über Gegenstand und Methode der Naturlehre, er zeigt an der Geschichte der Wissenschaft, in welchem Sinne die Forschung Fortschritte machte. In allgemeiner Weise wird im Folgenden von dem Principe der Erhaltung der Energie gesprochen und die Entwicklung desselben

dargethan. Dabei wird auch des von Helm aufgestellten Intensitätsgesetzes gedacht, demzufolge die Bewegung stets im Sinne der größten Intensität erfolgen muss. Die Bedeutung des Energieprincipes in allen Theilen der physikalischen Wissenschaften wird in diesen einleitenden Worten im allgemeinen dargelegt und durch diese Skizze ein Bild des Forschungsganges gegeben.

Im ersten Abschnitte finden wir die Bewegung der festen Körper behandelt. Als zweckmäßig muss bezeichnet werden, dass Grammaße und Grammgewicht auch äußerlich in der Schreibweise unterschieden sind. Ebenso ist es zu billigen, dass von dem Begriffe „Dimension der physikalischen Größen" sehr bald in consequenter Durchführung Anwendung gemacht wird. In sehr eleganter Weise wurde die Lehre von der Zusammensetzung von Kräften aus dem Principe der Erhaltung der Arbeit deduciert. Dabei wird auch gezeigt, dass die resultierende Bewegung in der Richtung der größtmöglichen Arbeitsleistung erfolgt. Im Anschlusse an die mathematische Ableitung des Principes der Erhaltung der Energie werden die Theoreme der lebendigen Kräfte, der virtuellen Verschiebungen, das Princip von d'Alembert und der Hamilton'sche Satz, letzterer allerdings ohne Ableitung, angeführt. In einer für den Unterricht sehr geeigneten Weise wird die Pendelbewegung erörtert, wobei das Kegelpendel mit dem ebenen Pendel in Vergleich gezogen wird. Recht gelungen ist die Ableitung für die Form der Bahn beim schiefen Wurfe mittelst des Energieprincipes und der in mehrfachen Fällen sehr nützlichen Bemerkung, dass längs der Niveauflächen eines Kraftsystems keine Änderung der kinetischen Energie stattfindet, ein Satz, der sich auch bei der Ableitung des Flächengesetzes bei der Centralbewegung sehr ersprießlich erweist. Die Einführung des wichtigen Begriffes des „Intensitätsfactors" oder „Wirkungsgrades" der Energie findet sich gelegentlich der Besprechung der Fliehkraftsformel gegeben. Für die Mittelschulzwecke geeignet halten wir die Deduction der Beziehung zwischen Planetenbahnen und Kegelschnitten, wie sie von Püning aufgestellt und auch vom Verf. dieses Buches aufgenommen wurde. Die Theorie des Potentiales eines Massensystems wird durch die Vorführung des Satzes von Gauss über den Flächendruck oder die Kraftströmung eingeleitet. In den auf diese Partie bezugnehmenden Übungsaufgaben finden wir den bemerkenswerten Aufsatz von Miller über das elektrische Potential (in den Blättern für das bayrische Realschulwesen) verwertet. In sehr ansprechender Weise hat der Verf. ausgehend von der Bemerkung, dass im Gleichgewichtszustande die Erdoberfläche eine Niveaufläche sein muss, somit die Verschiebung eines Massentheilchens auf ihr ohne Arbeitsleistung möglich ist, einen Ausdruck für die Fluthöhe abgeleitet. Für den Unterricht sehr einfach zu gebrauchen ist die im Buche gegebene Ableitung des Theorems, dass die Winkelbeschleunigung eines beschleunigt

otierenden Körpers gleich ist der Summe der Momente der drehenden Kräfte dividiert durch das Trägheitsmoment. Wünschenswert hätten wir es angesehen, wenn die Kreiselbewegung wenigstens in ihren Grundzügen berücksichtigt worden wäre, bietet dieselbe doch vom theoretischen Standpunkte so manche bemerkenswerte Punkte. Die Forschungen von Helm bezüglich der Intensitäts- und Extensitätsfactoren der Energie, sowie von Ostwald, betreffend den Satz, dass von allen möglichen Energieumwandlungen jene eintritt, welche in gegebener Zeit den größtmöglichen Umsatz ergibt, werden in kurzer, aber sehr klarer Weise auseinandergesetzt. Die Theorie der einfachen und zusammengesetzten Maschinen ist auf das Princip der virtuellen Bewegungen gegründet worden. Es muss der Aufgaben zu diesem Abschnitte 14—18 Erwähnung gethan werden; in denselben wird in sehr geistreicher Form die Theorie des Kreisprocesses erörtert. Dass der Verf. bei der Ableitung der Gesetze des Stoßes elastischer Körper das Princip der Erhaltung der Energie an die Spitze gestellt hat, kann vom didaktischen Standpunkte nur gebilligt werden.

In der Hydrostatik leitet der Verf. nach gründlicher Erörterung des Begriffes der Niveauflächen und des hydrostatischen Paradoxons den Arbeitswert eines Flüssigkeitsgewichtes in eleganter Weise ab und macht von dem erhaltenen Ausdruck mehrfache Anwendung. Die von Regnault vorgenommene Untersuchung des Mariotte'schen Gesetzes und die von diesem Forscher aufgestellte Formel führt den Verf. zur Zustandsgleichung der Gase, wie sie von van der Waals auf Grund theoretischer Erwägungen deduciert wurde. Das Boyle'sche oder Mariotte'sche Gesetz wird in der Form eines Arbeitswertes aufgestellt und der Druck als Wirkungsgrad, das Volumen als Wirkungsraum betrachtet. In sehr zutreffender und anschaulicher Weise hat der Verf. die Theorie der Winde und der Niveauflächen gegeben; letztere gestatten, von den Luftströmungen ein deutliches und übersichtliches Bild zu entwerfen. Den hier betretenen Weg hat der Verf. schon in seiner Abhandlung „Über die Niveauflächen der Cyclonen" betreten. Wir gewinnen aus diesen Betrachtungen auch ein Bild von der Arbeit, die zur Hebung der Niveauflächen erforderlich ist, welche in der lebendigen Kraft des Windes und in den Wärmeerscheinungen der Luft zum Vorschein kommt. In dem Abschnitte über Molecularkräfte finden wir besonders hervorhebenswert: die Theorie der Elasticität und namentlich die Betrachtung der Kräfte im elastischen Felde. Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, dass die erhaltenen Gleichungen mit den Maxwell-Hertz'schen Gleichungen für das elektrische Kraftfeld übereinstimmen, was deren Form betrifft; ebenso zeigt die potentielle Energie im elastischen Kraftfelde eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit dem Potential von elektrischen Ladungen.

Jedenfalls geht aus diesen schönen Betrachtungen hervor, dass die potentielle Energie eines Kraftfeldes in einer in demselben aufgespeicherten Arbeit begründet sei.

Die Differentialgleichungen für die Längsschwingungen von Stäben und Querschwingungen von Saiten werden auch mittelst des Principes der Erhaltung der Energie deduciert. Die Schwingungsbedingungen und die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in isotropen Medien werden nach dem Vorgange von Lamé entwickelt. Recht ansprechend ist die Ableitung des Reflexions- und Brechungsgesetzes, welche der Verf. schon in seiner bemerkenswerten Schrift über den Ätherdruck gegeben hat und die wir hier wiederfinden. Eines der bestgearbeiteten Capitel des Buches ist jenes über die Molecularwirkungen in Flüssigkeiten. Die Arbeitsleistung der Fortführung von Theilchen aus dem Innern an die Oberfläche kann entweder als eine Überwindung der Cohäsionskräfte, welche unmittelbar von Molecül zu Molecül wirkt, oder so gedacht werden. dass Massentheilchen aus einem im Zwangszustande befindlichen Kraftfelde fortgeführt werden. Die Theilchen sind dann aus einem Raume, der unter einem gewissen Druck steht, fortzubewegen und von Druck zu befreien. Daraus wird der Satz deduciert, dass die Oberflächenenergie der Flächeneinheit der Oberflächenspannung für die Längeneinheit gleich ist. In sehr einfacher Weise ergeben sich dann die Gesetze für den Oberflächendruck, den Randwinkel, die Steighöhe. Welche Verhältnisse eintreten, wenn zwei verschiedene Flüssigkeiten einander berühren, wird durch Betrachtung der Doppelschichte derselben gefunden. Mehrfach im Anschlusse an die Entwicklungen in Langs „Einleitung in die theoretische Physik" wird die Gestalt der freien Oberfläche einer Flüssigkeit studiert, dann die durch die Oberflächenspannung erzeugte Anziehung und Abstoßung. Originell sind die Erörterungen, welche sich auf die Mischungs- und Lösungsarbeit beziehen. Von der Positivität oder Negativität derselben hängt es ab, ob bei dem betreffenden Processe eine Erwärmung oder Abkühlung eintritt. Die Theorie des osmotischen Druckes in ganz elementarer und scharfsinniger Weise ist im Folgenden gegeben. Der Arbeitswert bei sehr verdünnten Lösungen wird, wie bekannt, in Übereinstimmung mit dem Gasspannungsgesetze gefunden.

In den nun folgenden Ausführungen aus der Wärmelehre sind dem Ref. besonders beachtenswert erschienen: die mechanische Zusammenstellung, deren Zustand dem Wärmezustande der Körper analog ist. Der Verf. denkt sich eine elastische Kugelfläche, an der im Innern n kleine kugelförmige Massentheilchen in gleichförmiger Vertheilung anliegen. Die Theilchen sollen sich mit der gleichen Geschwindigkeit um eine Achse drehen und durch ihre Fliehkräfte die elastische Fläche anspannen. Die Bestimmung des Druckes normal zur Kugelfläche und dessen Beziehung zur leben-

digen Kraft der rotierenden Masse leitet zu einer Gleichung, durch welche der erste Hauptsatz der Thermodynamik ausgedrückt wird, wenn die lebendige Kraft der Massentheilchen mit der Körperwärme verglichen wird. Leicht ergeben sich dann die Gleichungen, welche nach der kinetischen Gastheorie mit dem Spannungsgesetze, mit der Zustandsgleichung der Körper nach dem Elasticitätsgesetze und mit dem Boyle'schen Gasgesetze übereinstimmen. Ebenso kann aus diesen Betrachtungen eine Gleichung gefolgert werden, welche das mechanische Bild des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik darstellt. Auf die beiden Hauptsätze wird nun näher eingegangen und aus denselben werden die wesentlichsten Folgerungen gezogen. Es ist dem Verf. gelungen, in klarer und elementarer Weise die Gesetze verdünnter Salzlösungen vorzuführen, ebenso den zuerst von W. Thomson geschlossenen Einfluss der Oberflächenspannung auf die Dampfspannung zu studieren.

In den weiteren Abschnitten finden wir die Theorie der elektrischen und magnetischen Erscheinungen auf Grund des Principes der Erhaltung der Energie behandelt und dieselbe im Sinne der Faraday'schen und Maxwell'schen Ideen mit der Lichtheorie in engen Zusammenhang gebracht. An Stelle des elektrischen Potentials wird in den ersten Betrachtungen der Begriff des Elektricitätsgrades eingeführt und erst dann — nachdem gezeigt wurde, dass der Elektricitätsgrad jene Energieänderung ist, welche der Änderung der Ladung um eine Elektricitätseinheit entspricht — wird von dem Namen „elektrisches Potential" als gleichwertig mit „Elektricitätsgrad" Gebrauch gemacht. Wir sind der festen Meinung, dass diese Behandlung der beiden genannten Begriffe auch vom didaktischen Standpunkte nur zu billigen und nachzuahmen ist. Dass der Elektricitätsgrad der Intensitätsfactor, die Elektricitätsmenge der Extensitätsfactor der elektrischen Energie ist, wird in den betreffenden Entwicklungen in überzeugender Weise dargethan. Die weiteren Deductionen stehen auf der Höhe der heutigen theoretischen Anschauungen über die elektrischen Kräfte und die durch dieselben bedingten Erscheinungen. Besonders bemerkenswert ist der Abschnitt über die Theorie der elektrischen Verschiebungen, namentlich über die Theorie der Ätherverschiebung, wobei die potentielle Energie in einem Kraftfelde durch die Arbeit einer Ätherverschiebung erzeugt gedacht wird. Originell ist auch die Ableitung des Joule-schen Gesetzes nach der Theorie der elastischen Verschiebung. Die elektromagnetischen Kräfte werden mechanisch gedeutet; zu diesem Zwecke nimmt der Verf. cyklische Bewegungen an, welche der Hypothese der molecularen Wirbel entsprechen; der Verf. kommt auch — allerdings nur kurz — auf die Anschauungsweise Eberts zu sprechen. Wenn nämlich der elektrische Zustand im Felde verschwindet und nur der magnetische bestehen bleibt, so kann wegen der Symmetrie angenommen werden, dass die cyklische

Ätherbewegung dann nur um die magnetischen Kraftlinien stattfindet. Die Ableitung des Ausdruckes der Energie im Felde zweier Ströme und des elektrodynamischen Grundgesetzes ist ebenfalls auf das Energieprincip gegründet und in sehr gelungener Weise durchgeführt worden. Besonders hervorzuheben ist die Ableitung der Grundgleichungen des elektromagnetischen Feldes, wie sie von Maxwell und Hertz aufgestellt wurden. Der Verf. hat sich mit dieser Aufgabe schon in seiner Schrift über den Ätherdruck eingehend beschäftigt und zeigt auch hier, dass das Gleichungssystem für die Kräfte im elastischen Felde in *die* Maxwell-Hertz'schen Gleichungen übergeht, wenn man die elastischen Kräfte nicht der relativen Verschiebung, sondern der absoluten Verschiebung der Raumelemente proportional setzt. Diese Verschiebung kann man auf eine Polarisation der Molecüle beziehen, die durch eine Oberflächenverschiebung erreicht gedacht werden kann. Auch die Energie der elektrischen und magnetischen Verschiebungen wird in ähnlicher Weise wie die einer elastischen Verschiebung berechnet. Auf die Theorie der Fortpflanzung der Energie und der Beziehungen der Fortpflanzungsrichtung zur Richtung der elektrischen und magnetischen Kräfte, welche von Poynting in scharfsinniger Weise behandelt wurde, geht der Verf. nicht näher ein.

Der letzte Abschnitt des schätzenswerten Buches ist der Lichttheorie gewidmet. Der Elasticitätstheorie desselben wird die elektromagnetische Lichttheorie an die Seite gestellt und dieselbe im weiteren Verlaufe des Abschnittes ausschließlich behandelt. Es werden die Grenzbedingungen abgeleitet, aus denen hervorgeht, dass in der normalen Richtung zur Trennungsebene zweier Medien nicht die Kräfte, sondern die elektrischen Polarisationen untereinander und die magnetischen Polarisationen untereinander gleich sind. Die Grundformeln für die Polarisation sind ebenfalls nach der elektromagnetischen Lichttheorie abgeleitet worden. Interesse dürfte auch die Bemerkung erregen, dass die elektrische und die Cohäsionsenergie, als Volumsenergien eines Feldes betrachtet, Werte von ganz übereinstimmenden Formen geben. Aus derartigen Erörterungen zieht der Verf. den Schluss, dass dann das Product aus der Cohäsionsconstante und dem Quadrate des Brechungsexponenten eine constante Größe sein müsse. Die von dem Verf. in Bezug darauf angegebenen Zahlendaten stehen im allgemeinen in guter Übereinstimmung und sprechen — wie er bemerkt — jedenfalls zu Gunsten der Hypothese eines einheitlichen Ätherdruckes. Unter allen Umständen erscheint es dem Ref. geboten zu sein, diese theoretischen Betrachtungen noch fortzusetzen und die Abweichung der theoretischen Ergebnisse von den experimentellen genau zu prüfen, beziehungsweise deren Erklärung zu suchen. Die mechanische Deutung des specifischen Inductionsvermögens oder der Dielektricitätsconstanten der Körper

wird durch solche Studien nur gewinnen können. Die letzten Theile des Buches wurden der Theorie der Doppelbrechung, welche im Stefan'schen Geiste vorgeführt wird, der Theorie der äußeren und inneren conischen Refractien gewidmet.

Wir scheiden nun von einem Buche, das uns beim Studium die angenehmsten Stunden verschaffte, das wegen seiner einheitlichen Anlage und Durchführung, wegen der in demselben so oft zutage tretenden originellen Ideen, wegen der Reichhaltigkeit der Gedanken gewiss vielfache Anregungen bietet und ohne Zweifel von den Physikern als schätzenswerte Gabe betrachtet werden wird. Wir freuen uns, über das vorliegende Buch dieses Urtheil fällen zu können, und müssen an dieser Stelle betonen, dass diese Leistung des geschätzten Verf.s umso höher anzuschlagen ist, als derselbe als Leiter einer großen Anstalt durch Berufsgeschäfte vielfach beansprucht wird. Ihm gereicht diese Arbeit zur Ehre, und den Schulmännern möge dieselbe ein Vorbild sein, wie neben getreuer Pflichterfüllung im Berufe ein freudiges Schaffen im eigenen Wissensgebiete möglich ist. Das Buch ist — wie Ref. weiß — aus der Schule, aus dem Unterrichte hervorgegangen; die Frucht dieser Saat wird vielfach — dessen sind wir überzeugt — dem Unterrichte zu Nutzen sein.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Schuchter Josef, Empirische Psychologie, vom Standpunkte seelischer Zielstrebigkeit aus bearbeitet. Brixen 1897. 8°, 269 SS.

Der Fachgenossen wohlbekannte Verf. der vorliegenden Arbeit zeigt mit ihr, dass auch die empirische Psychologie nicht unfruchtbar und unwissenschaftlich genannt werden darf, dass sie vielmehr als propädeutische Wissenschaft die Voraussetzung zur Metaphysik ist und zu Problemen hinführt, von denen einige zu lösen auch sie versuchen kann. Für die speculative Psychologie ist der Seelenbegriff der wesentlichste; Schuchter, der sich bereits früher in einem Programmaufsatze[1]) gegen eine Psychologie ohne Seele wendete, versuchte in der vorliegenden Arbeit, die Nothwendigkeit und Möglichkeit der Einführung eines Seelenbegriffes in die empirische Psychologie nachzuweisen. Er zeigt weiter den innigen Zusammenhang zwischen der empirischen Psychologie, Ethik und Pädagogik und macht manch treffende pädagogische Bemerkung. Auch so manche sprachliche Wendung findet bei Gelegenheit ihre psychologische Deutung, sowie denn der Verf. überhaupt gute philologische Kenntnisse wiederholt bekundet. Auch die umfassende Kenntnis der philosophischen Literatur des Verf.s soll gebürende

---

[1]) Vgl. meine Anzeige in dieser Zeitschrift 1897, S. 467.

Anerkennung finden. Indem er gelegentlich die Ansichten anderer Psychologen älterer und neuerer Zeit kritisch behandelt, erhält das Buch zweifellos den Charakter einer wissenschaftlichen Behandlung psychologischer Fragen. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass der Verf., Aristoteles folgend, auch die Thierseele berücksichtigt und selbst den mystischen Erscheinungen des Seelenlebens nicht aus dem Wege geht und manche auf natürlichem Wege erklärt.

Der Standpunkt, den der Verf. bei seiner Darstellung einnimmt, ist, wie schon der Titel besagt, der der seelischen Zielstrebigkeit. Es ist das, mit anderen Worten gesagt, der aristotelisch-scholastische Standpunkt, welcher es erklärlich macht, dass das Lehrbuch als Einleitung drei Paragraphe der aristotelischen Psychologie, die aus Schuchters empirischer Psychologie prächtig ausgeschält werden könnte, widmet. Aristoteles und Thomas von Aquin stehen überall im Vordergrunde der historisch-kritischen Behandlung des Verf.s. Dabei ist er aber, wie angedeutet wurde, ein genauer Kenner der modernen Behandlung der empirischen Psychologie, ich meine der physiologischen, welche er überall berücksichtigt und voraussetzt, aber nicht übersichtlich behandelt. Es ist dies im allgemeinen ein Fehler der Arbeit, dass beim Leser zu viel psychologische und literarhistorische Kenntnisse vorausgesetzt werden, so dass schon aus diesem Grunde die Lectüre des Buches einem Schüler, der sich erst mit der Psychologie zu beschäftigen beginnt, nicht empfohlen, und dass auch schon deshalb das Buch unseren Octavanern nicht als Leitfaden in die Hand gegeben werden kann. Noch ein zweiter Übelstand formeller Art kommt hinzu. Die Darstellung leidet empfindlich durch die Gewohnheit des Verf.s, viel zu lange Citate und allzu oft anzuführen. Dadurch wird die Einheitlichkeit der Diction und die Übersichtlichkeit der Darstellung gestört, die sicherlich viel gewonnen hätte, wenn der Verf. auf die betreffende Stelle des Citats in einer Fußnote verwiesen und das Meritorische der Sache in seiner gewohnt klaren Weise kurz dargestellt hätte. In materieller Weise sei erwähnt, dass die wichtigen Begriffe der Apperception und der Aufmerksamkeit eingehender und zusammenfassender hätten behandelt werden sollen, besonders in einem Buche, in welchem andere, minder wichtige Dinge mit großer Breite erörtert sind. Auch die räumliche Auffassung scheint mir zu dürftig behandelt; das Einfach- und Aufrechtsehen findet keine Berücksichtigung, die Existenz der niederen Gefühle wird an einer Stelle zwar angedeutet, aber von ihnen wird nicht weiter gesprochen, obwohl die höheren Gefühle ausführlich behandelt werden.

Wien. J. Schmidt.

Angerstein, Prof. Dr. Eduard, Grundzüge der Geschichte und Entwicklung der Leibesübungen. 2. veränd. u. erweit. Aufl., besorgt von Dr. Otto Kurth, Lissa i. P. Leipzig u. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1897. 8°. VIII u. 156 SS. Preis br. 2 Mk., geb. 2 Mk. 40 P.

Das im Jahre 1870 in 1. Auflage erschienene „Theoretische Handbuch für Vorturner, zur Einführung in die turnerische Lehrthätigkeit“ von dem praktischen Arzte, Stabsarzte, städt. Oberturnwarte und Dirigenten des städt. Turnwesens in Berlin, Dr. med. Eduard Angerstein, das bekanntlich auch von unseren österreichischen Prüfungscommissionen den Candidaten für das Turnlehramt als ein durchaus gediegener Studienbehelf empfohlen wurde und noch empfohlen wird, war längst vergriffen, ohne dass der in seinem Berufe vielbeschäftigte Verf., den Fortschritten und sonstigen geänderten Verhältnissen entsprechend, an eine Neubearbeitung seines Werkes hätte schreiten können, und als er eben die ersten Arbeiten hierzu begonnen hatte, da überraschte ihn (am 23. Juli 1896) der Tod.

In dankenswerter Weise kam sein Schwiegersohn, Hr. Dr. Otto Kurth, der an ihn ergangenen Aufforderung nach, wenigstens einen Theil (den II.) des „Handbuches“, „Die Geschichte der Leibesübungen“, in neuer Auflage zu bearbeiten; denn während die Materie der drei anderen Theile (I. Naturgeschichtliche Vorkenntnisse des Turnens; III. Systematik des Turnens und IV. Methodik des Turnens) seither schon wiederholt behandelt worden ist, besitzen wir außer der (auch erst) in jüngster Zeit erschienenen „Entwicklungsgeschichte des Turnens“ von Prof. Dr. H. Rühl (s. Zeitschrift f. österr. Gymnasien 1895, S. 1011) kein Buch, das die Turngeschichte bis in die neueste Zeit in so übersichtlicher, knapper und dabei doch recht erschöpfender Weise behandelt, wie die vorliegende Schrift.

Diese gliedert sich nebst einer Einleitung in die sechzehn Abschnitte: 1. Leibesübungen in den ältesten Zeiten; 2. Gymnastik der Griechen und Römer; 3. Leibesübungen im Mittelalter; 4. Der Humanismus; 5. Der Philanthropinismus; 6. Johann Heinrich Pestalozzi; 7. Friedrich Ludwig Jahn; 8. Weiterentwicklung des Turnens und die Zeit der Turnsperre in Preußen; 9. Adolf Spieß; 10. Die Aufhebung der Turnsperre in Preußen; 11. Die Ling-Rothstein'sche Gymnastik und die königliche Centralturnanstalt in Berlin; 12. Das Schulturnen in den Städten Preußens; 13. Das Turnen und die Turnlehrer-Bildungsanstalten in den übrigen deutschen Bundesstaaten; 14. Das Vereinsturnen und die deutsche Turnerschaft; 15. Die neue Spielbewegung in Deutschland; 16. Die Leibesübungen im Auslande.

Die Zahl der Abschnitte ist also gegen die der ersten Auflage, welche deren nur sieben zählte, größer geworden, da der Stoff, namentlich jener, welcher die neuere Zeit umfasst, eine

schärfere Gliederung erhielt und die Turngeschichte des Mittelalters außerdem eine kleine Umarbeitung erfuhr. Der Umfang des Werkes ist aber trotzdem nur um ein Geringes gestiegen, wiewohl stets an der Spitze eines jeden Abschnittes für solche, die sich eingehender mit dem behandelten Gegenstande befassen wollen, auch noch die wichtigsten Literaturnachweise gebracht werden. Eine wesentliche Bereicherung erfuhr die Schrift durch die beigegebenen Porträts hervorragender Vertreter der Turnsache, unter denen sich die wohlgetroffenen Bilder von neun noch lebenden Personen (Schulrath Dr. Euler, Prof. Eckler, M. Böttcher, Dir. Dr. Lion, Dir. Maul, königl. Rath Weber, Prof. Dr. Heinr. Jäger, Dr. Wassmannsdorff und Dr. Goetz) befinden. Die erste Auflage enthielt nur die Brustbilder von Guts Muths, Jahn, Eiselen und Spieß; aber auch diese sind in der neuen Auflage durch bessere ersetzt.

Im ganzen genommen wird daher auch diese Neuauflage des II. Theiles von Angersteins „Handbuch" ihren Zweck, dem ja bekanntlich auch die erste Auflage ihre Entstehung verdankt, bei der Benützung als Studienbehelf behufs Vorbereitung zur Turnlehramtsprüfung, sowie als kleines Nachschlagebuch für jeden, der sich für die Turngeschichte interessiert, vollauf erfüllen, an welchem Schlussurtheile auch der Umstand nichts ändern kann, dass bei der Bearbeitung der neuesten Turngeschichte einige kleine Versehen unterlaufen sind.

Druck und sonstige Ausstattung des Buches sind, wie bei allen aus demselben Verlage hervorgegangenen Werken äußerst sorgfältig.

Pilsen. Franz Wilhelm.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Ausführende Gedanken

zum Erlasse des h. k. k. Ministeriums für C. und U. vom 17. December 1897, Z. 26.715, betreffend das Verhältnis zwischen Schule und Haus und die Studentenquartiere der Mittelschüler.

Aufgabe der Mittelschule ist die Erzielung einer höheren geistigen und sittlichen Bildung. Diese Aufgabe sucht die Lehranstalt durch den unmittelbaren Unterricht und durch pädagogische Einwirkung auf die Schüler in der Zeit der täglichen Schulstunden und bei den von der Schule angeordneten religiösen Übungen zu erfüllen. Sie kann aber dabei der Mitwirkung des (Eltern- oder Pflege-)Hauses, dem die Zöglinge den größeren Theil des Tages über angehören, nicht entbehren.

Dieses Zusammenwirken stellt zunächst eine wichtige negative Forderung: das Haus soll die Aneignung des in der Schule vermittelten Lehrstoffes nicht hindern, die erziehliche Thätigkeit nicht durchkreuzen.

In ersterer Hinsicht soll der Zögling durch keine directen Hemmnisse, bestehend in zeitlicher oder räumlicher Beschränkung oder in der Heranziehung zu größeren dienstlichen Verrichtungen im Hause, abgehalten werden, der Wiederholung und Einübung der Schulaufgabe die nöthige Zeit zu widmen. Aber auch vor indirecten Abhaltungen, welche in störenden Gesellschaften, lärmenden Veranstaltungen in der Wohnung sei es zur Arbeit sei es zum Vergnügen (z. B. Musik) bestehen, müssen die Schüler bewahrt bleiben.

Es wird aber an die häusliche Lernthätigkeit der Schüler mittlerer Begabung, vorausgesetzt, dass selbe eine ernstliche und gesammelte ist, keine größere Anforderung gestellt, als dass sie in täglich 2—3 Stunden vom Unter-, in 3—4 Stunden vom Obergymnasiasten befriedigend durchgeführt werden kann.

Der regelmäßige Ferialtag (Sonntag) bleibt arbeitsfrei, sobald die Schulaufgaben schon am Samstag nachmittags erledigt wurden. Die ganze übrige Zeit steht der Erholung und anderen, den Geist und das

Auge nicht anstrengenden, häuslichen Beschäftigungen frei.[1]) Die beste Erholung ist eine mäßige Bewegung im Freien, sei es ein Spaziergang oder ein Spiel oder eine andere Beschäftigung in einem gesunden, offenen Raume (Garten oder Hof).

Die zweckmäßige Verwendung der Lernzeit wird vor allem gesichert durch eine gut gehandhabte Hausordnung hinsichtlich des Aufstehens und Schlafengehens, des Aufräumens, der Mahlzeit (Lernen nie unmittelbar nach dem Hauptmahle!) und der Spielzeit. Was die Dauer des Schlafes betrifft, so soll das ärztlicherseits anerkannte Normale von acht Stunden nicht wesentlich gekürzt, noch weniger aber überschritten werden. Es empfiehlt sich, im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr morgens aufzustehen auch dann, wenn ein- oder das anderemal die Lernarbeit schon gethan sein sollte.

Schlaf- und Arbeitsraum sollen möglichst getrennt sein, ersterer einen Luftinhalt von mindestens 15 m³ für jeden Zimmergenossen haben und tagsüber ausgiebig ventiliert werden. Das Studierzimmer soll vor allem eine gute Beleuchtung für alle Tischplätze und eine stets in der Nähe von 15° R. sich erhaltende Temperatur besitzen. In ersterer Hinsicht dürfen die Fensteröffnungen zusammen nicht weniger als ein Zehntel der Bodenfläche des Zimmers ausmachen. Was die künstliche Beleuchtung betrifft, so ist namentlich der directe Einfall der ungeblendeten Lichtquelle in das Auge zu verhüten, welches durch ein minder intensives, auf das Sehobject concentriertes Lampenlicht viel weniger angestrengt wird, als durch ein stärkeres, wenn es unmittelbar ins Auge fällt.

Besuche fremder Personen sind vom Studierzimmer fernzuhalten. Inwieweit Mitschüler zur gemeinsamen Lernarbeit oder zur Beihilfe zuzulassen sind, hängt ganz von der wirklichen Erfüllung dieses Zweckes ab. Erweist sich ein solcher Besuch als Vorwand, wird die kameradschaftliche Gesellschaft fremder Schüler zur Zeitvergeudung, zum Tabakrauchen, zum Genuss geistiger Getränke, zu sittlich bedenklichen Gesprächen, Spielen, Unterhaltungen missbraucht, so ist es Pflicht der Hausaufsicht, solche Besuche zu verbieten.

Das vorzeitige Tabakrauchen wird von der Schule verboten und zwar mit Recht, denn es schädigt meist die Gesundheit und ist in

---

[1]) Der Studierende soll sogar gewisse häusliche Geschäfte selbst verrichten, schon damit er die leibliche Arbeit achten lerne und sie nicht als etwas seiner Unwürdiges ansehe. Es sind dies solche Verrichtungen, welche ihn an Ordnung gewöhnen, die er ja auch in der Schule zu bethätigen hat. Seine Schulrequisiten und Kleidungsstücke soll er selbst versorgen, unter Umständen letztere auch reinigen, wenn es leicht angeht, instand halten und, namentlich im Elternhause, keine häusliche Dienstleistung (Botengänge) verschmähen, welche weder seine Gesundheit gefährdet noch zu geistiger Arbeit untüchtig macht. Dabei braucht er keineswegs zu vergessen, dass er einer höheren Lebensaufgabe zustrebt, er soll das edle Selbstbewusstsein des besser Unterrichteten und Gearteten ohne Überhebung in sich bergen und überzeugt sein, dass sich Dienstfertigkeit, Selbstbeschränkung, kurz Bescheidenheit mit vornehmer Gesinnung gar wohl vereinen lassen.

allen Fällen eine Gewohnheit, welche bald zu einem kostspieligen Bedürfnisse wird in dem Maße, dass die Natur dessen Befriedigung gebieterisch fordert und die oft nöthige Enthaltung fast zur Qual macht. Das Haus könnte dieser leidigen Angewöhnung vielleicht mit Erfolg entgegenwirken — vielleicht, aber gewiss nur mit Anwendung der äußersten Mittel. Doch scheint der Erfolg selbst dann noch fraglich. Jedenfalls kämpft die Schule dagegen einen erfolglosen Kampf, und manche Anstalt erschöpft sich in Verboten und Maßregelungen, ohne damit etwas anderes auszurichten, als dass die Übertretung bestraft, der »Genuss« desto mehr begehrt und oft in den ungesündesten Räumen heimlich geraucht wird. Der Grund hiefür liegt nur im Beispiele der Erwachsenen: die Jugend erblickt im Rauchen ein Zeichen, noch mehr, eine hervorragende Leistung der Männlichkeit. Für die Anfänger ist es ein mit vielem Ungemach zu erreichendes Können, kein Genuss. Keinem Jungen würde es einfallen, sich an diesem Kraute zu versuchen, wenn die Erwachsenen davon abstehen könnten. Beweis dafür: die Mädchenerziehung kennt diese Calamität nicht, oder sagen wir: noch nicht; sobald sich das Rauchen auch in die Frauenwelt einbürgert, hat auch die Mädchenschule ihren Rauchparagraph! Es soll also hierüber kein Wort weiter verloren werden.

Eine andere Einzelheit mag aber hier angereiht werden; sie betrifft den Besitz von Schusswaffen. Dieser ist vom Eltern- und Pflegehause rücksichtslos hintanzuhalten, was keine Schwierigkeit machen kann. Es ist eine traurige Thatsache, dass schon der bloße Besitz eines Revolvers ruhige, pflichttreue Schüler zu einem verhängnisvollen Gebrauch desselben verleitet hat. Die ohnehin rege und durch mancherlei Lectüre noch mehr entzündbare jugendliche Phantasie umkleidet die Waffe mit dämonischem Zauber, das Bewusstsein, dass ein furchtbarer Effect nur von dem eigenen augenblicklichen Wollen abhängig ist, wird zum mächtigen Anreiz, während auch die Gefahr an und für sich schon verlockend wirkt. Der Verf. dieser Zeilen kennt zwei Fälle, in denen wohlgesittete, keineswegs überspannte, brave Schüler von einer solchen Waffe einen durch äußere Verhältnisse nicht im entferntesten motivierten, aber doch bewussten Gebrauch gemacht haben, der eine mit tödlicher Wirkung gegen sich selbst, während der andere die schwere körperliche Verletzung eines Mitschülers herbeiführte.

Besonders wichtig ist es, dass das Verlassen der Wohnung von Seite des Studierenden nie unangemeldet erfolge, nie ohne Angabe des Zieles und der Gesellschaft, nie ohne Bestimmung des Zeitpunktes der Heimkehr gestattet werde. Dass letztere pünktlich eingehalten werde, ist umso nothwendiger, als sich sonst aus kleinen Überschreitungen und bei nachsichtiger Billigung der vorgebrachten Entschuldigung leicht größere Willkürlichkeiten herausbilden. Die Disciplinarordnung des hiesigen (Nikolsburger) Gymnasiums bestimmt als Heimstunde für die Zeit vom 1. November bis Mitte Februar die siebente, hierauf bis Ende März und von Mitte September bis Ende October die achte, vom 1. April bis Ende des Schuljahres die neunte Abendstunde. Dies besagt, dass

kein Studierender ohne seine Angehörigen, ohne besondere von der Schule eingeholte Erlaubnis oder, wenn dies nicht geschehen konnte, ohne triftige Gründe sich später auf der Gasse zeigen darf. Allerdings ist diese Bestimmung wegen der Controle nur in kleineren Orten durchführbar. Auch zur Schule soll kein Schüler früher entlassen werden, als dass er ehestens eine Viertelstunde vor Beginn des Unterrichtes dort eintreffen kann.

Handelt es sich um Pensionäre, so werden es gewiss alle Eltern beifällig anerkennen, dass die Hausordnung strenge gehandhabt wird, und man wird ungerechtfertigte Klagen ihrer Kinder darnach zu beurtheilen wissen. Es liegt also keineswegs im Interesse der Quartier- und Kostgeber, den Zöglingen Concessionen zu machen, welche der übernommenen Verantwortung oder gar bestimmten Punkten der Disciplinarordnung der Schule zuwiderlaufen. Einem solchen Platze können die Eltern keinen Dank wissen und sie würden, wenn sie ja eine solche Sorglosigkeit billigten, sich dem Punkte der Disciplinarordnung gegenüber sehen, welcher es der Lehranstalt zur Pflicht macht, den Wechsel des Quartierplatzes zu fordern und, wenn erfolglos, den betreffenden Schüler auszuschließen.

Ohne Zweifel ist es für jeden Zögling einer Anstalt, die ihre Schüler durch den historischen und sprachlichen Unterricht in fern zurückliegende Zeiten, durch den literarischen in die Gesellschaft menschlicher Geistesgrößen und durch die Naturerkenntnis in die Höhe der wissenschaftlichen Errungenschaften führt, gedeihlich, wenn der Contact mit dem Alltagsleben in seinen falschen, rauhen und verbildeten Formen, in seinem oft niedrig materiellen und sinnlichen Streben möglichst verhütet und um den Studierenden gewissermaßen ein idealer Schutzdamm gezogen wird. Aber mit dieser Einschränkung des Lebenshorizontes eines Studierenden der Mittelschule darf für ihn auch kein Utopion eines unwirklichen Lebens geschaffen werden, eine Täuschung, die ihm später übel ausschlagen müsste. Er soll weder vom wirklichen Familien- noch vom bürgerlichen Leben, in welches er selbst einzutreten und darin zu wirken bestimmt ist, ja nicht einmal vom gesellschaftlichen Verkehre abgeschlossen werden. Er soll sich in der lernfreien Zeit auch mit dem wirklichen Leben bekannt machen, sich in der Familie und deren Berührungskreisen bewegen, auch die conventionelle gesellschaftliche Sitte kennen lernen. Dass diese Kreise aber anständig seien im sittlichen Sinne des Wortes, ist eine unerlässliche Forderung, wenn auch auf den schwer zu fassenden Begriff der feinen Sitte kein Nachdruck zu legen ist. Diese anständige Gesellschaft ist in der Regel in den sogenannten bürgerlichen Kreisen zu suchen, denn höhere bleiben ja dem Studierenden ohnehin in der Regel unzugänglich und könnten ihm vielleicht nur selten Besseres bieten. Wer möchte es aber leugnen, dass auch das Haus des schlichtesten Arbeiters — nicht bloß dann, wenn es zugleich das Elternhaus ist — moralisch erziehend, also auch die Aufgabe der Schul fördernd wirken könne; die Rechtschaffenheit ohne künstliche Gewandung thut, indem sie mehr durch die Thatsache eines correcten Lebenswand

als in Worten und Lehren zutage tritt, oft mehr als die bestgemeinten Worte. Biedere Schlichtheit ist von derber, sinnlicher Rohheit eben wohl zu unterscheiden.

Hier sei nun auch des Verkehres mit Personen des anderen Geschlechtes — abgesehen von der nächsten Verwandtschaft — mit einem Worte gedacht. Dass ein Zusammenwohnen mit Mädchen heranreifenden Alters aus mehr als einem Grunde vermieden werden soll, dass die Wahrnehmung jeder Intimität im häuslichen Verkehre verehelichter Quartiergeber verhütet, dass ferner auch in der Wahl der aufräumenden Mägde, wo diese nicht ganz entbehrt werden können, die größte Vorsicht beobachtet werden muss, bedarf keiner Begründung. Nicht so unbedingt darf man sich gegen einen gelegentlichen gesellschaftlichen Verkehr von Studierenden höherer Classen mit Frauen oder Mädchen erklären, schon darum nicht, weil eine strengere Abschließung (wenn überhaupt möglich) für die Zeit nach dem Verlassen der Mittelschule eine große Gefahr brächte. Denn der gesellige Verkehr lässt stets die gebotenen Schranken merken und sich daran gewöhnen; die zur Zeit der relativ vollen Freiheit des akademischen Lebens sich regende, früher schlummernde Sinnlichkeit aber setzt sich häufig, ungewohnt sich mit den Schranken abzufinden, über diese hinweg. Es gibt ohne Zweifel auch eine moralische Schutzimpfung. Allerdings kann die Mittelschule die Verantwortung dafür, was später geschieht, ablehnen; was man sich aber schon hier fragen muss, ist, ob nicht der gelegentliche Verkehr mit gleichalterigen Personen des anderen Geschlechtes beim Studierenden unter gewissen Bedingungen das Gefühl für Anstand und Schicklichkeit zu entwickeln, die natürliche Flegelhaftigkeit zu dämpfen, das Streben in günstigerem Sinne zu lenken, ja selbst intellectuelle Kräfte zu heben imstande sei. Zwar wurde niemals die Forderung aufgeführt, dass ein Student keine Gesellschaft besuchen dürfe, wo er auch mit anständigen Mädchen zusammenkommen könnte, dass er etwa beim Eislaufe oder bei einer Tanzunterhaltung im privaten Kreise in Anwesenheit von Respectspersonen jeder Ansprache sich enthalten soll. Summarisch aber wurde oft genug jeder solche Verkehr verboten.

Gleichwohl dürfen die obigen Bemerkungen nicht in der Art missverstanden werden, als gehöre weibliche Ansprache unbedingt zur bildenden Erziehung. Wo irgend begründete Bedenken gegen die Unbescholtenheit auch nur des einen Theiles vorliegen, und in allen Fällen, wo das Naturell des Schülers eine Ablenkung von der Studienaufgabe infolge allzu reger Empfänglichkeit des Gemüthes besorgen lässt, hat ein derartiger Verkehr zu unterbleiben. Etwas Bestimmtes lässt sich aber doch als Norm aufstellen: das öffentliche Zusammengehen und Sprechen mit gleichalterigen Mädchen ohne Anwesenheit der Eltern oder Aufsichtsberechtigten des einen oder anderen Theiles ist schon vom gesellschaftlichen Standpunkte aus unschicklich, also zu unterlassen.

Der Besuch von Theatern, Concerten und ähnlichen Unterhaltungen in Begleitung der Eltern oder berufener Standespersonen kann von der Schule nicht verboten, sondern nur das Übermaß hierin im Falle

sinkender Leistungen in der Schule als abträglich bezeichnet werden. In allen anderen Fällen darf sich die Schule die Erlaubnis hierzu in jedem einzelnen Falle vorbehalten und sich namentlich auch die rechtzeitige Heimkehr nach dem Theater usw. verbürgen lassen. Die Betheiligung an allgemeinen Tanzunterhaltungen, an Volksversammlungen und Aufzügen — wenn solche nicht zu den religiösen Übungen gehören oder Pietätsmotive haben — ist unbedingt zu untersagen.

Von dem Gast- und Kaffeehausbesuche ist nie etwas der Bildung und Sitte Förderliches zu erwarten. Die Nothwendigkeit, ein Gasthaus als Kosthaus zu besuchen, wird sich während der Dauer des Schuljahres, mag der Schüler bei den Eltern sein oder nicht, kaum je ergeben. Ausnahmsfälle können eintreten, wenn die Schüler sich in Begleitung der Eltern, Kostgeber oder Lehrer (bei Ausflügen) oder auf der Reise (in den Ferien) befinden. Es müssen dies aber auch Ausnahmsfälle bleiben. Wenn Schüler im Gasthaus einen Freitisch erhalten, sollen sie wenigstens abgesondert von den übrigen Gästen das Mahl einnehmen. Die Bequartierung bei Gastwirten hat sich selten als günstig erwiesen. Der selbständige Gast- und Kaffeehausbesuch kann Schülern der obersten Classen wohl nur unter besonderen Umständen gestattet werden.

Einen anderen Punkt pädagogischer Aufmerksamkeit bildet die häusliche Lectüre, sofern sie außer Beziehung zur Schule steht. Über die Qualität der Lectüre lässt sich nichts Besonderes sagen, am allerwenigsten ein Index verbotener Bücher aufstellen. Der unsittlichen, tendentiös vom festen Wege des Bestehenden abführenden Bücher gibt es eine Legion, aber auch sehr viel solche, welche das Wissen bereichern oder auch den Stil bilden, indem sie bloß unterhalten wollen, ohne dass sie in eine Schülerbibliothek aufgenommen werden könnten. Doch ist mit Rücksicht auf die Aufgaben der Schule, welche ja des Lesens und Schreibens genug erfordern, das Viellesen möglichst hintanzuhalten, schon um das viele Sitzen und die Anstrengung der Augen zu vermeiden. Insbesondere ist dem Lesen der Tagblätter am besten dadurch zu begegnen, dass sie zu Hause überhaupt nicht aufliegen. Im allgemeinen nicht deshalb, als ob darin etwas für sich Anstößiges läge; aber schon der Umstand, dass sie eine besondere Tendenz haben, während die Bildung der Mittelschule nur allgemein humane Zwecke verfolgt, macht dies räthlich. Überdies können die Blätter des Sensationellen, Aufregenden und dessen Beiwerkes nicht entrathen, und für die ohnehin sensible Jugend ist dies eine Phantasie und Gemüth überreizende Gabe, ein berauschendes Getränk, abgesehen von destructivem Inhalte. Auch führen die politischen und privaten Vorkommnisse in den Zeitungen die Schüler heraus aus der stillen Klause der Lernstube, schwächen das Interesse für das nicht unmittelbar mit dem praktischen Leben verknüpfte Wissen und beunruhigen sie durch den Ausblick auf des Lebens Stürme, Noth und Elend.

Das Haus kann aber auch durch positive Einwirkung Erziehung und Unterricht wesentlich fördern. Allein hier hat die Schule vom Hause

nichts zu fordern, das Unterrichten mit allen dazu gehörigen Hilfen fällt ihr selbst (in den Lehrstunden) zu, und die sittliche Ausbildung soll durch alles gefördert werden, was in der Schule gesagt, gelehrt, geboten und verhütet wird. Ein großer Theil der diesfälligen Unterweisungen obliegt dem Religionsunterrichte, welchem noch die besonderen religiösen Übungen zur Seite gehen. Dessenungeachtet darf behauptet werden, dass die Sittlichkeit in ihrem tiefsten Grunde durch Muster und Beispiel der autoritativen Hausgenossen in ihrer Bethätigung noch mehr gefördert — im ungünstigen Falle geschädigt — werden kann, als durch die Schule. Das schlichteste Bürgerhaus des rechtschaffenen Arbeiters und Bauers kann hierin gerade soviel thatsächliche gute Erfolge erzielen, wie umgekehrt ein sogenanntes feines Haus bei gesellschaftlich getünchten aber lockeren Sitten schaden. Wo freilich Bildung und Sitte gleich hoch stehen, wo auch noch für die Wiederholung und Erweiterung des Schulunterrichtes Hilfe geboten wird, ein solches Haus müsste die Schule in geradezu idealer Weise unterstützen.

In Wirklichkeit finden sich solche Eigenschaften selten auf einem Platze beisammen. Gewöhnlich wird die Beihilfe einem Hauslehrer (Instructor, Correpetitor) übertragen. Die Hauslehrerfrage ist eine der schwierigsten in unserem Mittelschulwesen; sie wurde praktisch seit langem so gelöst, dass, wer sich für die unteren Classen einen solchen Lehrer zahlen kann, dies thut, während die anderen sich entweder selbst helfen oder, wenn es so nicht geht, den Studien entsagen müssen. Das ganze Hauslehrerwesen ist eigentlich für die Mittelschule ein Vorwurf, denn die gut fungierende Lehranstalt braucht keinen Nachlehrer, weil sie selbst nicht bloß die erste Darlegung des Gegenstandes, sondern auch dessen weitere Erläuterung, nach Thunlichkeit auch die Einübung besorgt. Könnte man mit einemmale überall die Hauslehrer abstellen, so wäre dies kaum ein Schaden für die Schule. Abgesehen von der materiellen Ersparnis der Eltern käme auch der öffentliche Lehrer dadurch erst in die Lage, den reinen Effect seines Unterrichtes zu erproben und diesen bei geringerem Erfolge darnach zu adjustieren. Wenn dann trotz methodischer Klarheit und maßvoller Anforderung einzelne Schüler nicht genügen, so wäre der Nachweis ihrer Unfähigkeit erbracht, und ihr Verlust nicht zu beklagen oder die Angehörigen hätten das Hemmnis im Unfleiße und anderen häuslichen Verhältnissen zu suchen.

Thatsächlich aber steht es so, dass trotz der redlichsten Bemühung des guten Lehrers die Aufnahme des Gegenstandes von Seite der Schüler keine vollkommene ist, und dass die Erfolge wegen des unstäten Temperaments, der Unaufmerksamkeit, der Ermüdung oder eines leiblichen Gebrechens auch bei befähigten Studierenden hinter der Erwartung zurückbleiben. Und sollten nicht auch Hemmungen in der Disposition des Lehrers, in der Natur des Gegenstandes vorkommen? Gleichviel, welches Elternhaus möchte es sich selbst bei einem idealen Schulunterrichte nehmen lassen, zum Besten ihrer Kinder noch ein übriges zu thun und einen Lehrer aufzunehmen?

In einem solchen Falle muss sich nun die Schule, um Rath gefragt, bereit finden lassen, auf die Wahl des Hauslehrers und auf die Richtung des Hilfsunterrichtes Einfluss zu nehmen. Nebst dem Berufslehrer, der nur in großen Städten zum Theil in Betracht kommt, wird nur ein gewissenhafter und fleißiger Schüler der oberen Classen als Hilfe für die unteren, ein ernsterer Mitschüler der gleichen Classe zum gemeinsamen Lernen für die höheren Stufen zu empfehlen sein. Erwerbsmäßige Cumulierung von Stunden ist aber mit allen Mitteln hintanzuhalten, und zwar im Interesse des Lernenden wie des Lehrenden.

Die Verständigung über Fortgang und Verhalten der Schüler erfolgt von Seite der Anstalt, zum mindesten, wenn Mängel vorkommen, regelmäßig nach jeder Censur durch einen vom verantwortlichen Aufseher zu fertigenden Schein, dessen unmittelbare Zustellung aus vielen Gründen rathsamer ist, als dies etwa durch den getadelten Schüler besorgen zu lassen. Scheint eine Rücksprache mit den Eltern oder deren Vertretern erwünscht, so mag dies im Scheine bemerkt werden, denn oft ist es nur die Scheu, den Lehrkörper zu überlaufen, welche die Angehörigen von öfteren Erkundigungen abhält. In der Regel aber werden sie gerne mit der Schule ins Einvernehmen treten, wenn ein solcher Wunsch geäußert wird. Wäre es nun dem Director möglich, jeden Schüler genauer zu kennen, und erlaubten es ihm seine schier erdrückenden Amtsgeschäfte, so wäre er als der Vorstand der Anstalt auch der berufenste Auskunftgeber: wurden ja die Zöglinge auch nur ihm übergeben. Nicht immer genügen die Einzeichnungen in den Classenkatalog für diesen Zweck. Daher muss dieses Amt übertragen werden, und da ist es naturgemäß der Classenvorstand als Repräsentant des Classenlehrkörpers, welcher über das gesammte Verhalten und den Fortgang seiner Schüler Auskunft zu geben und die Eltern zu berathen hat. In seinem Munde wird sich das Urtheil auch — es sei dieser Ausdruck gestattet — objectiver gestalten als beim Fachlehrer, der nur den eigenen Gegenstand im Auge hat und andere Leistungen ignorieren darf. Nur ausnahmsweise, bei besonderen Schwierigkeiten, etwa in der Frage häuslicher Nachstunden oder wenn es der Classenvorstand selbst räthlich findet, mag sich der Fachlehrer unmittelbar gegenüber der Partei aussprechen. Es geht dies auch aus den „Weisungen“ VI. B, betreffend die Pflichten des Ordinarius, klar hervor.

Jede Anstalt hat hiefür die festgesetzten Sprechstunden, und es wird keinem Schulmanne beifallen, einer Partei die Einholung der Auskunft selbst in einem ungünstigen Falle über das durch die Sache gebotene Maß unangenehm zu machen.

Was die Wahl von Quartieren für solche Schüler betrifft, deren Eltern nicht am Orte der Mittelschule domicilieren, so liegen die Verhältnisse in kleinen Orten theils günstiger, theils ungünstiger wie in großen Städten. Die Verhältniszahl der auswärtigen Schüler ist in ersteren regelmäßig größer als in letzteren. Hier sind es meist ansässige Bewohner, welche die Schule beschicken, dort kommen oft zwei Drittel und mehr aller Schüler von außen. Es sollen daher besonders kleinere

Orte ins Auge gefasst werden. Als günstig stellt sich hier die im allgemeinen billigere Unterkunft, die leichtere Überwachung, der Abgang bedeutender, die Erziehungs- und Unterrichtsthätigkeit störender Einflüsse, oft auch die besseren Gesundheitsverhältnisse der Kleinstadt dar. Demgegenüber stehen manche Übelstände. Mit Ausnahme der Fälle, wo einzelne Communen eben in der Erkenntnis der mangelhaften Placierungsverhältnisse »Internate« gegründet haben, um sich durch den Zufluss auswärtiger Schüler auch die Lehranstalt zu erhalten, und abgesehen von unter geistlicher Aufsicht stehenden Convicten zur Heranbildung von Zöglingen des Priesterstandes oder von Chorsängern sind es meist nur unbemittelte Ortsinsassen, kleine Geschäftsleute, Witwen und ältere Fräulein, welche die Verpflegung von Studierenden gegen Entgelt zur Ermöglichung oder Aufbesserung ihrer Existenz übernehmen. Dabei sind die Quartiere oft recht beschränkt, alles auf den Fuß der möglichsten Sparsamkeit eingerichtet, da man ja auch nur kleine Pensionsbeträge verlangen kann. Guter Wille ist fast überall vorhanden, aber die oben angedeuteten Anforderungen an Raum, Licht und Aufsicht oder gar an positiver Antheilnahme hinsichtlich des Schulzweckes bleiben unerfüllt und, kommt Concurrenz hinzu, so neigt sich diese oft zu unlauterem Wettbewerb. Mit den Eltern findet man sich durch Worte und Zusicherungen ab, bis der Misserfolg sich nicht mehr verbergen lässt; den Schülern macht man, um sie zu fesseln, jene Concessionen, welche die Schule nicht mehr billigen kann. Die Frage der häuslichen Nachhilfe wird, so gut es geht, erledigt und von den sich anbietenden Obergymnasiasten der mindest Fordernde und meist Versprechende angenommen.

Wenn der Vorstand der Anstalt der Placierungsfrage, soweit er dies thun darf, selbst näher tritt und besser situierte Häuser heranziehen möchte, so findet er meist ablehnende Antworten; man will eben selbst bei besserer Bezahlung mit dem verantwortungsvollen Geschäfte sich nicht befassen.

Da bildet sich denn im ganzen Studentenverpflegungswesen eine örtliche Gepflogenheit heraus, bei welcher bescheidene, strebsame und leicht tractable Schüler ganz gut fahren, die aber für größere Ansprüche, für minder willige und minder fleißige Zöglinge nicht ausreicht. Es wäre daher jeder Stadtvertretung nahezulegen, im Interesse des Gedeihens, ja des Bestandes der Mittelschule die im Punkte 7 des hoh. Erlasses angeregte Gründung von gut eingerichteten, mit der Mittelschule in innigem Rapport stehenden Convicten baldigst ins Werk zu setzen. Ein solches Unternehmen, von der Schule im eigensten Interesse kräftig gefördert, würde auch auf die Hebung der bisherigen Studentenunterkünfte zurückwirken.

Nikolsburg. Joh. Krassnig.

Zum deutschen Unterricht in der V. Gymnasialclasse.

(Über die Wortbildungslehre.)

Es bedeutet für mich jedesmal einen Augenblick der Erholung, wenn mich der Lehrgang des deutschen Unterrichtes in der V. Gymnasialclasse aus der wüsten Masse von Dichter- und Stilnamen hinüberführt auf den Boden der Etymologie. Denn die Beschäftigung mit dieser allein weckt hier jenes Maß geistiger Spannkraft, welches einem Unterrichtsbetriebe den Erfolg sichert. Nur hat man alle Ursache, einen Lehrgegenstand, der mehr als mancher andere der Zersplitterung und Systemsucht ausgesetzt ist, vor solchen Auswüchsen zu beschützen. Die Wortbildungslehre verliert alles Interesse bei den Schülern, sobald man sie herabzieht in die Region grammatischer Tüftelei. Diese Erfahrung machten wir an der vor zehn Jahren in Gang begriffenen Methode des formalen Sprachunterrichtes in der V. und VI. Classe zur Genüge; dessenungeachtet hat sich in den jetzigen Schulgrammatiken in das Capitel der Wortbildungslehre ein beträchtlicher Rest grammatischen Rüstzeuges in der Gestalt zweckloser Regeln und Erklärungen von selbstverständlichen Spracherscheinungen eingeschlichen — nicht zum Vortheil der Sache. Unter Berufung auf die von mir in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1896, S. 824 ff.) ausgesprochene Bemerkung über die Wichtigkeit des Etymologieunterrichtes für die Schule möchte ich nun meine aus wissenschaftlicher, sowie didaktischer Beschäftigung mit dieser Frage herangereifte Anschauung über Umfang und Methode des Unterrichtes in der Etymologie am Gymnasium zum Ausdrucke bringen.

Wenn dieser Unterricht in der V. Classe das werden soll, wofür er sich ausgibt, nämlich eine Einführung der Schüler in ein tieferes Sprachverständnis, wenn in ihnen das Gefühl für Eigenes und Fremdes in der Muttersprache geweckt, die Auffassung der Sprache als etwas Lebendigen, Organischen begründet werden soll durch das Vertrautwerden mit den wichtigsten Gesetzen der Sprachbildung, so erreicht man dies Ziel sicherlich am allerwenigsten auf dem Wege einer Übersättigung der Schüler mit grammatischen Definitionen. Damit ist nichts geleistet, wenn man Wörter wie 'Christkind, Fürstbischof, Gottmensch, Herrgott, Prinzregent' u. a. als »Zusammensetzungen von Substantiven, u. zw. im Verhältnis von Apposition und Beziehungswort« definiert, wenn man 'Geheimrat, Hohepriester' als »eigentliche Zusammensetzungen, in welchen oft noch beide Theile flectiert werden«. bezeichnet. Die Bedeutung des Wortes 'Hagestolz' wird einem Schüler gewiss nicht klar aus der Bemerkung in der Grammatik: »In der eigentlichen Zusammensetzung verschmelzen beide Wörter zu einem neuen Begriff, in der Verbindung der Stämme ist der Stammauslaut des ersten der beiden Glieder der Zusammensetzung entweder stehengeblieben oder abgefallen, z. B. Hage-stolz, Wege-rich«. Ist es nothwendig, einem Schüler der V. Classe Wörter wie 'bergauf', 'bergab' erst zu erklären als Verbindungen von einem Nomen mit einem Adverb? Und wenn er lernt:

ein Nomen mit seinem Attribut bildet eine meist uneigentliche Zusammensetzung; die Bestandtheile sind oft aneinandergerückt. z. B. »spornstreichs«, so eignet er sich eine todte Regel mehr an, ohne dem Verständnisse des Wortes 'spornstreichs' auch nur ein wenig näherzukommen. So wird es mich auch gar nicht wundern, wenn ein Schüler auf dieser Bildungsstufe die Zumuthung, er solle das Wort 'erstlich' als eine Verbindung von 'erst' und 'lich', 'gewisslich' als eine solche von 'gewiss' und 'lich' definieren lernen, für ein Attentat auf seinen gesunden Verstand ansieht. Um das Verständnis des Wortes 'Heuschrecke' zu erzielen, darf ich nicht nach dem Vorgange der Grammatiken den Satz aufstellen: Dieses Wort besteht aus einem Substantiv und einer Verbalform; ich werde vielmehr die formale Seite unberücksichtigt lassen und sagen: Das Wort bezeichnet das Thier nicht, wie man anzunehmen geneigt ist, als den »Schrecken des Heues«, sondern als »Heuspringer« (schrecken = springen). Ebensowenig darf ich bei der Erklärung des Wortes 'abspenstig' mich begnügen mit der Entstehung der Wortform, sondern werde es zurückleiten auf spanen = verlocken und mit »widerspenstig«, »Gespenst« in Zusammenhang bringen.

Wieder an einer anderen Stelle einer Grammatik heißt es: »Wortbildungen im Verhältnis des Adverbials zum Bestimmungsworte: Grobschmied, Weißgerber«. Welchen Nutzen zieht der Schüler aus einer derartigen Erörterung und welchen aus der Regel: »Außenwelt, Rückweg, Umgegend, Vorposten usw. sind Zusammensetzungen von Präpositionen mit Substantiven«? In solcher Weise spinnen sich in den Grammatiken die Definitionen fort, viele Seiten lang.

Da wird der Geist euch recht dressiert,
in spanische Stiefel eingeschnürt.

Die Wortbildungslehre stimmt in einem wesentlichen Punkte mit dem naturgeschichtlichen Unterrichte überein: je mehr Künstelei und System, desto weniger Interesse; eine anspruchslose, von praktischem Geiste durchwehte Methode hat allein Aussicht auf Erfolg. Geben wir daher den Schülern statt der todten Regeln die lebendige Sprache, indem wir auf Grund einer Auswahl trefflicher Beispiele aus dem Wortschatz ihre Aufmerksamkeit nicht auf die formale Entwicklung der Wörter, sondern auf ihren Bedeutungswandel lenken. Solange ich mich bei diesem Unterrichte der Führung der Grammatik überließ, stand ich unter dem Drucke der Schwerfälligkeit, seitdem ich meine eigenen Wege gehe, gereicht der Gegenstand mir und den Schülern zur Freude.

Bei der Auslese des Stoffes gilt als erstes Erfordernis der engste Anschluss an den Ideenkreis der Schüler, so dass im allgemeinen nur solche Wörter zur Besprechung gelangen, welche entweder der tägliche Gebrauch den Schülern interessant macht, oder welche infolge auffallender Sonderbarkeiten — sei es im Wechsel oder im Charakter der Bedeutung — ihre Aufmerksamkeit wecken. So hat z. B. die Erklärung des Wortes Uhr (hora) von vorneherein das Interesse der Schüler für sich. Nicht so das Wort Canapee, dieses fällt erst durch seinen Bedeutungs-

wandel auf (*κώνωψ* = Stechmücke, also eigentlich Mückennetz, sodann das vom Netz umsponnene Bett). Desgleichen 'albern' aus alawari = ganz wahr, ganz aufrichtig; 'blöde' urspr. = körperlich schwach (er ist blöd im Magen, Blödel). Ebenso nimmt der Schüler die Erklärung von Wörtern wie Knoblauch (= Spaltlauch, eig. Kloblauch von klieben = spalten), Knödel (zu Knoten, gnodus), Gigerl (zu Geck, gigen), Wanze (zu Wand), Tölpel (= Dorfmensch) wegen der sonderbaren Bedeutung gern auf.

Nach einer vorausgeschickten Erörterung der wichtigsten Sprachgesetze (der verschiedenen Arten von Vocal- und Consonantenwandel) ziehe ich also zuerst die Vornamen der Schüler in Behandlung. Deutsche und fremde Namen werden auseinandergehalten, nur die ersteren erklärt. Ihre Merkmale sind charakteristisch, daher wissen die Schüler sehr bald zwischen diesen und den fremden zu sondieren. Da hebt sich ein reger Wetteifer, jeder möchte seinen Namen zuerst erklärt sehen. Es ist etwas ganz Neues für sie, wenn ein 'Robert' als »ein mit glänzendem Ruhme Ausgestatteter«, ein 'Adolf' als 'Edelwolf', ein 'Ludwig' als »berühmter Kämpfer« neben einem 'Paul', dem Schwachen (paulus) sein Haupt kühner tragen darf. Der Kreis dehnt sich aus, alle häufiger in Gebrauch stehenden deutschen männlichen Namen kommen auf die Wage, ungefähr 70. Sie lassen sich leicht finden und ordnen auf Grund ihrer beiden Compositionstheile. Nun folgt eine Auseinandersetzung über Namengebung in alter Zeit überhaupt (lateinische, griechische, hebräische, deutsche Namen) und über die allmähliche Verdrängung der einheimischen durch die fremden Eindringlinge. Die Besprechung der gebräuchlichsten deutschen weiblichen Vornamen (etwa 20) schließt dieses anregende und lehrreiche Capitel.[1])

So bietet auch das Bestimmen deutscher Zunamen manche Gelegenheit zu gehaltvollen Ausführungen. Eine große Anzahl derselben wie: Müller, Schmied, Schneider, Berger bedarf allerdings keiner Erklärung, desto mehr Arbeit hat der Geist bei der Entzifferung anderer, wie: Lechner, Pacher, Pichler, Polzer, Riegler usw. Selbstverständlich werden auch da die Namen einzelner Schüler zum Ausgangspunkte der Erörterung genommen.

Das zweite Capitel handelt von den Lehn- und Fremdwörtern; bei richtiger Auswahl des Stoffes eine ebenso ergiebige Fundgrube für das Sprachverständnis wie das erste. Nur droht die Gefahr einer Verschwendung von Kraft und Zeit auf Nichtigkeiten. Wörter wie: Abt, Baldachin, Koller, Küster, Markt, Most, Morast u. dgl. lassen die Schüler gleichgiltig; ihre Erklärung ist zwecklos, weil sie, ohne Interesse aufgenommen, bald dem Gedächtnisse entschwindet. Viele andere dagegen wie: Börse, Bretzel, Brille, Kirche, Pferd, Pilger, Tinte usw. sind ein-

[1]) Ich glaube, die Thatsache, dass sich einige Schüler aus eigenem Antrieb zum Zwecke einer Fortsetzung dieses Studiums Tetzners Namenbuch angeschafft haben, als einen Erfolg des Unterrichtes ansehen zu dürfen.

rillkommene Gabe. Die Grammatiken liefern viele treffliche Beispiele, loch ebenso viele möchte ich durch interessantere ersetzt wissen. Zwar hat auch in dieser Frage der Satz »dem einen erscheint dieses, dem anderen jenes geeigneter«, seine Berechtigung; allein den Ausschlag gibt hier die Beobachtung der Schüler, die Rücksichtnahme auf ihren Geschmack. Und weil ich die Schüler beobachtet, ihren Geschmack erforscht habe, darf ich offen aussprechen, dass ich nur ungern eine große Anzahl vorzüglicher Beispiele in den Grammatiken vermisse. Ich habe viele gesammelt und will einzelne anführen: Bagage, Bagath, Bajazzo, Bengel, Bier, borniert, Bube, Caricatur, Carneval, Cigarre, Commis, Compot, coquett, Couvert, crepieren, Fasan. Fiaker, Frack, Fratz, Galosche, Germane, Gigerl, Göth, Gugelhupf, impfen, Käfer, Kastanie, Kerze, Knödel, Menagerie, Migräne, Minute, Pomade, Porträt, Quacksalber, quitt, Salat, Sarg, Sauce. Sclave, Secunde, Semmel, Spagat, Spenadel, Spinat, Toilette, Tölpel usw.

Großen Anklang findet auch das Bestimmen einer Anzahl der Militärsprache angehörender Ausdrücke: Gefreiter, Corporal, Feldwebel, Lieutenant, General, Feldzeugmeister, Marschall. — Cadett, Officier. — Artillerie, Cavallerie, Dragoner, Infanterie, Gendarmerie, Kürassier, Pionnier. — Compagnie, Bataillon, Regiment, Brigade, Corps. — Escadron. — Bayonett, Helm, Kanone. — Soldat, Recrut, Matrose. — Uniform, Salve. — Manöver; defilieren.

Eine der wichtigsten Partien in der Wortbildungslehre ist die Wortfamilie. Hier lernt der Schüler das Leben und Weben der Sprache am genauesten kennen. Wenn irgendwoher, so gewinnt er aus diesem Gesetze den rechten Einblick in die Triebkraft der Sprache, er sieht die Stämme in ihrem prächtigen Ästeschmuck. Nur empfiehlt sich auch hier die Beschränkung auf Beispiele von starkem Interesse und das Fernhalten störender Regeln. Unleugbar bieten die Grammatiken viel Treffliches, aber das Gold liegt begraben unter der Last schwerverständicher Definitionen. Man hat bei der Behandlung dieser Frage Mühe aus der von allen Seiten herandrängenden Masse des Stoffes das Passende und Brauchbare herauszugreifen, dem Zuviel zu wehren. Der Schüler braucht nicht Lehrer noch Grammatik, um zu wissen, dass Stiege von steigen, Gabe von geben, Schub von schieben, Blick von blicken abgeleitet ist; dass aber auch Gift auf geben, Schuft und Schober auf schieben, blank, Blech, blechen (= zahlen) und bleich auf blicken zurückgeht, erscheint ihm neu und merkenswert. So überlässt er sich gerne der Führung des Lehrers in jene geheime Welt, welche sich nur einem geringen Bruchtheile der Menschheit, den Gebildeten, aufthut und sich nennt: Sprachverständnis. — Doch nur nicht viele Regeln, sie schaden mehr als sie nützen, die Sache spricht durch sich selbst! Es sei mir auch da gestattet, aus dem gesammelten umfangreichen Materiale einige schöne Beispiele anzuführen:

Anger: Engerling.
biegen: Bogen, Bucht, Buckel, Burg, Bügel, b ü g e l n.
bieten: Beute, B e u t e l.

Bock: boxen, ins Bockshorn jagen.
brechen: Bruch, brach, prägen.
brennen: Brunst, Brünne, Brunnen.
bracchium: Bratsche, Bretzel.
dürr: Durst.
Esel: Assel.
êwa = Gesetz: Ehe, echt (ê-haft = gesetzmäßig).
fahren: Fahrt, Gefährte, Furt, fertig, Ferge, Gefahr.
fassen: Fass, fetzen.
fechten: Fuchtel.
vehe = Verfolgung: Fehde, Fehme.
fram = vorwärts: frame (Spieß), Franke, Fremde, Pfrieme.
fließen: Fluss, Flotte, flott, Flosse.
glatt: glitzern, Glas (?), Glatze, Glacis, glänzen.
graben: Gruft, grübeln.
Hand: behende, Handel, Händel.
heben: Behuf, Hefe, Hobel.
heln = verbergen: verhehlen, Held, Halme, Hülse, Hölle.
hören: aufhören, gehören, Behörde.
Keil: Kiel (Reihe: Riege).
Klieben: Kluft, Klafter, klaffen, Knoblauch.
kratzen: Krätze.
krimmen = zusammenziehen: Krampf, Krämpe.
liberare: liefern, Livree.
musa: Musik, Mosaik.
modus: Modus, Model, Modell.
neigen: Genick, Nacken, Neigung, necken.
nodus: Knoten, Knödel.
nidus: Nest, Netz.
Narr: nergeln.
platt: Platte, platzen, Platin, Plateau.
schelten: Schuld, unbescholten, Schulze.
schichten: Schacht, Schachtel.
schimmern: Schimmel (Pferd), Schimmel (Pilz).
schlagen: Schlacht, Schlacke, Schlegel.
schlingen: Schlange, schlank, Schlingel.
schnarren: schnarchen, Schnur, Schnurrbart.
schnauben: Schnuppe, Schnupfen.
schnell: schnellen, schnalzen, Schnalle, schnallen.
sitzen: Sessel, Elsaß, Insasse.
span = Muttermilch: Gespan, Spanferkel.
spannen: Spanne, Spange, Spengler.
Sperling: Sperber.
stechen: Stecken, Stock, Sticken, Stück.
stehen: Stange, Stengel, stets, bestätigen, Staat.
ventus: Wind, Winter; wenden, Winde (femin.), Wand, Wanze.
wegen (bewegen): Wage, Wagen, wagen, wackeln, Wiege, aufwiegeln.
wic = Kampf: Geweih. U. v. a.

Den Schluss des etymologischen Excurses bildet die Besprechung einer Reihe von bemerkenswerten deutschen Ausdrücken, welche in den obigen Gruppen keinen Platz fanden, so: Adel, Bandit, Batzen, Bernstein, blessieren, Demuth, Dirne, Fräulein, Fürst, Heirat, Hemd, Herr, Herzog, Hexe, Junker, König, Leichnam, Monat, Ostern, Weihnachten, Windsbraut, Zwerg. — Kuckuck, Kuh, Rebhuhn und anderen onomotopoetischen Wortbildungen, endlich von Beispielen aus der Volksetymologie und Rückentlehnung.

Bei einer solchen Behandlung, welche — ich wiederhole es — nicht in der Aufstellung von Regeln, sondern in der Erklärung des Wortschatzes die Aufgabe der Spracherklärung sucht, wird die vielverkannte und vernachlässigte Wortbildungslehre ohne Belastung und Belästigung der Schüler zu einem integrierenden Bestandtheile des deutschen Sprachunterrichtes, sie wird eine feste Vorstufe zur Lectüre mittelhochdeutscher Literaturwerke. Während ihnen nun die Lectüre der letzteren das Verständnis der formalen Sprachentwicklung in hohem Grade vermittelt, erschließt ihnen die Wortbildungslehre das Verständnis für die Bedeutung eines nicht geringen Theiles vom Wortschatze der Muttersprache. Beides zusammen macht erst das wahre Sprachverständnis aus. Blickt dann der Lehrer, angelangt am Schlusse des Sprachunterrichtes in der VI. Classe, zurück auf die erfolgreiche Thätigkeit, so darf er sich getrost sagen, dass durch eine derartige Pflege der Muttersprache an seinen Schülern das schöne Wort des Dichters in Erfüllung gegangen ist:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen!

Kremsier. Johann Koranda.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Die deutsche Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag versendet eben den Bericht über das fünfte Vereinsjahr (1896/7). Die Zahl der Mitglieder betrug 42. Obmann war Prof. Jung, sein Stellvertreter Prof. Toischer, Schriftführer Gymnasiallehrer Tschinkel, Schatzmeister Dr. Gläser. Es wurden 20 Vorträge gehalten. Außerdem fanden noch an verschiedenen Orten Deutschböhmens 24 volksthümliche Vorträge statt. Darnach hat die Gesellschaft wiederum der Aufgabe, welche sie sich gestellt hat, vollkommen entsprochen.

Literarische Miscellen.

Index Andocideus. Lycurgeus. Dinarcheus confectus a Ludovico Leaming Forman, Ph. D. Oxonii e prelo Clarendoniano 1897. 8°, 91 SS.

Eine sehr willkommene Gabe, da die uns bisher zugebote stehenden Indices von Reiske-Mitchell theils unvollständig, theils mit Rücksicht den jetzigen Text nicht mehr brauchbar sind. Der Verf. hat hierbei die Ausgaben des Andokides und Deinarchos von F. Blaß (Leipzig 1880 u. 1888), dann die des Lykurgos von Thalheim (Berlin 1887) zugrunde gelegt; für die Bruchstücke des Deinarchos und Lykurgos sind die Oratores Attici von Baiter und Sauppe benützt. Der Index enthält auch die wichtigeren handschriftlichen Lesarten und ist durch Anwendung von Zeichen so eingerichtet, dass bei großer Kürze vieles entsprechend verdeutlicht wird. Einige Ungleichmäßigkeiten und Inconsequenzen finden sich allerdings, doch sind sie nicht von Belang. Für das Studium der genannten Redner ist er als ein sehr brauchbarer Behelf bestens zu empfehlen.

E. Kautzsch. W. Gesenius' hebräische Grammatik. 26. völlig umgearb. Aufl. Leipzig, F. Vogel 1896. XII u. 558 SS. Preis 6 Mk. Desselben Werkes kleine Ausgabe. IV u. 283 SS. Preis 3 Mk. 50 Pf.

Die erste Ausgabe von Gesenius' hebräischer Grammatik erschien 1813 und das Buch, das anfangs nur 202 Seiten zählte, wuchs allmählich zu einem gewaltigen Bande heran, so dass der jetzige Bearbeiter — sein Vorgänger war Roediger gewesen — auch die kleine Ausgabe desselben neu herausgibt. Daneben existiert noch ein 'Abriss der hebräi-

schen Laut- und Formenlehre nach Gesenius' Grammatik von E. Kautzsch' (Preis 1 Mk.) und man kann sich wohl fragen, ob damit des Guten nicht ein wenig zuviel gethan wurde, zumal wir ja an hebräischen Schulbüchern geradezu Überfluss haben. Bei dem hohen Ansehen, das der Herausgeber in hebraicis genießt, ist es selbstverständlich, dass alles, was in neuerer Zeit Textkritik und linguistische Arbeiten zum Verständnis der hebräischen Sprachformen beigesteuert haben, Verwertung gefunden hat, so dass das ausführliche Werk seinen Platz als standard book des Hebräischen noch lange bewahren wird. Ich möchte mir nur eine Bemerkung bezüglich der Definition, respective des Gebrauches des semitischen Perfects und Imperfects §§. 47 und 106[1]) gestatten. Der Verf. sagt in der Anmerkung zu dem ersteren Paragraphen ausdrücklich, dass diese aus der lateinischen Grammatik genommenen Termini in anderem Sinne zu nehmen seien, und es wäre deshalb meines Erachtens, um Missverständnissen vorzubeugen, viel passender, dieselben durch die aus der slavischen Grammatik bekannten 'Perfectivum' und 'Imperfectivum' zu ersetzen, die den unleugbaren Vorzug an sich tragen, keinen Tempusbegriff, der den semitischen Verbalformen fremd ist, zu involvieren.

Graz. J. Kirste.

Habsburgs Treue. Schauspiel in fünf Aufzügen von Alois Ebner. 124 SS. Wien, Verlag von Heinrich Hirsch 1895.

Der bekannte Stoff, in dessen Mittelpunkt Friedrich der Schöne von Österreich und Ludwig, Herzog von Bayern, ihr Zwist und ihre endliche, dauernde Versöhnung stehen, ein Stoff, der schon von Uhland, Heyse und Greif behandelt wurde, findet hier eine Bearbeitung vom specifisch österreichischen Gesichtspunkte. Hauptmotiv ist, wie billig, die Verherrlichung der Fürsentreue in der edlen Gestalt Friedrichs, der wiederholt den Grundsatz ausspricht und nach ihm handelt: »Die Treue halten wir bis in den Tod!« Doch auch seinem königlichen Gegner wurden sympathische Züge geliehen. An abwechslungsreichen Charakteren fehlt es nicht. Von den Frauengestalten ist besonders die rührende Gestalt der Isabella von Arragonien, Friedrichs erblindende Gemahlin, hervorzuheben. Der opferwillige Pfaff vom Kahlenberg mit seinem treuherzigen Humor wurde vom Dichter mit Geschick eingeführt, der alte Maier Helmbrecht bringt uns jenes berühmte Sittenbild, das uns Werner der Gartenaere gezeichnet, ergreifend vor Augen. Die Technik ist die herkömmliche, vieles dürfte bei guter Aufführung wirksam sein, manches wird erst eine geschickte Inscenierung recht hervorheben Auch Sprache und Örtlichkeit (u. a. Kahlenberg, Burg in Wien) tragen der patriotischen Tendenz wirksam Rechnung, wobei sich jedoch der Dichter von aller Aufdringlichkeit fernhält. Die Verse (Jamben) sind bis auf wenige Ausnahmen correct.

Wien. Dr. R. Löhner.

Leitfaden der Geschichte für die mittleren Classen höherer Lehranstalten von Dr. W. Martens. In zwei Theilen. II. Theil: Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Hannover, Verlag von Manz u. Lange 1896. 328 SS.

Seinem Lehrbuche der Geschichte für die Oberclassen hat W. Martens einen Leitfaden für die mittleren Classen folgen lassen. Im

[1]) Die Paragraphenzahlen sind in beiden Ausgaben identisch.

zweiten Theile ist das Mittelalter und die Neuzeit enthalten. Dem Mittelalter sind 90 Seiten gewidmet, dann folgt ein Anhang, der die Hohenzollern und Brandenburg im Mittelalter in sehr gedrängter Kürze behandelt. Das letzte Ereignis der Neuzeit ist der Friede von Frankfurt 1871, worauf die Verfassung des Deutschen Reiches auseinandergesetzt wird. Dann folgen Zeittafeln, ein Verzeichnis der geographischen Namen und endlich fünf recht gut ausgeführte historische Karten, die für den Unterricht auf der Mittelstufe genügen. Der Verf. hat seinen Stoff gut eingetheilt; vielleicht ist er in der Zerlegung des Stoffes in Abschnitte mitunter zu weit gegangen, denn mancher Abschnitt enthält nicht mehr als sieben Zeilen. Die Erzählung ist gut, weil dem jugendlichen Alter angemessen. Namen und Zahlen finden sich nicht in übertriebener Menge vor. Manchmal ist der Verf. hierin sogar zu sparsam; denn wenn von einem Könige etwas erzählt wird, soll der Name genannt werden. So gefällt mir beispielsweise der Satz nicht: »Darauf griff Heinrich III. Ungarn an; er bekam den dortigen König in seine Gewalt und ließ ihn hinrichten; darauf setzte er einen neuen ein und ließ sich von diesem den Treueid leisten.« Dieser Satz enthält auch Unrichtigkeiten.

Graz. F. M. Mayer.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Lieferung 1. Berlin. Photographische Gesellschaft 1897. Preis jeder Lieferung 1 Mk. 50 Pf.

Das sehr schön ausgestattete Werk soll in 75 Lieferungen die Porträts der bedeutendsten Persönlichkeiten unseres nun zu Ende gehenden Jahrhunderts auf dem Gebiete der Staatengeschichte, der Technik und der Wissenschaften, der Literatur und der Künste mit kurzen Lebensbeschreibungen derselben enthalten. Das erste Heft bietet die Bildnisse der Brüder Grimm (zwei Tafeln und zwei kleinere Bilder), welche ein Artikel von Hermann Grimm begleitet, dann (bei diesen je eine Tafel) des Malers Ludwig Richter (Artikel von A. Schmidt), des Componisten Felix Mendelssohn-Bartholdy (Artikel von L. Schmidt), des Bahnbrechers auf dem Gebiete der Elektrotechnik Werner von Siemens (Artikel von O. Fröhlich), des Bildhauers Albert Bertel Thorwaldsen (Artikel von F. Knapp), des Dichters, Geschichtsschreibers und Staatsmannes Alphons Lamartine (Artikel von J. Hart), endlich des großen Dichters Lord Byron (Artikel von J. Hart). Die Tafeln sind nach den besten Zeichnungen und Gemälden vortrefflich reproduciert; der Text entspricht allen Anforderungen. Der Preis ist, wenn man das Gebotene in Betracht zieht, sehr billig.

Emil Cohn, Elektrische Ströme. Zehn Vorträge über die physikalischen Grundlagen der Starkstrom-Technik. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1897.

Der Verf. wendet sich zunächst an seine Hörer, denen er an der Hand der von der Centrale in Straßburg gelieferten Stromeinrichtungen die physikalischen Principien der Starkstromtechnik erklärt. Ausgehend vom Energiebegriff weiß er sehr anschaulich und anregend das an sich umfangreiche Thema so zu behandeln, dass auch der mit den elementarsten Kenntnissen in Algebra und Trigonometrie ausgestattete Leser folgen kann. Um nur ein Detail hervorzuheben, versteht der Autor die Theorie der Kraftlinien und Stromrichtung mittelst der Pfropfenzieherregel sehr deutlich zu machen. Wenn auch in dem kurzen Essay die Starkstromtechnik nicht erschöpft werden kann, so wird doch auf Grund

des Energieprincipes in durchaus einfacher und den gegenwärtigen Anschauungen vollkommen entsprechender Art die physikalische Grundlage hiefür geboten, so dass selbst der gebildete Laie viel daraus lernen kann.

Dr. G. Albrecht, Die Elektricität. Mit 88 Abbildungen. Heilbronn, Verlag von Schröder & Co. 1897. Preis 2 Mk.

In knappen und klaren Worten werden die magnetischen und elektrischen Erscheinungen auf Grund des modernen Energieprincips dargestellt. Dabei wird der historische Anschluss an die grundlegenden Arbeiten früherer Forscher gewahrt. Natürlich kann dabei keine erschöpfende Explication platzgreifen. Doch sehr instructiv für den Praktiker sind die Zahlenbeispiele über die Energieverwendung. Wohl findet in der Berliner elektrotechnischen Zeitschrift. Heft 21, S. 302. Hr. J. W. H. das Buch nicht empfehlenswert, gibt aber nicht »einen einzigen« fachlichen Fehler an. Demgegenüber sei betont, dass das Büchlein vollkommen correct die Energieanschauung darstellt und dem Laien und Praktiker trotz größter Knappheit viel Nützliches bietet.

Franz Körner, Lehrbuch der Physik für den Gebrauch an höheren Gewerbeschulen und zum Selbststudium. Mit 642 Abbilungen und 2 Farbentafeln, Approb. mit h. Min.-Erl. v. 7. Juni 1897, Z. 13381. Wien u. Leipzig, Verlag von Franz Deuticke 1897. Preis ungeb. 3 fl. geb. 3 fl. 20 kr.

Jedenfalls ist es ein gesunder Gedanke, für den physikalischen Unterricht an gewerblichen Lehranstalten ein geeignetes Buch zu liefern. Diese Idee ist nun im vorliegenden Werke vorzüglich durchgeführt, indem thatsächlich in einfacher und klarer Darstellung das pädagogisch Wichtigste und praktisch Wertvollste sehr gewissenhaft behandelt ist. Hiebei ist die Vorkenntnis der algebraischen und trigonometrischen Elemente vorausgesetzt. Leider sind diese Voraussetzungen an niederen Gewerbeschulen nicht ganz zutreffend: bei der Exactheit von Darstellung und Illustration würde es sich aber sehr empfehlen, etwa im halben Umfange eine restringierte Auflage für eine tiefere Stufe zu veranstalten. Besonders mögen noch die zahlreichen und vortrefflichen Illustrationen hervorgehoben werden, die größtentheils schematisch gehalten, in origineller Art die Anschauung zu wecken vermögen.

Wien. J. Kessler.

Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluss der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten bearbeitet von J. Neubauer und J. Diviš. 11. Jahrgang 1898. Wien u. Prag, F. Tempsky 1898. Preis geb. 3 fl. 80 kr.

Die neue Auflage dieses für alle Lehranstalten unentbehrlichen Handbuches ist, wie eine Durchsicht lehrte, genau revidiert und ergänzt. Nur für wenige, zumeist nicht staatliche Anstalten war es trotz aller Mühe nicht möglich, alle Daten zu erlangen. Da die Vervollständigung dieses Buches für alle Anstalten und Lehrpersonen von hohem Interesse ist, können auch wir nur gemäß dem in dem Vorworte ausgesprochenen Wunsche den Vorständen der Lehranstalten, sowie allen Fachmännern es dringend an das Herz legen durch Mittheilung des Fehlenden oder Verbesserung des Unrichtigen — und an solchen fehlt es nicht — für die Exactheit und Correctheit des Buches Sorge zu tragen.

Programmenschau.

26. **Schmidt, Dr. Adolf M. A., Zum Sprachgebrauche des Fabius, Piso, Claudius und Antias.** Progr. des Landes-, Real- und Obergymn. in St. Pölten 1896, 8°, 28 SS.

Der Verf. verfolgt mit vorliegender Untersuchung, die sich in der äußeren Anlage an seinen Aufsatz 'Zum Sprachgebrauche des L. Coelius Antipater' in den 'Serta Harteliana', S. 205 ff., anschließt, zunächst Zwecke der Quellenkritik, d. h. es ist ihm darum zu thun, sprachliches Material zu liefern, auf Grund dessen die Fragen nach der Abhängigkeit des Livius von älteren römischen Historikern endlich einmal auch von philologischer, wie bisher bloß von historischer Seite ihre Förderung erhielten. Daneben kommt nun, wie Sch. andeutet, ein zweiter Zweck in Betracht, der nach Ansicht des Ref. vielleicht eher, jedenfalls aber unmittelbar erreicht wird: es ist die Förderung unserer Kenntnisse der älteren lateinischen Prosa. Wir verfügen zwar heute über eine stattliche Anzahl von Einzeluntersuchungen, die einer künftigen historischen Grammatik des Lateinischen als Grundlage zu dienen bestimmt sind. immerhin aber ist auf diesem Gebiete noch vieles zu leisten, namentlich durch philologische Kleinarbeit, wie sie hier Schmidt in gewohnter musterhafter Weise durchgeführt hat. — Die Arbeit zerfällt in vier Abschnitte, entsprechend den in der Überschrift genannten Autoren. Jeder dieser Abschnitte enthält: *A.* Formenlehre. *B.* Syntax. *C.* Lexikalisches. *D.* Stilistisches.

[Ein zweiter Aufsatz, betitelt 'Das Archiv der Stadt St. Pölten', hat Dr. A. Hermann zum Verfasser.]

27. **Korb Fr., Der Gebrauch des Infinitivus bei Q. Curtius Rufus.** Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1895, 8°, 19 SS.

Das Thema ist schon von Th. Eger (Dortmund 1885) behandelt. Was den Verf. vorliegender Arbeit, der seinen Vorgänger kennt, bewogen hat, dasselbe neuerdings zu bearbeiten, erfahren wir nicht; derselbe erklärt nur, dass er nicht nur statistische Nachweise liefern, sondern auch entsprechend seinem Programme, historisch zu verfahren, die Eigenart des Schriftstellers im Gebrauche des Infinitivs näher beleuchten will. K. behandelt — die Disposition schließt sich an Fügner, Livius 21—23. Berlin 1888 — vorläufig den Infinitivus historicus, den epexegetischen Infinitiv und den bloßen Infinitiv als Subject, Object und bei Adjectiven (oder Participien). Bei der Sorgfalt des Verf.s, die über den Sprachgebrauch des Curtius vorhandene Literatur auszunützen, fällt es auf, dass Krah, Beiträge zur Syntax des Q. Curtius Rufus II. Insterburg 1887, S. 6—8, unerwähnt bleibt. Um übrigens sicher zu gehen, was Curtius mit früheren und späteren Schriftstellern gemein hat, hätten auch die allerdings zahlreichen Monographien über den Gebrauch des Infinitivs im Lateinischen herangezogen werden sollen: Draeger genügt in dieser Beziehung nicht.

28. **Kunst, Dr. K., Bedeutung und Gebrauch der zu der Wurzel fu gehörigen Verbalformen bei Sallust.** Progr. des k. k. Staats-Obergymn. im XIX. Bezirke von Wien 1896, gr. 8°, 34 SS.

K. behandelt im Vorliegenden einen eigenartigen Gebrauch der Perfectform fui und der davon abgeleiteten Formen des Perfect, Plusquamperfect und Futurum ex. Die Beobachtung nämlich, dass diese Formen nach ihrem Gebrauche bei gewissen Autoren nicht immer als vom Präsensstamm gehörig zu betrachten sind, sondern bisweilen ent-

sprechend der Wurzel bhu, deren Grundbedeutung die des Werdens, Entstehens ist, verwendet werden, ist, wie K. nachweist, zwar alt, allein von den Interpreten des Sallust, bei dem diese Gebrauchsweise eine hervorstehende Eigenthümlichkeit bildet, noch nicht nachdrücklich genug betont, überhaupt aber noch nicht auf Grund des gesammten einschlägigen Stellenmaterials in ihrer Wichtigkeit aufgezeigt worden. Unter dem genannten Gesichtspunkte prüft nun K. eine Reihe von Stellen, um den Beweis zu erbringen, dass an diesen thatsächlich fui im Sinne von ἐγενόμην oder γέγονα und dem entsprechend die übrigen bezeichneten Formen Verwendung gefunden haben. Die scharfe, umsichtige Interpretation der einzelnen in Betracht kommenden Stellen wirkt überzeugend, und dies umsomehr, als auch der Nachweis geliefert wird, dass die in Rede stehende Erscheinung mit dem sonstigen stilistischen Charakter des Schriftstellers im Einklange steht.

29. Spandl J., **Der Ablativus absolutus und sein Verhältnis zum gewöhnlichen Ablativ.** Progr. des deutschen Communal-Untergymn. zu Gaya 1896, 8°, 11 SS.

Nach Spandl ist der Ablativus absol. aus dem Abl. temporis hervorgegangen. Um dies zu zeigen, betrachtet der Verf. den Abl. abs. in temporaler, causaler, concessiver, condicionaler und modaler Verwendung und findet, dass 'der Abl. abs. keine besondere Art des Ablativs ist, sondern sich ohne Zwang unter den Ablativus temporis und seine Anverwandten einreihen lasse.' Der wichtigste Bestandtheil der Verbindung sei das Particip (Substantiv oder Adjectiv mit participialem Charakter); denn nur dieses verleihe dem Casus die Fähigkeit, ohne Anwendung einer Präposition die verschiedenen adverbiellen Functionen auszuüben. — Der Beweis ist mit Geschick geführt, die jüngste Literatur über das absolute Particip im Lateinischen sorgfältig beachtet; nur O. Kellers grammatische Aufsätze, Leipzig 1895, S. 333 ff. waren dem Verf. noch nicht zugesicht gekommen. Im übrigen hätte Ref. Folgendes zu bemerken. Der Verf. weist zwar mit Recht darauf hin, dass in der Verbindung des Abl. abs. das Particip (Substantiv, Adjectiv), welches als Prädicat fungiert (der Verf. kennt wohl E. Hoffmanns Definition des Abl. abs.?), betont ist; es wäre aber auf die Neigung des Lateiners überhaupt zu verweisen, Verbindungen wie Tac. Hist. IV 54 audita mors Vitelii duplicaverat bellum, wo also das Particip den logisch übergeordneten Begriff enthält, in Ermanglung von entsprechenden Verbalsubstantiven zu wählen. Weiter frägt es sich, ob der Abl. abs. nicht auch in qualitativer Verwendung erscheint: wenigstens versuchte Ref. dies 'Gymn.' 1888, Nr. 1 und 2 nachzuweisen. Freilich ist diese Gebrauchsweise für die Theorie des Verf.s ohne Belang und darum vielleicht absichtlich übergangen.

[An zweiter Stelle findet sich im vorliegenden Programm ein Aufsatz von R. Bürgermeister: Bemerkungen zu dem Unterrichte in Geographie am Untergymnasium.]

30. Bräunl J., **Beitrag zu einer Parallelgrammatik des Deutschen, Griechischen und Lateinischen.** Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Arnau 1896, 8°, 30 SS.

Der Verf. fordert für die Schule eine nach gleichen Gesichtspunkten vorgenommene Behandlung der Declinationen im Deutschen, Griechischen und Lateinischen. Er prüft daraufhin die in Österreich zumeist verbreiteten Grammatiken der drei Sprachen, deren einschlägige Partien nach seiner Ansicht in der Regel unzweckmäßig dargestellt sind. Im Deutschen liege es nahe, eine vocalische und eine consonantische Hauptdeclination zu unterscheiden, was nicht nur vom didaktischen Stand-

punkte gerechtfertigt wäre, sondern auch im Einklang mit den Ergebnissen der historischen Grammatik stünde. Zwischen deutscher und griechischer Declination finde man den auffallendsten Parallelismus: es liege auf der Hand, 'wie sehr ein klares Erfassen. ein tieferes Verstehen der deutschen Declination durch deren Anlehnung an das griechische System gefördert wird Nur muss, soll anders dieser Gewinn bei den Schülern wirklich erzielt werden, dieses System in der Schulgrammatik klar und übersichtlich dargestellt sein', d. h. es müssen consonantische und vocalische Stämme streng von einander geschieden sein, was bezüglich der 3. Declination gegenwärtig vermisst werde. Betreffs des Lateinischen geht Br. auf Vaničeks Versuch zurück, der aus dem Jahre 1856 datiert (er beruft sich freilich auf Vaničeks Elementargrammatik, Leipzig 1873), auf den Versuch, die lateinische Grammatik nach der griechischen von Curtius zu bearbeiten, und acceptiert denselben in Bezug auf die Declination mit einigen Abänderungen. — Zuletzt bringt Br. Vorschläge rücksichtlich einer parallelen Behandlung der Genusregeln der 3. lateinischen und griechischen Declination nach der Stammtheorie. Wenn nun auch Br. zugesteht, dass die Kritik Vaničeks Unternehmen nicht günstig war, so scheinen ihm doch die wichtigsten Stimmen, die sich gegen dasselbe erhoben (vgl. Jolly. Schulgrammatik und Sprachwissenschaft, München 1874, S. 63 ff.), entgangen zu sein, sonst hätten ihn die von Sprachforschern gegen das kühne Unternehmen vorgebrachten Bedenken überzeugen müssen. Im übrigen steht Ref. auf einem principiell zu abweichenden Standpunkte, um sich in eine Controverse mit Br. einzulassen.

Wien. J. Golling.

---

31. Klein Franz, Über die Alliteration bei den lateinischen Schulautoren und deren Übersetzung. Progr. des k. k. II. deutschen Obergymn. in Brünn 1896, 8°, 12 SS.

Ebensowenig wie die Stilgattung des Schriftstellers darf auch die besondere Farbe seiner Darstellung bei der Übersetzung in eine moderne Sprache verwischt werden. Die Eigenart eines Autors zeigt sich besonders in den angewandten Tropen und Figuren; dies gilt nicht bloß von Dichtern, sondern auch von Prosaikern. Allein das poetische Element hat in keiner Sprache ein gleiches Verhältnis; was hier gewählt oder feierlich erscheint, ist dort oft gesucht oder gewöhnlich und umgekehrt. So ist z. B. das Asyndeton des Lateiners nicht das des Deutschen. Den Beweis dafür zu führen, ist leicht. Es gibt Fälle, in denen der Lateiner keine Conjunction braucht, die der deutsche Sprachgebrauch nothwendig verlangt; ebenso oft findet das Gegentheil statt. Und in gleicher Weise verhält es sich mit jeder Figur, auch mit der, mit welcher sich die vorliegende Abhandlung befasst, nämlich mit der Alliteration. Nach diesen einleitenden Worten hat Ref. im vorhinein seine Übereinstimmung mit der Ansicht des Verf.s ausgesprochen, der eine Berücksichtigung der lateinischen Alliteration bei der Übersetzung ins Deutsche — soweit möglich — verlangt. Darin nun, dass nämlich die Copie dem Original auch in dieser Hinsicht gerecht zu werden sich bestreben soll, liegt der Kernpunkt des wenn auch kurzen, so doch gehaltvollen und äußerst interessanten Aufsatzes. An der Hand der einschlägigen Literatur (besonders der verdienstvollen Arbeit Wölfflins „Über die alliterierenden Verbindungen der lateinischen Sprache" in den Sitzungsber. der k. b. Akad. der Wissensch. 1881), über welche sich der Verf. in anerkennenswerter Weise orientiert zeigt, schickt er seiner Arbeit eine historische Übersicht über die Entstehung und Verwendung der Allite-

ation in der römischen Poesie und Prosa, sowie des Stabreims im Deutschen oraus. Die Frage „Wie hat sich der alliterierenden Verbindung im ateinischen gegenüber die Übersetzung zu verhalten?“ beantwortet der erf. auf folgende Weise: Wo es angeht, hat die Übersetzung die alliterierenden Verbindungen im Lateinischen auch in alliterierender Form wiederzugeben. Allein die Eigenart und damit zugleich die Verchiedenheit der lateinischen und der deutschen Sprache bringt es mit sich, lass die Übersetzung vieler Stellen mit ausgeprägter Alliteration das Original nicht vollständig wiederspiegeln kann, ohne in Künstelei zu verfallen. In diesem Falle empfiehlt der Verf. als Ersatzmittel 1. die reimende Verbindung, wie „Dach und Fach“, „Gut und Blut“, und 2. die formelhafte Verbindung, so „zerstreuen und vertreiben“ für fundere fugareque usw. Der Verf. streift dabei nothwendig auch eine andere Figur, nämlich die Figur Hendiadyoin. Dass diese Figur dem deutschen Sprachgebrauche nicht wohl ansteht und sehr oft — nicht immer — zwei lateinische Substantiva durch ein deutsches mit seinem Adjectiv oder zwei lateinische Verba durch ein deutsches mit einem Adverb wiedergegeben werden müssen, ist ein auch vom Ref. aufgestelltes Übersetzungsprincip (Progr. Ung.-Hradisch 1894, S. 19). Zum gleichen Resultate gelangt der Verf., wenn er S. 9 sagt: „Der Deutsche kann sich zwar in vielen Fällen wie der Lateiner ausdrücken, aber er pflegt dergleichen Begriffe, soweit es möglich ist, zu einer Einheit zusammenzufassen, so „zur Augenweide“ für „oblectationi oculisque“ usw. Von den Alliterationen im römischen Sprichworte und in sprichwörtlichen Redensarten lassen sich, wie Klein mit Recht bemerkt, nur wenige wörtlich übersetzen, meist muss eine freie Wiedergabe eintreten, wie für Fortes fortuna adiuvat „Frisch gewagt, ist halb gewonnen“ oder „Wagen gewinnt“: am nächsten dem Original kommt noch „Das Glück ist dem Kühnen hold“. — Der Verf. bietet auf wenig Raum viel stilistisches Material dieser Art. Die Übersetzung der angeführten Beispiele, ob nun aus der Feder des Verf.s oder anderer Übersetzer, bezw. Erklärer, kann im großen und ganzen als gelungen bezeichnet werden. Im einzelnen kann man, wie dies bei einer Übersetzung nicht anders der Fall ist — es führen viele Wege nach Rom — allerdings anderer Ansicht sein. Fassen wir das Gesagte zusammen: Der Verf. kommt trotz des gewiss sehr lobenswerten Strebens, die Eigenart des Schriftstellers auch in der Übersetzung der alliterierenden Verbindungen zu wahren, denn doch nur zu dem Resultate, dass ihre wörtliche Wiedergabe in den meisten Fällen nicht möglich ist, und dass zu Ersatzmitteln gegriffen werden muss, welche, durch den Geist der Sprache, in welche übersetzt wird, begründet, den Sinn des Originals, allerdings mit Verwischung seiner ursprünglichen Gestalt, vollständig wiedergeben. Die Gründe für diese Erscheinung hat Ref. a. a. O. ausführlich dargethan, und auch der Verf. hat sie auf S. 6 berührt. Zum Schlusse glaubt Ref. die fleißige Arbeit Kleins allen Fachgenossen, denen es um eine formvollendete Übersetzung classischer Werke zu thun ist, auf das beste empfehlen zu dürfen.

Wien. J. Keyzlar.

---

32. Kail J., Einrichtungen und Versuche aus dem chemischen Laboratorium der Realschule. Progr. der k. k. Staats-Realschule im I. Gemeindebezirke Wiens 1896, 8°, 27 SS.

In 17 kurzen Artikeln führt uns der Verf. eine Reihe praktischer Vorrichtungen im Laboratorium und instructiver Experimente für den Unterricht vor, welche so klar und anschaulich beschrieben sind, dass

man Abbildungen, mit denen man sonst derartige Beschreibungen begleitet, leicht entbehren kann. Die ganze Abhandlung bekundet einen denkenden Experimentator, der mit Lust und Liebe seinem Fache zugethan ist.

Als besonders praktisch und nachahmenswert erweisen sich die Vorrichtungen zum Auffangen von Gasen in mehreren Gasrecipienten, die Methoden zur Aufbewahrung von Schwefelwasserstoffwasser und die Aufbewahrung leicht veränderlicher Präparate in ganz kleinen voneinander gesonderten Portionen.

Von den Versuchen sind als leicht ausführbar und überzeugend hervorzuheben: der Versuch, die Affinität des Broms zum Kalium zu zeigen, die Bildung von Zinkoxyd durch Verbrennung von Zinkstaub in der Bunsenflamme, und die Synthese von Quecksilberjodid auf trockenem Wege. Die in Art. 5 beschriebene Vorrichtung zur Destillation von Wasser unter Benützung eines gewöhnlichen Zimmerofens als Wärmequelle wird, als viel zu umständlich und unergiebig, wohl nicht leicht zur Anwendung kommen, nachdem ein Wasserdestillierapparat doch in jedem Laboratorium als eines der wesentlichsten Einrichtungsstücke vorhanden sein muss.

Klagenfurt. Dr. J. Mitteregger.

---

33. Moebius Gustav, Die Schulturnräume, ihre Anlage und Einrichtung. Progr. des n.-ö. Landeslehrerseminars in Wiener-Neustadt 1896, 8°, 9 SS.

Der Nachlass eines Todten! Der Verf. starb nämlich am 9. Juli v. J. Im allgemeinen wird man die Ansichten des Verf.s theilen, insbesondere möge hier hervorgehoben werden, dass eine gute Turnhalle nicht die ist, »welche gleich einer Musterkarte alle möglichen Geräthe aufweist«, und dass die Forderung von viel Licht (Fenster mit Eisenconstruction) und staubfreier Luft nicht nachdrücklich genug gestellt werden kann; auch ist zweifellos zur Sicherung eines erfolgreichen und gleichmäßigen Turnbetriebes eine behördliche Überwachung des gesammten Turnunterrichtes in den einzelnen Kronländern durch gründlich erprobte Fachmänner nothwendig.

Andere hier niedergelegte Behauptungen können nicht ohne Widerspruch entgegengenommen werden, so z. B. die Befürwortung einer Monate währenden Vernachlässigung des Gerätheturnens; »die Schüler in der Sonne die Übungen ausführen zu lassen«, geht doch nicht an, schon aus Rücksicht für deren Augen; als Turnschuhe »abgetragenes sonstiges Schuhwerk« zu empfehlen, kann nicht gebilligt werden, da Turnschuhe keine Absätze haben dürfen; eher hätten wir hier erwartet, dass ein Wort gegen die Turnschuhe mit Gummisohlen falle, weil diese die Ausdünstung der Füße wesentlich beeinträchtigen. Die Beschaffenheit der Niedersprungstellen im Turnsaale mit Beiseitelassung der Matratzen muthete uns ganz besonders eigenthümlich an. Endlich scheint uns die Forderung der Standfestigkeit der Geräthe nicht genug betont zu sein.

Für Kastenbänke in den Nebenräumen können wir uns nicht erwärmen, denn »Kästen mit schweißgetränkter Wäsche« gehören in die Garderobe ebensowenig wie in den Turnsaal, welch letzteres ja auch der Verf. vermieden wissen will.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die neueren Forschungen über die bürgerliche Stellung und die Lebensschicksale des Dichters Plautus.[1])

Wer immer heutzutage die Aufgabe hat, die Lebensschicksale der ältesten Dichter Roms auf Grund der Nachrichten der Literarhistoriker des Alterthums einer Besprechung zu unterziehen, der wird ohne Zweifel genöthigt sein, sich vorerst einen Überblick zu verschaffen, so gut es irgend angeht, über das Material, das den Forschern der Zeit des Caesar über die einschlägigen Fragen zugebot stehen konnte und zugebot gestanden hat: unter diesen Forschern nimmt Varro und unter Varros Werken sein Buch de poetis eingestandenermaßen bei weitem den ersten Rang auf diesem Gebiete ein. Man muss versuchen, gleichsam einen Einblick zu erhalten in die Studierstube des Gelehrten selbst, in die Bücher und Abschriften von mancherlei Urkunden, die derselbe herbeigeschafft hatte und nun emsig durchstöberte, um ein möglichst vollständiges Lebensbild des alten, längst begrabenen und verschollenen Dichters für seine Leser zu entwerfen. Dieses Material wird — zu dieser Überzeugung muss Jeder, der hierüber genauer nachdenkt, bald gelangen — im großen und ganzen dreifacher Art gewesen sein. Vorerst lagen dem Varro vor die Vorarbeiten seiner Vorgänger auf diesem Gebiete und unter diesen Vorarbeiten kam in erster Linie in Betracht jenes Werk des Grammatikers und Dichters L. Accius, das unter dem griechischen Titel 'Didascalica' dem Forscher reiche Belehrung und Aufklärung versprach. Es war dieses Buch der erste Versuch einer Geschichte des römischen Bühnenspiels, der nach dem Muster griechischer Werke ähnlichen Inhaltes mit dem ganzen Selbstvertrauen und

---

[1]) Vortrag, gehalten am 26. März d. J. im Vereine 'Mittelschule in Wien.

Wagemuthe einer neuerstandenen Wissenschaft entworfen und ausgeführt war. Accius hatte in griechischen gelehrten Abhandlungen über literaturgeschichtliche Fragen herumgeblättert, es hatte auf ihn Eindruck gemacht, wie der griechische Kritiker Epen des Homer und Hesiod, Tragödien der attischen Meister, Reden des Demosthenes für unecht und untergeschoben erklärte und die fraglichen Schriftstücke anderen Verfassern zuwies: diese Methode galt es, auf die neu gesammelte vorhandene römische Literatur zu übertragen. Mit frischem Muth erklärte Accius einzelne Stücke, die unter Plautus Namen umliefen, wie die Commorientes, trotz des Zeugnisses der Prologe für Werke fremder Hand. Ja in einem Falle wusste derselbe sogar den Namen des wirklichen Verfassers eines allgemein für plautinisch gehaltenen Stückes ausfindig zu machen: die 'Boeotia' schrieb er zu einem sonst wenig bekannten Dichter Aquilius. Hier hatte Varro die Aufgabe, auf Grund besserer, urkundlicheren Materials überall zu berichtigen und zu verbessern, und soweit wir seine Forschungen nachzuprüfen im stande sind, hat er diese seine Aufgabe mit Besonnenheit und Umsicht zu erledigen verstanden: vortheilhaft unterscheidet er sich hier von zeitgenössischen Historikern und Literarhistorikern, die in dem naiven Bestreben mehr zu berichten als sie wissen und wissen können, halb bewusst und halb unbewusst zu Romanschreibern oder Dichtern, will man einen harten Ausdruck gebrauchen, zu Fälschern und Berichterstattern der Unwahrheit geworden sind.

Die zweite Gattung des Materials, das Varro gesammelt hatte, war weit wichtiger und wertvoller. Es existierten damals noch für die einschlägigen Fragen höchst wertvolle Urkunden und Denkmäler aus der Zeit der Dichter selbst. Wie wir aus den Büchern de lingua Latina ersehen, musterte der Forscher mit aufmerksamem Blicke die alten Gebäude der Landstädte Latiums und deren Aufschriften zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung; selbst der Sprachgebrauch im fernen Corduba in Spanien wurde einer eingehenden Prüfung unterzogen. Gleich am Anfang der Via Appia beim Marstempel befand sich ein Grundstück von 20 Joch Gartenland und von diesem Grundstücke stand fest, dass dasselbe dem Dichter Terentius zu eigen gehört hatte; außerdem wusste man, dass die Tochter des Dichters und Erbin dieser Besitzung dereinst eine gute Partie gemacht, dass sie einen römischen Ritter geheiratet hatte. In der Nähe von Pisaurum in Umbrien befand sich ein anderes Grundstück, das den Namen fundus Accianus führte: eine Überlieferung brachte diesen gewiss urkundlichen[1] Namen mit der Familie des Dichters Accius in Zusammenhang. Mehr noch ergab das Studium der Grabsteine und Grabdenkmäler. Ob freilich das berühmte Bildnis in dem Scipionengrab wirklich

[1]) Zu vergleichen sind die Namen der zahlreichen auf Inschriften genannten fundi: Wilmanns Exempla inscript. Lat. II, p. 469, 470.

den Ennius darstellte, mochte zweifelhaft sein und wo der große Dichter bestattet war, wusste man nicht mit Sicherheit anzugeben; dagegen stand es fest, dass Pacuvius in Tarent gestorben, und eine Abschrift seiner Grabschrift hat uns Varro erhalten, ebenso wie das Grab des Togatendichters Atta am zweiten Meilensteine der Straße nach Praeneste gezeigt werden konnte. Dazu kam, dass auch die Durchforschung der Archive der römischen Beamten und der Hausarchive der vornehmen Familien einen Ertrag ergeben musste. Wie wir heutzutage die Acten der Quindecimuiri über die Säcularspiele des Kaiser Augustus, so durchforschte Varro die Acten derselben Priesterschaft aus der Zeit des hannibalischen Krieges, und wie wir in jenen Acten heute die Worte lesen: Carmen composuit Q. Horatius Flaccus, so fand Varro in den Acten des Jahres 207 v. Chr. nicht nur den Wortlaut eines Sühnliedes, sondern auch die wertvolle Notiz: Carmen condidit L. Liuius, in den Acten des Jahres 200 v. Chr. die Notiz: Carmen condidit P. Licinius. In dem erstgenannten Dichter wurde der älteste römische Bühnendichter wiedererkannt, in dem zweiten ein Komödiendichter, den die Überlieferung bald Licinius Imbrex, bald Licinius Tegula nannte, weil in der beweisenden Urkunde das cognomen fehlte. Ebenso glückte es, aus den Archiven der spielgebenden Beamten und dem Familienarchive des Scipionischen Hauses die Zeit der Aufführung sämmtlicher Stücke des Terentius und einzelner Stücke des Plautus und Ennius festzustellen, außerdem mit Sicherheit das denkwürdige Jahr aufzufinden, in dem das erste römische Bühnenspiel in der Hauptstadt aufgeführt worden war: es war dies das Jahr 240 v. Chr., der Dichter führte den Namen L. Liuius in der Urkunde über die Feier der ludi Romani jenes Jahres.[1])

Dazu kamen drittens als wichtige Quelle für die Kenntnis der Lebensschicksale der alten Dichter ihr literarischer Nachlass, ihre Werke selbst. Wie für den Philologen unserer Tage, so war es für Varro eine wichtige Aufgabe, sorgfältig des Naevius bellum Poenicum, des Ennius Annalen und die Werke der Dramatiker durchzuarbeiten, die Stellen, die für diesen Zweck wichtig und wertvoll erscheinen mussten, anzustreichen, auszuschreiben und auf das sorgfältigste und eingehendste zu interpretieren. Auch hier haben wir einen klaren Einblick in die Arbeitsweise des Gelehrten. Wir sehen denselben im VII. Buche de lingua Latina (107. 108) eine Gesammtausgabe des Naevius, die mit erklärenden Anmerkungen versehen ist, emsig durchblättern zum Zwecke sprachlicher Forschung. Diese Ausgabe gibt die Dramen des Dichters in genau alphabetischer Reihenfolge, ohne die Komödien von den Tragödien zu scheiden, den Schluss macht das bellum Poenicum. In derselben Weise hat der Gelehrte die Werke desselben Naevius

[1]) Die urkundliche Form ist selbst noch in den Worten des Livius fragm. 11 a Hertz bei Cassiodor ersichtlich.

durchforscht, um Anhaltspunkte für die Lebensgeschichte des Dichters zu gewinnen und ohne Zweifel mit Erfolg. Accius hatte den Tod des Naevius ins Jahr 204 v. Chr. gesetzt; dies ist unmöglich, schrieb Varro. Denn hier lese ich in einer Palliata des Dichters die Verse, mit denen ein griechischer Vater sich über die Lüderlichkeiten seines Sohnes tröstet:

Etiám qui res magnás manu saepe géssit glorióse
Cuius fácta uiua núnc uigent qui apud géntes solus praéstat,[1]
Eum súus pater cum pállio unó[2]) ab amica abdúxit.
Auch der, der Großes hat vollbracht in mancher heißen Feldschlacht,
Dess Ruhm in aller Mund jetzt ist, der größte Mann auf Erden,
Den zog halbnackt sein Vater einst aus eines Mädchens Kammer.

Der große Feldherr, dessen Thaten jetzt in aller Munde sind, der bei den Völkern des Erdkreises einzig dasteht, kann nur Scipio und diese Verse können erst nach dessen großem Sieg bei Zama, d. h. nach 202 geschrieben sein. In derselben Weise durchforschte der Dichter den Ennius, und die Notizen, die uns über das Leben der alten Dichter auf diesem Wege überkommen sind, müssen deshalb, wie leicht begreiflich, stets in die Sammlung der Bruchstücke dieser Dichter selbst aufgenommen werden.

Auch den literarischen Nachlass des Plautus hat Varro in derselben Weise durchforscht; hierbei ist wohl zu beachten, dass uns heute nur zwanzig Komödien vorliegen, dem Forscher der Zeit Cäsars aber die mehr wie sechsfache Anzahl von Stücken als Material vorgelegen hat. Schwerlich ergaben ihm die Stücke des Plautus selbst eine solche reiche Ausbeute wie die des Naevius; aus den Stücken des Terenz wird heutzutage niemand imstande sein auch nur eine brauchbare Notiz über die Lebensverhältnisse des Dichters herauszupressen. Aber der Entwicklung der Palliata entsprechend steht hierin Plautus in der Mitte zwischen Naevius und Terentius. Selbst inmitten der erhaltenen Stücke finden sich Stellen, in denen sich Plautus äußert über die lügenhaften Siegesberichte römischer Heerführer seiner Zeit, über erschwindelte Triumphe, über eine verfehlte Aufführung seines Lieblingsstückes, des Epidicus, durch den Schauspieler Pellio, Wortwitze über italische Volksstämme wie Sarsinaten und Umbrer, über die Bewohner latinischer Landschaften, wie Praeneste und Signia, u. dgl. m. Wohl konnte in den verlorenen Stücken so manche Äußerung des Dichters sich finden, deren richtige Erklärung ein helles Licht über seine Lebensschicksale zu verbreiten imstande war. Weit wichtiger und ausgiebiger waren die Prologe, wie wir aus Terentius schließen müssen, dessen erhaltene Prologe als literaturgeschichtliche Denkmäler allerersten Ranges zu betrachten sind, und das gleiche dürfen wir für viele

[1]) Zur Bedeutung von praestat Buecheler, Rh. Mus. LII 396 und Autor ad Her. II 13, 20 extr. Cic. epist. IX 16, 5.

[2]) Dieser Hiat wird als gesetzmäßig zu betrachten sein; anders Ribbeck CRF³ p. 29.

der verlorenen Prologe des Plautus und Naevius unbedenklich voraussetzen. Sind doch heute noch einzelne der erhaltenen Prologe des Plautus die Grundlage für die literaturgeschichtliche Forschung geworden. Was die Aufführungszeit der einzelnen Stücke betrifft, so gab auch hier die Durchforschung der amtlichen Urkunden reichen Ertrag: für den Stichus konnte das Jahr 200 v. Chr., für den Pseudolus das Jahr 191 als Jahr der Aufführung ermittelt werden und nach der Analogie der von Livius in sein Geschichtswerk übernommenen Zeugnisse über Livius Andronicus dürfen wir mit Sicherheit behaupten, dass in jenen Urkunden der Name des Dichters T. Maccius gelautet hat.

Es galt, seitdem Ritschl die Lesung des Ambrosianus T. Macci Planti Casina explicit endgiltig festgestellt, für zweifellos, dass T. Maccius Plautus der Name des Dichters im Nominativ gelautet hat, eine Form, mit der alle übrigen Zeugnisse über den Namen des Plautus in genaue Übereinstimmung zu bringen sind. Man glaubte bisher, keinerlei Veranlassung zu haben darüber im Zweifel zu sein, dass in der That der Dichter selbst seine Werke mit diesen drei Namen, die er geführt, für die Nachwelt gezeichnet habe. Einspruch hat erhoben F. Leo, Plautinische Forschungen, S. 72 ff., indem er ausgeht von dem Zeugnisse der drei Plautinischen Prologe, die für diese Frage in Betracht kommen, dem Prolog zum Mercator, in dem mit Sicherheit die Verse hergestellt sind, V. 9:

Graece haec uocatur Emporos Philemonis
Eadem Latine Mercator Macci Titi

wo die beste Überlieferung mactici am Schlusse des zweiten Verses bietet, dem Prologe zu den Commorientes, den Accius in den Didascalica citierte (Gell. III 3, 9) in den Worten: nec Commorientes Macci Titi, wo die Handschriften m. accii titi lesen, endlich dem vielbehandelten Verse im Prologe der Asinaria:

Demophilus scripsit, Maccus uortit barbare,

ein Vers, an dessen Überlieferung bisher alle Erklärungs- und Besserungsversuche gescheitert sind. Nur wer ein Fundamentalgesetz der griechischen und lateinischen Metrik in seiner zwingenden Gewalt verkennt, kann hier leichten Muthes das daktylische Wort Maccius gegen Überlieferung und Metrik einsetzen; der Verf. des Prologs konnte ohne Mühe den argen Verstoß vermeiden, indem er wie im Prologe des Trinummus schrieb (19): Plautus uortit barbare oder das Wort Maccius ans Versende brachte: Demophilus scripsit, noster uortit Maccius Hanc barbare. Ebensowenig ist es möglich, den Namen Macius mit tribrachischer Messung herzustellen, weil Plautus' Zeit die Consonantenverdoppelung nur zum Theile gekannt habe. Eine derartige Licenz wäre in der Plautinischen Prosodie eine Singularität; die kurze Silbe, auf die spätere Orthographie eine Doppelconsonanz folgen ließ, galt gewiss auch schon vor deren Einführung als positionslang in der lateinischen

Prosodie,[1]) zum Überflusse werden wir ersehen, dass in Maccius die Länge des a-Vocals wahrscheinlich gemacht werden kann durch inschriftliche Zeugnisse. Der Versuch endlich, eine vulgäre Form Maccis für Maccius hier zu constatieren, wäre selbst bedenklich, wenn diese Form hier überliefert wäre, weil sich gar kein Analogon aus der römischen dramatischen Poesie beibringen lässt. Mit vollem Rechte ist deshalb Buecheler[2]) von diesen Irrfahrten zu der Überlieferung zurückgekehrt und glaubt in diesem Worte ein Zeugnis für die Lebensgeschichte des Dichters wiederzuerkennen, das, wenn ihm die Deutung geglückt wäre, von außerordentlicher Wichtigkeit erscheinen müsste. Buecheler hält diesen Namen Maccus für einen Spitznamen des Plautus, den man ihm in Rom beilegte wegen seiner Thätigkeit als Dichter des Lustspiels: maccus ist der Name einer Rolle der italischen Posse, der Atellane, und bedeutet etwa dasselbe, was die moderne commedia dell'arte mit arlecchino bezeichnet. Später habe Plautus das römische Bürgerrecht erlangt und im Anschlusse an diesen seinen Beinamen sich T. Maccius benamt, seinen umbrischen Namen Plotus als cognomen in Plautus romanisiert hinzugefügt. Diese Ausführung, die man nur als eine höchst scharfsinnige charakterisieren kann, würde indessen nur dann wahrscheinlich sein, wenn der Familienname Maccius als eine Singularität zu betrachten wäre. Aber der Name Maccius findet sich sehr oft auf Inschriften, wie die Namenverzeichnisse der einzelnen Bände des lateinischen Corpus[3]) erweisen, und was weit wichtiger ist, der Name ist ein ursprünglich oskischer Familienname, der auf oskischen Münzen von Neapolis als makkiis und maakkiis, letztere Form beweist die Länge des a,[4]) auf einer Inschrift Pompeis X 8148 als P. Maccius P. F. Melas nachzuweisen ist (Notizie degli scavi 1881, S. 24). Bei der nahen Verwandtschaft des oskischen und umbrischen Sprachstammes ist es demnach doch weit wahrscheinlicher, dass Maccius, der Name des Plautus, kein neugebildeter, sondern ein ursprünglicher umbrischer Familienname gewesen ist. Für Plautus lag es zudem näher, sich Plautius als unter Zugrundelegung des Spottnamens maccus, der den Hanswurst bedeutete, Maccius zu benennen, und bei der Häufigkeit des Namens in späterer Zeit ist es ebenso unglaublich, dass diese Maccii sammt und sonders von dem alten Dichter herstammen, wie es unglaublich ist, dass sich derselbe Process der Neubildung des Namens Maccius des öfteren wiederholt oder dass in der Gleichheit des neugebildeten Namens des Plautus mit den oskischen Maccii ein wunderbarer Zufall gewaltet habe.

---

[1]) C. F. W. Müller, Plautin. Prosodie. S. 255, Anm.

[2]) Rh. Mus. XLI S. 12.

[3]) Sowie die für die Tibullforschung in Betracht kommende gens Plania (Ehwald, Philolog. 1895, S. 455 ff.), deren Existenz auch Cicero epist. IX 13, 2 und für die Zeit des Dichters für Cales zu erweisen vermag.

[4]) Planta, Gramm. d. osk.-umbr. Dialecte II. S. 540, 647.

Weit radicaler ging Leo in dem oben erwähnten Buche vor in der Behandlung der Überlieferung. Nicht allein die modernen Gelehrten, auch das gesammte Alterthum habe geirrt in dem Glauben, T. Maccius Plautus wären die wohlverbürgten Namen des Dichters gewesen. Als einzige Quelle für die Kenntnis der alten Grammatiker könnten hier nur die Prologe in Betracht kommen. Da man hier las Mercator Macci Titi und Plautus uortit barbare, so hat ein übereifriger Grammatiker im Alterthum hieraus die drei Namen unter Begehung eines Fehlers erschlossen, d. h. fälschlich erschlossen. Jene Zeile des Prologes zur Asinaria Maccus uortit barbare hätte jenen Grammatiker eines besseren belehren können; wir werden zufügen, gewiss auch die amtlichen Urkunden, denen die Didascalien entnommen sein müssen. Wir haben aus diesen Versen zu lernen, dass der Name des Dichters gelautet hat Titus Maccus, sein umbrischer Spitzname Plotus, später romanisiert in Plautus. Als Hauptstütze dieser These führt Leo an, dass es unglaublich erscheinen müsse, dass ein Umbrer drei Namen wie ein römischer Bürger geführt habe; alle römischen Dichter Cn. Naevius, Q. Ennius, M. Pacuvius, C. Lucilius, L. Afranius bis auf die Zeit Sullas hätten nur zwei Namen und alle diese Dichter stammten nicht aus Rom, sondern wie Plautus aus italischen Landstädten.[1] Wenn uns Namen wie L. Livius Andronicus und P. Terentius Afer begegneten, so seien diese Dichter Freigelassene und somit römische Bürger gewesen. Mir scheint, diese Vernichtung der Überlieferung des Alterthums ist doch ein allzu gewaltsames Mittel, jene Worte Maccus uortit barbare uns verständlich zu machen; vielleicht wird sich für dieselben eine ansprechendere Erklärung doch noch ausfindig machen lassen. Gegen Leos Aufstellung und für die Überlieferung — auch der ältere Plinius nennt den Dichter Maccius Plautus — spricht doch schon die Thatsache, dass eine gens Maccia in der That existiert hat; auch muss es leicht gewesen sein, den Fehler jenes irrenden Grammatikers auf Grund der Urkunden über die Aufführungen der Stücke zu berichtigen. Mit ebenso viel Recht oder vielleicht mit noch mehr Recht könnte man aus jenen Stellen der Prologe schließen wollen, der Name des Dichters sei vielmehr Titius Maccus gewesen. Aber die Thatsache der Dreinamigkeit des Umbrers verdient gewiss eine eingehende Erläuterung und Aufklärung. Die Erörterung dieses Problems ist indessen unzertrennlich verbunden mit der Erörterung der Nachrichten über das Leben des Dichters, die uns Gellius aus Varro erhalten hat.

Auch diese Nachrichten hat Leo (a. a. O. S. 54 ff) sammt und sonders als für uns wertlose Erfindungen den Griechen nachdichtender Literarhistoriker geglaubt verwerfen zu müssen. Die vielerörterte Stelle des Gellius (III 3, 14) berichtet folgendermaßen

---

[1]) Hübners Handbuch der Alterthumswissenschaft. I², 1892, S. 671.

über die Lebensschicksale des Dichters: Sed enim Saturionem et Addictum et tertiam quandam cuius nunc mihi nomen non subpetit in pistrino eum scripsisse, Varro et plerique alii memoriae tradiderunt, cum pecunia omni quam in operis artificum scaenicorum pepererat in mercatibus perdita inops Romam redisset et ob quaerendum uictum ad circumagendas molas, quae trusatiles appellantur, operam pistori locasset.

Der Bericht des Varro über Plautus' Leben ist durchweg klar und anschaulich. Wir würden heutzutage nach Ausweis der obengenannten Inschriften den Plautus zu einem Osker machen, wäre uns nicht überliefert, dass der Dichter aus Sarsina in der Nähe der Umbrischen Mark entstammt ist und dass er den umbrischen Beinamen Plotus führte, den er in Rom in Plautus umwandelte; die Thatsachen der umbrischen Lautlehre bezeugen durchaus die Urkundlichkeit dieser Nachricht.[1]) Woher diese Nachricht stammt, können wir nicht mehr feststellen. Die zeitgenössischen Aristokraten, welche römische Geschichte schrieben, kümmerten sich gewiss nicht um den hergelaufenen umbrischen Krämer oder Müllerburschen, der, wie ihn Horaz[2]) treffend charakterisiert hat, vordem etwa mit Speck und Rothwein, später mit Komödienübersetzungen Geschäfte machte; am wahrscheinlichsten ist es, dass in irgend einer Komödie, einem Prologe, vielleicht auch dem Prolog eines Zeitgenossen und Nachfolgers des Komödiendichters Plautus der Ursprung dieser Nachrichten zu suchen ist. Er kam nach Rom als junger Mann und verdiente sich etwas Geld in operis artificum scaenicorum. Leo sucht nachzuweisen, es bedeute dies so viel wie 'als Schauspieler' auf Grund einiger Stellen von Autoren der Kaiserzeit. Dieser Beweis scheint mir nicht geglückt zu sein. Operae theatrales heißt allgemein: Leute, die irgendwie mit der Bühne in Verbindung stehen, Tänzer, Musiker, Claqueure u. dgl. mehr. Es muss auffallen, dass sich der Autor so allgemein, so unsicher ausdrückt. Wäre dieser Bericht, wie Leo will, das Werk eines fälschenden Grammatikers, der willkürlich den Plautus zum Schauspieler machte, dann würde derselbe klar und deutlich geschrieben haben pecunia omni quam histrio oder arte histrionica pepererat. Offenbar konnte Varro aus der ihm vorliegenden Quelle nicht mehr ersehen und erschließen und deshalb hat er sich so allgemein ausgedrückt. Seine Ausdrucksweise in operis artificum scaenicorum wird in passender Weise erläutert durch die Stelle in einem Empfehlungsbriefe seines Zeitgenossen (Cicero XIII 9, 3). der empfiehlt Cn. Pupium qui est in operis eius societatis, d. h. der zum Personale, zu den Angestellten dieser kaufmännischen Gesellschaft in Kleinasien gehört. Plautus gehörte demnach zum Theaterpersonal des Livius Andronicus bald nach 240 v. Chr.

[1]) Planta, Gramm. d. osk.-umbr. Dialecte. I S. 157.
[2]) Epist. II 1, 175.

Damals erhielt er die erste Anregung zur lateinischen dramatischen Poesie, hörte zuerst den Wohllaut lateinischer Verse. In der strada d' Olconio in Pompeji ist ein Wahlaufruf zu lesen, der lautet: M. Epidium Sabinum d. i. d. o. f. dignus est usw.; ein College des jungen Plautus, der dissignator Sabinus, schreibt darunter den zierlichen Vers: Sabinus dissignator cum plausu facit; durch die Beschäftigung als Anweiser der Sitzplätze des Theaters in Pompeji ist in dem trefflichen Sabinus der dramatische Poet wach geworden.[1]) Dass in der Zeit des Friedens zwischen dem ersten und dem zweiten punischen Kriege bei dem Theater etwas zu verdienen war, werden wir gern zu glauben bereit sein.

Wir erfahren weiter durch Varro, dass er diesen Verdienst, seine Ersparnisse, in mercatibus und zwar außerhalb Roms zu vergrößern suchte. Als mercator, d. h. durch überseeischen Handel suchte er wie Trimalchio sein Glück zu machen, nicht als institor oder caupo; hätte Plautus nicht nach Höherem gestrebt, dann brauchte er die Stadt Rom nicht zu verlassen. Auch diese Nachricht kann nicht daher entnommen sein, dass in den Stücken des Plautus viel von Reisen und Seefahrt, von Kaufen und Verkaufen die Rede ist. Ich bin weit entfernt die kaufmännischen Anspielungen in den Stücken des Plautus als Stütze der Überlieferung zu verwenden, all dergleichen kann den griechischen Originalen entlehnt sein, der ἔμπορος des Philemon liegt uns im Mercator des Plautus erhalten vor. Aber wiederum spricht für die Urkundlichkeit der Überlieferung, dass uns nicht berichtet wird, wo Plautus seine Geschäfte als Großkaufmann betrieben hat, etwa in Sicilien oder Delos, in Argos oder in Sicyon. Wohl erscheint ferner beachtenswert, dass beispielsweise ein kaufmännischer Ausdruck wie ut aetas mala merx est, mala merx est mulier, mala merx est leno, merx tu mala es, frei übersetzt: 'Du bist ein fauler Kunde', sich nicht allgemein bei den Komikern, sondern nach den mir zugebot stehenden Hilfsmitteln nur bei Plautus findet.[2]) Hier in dem geschäftlichen Verkehre erwarb er sich seine Sprachkenntnisse, die Kenntnis nicht nur der griechischen Literatursprache und der griechischen Umgangssprache, sondern auch des Punischen, dessen Handhabung indessen nach dem Urtheile der Semitologen dem Dichter große Schwierigkeiten bereitet hat.

Wenn wir nunmehr die Frage nach der staatsrechtlichen bürgerlichen Stellung des Plautus aufwerfen, so kann die Beantwortung nicht zweifelhaft erscheinen. Plautus war kein Sclave, auch kein Freigelassener oder römischer Bürger und Atellanenschauspieler, sondern er war ein Sarsinate oder Umbrer, gehörte also zu den socii togati Italicei, die ex formula togatorum Kriegs-

---

[1]) Buecheler, Carmina latina epigraphica I p. 21, 39. CIL IV 768.
[2]) Brix zu Menaechm. 758 Miles 895.

[illegible] zu leisten hatten;[1]) die Liste dieser socii ist uns für die [illegible] des Plautus aus dem Jahre 225 v. Chr. erhalten in dem be[illegible] Capitel des Polybius II 24, in dem auch die Ὄμβροι [illegible] erwähnt werden, nahe an 20.000 Mann. Dass [illegible] in jungen Jahren aus Sarsina nach Rom gewandert ist, [illegible] gerne glauben, der die Klagen der Bundesgenossen bei [illegible] XLI 8, 8 nachgelesen hat, wo uns über die durch den [illegible] der Italiker in die Städte Latiums in erschreckender Weise [illegible] Entvölkerung der agri und oppida Italiens eingehend [illegible] wird; er suchte dort Arbeit und Verdienst und fand den [illegible] Broterwerb beim Theater. Der Auswanderer war damals [illegible] schon im waffenfähigen Alter; weder für die von seiner [illegible] ausgestellten ἀπογραφαὶ τῶν ἐν ταῖς ἡλικίαις (Polyb. [illegible] noch für die etwa in Rom eine Aushebung veranstalten[illegible] kam Plautus in Betracht seines unehrenhaften Ge[illegible] wegen; in der Inschrift von Sarsina CJL I 1418 werden [illegible] auctoratei von der Benützung des Friedhofes ausge[illegible] quei quaestum spurcum professi essent, wozu man neben [illegible] VII 2, 12 die Bestimmung der lex Julia municipalis 123 [illegible] lanistaturam artemue ludicram fecit fecerit queiue leno[illegible] faciet gewiss heranziehen darf. Als Kaufmann im Auslande [illegible] gehörte der Umbrer zweifellos zu den aus Inschriften, die [illegible] des Plautus nahestehen, wohlbekannten Italicei negotiantes, [illegible] Sicilien und Griechenland ihre Geschäfte betrieben, ein [illegible] der unabweisbar ist. Den Ausführungen Mommsens im [illegible] III 647 ff. ist zu entnehmen, wie der Begriff des [illegible] sich erst im Auslande gebildet, dass sich die Einigung [illegible] erst im Auslande und gerade in den Kreisen dieser Ge[illegible] vollzogen hat; dass römische Sprache, Tracht und [illegible] maßgebend war und tonangebend und dass die Bundes[illegible] schon im Interesse des Verkehrs mit den Behörden allen [illegible] hatten, sich äußerlich den Griechen gegenüber als Römer [illegible] erscheint selbstverständlich. Jetzt brauchte der Umbrer [illegible] Namen für die Firma, und so wie er die römische Toga [illegible] benannte er die Firma in römischer Sprache und nach [illegible] Sitte mit drei Namen: T. Maccius Plautus, er nahm seinen [illegible] Zunamen plotus vielleicht auch zum Zwecke der Deut[illegible] Geschäftsverkehr als cognomen an, sowie es überliefert [illegible] der Insubrer Statius nach seiner Freilassung diesen [illegible] Statius als cognomentum angenommen hat (Gell. [illegible] CIL I 1406. 1430.)

[illegible] kennen den Dialect von Sarsina nicht und sind deshalb [illegible] anzugeben, wie der Name des T. Maccius Plotus in

[1]) [illegible] Mommsen, Staatsrecht III 1 (1887), S. 647, 660, 674. Die bei [illegible] erwähnten Umbrer und Sarsinaten von den Italici togati [illegible] liegt, so viel ich sehe, keinerlei Grund vor.

der Sprache seiner Heimat gelautet hat. Die auf umbrischen Inschriften erhaltenen Namen machen es aber durchaus wahrscheinlich, dass sein gentilicium einem lateinischen Familiennamen auf *ius* entsprochen hat:[1]) über die cognomina der Umbrer haben wir ebensowenig eine Überlieferung, wie darüber, dass der Senat der Hauptstadt jemals einem Plebejer oder Bundesgenossen verboten hätte, sich einen Beinamen wie 'der Plattfuß' oder 'der Rothkopf' oder der 'Mann mit der langen Nase' beizulegen. Die Statistik aus den Inschriften beweist deshalb nicht viel, weil diese Zunamen bei Hoch und Niedrig in jener Zeit auf einer Reihe von öffentlichen Urkunden in Wegfall kamen. Indessen kamen die cognomina auf öffentlichen Urkunden nicht überall in Wegfall. Wie die lex Acilia §. 14 ergibt, wurde in amtlichen Listen und Matrikeln das cognomen geführt: auch das commentarium uetus anquisitionis bei Varro de l. L. VI 92 gibt das cognomen des Angeklagen T. Quinctius Trogus im Text der Ladeformel. Wenn der Schwiegersohn des Sulla, C. Memmius, wenn Cn. Pompeius und M. Antonius ein cognomen nicht führen, das zu führen jedem Freigelassenen gestattet war, so wird dies in der Familientradition oder in ihrem eigenen Belieben gelegen haben, in dem letzten wie in dem drittletzten Jahrhundert des Freistaates. Gesetzt auch es wäre einem römischen Bürger niederen Standes zur Zeit des Plautus verboten gewesen, ein cognomen zu führen, der Italiker brauchte sich an diese Verordnung nicht zu kehren; um die Verordnungen der leges sumptuariae beispielsweise kümmerte sich der Italiker bis zum Jahre 143 v. Chr. in keiner Weise (Macrob. III 17, 6). Die Inschrift von Assisi CIL I 1412 Post(umus) Mimesius C. f. T. Mimesius Sert(oris) f. Ner(o) Capidas C. f. Ruf(us) Ner(o) Babrius T. f. C. Capidas T. f. C. n. V(ibius) Volsienus T. f. gibt nur einmal ein cognomen, offenbar der Deutlichkeit wegen, wie nur einmal der Name des Großvaters zugesetzt ist. Demnach muss es als durchaus zweifelhaft erscheinen, ob die Personen, welche auf Inschriften ohne cognomen erscheinen, wirklich auch überhaupt des cognomen entbehrt haben. Auch die Reihe der römischen Dichter älterer Zeit, deren cognomen nicht überliefert ist, verliert bei näherer Betrachtung viel von ihrer Beweiskraft. Wir erkennen aus den oskischen und lateinischen Inschriften, dass in den latinischen wie in den oskischen Landstädten man bestrebt war, in allen Einzelheiten das römische Vorbild nachzuahmen. Der reiche und vornehme C. Lucilius hat kein cognomen, aber auf der bekannten Inschrift von Aletrium hat sein Zeitgenosse L. Betilienus die Beinamen Vaarus und Censorinus,[2]) derselbe Zuname erscheint

---

[1]) Planta, Gramm. d. osk.-umbr. Dial. II, p. 556, no. 295. 296.

[2]) CIL I 1166. Auch cognomina wie in Valerius Soranus, Valerius Valentinus, Pomponius Bononiensis, Aelius und Luscius Lanuuinus dürften hier zur Vergleichung heranzuziehen sein.

auf einer oskischen Inschrift von Capua Tr. uirriieis kenssurineis,[1]) cognomina finden sich auf oskischen Inschriften von Bouianum und Herculaneum[2]) und aus der Literatur wäre aus Livius XXIII 46, 12, also aus der Zeit des Plautus, ein Campaner Cerrinus Vibellius cognomine Taurea zu nennen:[2]) es ist also ein Zufall, wenn Cn. Naevius des cognomen in der Überlieferung entbehrt. In den officiellen Urkunden, aus denen Varro seine Notiz über die Aufführung des Stichus und Pseudolus redigierte, fand er gewiss nur den Namen T. Maccius, wie aus ähnlichen Urkunden in den erhaltenen Berichten Plautus' Vorgänger L. Liuius genannt wird. Der literarische Nachlass war aber von den Verfassern mit den Namen L. Liui Andronici Odyssia und T. Macci Plauti Casina gezeichnet, und zum Glück hat der Mailänder Palimpsest uns diese alturkundliche Unterschrift treu bewahrt.

Nach Varros Bericht gieng das Geschäft des Plautus zugrunde, der Kaufmann wurde bankerott und kehrte mittellos nach Rom zurück: pecunia omni — in mercatibus perdita cum inops Romam redisset. Es ist nicht schwer, aus dem Verlaufe der römischen Geschichte diese Nachricht zu würdigen und zu verstehen. Der hannibalische Krieg legte den Handel Roms und Italiens lahm. karthagische Schiffe kapern die römischen Proviantschiffe bei Cosa in Etrurien im Jahre 217,[3]) im Jahre der Schlacht bei Cannae herrscht arger Geldmangel in Rom,[4]) Senat und Volk sind hochbeglückt durch die Getreidesendungen des Königs Hiero.[5]) Kein Zweifel, dies ist die Zeit, in der der Kaufmann mittellos nach Rom zurückkehrte, seine nach Puteoli und Capua bestimmten kostbaren Frachten hatten die feindlichen Kriegsschiffe weggekapert und seine römischen Geschäftsfreunde ließen ihn mit der Barzahlung imstiche. Es galt jetzt, in Rom einen Lebensunterhalt zu suchen um jeden Preis: et ob quaerendum uictum ad circumagendas molas, quae trusatiles appellantur, operam pistori locasset, d. h. der verarmte Kaufmann drehte im Schweiße seines Angesichtes den Läufer der Mühle aus schwerem Lavastein, eine saure und mühselige Arbeit, die eines freigeborenen Mannes unwürdig war: in den Freistunden schrieb er Übersetzungen griechischer Komödien, damals entstand nach Varros Bericht der Saturio und der Addictus und ein drittes Stück, cuius nunc mihi nomen non subpetit, d. h. in der schwindelhaften Ausdrucksweise des Gellius, dessen Namen Varro aus seiner Quelle nicht ermitteln konnte. Auch diese Nachricht hat man für Erfindung erdichtender Literarhistoriker erklären wollen. Die Grammatiker sollen sich diese Fabel ausgedacht haben, weil in den Stücken des Plautus soviel und so eingehend und

1) Planta, Gramm. der osk.-umbr. Dial. II, p. 520, 134 a.
2) Ebenda p. 533, 190, p. 510, 117.
3) Liu. XXII 11, 6.
4) Liu. XXIII 21, 6.
5) Liu. XXII 37, 1.

sachkundig von der Bestrafung der Sclaven durch Zuweisung der Müllerarbeit die Rede sei, das Vorbild sei die Geschichte vom Kleanthes dem Philosophen, der nach der Überlieferung gleichfalls sich durch solch harte Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen musste. Auch dieser Versuch, die Überlieferung beiseite zu schieben, scheint mir kein glücklicher Versuch: mit demselben Rechte könnte man die Geschichte von Kleanthes als Stütze für diesen Bericht des Varro heranziehen. Aber gerade an dieser Stelle wird die Urkundlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Varronianischen Berichtes klar und anschaulich. Es muss auffallen, dass Varro sich mit solcher Umständlichkeit ausdrückt, während die Sache selbst diese Umständlichkeit des Ausdrucks nicht erforderte: cum ... ob quaerendum uictum ad circumagendas molas, quae trusatiles appellantur, operam pistori locasset. Varro konnte einfach schreiben cum ad circumagendas molas operam pistori locasset, so wie Sueton p. 24 R berichtete: propter annonae difficultatem ad molas manuarias pistori se locauerat; er konnte den schleppenden Relativsatz quae trusatiles appellantur ohne Schaden für seine Leser weglassen. Es gibt drei Arten von Mühlen im Alterthum: manuariae, die mit Menschenkraft gedreht wurden, asinariae oder iumentariae, die Mühlen, zu deren Betrieb Zugthiere verwendet wurden, und seit dem letzten Jahrhundert v. Chr. Wassermühlen, aquariae. Das Schicksal des Plautus zu charakterisieren, genügte zu schreiben cum in pistrino uictum quaerere cogeretur, jedermann hätte diese Worte richtig verstanden. Gerade der Umstand, dass Varro in diesem Punkte seines Berichtes sosehr genau und ins einzelne gehend werden kann, während er über andere weit wichtigere Fragen bezüglich der Lebensschicksale des Plautus, wie wir erkannt haben, uns im Unklaren lassen musste, erweist, dass wir es hier mit urkundlicher Forschung zu thun haben: ein Fälscher erdichtet überall gleichmäßig und kümmert sich nicht um solche ganz belanglose Details. Diese Ausführlichkeit, mit der das dem Verfasser offenbar fremdartige Wort trusatilis eingeführt wird, erweist, dass hier Varro seiner Quelle genau folgt, und diese Nachricht kann nur aus dem Munde eines Augenzeugen und aus der Zeit des Plautus selbst stammen: das Wort trusatilis findet sich in der lateinischen Literatur außer an dieser Stelle nur noch bei Cato, dem Zeitgenossen des Plautus. Wer der Augenzeuge gewesen ist, darüber kann ein Zweifel schwerlich aufkommen. Die ganze Darstellung des Lebens des Plautus ist angeknüpft an eine Erörterung über zwei heute verlorene Stücke des Plautus selbst, die die alten Grammatiker noch citieren, den Addictus und Saturio, den Namen eines dritten Stückes konnte Varro nicht mehr feststellen. Die einzig wahrscheinliche Erklärung dieser Stelle ist die, dass der Dichter selbst in einem seiner Stücke, vielleicht in einem Prologe, seine Lebensgeschichte kurz in einigen Versen angedeutet hatte, deren Paraphrase uns Gellius aus Varro in jener Stelle erhalten

hat. Hier hatte der Dichter auch über seinen Namen Plotus, bezw. Plautus und über seine Heimat Sarsina berichtet, und wie Plautus in den Bacchides seinen Epidicus nennt, so hatte er in jenem uns unbekannten Stücke den Saturio und Addictus genannt, ein drittes Stück nur dem Inhalte nach so ungenau charakterisiert, dass Varro den Titel nicht mehr zu ermitteln vermochte, hatte ferner berichtet, dass er diese drei Stücke im pistrinum geschrieben: das Wort trusatilis war in jenen Versen, wie auch Leo p. 64 annimmt, von dem Dichter selbst angewendet und von den Grammatikern glossiert worden. Dass aber Varro falsch interpretiert hätte, das können wir mit unseren Mitteln nicht mehr erweisen: der Bericht selbst macht indessen keineswegs den Eindruck einer Fälschung.

Die erhaltenen Stücke selbst bestätigen durchaus diese Nachrichten über das Leben des Plautus. Wir können nicht einmal eine Vermuthung über die Gründe auszusprechen wagen, die den Gelehrten bewogen haben müssen, das Jahr 184 v. Chr. als das Todesjahr des Dichters festzustellen. Aber seine besten Stücke fallen in das letzte Decennium seines Lebens, die ältesten Stücke, die Cistellaria und der langweilige Stichus, der 200 v. Chr. aufgeführt worden ist, verrathen in der kümmerlichen Ausführung wie in der ungeschickten Wahl des Stoffes den Anfänger. Jedenfalls hat Varro keineswegs kritiklos die Arbeiten seiner Vorgänger ausgeschrieben, in der Art wie etwa Nepos verfahren ist. Die zweifellos unechte Grabschrift des Plautus war dem Gelehrten selbst bereits verdächtig: denn nur so sind die Worte des Gellius (I 24. 3) zu verstehen, wenn er schreibt: epigramma Plauti, quod dubitassemus an Plauti foret, nisi a M. Varrone positum esset in libro de poetis primo.

Noch erübrigt mir die Verpflichtung, jenen Vers des Prologs der Asinaria zu erklären, dem zuliebe man die gesammte Überlieferung über des Plautus Namen umzustürzen sich veranlasst gefühlt hat:

Demophilus scripsit, Maccus uortit barbare.

Demophilus hat das Stück geschrieben, der Hanswurst es in das lateinische übertragen. Man thut dem Verfasser dieses Prologs zuviel Ehre an, wenn man mehr in dem Worte sucht, als einen plumpen Wortwitz mit dem Namen Maccius, dessen Ähnlichkeit mit der volksthümlichen Figur des Maccus, des Bajazzo, den Verfasser dieses Verses veranlasst, statt Plautus uortit barbare: Maccus uortit barbare zu schreiben und mit diesem billigen Witz sein Publicum zu ergötzen. Derartige Witze mit Namen waren zu jeder Zeit beliebt in Rom: den Kaiser Tiberius nannte man wie bekannt wegen seines starken Durstes in seiner Jugend Biberius Caldius Mero statt T. Claudius Nero, und ein Zeitgenosse des Dichters, Cato Censorius nannte spöttisch seinen politischen Gegner M. Fulvius Mobilior statt Nobilior. Für diese Auffassung des Verses spricht

vor allem der Umstand, dass in einem zweiten, sicher nachplautinischen Prolog, in dem von der Zeit des Plautus wie von einer längst dahingeschwundenen Blütezeit der scenischen Poesie gehandelt und der Dichter als unter den Todten weilend bezeichnet wird, im Prolog zur Casina, gleichfalls ein Wortwitz gerade mit dem Namen des Plautus versucht wird, wie immer wir den Vers erklären mögen:

Deiphilus
hanc Graece scripsit, postid rursum denuo
Latine Plautus cum latranti nomine.

Wenn nicht alles täuscht, so hält die Überlieferung des Alterthums, d. h. in diesem Falle die antiquarische Forschung und die philologische Exegese des Varro gegenüber den in neuerer Zeit mit großer Umsicht und Gelehrsamkeit vorgebrachten Angriffen siegreich stand. Varros Lehrer Aelius Stilo hatte den Ennius interpretiert und im VII. Buch der Annalen eine Selbstcharakteristik des Dichters finden wollen (Gell. XII 4): die Verantwortung für diese Aufstellung überließ Varro seinem Vorgänger. Aber an jener Stelle des Gellius über Plautus bürgen uns die Namen der beiden Komödien sowohl wie der sprachliche Ausdruck für die Urkundlichkeit des Berichtes und die Sorgfalt der Exegese, die wir wenigstens mit unseren Mitteln nicht mehr imstande sind, auch nur in Zweifel zu ziehen.

Wien. Friedrich Marx.

Kleine Bemerkungen zum 41. Buche des Livius.

4, 2: *ille, si unum se sequerentur, quo celerius fieret, facturum dixit; conisusque cet.* An *unum* hat man mit Recht Anstoß genommen; von den Conjecturen haben sich in neueren Ausgaben am meisten geltend gemacht: *signum si sequerentur* (Jacobs, Madvig), *si signum seque sequerentur* (Jacobs, Weißenborn); gegen letztere hat Novák in den Sitzungsber. der böhm. Akademie 1894, S. 191 begründete Bedenken vorgebracht und seinerseits einfache Streichung des *unum* nach *si* vorgeschlagen, da *si unum* leicht durch Abirrung auf das unmittelbar vorhergehende *signum* (*inferre signum iussit*) entstehen konnte. Ich werde mich in der Ausgabe wahrscheinlich mit der Einklammerung des *unum* begnügen, dachte aber wiederholt daran, dass im Wörtchen ein Verderbnis aus *uno animo* stecken könnte. Die Phrase ist bei Livius recht beliebt; vgl. jetzt Fügner, Lexicon Liv. p. 1124 und namentlich Stellen wie IX 31, 12 *coniterentur modo uno animo omnes invadere hostem*, oder XXXI 31, 9 *uno animo cum illis adversus nos bellum gesserunt.* Bei den bekannten zahlreichen Silbenauslassungen in unserer Überlieferung (s. die Zusammen-

stellungen bei Gitlbauer de cod. Vindob. p. 63 ff.) könnte aus einem *unoamo* in einer Vorlage wohl ein *unum* sich entwickelt haben.

8, 10 bleibt im Texte kaum etwas anderes übrig, als mit Crevier das Zeichen eines Wortausfalles zu setzen, da eine ganz sichere Ergänzung nicht vorhanden und kaum zu hoffen ist. Wäre es gestattet, noch einen Versuch mitzutheilen, so dürfte vielleicht der folgende auch den Wortausfall wenigstens einigermaßen leichter erklären: *et quibus stirpes deesset, quam relinquerent, ut cives Romani fie⟨rent, adoptione filium adscisce⟩bant*; vgl. XXXXII 52, 5 *adoptione filius*; Livius gebraucht *adoptio* nur in der 5. Decade und zwar viermal, s. Fügner, Lex. p. 580. Auch der Gegensatz zu dem vorhergehenden *stirpem ex sese* wäre so noch besonders stark hervorgehoben.

13, 8 und 14, 1 finden wir in den Ausgaben gewöhnlich die Fassung: *itaque taciti, ut iratos* (*iratus* V) *esse sentires, secuti sunt currum* (*currus* V). ⟨*cum is*⟩ *triumphus de Liguribus agebatur, Ligures, postquam cet.* Die Einsetzung der Worte *cum is* rührt von Duker her, Grynaeus hatte *dum is* ergänzt. Gitlbauer l. c. p. 98 und nach ihm Harant, Emend. Liv. p. 223 glauben, dass das hs. *currus* nur aus *cum is* verderbt und darum wegzulassen sei. Darnach schreibt der erstere Gelehrte: *itaque taciti, ut iratos esse sentires, secuti sunt, cum is triumphus de Liguribus agebatur. Ligures, postquam cet.*; der zweite: *itaque taciti, ut iratos esse sentires, secuti sunt. cum is triumphus de Liguribus agebatur, Ligures, postquam cet.* Mir will es aber doch nicht recht wahrscheinlich vorkommen, dass die ausdrückliche Erwähnung des bei so vielen Schriftstellern oft hervorgehobenen Triumphwagens gerade hier nur durch ein solches Versehen eingedrungen sein soll, namentlich wenn ich an die gleiche Verbindung an Stellen denke, wie z. B. Sueton Caes. 49 *milites eius inter cetera carmina, qualia currum prosequentes iocular iter canunt.* Unter solchen Umständen halte ich mit v. Hartel in dies. Zeitschr. 1866, S. 1 viel lieber die Worte des Codex *triumphus de Liguribus agebatur* am Beginne des 14. Capitels für eine in den Text gedrungene Marginalnote, durch welche Annahme auch alle von Gitlbauer für die gewöhnliche Lesart mit Recht betonten Schwierigkeiten entfallen.

20, 4 bietet V: *quidam haud dubiae inseanebant*; gewöhnlich wird mit Grynaeus *quidam haud dubie insanire aiebant* hergestellt; Gitlbauer p. 104 empfahl am Schlusse *insanire censebant.* Der Vorschlag scheint mir sehr beachtenswert. Es ist nicht uninteressant, dass wir XXXIX 53, 6 geradezu die Doppelüberlieferung *censebat* Φ, *aiebat* M finden; auch dort wird das erstere vorgezogen.

20, 10 *spectaculorum quoque omnis generis magnificentia superiores reges vicit, reliquorum sui moris et copia Graecorum artificum; gladiatorum munus, Romanae consuetudinis, primo*

maiore cum terrore hominum, insuetorum ad tale spectaculum, quam voluptate dedit. Die Erklärungen dieser Stelle hat Harant p. 225 mit Recht als gezwungen bezeichnet, aber sein Heilungsversuch durch Änderung der Worte *reliquorum sui moris* in *et equorum numeris* hat wenig Anklang gefunden. Dass aber da der Hebel anzusetzen sei, möchte auch ich glauben und das für wahrscheinlich halten, was H. über eine fehlerhafte Entstehung namentlich des *suimoris* bemerkt. Sollte darin ein *summotis* stecken und an eine Fassung zu denken sein, wie etwa *et copia Graecorum, reliquis summotis, artificum?* Wer die Fehlerreihen dieser Überlieferung, welche sonst auch in dem uns einzig erhaltenen V oft noch offen hervortreten, genau studiert hat, dürfte ein Versehen folgender Art in einer Vorlage durchaus nicht für ferne liegend halten: *et copia Graecorum reliquorum summotis et copia Graecorum artificum*; und wie daraus die uns in V vorliegende Lesart durch scheinbar leichte Correctur und mit gleichzeitiger Rücksicht auf das folgende *Romanae consuetudinis* unschwer entstehen konnte, liegt auf der Hand. Ich stelle aus dem reichen Materiale ähnlicher, in V selbst noch nachweisbarer Fehler, welche durch Endungsassimilationen, Wortumstellung, Dittographie entstanden, geflissentlich nur ein paar Beispiele aus der nächsten Nähe unserer Partie zusammen. 20, 12 *et armorum studiorum* (st. *armorum studium*) *plerisque iuvenum accendit*; 23, 6 *maxume grauissimam omniumque* st. *maxumam gravissimamque omnium*; 24, 3 *ex curia P. R. uenire aut curiam regum arcanis interesse* st. *ex curia P. R. veniret aut regum arcanis interesset*; 24, 6 *scimus Persea regno accepto a legatos Romanos uenisse ad regem Persea ad P. R. appellatum audimus legatos Romanos uenisse ad regem* st. *scimus Persea regno accepto regem a P. R. appellatum; audimus legatos Romanos venisse ad regem.* Die Zwischenstellung des *reliquis summotis* (oder *submotis,* die Schreibweise schwankt auch in den Liviushandschriften) könnte bei unserem Versuche auch kaum einem Anstand unterliegen (vgl. z. B. XXIX 35, 8 *et nova* (sc. *tormenta*) *in armamentario, multis talium operum artificibus de industria inclusis, fiebant*); und wie geläufig das betreffende Verbum bei Livius auftritt, ist bekannt (VII 31, 1 z. B. *summotis deinde legatis* natürlich richtig von jeher durch *secedere iussis* erklärt). Bei den *spectacula omnis generis* wäre an alle Arten der gewohnten Schauspiele und Festschaustellungen zu denken (vgl. XXXXV 32, 9), die nun zur Hebung der Pracht ausschließlich durch zahlreiche Griechen besorgt wurden; daran ist dann lose die Erwähnung des *gladiatorum munus* der Römer (*Romanae consuetudinis*) als eines neuen und zuerst ganz ungewohnten angefügt.

22, 6 stellte Grynaeus so her: *sine damno iniuriaque agrorum, per quos iter fecit.* In V ist nur leserlich *sine damno iniuriaq. ***um per quorum iter fecit.* Madvig Em. L. p. 613

conjicierte an der fraglichen Stelle *eorum* oder *populorum* (in der Ausgabe *ullorum*), *per quorum* ⟨*fines*⟩ *iter fecit*; vielleicht hat Pluygers im ersten Theile mit *sine damno iniuriaque ullius eorum* unter Hinweis auf 23, 14 das Richtige getroffen, die aber im weiteren auch von ihm angenommene Einschiebung des Wortes *fines* nach *quorum* scheint nicht nothwendig. Der Fehler *quorum* st. *quos* ist nach so vielen Beispielen in V wohl auch nur aus der Wiederholung der vorangehenden Endung zu erklären und die Structur *per quos* auch nach livian. Sprachgebrauche tadellos, vgl. Beispiele bei G. Wulsch „de praep. *per* usu Liviano" (Halle 1880) p. 14—16.

23, 18 überliefert V: *nunc de eo periculosum et inmaturum uidetur*. Grynaeus ergänzte vor *periculosum* ein *cogitare*, Madvig *agere*, Weißenborn *decernere* (Anm. in der ed. Weidm.), Hertz *consilium capere*; vielleicht läge paläographisch beim vorangehenden *eo* und dem folgenden *periculosum* der Ausfall eines *consilium expedire* noch etwas näher? Vgl. XXII 55, 3; XXXVII 7, 1.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Tacitus Germania Cap. 2 a. E.

Das verdorbene a victore wird aus a⟨ucto⟩ uictore entstanden, also zu schreiben sein: ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum aucto victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur.

Innsbruck. Joh. Müller.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Aeschylos Orestie griechisch und deutsch von U. von Wilamowitz-Moellendorff. Zweites Stück: Das Opfer am Grabe. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1896. 268 SS.

Im Vorworte betont der Verf., dass er auf die Übersetzung das Hauptgewicht gelegt wissen will. Das ist festzuhalten. Denn wer sich dem 'Beiwerk' gefangen gibt, schon dem Titel 'das Opfer am Grabe', dann der Einleitung 'Blutrache und Muttermord', endlich den 'philologischen Erläuterungen', für den füllen sich die Choephoren mit jenem unheimlichen 'Todesdüster', jener 'Kirchhofluft', deren Schrecknisse E. Rohde in seiner 'Psyche' so eingehend und so großartig schildert. Und Rohdes Buch muss auf den Verf. einen tiefen Eindruck gemacht haben, der nicht nur auf die Detailexegese, sondern auch auf die Feststellung der Grundidee des Stückes bestimmend wirkte.

Wir haben bisher die Choephoren immer so verstehen gelernt, dass in ihnen nach dem düsteren Gemälde des 'Agamemnon' die ersten Lichtblitze der Freude — das Wiedersehen der Geschwister, die Hoffnung auf endliche Befreiung, der Sieg der guten Sache — aufleuchten, ehe in den Eumeniden die volle *εὐδία* über dem Atridenhause aufgeht. Der 'reine Jüngling' Orestes ist es, der dies *φῶς ἀνάπτει*, der in frommem Dienste des delphischen Gottes, in dessen 'lauterer Nähe' er aufgewachsen, das erlösende Werk vollbringt.

v. Wilamowitz ist ganz anderer Meinung. Nachdem er sehr einleuchtend und folgerichtig dargelegt, 'wie es gekommen, dass die Blutrache zu einer allgemein verbindenden Pflicht erhoben ward' und wie, 'dass die Menschen sich dieser Pflicht wieder entbanden' — zwei Fragen, deren Beantwortung er in der Entwicklung des hellenischen Staatswesens auf der Grundlage des Geschlechtsverbandes einerseits, andererseits im Fallenlassen dieses Principes erblickt, wonach also für den Erben des Geschlechtes die neue Staatsgewalt die Rache übernimmt —, sieht er in den Choephoren

ein Verdammungsurtheil der die Blutrache betreffenden Gebote der delphischen 'Kirche', die im Lichte der neuen Zeit ihre dämonische Gewalt nicht mehr bewahren konnten und den Dichter daher zwangen, 'die höchste sittliche Autorität, die dieser Gott officiell auch für sein Volk war, anzutasten' (S. 33). Denn die Consequenzen jener Gebote sind die scheußlichsten Verbrechen — der Muttermord des Orestes —, sie bewirken, dass die böse That, jede Hoffnung auf Sühne benehmend, 'fortzeugend ewig Böses muss gebären'.

Der Verf. selbst sagt, dass Aischylos neben Dante der religiöseste aller Dichter sei. Wir alle wissen ferner, dass Euripides gerade in diesem Punkte sein directes Widerspiel ist. Ist es nicht eine brüchige Stelle der Beweisführung, wenn gerade zwischen diesen beiden Dichtern eine Brücke geschlagen wird, wenn sie sich in der Verurtheilung des apollinischen Gebotes der Blutrache treffen, nur dass Aischylos 'im dunklen Drange seines frommen Herzens dem delphischen Gotte zu trotzen wagt' (S. 27), während Euripides 'den Gott geradezu einen Teufel heißt (Or. 979), die Menschen aber, die sich zu dem Verbrechen verleiten ließen, als Schurken oder Schwächlinge charakterisiert' (S. 34)? Konnte auf einen solchen Vorgänger noch ein Sophokles folgen, der an den Satzungen Apollons als getreuester Priester des Gottes unentwegt festhält (S. 35)? Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, dass gerade gegen jene Stelle, welche den Apollon der Choephoren als so unerbittlich grausam erscheinen lässt (274—295), gegründete Zweifel bezüglich der Echtheit geltend gemacht wurden.

Aischylos unterlässt ferner nichts anzuführen, wodurch die That des Orestes begreiflich erscheinen kann (930 Or. zu Klyt.: *κάνες γ' ὃν οὐ χρῆν, καὶ τὸ μὴ χρεὼν πάθε*). Er nimmt zunächst den Mord an Klytaimestra vom eigentlichen Racheact geradezu aus (V. 569—578, vgl. auch V. 482) und lässt den Orestes diesen nur an Aigisthos vollstrecken, was ihm das Gesetz ohneweiters einräumte (Demosth. g. Aristokr. §. 55 *ἄν τις ἀποκτείνῃ τινὰ ... ἐπὶ δάμαρτι ἢ ἐπὶ μητρὶ ἢ ἐπ' ἀδελφῇ ἢ ἐπὶ θυγατέρι ... τοῦτον καθαρὸν εἶναι*). Als Klytaimestra dann, gemäß dem Grundsatze *δράσαντι παθεῖν* (V. 308 ff.), wirklich durch seine Hand fällt, erklärt Orest ausdrücklich, nicht er tödte sie, sondern sie selbst sei die eigene Mörderin (V. 923 *σύ τοι σεαυτήν, οὐκ ἐγώ, κατακτενεῖς*, vgl. V. 297 *πατρὸς γὰρ αἶσα τόνδε σοι ὁρίζει μόρον*). Zwischen diesen Angelpunkten steht die wiederholte Bezeichnung der Klytaimestra als *δύσθεος γυνά* (V. 45, 525), als *μύραινα, δεινὴ ἔχιδνη*, als Ehebrecherin, als Mörderin ihres Gatten (V. 1028 *πατροκτόνον μίασμα καὶ θεῶν στύγος*), deren Handlungsweise im Anblick des Mordstahls — sie entblößt den Busen, um den Sohn milde zu stimmen — alle Zuschauer geradezu als Hohn auf die bekannte Scene der Ilias (denn die Amme sagt: *ὃν ἐξέθρεψα μητρόθεν δεδεγμένη*

V. 750, siehe dazu die Erkl. S. 223) auffassen mussten. Und die angelegentliche Zeichnung dieser Unmutter — die ja auch den Mord an Agamemnon nicht aus Schmerz über den Tod der Tochter, sondern aus unlauteren Beweggründen (Herrschsucht und Ehebruch) verübt — sollte Aischylos dort anwenden, wo er die Grässlichkeit des Muttermordes in erster Linie darstellen wollte? Dient dies alles nicht vielmehr dazu, die Handlung, die im Auftrage des Gottes vollzogen wird, zu motivieren, ja zum Theil sogar zu rechtfertigen?

Wenn der Chor der Tragoedie zugestandenermaßen (S. 249) den Zweck hat, das Verständnis der Zuschauer zu dirigieren, so wäre es ganz unbegreiflich, warum er fortwährend die That des Orestes lobt und zu ihr antreibt, warum er zu deren Gelingen beizutragen sich bereit erklärt und sich am endlichen Siege freut. Denn wenn er einmal sagt, dass ihn 'Schauder ergreift beim Racheschwur' (V. 463), wenn auch Orestes vor diesem Gedanken zurückschrickt (V. 434 ff.), so ist es ja nur recht, dass der Dichter auch die Schattenseite der Handlung aufzeigt, dass er den 'reinen Jüngling' im Augenblicke der Entscheidung in seinem Entschlusse einen Moment wankend werden lässt (V. 899 f.).

Was endlich das culturelle Moment betrifft, wonach die Anschauungen über die Blutrache, die uns in den Choephoren begegnen, denen einer fortgeschrittenen Zeit zuwider laufen müssten, so ist es gar nicht nothwendig, darauf hinzuweisen, dass ja Aischylos sich mit seiner Zeit in solchen Dingen nicht völlig identificierte. Es genügt aufmerksam zu machen, dass auch wir, obwohl an Aufklärung über die Zeit eines Aischylos weit hinaus, noch immer uns den Schauern der 'Ahnfrau' und des 'Macbeth' willig hingeben. Denn jede Poesie ist für alle Zeiten berechnet.

Das sind die Erwägungen, die mir behilflich waren, gegen den Zwang der von feuriger Überzeugungskraft erfüllten Argumentation des Verf.s mir das gewohnte Bild des großen Dichters in alter Reinheit zu erhalten.

Die Übersetzung ist ein reifes Meisterwerk. Man merkt nichts von der Manier neuerer Sophoklesübersetzer, welche bloß die *κορυφαὶ λόγων* abschöpfen und sie in die leichtgeschürzte Form des modernen Dramas einkleiden. Der Verf. holt überall aus der Tiefe und sucht in durchaus markiger Sprache unter Beibehaltung der vollen Breite des jambischen Trimeters der Würde und dem reichen Gehalte der aischyleischen Diction gerecht zu werden. Er hält sich übrigens nicht an den Buchstaben, oft wird nicht einmal die Reihenfolge der Sätze und Satzglieder beibehalten: trotzdem ist diese Übersetzung durchaus wahr, durchaus erschöpfend. An zahlreichen Stellen (bes. 274—290, 800—810, 857—865, 1022—1025) erhebt sie sich zu ergreifender Schönheit. Um sie unserem Verständnisse näher zu bringen, verschmäht der Verf. besonders in den Chorliedern Anklänge an deutsche Dichter nicht

(z. B. 588 ff. an Schillers 'Glocke'), ab und zu hat er den Zauber des Stabreims nach Rich. Wagners Vorbild angewendet (V. 39 52, 948 u. ö.). Selbstverständlich ist in den Chorliedern das antike Versmaß preisgegeben, doch klingt das moderne an jenes verwandt an.

Im einzelnen habe ich nur Folgendes anzumerken. Unschön ist V. 159 f. hindurch durch die Nacht, die die Seele dir deckt 167 hier diese Locke find' ich liegend auf dem Grab, 219 siel des Blutes nächsten Freund in mir, 221 dann führ' ich Arges auch im Schilde wider mich. Ist ferner προστερίου στολμοί einfach 'der Mantel', ist δύσθεος γυνά (45 u. 525) die 'Gottverlassne', 889 ἀνδροκμῆτα πέλεκυν 'das Mordbeil (welches?)'! Der Gedanke ist allzusehr abgeschwächt V. 212 'nur für die Zukunft bitte noch um Trefferglück, | dass du vom Himmel flehest, was er geben mag', 338 'nirgends ein Schimmer von Freude, Jammer ringsum (τί τῶνδ' εὖ, τί δ' ἄτερ κακῶν; οὐκ ἀτρίακτος ἄτα;)'; V. 419 ist im Commentar das 'wunderbare' γέ betont, in der Übersetzung aber gar nicht verwertet. Endlich kann ich dem Verf. nicht beistimmen, dass unsere Sprache nicht die Fähigkeit besitze, 'durch erhabene Diction das Niedrige (in der Rede der Kilissa) zu adeln'. Sie soll in solchen Scenen gar nicht das Niedrige adeln, vielmehr den derben Humor wahren und im deutschen Ausdruck, der natürlich nicht gemein werden darf, sich spiegeln lassen. Als Muster für eine solche Übersetzung habe ich A. Wilbrandts Wiedergabe der Wächterrede in Sophokles' Antigone geltend gemacht (in diesen Blättern v. J. 1896, VIII. u. IX. Heft, S. 721).

Was die Textkritik anlangt, so gesteht der Verf. an zahlreichen Stellen (74 f., 160 ff., 361, 416 f., 544, 664, 785 f., 806—811, 959) zu, dass er durch seine Mittel der gräulichen Verwüstung nicht Herr werden konnte. Unter solchen Umständen fällt es schwer, dort, wo er, namentlich in den Chorgesängen, auf Grund eigener Conjecturen die gedanklichen Wechselbeziehungen der einzelnen Strophen in ganz neuer Weise feststellt (z. B. in dem großen Kommos V. 325 ff., 367 ff., 375 ff.), ihm vertrauensvoll Glauben zu schenken. Vielmehr ruft die bekannte Art seiner Polemik, mit welcher er die bisherigen Resultate der Kritik, besonders der höheren (Athetesen [z. B. 889—994] und Umstellungen [z. B. 90 ff., 200, 225 ff., 285 ff., 504 ff.]) vornehm zu ignorieren und deren gerades Gegentheil zu behaupten liebt, das Gefühl starker Unsicherheit hervor. Hier vollends ist nicht der Ort, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Das Facit ist, dass wir, insolange nicht neue Hilfsquellen der Textkritik erschlossen werden, die Darbietungen von so autoritativer Seite respectieren müssen, doch stets eingedenk des Grundsatzes νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν. Dass es an evidenten Verbesserungsvorschlägen nicht fehlt, ist fast selbstverständlich. Ich führe als die einleuchtendsten folgende an.

82 *ματαίοισι δεσποτᾶν τύχαις* (vgl. 51 *δεσποτῶν θανάτοισι*); 132 *φίλον τ' Ὀρέστην φῶς ἄναψον ἐν δόμοις*; 178 die Interpunction *μάλιστ'· ἐκείνου βοστρύχοις προςείδεται*, ebenso 179 *ἔπεμψε χαίτην, κουρίμην χάριν πατρός*; 208 wird für unecht erklärt, ich möchte dies auch von 207 behaupten und ferner von 562, zu dessen thörichter Interpolation der Anklang des Namens *Πυλάδης* an *πύλαις* verlockte; desgleichen streicht der Verf. mit Recht 228 f., 299—301, 906 f. und 1000; 451 ⟨*κλύεις·*⟩ *δι' ὤτων* usw.; 492 *ὡς ἐκαίνισαν*; die Umstellung 504, 508, 509, 505—507; 574 *εἶσιν* st. *ἐρεῖ*; 644 ist evident die Erkenntnis, dass [*τὸ μὴ*] aus dem zu *διανταίαν* am Rande beigeschriebenen *τομήν* entstanden ist; 683 ⟨*τὸν δ' εἰ*⟩ *κομίζειν δόξα νικήσει φίλων*; 850 *ὡς αὐτὸν ἀνδρῶν ἄνδρα πεύθεσθαι πάρα*; 964 *χαμαιπετεῖς ἔκεισθε*; 976 f. *φίλοι δὲ καὶ νῦν, ὡς ἐπεικάσαι πάθει, πάρεστον*; 1069 *τάλανός τε Θυέστου*; 1073 *νῦν δ' αὖ τρίτος ἦλθέ ποθεν — σωτῆρ'* | *ἢ μόρον λέγω*;

Noch reicher ist die Ausbeute auf dem Gebiete der Exegese, zunächst in Dingen, wo die Textfrage nicht mit hereinspielt: in der Bestimmung der Scenerie, des Costüms, in der Rollenvertheilung, den Winken für eine richtige Declamation (z. B. die Pause nach 232; V. 419 konnte jenes *γὲ* durch eine Pause vor 'die Mutter' markiert werden), in der Exposition der einzelnen Auftritte usw. Sehr schön ist ferner die Wahrnehmung zu 110 ff., dass Elektra und der Chor, obwohl ihr Sinnen einzig mit Orest beschäftigt ist, 'beide zuwarten, dass der andere ihn nennen möge'. 'Wir fühlen, wie sie den Geliebten ... niemals ungescholten haben nennen dürfen.' Interessant sind die Ausführungen über die Erkennungsscene, über die medicinischen Ausdrücke (183—185, dann 471 *ἔμμοτον*), die Darlegung der grammatischen Seite der Rede Kilissas, diejenige der Phasen, in denen sich Orests Wahnsinn entwickelt u. v. a.

Im einzelnen mache ich auf folgende neue Erklärungen, die mir die einzig richtigen zu sein scheinen, aufmerksam:

Gleich V. 1 erklärt der Verf., unbeirrt durch das ausdrückliche Zeugnis das Aristarch, *πατρῷ' ... κράτη* richtig als identisch mit *Αἰγίσθου βία* (893), *τὰ Λαΐου θρόνων κράτη* Soph. Ant. 166; 345 fasst der Verf. *εἰ γάρ* als Ausruf; 421 f. *λύκος γὰρ ὥστ' ἄσαντος* (= *οὐ σαίνων* Hesych.) *ἐκ ματρός ἐστι θυμός* 'ich bin die Tochter meiner Mutter: ich habe den unerbittlichen Grimm von ihr'; 452 *καθήκειν* nicht 'auf den Kampfplatz treten', sondern 'treffen'; 490 *εὔμορφον κράτος* durch eine schöne Erklärung geschützt gegen Schneidewins *γάμορον κρ.*; 562 *θῆλυν ἄρσενός θ' ὁμοῦ γόνον*; 583 f. *τούτῳ* d. i. Apollon (auf den Prellstein hinzeigend), nicht Agamemnon; dann wird *ὀρθώσαντι* gehalten; 998 *ὡς φαίνει κακόν* zu verbinden (nicht *ὡς φαίνει, κακόν*): das *κακόν*, das die Zeugen sehen, macht offenkundig,

dass der Sohn jetzt seiner Mutter Feind ist; vielleicht ist indes *κακόν* am Versschlusse verderbt.

Schließlich sei bemerkt, dass es denn doch sein Bedenken hat, so oft (27 f., 60 f., 384 f., 397 f., 645 f., 740 usw.) einen Bruch der grammatikalischen Construction — worüber ja im allgemeinen kein Zweifel zulässig ist — zu statuieren: auch hier sehen wir, wie der Verf., statt die bisherigen Bemühungen, an solch schwierigen Stellen ins Reine zu kommen, zu würdigen und weiter zu verfolgen, die einfachere ratio vorzog, den Knoten zu durchhauen.

Wien. Hugo Jurenka.

M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia recognovit C. F. W. Müller. Partis III, vol. I. continens epistularum ad familiares, quae dicuntur, libros XVI, epistularum ad Quintum fratrem libros III, Q. Ciceronis de petitione ad M. fratrem epistulam, eiusdem versus quosdam de signis XII. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCVI. LXXXVIII u. 578 pp. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Der Gelehrte, dessen Verdienste um die Kritik der Reden Ciceros Ref. in diesen Blättern bei Anzeige des 2. und 3. Bandes jener Reden zu würdigen Gelegenheit hatte, bietet mit dem vorliegenden Bande, dem 1. Theile des Schlussbandes der Teubnerschen Cicero-Ausgabe, auch die ehedem sogenannten *epistulae ad familiares* in einer der vollen Höhe der gegenwärtigen wissenschaftlichen Forschung entsprechenden Gestalt. Der Grund dafür, dass Müller diesen Band erst nach einer Unterbrechung von zehn Jahren dem letzten von ihm herausgegebenen Bande der Schriften Ciceros folgen ließ, lag darin, dass er das Erscheinen der großen kritischen Ausgabe Mendelssohns abwarten zu müssen glaubte, an die mit Recht so große Erwartungen geknüpft wurden, dass, wie Müller in der Einleitung seiner adnotatio critica bemerkt, vorher mit einer Neuausgabe dieser Briefe hervorzutreten *inscitiae ac temeritatis fuisset.*

Welche Verdienste sich Mendelssohn durch sein monumentales Werk um die Kritik der Briefe Ciceros erworben hat, ist allgemein bekannt. Auch Ref. hatte darüber in diesen Blättern zu urtheilen Gelegenheit. Im Eingange seiner adn. crit. spendet nun Müller der Mendelssohn'schen Ausgabe uneingeschränktes Lob und erklärt, durch dieselbe sei die Kritik dieser Briefe Ciceros soweit gefördert worden, *ut aequus iudex nihil fere desiderare posse videatur.* Und so fußt denn, da Müller kein neues Material beibringt, seine Ausgabe vollständig auf dem von Mendelss. geschaffenen handschriftlichen Apparate. Doch über den Wert und die Glaubwürdigkeit sowohl der anderen Handschriften, als insbesondere des Mediceus erklärt Müller anderer Meinung zu sein

als sein Vorgänger. Worin diese Beurtheilung bestehe, und wie sie begründet sei, das ergibt sich bei sorgfältigem Studium der umfangreichen adn. crit. Müllers, wie mich dünkt, mit voller Deutlichkeit.

Um nun das Verhältnis Müllers zu Mendelssohn zu beleuchten und zu zeigen, in welcher Beziehung M.s Ausgabe einen Fortschritt bedeute, wird es nöthig sein, die adn. crit. etwas eingehender zu untersuchen. In dieser verzeichnet M. nicht etwa alle Varianten der Handschriften, sondern bietet nur eine allerdings nichts Wesentliches vernachlässigende Auswahl derselben und daneben ein vollständiges Verzeichnis der Abweichungen von Baiter, Wesenberg, Mendelssohn, Lehmann und Andresen. Dass dem Gelehrten aus der so stark angewachsenen, vielfach in Zeitschriften und Einzelabhandlungen verstreuten Literatur zu den Briefen Ciceros nichts Wichtiges[1]) entgangen ist, braucht bei der rühmlichst bekannten Sorgfalt Müllers nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Den wertvollsten Schatz der adn. cr. bildet die bedeutende Anzahl von statistischen Zusammenstellungen, von paläographischen und sprachlichen Beobachtungen, durch die sich M. die Basis schuf für die richtige Abschätzung des Wertes des Med. Mit diesen statistischen Beobachtungen über handschriftliche Schreibungen müssen wir uns daher im Folgenden etwas genauer beschäftigen.

Zu ep. I 1, 3 *ex iis* entscheidet sich M. auf Grund eines reichen Materials von Handschriftenfehlern für die Schreibung *ii* und *iis*, Mend. *ei* und *eis*, ja sogar *iei* zweimal nach Med. Müller stützt seine Schreibung auf die fehlerhaften Schreibungen in den Handschriften *his* und *hi* für *iis* und *ii* und besonders auf Schreibversehen wie *it* und *ti* für *ii*. — Ibid. haben die codd., denen Mendels. folgt, *adsentire*. Müller gibt hier eine sehr lehrreiche Zusammenstellung zahlreicher Beispiele, in denen durch offenbare Schreibversehen in den Handschriften *e* für *i* gesetzt erscheint, und fordert auf Grund dieser schlagenden Belege auch hier trotz der Handschriften, denen auch Lehmann (6. Aufl., p. 169) sich anschließt, das Deponens *adsentiri*. Speciell an unserer Stelle scheint mir noch der Umstand gegen die active Form zu sprechen, weil sich im selben Paragraphen im unmittelbar Vorausgehenden die Formen *adsentiuntur* und *adsentitur* finden. — Ganz verwandt ist der umgekehrte Fehler in den Handschriften, den Müll. zu ep. XV 5, 1 *administrare* durch sichere Beispiele belegt, nämlich die fälschliche Ersetzung der activen Infinitivendung *e* durch *i*, Mend.

[1]) Nur zu Q. Cicero *de petitione* wurde, was auffallend erscheint, eine Frage der höheren Kritik von Müller — man möchte fast glauben mit Absicht — völlig übergangen, nämlich die Frage der Echtheit dieses Schreibens, mit der sich eine Reihe von Untersuchungen beschäftigt haben, so dass man wohl eine kurze Bemerkung des Herausgebers über seine Stellung zu dieser Frage hätte erwarten dürfen.

schreibt hier nach den codd. *administrari*, schwerlich mit Recht. — Zu ep. I 2, 2 Beispiele über Ausfall oder fehlerhafte Hinzufügung eines *non* in den Handschriften, desgleichen über den sinnstörenden Ausfall anderer wichtiger Wörter wie *modi, fieri* u. a. zu I 5 a, 2 und I 7, 3. Besonders wichtig ist der reichhaltige Nachweis des Ausfalles von Zwischensilben in den codd., wodurch arge Wortverstümmlungen entstehen, zu I 7, 9, wie *re⟨li⟩qua*, codd. *re, qua*, oder *mi⟨se⟩rum, sa⟨lu⟩tis, disce⟨de⟩rem, leg⟨at⟩ione, profici⟨sc⟩atur* u. v. a. — Ebenso instructiv ist auch hier wieder die Sammlung von Beispielen des umgekehrten Falles zu I 9, 20, dass nämlich Verderbnisse in den Handschriften durch interpolierte Silben entstehen. So bietet a. a. O. cod. M. fälschlich *significatio* für *significo*, das Madvig herstellte. Diese Emendation Madvigs wird nun von Müll. durch etwa 30 Beispiele ganz gleicher Verderbnisse in den codd. gesichert, wie etwa *mirifice* für *mi Rufe, potest quam* für *postquam, foedera* für *foeda, amici sit* für *amisit, exercitarunt* für *excitarunt* u. ä. — Zu ep. I 7, 9 Nachweis der Unrichtigkeit der von Mend. nach M. in den Text gesetzten Schreibung *aliquamtum* für *aliquantum* durch eine Fülle von Beispielen, in denen die codd. *m* für *n* und umgekehrt bieten, wie *faciumdam, sentemtia, tamtum* und umgekehrt *quan tibi, tanque* u. ä. m. — Von großem Interesse und hoher Wichtigkeit sind die zu ep. II 4, 1 gesammelten Fälle der durch *iteratio aut aequatio vicinorum vocabulorum syllabarumve* in den Handschriften entstandenen Fehler. Auf ein solches handschriftliches Versehen führt Müll., wie ich glaube, mit Recht ep. XVI 18, 1 die Schreibung *dei bonei* zurück, die Mend. dort als alterthümliche Form recipiert. Auch eine sehr scharfsinnige und m. E. sichere Emendation Müllers zu ep. ad Q. fr. III 1, 24 stützt sich auf die gleiche Thatsache jener *iteratio*. Müll. schreibt da nämlich: *in secundum librum meorum temporum*, codd. *in s. l. m. librorum*. — Zu ep. II 13, 4 *Maiis* zeigt Müll. an einer großen Zahl von Beispielen, dass die Schreibung *Mais* (Med.), die Mend. festhält, obgleich sie ja zweifellos sich manchmal finde, dennoch dieser Handschrift (M.) nicht unbedingt geglaubt werden müsse, da deren Verlässlichkeit in derartigen Dingen überaus gering sei, und meint zum Schlusse seiner dortigen Ausführungen etwas scharf: *in eo genere fidem habere ei testi non diligentiae videtur esse, sed temeritatis*. — ep. III 1, 1 nimmt Mend. die Lesart des Med. auf: *iuet* für *iuuet*, ebenso an anderen Stellen, derselben Quelle folgend, *iuare* und *iuisse* für *iuuare* und *iuuisse*. Auch hier zeigt Müll., dass in M. einfach Schreibversehen vorliegen. — Ebenso missbilligt es Müll. mit Recht, dass Mend. ep. III 6, 5 aus dem Med. die Form *cortis* für *cohortis* aufnimmt, und bringt Beispiele für diesen durch Abirren des Auges auf einen folgenden gleichen Vocal entstandenen Fehler in M., wie *sent[ent]ia, defend[end]i, ho[no]rificus* u. a. — Zu ep.

III 3, 2 finden wir bei Müll. eine wichtige Beispielsammlung über eine in den Handschriften häufige, sehr merkwürdige Vertauschung der Tempora, wie *arbitror* für *arbitrabor*, *veniat* für *veniebat* u. ä. — Zu III 11, 2 *adsentor*, codd. und Mend. *adsentior*, Beispiele für fälschliche Einfügung eines *i* in den Handschriften. Das von Mend. gebilligte *mihi adsentior* ist wohl kaum zu halten; vgl. auch zu ep. VIII 3, 1 *facio*, Med. *facito*, wo Müll. bemerkt: *litterae i, u, n, e, t innumeris locis inculcata inveniuntur*. — Zu III 11, 2 *quid enim*, codd. *quod e.* Beispiele über Verwechslung von *quid* und *quod*. — Zu VIII 2, 1 *legi Liciniae*, Mend. *legei*, weil die codd. *lege Licinia* bieten. Mit Recht fragt da Müll.: *cur non 'mihi ipsei'* VII 3, 5, *Curionei* VIII 9, 3, *mei* (Vocativ!) X 1, 1? Denn an den genannten Stellen schreibt Mend., obgleich Med. *ipse*, *Curione*, *me* bietet, doch ruhig *ipsi*, *Curioni*, *mi*. Müll. bringt a. a. O. noch weitere Beispiele. — Zu X 6, 3 über Vertauschung von *te* und *et*, X 12, 1 über Vertauschung von *quo* und *quod* in den codd. — XI 13, 3 bekämpft Müll. gleichfalls mit vollem Recht die von Mend. gebilligte handschriftliche Lesart *succlamatum est et frequenter a militibus* und macht die H. A. Koch'sche Besserung *ei* für *et* zu einer unanfechtbaren durch eine Sammlung gleicher fehlerhafter Vertauschungen von *et* und *ei* in den Handschriften, wie *ut et* (für *ei*) *meis verbis diceret, nam et* (für *ei*) *obviam processeram* u. ä.

Gestützt auf solch eindringende Kenntnis der Handschriften und die sorgfältigste Beobachtung ihrer Fehlergattungen weicht nun Müll. oft auch dort, wo ihm zur Widerlegung der handschriftlichen Lesart nicht gerade statistische Beobachtungen zu Gebote stehen, von Mend. ab und verhält sich gegenüber gewissen Absonderlichkeiten des cod. M., die Mend. gläubig hinnimmt, skeptisch oder völlig ablehnend. So in formaler Hinsicht: Zu ep. VII 1, 2 folgt Mend. der Schreibung in M., welcher *decesse* bietet für *decessisse*, vgl. noch ebd. §. 6 *praetermisse* M. und Mend. für *praetermisisse*, VIII 16, 1 *perscripsti* M. und Mend. für *-scripsisti* und noch an einigen Stellen. Diese Schreibungen fertigt Müll. adn. cr. p. XXXVII zu ep. VII 1, 2, wie ich glaube, treffend mit den Worten ab: *persuadere mihi non possum non multo verisimilius esse librarium codicis M. peccasse eodem modo quo quavis prope pagina quam Ciceronem ter quaterve in epistulis his obsoletis poeticisque formis usum esse.* — Auch zu ep. VIII 10, 1 verwirft Müll. mit gutem Grunde die von Mend. recipierte Schreibung in M. *Commagenem*, die wohl einem Martianus Capella zu verzeihen sei, einem Cicero aber, und wäre sie noch so 'handschriftlich gesichert', ebensowenig zugemuthet werden könne wie andere ebenfalls 'handschriftlich gesicherte' Wortformen, die Müll. theils aus den Briefen, theils aus anderen Schriften Ciceros beibringt, wie z. B. *epochem*, *Circem*, *Selenem*. — ep. X 17, 3 *quo obside fide illius uterer* M. und Mend. (nämlich *fide* für *fidei*) '*admirabili credulitate*', be-

merkt Müll. hiezu mit Recht, *'praesertim post 'obside' et ante 'illius'.* — Ebenso muss man Müll. beistimmen, wenn er ep. X 30, 3 die gleiche Vertrauensseligkeit Mend.s gegenüber der Haupthandschrift rügt in der Schreibung *nostrum cornum circumire.* — Zu Q. Cicero *de petit.* §. 33 bieten die besseren codd. *cognosci* und *appeti.* Müll. schreibt ruhig *cognosce* und *appete* und setzt den mannigfachen Heilungsversuchen der Herausgeber und Erklärer. deren einer die Stelle für völlig corrupt erklärt, mit treffender Ironie die Bemerkung entgegen: *Tanta molimina ob permutatas i et e litteras!* Vgl. oben Mül. zu ep. I 1, 3 und XV 5, 1. — Wie hier in formalen Dingen, so lässt sich Müll. auch dort, wo die Handschriften eine arge syntaktische Incorrectheit bieten. selbst durch die Einstimmigkeit der Überlieferung nicht blenden und nimmt Cicero nach Thunlichkeit gegen den Verdacht des *minus emendate scripsisse* in Schutz. So ep. II 18, 3 schreibt Müll. *qui si se dignum maioribus suis praebuerit.* In den Handschriften, denen Mend. folgt, fehlt *se.* Doch *nihil simile apud Ciceronem* bemerkt hiezu M. — ep. III 11. 1 *permultum ante certior factus eram* codd. und Vulg., dennoch schreibt Müll. *permulto ante,* das er a. a. O. ausführlich begründet. — ep. XI 21. 5 kann Ref. nicht umbin, Müllers Ansicht beizutreten, der trotz der handschriftlichen Überlieferung *ab utroque vestrum* herstellt. während Mend. nach den codd. in der That *'monstruose'*, wie Müll. sagt, *ab utrisque vestrum* (von zweien!) schreibt, was bei Cicero. wie mich dünkt, doch ganz unmöglich ist. Die Entstehung des Fehlers erklärt sich aber leicht aus der Assimilation der Endung von *utroque* an die vorausgehenden Wortendungen *agris adsignandis.* — Zu ep. XIII 26, 3 weist Müll. gleichfalls die handschriftlich völlig gesicherte und von Mend. gebilligte Schreibung *possis* im Finalsatz nach einem histor. Tempus zurück mit der Begründung *'mihi probabilius videtur librarios in tanta proclivitate suo more errasse quam Ciceronem contra suum morem minus emendate scripsisse.*

Im Voranstehenden glaubt Ref. die Stellung, welche Müll. zur Haupthandschrift und zu deren Beurtheilung durch Mend. einnimmt, in ausreichender Weise beleuchtet zu haben, und es dürfte sich daraus ergeben, dass Müllers Ausgabe, so sehr sie auch in Bezug auf den handschriftlichen Apparat auf Mend.s Arbeit fußt. dennoch auf jeder Seite sich auch als eine durchaus selbständige Arbeit bekundet und in der Methode der Kritik ich meine in Bezug auf die Beurtheilung des cod. M. — gegenüber Mend. einen Schritt nach vorwärts bedeutet.

Die *adn. cr.* bietet außerdem manche schöne sprachliche und grammatische Bemerkung, wie zu ep. II 11, 1 zu *putaresne,* wo Wesenb. und Baiter *putaras* schreiben, zu VIII 1, 4, wo die handschr., auch von Wes. verdächtigte Überlieferung *quod ad ...* von Müll. durch ganz analoge Beispiele vertheidigt wird.

Desgleichen wird auch ep. X 23, 4 die überlieferte Schreibung *Laterensis fidem et animum in re publica* gegen die allerdings ganz leichte Änderung *in rem publicam*, welche die Herausgeber bevorzugen, durch Hinweis auf ähnliche Fügungen in Schutz genommen. Besondere Sorgfalt verwendet Müll. wie auch in den anderen Theilen seiner Cicero-Ausgabe auf eine genaue und correcte Interpunction. Wie feinfühlig und scharfsinnig er hierin verfährt, mag ein Beispiel zeigen. ep. I 9, 21 tadelt er die von den Herausgebern gebotene Interpunction *id, quod a me saepissime dictum est, cum dignitate otium* mit den Worten '*quasi vero varia sint cum dignitate otia*' und schreibt sonach mit Recht *id quod a me cet.* ohne Interpunction zwischen *id* und *quod.*

Im allgemeinen ist Müllers Standpunkt in der Kritik, wie in den früheren Bänden, so auch hier ein conservativer. Seine eigenen Vermuthungen sind nicht zahlreich, darunter sind einige sichere Besserungen. Ich führe sie im Folgenden an: ep. II 18, 3 *quom in Cil.*, codd. *quod in C.*, V 21, 2 *tolerabili*, codd. *tota*, Vulg. *tuta*, VI 22, 2 *quaecumque*, Vulg. *quaeque*, VII 18, 2 *quam* ⟨*non*⟩ *haec*, VIII 14, 2 ⟨*in*⟩ *annum*, Mend. †*annum*, IX 17, 3 *perscripsi* (adn. cr.), Vulg. *rescripsi*, IX 22, 4 *quin ipsa res*, Vulg. *quid i. r.*, X 8, 2 *statutum habeo esse* (adn. cr.), Vulg. *statuo debere esse*, X 12, 2 *[de] domo deduceret*, Vulg. *de d. d.* Müll. sieht in jenem *de* die '*praecepta prima syllaba verbi* '*deduc.*' und weist auf seine bezügliche Sammlung ähnlicher Fehler hin. XI 7, 2 *velim* (adn. cr.), Vulg. *volam*, XII 14, 3 *despexerint* (adn. cr.), codd. *desperaverint*, das Müll. freilich nicht gerade, wie dies die meisten thun, für unerträglich erklärt. Die Entstehung der handschriftlichen Lesart aus *despexerint* weiß Müll. in plausibler Weise zu begründen. XII 20 bezeichnet Müll. nach wie vor (wie schon im Phil. IX, p. 622) die Stelle *quodsi, ut es, cessabis* als corrupt, indem er Lehmanns Vertheidigung Quaestt. p. 84 für ganz unzureichend erklärt. ad Q. fr. I 1, 13 *sint aures tuae* ⟨*eae*⟩, ib. I 3, 3 (adn. cr.) *et* ⟨*ut*⟩ *spero*, ib. III 1, 24 *in secundum librum meorum temporum*, Vulg. *i. s. l. meorum librorum*, eine, wie mich dünkt, sichere Emendation. ib. III 9, 6 *quoi*, codd. *quod*, de pet. §. 8 *Cappadoces homines*, Vulg. *C. omnes*, ib. 17 *ita maxime quam*, Vulg. *is amet et quam.*

Wir sind am Schlusse unserer Ausführungen und haben nur noch weniges zu bemerken. In der Datierung der Briefe folgt Müll. den von Körner und O. E. Schmidt angelegten *tabulae chronologicae* in der Mendelssohn'schen Ausgabe. Die adn. cr. unterscheidet sich in ihrer äußeren Ausstattung diesmal vortheilhaft von jener der früheren Bände, indem, was wiederholt und auch vom Ref. gewünscht worden war, die auf den Text bezüglichen Seitenzahlen durch größeren und stärkeren Druck hervorgehoben erscheinen, wodurch die Übersichtlichkeit sehr gefördert wurde. Der Druck des Textes wie der adn. cr. wurde mit der

bei Müll. bekannten außergewöhnlichen Sorgfalt überwacht. Es ist mir keinerlei Versehen aufgefallen. Nur adn. cr. zu I 9, 25 wird gesagt, dass Mend. *senati consulto* habe, doch schreibt hier auch Mend. *senatus consulto*.

So ist denn nunmehr auch für die Kritik dieser Cicero-Briefe, die lange Zeit ins Uferlose sich zu verlieren schien, durch die beiden einander in willkommener Weise ergänzenden Ausgaben Mendelssohns und C. F. W. Müllers ein fester Boden geschaffen, auf dem künftig ruhig wird weitergearbeitet werden können. Dem Breslauer Gelehrten aber wünscht Ref., dass es ihm gelingen möge, seine so verdienstvolle Cicero-Ausgabe in Bälde vollständig zum Abschlusse zu bringen.

Wien. Alois Kornitzer.

P. Cornelius Tacitus' ab excessu Divi Augusti Buch I und II. Für den Gebrauch der Schüler erklärt von Georg Andresen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1897. 8°, 90 u. 53 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Es wäre gefehlt, diese Arbeit Andresens, bei welcher der Gesichtspunkt leitete, alles, was in der Nipperdey'schen Ausgabe über die Bedürfnisse der Schüler hinausgeht, fortzulassen und nur das zu geben, was unmittelbar dem Verständnisse des Textes und den Bedürfnissen der Schüler dient, mit manchen ähnlichen auf gleiche Stufe zu stellen. A. hat bei der Abfassung seiner Anmerkungen das sichere Urtheil des praktischen Lehrers bewährt, der im großen und ganzen sich klar bewusst war, was und wie viel er dem Schüler zu bieten habe, und so darf man nicht zweifeln, dass dieses Buch, mit Freude begrüßt, seinem Zwecke entsprechen und gute Dienste leisten werde.

Der Text erscheint von den Anmerkungen getrennt, welche als Broschüre an die rückwärtige Innenseite des Texteinbandes mittelst einer Schleife angefügt sind. Eine Einleitung, welche über des Tacitus Leben und Werke (ursprünglichen Plan, Anordnung, Quellen, Tendenz und Stil) das Nothwendige in gedrängter Kürze gibt, ist dem Texte vorausgeschickt. Dieser unterscheidet sich nur an wenigen Stellen von dem der 9. Auflage der Nipperdey'schen Ausgabe. Schreibungen, wie *aput, set, Suria,* sind beseitigt. Was in der Nipperdey'schen Ausgabe als unecht bezeichnet ist, kommt in Wegfall. Unzweifelhaft richtig erscheint mir I 8, 12 [1]) die Aufnahme der Conjectur Morawskis visu für *visi*, die aber gegen die sonstige Gepflogenheit nicht durch den Druck kenntlich gemacht ist. Man liest jetzt I 19, 12 *a sedecim annis*, I 33, 9 *a Tiberii sermone*, I 34, 2 nach Ihms Constatierung aus M *seque et proximos*, II 50, 14 removenda traderetur für *removeretur*

---

[1]) Nach Halm⁴.

vgl. Andr. JB. XXIII 120). Ungehörig steht I 30, 4 noch immer Komma nach *hiems*. I 35, 10 ist in der Nipperdey'schen Ausgabe nach *laboribus* mit Ernesti obirent eingesetzt, weil die Ellipse dieses Verbums über das Maß des Erlaubten hinausgienge; jetzt wird die Ellipse obire se sineret für möglich gehalten. Da M *ist̃* hat, so lese ich für *neu mortem in isdem laboribus* neu mortem ministraret laboribus. II 31, 4 ist excitatus für *excruciatus* nicht nöthig. Letzteres darf man allerdings nicht so verstehen, als ob der Genuss des üppigen Mahles dem Libo in seinem fieberhaft aufgeregten Zustande körperliche Qualen verursacht hätte. *Ipsis epulis* ist 'mitten beim Mahle' (vgl. Hist. I 2, 2 *ipsa etiam pace*) und *excruciatus* 'außer sich vor Angst und Aufregung' nämlich adspectu et auditu militis in perniciem suam missi, wie längst Walther bemerkt hat. II 46, 5 ist es ganz unmöglich, mit Draeger vagas für *vacuas* zu lesen. Selbst wenn die Legionen durch unbekanntes und unwegsames Land zogen (was römischen Legionen damals nicht zum erstenmal passiert wäre), passte für diesen Zustand nicht vagus (vgl. Fabri zu Liv. XXI 61, 2), wie denn dieser auch durchaus nicht die Bedingung für ihre Vernichtung oder die Unbedeutendheit der That Armins bilden musste. Ändert man, so ist nur vacuas cura (curis) denkbar = securas oder besser incuriosas, wodurch allein Armins That in dem von Marbod gewünschten Lichte erscheint.

Die Anmerkungen geben die Überschriften und Inhaltsangaben, soweit solche in Betracht kommen, und in wohlerwogener, gedrängter Form sprachliche und sachliche Bemerkungen. Einen großen Theil des Raumes füllen Winke für die Übersetzung, von denen die Mehrzahl der Nipperdey'schen Ausgabe entnommen ist. Auch hier erlaube ich mir einiges zu bemerken. Zu wenig besagt I 31, 15 *implere* 'setzten allerlei in den Kopf', und nicht zutreffend erscheint mir *rudes* 'die noch harmlos waren'. Was hat Z. 21 der Schüler von *ora* 'Zungen'? Eine vernünftige Übersetzung ist damit unmöglich zu erreichen. Der Sinn kann nur sein 'viele waren es, welche die Meuterei predigten und darauf hinwiesen (*voces*), dass ...' I 32, 6 kann *convulsos* nicht 'vom Boden aufgerissen' bedeuten. Es dient mit *laniatos* derselben Vorstellung zur Verstärkung des Begriffes ('zerrissen' oder 'zerzaust und zerfleischt'). Was Tac. sagen wollte, können wir durch 'formlose' oder 'übel zugerichtete, blutige Massen' geben (vgl. Hist. IV 27, 8 *scissa veste, verberato corpore*). Falsch, ja unverständlich ist I 32, 14 *altius coniectantibus* 'für die, welche sich von den Empfindungen der Leute eine tiefer eindringende Vorstellung machten'. I 46, 7 ist *cessuris* nicht 'in der Vorraussetzung, dass sie nachgeben würden', sondern 'die nachgegeben hätten'. I 64, 11 gibt *mersa humo* 'sie brachten die für die Anlage der Brücken herbeigeschaffte [1]) Erde zum Sinken' die noch obendrein unglücklich

[1]) 'aufgeschüttete' bei Knoke, Die Kriegszüge usw., S. 222, A. 2.

modificierte Ansicht Knokes. Zu *operis* findet sich die unbegreifliche Bemerkung 'der Arbeit an den Moorbrücken'. Dem Anhänger Knokes musste opus das concrete Werk, die Bohlwege bedeuten. Bei letzteren aber waren Balken, Bretter, Pflöcke die Hauptsache, nicht Erde. Diese sowie Sand oder Rasen dienten nur dazu, auf der Bahn eine Decke oder Streu herzustellen.[1] Wird nun eine solche überschwemmt, so kann sie wegen des festsitzenden Unterbaues nicht sinken, sondern sie wird eventuell gehoben und weggespült. I 70, 21 '*Visurgin*, also rückwärts nach Westen'. Da A. als Ausgangspunkt für den Marsch die Ems annimmt und sich nicht Höfers Ansicht von einem geographischen Irrthum des Tacitus anschließt, sondern zu der Knokes hinneigt, so liegt ein Lapsus des Erklärers vor. II 12, 4 *et cernebantur* 'und wirklich erblickte man' ist vom militärischen Standpunkte aus undenkbar.[2]) II 13, 4 *patientiam* nicht 'Nachsicht', welcher Begriff in *comitatem* mitenthalten ist, sondern 'Ausdauer in Strapazen'. Diese sowie ein freundliches, entgegenkommendes Wesen haben Feldherren stets populär gemacht. Da II 32, 9 f. Tac. nicht zeigen will, dass Träger gewichtiger Namen kriechende Schmeichelei übten, sondern dass letztere ein altes Übel sei, so kann *auctoritates* unmöglich 'gewichtige Namen' bedeuten; mit lex. Tac. '*auctoritates adulationesque* idem fere ac sententiae adulatoriae' wird man sicherer gehen (vgl. Cic. de imp. Cn. Pomp. 17, 51). II 36, 6 *arcana imperii temptari* 'dass man in die Prärogativen der Krone eingreife' verfehlt den Sinn noch mehr als die Bemerkung der größeren Ausgabe. II 37, 16 *en stirps et progenies* 'Stamm und Nachkommenschaft' widerstrebt einer geschmackvollen Übersetzung und ist unrichtig. Durch Ov. Trist. III 14, 14 darf man sich nicht täuschen lassen; dort steht *mea*, hier *tot consulum, tot dictatorum*. Was war denn Hortalus? Der Sinn ist vielmehr 'hier sind die Sprösslinge, welche das Geschlecht so vieler Consuln, so vieler Dictatoren weiterführen sollen'. II 43, 5 ist mit *mari* sicher nicht das adriatische Meer gemeint, und wenn zu II 45, 8 bemerkt ist 'die unstäten Anfälle pflegten schon während der Aufstellung unternommen zu werden', so mag dies glauben, wer dazu Lust hat. A. hält, wie die Nipperdey'sche Ausgabe zeigt, *vagis incursibus* für einen modalen Ablativ, während thatsächlich ein finaler Dativ vorliegt = 'um bald hier, bald dort anzustürmen', wozu eben eine Aufstellung *disiectas per catervas* nöthig war (vgl. G. 7, 2, Ann. XV 4, 3).

Hie und da begegnet man wohl auch Unbeholfenheit und Härte im Ausdruck. Was soll z. B. I 11, 10 *suspensa* 'in der

---

[1]) Knoke, Die römischen Moorbrücken in Deutschland, S. 12 ff.

[2]) Meine Auffassung der Stelle (Studien zu den Ann. des Tac. Wien 1893, S. 15 f. und Antikritische Untersuchungen, Wien 1894, S. 11 f. wurde mittlerweile stillschweigend acceptiert von Ferd. Becher.

:hwebe gehalten'? Ist etwa 'in der Schwebe gehaltene Worte' :utsch? Wenig geschmackvoll heißt es zu I 28, 1 *noctem mi- ricem ... lenivit* 'gab ein milderes Antlitz'. Es dürfte doch heut- itage einem Gebildeten fernliegen, von 'Weibern der vornehmen der hohen Kreise' zu reden; es sollte demnach auch Schülern icht zugemuthet werden, I 40, 10 gegenüber *ducis uxor* und *micorum coniuges* zu übersetzen 'der jammervolle Zug der Weiber'. lieher gehört auch I 76, 2 *relabentem secuta est aedificiorum et ominum strages* 'wurden Gebäude und Menschen (mit den Ge- ·äuden) zu Boden geschlagen'.

Überflüssig ist zu I 11, 13 'die historischen Infinitive ver- reten Imperfecta'. Auf anderes konnte aufmerksam gemacht werden, . B. I 30, 7 auf *raptabantur* '(welche) in Gefahr waren, eine Beute zu werden'. I 64, 2 gibt die Nipperdey'sche Ausgabe zu *'acessunt, circumgrediuntur, occursant* Unrichtiges, die vorliegende schweigt. *Lacessunt* enthält nur den Begriff 'beunruhigen' nicht den 'in der Front', der in *occursant* liegt, während die Angriffe auf Flanken und Rücken durch *circumgrediuntur* gegeben sind, so dass durch die drei Verba lediglich die Beunruhigung und der Angriff von allen Seiten bezeichnet wird. II 5, 10 hätte bei *ministrandis equis* der sorglosen Auffassung als Ablativ und der Übersetzung 'durch Pferdelieferungen' vorgebeugt werden können; denn in diesem Falle stünde ministratis. Zu *fessas ministrandis equis* bildete den Gegensatz validas m. e. (vgl. Nipp. zu Ann. VI 24, 4. Dass endlich II 35, 4 (*ut ... foret*) eine Bemerkung vertragen hätte, ergibt sich aus den Schicksalen der Stelle.

An Druckfehlern im Texte sind mir aufgefallen *ludricam* I 50, 10 und *multiduo* II 40, 3; in den Anmerkungen auf dem Titelblatte 'erklart' und S. 35, Z. 1 v. u. *paullum*. Trotz Ann. XV 58, 14 sollte sich A. doch endlich entschließen, I 76, 4 *renuit* zu schreiben.

Die Annalen des P. Cornelius Tacitus, herausgegeben von Johann Müller. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Th. Christ. II. Band (Ab exc. D. Aug. XI—XVI). Claudius und Nero. Mit 6 Karten und 17 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. 8°, XV u. 250 SS. Preis geh. 80 kr., geb. 1 fl.

Der zweite Band der Annalen des Tacitus von Müller-Christ stellt sich dem ersten (1895) würdig zur Seite. Über den Text des als Tacitusforscher rühmlichst bekannten Herausgebers darf das Urtheil füglich als abgeschlossen betrachtet werden. Nicht mindere Anerkennung verdient, ebenso wie beim ersten Bande, die Bearbeitung von Christ, und mit beiden wetteiferte der Verleger, dessen Munificenz bei der Ausstattung solcher Schulausgaben heutzutage kaum ihresgleichen finden dürfte. Das Buch enthält eine Einleitung, die, aus praktischen Gründen dem ersten Bande entnommen, als bekannt vorausgesetzt werden darf, ein Verzeichnis

der Änderungen im Texte gegenüber der Ausgabe vom Jahre 1881 und der Druckfehler, den Text mit fortlaufenden Inhaltsangaben der Capitel als Randbemerkungen, ein Verzeichnis der Eigennamen, ein geographisches Namensverzeichnis und acht Stammtafeln. An Karten finden sich: 1. Das Römerreich unter den Kaisern des Julisch-Claudischen Hauses, 2. Altgermanien um 100 n. Chr. 3 Altbritannien, 4. Roma vetus ca. 60 p. Chr. n., 5. Fora 6. Mons Palatinus. Abgebildet sind: 1. Claudius (heroische Colossalstatue von Civita Lavinia in der Rotunde des Vaticans) 2. das Pantheon des Agrippa, 3. das Innere des Pantheon 4. Agrippina d. J. (Büste von Cervetri im Museum des Lateran) 5. Seneca (Doppelherme — mit Sokrates — in Berlin), 6. der palatinische Apollo (Statue im Vatican), 7. Caligula und Drusilla (Camée du cabinet de France), 8. Corbulo (Marmorbüste im capitolinischen Museum), 9. Gotarzes (Münze), 10. Messalina (Bronzemünze von Nicäa), 11. Nero (Büste im Louvre), 12. Poppäa (Münze im Louvre), 13. Tiridates (Statue im Louvre), 14. Tempel der Vesta (Restauration von Coussin), 15. Vologeses (Münze), 16. der Golf von Bajä, 17. Prätorianer (Relief im Louvre).

Diese Ausgabe der Annalen des Tacitus entspricht in jeder Beziehung selbst den höchsten Anforderungen, die an eine Schulausgabe gestellt werden können, und Ref. hält es für seine Pflicht zu erklären, dass sie vor allen ihm bekannten Ausgaben dieser Art wegen ihrer vielfachen Vorzüge es verdient, allgemein eingeführt zu werden.

Tacitus. Zweiter Theil: Auswahl aus den Historien und der vita Agricolae. Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Dr. Joseph Franke und Dr. Eduard Arens. Mit einer Karte. Münster i. W., Aschendorff 1897. 8°, XI u. 74 SS. Preis 85 Pf.

Zu dem in dieser Zeitschrift besprochenen ersten Theil der oben genannten Schulausgabe mit der Germania und einer Auswahl aus den Annalen kommt hiemit der zweite, welcher ebenfalls mit der bereits zum ersten Theil besprochenen Einleitung versehen ist. Vor den Abtheilungen dieses Bändchens liest man: I. Historiarum libri, II. De vita et moribus Iulii Agricolae liber, ähnliche Unrichtigkeiten, wie im ersten Theile, wo es vor der Auswahl aus den Annalen heißt 'Ab excessu divi Augusti libri'. Namentlich 'De vita et moribus Iulii Agricolae liber' nimmt sich sonderbar aus, da aus der Beschreibung Britanniens (c. 10—12) und der Geschichte seiner Eroberung bis auf Agricola (c. 13—18 in.) sowie aus dem Abschnitte über die Schlacht am Berge Graupius (c. 29—40) für das Leben und den Charakter des Agricola sich so gut wie nichts ergibt. Man liest S. 52: 'Gerade das tiefe Pathos, welches die kleine Schrift (Agricola) durchweht, macht sie zu einer der anziehendsten in der römischen Literatur'. Gerade deshalb aber muss man es tief bedauern, wenn sich Gelehrte

aden, welche selbst dieses Schriftchen unter dem Deckmantel der nforderungen und Bedürfnisse der Schule in Stücke zu reißen ch entschließen können. Entweder lese man den Agricola als unstwerk und Ganzes oder lasse ihn beiseite. Des Tacitus Anicht über Land und Leute Britanniens oder seine Schilderung der chlacht am Berge Graupius sind vom Gesichtspunkte der allgeeinen Bildung, welche das Gymnasium vermittelt, sehr belanglos.

Aus den Historien ist aufgenommen I 1—3; IV 12—37, 4—79; V 14—26 (der Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis). Da für solche Unternehmungen sozusagen alles fertig zur Hand liegt, so hätte auf Inhaltsangaben und passende Überschriften, wie das ja der Prospect verspricht, mehr Sorgfalt verwendet werden können. In Wirklichkeit findet sich vieles derart anderswo, z. B. bei Ed. Wolff, zutreffender, und manches könnte wegen seiner Farblosigkeit ganz fehlen, z. B, S. 19 'Weitere Kämpfe um Castra Vetera' oder S. 45 'Fortsetzung des Krieges mit wechselndem Erfolg'. Hist. I 1—3 führt die Überschrift 'I. Buch. Ereignisse des Jahres 69 n. Chr.' Da nun das Vorwort zu den Historien nichts von solchen Ereignissen enthält, so ist damit wohl der Inhalt des I. Buches gemeint. Dann aber stört nach dem 3. Capitel die Bemerkung 'der Rest des I. und das II. und III. Buch behandeln dann den größten Theil der Ereignisse des Jahres 69 n. Chr.' Abgesehen davon kann bei dem Verhältnisse von 3 : 87 kaum von einem Reste gesprochen werden, und wenn schon, so beginnt die eigentliche Erzählung nicht mit C. 4, sondern mit C. 12. Zu C. 1 heißt es 'Plan der Historien'. Das lässt sich zur Noth hinnehmen, obwohl der Nachdruck auf der Versicherung unparteiischer Darstellung ruht. Wenn aber über dem 2. und 3. Capitel steht 'Allgemeine Zustände im römischen Reiche beim Beginne des Jahres 69 n. Chr.', so ist das stark; denn es geben diese Capitel nichts weniger als das, sondern sie skizzieren den Charakter der Zeit von 69—96 n. Chr. Die Herausgeber haben meines Erachtens Wolffs Ausgabe benützt und bei der raschen Arbeit die Angabe '2—3' auf S. 21, Z. 6 anstatt zum Vorhergehenden zum Nachfolgenden gezogen.

Abgesehen von den schon zum 1. Theile berührten Änderungen in Orthographie und Interpunction liegt der Text Halms vor, der ganz selten durch mangelhafte Interpunction oder Druckfehler entstellt ist. So steht unrichtig S. 1, 3 Semikolon nach *rettulerunt*, S. 3, 2 *laeta, tristia, ambigua manifesta,* S. 54, 7 *Ceterum, Britanniam qui.* Druckfehler sind S. 60, 3 insiderat und 30 superbia statt *superbiam,* S. 61, 25 non für *nos.* In der 'Erklärung der wichtigeren Eigennamen' konnte auch 'Cogidumnus rex 56, 20' ohne Nachtheil entfallen, und eine Ungehörigkeit ist ebendaselbst 'Treveri, um mittlere und untere Mosel'. Unrichtig endlich ist 'Karte zu Tacitus' Historien und Agricola'. Eine Karte zu den Historien findet man bei Wolff; die von Franke und Arens

genügt, wie sich jedermann leicht überzeugen kann, nicht einmal ihrer eigenen Auswahl, ist primitiv in der Ausführung und in unpassender Weise dem Prospect von Aschendorffs Sammlung angeklebt.

Wien. Franz Zöchbauer.

Ambrosiana. Scritti varii pubblicati nel XV centenario dalla morte di S. Ambrogio con introduzione di Andrea C. Cardinale Ferrari, Arcivescovo di Milano. Milano, Tip. Editrice L. F. Cogliati 1897.

Das Jahr 1897 bot dem erzbischöflichen Stuhle von Mailand den Anlass zu einem großartigen Feste. Es waren seit dem Tode des heiligen Ambrosius, der in Mailand, am 7. December 374 zum Bischof geweiht, am 4. April 397 aus dem Leben geschieden war, 15 Jahrhunderte verflossen. Der historischen Größe und Bedeutung dieses hervorragenden Kirchenlehrers entsprach es vollkommen, dass sein Andenken in einem so weihevollen Augenblicke nicht nur durch ein kirchliches Fest begangen, sondern auch durch eine wissenschaftliche Publication von hohem Werte gefeiert wurde.

Unter allen Kirchenvätern des Abendlandes ist Ambrosius die glänzendste Erscheinung. Während er an schöpferischer Geisteskraft von Augustinus, an Gelehrsamkeit von Hieronymus übertroffen wird, ist er durch den mächtigen Einfluss, den er auf die Kaiser durch zwei Decennien in den schwierigsten Zeitverhältnissen und in den wichtigsten Fragen übte, der Lenker des römischen Reiches gewesen. Sein doppelter Sieg über die Häresie in Mailand und über die Restauration des Heidenthums in Rom war ein Erfolg von welthistorischer Bedeutung. Durch seine Entschiedenheit trat zugleich in dem Verhältnisse zwischen Staat und Kirche eine neue Wendung ein.

Mit seiner größten dogmatischen Schrift, den auf Wunsch des Kaisers Gratian verfassten fünf Büchern *De fide ad Gratianum Augustum* (378—380) und der von demselben Kaiser gewünschten Fortsetzung *De Spiritu Sancto ad Gratianum Augustum* (381) bekämpfte er den Arianismus, und durch seinen unbeugsamen Widerstand gegen die Kaiserin Justina und gegen deren Einfluss auf ihren Sohn Valentinian II. brach er die Stütze der Arianer bei Hofe. Die von Symmachus vertretenen Bestrebungen des römischen Senates, den heidnischen Cult wieder einzuführen, bekämpfte er erfolgreich bei Valentinian und Theodosius, indem er die Wiederaufrichtung des Altares der Victoria im Senat verhinderte. Schon Valentinian I. hatte ihn in einer wichtigen Sache um einen Vorschlag gebeten, und Theodosius, der sich den von ihm auferlegten Kirchenbußen unterzog, zeigte ihm seinen Sieg über den heidnischen Usurpator Eugenius noch am Abend nach der Schlacht mit der Bitte an, das Dankopfer darzubringen. Wie anhänglich

und theilnehmend der Bischof dabei dem kaiserlichen Hofe gegenüber war, geht aus den Reden *De obitu Valentiniani consolatio* bei der Beerdigung des ermordeten Kaisers 392) und *De obitu Theodosii oratio* (bei der Leichenfeier 395) hervor.

Aus allen Theilen des Reiches wurde Ambrosius wegen seiner seltenen Gewandtheit in der Durchführung geschäftlicher Angelegenheiten zu Vermittlungen in Anspruch genommen. Auf Bitten der Kaiserin unterzog er sich zweimal wichtigen politischen Missionen nach Trier.

Durch seine Rednergabe erzielte er die großartigen Erfolge in seiner amtlichen Stellung. Das schönste Denkmal der Beredsamkeit im 4. Jahrhundert ist die Trauerrede, die er seinem Bruder Satyrus angesichts der Leiche hielt, und die acht Tage später am Grabe des Verstorbenen vorgetragene Trostpredigt, *De excessu fratris libri duo.* Seiner praktischen Natur gemäß bewegte er sich mit Vorliebe auf dem Gebiete der Moral. Von größtem Interesse auch für Philologen ist sein bedeutendstes Werk, die drei Bücher *De officiis ministrorum*, die sich in Anordnung und Gliederung des Stoffes genau an Cicero *De officiis* mit ähnlicher praktischer Tendenz anschließen und durch Jahrhunderte als Handbuch der Moral dienten.

Seine gründliche Kenntnis des Griechischen und der bei seiner Berufung zum bischöflichen Amt von ihm sosehr empfundene Mangel an theologischen Vorstudien veranlassten ihn, die damals in der östlichen Reichshälfte blühende christliche Literatur zu studieren und die Leistungen der griechischen Väter, des Clemens Alexandrinus und Origines, seines berühmten Freundes Basilius von Caesarea und des Didymus, sowie die Schriften des Juden Philo für seine Zwecke nutzbar zu machen. So verpflanzte er die Ergebnisse der geistigen Arbeit des Ostens auf den abendländischen Boden, und in ihm vollzog sich nochmals der fruchtbringende Einfluss des griechischen Geistes auf den Westen. In den exegetischen Werken, in denen Ambrosius weniger die philologische Interpretation des Wortlautes geben wollte, als eine allegorische Auslegung zur Belehrung und Erbauung anstrebte, ist er nur Nachahmer der griechischen Kirchenväter und des Philo. Sein hoher Geist hatte aber auch an der classischen Literatur der alten Griechen und Römer eine vorzügliche Schulung durchgemacht. Von besonderem philologischen Interesse ist die mit Reminiscenzen aus den heidnischen Classikern angefüllte Sprache, in der sich der Umfang der Belesenheit des Autors erkennen lässt.

Der orientalischen Kirche folgend, bildete er den Wechselgesang beim Gottesdienste aus, und um es den Arianern zuvorzuthun, dichtete er geistliche Lieder, wodurch er der Vater des abendländischen Kirchengesanges wurde.

Mailand ist mit dem Namen des großen Mannes aufs innigste verknüpft. Die Basilika, in der seine Gebeine ruhen, war von

ihm aus einem Tempel des Bacchus errichtet worden, und sie erinnert für immer an seine Thätigkeit: in ihr unterzog sich Kaiser Theodosius der Buße, und hier wurde den Kaisern der späteren Zeit die eiserne Krone der Lombarden aufgesetzt. In einem Garten bei Mailand fand Ambrosius 395 die Gebeine der ums Jahr 68 enthaupteten Märtyrer Nazarius und Celsus. Die mit seinem Bilde geprägten Münzen der Republik zeigen, wie lebendig im Mittelalter sein Andenken bei den Mailändern war. In ununterbrochener Folge hat Mailand ihm ein treues Gedächtnis bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Der jetzige Nachfolger des Heiligen auf dem illustren Bischofsitze, Seine Eminenz Cardinal Andrea Ferrari, der nicht minder durch seine hohe wissenschaftliche Bildung wie durch sein apostolisches Wirken ausgezeichnete Erzbischof von Mailand, der schon seit 1890 als Bischof von Como eine hervorragende Thätigkeit in seinem heiligen Berufe entfaltete und 1894 auf den Metropolitansitz von Mailand erhoben wurde, hat im Vereine mit den Suffraganbischöfen der Lombardei die Gedächtnisfeier des Jahres 1897 in würdiger Weise begangen. Seine Eminenz hat aus Anlass des hohen Festes eine Commission mit der Sorge für eine große Publication betraut, und eine Reihe hervorragender Gelehrter lieferten dazu wissenschaftliche Arbeiten, die zu einem prachtvollen Quartbande vereinigt wurden.

In der Einleitung (XXIV pp.) gibt der Cardinal eine Übersicht über die Abhandlungen und weiß durch reizende Übergänge die an Inhalt so mannigfaltigen Arbeiten zu einem schönen Kranze zu verflechten. Es folgen die 14 Beiträge.

1. Le Duc de Broglie: Caractère particulier de l'épiscopat de Saint Ambroise, 12 pp., worin der große Historiker und Politiker Frankreichs, Mitglied des Instituts, die Stellung des Ambrosius in Staat und Kirche kennzeichnet.

2. Cipolla, Conte Carlo, Professor der neuen Geschichte an der Universität in Turin: Della giurisdizione metropolitica della Sede Milanese nella regione X Venetia et Histria, 76 pp., behandelt eine rechtsgeschichtliche Frage.

3. Marucchi, Orazio, Scriptor der vaticanischen Bibliothek, Professor am Seminario Romano: Il sepolcro gentilizio di Sant' Ambrogio nelle catacombe di Roma e le cripte storiche dei martiri, 20 pp., mit 2 Tafeln, geht auf die römische Familie ein, aus der Ambrosius stammte.

4. F. Van Ortroy S. I., Bollandist in Brüssel: Les vies grecques de S. Ambroise et leurs sources, 38 pp., gibt eine Untersuchung über die griechischen Biographien des Ambrosius und deren Quellen.

5. Sancti Ambrosii de excessu fratris librum priorem ad codicum optimorum fidem recensuit Carolus Schenkl, 44 pp., worin Hofrath Schenkl die erste der beiden Trauerreden auf Satyrus

zu einen Zustand bringt, der von dem ursprünglichen nicht viel abweichen wird.

6. Ferrini, Contardo, Professor des römischen Rechtes an der Universität Pavia: Postille giuridiche all' epistola XX di Sant' Ambrogio diretta alla sorella Marcellina, 12 pp., bietet einen wertvollen juristischen Commentar zu jenem Briefe und zeigt, wie in dem Autor der Jurist und praktische Kenner des römischen Rechtes selbst in den Anspielungen der Sprache hervortritt.

7. Savio, Fedele, Professor der Geschichte am Istituto Sociale in Turin: La leggenda dei santi Nazario e Celso col testo greco, 58 pp., behandelt die Legende der beiden Heiligen, deren Gebeine Ambrosius auffand.

8. Mercati, Giovanni Dr., Beamter an der Bibliotheca Ambrosiana: Le Titulationes nelle opere dogmatiche di S. Ambrogio, 44 pp. mit 2 Tafeln, bespricht die Capitulationen unter der neuen Bezeichnung Titulationes für die Schriften De fide und De Spiritu Sancto, womit eine interessante Frage der äußeren Überlieferung des Textes angeregt wird.

9. Mocquereau, Dom A., Benedictiner in Solesmes: Notes sur l'influence de l'accent et du cursus toniques Latins dans le chant Ambrosien, 60 pp. mit 7 Tafeln, gibt eine Untersuchung über die Ambrosianische Melodie und deren Compositionsregeln.

10. Beltrami, Luca, Architekt: La Basilica Ambrosiana primitiva e la ricostruzione compiuta nel secolo IX., 58 pp. mit vielen Holzschnitten im Text und einer Tafel, bringt eine klare und lehrreiche Studie über die ursprüngliche Basilika bis zu ihrer Reconstruction im 9. Jahrhundert.

11. Magistretti, Marco, Ceremonienmeister am Dom zu Mailand: Delle vesti ecclesiastiche in Milano, 84 pp., mit vielen Abbildungen im Text, einer Tafel in Farbendruck und vier großen Tafeln, gibt eine Übersicht über die Entwicklung der kirchlichen Gewänder in Mailand.

12. Ambrosoli, Solone, Conservator des numismatischen Cabinets in Mailand: L'Ambrosino d'oro. Ricerche storico-numismatiche, 32 pp. mit Bildern im Texte, bespricht die im 11. Jahrhunderte von der Republik Mailand geprägte Goldmünze, die das Bild des Ambrosius trägt.

13. Calligaris, Giuseppe, Professor der Geschichte in Mailand: Il flagello di Sant' Ambrogio e le leggende delle lotte Ariane, 64 pp., erörtert, von dem siegreichen Kampfe des Luchino Visconti ausgehend, interessante Legenden.

14. Ratti, Achille Dr., Beamter der Bibliotheca Ambrosiana: Il più antico ritratto di S. Ambrogio, 74 pp., behandelt das älteste Porträt des Heiligen nach einem Mosaikwerk, dessen Reproduction als Titelbild verwendet ist.

Der Band ist prachtvoll ausgestattet und mit zahlreichen Kopfleisten, Initialverzierungen und Vignetten aus Details der

Basilika nach photographischen Aufnahmen von Carlo Vismara ausgeschmückt.

Man fühlt die Genugthuung nach, mit welcher der Cardinal-Erzbischof diese schöne Sammlung wertvoller Arbeiten zur Centennarfeier seines großen Vorgängers der Öffentlichkeit übergeben konnte, und es drängt sich die Überzeugung auf, dass diese Fülle gelehrter Schätze überall mit dankbarer Anerkennung wird aufgenommen werden.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorm Latinorum. Editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesareae Vindobonensis. Volumina XXXII (a) et XXXII (b). Ex recensione Caroli Schenkl.

Sancti Ambrosii opera. Pars prima qua continentur libri Exameron. De paradiso, De Cain et Abel. De Noe, De Abraham. De Isaac. De bono mortis. Recensuit Carolus Schenkl. Vindobonae et Pragae, F. Tempsky. Lipsiae. G. Freytag. Fasciculus I. 1896. p. 1—498 Fasciculus II. 1897. p. 499—756. I—LXXXVIII.

Sancti Ambrosii opera. Pars altera qua continentur libri De Iacob. De Ioseph, De patriarchis, De fuga saeculi. De interpellatione *Iob* et Dauid, De apologia Dauid, Apologia Dauid altera. De Helia *et* et ieiunio, De Nabuthae. De Tobia. Recensuit Carolus Schenkl. Vindobonae et Pragae, F. Tempsky. Lipsiae. G. Freytag 1897. L *et* 576 pp.

Während sich die Mauriner um den Text des Augustinus so große Verdienste erwarben, waren sie mit der Ausgabe der Werke des heiligen Ambrosius in den zwei Folianten von 1686 und 1690 nicht so glücklich, und obwohl Migne 15—17 eine editio omnibus numeris absoluta zu veröffentlichen glaubte, blieb der Text bis jetzt, genau 1500 Jahre nach dem Tode des Autors, in schlechtem Zustande. Dies sieht man nun erst recht, da die beiden ersten von den neun Partes der in Aussicht gestellten Ausgabe in neuer Bearbeitung vorliegen. Die beiden Volumina waren nicht nur im Jahre der Centennarfeier des großen Kirchenlehrers eine recht zeitgemäß eingetroffene Publication, sondern es traf sich auch hübsch, dass unmittelbar vor dem Jubelfeste des Herausgebers im December 1897 diese Bände veröffentlicht wurden, durch welche die Ausgabe der Werke des heiligen Ambrosius so günstig eingeleitet wird. Die zwei Bände enthalten exegetisch-homiletische Schriften, die sich auf das Alte Testament beziehen. Aus der zahllosen Menge von Handschriften, in denen diese Werke überliefert sind, hat der Herausgeber die ältesten und besten ausgewählt, um sie dem Texte zugrunde zu legen, wie z. B. den *Bononiensis* (von Boulogne sur mer) des 7. Jahrhunderts für De Ioseph, De patriarchis, De apologia Dauid, den *Cantabrigiensis* des 8. Jahrhunderts nebst den Fragmenten des *Aurelianensis* aus dem 7. Jahrhundert für das Exameron, den *Parisinus* 1732 (Thuaneus) des 8. Jahrhunderts für De Helia, De interpellatione Iob et Dauid, De Nabuthae und De Tobia, mehrere des 9. Jahrhunderts für verschiedene Schriften,

insbesondere den *Audomaropolitanus* und *Colbertinus* für De Isaac, De bono mortis, De Jacob und De fuga saeculi. Eine erhebliche Anzahl jüngerer Handschriften wurde noch zurathe gezogen. Bei der ungleichartigen Überlieferung und dem verschiedenen Zustand der Codices waren erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Mitunter aber half der Herausgeber durch evidente Emendationen, die zum Theil in bescheidener Zurückhaltung unter dem Texte in der Adnotatio gelassen sind, oder durch ansprechende Vermuthungen nach: vielfach wurde durch Ergänzung von Silben und Worten oder auch durch Streichung der Text hergestellt. In diesen Fällen ersieht man die Besonnenheit und Umsicht, die in dem Vorgehen waltet, und man kann sich über die Sorgfalt freuen, die bei der ganzen Bearbeitung herrscht.

In noch unentschiedenen Fragen der Sprachgeschichte bewährt sich eine weise Zurückhaltung. So war es z. B. bei dem beständigen Schwanken der Abschreiber zwischen der Endung -os und -us schwierig, sich 727, 22 und 728, 3 für *sonus* zu entscheiden, was in der vorsichtigen Bemerkung *sonus fortasse defendi potest* Ausdruck findet, wenn auch bei Sisenna (hist. 4, fr. 72, Non. 142, 6 wird jetzt *sono* geschrieben), Apul. und Ammian. die Heteroclisis beglaubigt ist. Im allgemeinen aber wurde der Gewähr der besseren Handschriften Folge gegeben.

Auch den Bibelcitaten, die zu interessanten Untersuchungen verlocken, ist das conservative Verfahren zugute gekommen. Es wurde z. B. I 368, 21 *spernit* in Ps. 50, 19 *cor contribulatum et humiliatum deus non* *s p e r n i t* trotz *ἐξουδενώσει* nicht geändert, und indem ich dies hervorhebe, sehe ich davon ab, dass das Präsens in auffallender Übereinstimmung bei Cyprian und Augustinus überliefert ist; so wurde auch II 9, 18 das *dei* in Ps. 110, 10 und Eccli. 1, 16 trotz *κυρίου* nicht einmal dem *domini* des N^1D hintangesetzt, da die einführenden Texteswort in Zeile 17 die Beibehaltung fordern.

Die Adnotatio critica verräth große Genauigkeit. Auch der Druck des Textes ist sorgfältig überwacht, und die wenigen Versehen des Setzers sind so unbedeutend (wie I 100, 24 oder II 537, 6), dass sie der Leser von selbst verbessert.

Einen erheblichen Fortschritt gegen die Mauriner bildet der fleißige Nachweis der Quellen des Ambrosius bei jeder einzelnen der zahlreichen Stellen, an denen sich die Spuren erkennen lassen, so dass insbesondere die Abhängigkeit des Autors von Basilius und Philo in ihrem ganzen Umfange in die Augen springt. Mit den beiden gelehrten Vorreden hat sich der Herausgeber ein Verdienst erworben, indem er nicht allein von der Überlieferung des Textes handelt und die Grundsätze seiner Methode auseinandersetzt, sondern auch die weiteren Fragen, die bei der kritischen Bearbeitung von Interesse sind, die Abfassungszeit und die vielfachen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schriften, mit liebevollem Eingehen erörtert.

Der Ausgabe, deren Apparat und Vorreden zugleich einen so klaren und lehrreichen Einblick in das kritische Verfahren bieten, gebürt unsere Dankbarkeit.

Wien. Franz Weihrich.

Axel Kock, Om Språkets förandring (Populärt vetenskapliga föreläsningar vid Göteborgs högskola III). Göteborg, Wettergren & Kerber 1896. 8°, 171 SS. Preis 1 Kr. 75 öre.

Das Buch ist aus populären Vorlesungen an der Göteberger Universität hervorgegangen. Wir denken da zunächst an unsere volksthümlichen Universitätscurse, aber der Bildungsgrad, welchen K. bei seinen Zuhörern voraussetzt, ist doch höher. Auch der Fachmann wird aus dieser Schrift genug lernen können; vor allem sieht man hier die Dinge in schwedischer Beleuchtung.

Von besonderem Interesse ist für uns der zweite Theil des Buches, S. 105 ff., wo K. von den Gründen der Sprachveränderung handelt und eigene Anschauungen vorbringt. Er scheidet absichtliche und unabsichtliche Veränderungen. Die ersteren sind namentlich durch das, was man *tapu* nennt, repräsentiert, d. h. die Sprachen mancher halbwilden Völker erfahren Veränderungen dadurch, dass man aus abergläubischer Scheu es vermeidet, den Namen einer hochstehenden Person, etwa eines Häuptlings, zu nennen, oder auch Wörter zu gebrauchen, die mit diesem Namen eine Silbe gemein haben. Nahe verwandt sind Entstellungen wie *morbleu* aus *mordieu* d. i. *mort de Dieu*, oder unser *botz Marter* aus *Gottes Marter*, oder *Deixel* aus *Teufel*, oder *verflixter* aus *verfluchter* usw.

Die unabsichtlichen Veränderungen sind nach K. entweder Analogiebildungen oder 'lautgesetzliche Veränderungen', d. h. sie beruhen auf dem Streben nach Erleichterung der Aussprache. Gegen diese Definition des Begriffes 'Lautgesetz' sind ja schon oft Bedenken geäußert worden, und wohl mit Recht, da durch die Lautgesetze oft Lautverbindungen entstehen, bei welchen es schwer fällt, von einer Erleichterung der Aussprache zu sprechen.

Sehr hübsch setzt K. die Bedeutung der Analogie im Leben der Sprache auseinander, wie sie heute noch ebenso wirkt, wie in alter Zeit, wie viele Formen, welche der Grammatiker in den alten Sprachen als correct bezeichnet, auch einmal incorrect waren, und wie die Sprachforschung lange brauchte, um die Bedeutung der Analogie zu würdigen, weil sie eben täglich beobachtet werden konnte. W. Scherers Verdienst in seinem Buche 'Zur Geschichte der deutschen Sprache' wird hier beredt hervorgehoben. Aber mir scheint K. den Begriff 'Analogiebildung' doch etwas zuweit gefasst zu haben, wenn er die von ihm bei Kindern beobachtete Neubildung *tiggar* 'Zacken' statt *taggar*, wobei das *i* des gleichbedeutenden *piggar* von Einfluss war, anführt, oder die Neubildung *bråma*

brüllen' statt *brumma* (wegen *råma*) oder *tredje klats* statt *tredje klass* (wegen *tredje plats*). Diese Fälle sind mit Meringer, Versprechen und Verlesen S. 58 ff. als Contaminationen zweier Wörter zu erklären, indem das eine Wort mitklingt, während das andere ausgesprochen werden soll. Etwas wesentlich Verschiedenes ist es, wenn man den falschen Plural *die Täge* nach *die Gäste* bildet. Zu dem schonischen *voss* statt *oss* 'uns' (wegen des nom. *vi*) S. 124 ist Meringer a. a. O. S. 65 zu vergleichen: 'bei häufig gebrauchten Wörtern kommt es vor, dass ihre Anlaute gleichgemacht werden, so dass die Wörter allitterieren'; so hat auch *ἐμοῦ* sein *ε* von *ἐγώ* erhalten. Die Redensart *det går som ett jehu*, wo der Name des biblischen Königs *Jehu* als Neutrum verwendet wird, ist gleichfalls eine Contamination, nämlich *fara som Jehu* und *fara som ett yrväder*, s. Meringer a. a. O. S. 54 ff. *Kreti og Preti* statt *Kreti og Pleti* (S. 129) ist ein Fall von Nachklang, s. Meringer a. a. O. S. 44 ff. Das aus dem Niedd. entlehnte *hjälte* 'Held' hat sein *j* allerdings von *hjälmen* 'Helm' und *hjältet* 'Schwertknauf' erhalten (S. 128), aber deshalb, weil 'Helm' und 'Schwertknopf' häufig mit 'Held' in demselben Satze stehen. *blobludding* statt *blo(d)budding* (S. 137) ist ein durch die Identität des vorausgehenden Consonanten erleichterter Nachklang des *l*, s. Meringer a. a. O. S. 48, wo zahlreiche solche Fälle auch bei Erwachsenen nachgewiesen werden. Auf dieselbe Weise hat got. *spaiskuldr* (vgl. nhd. *Speichel*) sein zweites *s* erhalten, s. Zs. f. d. A. 42, S. 55.

S. 141 ff. äußert K. seine Bedenken gegen die 'Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze': Dafür, dass dasselbe Lautgesetz in zwei Wörtern eintrete, ist nicht bloß erforderlich, dass dieselben die gleiche Lautverbindung und die gleiche Accentuierung haben, sondern auch die gleiche Bedeutung, dass sie gleich oft in der freieren Verkehrssprache und in der gewählteren Sprache angewendet werden, dass sie mit dem gleichen Tempo ausgesprochen werden, dass sie von der aufwachsenden Generation in ganz dem gleichen Alter erlernt werden. Aber eine solche Gleichheit kommt eben niemals vor.

An mehreren Stellen vertritt K. die Ansicht, dass die meisten 'Ausspracherleichterungen' bei der jungen, aufwachsenden Generation vor sich gehen. Ich verweise dagegen wieder auf Meringers Buch, wo gezeigt wird, dass ganz dieselben Erscheinungen in der Sprache der Erwachsenen wie der Kinder zu beobachten sind. Das Zustandekommen eines Lautüberganges erklärt sich K., wie folgt: es tritt zunächst bei der jüngsten Generation die Neigung ein, einen Laut zu verändern. Je geringer die Verschiedenheit ist, desto weniger wird dieselbe von den Erwachsenen bemerkt und der Fehler verbessert. In der nächsten Generation wächst diese Neigung usw. Die Verschiedenheit der Aussprache führt K. auf eine Veränderung der Sprechwerkzeuge oder vielmehr der Nerven,

welche die Sprechwerkzeuge regulieren, zurück, und diese kann wieder durch eine Veränderung des Klimas, der Lebensweise oder Lebensmittel bedingt sein.

Wien. F. Detter.

Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens gegründet in Nürnberg am 16. Oktober 1644. Herausgegeben im Auftrage des Ordens von Th. Bischoff und Aug. Schmidt. Nürnberg, Johann Leonhard Schrag 1894. gr. 8°, XVI u. 532 SS.

Den weitaus größeren Theil dieser Festschrift bildet eine Monographie über Georg Philipp Harsdörfer. Bischoff hat es unternommen, den Ordensmitgliedern Leben und Werke des Stifters der Gesellschaft näher zu bringen. Zweck und Anlass der Abhandlung rechtfertigen ihren Umfang, der mit rein literarhistorischem Maßstab gemessen in keinem ganz richtigen Verhältnisse zu Harsdörfers Bedeutung stehen würde. Die Form der Darstellung ist gut, der Inhalt zeugt von eingehenden Studien. Mitunter freilich wäre zu wünschen, dass der Verf. sich über bloße Inhaltsangaben erhöbe. In der Schilderung des Streites zwischen Harsdörfer und Schottel einerseits und Fürst Ludwig von Anhalt, Gueinz usw. andererseits treten die wesentlichen Differenzpunkte zu wenig hervor. Die Stellung Schottels und Harsdörfers ist nicht genügend charakterisiert. Es wäre zu sagen gewesen, dass beide Männer einer theoretisierenden Sprachbetrachtung huldigen, zum Theil aus Neigung, vor allem aber deshalb, weil Schottel als Niedersachse, Harsdörfer als Süddeutscher nicht die innige Beziehung zu der ostmitteldeutschen Literatursprache haben, wie ihre Gegner. Daher Harsdörfers Abneigung gegen phonetische Schreibung, Schottels Poltern gegen diejenigen, die sich erkühnen 'nach jhrem Hörinstrument, und wie sie nach beliebter Einbildung jhre Ausrede dehnen, schlenken, schöbelen und kneiffen, die Hochteutsche Sprache, auch in jhrer natürlichen unstreitigen Grundrichtigkeit zuenderen' (Haubtspr. 158), daher Schottels und Harsdörfers Laxheit in Bezug auf Reinheit der Reime. Vor allem ist dadurch die stete Gegenüberstellung von 'Grundrichtigkeit' und 'Gebrauch' bedingt. Die beiden Männer strebten darnach, zu einem von der Erfahrung unabhängigen Maßstabe für Sprachrichtigkeit zu gelangen, wobei sie freilich übersahen, dass das, was sie für die Natur der Sprache hielten, doch nichts als Abstraction aus dem 'unbeständigen Gebrauch' war. Erwünscht wäre es auch gewesen, wenn der Ursprung von Harsdörfers sprachwissenschaftlichen Ansichten verfolgt worden wäre, viele der im Specimen Philologiae Germanicae niedergelegten Behauptungen haben eine lange Tradition. Mitunter hätte in dem II. Abschnitte ein erläuterndes Wort

nicht geschadet. Wenn von der Frage die Rede ist, 'ob die Stammwörter in den abwandelungen, dopplungen und ableitungen jedesmal gantz, unzerstücket und unverändert zu behalten' (S. 60, vgl. auch S. 64), so werden die wenigsten Leser ahnen, dass es sich dabei im wesentlichen darum handelt, ob Gemination im Auslaut und vor Consonant vereinfacht werden solle oder nicht, ob man *Man* oder *Mann*, *ermant* oder *ermannt* zu schreiben habe. — Harsdörfers mathematisch-naturphilosophische Schriften werden in einem besonderen Abschnitte von K. Rudel fachmännisch beurtheilt. Wir lernen, dass die mathematischen Kenntnisse des vielschreibenden Polyhistors nicht besonders solid waren. Für die im Anhang gegebene Harsdörfer-Bibliographie darf Bischoff des Dankes gewiss sein.

Die Abhandlung Schmidts (S. 481—532) befasst sich mit Sigmund von Birken, der in gewissem Sinne der zweite Stifter des Ordens genannt werden kann.

Baden. M. H. Jellinek.

Dr. K. Schenk, Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage. Für die Hand des Lehrers wie zum Selbstunterricht. Leipzig, Teubner 1896.

— — Hilfsbuch zu den Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen im Unterrichte auf der Oberstufe. Schülerausgabe. Ebenda.

Beide Bücher wollen den Lesern, jenes den Lehrern, dieses den Schülern, ein tieferes Verständnis der Geschichte verschaffen, in ihnen die Fähigkeit wecken, aus der Vergangenheit die Gegenwart zu begreifen und sie „frei von jeder Tendenz in objectiver Weise in ethischem und geschichtlichem Sinne mit den socialen Forderungen der Gegenwart bekanntmachen“. Nicht mit Unrecht wird bemerkt, dass ein junger Mann, der angeleitet ist, selbständig Schlüsse zu ziehen, sich ein eigenes Urtheil zu bilden, auch in der Lage sein wird, sich aus eigenem Nachdenken, durch eigene Geistesarbeit eine tüchtige Meinung über die brennendsten Fragen der Zeit zu bilden. Hauptsächlich sind es demgemäß die gesellschaftlichen Fragen, denen der Verf. in den beiden Büchern seine Aufmerksamkeit zuwendet und wobei er sich naturgemäß nicht allein der Neuzeit zuwenden, sondern namentlich auch Sparta und Athen, Karthago und Rom, das Germanenthum usw. in Rechnung ziehen musste. Das beste Versuchsfeld für die Behandlung dieser Fragen ist die alte Geschichte, und die Capitel, die das Alterthum umfassen, halte ich von allen 17 Capiteln der Belehrungen für die besten. Die Methode und die Zwecke des Verf.s werden am besten an einem Beispiele klar; Nr. 2: Spartas Einrichtungen.

Hier wird die Frage gestellt: „Wie hat die sog. Lykurgische Verfassung das dorische Sparta politisch und social gebildet?“ In gemeinsamer Arbeit wird das Folgende gewonnen: *a*) Vorgeschichte. Entstehung des Staates durch Eroberung. Wie ist die Eroberung vor sich gegangen? Hinweis auf analoge Fälle in der Zeit der Völkerwanderung usw. Uneinigkeit der Eroberer. Gründe davon. Thätigkeit Lykurgs. *b*) Politische Einrichtungen. Herrschend ist der dorische Stamm. Hinweis auf Alt-Italien, die Normannen in England, Irland und Süditalien. Staatsgewalten: Entstehung des Doppelkönigthums. Allmähliche Einschränkung. *c*) Ständische Gliederung. Die Spartiaten. Hier benützt der Verf. die Gelegenheit, tief in die wirtschaftlichen Fragen einzugreifen. Dasselbe ist bei 2. und 3. (Periöken und Heloten) der Fall. Auch hier finden sich stets Hinweise auf analoge Fälle, die meistentheils sehr belehrend sind und dem Leser das Verständnis für die älteren Zeiten erleichtern, z. B. wie Iren nach Nordamerika zogen, die Messenier nach Rhegion. *d*) Zustand. *e*) Geist der Verfassung. *f*) Folgen aus dieser Verfassung für Sparta selbst (geschichtliche, politische, ständische, wirtschaftliche, sittliche). *g*) Spartas Wert für Hellas (nach außen, nach innen, an sich). *h*) War Lykurgs Idee erfüllt? *i*) War Sparta ein Factor zum menschlichen Fortschritt? *k*) War nach alledem die spartanische Verfassung die beste? Dazu die Frage: Welches ist die beste Verfassung? Wie wird diese Frage von dem Spartiaten, dem Athener, dem Engländer, dem Nordamerikaner usw. beantwortet? Woher die Verschiedenheit der Ansichten? *l*) Gewinn unserer Betrachtung der lakonischen Verhältnisse für die politische und sociale Erkenntnis. Man wird zugestehen, dass eine derartige Behandlung des Gegenstandes, von der ich hier der Kürze wegen nur einige Punkte ausgehoben habe, sehr lehrreich ist. So behandelt der Verf. Athen, Karthago, Rom, den Einfluss des Christenthums auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, das germanische Mittelalter, die Übergangszeit und das Reformationszeitalter, das absolute Königthum und den Gegenstoß in England, die französische Revolution, das Entstehen socialistischer Lehren und Parteien, die gewaltsamen Versuche der Socialisten, ihr Staats- und Gesellschaftsideal durchzusetzen, Richters social-demokratische Zukunftsbilder, die Hohenzollern und ihre Fürsorge für die allgemeine Wohlfahrt, die neuere sociale Gesetzgebung im Deutschen Reiche und einiges aus der preußischen und der deutschen Verfassungsgeschichte. Die Resultate, zu denen der Verf. zu kommen meint, sind in gedrängter Weise im Schlussworte zusammengefasst: die Erkenntnis vielfacher, politischer, ständischer und wirtschaftlicher Verhältnisse, das Ergebnis, dass die Begriffe von Staat und die Einrichtungen der Staaten oft verschiedenartig, oft wieder einander sehr ähnlich waren, dass unter gleichen Bedingungen immer und überall relativ gleiche Verhältnisse entstehen und fast niemals alle Classen einer

Nation, eines Reiches mit ihren Lebensbedingungen zufrieden waren usw.

Die Schülerausgabe enthält in sorgsamer Auswahl 45 Lesestücke zur römischen, allgemeinen deutschen und preußischen Geschichte. Aus beiden Büchern werden Lehrer und Schüler, der eine reiche Anregung, der andere viel Belehrung schöpfen. An unseren österreichischen Schulen wird man aber kaum eine Verwendung für das Hilfsbuch finden, da hierzulande bekanntlich die Vertheilung des Lehrstoffes eine wesentlich andere ist als in Deutschland und so schwierige Probleme, wie es die Vergleichung der Verfassungsverhältnisse verschiedener Staaten sind, nicht Knaben in zu jugendlichem Alter vorgelegt werden können, aber die Belehrungen werden der Lehrerwelt gute Dienste leisten.

Franz Rühl, Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit. Mit zahlreichen Tabellen. Berlin, Reuther & Reichard 1897.

Wer sich über Fragen der technischen Chronologie in gründlicher Weise unterrichten will, der wird ohne Bedenken zu dem vorliegenden Buche greifen dürfen: es wird ihm ein sehr willkommener Führer sein. Das Buch „will dem angehenden Historiker, dem Astronomen, Juristen, Philologen, Theologen und überhaupt jedem wissenschaftlich Gebildeten in lesbarer Form eine dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft angepasste Übersicht über das weite und hie und da etwas wirre Gebiet der Zeitrechnung der mittleren und neueren Jahrhunderte geben. Es will also nicht bloß das Verständnis der chronologischen Begriffe vermitteln, mit denen man zu verschiedenen Zeiten gearbeitet hat, sondern auch einigermaßen die Entwicklung der Chronologie als solche kennen lernen". Die Ziele, die der Verf. im Auge hat, wird er mit diesem Buche zweifellos erreichen; denn hier werden die wichtigsten Partien des mittelalterlichen und neueren Kalenderwesens in knapper, klarer und übersichtlicher Form so trefflich dargestellt, wie wir dies in keiner der sonstigen, ähnliche Zwecke verfolgenden Bearbeitung der letzten Jahre gefunden haben. Mit Recht wird das Hauptgewicht auf Dinge gelegt, die zu praktischer Geltung gelangt sind, wogegen ergebnislose Anläufe nur kurz erwähnt werden. Der Verf. hatte nicht die Absicht, etwa einen verbesserten Grotefend zu schaffen, immerhin wird man es ihm danken, dass er es auch nicht an der Mittheilung der wichtigsten Tabellen hat fehlen lassen. Die 'chronologischen' Studien werden heutzutage leider nicht mit dem wünschenswerten Eifer betrieben, wie dies im vorigen Jahrhundert der Fall war. Wieviele — selbst unter den gelehrten Historikern — wissen z. B. etwas von den horae canonicae. Und gerade in dieser Stundenzählung, die von den klösterlichen Chroniken im 13., 14. und 15. Jahrhundert fast ausschließlich angewendet wird, finden sich in neueren Werken die ergötzlichsten Irrthümer,

weil man z. B. nicht weiß, dass die hora nona die Zeit zwischen 2—3 Uhr ist. In der Beziehung mag das vorliegende Buch treffliche Dienste leisten und dann den betreffenden Kreisen wärmstens empfohlen sein.

Graz. J. Loserth.

Thomaschky, Dr. Paul, Schulgeographie für höhere Lehranstalten. Unterstufe. 22 Figuren im Texte. 65 SS. Leipzig 1897.

Das Buch ist für höhere Lehranstalten zunächst des Deutschen Reiches berechnet und als Ergänzungs- und Wiederholungs-, nicht aber als eigentliches Lehrbuch für die Quinta und Quarta geschrieben. Abgesehen davon, dass der Verf. vielleicht zu viel als bekannt voraussetzt, und dass es besser gewesen wäre, die Karpathenländer im Anschlusse an die Alpen- und die deutschen Mittelgebirgslandschaften zu bringen, statt sie völlig isoliert an den Schluss des Buches zu stellen, muss die Gliederung des Stoffes und namentlich die methodische Behandlung desselben als eine recht gute bezeichnet werden, so dass sich das Buch auch in unseren Mittelschulen vielfach als Beispiel und Muster für die Darbietung und Verarbeitung des Lehrstoffes der unteren Classen bewähren dürfte. Bei der Behandlung der Erdtheile wird im allgemeinen nach dem Schema: Lage, Oberflächengestalt, Klima, Vegetation, Thierwelt und Bewohner vorgegangen und auch der Wechselbeziehungen dieser Factoren gebürend gedacht. Der zusammenfassende Abschnitt am Schlusse der allgemeinen Erörterungen S. 14 und 15 hätte wohl noch eine Erweiterung erfahren können, wie denn überhaupt Rückblicke nach dem Muster des auf S. 36 gegebenen über Südeuropa häufiger hätten gebracht werden sollen. Inconsequent ist S. 6 die gegebene Gliederung durchgeführt, da zuerst Hochländer und zuletzt erst Tieflandschaften behandelt werden. S. 16 wäre der Ausdruck „Getreidebau und Baumwuchs gehen weiter hinauf als in jedem anderen Lande“ zu vermeiden gewesen; S. 17 wird der St. Gotthard als Quellpunkt von vier Flüssen bezeichnet, S. 20 die Leitha bei der Behandlung Mährens erwähnt, S. 21 von Haffen ohne vorhergehende Erklärung des Namens gesprochen. Wohl nur zum besseren Verständnisse in den vom Verf. zunächst ins Auge gefassten Schulen werden S. 25 und 35 Bosnien und Herzegowina Reichslande genannt.

Ungarisch-Hradisch. Dr. J. Müller.

ilder-Atlas zur Geographie der außereuropäischen Erdtheile. Mit beschreibendem Text von Dr. Alois Geistbeck. Mit 314 Holzschnitten nach Photographien und Zeichnungen. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1897.

Der genannte Bilderatlas bildet die Fortsetzung des in dieser ,eitschrift[1]) bereits besprochenen „Bilder-Atlas zur Geographie von ;uropa". Es kann demnach, was Anlage und Wert des Werkes ›etrifft, auf das bereits dort Gesagte verwiesen werden. Da alle ,ußereuropäischen Erdtheile berücksichtigt erscheinen, so darf es ıicht wundernehmen, dass der vorliegende II. Theil etwas umfangeicher ist als der I. Er enthält 72 Bilder mehr, und auch der Text ist entsprechend umfangreicher geworden. Die Auswahl der Bilder ist eine sehr sorgfältige und glückliche; alle einen bestimmten Länderstrich kennzeichnenden geographischen Objecte sind in meist ausgezeichneten Bildern vertreten, so dass man nur sehr wenig vermisst, was zur Gewinnung einer klaren und richtigen Auffassung desselben nöthig ist.

Die Orographie ist — wie begreiflich — am meisten vertreten; kein nennenswertes Gebirge der außereuropäischen Erdtheile ist übergangen, alle Culminationspunkte derselben sind im Bilde wiedergegeben. Ein besonderes Interesse beanspruchen die Wüsten- und Steppenbilder, welche dem Schüler und dem Laien eine halbwegs richtige Vorstellung von dieser dem Europäer wenig bekannten und merkwürdigen Naturerscheinung erwecken, eine Vorstellung, welche eine selbst sehr fachgemäße und eingehende Erklärung nicht zu bieten vermag.

Auch die hydrographischen Verhältnisse sind durch instructive Bilder illustriert. Alle bedeutenden Wasserfälle, wichtige Flussläufe, charakteristische Uferlandschaften und eigenthümliche Thalbildungen, aber auch alle hervorragenden Seebecken sind im Bilderatlas zu finden. Keine nur einigermaßen bemerkenswerte Erscheinung dieses Theiles der Geographie — die Victoriafälle des Zambesi ausgenommen — wird der Schulmann im Atlass vermissen. Wünschenswert wäre die Ersetzung des Bildes: „Der Niagarafall von der canadischen Seite" durch ein Bild dieses größten Wasserfalles der Erde von der Unionsseite, von welcher bekanntlich derselbe weit großartiger sich repräsentiert als von der entgegengesetzten.

Die Flora und Fauna der einzelnen Länderstriche ist durch die dieselben charakterisierenden Species vertreten. Schule und Haus werden demjenigen, welcher den Bilderatlas zusammengestellt, dafür Dank wissen. Was in Europa überflüssig erscheint, ist, wenn es sich um außereuropäische Länder handelt, zur Gewinnung einer klaren und richtigen Vorstellung derselben unbedingt nothwendig. Pflanzen und Thiere, welche im natürlichen Zusammen-

[1]) Vgl. 48. Jahrg. 1897, VIII u. IX. Heft, S. 789 ff.

hange mit dem Klima stehen, gehören zur Landschaft eines überseeischen Erdtheils, während in Europa nur mehr wenige Arten vorhanden sind, welche einer bestimmten Gegend eigenthümlich sind und welche überdies nicht nur dem Schüler, sondern auch dem Laien sattsam bekannt sind.

Eine sehr wertvolle Beigabe sind die culturgeographischen Bilder, so „eine Kaffeeplantage auf Ceylon" (S. 109), „Reisfelder auf Java" (S. 110). Einen besonderen Vorzug gegenüber dem „Bilder-Atlas zur Geographie von Europa" bilden die zahlreich aufgenommenen Völkertypen. Die Vertreter fast aller Völkerstämme sind im Atlas zu finden und zumeist — darin liegt der große Wert dieser bildlichen Darstellungen — im innigen Zusammenhange mit der jedem Volke eigenthümlichen Lebensweise und Beschäftigung.

Bei der Aufnahme von Bildern, welche das Siedlungswesen (Topographie) betreffen, ist die gebotene Auswahl getroffen worden. Nur typische Städteansichten sind vertreten, und auch hier wurde darauf Rücksicht genommen, dass der Gesammteindruck auf den Beschauer wirke. Nicht ein Detail will das Bild bieten, sondern die Lage und die landschaftliche Umgebung soll hervortreten. Nahezu alle charakteristischen Bauten eines jeden Landes sind in einer bildlichen Darstellung vorhanden, welche uns einen vollen Einblick in die Siedlungsweise der einzelnen Völker gewähren, von den mit allen Mitteln moderner Bautechnik errichteten Riesenbauten der Vereinigten Staaten: „Brücke über den East River zwischen New York und Brooklyn" (S. 164) und „Zwölfstöckige Gebäude in New York" (S. 165) angefangen bis zu dem mit den primitivsten Mitteln hergestellten „Zeltlager tibetanischer Nomaden" (S. 95), dem „Kraal der Zulukaffern" (S. 154) und dem „Comanchen-Lager" (S. 180).

Der erläuternde Text, größtentheils auf Grundlage der fünfbändigen „Allgemeinen Länderkunde" von Dr. W. Sievers bearbeitet, rührt wie der erste Theil des Bilderatlasses von dem gut bekannten Schulgeographen Dr. A. Geistbeck her, welcher seine Schilderungen wie bei Europa in die Form kleiner Reisebeschreibungen kleidet und damit die Leser in die im Bilde wiedergegebenen Naturscenen zu versetzen sucht. Obwohl, wie schon bei der Besprechung des ersten Theiles hervorgehoben wurde, es wünschenswert wäre, dass der Leser von jedem einzelnen Bilde etwas mehr erfahre, um es besser zu verstehen, so wird doch jeder, welcher den Text liest, zugeben müssen, dass dieser nicht nur mit vieler Sachkenntnis, sondern auch mit großer Wärme und seltener Frische geschrieben ist.

Der geographische Bilderatlas ist wegen der Mannigfaltigkeit seines alle geographischen Verhältnisse in gleicher Weise berücksichtigenden Inhalts geeignet, Schülern und Laien von der Eigenart und Schönheit einer trotz Unterricht, Lehrbuch und Kartenatlas

nverständlichen Landschaft eine einigermaßen richtige Vorstellung :ewinnen zu lassen und in der Jugend Liebe und Lust zum tudium der Geographie zu wecken und zu fördern. Er kann aber als entsprechende Ergänzung eines jeden Lehrbuches allen chulkreisen warm empfohlen werden; doch wäre es, wie schon ei der Besprechung des „Bilder-Atlas zur Geographie von Europa" etont worden ist, sehr wünschenswert, dass sich das bibliographische Institut entschlösse, die in die Bilderatlanten aufgenommenen Abildungen auch in Bogenform erscheinen zu lassen, damit selbst lie minder bemittelten Schüler in die Lage kämen, sich die für ine bestimmte Lection der Geographie entsprechenden Bilderbogen inzuschaffen. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass der Preis les Werkes ein hoher ist, im Gegentheil er ist so nieder gestellt — 1 fl. 65 kr. (2 Mk. 75 Pf.) —, dass in der modernen Schulliteratur kaum ein ähnliches Bilderwerk so billig auf dem Büchermarkte erschienen sein dürfte wie der besprochene Bilderatlas.

Dr. Karl Schlemmer, Leitfaden der Erdkunde für höhere Lehranstalten. I. Theil: Lehrstoff für Quinta. II. Theil: Lehrstoff für Quarta, Tertia und Untersecunda. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1897.

Der vorliegende Leitfaden der Erdkunde ist nicht den zahlreichen Compendien beizuzählen, welche nicht immer zum Nutzen und Frommen der studierenden Jugend auf dem Büchermarkte auftauchen und zumeist nur in unwesentlichen Dingen voneinander abweichen. Ein besonderer Vorzug des obgenannten Lehrbuches ist seine bündige und kurze Fassung. Alles, was in der Schule in der ohnedies der Geographie sehr kurz zugemessenen Zeit nicht durchgenommen und was von den Schülern nicht verstanden und nicht im Gedächtnisse behalten werden kann, ist mit Recht aus dem Buche ausgeschieden worden. Dem Lehrer bleibt ein weiter Spielraum, durch seine Erklärungen den kurz gefassten Sätzen Leben und Form zu geben. Der Fachmann erkennt sofort, dass der Verf. des Lehrbuches ein tüchtiger Schulmann ist, der in weiser Beschränkung des Lehrstoffes der Schule jeden Balast fernhalten will.

Die Begriffserklärungen des ersten Theiles zeichnen sich durch besondere Kürze aus, verlieren aber dadurch hie und da nicht nur an Klarheit, sondern auch an Richtigkeit. Manche derselben wären ohne eine Erklärung durch den Lehrer dem Schüler entweder unverständlich oder würden in demselben unrichtige Vorstellungen erwecken. Erdzonen einfach für Wärmezonen hinzustellen ist gewagt. Das Klima ist nicht nur von der Wärme und von der Feuchtigkeit der Luft — besser von den Niederschlägen —, sondern auch von den herrschenden Winden abhängig usw.

In der Länder- und Völkerkunde, welche insbesondere im zweiten Theile behandelt wird, gibt sich der Verf. redliche Mühe,

ein klares und anschauliches Bild des zur Darstellung gebrachten Landes zu geben; seine Darstellung lässt aber leider hierbei häufig die „lesbare Form“ vermissen, obwohl er auf S. IV des Vorwortes zum zweiten Theil gerade diese als einen Vorzug seines Buches hervorhebt. Diese Behauptung zu begründen, erscheint überflüssig: man lese einige Abschnitte des genannten Theiles und man wird sich von der Wahrheit des Gesagten genügsam überzeugen. Lobend muss hervorgehoben werden, dass er bei allen Ländern die natürliche Eintheilung des Stoffes streng beibehielt und auf diese Weise erzielte, dass die Schüler, welche das Lehrbuch gebrauchen, methodisch angeleitet werden, bei jedem Lande das vom geographischen Standpunkte aus Wissenswerte eines Landes in einer bestimmten Reihenfolge zu lernen, wodurch — das lässt sich nicht leugnen — das Gedächtnis wesentlich unterstützt wird.

Den praktischen Schulmann verräth auch das im Leitfaden verarbeitete Zahlenmaterial. Bei den Flächenangaben der Länder findet sich überall ein den Schülern bereits bekanntes Ländergebiet aus dem Vaterlande als Vergleich herangezogen, so z. B. S. 59: „Das Königreich der Niederlande ist etwas größer als die Provinz Pommern“, S. 75: „Die .... Schweiz ist wenig größer als die preußische Provinz Schlesien.“ Ferner sind alle Zahlenangaben abgerundet, nicht nur die Einwohnerzahlen der Länder und Städte, sondern auch die Höhe der Gebirge und Berge, doch wäre es wünschenswert gewesen, auch hier den Schülern die ihnen schon aus der Volksschule oder aus der Vaterlandskunde bereits geläufigen Objecte zum Vergleiche heranzuziehen. Endlich ist dem wahren, obgleich alten Lehrsatze: „ne quid nimis“ folgend, eine weise Sparsamkeit mit Zahlenangaben geübt worden, und das bedeutet einen wichtigen Vorzug des Lehrbuches, welches in dieser Beziehung vielen Verfassern geographischer Compendien zum Muster dienen könnte.

Bei der Schreibung der geographischen Namen ist der in Deutschland weit verbreitete Atlas von Debes, Kirchhoff und Kropatschek zugrunde gelegt und die Bezeichnung der Aussprache nur dort beigefügt worden, wo sie nothwendig erschien. Bei allen französischen Namen ist sie weggelassen — aber nur im zweiten Theile, während sie im ersten Theile beibehalten worden ist mit der in den Schulen Deutschlands üblichen, nicht gerade schönen und überdies unrichtigen Aussprache, z. B. Lyon = liong, Seine = ßäne usw. Der Erklärung geographischer Namen ist in gebürender Weise Rechnung getragen, aber auch hier Maß gehalten und nicht über den Rahmen der Mittelschule hinausgegriffen worden, wie es in den letzten Jahren in einzelnen Lehrbüchern der Geographie leider häufig genug der Fall war.

Nicht unerwähnt darf bleiben, dass bei jedem einzelnen im zweiten Theile des Leitfadens behandelten Lande ein sehr kurzer geschichtlicher Überblick über die Entstehung und Entwick-

lung desselben zu finden ist. Zumeist sind die übrigens auch durch Kleindruck kenntlich gemachten historischen Übersichten der Geographie des betreffenden Landes vorausgeschickt und scheinen dazu bestimmt zu sein, einen wenn auch nur losen Zusammenhang zwischen der Geographie und Geschichte herzustellen.

Die zahlreichen Abbildungen stammen, wie aus der Vorrede zum zweiten Theile des Leitfadens zu entnehmen ist, zum Theile aus Schneiders „Typen-Atlas". Leider ist die Mehrzahl der Bilder viel zu klein ausgefallen, besonders einige ethnographische, so S. 204 „Fellachen" und S. 217 „Grashütte, Feuerbereitung der Indianer". Eine Reihe von Bildern steht nicht auf der Höhe des Reproductionsverfahrens der Gegenwart und ist nicht geeignet, im Schüler richtige Vorstellungen zu erwecken, im Gegentheile steht zu erwarten, dass derartige Illustrationen nur dazu beitragen können, dem Schüler ganz falsche Begriffe beizubringen. Es seien nur einige wenige angeführt, welche bei einer 2. Auflage durch bessere ersetzt werden müssen: „Gletscher mit Moränen" (S. 73), „Aus den Berchtesgadner (Salzburger) Alpen" (S. 95), „Der Drachenfels am Rhein" (S. 103), „Lurleifelsen am Rhein" (S. 142). Das Bildchen „Kirgisen" (S. 186) rührt von einer Stümperhand her, ist vollständig verzeichnet und verräth auch nicht die Spur einer Perspective.

Auffallend ist es, dass der Verf. des im allgemeinen sehr empfehlenswerten Lehrbuches die neuen Errungenschaften der geographischen Wissenschaft ganz und gar unberücksichtigt ließ. Es muss zwar zugegeben werden, dass es einiger Zeit bedarf, bis dieselben Eingang in die Mittelschule finden, doch darf dieselbe ihre Pforten der Wissenschaft nicht vollständig verschließen. Allmählich muss derselben Eingang in die Mittelschule gewährt werden, soll sie nicht in den Zustand der Versumpfung versinken. Die geographische Wissenschaft hat in den letzten Jahren sich eine ganz neue Terminologie gebildet, die Entstehung der Gebirge wird heute auf ganz andere Ursachen zurückgeführt wie ehedem, und die Geologie ist in der Gegenwart in den Mittelpunkt der Orographie getreten, so dass nach der Anschauung der heutigen Geographen eine Beschreibung der Gebirge ohne Zuhilfenahme der geognostischen Verhältnisse derselben gar nicht denkbar ist. Alle diese Errungenschaften der geographischen Wissenschaft sind in dem Leitfaden nicht einmal angedeutet, und sein Verf. wird sich bei einer etwaigen Neuauflage seines Buches entschließen müssen, will er demselben den wissenschaftlichen Charakter wahren, diesen Neuerungen und Bereicherungen der Wissenschaft Rechnung zu tragen; denn „Stillstand ist Rückgang".

Wien. R. Trampler.

Die Arithmetik des Elia Misrachi. Ein Beitrag zur Geschichte der Mathematik von Gustav Wertheim, Professor der Realschule der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. 2. verb. Aufl. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1896. Preis 3 Mk.

Die vorliegende Arbeit wurde zuerst im Jahre 1893 im Programme der Realschule der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. veröffentlicht. Elia Misrachi war in den Jahren 1495 bis 1526 Oberrabiner von Constantinopel und beschäftigte sich viel mit mathematischen Studien, als deren Frucht das „Buch der Zahl“ (Sefer Hamispar) erschien. Sebastian Münster veröffentlichte im Jahre 1546 aus dem genannten Originalwerke einen Auszug. In dem vorliegenden Buche wird die Begründung der Methoden in erster Linie in Rücksicht gezogen, und zwar zumeist in origineller Weise. Die Quellen, aus denen Misrachi geschöpft hat, sind Abraham ibn Esra aus Toledo, dann griechische und arabische Werke. Die Art und Weise der Auflösung von gemischt quadratischen Gleichungen seitens Misrachi stimmt mit jener Diophants überein; in einigen Punkten dieser Lösung ist aber eine Anlehnung an die Werke der Araber zu erkennen.

Misrachi betrachtet die Mathematik als eine Wissenschaft, welche eine vermittelnde Stellung zwischen der Theologie und der Naturwissenschaft einnimmt; die Mathematik selbst theilt er in Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik ein. Von bedeutendem Interesse ist im ersten Abschnitte die Summation verschiedener Reihen nach dem Verfahren von Misrachi und die Summierung der geometrischen Progressionen. Die weiteren Theile des ersten Abschnittes sind den Rechnungen mit ganzen Zahlen, den Brüchen und gemischten Zahlen gewidmet. Im zweiten Theile werden die astronomischen Brüche, die Ausziehung der Quadratwurzel und der Kubikwurzel und die Proportionen betrachtet. Ein tieferes Eingehen in die Lehre von den Proportionen sei — wie Misrachi sagt — Sache der Musik. Bevor der Verf. die Aufgaben darstellt, mit welchen Misrachi sich beschäftigt hat, werden die vor oder kurz nach Misrachis Buch erschienenen Werke, welche dieselben oder ähnliche Aufgaben wie er behandeln, angeführt. Die Aufgaben selbst machen den dritten, von Sebastian Münster nicht benutzten Theil des Werkes aus; sie sind sämmtlich mit Lösungen versehen; die arithmetischen Aufgaben sind in solche geschieden, welche mittels Regeldetri und solche, die ohne dieselbe gelöst werden können. Dieselbe Eintheilung wird auch für die sehr bemerkenswerten geometrischen Aufgaben angewendet.

Dem Verf. darf für die Herausgabe dieser sehr interessanten und mehrfach anregenden Schrift die Anerkennung nicht versagt werden. Es stellt dieselbe einen schätzenswerten Beitrag zur Geschichte der Mathematik dar, der auch denen willkommen sein dürfte, welche mit der jüdischen Literatur sich beschäftigen.

Lehrbuch der Elementar-Geometrie von J. Henrici, Professor am Gymnasium zu Heidelberg, und P. Treutlein, Director des Realgymnasiums zu Karlsruhe. II. Theil. Abbildung in verändertem Maße. Berechnung der Größen der ebenen Geometrie. Mit 188 Figuren in Holzschnitt und einem Kärtchen. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1897.

Das vorliegende Lehrbuch, eine Fortsetzung der 1. Abtheilung, in welcher die geometrischen Formen dadurch verglichen wurden, dass man sie durch irgendwelche Bewegungen zur Deckung brachte, in welcher somit die Betrachtung übereinstimmender Gebilde in verschiedenen Lagen und die Abbildung ohne Maßänderung vorgenommen wurde, enthält in dem 1. Theile eine Erweiterung des Begriffes der Abbildung insoferne, als von solchen geometrischen Gebilden die Rede ist, die von einem Punkte aus gesehen sich zu decken scheinen, in dem 2. Theile das Wichtigste aus der rechnenden Geometrie der Ebene, also die Planimetrie und die Trigonometrie. Das Buch braucht im Schulunterrichte nicht in der Reihenfolge durchgenommen zu werden, in welcher die einzelnen Lehren in demselben angeordnet sind. Einige schwierigere Partien, die durch den kleineren Druck von den anderen unterschieden sind, können bei der erstmaligen Durchnahme des Buches weggelassen werden. Eine wichtige Rolle wurde in der neuen Auflage dem Theoreme von Menelaus eingeräumt, indem die Lehre von den Punktreihen und Strahlenbüscheln auf demselben basiert wurde und auch die Abbildung beliebiger Figuren sich unmittelbar an dasselbe anschließt. Von dem Verf. wurden auch die Wege angegeben, um auf verhältnismäßig kurze Weise zur Abbildung des Kreises mit Bildachse zu gelangen, dann mit Ausschluss der Theoreme über Punktreihen und Strahlenbüschel die Kegelschnitte zu behandeln. Von Interesse ist auch die mehrfache Beleuchtung des Satzes von Pascal, welche wir in dem vorliegenden Buche antreffen. Auf die Dualität der geometrischen Gebilde wurde in gebürender Weise Rücksicht genommen. Die Leser machen wir unter anderem auf die Behandlung der Kegelschnitte als Bilder des Kreises in seiner Ebene aufmerksam, welche in ziemlich erschöpfender Weise gehalten ist und der synthetischen Erörterung dieser Gebilde mit Vortheil zugrunde gelegt werden kann.

In der Berechnung der Größen der ebenen Geometrie finden wir Folgendes bemerkenswert: Dem graphischen Rechnen der ebenen Geometrie wurde die ihm gebürende Aufmerksamkeit geschenkt, ebenso der Lösung von Zeichenaufgaben mit Hilfe von Rechnung. Bemerkentwert ist ferner, dass in dem Abschnitte, der von der Berechnung von Umfang und Inhalt des regelmäßigen Vieleckes und des Kreises handelt, der Begriff des Sinus und des Cosinus eines Winkels eingeführt wurde, dass ferner die Kreisrechnung ohne Verwendung goniometrischer Functionen durchgeführt worden ist. Die Trigonometrie im engeren Sinne wurde in ausführlicher Weise in dem Abschnitte über die Beziehungen der Strecken und

Inhalte geradliniger Figuren zu ihren Winkeln zur Sprache gebracht. Hier ist anerkennend hervorzuheben, dass die Berechnung und der Gebrauch der Functionstafeln in sehr klarer Weise gegeben wurde; auch die Reihen für Sin. und Cos. eines Winkels finden wir an dieser Stelle mittelst des Theorems der gleichen Coefficienten entwickelt. In den zahlreichen Anwendungen der ebenen Geometrie sehen wir auch die Grundformeln der Polygonometrie deduciert; ferner wurden die wichtigsten Aufgaben der praktischen Geometrie in klarer und übersichtlicher Weise dargestellt. Didaktisch gerechtfertigt erscheint die Beigabe von Musterbeispielen im Texte, ferner die jedem Fachgenossen willkommene Hinzufügung von zahlreichen gesammelten Übungsaufgaben, die als sehr instructiv bezeichnet werden können.

Dass das Buch ein ganz vortrefflicher Lehrbehelf sein wird, wird von den Lehrern, die dasselbe gebrauchen, gern zugegeben werden; wir wünschen daher demselben die wohlverdiente Verbreitung.

Hermann von Helmholtz' Untersuchungen über die Grundlagen der Mathematik und Mechanik von Dr. Leo Königsberger, Professor der Mathematik an der Universität zu Heidelberg. Mit einem Bildnisse Hermann von Helmholtz'. Leipzig, Teubner 1896.

Am 22. November 1895 hielt Prof. Königsberger zur Gedächtnisfeier Karl Friedrichs, des Neubegründers der Heidelberger Universität, einen Vortrag, der nun in mehrfach erweiterter und ausgeführter Weise vorliegt. Bekanntlich gehörte Helmholtz in den Jahren 1858—1871 der Heidelberger Universität als Professor an, und in diese Zeit seines Wirkens reichen einige seiner bedeutendsten Arbeiten auf dem Gebiete der reinen Mathematik, der Physiologie, der experimentellen und mathematischen Physik. Der Vortragende steckte sich das Ziel, in der vorliegenden Schrift jene Abhandlungen von Helmholtz zu beleuchten, die der reinen und angewandten Mathematik angehören. Es wird gezeigt, dass Helmholtz auf Grund von physiologischen und optischen Untersuchungen dem Ursprunge der allgemeinen Raumanschauung nachgieng, dass er der eigentliche Begründer der empiristischen Theorie wurde, derzufolge die Sinnesempfindungen für unser Bewusstsein nur Zeichen der äußeren Dinge und Vorgänge sind, deren Erkenntnis unserem Verstande überlassen bleibt. Eingehend wird die Arbeit von Helmholtz „Über die Thatsachen, die der Geometrie zugrunde liegen“ besprochen. Nach Helmholtz können die Axiome unserer Geometrie durchaus nicht in der gegebenen Form unseres Anschauungsvermögens begründet sein. Der Zusammenhang zwischen den Helmholtz'schen geometrischen Untersuchungen und jenen über Farbenempfindungen wird gewürdigt und gezeigt, dass er ein inniger ist und demselben Ansichten-

kreise Helmholtz' entsprang. Die weiteren Zeilen wurden jenen bedeutenden Arbeiten des großen Forschers gewidmet, welche sich auf die Principien der Mechanik beziehen und die mit dem Energieprincipe auf das engste verknüpft sind. Er stellte das Gesetz von der Erhaltung der Kraft nicht als ein apriorisches hin, sondern erklärte dasselbe auf dem Wege der Induction gefunden. — Im Folgenden widmet Prof. Königsberger seine Aufmerksamkeit den hydrodynamischen Untersuchungen Helmholtz', namentlich der berühmten Theorie der Wirbelbewegungen und der in mathematischer Hinsicht sehr schwierigen Arbeit „Über discontinuierliche Flüssigkeitsbewegungen“. Im Zusammenhange mit diesen Problemen stehen die vielen akustischen Fragen, welche Helmholtz in sehr scharfsinniger Weise der Lösung zuführte. In seiner Theorie der Luftschwingungen in Röhren mit offenem Ende kommt Helmholtz am meisten seinen früheren hydrodynamischen Untersuchungen nahe; er wendet in dieser Arbeit die allgemeinen Sätze der Potentialfunction für die Lehre von den Schallwellen an. Die Übereinstimmung der von Helmholtz errungenen theoretischen Resultate mit den akustischen Experimentalergebnissen ist, wie aus dem grundlegenden akustischen Werke von Helmholtz „Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik“ ersichtlich ist, die denkbar beste. Im Folgenden erwähnt der Verf. der vorliegenden Schrift noch die Untersuchung von Helmholtz „Über ein Theorem, geometrisch ähnliche Bewegungen flüssiger Körper betreffend, nebst Anwendung auf das Problem, Luftballons zu lenken“, ferner jene, welche auf den aerodynamischen Problemen, die früher von ihm gelöst wurden, basierend Gegenstände der Meteorologie betreffen („Über atmosphärische Bewegungen“ und „Über die Energie der Wogen und des Windes“).

Der letzte Theil der Abhandlung ist den elektrodynamischen Untersuchungen Helmholtz' gewidmet, in welchen dieser Forscher den englischen Physikern Faraday und Maxwell die entsprechende Beachtung zollt, ferner den Arbeiten in der theoretischen Chemie („Über die Thermodynamik chemischer Vorgänge“), in denen schon die verallgemeinerte Auffassung der Principien der Mechanik seitens Helmholtz erkannt werden kann. Die großen Arbeiten über diesen letztgenannten Gegenstand fallen in die Zeit von 1884 – 1894 und stellen gleichsam eine Krönung aller jener Forschungen dar, welche Helmholtz im Laufe seines thatenreichen Lebens in allen Gebieten der Physik und Physiologie entwickelt hat. Vorzugsweise ist es das Princip der kleinsten Wirkung, welches Helmholtz als das umfassendste anerkennt. Unter Anwendung desselben gelang es ihm, die Fälle mit sogenannter verborgener Bewegung zu studieren. Die Ableitung der Eigenschaften der Bewegungen aus

dem Principe der kleinsten Wirkung bietet eine Reihe von mathematischen und physikalischen Schwierigkeiten; sie hat Helmholtz zu den Studien über monocyklische Systeme geführt, welche der Verf. dieser Rede nun skizziert. Hier erwähnt auch derselbe, dass Prof. Boltzmann schon vor Helmholtz auf die physikalische Bedeutung des Principes der kleinsten Wirkung hingewiesen hat und dass namentlich dessen erste thermodynamischen Forschungen mit demselben im engsten Zusammenhange stehen. Die letzten der hier angegebenen Arbeiten von Helmholtz sind jene, welche auf die Äthertheorie der Elektricität, auf die elektromagnetische Lichttheorie und auf die elektrischen Oscillationen Bezug nehmen. Auch in der Elektrodynamik gelang es Helmholtz, das Princip der kleinsten Wirkung einzuführen und die Gesetze von Maxwell und Hertz in verallgemeinerter Form aufzufassen.

Wir empfehlen die Lectüre dieses in hohem Grade beachtenswerten, umfassenden Aufsatzes, in welchem in beredter Weise ein Bild des Wirkens des größten deutschen Forschers auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften entworfen wird, jenen, welche einige Orientierung über Zweck und Ziel der erkenntnistheoretischen, mathematischen, physiologischen und physikalischen Arbeiten dieses Forschers gewinnen wollen.

Vorschule der Experimentalphysik für den Anfangsunterricht an Gymnasien und Realgymnasien, sowie an den entsprechenden *Nicht*vollanstalten von Dr. H. Börner, Director des Realgymnasiums in Elberfeld. Mit 114 in den Text gedruckten Abbildungen. 2. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1896.

Die Vorschule der Experimentalphysik von Director Dr. Börner ist für den Anfangsunterricht an lateintreibenden Anstalten bestimmt. Gegen die erste Auflage erscheint die zweite reduciert, indem die Abschnitte, welche an lateinlosen Schulen gelehrt werden sollten, wegfielen. Den preußischen Lehrplänen vom Jahre 1892 wurde vollends Rechnung getragen. Auch in diesem Buche finden wir den doppelten Zweck des physikalischen Unterrichtes, eine gewisse Summe von Kenntnissen zu übermitteln, dann durch Übung in der Anwendung der logischen Methoden formal bildend zu wirken, im Auge behalten. Durch Figuren, welche meist schematische sind, wurde das Verständnis der einzelnen Partien erleichtert. — Auf scharfe Begriffsbestimmungen und besondere Hervorhebung der Gesetze ist besonderes Gewicht gelegt worden. Der angegebene Lehrstoff kann jedenfalls in der zur Verfügung stehenden Zeit im Sinne der oben erwähnten neuen Lehrpläne gründlich durchgearbeitet werden. Entsprechend der inductiven Methode, welche hier allein zur Anwendung kommen kann, wurden zunächst überall die Versuche, dann die darauf bezugnehmenden Erklärungen angegeben, hierauf wurde das Gesetz in möglichst präciser Weise

ausgesprochen und an letzter Stelle auf die Anwendungen eingegangen.

Der freie Fall hätte experimentell ausführlicher erläutert werden sollen; auch die Gesetze desselben wären genauer anzugeben gewesen, da der Schüler auch schon in dieser Unterrichtsstufe den Begriff der Beschleunigung und jenen der gleichförmig beschleunigten Bewegung genau kennen soll. Ebenso wären die Kraft- und Geschwindigkeitsverhältnisse beim mathematischen Pendel zu erörtern gewesen. — Statt der veralteten Hahnluftpumpe hätte die Ventilluftpumpe vorgeführt werden sollen. — Die Mariotte'sche Flasche könnte einer späteren Unterrichtsstufe zugewiesen werden, da man ihrer in der Unterstufe nicht bedarf. — In der Wärmelehre finden wir die Benützung des von Looser angegebenen Thermoskopes entsprechend. In der Unterstufe ganz und gar von dem Begriffe der Calorie, der specifischen Wärme abzusehen, halten wir nicht passend; es gibt doch genügend geeignete Versuche, um dem Schüler diese Begriffe geläufig zu machen. — Der Volta'sche Fundamentalversuch in der Einleitung zur Lehre vom Galvanismus kann in dieser Stufe ohne Schaden weggelassen werden; man beginne sofort mit den Erscheinungen, die ein Volta'sches Element darbietet; immerhin muss dem Schüler aber gesagt werden, woher die in einem solchen Elemente auftretende elektrische Energie stammt. — Nicht gebilligt kann es ferner werden, dass die grundlegenden Elemente der Wellenlehre keinerlei Berücksichtigung fanden. Auch die populärste Darstellung der Lehre vom Schall kann derselben nicht entrathen. — Dem Hohlspiegel wäre auch in der Unterstufe einige Beachtung zu schenken; ebenso sollte die Construction der durch Linsen erzeugten Bilder eines Gegenstandes für die verschiedenen Fälle berücksichtigt werden. Endlich hätten die Grundlehren der Meteorologie mit der Wärmelehre verbunden oder im Anschlusse an dieselbe dargestellt werden sollen. Wie man auch über die Anlage eines Buches für die Unterstufe der Mittelschulen denken mag, so viel scheint dem Ref. Axiom zu sein, dass in demselben jedenfalls so viel geboten werden muss, als erforderlich ist, dass der die Mittelschule, ev. nach Abschluss des Untergymnasiums, verlassende Schüler allgemeinen Fragen, die im praktischen Leben an ihn herantreten können, nicht rathlos gegenübersteht. Dieses zweite Ziel — das erste ist wohl die formelle Bildung des Geistes und des Denkens der Schüler — dürfen die Autoren von Lehrbüchern, die für diese Unterrichtsstufe bestimmt sind, und die Lehrer nicht aus dem Auge verlieren.

Magnetismus und Elektricität mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Praxis. Von Dr. Gustav Benischke. Mit 202 Figuren im Texte. Berlin, Julius Springer 1896. Preis 6 Mk.

Das vorliegende Buch kann als ein kurzgefasstes Lehrbuch des Magnetismus und der Elektricität mit überwiegender

Berücksichtigung der theoretischen Seite des Gegenstandes und mit starker Betonung der Anwendungen der Elektricitätslehre in der Elektrotechnik bezeichnet werden. Es verdankt sein Entstehen einer Reihe von Vorträgen, die der Verf. den Mitgliedern des technischen Clubs in Innsbruck während des Winters 1893/94 gehalten hat. Wenn vordem gesagt wurde, dass das Buch kurzgefasst ist, so muss andererseits ausdrücklich bemerkt werden, dass trotz dieser Knappheit der Darstellung durch das Buch vermöge der durchaus gelungenen Anlage desselben eine allgemeine Kenntnis des Gegenstandes vermittelt wird, dass insbesonders auf scharfe Begriffsbestimmung das Augenmerk gerichtet wurde. Auch den Messungen und Methoden der Messung wurde einigermaßen Raum geschenkt, und vorzugsweise sind es die Grundsätze der Messungen, welche in klarer und umfassender Weise zur Sprache kommen.

Die vorgetragenen theoretischen Entwicklungen sind mit Genauigkeit und Eleganz durchgeführt; zum Verständnisse derselben sind die Kenntnisse der allgemeinen Physik und der höheren Mathematik erforderlich. Namentlich ist es die elektrische Induction und deren vielfache praktische Anwendungen, welche eingehend erörtert werden. Die vom Congresse der Elektrotechniker in Chicago vorgeschlagenen einheitlichen Bezeichnungen wurden in dem vorliegenden Buche nicht aufgenommen. Anerkennend muss hervorgehoben werden, dass die Unterscheidung von Größen, die leicht verwechselt werden können, wie dies bei den Werten der elektromotorischen Kräfte und der Stromintensitäten vorkommen kann, vorgenommen wurde.

In sehr klarer Weise werden zunächst die allgemeinen Grundsätze des Magnetismus und der Elektricität behandelt und die bildliche Darstellung magnetischer und elektrischer Kraftfelder durch Kraftlinien vorgenommen. Die Einführung in die Lehre vom Potential kann als recht gelungen bezeichnet werden. Die hier sehr kurz gegebene elementare Ableitung der Theorie des Plattencondensators wird auch für Zwecke des elementaren Physikunterrichtes sich entsprechend erweisen. Die Grundgesetze der elektrischen Strömung wurden auf Grund hydraulischer Analogien aufgestellt. Die Theorie des galvanischen Elementes ist kurz, ohne besondere Erörterung der Volta'schen Fundamentalversuche dargethan worden. Sehr ansprechend bearbeitet wurde in dem Buche der Abschnitt über die chemischen Wirkungen des Stromes und über die Chemie der galvanischen Elemente.

Das Hauptgewicht hat der Verf. des Werkes auf die Darstellung der Lehre von den magnetischen Wirkungen des Stromes, auf die Beziehungen zwischen Magnetismus und Elektricität und namentlich auf die Darlegung der Lehre von der elektrischen Induction und von den praktischen Anwendungen derselben gelegt. Auch hier werden die sehr klaren Ent-

wicklungen durch sehr ansprechende Figuren erläutert, welche unter anderem auch auf die verschiedenen Kraftlinien und Kraftfelder bezugnehmen. Die zuhilfe genommenen mathematischen Entwicklungen sind präcis und an allen Stellen klar. Die graphischen Darstellungen der Verhältnisse der elektromotorischen Kräfte und der Stromintensitäten von Inductionsströmen dürften die Entwicklungen dem Verständnisse bedeutend näherbringen. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Lehre von den Wechselströmen, die in der Elektrotechnik eine so hervorragende Rolle spielen, zutheil. Belangreich für das Verständnis der elektrischen Schwingungen ist der von den periodischen Strömen bei Entladungen handelnde Abschnitt, wie denn überhaupt die Beziehungen zwischen Selbstinduction und Capacität in beredter und überzeugender Weise besprochen werden. Die mathematische Theorie der Transformatoren wird in zweckentsprechender Weise auseinandergesetzt. In dem Abschnitte, der von der Erläuterung der Erscheinungen bei Wechselströmen von sehr großer Periodenzahl handelt, sind eine Reihe von Blitzschutzvorrichtungen, dann die Versuche von Hertz und jene von Tesla besprochen worden und deren Theorie ist in kurzer Weise angegeben. Gelegentlich der Erörterung des Problems der elektrischen Kraftübertragung ist dem Principe der Mehrphasentriebmaschinen gebürende Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die letzten Abschnitte des Buches handeln von dem absoluten Maßsysteme, den Messinstrumenten und der Messkunde. Neben den für rein wissenschaftliche Messungen dienlichen Instrumenten wurden auch jene in den Kreis der Betrachtung gezogen, die speciell elektrotechnischen Zwecken entsprechen. In dieser Beziehung seien erwähnt: die Spannungszeiger für hohe Spannungen, die galvanometrischen Spannungsmesser, die Hitzdraht-Instrumente, die Strom- und Spannungsmesser, welche auf der Anziehung oder Ablenkung weicher Eisenkörper im Stromfelde beruhen. Sehr sinnreich ist die auf S. 263 angegebene Bestimmung der Periodenzahl eines Wechselstromes, mittels der im physikalischen Institute der Innsbrucker Universität die Periodenzahl des dortigen Elektricitätswertes bis auf $^1/_6$ % genau bestimmt werden kann.

Das vorliegende Buch kann jedenfalls als ein sehr geeigneter Behelf zur Einführung in die wissenschaftliche Elektricitätslehre und in die Elektrotechnik bezeichnet werden. Vermöge seiner kurzen und prägnanten Fassung wird der Zweck, der dem Verf. vorschwebte, erreicht. Die Probleme, welche dem wissenschaftlich forschenden Elektriker und dem Elektrotechniker sich darbieten können, wurden skizziert, und es dürfte kein Gebiet der Elektricitätslehre in dem Buche behandelt worden sein, ohne dass dem Studierenden eine passende Anregung geboten worden wäre. Die Anwendungen der vorgetragenen Lehren sollen in einem zweiten, ebenfalls selbständigen Buche erörtert werden. Der vorliegende

Theil kann als propädeutischer, die theoretische Seite des Gegenstandes behandelnder gelten. Das Buch, dem der Ref. beim Studium, insbesonders wegen mannigfaltiger origineller Erörterungen sein Interesse nicht versagen konnte, soll dem Forscher auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Elektricitätslehre bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Prof. Dr. Rudolf Arendt, Grundzüge der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearbeitet. Mit 271 in den Text eingeschalteten Abbildungen und einer Buntdrucktafel. 6. verb. u. verm. Aufl. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss. 8°, 409 SS.

Das Werk hat seit dem Jahre 1884 sechs Auflagen erlebt! In der vorliegenden ist hauptsächlich der mineralogische *Theil*, der in der 1894 erschienenen 5. Auflage zum erstenmale Aufnahme gefunden hat, wesentlich umgearbeitet und erweitert worden: daselbst wird jetzt geboten eine Erläuterung der Krystallsysteme, eine ausführlichere Beschreibung der Mineralien und Gesteine, ein Zuwachs von 93 Krystallbildern, Edelsteinschliffen und Abbildungen von Mineralien und Gesteinen.

Eintheilung und Behandlung des Stoffes sind im allgemeinen aus früheren Besprechungen bekannt. Die Fundierung der theoretischen Betrachtungen ist musterhaft, das Studium des Buches daher nicht nur ansprechend, sondern auch sehr dankbar. Neuerungen, auch solche technischer Natur, werden gewissenhaft gebucht und schulmäßig verwertet. Recht angenehm berühren die hübschen historischen Rückblicke in Bezug auf Entwicklung von Ansichten über bekannte Erscheinungen. Die Auswahl der Versuche und die daraus gezogenen Schlüsse sind mustergiltig. Die dabei aufgenommenen Verweise auf desselben Verf.s „Technik der Experimental-Chemie" sind höchst erwünscht. Die Fremdnamen sind sehr gut erklärt; bei griechischen Wörtern ist (in Fußnoten) die Schreibung in griechischen und in lateinischen Buchstaben gegeben. Alles in allem kann man sagen, dass von der ersten bis zur letzten Seite der bewährte, erfahrene Schulmann in die Erscheinung tritt, der ernstlich und erfolgreich bestrebt ist, auf der Höhe seiner Wissenschaft zu stehen und den Wissensdürstigen den Weg zu dieser schönen Wissenschaft nach Thunlichkeit zu ebnen.

Der mineralogische Theil des Werkes umfasst 31, der petrographische 18 Seiten. Die Krystallsysteme sind etwas dürftig bedacht; die in dieser Hinsicht gebotenen Abbildungen sind übrigens gut. Bei der Classification ist naturgemäß die chemische Zusammensetzung maßgebend gewesen. Die Abbildungen der Mineralien sind im allgemeinen besser, als man sich solche noch vor kurzem hatte vorstellen können.

Der organischen Chemie sind 110 Seiten gewidmet, wovon, on der Einleitung abgesehen, 38 auf Fettkörper, 22 auf aromasche Substanzen und 34 auf physiologische Darlegungen entllen. Als recht gut muss der fortwährende Hinweis auf die ehren der anorganischen Chemie bezeichnet werden.

Die organischen Verbindungen, bei deren Schreibung die nwendung von Structurformeln noch etwas mehr platzgreifen önnte, sind in homologen Reihen zusammengestellt und nnerhalb diesen Reihen auch abgehandelt; die Genesis der Verindungen wird dabei keinen Augenblick außeracht gelassen. Die ier gegebenen Versuche sind recht hübsch ausgewählt und demufolge belehrend.

Obzwar alles im Buche Gebotene recht lesenswert ist, so muss insbesondere der „physiologische Theil" lobend erwähnt werden.

Die Namengebung ist im großen und ganzen modern; dass CO_2, SO_2 nicht „Kohlensäure, schwefelige Säure" genannt werden sollten, ist selbstredend. S. 151 wird „kryptokrystallinisch" und „derb" gleichbedeutend genommen, S. 317 wird der Ausdruck „zu einer derben Masse auskrystallisiert" gebraucht.

Zu Unklarheit geben folgende Fassungen Anlass: „Der Charakter der organischen Säuren wird durch das Vorhandensein einer oder mehrerer Carboxylgruppen bedingt. Die Zahl derselben (wessen? Ref.) ist außerordentlich groß" (S. 298), und „Alkohol von 100 p. c. heißt absoluter Alkohol. Er lässt sich nicht durch fractionierte Destillation, sondern nur unter Anwendung von wasserentziehenden Mitteln von den letzten wässerigen Antheilen befreien" (S. 297).

Zum Schlusse gibt Ref. seiner Überzeugung Ausdruck: das Buch wird auch in seinem neuen Gewande seinen alten Freunden herzlich willkommen sein, sich aber auch recht viele neue dazu erwerben. Es erscheint gleich geeignet zum Selbstunterrichte wie zur raschen und gründlichen Wiederholung von innerhalb des Rahmens einer Mittelschule anderweitig erworbenen Kenntnissen aus der Chemie und Mineralogie.

Wien. Joh. A. Kail.

Elemente der Anatomie und Physiologie der Pflanzen von Dr. Julius Wiesner, o. ö. Prof. der Anatomie und Physiologie der Pflanzen an der k. k. Wiener Universität usw. 4. Aufl. Wien. A. Hölder 1898. 8°, 372 SS. 159 Holzschnitte.

Die vielen Vorzüge dieses vortrefflichen Buches — gelungene Auswahl und objective Behandlung des Stoffes, leichtfassliche Darstellung, Logik und Klarheit im Ausdrucke — haben wir bei der Anzeige der früheren Auflagen desselben in dieser Zeitschrift hervorgehoben. Dass wir uns in unserem Urtheile nicht geirrt haben,

geht aus der Thatsache hervor, dass von Wiesners „Anatomie und Physiologie der Pflanzen“ trotz der Concurrenz mehrerer verwandter, zum Theile guter Bücher deutscher Botaniker in kurzer Zeit die 4. Auflage erschienen ist, und dass die früheren Auflagen in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurden.

In der vorliegenden 4. Auflage wurde weder in der Anlage noch in der Disposition des Stoffes eine wesentliche Veränderung vorgenommen; es wurden nur insoweit einzelne Verbesserungen oder Ergänzungen gemacht, als die Fortschritte der Wissenschaft hiezu nöthigten. Als Ergänzungen sind insbesondere zwei Capitel hinzugekommen, und zwar im anatomischen Theile „die Elementarstructur der Zelle“, im physiologischen Theile „die Reizbarkeit“. In seinem classischen Werke „Die Elementarstructur und das Wachsthum der lebenden Substanz“ (Wien, Hölder 1892) hat Wiesner mit seiner Plasomenlehre durch scharfsinnige Argumente der Nägeli'schen Micellartheorie den Todesstoß versetzt. Die Wiesner'sche Auffassung der Elementarstructur der Organismen lässt sich etwa in folgende Sätze zusammenfassen: 1. die Zelle und alle ihre lebenden Theile (Plasma, Kern, Plastiden usw.) können nicht, wie ein Krystall spontan entstehen, sondern gehen nur aus ihres Gleichen durch Theilung hervor; 2. diese organische Theilbarkeit muss ihre Grenze haben, und es müssen deshalb letzte Theilkörper des lebenden Organismus (letzte Lebenseinheiten) bestehen. Diese letzten Theilkörper — die Plasomen — müssen mit der Eigenschaft der Theilbarkeit die Fähigkeit des Wachsthums und der Assimilation verbinden; 3. Zelltheilung und Zellwachsthum sind nicht einfache moleculare, sondern organische Processe.

Zu den Reizerscheinungen rechnet man gegenwärtig so viele durch äußere Einflüsse inducierten und durch innere Veränderungen hervorgebrachten Zustandänderungen an lebenden Organismen und deren Theilen, dass „Reizbarkeit“ und „Leben“ beinahe identische Begriffe sind. Die experimentelle Physiologie hat nachgewiesen, dass zwischen den Reizerscheinungen sensu strictiori und den anderen specifischen Lebenserscheinungen Analogien vorhanden sind, die darin bestehen, dass eben jede Äußerung des lebenden Organismus ein Auslösungsvorgang ist, d. h. dass die Energie des Reizes der Energie der Reaction nicht proportional ist.

Die am Schlusse des Buches unter dem Titel „Noten“ gegebene Zusammenstellung der wichtigsten Literatur bildet eine äußerst wertvolle Beigabe, die namentlich allen jenen willkommen sein wird, welche in anatomischer oder physiologischer Richtung eine selbständige Untersuchung auszuführen im Begriffe sind, oder die sich in einer oder der anderen Richtung informieren wollen, welche wichtigeren, in das betreffende Gebiet einführenden Arbeiten erschienen sind.

Wien. Dr. A. Burgerstein.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Neues vom pädagogischen Büchermarkte.

Oscar **Jäger**, Lehrkunst und Lehrhandwerk. Aus Seminarvorträgen. Wiesbaden, Kunzes Nachfolger 1897. 8°, 486 SS.

Es gibt Bücher, deren Erscheinen man vielleicht am besten so anzeigte: Ich habe das Buch vom Anfang bis zum Ende gelesen und mich dabei recht bereichert. Thut desgleichen! Wer könnte zweifeln, dass Jägers neuestes Werk zu dieser Art von Büchern gehört. Man thut ihm eigentlich unrecht, wenn man seinen Inhalt da und dort anschneidet, um dies und jenes als beachtenswert hervorzuheben, wo doch alles wertvoll ist und das Einzelne nur an Bedeutung verliert, weil es aus dem Rahmen gehoben worden ist. Zudem hat ja Jäger schon seinen ganz bestimmten Leserkreis, namentlich ist in den Schulmännerkreisen sein »Pädagogisches Testament« mehr als bekannt, und mancher hat da wohl früher die Sehnsucht nach der Lectüre eines Codicills verspürt, bevor es noch in dieser Form erschienen ist. Wie es nun aber im bürgerlichen Leben auch Testatoren häufig ergeht, dass, wenn sie ihre letzten Wünsche lange vor ihrem Hinscheiden niederschreiben, die im Laufe der kommenden Lebensjahre verfassten Nachträge an Umfang das ursprüngliche Testament übertreffen, so ist es auch Jäger mit seinem Codicill ergangen. Es umfasst nicht weniger als 486 Druckseiten, während sein Buch »Aus der Praxis« deren bloß 168 zählte. Wie der Titel besagt, ist es aus Seminarvorträgen (der Verf. leitet seit 1890 ein Gymnasialseminar) hervorgegangen, trägt auch noch ganz das Gepräge einer Aussprache über »Lehrkunst und Lehrhandwerk« jungen Leuten gegenüber, die an der Schwelle des Lehramtes stehen, mit allen Eigenthümlichkeiten, die mit einer solchen immer ans Gegebene anknüpfenden Darlegung nun einmal verbunden sind. Die Unmittelbarkeit und Frische, welche seiner Darstellung von Anfang bis zu Ende eignet, entspringt hauptsächlich dem Umstande, dass alles, was er in dem Buche sagt, doch eigentlich die in Druckerschwärze verwandelte viva vox ist, mit der er zu seinen Seminaristen gesprochen hat, freilich auch mit dem zugehörigen Salz. Für Jäger gibt es auch im Seminar keinen Schlagbaum, vor dem er aus Respect vor jenseits stehenden Behörden oder deren Anordnungen unbedingt haltmachte. Im Gegentheil, er rückt in seinen Seminargesprächen

manchen Grenzstein vom Platze und schiebt ihn anderswohin, um sich dann wohl auch ein Weilchen auf ihm auszuruhen. Ob ihm das andere Seminarleiter nachthun dürften oder auch nur wollten — man kann es bezweifeln. Meist dürfte es ja doch dem Anfänger zuträglicher sein, zunächst zu erfahren, wie er im Rahmen des nun einmal festgesetzten Lehrplanes am geschicktesten das Lehrgut den Schülern zumittelt und für sie wertvoll macht, als wenn er sie durch noch so feine und wohl erwogene Kritik immer wieder ins Schwanken bringt, ob sie geradeaus gehen, rechts oder links ausbiegen sollen. Übrigens konnte sich Jäger mit seinem umfassenden, scharfen Blicke und seiner über 40 Jahre zurückreichenden Erfahrung als Lehrer und Erzieher manches gestatten, was einem anderen Bescheidenheit und Klugheit verboten hätte. Noch weniger als gegen die bestehende preußische Schulverfassung hat sich Jäger gegen die Vertreter der sogenannten wissenschaftlichen Pädagogik Zurückhaltung auferlegt. Er nennt sie Ideologen und moderne Propheten und ficht gegen ihre »großen Worte« und ihren »Charlatanismus«. Manchmal merkt man es, dass sich ihm die Namen der Gegner auf die Zunge drängen, aber er hält sie zurück, nur um dann umso heftiger auf ihre Träger loszuhämmern. Da klagt er über die überhandnehmende Methodenwuth, dort über abnehmende Natürlichkeit im Unterrichtsbetriebe und schiebt alles Unheil den »didaktischen Lederhändlern« in die Schuhe, die überall ihre »Staketenzäune A, a, α usw.« aufrichten, die mit ihrem »Schubfachsystem« den ganzen Unterricht verderben. Wieder ein anderesmal ist es der »Gesinnungsunterricht«, der ihn in Harnisch bringt, und »der echauffierte Borussianismus oder Teutonismus oder Byzantinismus«. Ein Feind jeder Phrase und Mache, wie wir Jäger längst kennen, warnt er eindringlich und ohne Scheu vor dem Zuviel in diesen Dingen wie vor dem ewigen Moralisieren: »man kann eine Sache auch dadurch pflegen, dass man sie eine Zeitlang ruhen lässt.« Deshalb glaubt er denn auch nicht an die veredelnde Kraft, welche Elternabende, Schulfeste u. dgl. ausüben, namentlich nicht, seitdem er gesehen habe, wie dabei der Patriotismus kannenweise verzapft und ein Theil davon auf Flaschen gefüllt nachher in Programm- oder Buchform herausgegeben wird. Und doch können wir uns wieder in seinem Buche guten Rath holen, wenn wir wegen des Programms für ein solches Schulfest in Verlegenheit sind. Zum »Naturleben der Schule« (der Ausdruck ist Jägers Erfindung) hat er überhaupt in unserem Buche manchen wertvollen Beitrag geliefert. Es kommt darin die Schulordnung zur Sprache, das Prüfen (»Versetzungskraft der Turnnote ist ein Unsinn«), die Jugendspiele, gegen deren polizeiliche Regulierung er eifert, Schule und Elternhaus, Hausbesuche seitens der Lehrer, die er natürlich ablehnt (»wo der Lehrer Polizei spielen muss, verschwört sich alles gegen ihn«) und ... »die Lichtseiten des Lehrerberufs« — ein herrliches Capitel, welches nachgedruckt und unter Glas und Rahmen gebracht zu werden verdient. Überhaupt enthält der ganze Abschnitt »Von der Selbstschätzung des Lehrers« eine wertvolle Ergänzung der bekannten Behandlung desselben Gegenstandes von W. Münch. Kurz, das ist alles in den

ıeisten Punkten so zutreffend, dass man es am liebsten selbst nieder-
eschrieben hätte, so wenig geklügelt und so natürlich, dass da von
inem Zwiespalt zwischen Kunst und Handwerk gewiss nicht gesprochen
rerden kann. Der zeigt sich nur in jenen Theilen des Buches, wo Jäger
ich darzulegen anschickt, wie man den Lehrstoff zubereiten, seine Auf-
ahme sichern und für seine Verwendung sorgen kann. Und doch folgt
nan da willig seinen Weisungen über Gedichterklärung, Disponieren und
Präparieren, Übersetzen, Extemporieren und hundert anderen Dingen,
ganz damit zufrieden, wiewohl man vielleicht eben erst eine jener »be-
ühmten gedruckten Lehrproben« aus der Hand gelegt hat oder mit
Nutzen in dem oder jenem von Jäger hart mitgenommenen Buche aus
dem anderen Lager geblättert zu haben vermeint. Man fragt sich selbst,
wie so das möglich sei, dass man mit Jäger so durch Dick und Dünn
geht, sich willig von ihm durch didaktisches Gestrüpp aller Art führen
ässt, wo man geglaubt hätte, mit dem Compass in der Hand selbst
Führer sein und eine wegsamere Bahn finden zu können. Die Antwort
ist: Jäger versteht eben sein Handwerk meisterlich, handhabt kunst-
gerecht seine Werkzeuge, ist Unterrichtskünstler aus dem Grunde. Das
ist nicht mehr einfache Routine, wie er uns selbst vielleicht glauben
machen möchte, das ist nicht blöder Naturalismus, das ist durchgeistigtes,
künstlerisches Können. Darum sehen wir hinter auch dem Titel des
Buches »Lehrkunst und Lehrhandwerk« keine Alternative, sondern halten
uns an das vermählende und zwischen Kunst und Handwerk und sagen
es gerade heraus: Wäre Jäger nicht auch zu den »Wissenschaftlichen«
in die Schule gegangen, um von ihnen in freier Auswahl zu lernen, was
gut und nützlich ist, er hätte uns wohl kaum mit einem Buche von
solchem Werte beschenken können, in dem der »Vollblutpraktiker« nicht
weniger als der »Methodenreiter« seine Rechnung findet.

Wiewohl ich nun damit ganz gut die Anzeige des schönen Buches
abschließen könnte, ohne Besorgnis, nicht hinreichendes Interesse für
dasselbe wachgerufen zu haben, so möchte ich doch wenigstens für meine
Fachgenossen noch einige Bemerkungen hieher setzen. Jäger legt seinen
Besprechungen folgenden Plan zugrunde. Zuerst nimmt er den Unter-
richt in den einzelnen Classen und Fächern bis einschließlich Unter-
secunda durch und zwar so, dass er von Classe zu Classe schreitet und
innerhalb der Classe von Fach zu Fach. Dabei erhalten namentlich die
Religion, die Sprachfächer, Geographie und Geschichte eine eingehende
Behandlung. Etwas stiefmütterlicher sind die realistischen Fächer be-
handelt: Jäger gesteht da wohl zu bescheiden, dass er darin weder
Facultas noch Fähigkeit besitze. Die Charakteristik der einzelnen Classen
nach dem Naturell und dem Bildungsgrade der Schüler gehört zu den
Blüten des Buches. In einem zweiten Theile erörtert er die wichtigsten
pädagogischen Begriffe, die ich zum Theile schon früher erwähnt habe,
um in einem dritten Theile die Wanderung durch die Oberstufe des
Gymnasiums von Obersecunda bis Unterprima fortzusetzen, diesmal aber
so, dass in diesem Zusammenhange alle wichtigeren methodischen Fragen
miterörtert werden. In diesem Theile zieht nochmals vor uns vorüber,

worüber in den letzten Jahren zum Theile ganze Bücher geschrieben worden sind: der Perthesianismus, der inductive und deductive Lehrgang, die echte und falsche Concentration, die zusammenhängenden Stücke in den fremdsprachlichen Übungsbüchern, die illustrierten Textausgaben, der Autor als geschichtliche Quelle, das Hinüber- und Herüberübersetzen, die Vorpräparation und Musterübersetzung, das Mittelhochdeutsche, die »dramatische Geometrie« (vgl. G. Freytag!), die Prosa- und Dichterlectüre, der übertriebene Lessingcultus, die Fundstätten der Themata, das Disponieren, das Declamieren, die freien Vorträge, die philosophische Propädeutik, die Geschichte, Culturgeschichte und Erdkunde, die geographischen Spaziergänge, aber auch die Einheitsschule, die Abschlussprüfung, das utilitaristische Moment des Gymnasialunterrichtes und vieles andere, worüber man gerade in den letzten Jahren so vieles pro und contra gehört hat.

Der österreichische Schulmann wird bei der Lectüre des Buches noch sein besonderes Vergnügen haben, wenn er da manches als Wunsch ausgesprochen findet, was im Lehrplane des österr. Gymnasiums bereits zurecht besteht oder auch in den »Instructionen« direct gefordert erscheint, so die Auftheilung des Lehrstoffes der Geschichte und Geographie auf die einzelnen Classen, was ich schon früher einmal besonders bezüglich unserer 4. Classe constatieren konnte, ferner der Canon der lateinischen und griechischen Autoren, die mittelhochdeutsche Lectüre, die philosophische Propädeutik u. a. m.

Nunmehr muss ich aber doch von dem Buche scheiden, dessen Inhalt ich gegen meine eigene Warnung angeschnitten habe. Hoffentlich habe ich in diesem Bezuge nicht zu sehr gesündigt. Was ich geboten habe, bleiben doch nur disiecta membra; daher darf ich wohl den alten Schulspruch ans Ende setzen: Lege, relege, repete!

Linde Ernst, Persönlichkeits-Pädagogik. Ein Mahnwort wider die Methodengläubigkeit unserer Tage. Mit besonderer Berücksichtigung der Unterrichtsweise Rudolf Hildebrands. Leipzig, R. Richter 1897. 8°, VIII u. 170 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Persönlichkeits-Pädagogik! Ein neues Wort, eines der großen Worte, würde vielleicht Jäger sagen, mit dem man längst Bekanntes in neuem Gewande anpreisen will. Aber es trifft hier doch nicht völlig zu. Linde gibt seiner Unterrichtslehre aus dem doppelten Grunde diesen Namen, weil es sich hierbei sowohl um die Persönlichkeit des Lehrers als auch um die des Schülers handelt. Kann man aber im Ernste überhaupt von Pädagogik sprechen, wenn die Persönlichkeit des Lehrers und Schülers ganz außer Frage kommt? Nein, es hat eine solche logischerweise nie gegeben und es wird eine solche nie geben, wohl aber werden die beiden Factoren, innerhalb welcher sich die ganze Unterrichts- und Erziehungsarbeit abspielt, nicht immer hoch genug bewertet, es ist das Lehrgut vielfach zu stark betont und die Art seiner Bearbeitung und Übermittlung überwiegend beachtet worden, so dass der Einfluss der Erzieherpersönlichkeit und die Individualität des Schülers wirklich viel-

ach zu gering taxiert wird. Das ist der Standpunkt des didaktischen Materialismus. Er ist einseitig und bedarf gewiss einer Ergänzung durch eine individuelle Auffassung des ganzen Lehrgeschäftes. Aber man kann auch einseitig werden, wenn man von der Persönlichkeit des Lehrers alles oder doch das meiste erwartet, unbekümmert um die Materie und ihre Formung zum Zwecke der Übermittlung an den Schüler. Fast scheint es so, als ob Linde mit seinem »Mahnworte wider die Methodengläubigkeit unserer Tage« dieser anderen Einseitigkeit zum Opfer gefallen wäre. Es hat wenigstens den Anschein, wenn man da liest: die innere Wirklichkeit, das Empfindungsleben, kann dem Schüler nur im Lehrer nahe treten; und auch was von der äußeren Wirklichkeit in die Schule hereingenommen wird, empfängt greifbare Ausgestaltung, Farbe und Duft nur, wenn es im Lehrer Gestalt gewonnen hat. Die unterrichtliche Thätigkeit besteht demnach hauptsächlich in der möglichst anschaulichen Darstellung dessen, was so innerlich die Seele des Lehrers erfüllt; und an diesem Vorleben des Lehrers entwickelt sich gleichlaufend das Seelenleben des Schülers. Soweit lassen wir es uns gefallen. Wenn aber Linde weiter behauptet: »An erster Stelle steht immer und überall die Erzieherpersönlichkeit, denn die wirkt allein schon durch sich selbst erzieherisch im höchsten Sinne des Wortes, sie mag mit den Kindern treiben, was sie will, und schließlich auch, wie sie es will«, so ist er entschieden zu weit gegangen. Wieviele solcher mustergiltiger Lehrerpersönlichkeiten gibt es denn, solcher Wunderthäter, denen man die Kinder auf Treu und Glauben überliefern kann, weil sie versprechen, aus ihnen hervorzuzaubern, was sie selbst sind, unbekümmert um Lehrplan und Lehreinrichtung jeglicher Art? Linde selbst hat sich auferbaut an dem Lehrbeispiele Hildebrands, seines trefflichen Lehrers, und dessen Name ist ihm ein Programm geworden. Was Hildebrand und viele andere gottbegnadete Lehrer vermochten, das vermögen die überwiegende Zahl der Lehrer einfach nicht, weil ihnen die Muse nicht ein solches Lehrgeschenk in die Wiege gelegt, sie werden es auch nicht vermögen trotz aller trefflichen Lehren, die in irgendeiner »Persönlichkeits-Pädagogik« für sie enthalten sind. Das alles soll jedoch nicht gesagt sein, um den Wert der Linde'schen Arbeit herabzusetzen. Wir haben nur angedeutet, wieweit wir mit dem Verf. zu gehen vermöchten. Demgegenüber soll hier ganz ausdrücklich hervorgehoben werden, dass es gar nicht schadet, wenn einmal auch diese Seite der Pädagogik scharf beleuchtet wird. Es ist ja doch richtig, dass namentlich in der auf Herbart'schem Boden aufgewachsenen Pädagogik der Intellectualismus zu sehr in die Halme geschossen ist, das Gemüth kommt da fast überall zu kurz, die Pflege des Gefühlslebens wird häufig trotz »Gesinnungsunterricht« und »Gesinnungsstoffen« vernachlässigt, eigentlich nur die Folge des intellectualistischen Charakters der Herbart'schen Psychologie. Da ist ein markiges Wort wohl am Platze, und aus diesem Grunde begrüßen wir trotz mancher Übertreibungen und Überschwänglichkeiten das Erscheinen des Buches auf das freudigste. Möge es recht viele Leser finden!

Kempf, Dr. J., Bayerisches Lehrer-Pädagogium. Ein Vorschlag zu weiterem Ausbau der Lehrerbildung. Würzburg, Stahel 1898. 8°. 31 SS.

Der Verf., bayerischer Gymnasiallehrer, fußt mit seinem Reformvorschlage auf dem auch andeswo lautgewordenen Wunsche, es möge das Lehrziel für die Lehrer und dereinstigen Leiter der Volksschule höher gesteckt, insbesondere aber durch die Aufnahme einer fremden Sprache (des Lateinischen oder Französischen) in den Lehrplan der Seminarien erweitert werden. Er verkennt nicht die Schwierigkeiten, die namentlich mit Rücksicht auf die in den Lehrerpräparandien zur Verfügung stehende Zeit der Einführung eines neuen Gegenstandes im Wege stehen, aber er hält doch eine solche Erweiterung der Bildung für ganze Gruppen von Lehrern, besonders solchen, die später berufen sind, in Städten zu wirken oder das Amt von Schulräthen und Inspectoren zu versehen, für unumgänglich nothwendig. Daher lautet sein Vorschlag: Es werde in München ein eigenes Lehrer-Pädagogium begründet, welches an die Seminarbildung anknüpfend diese nicht so fast vertieft als vielmehr erweitert durch Vermittlung sprachlicher und philosophischer Kenntnisse. Der Stundenplan dieser neuen Anstalt hätte Latein mit 6, Französisch mit 4, Deutsch mit 3, bezw. 2, Religion mit 2, Kunstgeschichte mit 2, Philosophie und Pädagogik mit 3 Stunden per Woche zu umfassen. Im 2. Jahre — die Anstalt besäße zwei Jahrgänge — wäre noch eine Wochenstunde für ein pädagogisches Disputatorium zu verwenden, in welchem praktische und theoretische Fragen unter Aufstellung von Referenten und Opponenten zur Behandlung kämen. Auffallend ist hierbei nur, dass von einer Unterrichtsertheilung seitens der Seminaristen während der zwei Jahre ihrer Zugehörigkeit zu dieser Staatsanstalt keine Rede ist. Darin scheint *mir* aber ein großer Mangel des Lehrplanes zu liegen. Man wird doch nicht glauben, dass die in der Präparandie ohnehin auf nur verhältnismäßig wenige Lehrversuche basierte Unterrichtsfertigkeit des Candidaten nun jahrelang vorhalten werde oder durch Disputieren über Methode u. dgl. ersetzt und wacherhalten werden könne. Im Gegentheile! Es müsste durch Angliederung einer Übungsschule an das Pädagogium jetzt erst recht Gelegenheit geboten werden, die theoretisch neu erworbenen Kenntnisse auf pädagogischem Gebiete durch beständige Vergleichung mit der wirklichen Praxis des Unterrichtes zu erhärten. Eher möchte ich, um die pädagogischen »Hochschüler« nicht zusehr zu belasten, von einer der beiden Sprachen, am liebsten von der Französischen absehen und die dieser letzteren zugedachten vier Wochenstunden zum Theile dem Unterrichte in der lateinischen Sprache, zum Theile aber praktischen Unterrichtsübungen zugewendet sehen. Übrigens erklärt ja der Verf. selbst, es komme ihm auf ein Mehr oder Weniger sprachlichen Unterrichts, ja nicht einmal auf die Wahl gerade der von ihm vorgeschlagenen Gegenstände an, er halte nur daran fest, dass eine Schule nöthig sei mit einem höheren Lehrziele. Und das ist allerdings auch meine Meinung. Die Einrichtung des Wiener Pädagogiums könnte da in mancher Beziehung zum Vorbilde genommen werden.

Schäfer Rudolf, Lic. theol., Die Vererbung. Ein Capitel aus einer zukünftigen psycho-physiologischen Einleitung in die Pädagogik. Berlin, Reuther u. Reichard 1898. 8°, 112 SS.

Beneke hat in seiner Erziehungslehre in drei Hauptfragen zusammengefasst, was überhaupt für die Erziehungswissenschaft Problem werden könne: 1. Was haben wir als Zweck oder Ziel der Erziehung zu betrachten? 2. Was findet der Erzieher bei dem Beginnen seines Werkes vor? 3. Durch welche Mittel können wir dieses Vorgefundene zu seinem Ziele hinführen? Der Verf. der vorliegenden Arbeit geht von der 2. dieser Fragen aus, seine Darstellung der Vererbungslehre will eine Antwort darauf sein. Nach seiner Meinung müsse jeder Erzieher beim Beginne seines Werkes nicht bloß eine genaue und klare Kenntnis der Kindesnatur haben, er müsse auch zu der weiter zurückliegenden Frage fortschreiten: Wie ist das geworden, was sich dem Erzieher darbietet? Er müsse sogar auf jene Zeit seine Aufmerksamkeit richten, die das Kind in seinem fötalen und embryonalen Zustande durchgemacht, denn gerade in diesem intra-uterinen Leben werden die Grundlagen der ganzen späteren Lebensentwicklung gelegt. Dazu gehören aber physiologische Kenntnisse eindringlicher Art, die Physiologie müsse neben der Psychologie, welche das Fundament der Pädagogik bleibe, in den Dienst der Erziehungswissenschaft treten. Eine kurz gefasste Darstellung der Lehre von der Vererbung, eine übersichtliche Darstellung des embryonalen und fötalen Lebens des Kindes hätte die Physiologie zu geben, und mit ihrer Hilfe die Psychologie eine genetische Darstellung der leiblichen und geistigen Entwicklung des Kindes bis zum 6. Jahre als bis zu dem Zeitpunkte, wo der Unterricht des Kindes beginnt. Nur mit solchen Kenntnissen ausgestattet könne der Erzieher wirklich individuell erziehen. Der Verf. legt sich auch die Frage vor, auf welche Weise sich der Erzieher die zu eindringlicher Beobachtung der Kindesnatur nothwendigen Kenntnisse aneignen könne. Er meint, dass die Vertreter der Physiologie an den Hochschulen wohl leicht dazu zu vermögen sein würden, solche Vorlesungen für Theologen und Philologen, überhaupt für die Candidaten des höheren Schulamtes zu halten. Diese letzteren hätten außerdem auch während des Seminarjahres Zeit (??) und Gelegenheit, sich mit den Ergebnissen der Psychologie und Physiologie, soweit sie für die Wissenschaft der Erziehung und des Unterrichtes und natürlich auch für die Praxis in Betracht kommen, vertraut zu machen. Schwieriger sei die Sache für die seminaristischen (Volksschul-)Lehrer. Hier müsse ein auf wissenschaftlicher Grundlage stehendes, klar geschriebenes Buch aushelfen, das den Candidaten die nöthigen Kenntnisse aus der Physiologie und Psychologie vermittle. Was ein solches Buch etwa aus der Vererbungslehre enthalten solle, zeigt nun Schäfer selbst in der vorliegenden Arbeit. Ich habe sie vom Anfang bis zum Ende gelesen und mich über gar viele Dinge belehrt, von denen ich bis jetzt trotz eingehender psychologischer und physiologischer Studien, welch letztere sich freilich mehr auf die Muskel- und Nervenlehre beschränkten, keine Ahnung hatte. Hieher gehört alles, was sich

auf die Befruchtung, auf das Keimleben des Kindes, auf den Antheil von Mann und Weib bei der Zeugung, auf die Veränderungsgesetze bei der Vererbung, auf Degenerescenz u. dgl. bezieht. Schäfer hat nicht bloß die Streitfragen selbst — und es ist auf diesen Gebieten fast noch alles strittig — dargelegt, sondern bei den meisten Capiteln einen geschichtlichen Rückblick auf die Entstehung aller dieser Fragen gethan; der Ariadnefaden in diesem Wirrsal von Meinungen ist bloß die Weismann-sche Vererbungstheorie, mit der er sich immer wieder zum Lichte durchschlägt und an die er dann hie und da eine Bemerkung knüpft, wie sich der Erzieher in dem gegebenen Falle zu verhalten habe. Das ist nun zumeist wirklich interessant, zum Theil auch recht belehrend, wenn aber Schäfer meint, dass eine Pädagogik für Lehramtscandidaten eine psychophysiologische Einleitung in solcher oder ähnlicher Fassung enthalten sollte, so ist er sehr im Irrthum. Was vor allem den Umfang angeht, so glaube ich, hat Schäfer zuviel, nicht zuwenig des Guten gethan. Wenn alle Theile der physiologisch-psychologischen Einleitung, wie sie oben angegeben worden sind, mit gleicher oder auch nur annähernder Ausführlichkeit behandelt würden, wüchse ja schon diese Einleitung zu einem Buche von nicht mehr zu bewältigendem Umfange an. Noch weniger aber wäre ich damit einverstanden, wenn ein Lehrbuch für Candidaten inhaltlich nach Schäfer'schem Muster angelegt wäre. Die fortwährenden Controversen lassen ein klares Bild über Vererbungsvorgänge und Vererbungsgesetze gar nicht zustande kommen; kaleidoskopisch ziehen die Ergebnisse an uns vorüber, auch der geschulte Kopf hat da Mühe, sich in dem Labyrinth von Hypothesen — und solche sind es doch der Mehrzahl nach — zurechtzufinden. Das wirklich Feststehende, die gesicherten Ergebnisse der mühevollen Forschungen auf diesem Gebiete ließen sich auf einigen wenigen Seiten zusammenstellen und auf ebenso wenigen Seiten andeuten, welche Schlüsse der Erzieher für sein Verhalten dem Schülerindividuum gegenüber aus jenen wissenschaftlichen Ergebnissen der Vererbungstheorie ziehen müsse. Und zudem, man braucht gar nicht prüde zu sein, wenn man behauptet, es sei vielleicht gar nicht einmal gerathen, Zöglinge im Alter von etwa 17–20 Jahren in die Geheimnisse der Zeugung und Befruchtung mit allen ihren Consequenzen einzuführen, gar nicht davon zu reden, dass man weibliche Seminaristinnen im gleichen Alter doch wohl mit diesen Belehrungen oder solchen über Ovisten und Spermatisten wird vorläufig noch verschonen wollen. In summa: die Schäfer'sche Arbeit ist belehrend und interessant zugleich, selbst aber kein Muster dafür, wie man wissenschaftliche Forschungsergebnisse schulgerecht macht.

Wien. J. Loos.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Classiker. Homers Ilias. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form bearbeitet und herausgegeben von Dr. Josef Bach. Text. Münster i. W. 1896.

Vorausgeschickt ist eine kurze Einleitung »über Ansehen und Einfluss der homerischen Epen«, die die Schüler wohl nach der Lectüre des Homer lesen mögen, dann über die Ilias, und zwar über die Sage und über ihren Inhalt, endlich über die kyklischen Dichter. Hierauf folgt der Text der Ilias und zwar sind die rund 16.000 Verse auf 11.184 zusammengestriechen; »diese Zahl kann in den beiden Jahren der Prima ohne Überlastung der Schüler gelesen werden, wenn man einige Bücher der Privatlectüre zuweist; hierzu eignen sich am besten, weil sie ohne lästige Störung auch außerhalb des Zusammenhanges durchgenommen werden können, die Bücher III und IV, VII, X, XVII, XXIII und XXIV«. Doch um die Arbeit noch erheblich zu verkürzen, macht der Verf. im Vorworte 29 Stücke namhaft, von denen das eine oder andere ausgelassen werden mag. »Diese Stücke sind im Texte durch ein den Überschriften beigesetztes Zeichen kenntlich gemacht, durch ein *, wenn die ganze oder fast ganze Stelle, durch ein †, wenn nur ein kleinerer Theil derselben ausgelassen werden kann.«

Man sieht, es ist Alles gethan, damit der Lehrer eines eigenen Urtheiles völlig enthoben sei. — Jeder einzelne Gesang wird in Abschnitte mit eigenen Überschriften zerstückelt, einzelne Abschnitte wieder in Unterabtheilungen; so enthält der 1. Gesang (601 Verse) sieben Abschnitte, der zweite fünf Unterabtheilungen. Das ist denn doch wohl für junge Leute, die vor der Reifeprüfung stehen, des Guten zu viel. — Der Text schließt sich der modernen Richtung an, statt der assimilierten Formen (λαμπετόωντι) sind die ursprünglichen (!) (λαμπετάοντι) gesetzt. Zum Schlusse folgt eine kurze Erklärung der wichtigeren Eigennamen.

Druck und Ausstattung sind sehr gut.

Auswahl aus Xenophons Memorabilien. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. C. Bünger. Mit 18 Abbildungen. Leipzig, G. Freytag 1896.

Das Büchlein, dem ein knapper Commentar angefügt ist, kann ganz wohl der Privatlectüre zugute kommen. Die etwas zu lange Einleitung (56 SS.) werden die Schüler, etwa der VII. Classe, nicht ohne

Nutzen und ohne Interesse lesen; die Auswahl und Anordnung des Stoffes mit kurzen Dispositionen vor jedem Abschnitte ist gelungen und verständig.

Paradigmen zur Einübung der griechischen Formenlehre im Anschluss an das griechische Elementarbuch des Verf.s zusammengestellt von Dr. P. Wesener. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

Eine Formenlehre der griechischen Sprache, die auf 74 Seiten alles Wichtige der attischen Formenlehre enthält. Auf Erklärung wird verzichtet, dagegen das Thatsächliche an zahlreichen typischen Paradigmen veranschaulicht. Die Auswahl des Stoffes ist gut; deshalb und wegen der weitgehenden Ausscheidung alles Unwichtigen oder doch im ersten Augenblicke Nebensächlichen mag das Büchlein auch unseren philologischen Lehrern empfohlen sein.

Der lateinische Lernstoff für Sexta und Quinta. Zusammengestellt von A. H. Kurz. Berlin, Reuther u. Reichard 1896.

Ein praktisches und angenehmes Lernbuch für die Sextaner und Quintaner. wie ebenso praktisches und angenehmes Wiederholungsbuch für die Schüler der Quarta und Tertia mit vorliegendem »Lernstoff« zu schaffen, ist das Ziel des Verf.s gewesen. So die Absicht des Verf.s. Ref. ist principiell gegen die Verwendung zweier Bücher im Lateinunterrichte am Gymnasium, der sich organisch aufbauen soll, weil er glaubt, dass dabei der Schüler in keinem Buche recht heimisch werden kann. Das Localgedächtnis der Jugend spielt ja eine wichtige Rolle, die nicht unterschätzt werden darf. Aber abgesehen von diesem principiellen Bedenken ist auch die Auswahl und Anordnung des Stoffes nicht einwandfrei. Als Paradigma der ersten oder a-Declination ist rosa gewählt; dabei lernt der Schüler einen Plural, der im Gebrauche nicht vorkommt. In der zweiten oder o-Declination heißt es beim Paradigma puer im Ablativ »(a) puero (von) dem Knaben (a) pueris (von) den Knaben«; folglich heißen ohne a die Ablative: puero dem Knaben, pueris den Knaben. Die Declination griechischer Wörter führt als Paradigma crambe, der Kohl (!) auf. Unter den Adjectiven mit e, a, um sind caelebs, pubes. sospes, deses unnöthig. Die vierte Declination lässt arcubus, artubus, lacubus lernen. Merkwürdig ist die Anordnung der Genusregeln für alle fünf Declinationen am Schlusse des Abschnittes über die Declination. Der Widerspruch zwischen den Reimregeln und der Eintheilung der dritten Declination ist kaum förderlich; die Reimregeln selbst sind so kaum eine Stütze des Gedächtnisses; z. B. »Der vierten us lass männlich sein | Und a räum' stets den Neutris ein«. Der Wortlaut schon wird Kindern ohne Erklärung nicht verständlich sein. »Der fünften ēs steht weiblich da; | Nur dies und meridies | Sind anzusehn als mascula« klingt geschraubt und unschön.

S. 35 sind die Adjectiva auf dicus, ficus und volus als Lernstoff angeführt. Beim Verbum ist das Supinum als Stammform angeführt, der Imperativ im Activ mit allen sechs Formen. Das Verzeichnis der Verba nach ihren Stammformen führt noch unnöthigen Ballast mit. Unter den Präpositionen, die den Abl. »regieren« sind corum und tenus aufgezählt; unter denen mit Acc. und Abl. super, subter. Dass auch die Städte- und Ländernamen u. ä. noch immer nicht verschwinden wollen, ist bedauerlich. Ganz sonderbar aber beginnt S. 30 die Satzlehre mit folgenden Auseinandersetzungen: 1. Alles, was uns in der Welt umgibt, sind Dinge und lebende Wesen; z. B. Häuser, Menschen, Thiere. 2. Die Dinge und lebenden Wesen befinden sich stets in einem Zustande, und zwar entweder im Zustande der Thätigkeit oder des Erleidens, z. B. der Schüler lernt, der Acker wird bestellt. 3. Der Name für das Ding und lebende

Wesen ist ein Hauptwort (Substantivum), der Name für den Zustand ist ein Zeitwort (Verbum); jenes kann man declinieren, dieses conjugieren u. s. f. Wenn so der Unterricht in der lateinischen Syntax begonnen wird, dann steht es schlimm mit ihm.

Die Elemente der lateinischen Formenlehre und Syntax von Ed. Zingg. Basel, Schwabe 1896.

Auf 21 Seiten sind die Elemente der lateinischen Formenlehre und Syntax in Paradigmen und Beispielen dargestellt. Dabei ist die Stoffwahl nicht gerade sorgfältig. Da bleibt natürlich alles dem Lehrer und dem Unterrichte überlassen. Ganz misslungen ist die Darstellung des Geschlechtes der consonantischen, resp. „i“-Declination — ein kaum erlernbares Sammelsurium. Wozu überhaupt Regeln? Bei solcher Kürze kann die Erlernung des Genus mit der der Vocabeln verbunden werden. Das Büchlein passt für unsere Verhältnisse nicht.

Lateinisches Lesebüchlein für Anfänger im Anschlusse an Dr. Haags Lehrmittel zur Einführung in die lateinische Sprache. Basel, Schwabe 1896.

Den Beginn des Büchleins machen sententiae, dann folgen Fabeln, hierauf kleine Erzählungen; daran schließen sich facete dicta, collectanea, dann Bruchstücke aus Caesar de bello Gallico, sententiae et proverbia, versus latini, darunter Horaz'sche Oden. Angefügt ist ein kurzes Wörterverzeichnis. Für unsere Verhältnisse passt das Büchlein nicht; manches daraus kann aber für den Lateinunterricht in der I. und II. Classe verwertet werden.

Wien. A. Scheindler.

Cornelius Nepos. Auswahl der wichtigsten Lebensbeschreibungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl Hoeber. I. Text. Münster, Aschendorff 1896. 8°, V u. 84 SS.

Eine praktisch eingerichtete Ausgabe, die sich schon äußerlich durch ihren geringen Umfang empfiehlt. Dieselbe enthält vierzehn Biographien, die vom Standpunkte des Geschichtsunterrichtes in der Quarta der preußischen Gymnasien ausgewählt sind; sie ließe sich jedoch auch ganz gut an österreichischen Gymnasien verwenden, da sie Alles enthält, was bei uns gelesen zu werden pflegt. Dem Texte geht eine Darstellung des Lebens und der Werke des Schriftstellers vorher, die vielleicht etwas kürzer gefasst sein könnte, besonders was die gänzlich verlorenen Schriften anbelangt. Den Beschluss macht die nunmehr in den Ausgaben fast zur Regel gewordene Erklärung der wichtigsten Eigennamen. Dem Texte liegt im allgemeinen die Halm'sche Recension zugrunde, doch hat der Herausgeber wiederholt vom sprachlichen und ethischen, sowie vom Standpunkte des Verständnisses aus Veränderungen vorgenommen, wogegen bei einer Schulausgabe natürlich nichts eingewendet werden kann. Dass der Herausgeber, wie es jetzt in Schulausgaben immer mehr und mehr Sitte wird, den Text von der alten Capiteleintheilung emancipiert hat, kann nur gebilligt werden, doch genügen zur Bezeichnung der Abschnitte, wenn diese nicht von großem Umfange sind, bloße Nummern; der Inhalt kleiner Abschnitte braucht und soll dem Schüler nicht vorher durch Überschriften angekündigt werden.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Fünfstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln f den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Hartenstein. Leipzig B. G. Teubner 1897.

Die Einrichtung der vorstehenden Tafeln ist eine sehr bequem, dieselben sind leicht zu handhaben. Zuerst finden wir in denselben di Brigg'schen Logarithmen der Zahlen von 1 bis 10809, darunter die Loga rithmen der Aufzinsungsfactoren auf sieben Stellen genau angegeben. Di nun folgenden Tafeln umfassen die natürlichen Winkelfunctionen (von 10 zu 10 Minuten), sodann die Logarithmen der Winkelfunctionen vo Minute zu Minute. Besonders wertvoll erscheint es dem Ref., dass i dieser Tafelsammlung die natürlichen Winkelfunctionen in dem ange gebenen Umfange enthalten sind, da dieselben beim praktischen Rechne sehr oft in Verwendung genommen werden. Von anderen Tafeln, z. B. jenen welche auf astronomische und physikalische Constante bezugnehmen, ist abgesehen worden, was Ref. nicht vollends billigen kann. Eine Erklä rung des Gebrauches der vorstehenden Tafeln war bei der *einfachen* und übersichtlichen Anlage derselben nicht geboten, so dass das Fehlen einer derartigen Gebrauchsanweisung nicht störend wirkt.

Vierstellige Logarithmen-Tafeln, nebst mathematischen, physika lischen und astronomischen Tabellen. Für den Schulgebrauch zu sammengetellt von Dr. A. Schülke. 2. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1897. Preis 80 Pf.

Der Verf. war bestrebt, Ziffern auf das geringste Maß zu beschränken und dadurch bei Rechnungen zu ersparen, die Übersichtlichkeit zu er höhen und das mechanische Rechnen in den Hintergrund treten zu *lassen*. Dementsprechend wurden die Logarithmen nur auf vier Stellen angegeben; der Grad wurde in Decimaltheile getheilt, die Proportionaltheile wurden durchwegs fortgelassen, da die Berechnung derselben leicht im Kopfe er folgt; die trigonometrischen Functionen wurden in besonderer Anordnung gegeben, da der Verf. den Begriff dieser Functionen rein hervortreten lassen und das Rechnen mit denselben besonders gepflegt wissen *will*. Die Logarithmen der Zinsfactoren wurden fünfstellig angegeben. Wertvoll ist die Menge von zugegebenen Tabellen, welche sich auf die Quadrate, Quadrat- und Kubikwurzeln beziehen, auf die Potenzen von 10, auf die Logarithmen der Factoriellen, auf die Sterblichkeit, auf einige physika lische Constanten und solche, welche auf astronomische Gegenstände (Abweichung der Sonne, Zeitgleichung, Refraction, Halbmesser der Sonne, Kimmtiefe, Lage einiger Sternwarten usw.) bezugnehmen. Das Rechnen mit diesen Tafeln gestaltet sich sehr einfach, die erreichte Genauigkeit ist für die Zwecke des Unterrichtes vollkommen ausreichend. Wir em pfehlen daher diese Tafeln, die sich durch schönen Druck und bedeutende Billigkeit auszeichnen, den Schulmännern aufs beste.

Vorschule der Experimentalphysik. Von Dr. Adolf F. Weinhold, Professor an den technischen Staats-Lehranstalten in Chemnitz, kgl. sächsischer Regierungsrath. 4. verb. u. verm. Aufl. Mit 440 Holz schnitten u. 2 Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Quandt & Händel 1897.

Die vorliegende Auflage der bekannten Vorschule der Experimental physik von Prof. Weinhold, dem Autor der vortrefflichen und vielfach im physikalischen Unterrichte verwendeten „Physikalischen Demon strationen“ unterscheidet sich von den früheren Auflagen sowohl in formaler als inhaltlicher Hinsicht. In ersterer Beziehung wäre zu be merken, dass die Wärmelehre zwischen die Lehre vom Lichte und jene von der Elektricität und dem Magnetismus gestellt wurde; zweck entsprechender wäre es nach der Ansicht des Ref. gewesen, die Calorik

engerem Zusammenhange mit der Mechanik gasförmiger Körper darstellen, da diese beiden Theile der Physik naturgemäß auf einander gewiesen sind. — In der Lehre vom Magnetismus und der Elekicität wurde das Problem der Kraftlinien einbezogen, und unter Anendung der dadurch gewonnenen Begriffe erfolgte die Darstellung einiger artien der Elektricitätslehre. Freilich hätte die Anwendung dieses Beriffes eine ausgedehntere sein sollen; ebenso hätte es sich empfohlen, en Begriff des Potentiales einzuführen und demselben consequent zum urchbruche zu verhelfen. Es ist eine unrichtige Ansicht, die man so ft vertreten sieht, dass diese Begriffe in einer populären Darstellung zu chwierig und deshalb unbrauchbar sind, und es muss darauf verwiesen rerden, dass namentlich die Engländer und auch die Franzosen in ihren llgemein verständlichen physikalischen Schriften die Anwendung dieser er wissenschaftlichen Betrachtung des Gegenstandes entlehnten Begriffe keineswegs scheuen und sich ihrer mit den größten Vortheilen bedienen, ia sie der alten, zu Irrthümern Anlass gebenden Bezeichnungsweise dann nicht entrathen können. Die wichtigsten in den letzten Jahren gemachten Forschungen — namentlich auf dem Gebiete der Elektricitätslehre — sind entsprechend dem Standpunkte, für den dieses Buch bestimmt ist, nur kurz berücksichtigt worden; einige derselben, wie die Experimente über die Hertz'schen Schwingungen, wurden nicht erwähnt, da ihre Erläuterung in der Unterrichtsstufe, für die das Buch berechnet ist, wegen der theoretischen Schwierigkeiten nicht möglich ist. Immerhin lehrt ein genaues Verfolgen des in dem Buche Gebotenen, dass von den Versuchen, welche in dem letzten Decennium erdacht wurden und die als recht instructiv zu bezeichnen sind, mehrere aufgenommen wurden und an Stelle der alten oder neben dieselben getreten sind. Auch darauf wurde, wie in den früheren Auflagen, Rücksicht genommen, dass die Experimente mit verhältnismäßig einfachen Mitteln angestellt werden können. Das Buch wird — davon sind wir überzeugt — auch in seiner neuen Form zu den alten Freunden sich neue erwerben und namentlich dem Anfänger im Gebiete der Experimentalphysik manche Anregung und Belehrung bieten und für den Lehrer ein verlässlicher Rathgeber sein.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Deutsche Nationalfeste. Mittheilungen und Schriften des Ausschusses. Heft 4. 20. September 1897. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenburg.

Die vorliegende Schrift ist das vierte Heft der in zwanglosen Zwischenräumen erscheinenden 'Mittheilungen und Schriften des Ausschusses für deutsche Nationalfeste' und beweist aufs neue, wie fachgemäß und folgerichtig der Herausgeber dem sich gesteckten Ziele zustrebe. Schon der erste Aufsatz des bekannten Bonner Arztes Dr. F. A. Schmidt 'Die Wettkämpfe und Vorführungen von Leibesübungen am I. deutschen Nationalfeste 1900' ist mit seiner bis ins Detail ausgearbeiteten Festpragmatik einer der trefflichsten Beiträge zur Geschichte des Betriebes der Leibesübungen überhaupt und verdient in vollem Maße die allgemeine Beachtung und Billigung. An zweiter Stelle steht ein Preisausschreiben des Ausschusses für deutsche Nationalfeste. Hierauf folgt eine Auswahl aus den Stimmen vom Tage; eine Reihe von Nachrichten beschließt das Heft.

Wir stehen nicht an, zu erklären, dass auch dieses Heft nach Form und Inhalt den an das so großartig angelegte Unternehmen gestellten Anforderungen vollauf Rechnung trägt.

Bewegungsspiele im Freien zur Gesundung des Körpers und Erfrischung des Geistes. Für das heranwachsende Geschlecht von Dr. F. E. Clasen. 2. sehr verm. Aufl. Stuttgart, Gundert 1897.

Die uns vorliegende neue Auflage des bekannten Clasen'schen Spielbuches dürfte wohl manchem Lehrer recht willkommen sein, insbesondere Anfängern, welche bei Erlernung der Spiele der persönlichen Unterweisung eines erfahrenen Spielleiters entbehren müssen. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde vom Verf. des Buches auch diesmal bei den meisten Spielen auf die möglichste Vollständigkeit ein großes Gewicht gelegt. Gegen die frühere Auflage erfuhr das Buch eine namhafte Bereicherung; gegenwärtig enthält es acht Spiele, und zwar: Croquet, Lawn Tennis, Cricket, Fußball ohne und mit Aufnehmen, Faustball, Schleuderball, Barrlauf und den deutschen Schlagball und außerdem noch eine gute Beschreibung des Fünfkampfes, eine Anleitung zu Marschübungen und die Darstellung eines Kriegsspiels. Die Beschreibung der Spiele ist ausführlich und klar und geht aus guten Quellen, insbesondere aus den Spielregeln des technischen Ausschusses hervor, was im Interesse der Einheitlichkeit unserer Spielweisen nur zu billigen ist. Das Buch kann auch seinem schmucken Aussehen nach nur günstig stimmen, so dass es allen Fachgenossen bestens empfohlen zu werden verdient.

Im einzelnen werden wohl einige Versehen richtig gestellt werden müssen. So zunächst die Druckfehler: »Gutsmuts« anstatt »GutsMuths«, »Jacob« anstatt »Jakob«, »Dr. Scheel« anstatt »Dr. Schnell«, »wie man sie« anstatt »wie man es« (S. 29), »der weiteste« anstatt »weitere« (S. 90), »desselben« anstatt »derselben« (S. 92). Auch in sachlicher Beziehung wäre so manche Verbesserung recht erwünscht. So sind zunächst die Angaben über die Größenverhältnisse des Spielplatzes beim Barrlauf viel zu hoch gegriffen; beim deutschen Schlagball hätte auch die so verbreitete Spielweise ohne Einschenker genaue Beachtung erfahren sollen; den Spielen 6, 7, 8 und 9 fehlen die zusammenfassenden Regeln, auch vermissen wir daselbst die dem Buche sonst eigene Vollständigkeit.

Wien. J. Pawel.

Programmenschau.

34. Schmidt Arthur, Über einige wichtige Eigenschaften der Integrale mit complexen Variablen und deren Anwendung zur Auswertung bestimmter Integrale mit reellen Variablen. Progr. der Staats-Realschule in Elbogen 1896. 8°, 30 SS.

Von der Definition des Integrals einer reellen Veränderlichen ausgehend wird die Bedeutung des Integrals einer complexen Variablen abgeleitet und gezeigt, dass auch für letzteres jene zwei Fundamentalsätze gelten, aus denen allein in der Theorie der reellen Integrale alle weiteren Sätze abgeleitet werden. Während jedoch bei diesen Integralen der Integrationsweg stets die reelle Abscissenachse ist, muss bei complexen Integralen erst untersucht werden, ob verschiedene Integrationswege zwischen denselben Grenzen auch stets denselben Wert liefern. Hiezu dient der Satz, dass, wenn P und Q Functionen der reellen Variabeln x und y sind, die für jeden Punkt einer vollständig begrenzten Riemann'schen Fläche endlich und stetig sind, das auf alle Punkte dieser Fläche ausgedehnte Doppelintegral $\int\int\left(\frac{dQ}{dx} - \frac{dP}{dy}\right) dx\, dy$ sich auf das Linienintegral $\int(P\,dx + Q\,dy)$ reducieren lässt, welches über die gesammte Begrenzung jener Fläche in einem ganz bestimmten Sinne zu

nehmen ist. Aus diesem Satze folgt zunächst das Cauchy'sche Fundamentaltheorem, dass, wenn eine monogene Function f(z) auf einer gegebenen Fläche eindeutig und stetig ist, das über sämmtliche Randcurven letzterer erstreckte Integral $\int f(z)\,dz$ gleich Null ist, woraus dann weiter sich ergibt, dass einerseits verschiedene, zwischen denselben Grenzen genommene Integrationswege eines einfach zusammenhängenden Theiles einer Riemann'schen Fläche zu demselben Resultate führen, wenn f(z) in dem von diesen Wegen begrenzten Raume endlich und stetig ist, und dass andererseits, wenn dies nicht der Fall ist, das Resultat der Integration auf dem einen Wege durch das auf dem anderen Wege erhaltene und durch die um die einzelnen Unstetigkeitspunkte genommenen Integrale ersetzt wird. — Die mehr als die Hälfte des vorliegenden Aufsatzes in Anspruch nehmende Herleitung der vorstehenden Sätze erfolgt nach den bekannten Methoden, wie sich dieselben in den Lehrbüchern der Functionentheorie als Einleitung in dieselbe vorfinden. Hierauf werden diese Sätze, denen dann noch ein weiterer, auf den Grenzwert eines Integrals in der Nähe einer polaren Unstetigkeit 1. Ordnung bezugnehmender hinzugefügt wird, benützt, um die Werte von drei reellen Integralen zwischen gegebenen Grenzen dadurch zu ermitteln, dass der Integrationsweg auf der reellen Abscissenachse durch einen complexen in der z-Ebene ersetzt wird.

35. Adler August, Zum graphischen Rechnen. Progr. der deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal 1896, 8°, 37 SS.

Astronomen, Geodäten, Ingenieure usw. sind gar oft genöthigt, Größen, die von einer oder mehreren Veränderlichen abhängen, ziffermäßig zu berechnen. Solche Rechnungen sind zumeist zeitraubend und ermüdend, weshalb man schon seit lange nach Methoden suchte, um dieselben entweder ganz zu vermeiden oder wenigstens so viel als möglich abzukürzen. Dies kann auf verschiedene Weisen erzielt werden: Entweder durch Anlegung von numerischen Tafeln, wie dies z. B. die Logarithmentafeln sind, oder durch mechanische Vorrichtungen. Solche sind in großer Zahl erdacht worden; zu den bekanntesten gehört der logarithmische Rechenschieber, der Rechenknecht von Hermann, das Arithmometer von Thomas, welch letzteres insbesondere vortheilhaft benützt wird, und endlich die Rechenmaschinen von Babbage und Schentz, die wahre Kunstwerke der Mechanik sind, indem sie, um nur ein Beispiel anzuführen, nicht nur die Logarithmen der einzelnen Zahlen berechnen, sondern die gefundenen Logarithmen auch gleich abdrucken und so Logarithmentafeln herstellen. Zur Erleichterung des ziffermäßigen Rechnens sind endlich noch graphische Methoden ersonnen worden. Diese können zweierlei Art sein, entweder constructiv, d. h. man kann aus den gegebenen Größen das verlangte Resultat mittels einer Construction ableiten; die Darlegung der hierauf bezughabenden Methoden wird als graphisches Rechnen im engeren Sinne, Arithmetographie, bezeichnet, zu demselben kann man übrigens auch die graphischen Integrationen zählen, die in der technischen Mechanik ganz vorzügliche Dienste leisten. Die graphische Methode kann aber auch so angewendet werden, dass man Tafeln herstellt, sogenannte Rechentafeln, welche schon gezeichnete Curven enthalten und wo das gesuchte Resultat einfach abgelesen werden kann, die also einmal construiert jede weitere Rechnung unnöthig machen Die Aufgabe kommt hier immer darauf hinaus, eine Rechentafel für eine Größe z, die von zwei Veränderlichen in bekannter Weise abhängt, also eine Tafel für die Gleichung $z = f(x, y)$ zu entwerfen, so dass man für gegebene x und y aus der fertigen Tafel das zugehörige z sofort ablesen kann. Hierbei wird im allgemeinen so vorgegangen: Man betrachtet x und y als laufende Coordinaten in irgend einem Coordinatensysteme und setzt für z eine bestimmte, sonst aber willkürliche Zahl a; die Gleichung

$a = f(x, y)$ stellt dann in dem gewählten Coordinatensysteme eine Curve dar, die gezeichnet und zu der die Zahl a hingeschrieben wird. Lässt man a in beliebiger Weise sich ändern und zeichnet zu jedem Werte die zugehörige Curve — Isoplethe genannt — so erhält man eine solche Rechentafel, die zur Berechnung von z für gegebene x und y brauchbar ist. Man hat zu diesem Zwecke nur den Punkt P mit den Coordinaten x und y aufzusuchen und die Zahl der durch P gehenden Isoplethe abzulesen. Wollte man so eine Rechentafel construieren, mit welcher man multiplicieren und dividieren könnte, so wäre $z = y . x$ und die Isoplethen Hyperbeln, deren Asymptoten die rechtwinkligen Coordinatenaxen sind. Die Herstellung einer derartigen Tafel wäre jedoch so verwickelt, dass diese Methode ohne praktischen Wert bliebe, wenn eine Vereinfachung derselben sich nicht erzielen ließe. Dass eine solche oft und insbesondere in dem zuletzt erwähnten Falle $z = x\ y$ möglich ist, hat zuerst Lalanne im Jahre 1846 gezeigt, indem es ihm gelang, die Tafel mit krummlinigen Isoplethen etwa durch Zerrung längs der beiden Coordinatenaxen in eine solche mit geraden Isoplethen zu verwandeln; ein Vorgang, den er als Anamorphose bezeichnete. Eine solche Rechentafel hat Lalanne für das Beispiel $z = xy$ hergestellt und dieselbe Abacus genannt. Mittels derselben kann man nicht bloß multiplicieren und dividieren, sondern auch potenzieren und radicieren. Eine Verbesserung dieses Abacus ist die später construierte Hexagonal Rechentafel, die von Allemand mit sehr großem Vortheile bei dem allgemeinen Nivellement Frankreichs angewendet wurde. Der Lalanne'sche Abacus gestattet übrigens auch Gleichungen der Form $x^m + px^n + q = 0$, also z. B. die reducierte cubische Gleichung $x^3 + px + q = 0$, aufzulösen. Die Lalanne'sche Arbeit erschien, wie erwähnt, im Jahre 1846 und erregte damals bedeutendes Aufsehen. Doch haften derselben, sowie ihren späteren Fortführungen seitens Anderer, manche Übelstände an; diesen glaubte der Verf. des vorliegenden Aufsatzes in einer von ihm im Jahre 1886 veröffentlichten Arbeit abgeholfen zu haben. In dieser, sowie in einer gleichzeitig von d'Ocagne veröffentlichten Arbeit wurde das Lalanne'sche Problem eingehend behandelt und insbesondere das — im Sinne der neueren Geometrie — dazu reciproke aufgestellt und durchgeführt. Damit wurde die ganze Aufgabe auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt. In einer zweiten Arbeit vom Jahre 1891 führte d'Ocagne die Untersuchungen in der begonnenen Richtung, mit Zuhilfenahme der neueren Geometrie und der reinen Analysis weiter, ohne jedoch dieselben zum Abschlusse zu bringen. Einen solchen Abschluss zu erzielen, hat sich der Verf. in dem vorliegenden Aufsatze zur Aufgabe gestellt, und wenn derselbe den Wunsch ausspricht, es möchte diese seine Arbeit nur einen Theil der Anerkennung finden, die den Arbeiten von Lalanne und d'Ocagne zutheil ward, so wird seitens Ref. diesem Wunsche hiermit sehr gerne entsprochen.

36. **Fieger August, Über die hypergeometrische Reihe und die Zurückführung anderer Reihen auf dieselbe.** Progr. des städt. Kaiser Franz Joseph-Realgymn. in Karlsbad 1896, 8°, 22 SS.

Die unter dem Namen hypergeometrische Reihe bekannte Potenzreihe hat schon im vorigen Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Mathematiker auf sich gezogen, hauptsächlich wohl deshalb, weil sie eine sehr große Anzahl von Reihenentwicklungen bekannter Functionen in sich vereinigt, und andererseits auch, weil mittels derselben eine besondere Classe linearer Differentialgleichungen integriert werden kann. Zuerst hat Euler in den Actis Academiae Petrop. zwei allgemeine Umformungen dieser Reihe gefunden, von der Art, dass die umgeformte Reihe wieder eine hypergeometrische Reihe von derselben Gattung ist, und diese Umformungen sind alsdann von Pfaff, Jacobi und Gudermann auf verschiedene Arten hergeleitet und bewiesen worden. Grundlegend aber für die

anze Theorie dieser Reihe wurden erst die Untersuchungen, welche auss über dieselbe in den Comment. Soc. Gotting. Tom IIa, 1812 veröffentlichte. In dieser durch ihre inhaltsreiche Kürze classischen Arbeit, ie in den von der Göttinger Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, gesammelten Werken des großen Mathematikers unter dem Titel Disquisitiones generales circa seriem infinitam etc.« Bd. III, S. 126—161, bgedruckt ist, werden nicht nur die meisten Grundeigenschaften der ypergeometrischen Reihe hergeleitet und ihre Anwendung auf Kettenrüche und bestimmte Integrale gezeigt, sondern es wird auch die lurchaus vollständige Theorie zweier mit dieser Reihe in enger Verbindung stehenden Transcendenten entwickelt. In einer zweiten, in seinem Nachlasse vorgefundenen und in den gesammelten Werken, Bd. III, S. 207 bis 229, unter der Überschrift: »Determinatio seriei nostrae per Aequationem Differentialem etc.« abgedruckten Arbeit hat Gauss weitere Untersuchungen über die hypergeometrische Reihe mit Hilfe einer homogenen inearen Differentialgleichung zweiter Ordnung, welcher sie als Integral genügt, geführt. Untersuchungen, die nach einigen Jahren von Kummer im 15. Bde. des Crelle'schen Journals, 1836, ganz unabhängig und in viel größerem Umfange in Angriff genommen und zu Ende geführt wurden.

Diese Differentialgleichung der hypergeometrischen Reihe erhielt später eine ganz besondere Bedeutung durch die Bemerkung von Riemann, dass die Integrale derselben gerade dadurch charakterisiert seien, wie sich dieselben in der Umgebung jener Punkte der Ebene verhalten, in welchen die Coëfficienten dieser Differentialgleichung aufhören endlich und stetig zu sein. Denn auf diese Wahrnehmung Riemanns baute Jahre lang nachher Fuchs in seinen zu seltener Berühmtheit gelangten Arbeiten im 66. und 68. Bande des Crelle'schen Journals die neue Theorie der linearen Differentialgleichungen auf, durch welche der mathematischen Forschung neue Wege gewiesen und derselben ein in der Geschichte der Mathematik beispielloser Aufschwung verliehen wurde. So kommt denn der hypergeometrischen Reihe eine selten bevorzugte Stellung in der mathematischen Analysis zu, und jeder noch so kleine Beitrag, welcher die Kenntnisse über dieselbe zu erweitern vermag, muss mit Freuden begrüßt werden. In dem vorliegenden Aufsatze findet sich jedoch leider nichts neues über diese Reihe vor, gar nichts, was nicht schon von früher bekannt wäre. Nach einigen Bemerkungen über unendliche Reihen im allgemeinen wird die hypergeometrische Reihe hinsichtlich ihrer Convergenz und Divergenz untersucht, hierauf werden — und das ist die eigentliche Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat (!!) — die Reihenentwicklungen einiger bekannten Functionen aus der hypergeometrischen Reihe als besondere Fälle abgeleitet und zuletzt die Darstellung derselben durch Kettenbrüche gezeigt. (S. Gauss, Gesamm. Werke, Bd. III, S. 126—161.) Es ist nicht einzusehen, was der Verf. mit der bloßen Wiedergabe dieser nunmehr fast hundert Jahre bekannten Ergebnisse beabsichtigt; es kann doch kaum Aufgabe der wissenschaftlichen Programmabhandlungen sein, längst Vorhandenes und Bekanntes einfach zu reproducieren.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

---

37. Procházka, Dr. Franz, O soudech záporných (Über negative Urtheile). Progr. des Staats-Gymn. in Neuhaus 1897, 8°, 19 SS.

Procházka, als Verfasser einer recht brauchbaren Schullogik bekannt (vgl. diese Zeitschrift Jahrg. 1895, S. 1120 ff.), hat aus dem Gebiete der Propädeutik das nicht bloß dankbare, sondern auch sehr anregende Thema über die negative Urtheilsform herausgegriffen. Es

scheint mir fast, als habe der Verf. die von Jerusalem in dessen 'Urtheilsfunction', der „eingehendsten und zutreffendsten" (Jodl. Lehrbuch der Psychologie, S. 613), weil auf psychologischer Grundlage aufgebauter Behandlung des Urtheilsphänomens aufgestellten Gesichtspunkte im Bereiche des verneinenden, wohl am allerwenigsten einer endgiltigen Lösung zugeführten Urtheilsactes zur Geltung bringen wollen. Bekanntlich bildet hier die Entscheidung darüber, ob die Bejahung und Verneinung als zwei ursprünglich coordinierte Classen von Urtheilen anzuerkennen seien (so Brentano und seine Schule), oder ob man vielmehr in der positiven Urtheilsform das zeitliche prius zu erblicken habe, das punctum saliens der so vielfach behandelten Frage. Zu den Vertretern der letzteren einzig richtigen Ansicht zählt nun auch der Verf., der sich das Zuständigkeitsrecht zu Sigwarts, Erdmanns und Jerusalems Schule durch eine gründliche wider die gegentheilige Lehre gerichtete Analyse der Frage zu erwerben verstanden hat. Ist er auch im ganzen zu den nämlichen Resultaten wie Jerusalem (S. 181—185) gelangt, so darf er einige Bemerkungen, so z. B. dass die Copula durch die Negation nicht bestimmt, sondern gänzlich aufgehoben wird (S. 15, was übrigens an sich evident ist, da es ja in vielen Sprachen gar keine Copula gibt), ferner die genaue Angabe der zur factischen Bildung negativer Urtheile veranlassenden Gründe, endlich gar manche zutreffende Beobachtung in sprachlicher Hinsicht ausschließlich sein eigen nennen. Hinter diesem (II.) kritisch analytischen Theile bleibt der vorangehende historische (S. 1—12) nicht zurück, ja ich würde ihn als reichhaltige Fundgrube für allfällige Weiterführung der Frage (etwa im Bereiche auch noch anderer Urtheilsgattungen als bloßer Wahrnehmungsurtheile), zumal da einer trockenen Nomenclatur durch jedesmalige Angabe des Grundgedankens in geschickter Weise vorgebeugt wird, fast noch höher stellen. Hiezu kommt, dass der Verf. womöglich bis zur Genesis der einzelnen Ansichten vorzudringen bemüht ist.

Ich kann daher Procházkas Abhandlung als eine verständnisvolle und die Lösung der Frage erheblich fördernde charakterisieren.

Nun aber ist es überall des Ref. gutes Recht, ja seine Pflicht, ergänzend und berichtigend einzugreifen. Indem ich hievon Gebrauch mache, will ich mit möglichster Kürze die einzelnen Entwicklungsphasen des negativen Urtheilsproblems klarlegen, umsomehr als Ähnliches meines Wissens noch von keiner Seite versucht wurde. Auf der ersten Entwicklungsstufe wird die Negation keinen anderen Sinn gehabt haben, als dass die ursprüngliche (positive), bereits mehr oder weniger zum Urtheil geformte und zergliederte Wahrnehmung — an eine Verneinung fertiger logischer Urtheile wird man im Urzustande des Menschen schwerlich denken können — durch das Negationselement rectificiert wurde mit dem Bewusstsein, dass an der früheren Wahrnehmung etwas nicht richtig, dass sie ein anderes (ἑτερόν τι, wo das comparative Bildungssuffix -τερο- noch eine local-adversative Bedeutung hat) geworden ist. 'Nun, da sieht es ganz anders aus!' pflegt man die früheren Erfahrungen in ihrer Gesammtheit berichtigend im täglichen Lebenswandel auszurufen. Ein Mangel an gleichen Merkmalen ist der Anlass zur Rectificierung. Mit einem Worte: das 'negierende' Element trifft beide Theile des im 'Keimen' (Jerus. 83) begriffenen Urtheiles (Subject und Prädicat zugleich); das Verhältnis der rectificierenden Wahrnehmung zur rectificierten ist ein contradictorisches (warm — nicht warm). War aber das alles Neue begleitende Staunen einer ruhigen Überlegung gewichen, dann gieng der Urmensch analog der ihm bereits ziemlich geläufigen Analyse der ursprünglichen Wahrnehmung an die Zergliederung der abgeänderten und fand, dass das 'Kraftcentrum' (das Subject) zwar dasselbe geblieben sei, dass es jedoch die bewusste Thätigkeit nicht ausübe (der Baum, der früher geblüht hat — ein Erinnerungsurtheil — blüht jetzt nicht), oder dass ihm die in Erfahrung gebrachte Eigenschaft nicht zukommt (Caius

war früher glücklich, jetzt ist er es nicht, sein Zustand ist ein anderer geworden, das Glücklichsein kommt ihm nicht mehr zu), dementsprechend erfährt die Negativpartikel eine Verschiebung, sie rückt in der Regel vor das Prädicat, um dessen Nicht-Function formal und sprachlich zum Ausdruck zu bringen. Das Formelement des positiven Urtheils (die Copula) wird durch die Negation zurückgewiesen, verworfen, so dass letztere allein in Action tritt. Die Urtheilsform ist eine negative geworden; die eventuelle Verschmelzung der Copula mit der Negationspartikel hat sonach bloß eine sprachliche Bedeutung. Auf dieser zweiten Entwicklungsstufe ist das Urtheil bereits vollständig geformt und sprachlich fixiert; die gleichzeitig erfolgte Objectivierung wird äußerlich durch das objective an Stelle des rein subjectiven μή von mehr interjectionalem Charakter tretende οὐ gekennzeichnet. Das contradictorische Verhältnis hält jedoch, indem vom Subjecte ausgesagt wird, was es nicht ist, und nicht etwa, was es ist, noch immer stand. Die Beobachtung, dass der Fleiß nur ausnahmsweise auftritt, also mangelhaft ist, führte zum Prädicate 'der Arbeiter ist nicht (immer) fleißig'; wiederholt sich aber die ab und zu gemachte Erfahrung regelmäßig, dann gibt man ihr einen Ausdruck, wie 'der Arbeiter ist unfleißig'. Die regelmäßig in der Art beobachtete Nicht-Function des Prädicats wird zu dessen habitueller Eigenschaft, die sowohl sprachlich als auch formal einen neuen Ausdruck finden musste. Einerseits hatte nämlich die durch die häufige Wiederholung erfolgte Abstumpfung des jede Negierung begleitenden Gefühls (Jerus. 184) eine Schwächung des zurückweisenden Elementes zur Folge, so dass bei den Nomina die bisherige Partikel οὐ zum ἀ-'privativum' (in ἀθάνατος), *non* zu *nĕ* (nĕ-fas), in- (innocens), nicht zu un- (unglücklich) verblasste; andererseits wurde der Verallgemeinerung der Erfahrung in der Weise Rechnung getragen, dass man die Negation zum Prädicatsnomen selbst schlug und damit zu einem Begriffe verband. Diese Veränderung vollzog sich daher nicht nur sprachlich, sondern auch formal. Der contradictorische Gegensatz wurde zum conträren, wodurch das Prädicat 'glücklich' in sein Gegentheil 'unglücklich' umschlug. Nun sind aber in den meisten Fällen durch 'Tradition und Gewohnheit' derartige Verwischungen der der Negationspartikel eigenthümlichen Kraft eingetreten, dass das conträr negierte Prädicat eine bestimmte positive Bedeutung annehmen konnte; das Urtheil 'Caius ist unglücklich' ist denn auch als formal (logisch) positiv anzuerkennen. Procházka erklärt freilich Urtheile, in deren Prädicaten die Negation noch gefühlt wird, für formal negative. Allein wer vermag uns immer die richtige Grenzscheide innerhalb des im steten Flusse begriffenen Bedeutungswechsels genau anzugeben? In didaktischer Hinsicht dürften überdies derartige Deuteleien sehr bedenklich werden. Man wähle also von zwei Übeln das kleinere und folge dem nach psychologischen Gesetzen rationell schaffenden Sprachgeiste unbedenklich. Wieso kam es übrigens, dass auch ein Aristoteles sich in einen unerquicklichen Widerspruch verwickeln konnte, indem er solche Prädicatsadjectiva als ὀνόματα ἀόριστα bezeichnet, somit eine bestimmte Aussage macht, ohne zu merken, dass ἀόριστος selbst zu solchen 'Unbegrenztheiten' consequenterweise zählen muss. Dies ist die dritte Entwicklungsstufe, in Hinsicht derer ich ausdrücklich gegen Pr. und theilweise gegen Jerusalem selbst betonen muss, dass es auch sprachlich nicht einerlei ist, ob man die Negation mit der Copula oder dem Prädicate verbindet. Im logischen Stadium sehe ich ferner beide Urtheilsformen als gleichwertig an.

Abschließend stelle ich noch im Sinne vorangehender Beobachtungen einige interessante Fragen auf: 1. Welches ist das Wesen der 'Litotes'? 2. Welchen Bedeutungsunterschied kann man aus den Sätzen 'der Mann ist nicht glücklich' und 'der Mann ist nicht unglücklich' herausfühlen? 3. Geht es immer an, ein 'infelix' durch 'miser' usw. zu ersetzen? 4. Welche Geltung kommt den Präfixen δυσ-, ve- (vesanus), so- (socors), miss- und Verbindungen wie 'malesanus' zu? 5. In welchen

Fällen macht die Negation (οὐ, non ...) mit dem zugehörigen Verbum einen Begriff aus? 6. Was lässt sich daraus für die Erklärung d r Partikelverbindungen μή οὐ und οὐ μή gewinnen?

Wall.-Meseritsch. Dr. Franz Kovář.

38. Keller Rob., Bemerkungen zu dem Jugendspiel. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Bielitz 1896, 8°, 7 SS.

Es ist wohl keine Überhebung, wenn ich, ohne behaupten zu wollen, dass dem Verf. meine diesbezüglichen zwei Arbeiten bekannt waren, sage, dass das hier Vorgebrachte fast durchgehends in meinen zwar gleichen Titel („Die Jugendspiele") führenden, aber einen verschiedenen Stoff behandelnden zwei Arbeiten (1. Gymn.-Progr. Brüx 1891. 2. Broschüre bei H. Dominicus, Prag 1892) bereits ausführlich behandelt ist

Im einzelnen möchte ich mir Folgendes zu bemerken erlauben: Die Wahrnehmung, „dass die Schüler keine besondere Neigung für jene Spiele zeigen, welche eine strengere und ausdauerndere Ordnung erfordern", kann ich aus meiner Praxis nicht bestätigen.

Der Verf. macht zwar richtig einen Unterschied zwischen „Bewegungsspielen" und „Ruhespielen", doch glaube ich, wird man sich bald auch allgemein zu der Unterscheidung bekennen zwischen „Spielen für den Spielplatz" und „Turnspielen"; nur letztere erheischen eine dauernde Beaufsichtigung durch den Lehrer, welche auf dem Spielplatze wegzufallen hat, und nur diese sind auch im Turnen einzuüben. Die Erklärung der anderen Spiele gehört, um jede Verkürzung der ohnedies karg zugemessenen Turnzeit hintanzuhalten, unbedingt auf den Spielplatz und kann bei mehreren Spielgruppen in der Weise vorgenommen werden, dass während eine Abtheilung noch ein bekanntes Spiel treibt, die andere in dem neuen Spiele unterwiesen wird.

39. Kempf Anton, Das Baden und Schwimmen, ein unentbehrliches Hilfsmittel der Schulhygiene. Progr. des Gymn. in Kaaden 1896, 8°, 11 SS.

Wir können den Ausführungen Kempfs im allgemeinen nur beipflichten. Die von Euler auf der VI. Turnlehrerversammlung zu Salzburg im Jahre 1874 aufgestellte These, dass Schüler zu Gunsten des Badens von dem Besuche der Turnstunden befreit werden können, ist ebensowenig zu billigen, als wenn man die Spielstunden an Stelle der Turnstunden treten lassen wollte. Wir brauchen eben mehr körperliche Übungen, nicht nur Abwechslung in denselben bei gleich beschränkter Stundenzahl. Von dem Vorwurfe, dass mit Ausnahme von Niederösterreich an vielen Mittelschulen dem Baden und Schwimmen noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt werde, ist unsere Anstalt frei, denn schon der vorjährige Jahresbericht wies (S. 53 ff.) aus, wie oft jeder einzelne Schüler im Monate badete. und ob er Freischwimmer sei oder nicht: in demselben Jahre zählte die Anstalt über 50% Schwimmer; auch war damals schon ein Abkommen mit dem Bäderbesitzer getroffen (s. S. 33), wie es Kempf proponiert. In unserem diesjährigen Jahresberichte verweisen wir bezüglich des Badens und Schwimmens auf SS. 25, 60 ff. und 33, Tab. I, 7—9, welche 59·8% Schwimmer ausweist, und auf die Bemerkungen hierzu S. 35.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. vom 30. August 1897, Z. 20739, mit welchem den Directionen der k. k. wissenschaftlichen Prüfungscommissionen für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen Weisungen zur Ausführung der Prüfungsvorschrift mitgetheilt werden. — Die Wahrnehmung, dass zahlreiche Candidaten Jahre zur Vollendung ihrer Lehramtsprüfung brauchen, indem die vorgeschriebenen Termine für die Ablieferung der schriftlichen Hausarbeiten wiederholt verlängert werden müssen und die Theilprüfungen durch lange Zwischenzeiten getrennt werden, ließ einige Mängel der Prüfungsvorschrift vom Jahre 1884 und 1894 oder ihrer Durchführung erkennen, die umsomehr eine Sanierung verlangen, als dadurch die materiellen Interessen der Candidaten ohne einen wesentlichen Vortheil für ihre theoretische Ausbildung geschädigt werden und der Mangel an vollständig qualificierten Lehramtscandidaten sich in allen Disciplinen der Mittelschule in empfindlicher Weise fühlbar macht. Diesem Zwecke dienen die in der neuen Prüfungsvorschrift im Einvernehmen mit den Prüfungscommissionen durchgeführten Neuerungen, die weder eine Herabminderung des Prüfungszieles bedeuten, noch eine Gefährdung des Bildungsgrades des Mittelschullehrstandes besorgen lassen. Die wichtigsten derselben sind: Es wird den Lehramtscandidaten gestattet, sich schon nach Absolvierung des siebenten Semesters ihrer Hochschulstudien zur Prüfung zu melden und um Stellung von Themen zur schriftlichen häuslichen Bearbeitung anzusuchen. Damit aber die häuslichen Arbeiten innerhalb der von der Prüfungsvorschrift normierten Zeit zum Abschluss gebracht werden können, mögen die Commissionen es vermeiden, Themen von zu großem Umfange oder solche, die umständliche Vorarbeiten verlangen, zu stellen, da es nicht auf den Umfang der Arbeiten ankommt, um zu erkennen, ob ein Candidat die entsprechende Ausbildung in seinem Fache sich erworben habe. Eine Abhandlung von ein bis höchstens drei Druckbogen wird diesem Zwecke vollauf zu genügen vermögen. Die sogenannte pädagogisch-didaktische Hausarbeit wurde fallen gelassen. Dafür wird durch die neue Vorschrift der Lehramtscandidat verpflichtet, sich während seiner Studienzeit mit dem Studium der Philosophie (insbesondere Psychologie) und der Pädagogik (insbesondere Geschichte derselben seit dem sechzehnten Jahrhundert) zu beschäftigen, indem er nicht bloß die betreffenden Vorlesungen inscribiert, sondern durch Vorlage von Colloquienzeugnissen der Prüfungscommission den Beweis erbringt, dass er dieselben mit Erfolg gehört habe. Zeugnisse über die thätige Theilnahme an seminaristischen Übungen in diesen Disciplinen, von den Leitern derselben ausgestellt, können die Commissionen als einen Ersatz für die Colloquienzeugnisse gelten lassen. Dadurch,

dass diese Zeugnisse von den Candidaten schon während ihrer Universitätsstudien erworben werden können, erscheint ein in den Lehrerkreisen wiederholt geäußerter Wunsch, dass nämlich ein Theil der Prüfung innerhalb der Studienzeit falle, erfüllt und für die Prüfung aus der Fachgruppe Zeit gewonnen. Eine weitere Vereinfachung der schriftlichen Prüfung soll darin gefunden werden, dass wenn sich Candidaten in den Seminarien, wissenschaftlichen Instituten oder Laboratorien ernst und fleißig betheiligt und daselbst eine größere wissenschaftliche Arbeit vollendet haben, diese von der Prüfungscommission als Ersatz für eine Hausarbeit angesehen werden darf. Als Voraussetzung hat dabei zu gelten, dass solche Arbeiten von den Leitern der betreffenden Seminare, Institute, Laboratorien der Annahme für würdig befunden wurden und als solche bestätigt werden. Dieselbe Bedeutung soll nach wie vor approbierten Doctordissertationen zukommen. Solche Arbeiten sind in formeller Hinsicht wie eine Hausarbeit zu behandeln, d. h. von der Commission zu censurieren und demnach auch dem Prüfungsacte beizuschließen. Die Bestimmung der zweiten Hausarbeit bleibt der Prüfungscommission überlassen. Durch diese Erleichterungen wird es der Mehrzahl der Candidaten möglich sein, im Laufe des ersten Jahres nach Vollendung ihrer Universitätsstudien die volle Approbation erlangt zu haben, welche den Antritt des Probejahres gestattet. Die Arbeitszeit für die Clausurarbeiten wurde bezüglich der Hauptfächer auf acht, bezüglich der Nebenfächer auf vier Stunden herabgesetzt. Es werden demnach nur Themen solcher Art zu stellen sein, die innerhalb dieser Zeit thatsächlich bearbeitet werden können. Aber auch bei dieser Forderung wird es sich empfehlen, zwischen den Clausurprüfungstagen zur Erholung der Candidaten einen Tag frei zu halten. Die Forderungen bei der mündlichen Prüfung haben innerhalb der in der Prüfungsvorschrift gesteckten Grenzen besonders die thatsächlichen Bedürfnisse für das praktische Lehramt an den Mittelschulen zu beachten. Bei den Prüfungen aus den Nebenfächern wird zu berücksichtigen sein, dass die Candidaten neben den Forderungen im Hauptfache diesen Fächern viel geringere Zeit und Arbeit widmen können und dass für den Unterricht in den unteren Classen ein dem Umfange nach weit geringeres Maß von Kenntnissen wie für den in den oberen Classen genügen darf. Demnach wurden die Forderungen aus classischer Philologie als Nebenfach rücksichtlich der Hilfsdisciplinen herabgesetzt und den thatsächlichen Bedürfnissen entsprechend modificiert, und wurde bezüglich der Prüfung aus der Unterrichtssprache als Nebenfach insbesondere die Forderung bei der Prüfung aus Literaturgeschichte erheblich eingeschränkt. Hie und da zutage getretene übergroße Ansprüche gerade in den Nebenfächern scheinen es mit verursacht zu haben, dass die Theilung der Gesammtprüfung fast zur Regel geworden ist. Durch diesen Vorgang wurde die wünschenswerte Beurtheilung der sämmtlichen Leistungen des Candidaten für die Zuerkennung der Approbation sehr erschwert und mussten die Candidaten der aus solcher Beurtheilung sich ergebenden Vortheile verlustig werden. Die neue Prüfungsvorschrift will diesem Übelstande durch Einschränkung der Theilprüfungen begegnen und rechnet auf eine energische Bekämpfung der bestehenden Übung seitens der Prüfungscommissionen. Je mehr übrigens bei den Candidaten die Überzeugung platzgreifen wird, dass die Approbation in erster Reihe von dem Grade methodischer Durchbildung und verständiger Beherrschung des Gegenstandes, welche nur durch gewissenhafte Ausnützung der Studienzeit gewonnen werden, nicht aber von eilig für die Prüfung zusammengerafften gedächtnismäßigen Kenntnissen abhängt, umsoweniger werden diese selbst die Theilung der Prüfung anstreben. Endlich wurde bezüglich der Form der Zeugnisse bisher von den Lehramtscandidaten schwer empfunden, dass das oft eine Fülle von tadelnden Einzelbemerkungen enthaltende Prüfungsprotokoll vollständig in den Text der Zeugnisse aufgenommen wurde. Von dieser Ge-

›flogenheit, wo sie besteht, ist in Hinkunft Umgang zu nehmen und hat ich der Text des Zeugnisses im Sinne der Prüfungsvorschrift auf ein charakteristisches, nach bestimmten Calcülen abgestuftes Gesammturtheil zu beschränken, das nur in kurzer Weise begründet werden mag.

Die neue Prüfungsvorschrift ist in Stück XIX des Minist.-Verordnungsblattes vom J. 1897 (S. 431 ff.) enthalten.

Erlass des Min. für C. und U. vom 17. Dec. 1897. Z. 26.715, an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden, betreffend das Verhältnis zwischen Schule und Haus und die Studenten-Quartiere der Mittelschüler im besonderen. — Mit dem Min.-Erlasse vom 22. Januar 1897, Z. 549, wurden die Landesschulbehörden aufgefordert, unter Würdigung der besonderen Verhältnisse der einzelnen Schulorte Erhebungen zu pflegen: 1. Ob rücksichtlich der Studenten-Quartiere Übelstände bestehen, und welcher Art sie sind; 2. was seitens der Schulleitungen, bezw. Schulbehörden oder anderer Organe in dieser Hinsicht bereits veranlasst wurde; endlich 3. was zur Abstellung bestehender Übelstände eventuell vorgekehrt werden könnte. Die Schulorgane haben mit löblichem Eifer Erhebungen gepflogen, die zum Theile in Ausführung hierortiger Weisungen getroffenen Maßnahmen dargelegt und auf Grund sorgfältiger Berathungen mannigfache Vorschläge erstattet. Daraus geht hervor, dass die Unterbringung nicht ortsangehöriger Studierender in sanitärer und moralischer Hinsicht vielfach mit großen Übelständen verbunden ist, gegen welche Schulbehörden und Sanitätsorgane, die Lehrkörper einzelner Mittelschulen und auch Private als Förderer von Wohlfahrtseinrichtungen trotz anerkennenswerter Bemühungen bisher ohne den vollen Erfolg angekämpft haben. Deshalb scheint es geboten, Vorkehrungen, welche sich bereits hie und da bewährt haben, und Vorschläge der Schulbehörden, welche eine wohlthätige Einwirkung erwarten lassen, ohne das Studium unbemittelter Schüler zu vertheuern oder erschweren, zur allgemeinen Darnachachtung in Folgendem zu empfehlen: 1. Es ist wünschenswert, dass von den Lehrkörpern der Mittelschulen eine Belehrung für Kost- und Quartiergeber unter Berücksichtigung der besonderen localen Verhältnisse verfasst werde, in welcher Aufklärungen und Weisungen in sanitärer und moralisch-erziehlicher Richtung, insbesondere über das Zusammenwohnen der Schüler mit anderen Personen, über ihre Überwachung, über die Regelung der Zeit für Arbeit und Erholung derselben, namentlich über die Pflichten des Hauses gegenüber der Schule und Ähnliches gegeben werden. Diese Instruction ist von der Landesschulbehörde nach gepflogenem Einvernehmen mit der Landesstelle als Landes-Sanitätsbehörde zu genehmigen und in Druck zu legen. Ein Exemplar derselben ist zusammen mit der Haus- und Disciplinar-Ordnung der Schule in sicherer Art jedem verantwortlichen Aufseher seitens der Anstalt zu übermitteln. Ob eine Bestätigung des Empfanges dieser Documente etwa auf dem Nationale der Schüler erforderlich ist, muss dem Ermessen der Lehrkörper überlassen bleiben. 2. Die Disciplinar-Ordnung hat im Sinne des §. 70, Punkt 3 des Organ.-Entwurfes die Bestimmung zu enthalten, dass dem Lehrkörper das Recht zusteht, wenn wohlbegründete Thatsachen einen Kost- oder Wohnort als gänzlich ungeeignet oder gar verderblich erscheinen lassen, die Änderung desselben von den Eltern oder deren Stellvertretern zu verlangen, oder wenn dem Verlangen nicht Rechnung getragen wird, den Schüler von der Anstalt auszuschließen. 3. Die Lehrkörper haben im Sinne der »Weisungen zur Führung des Schulamtes« (S. 47) sorgfältig darüber zu wachen, dass die Disciplinar-Vorschriften auch rücksichtlich ihrer Bestimmungen für das Verhalten der Schüler außerhalb der Schule allgemein beobachtet werden. 4. Die Anstalts-Directionen haben ein Verzeichnis geeigneter Kost- und Wohnhäuser anzulegen und dasselbe auf Verlangen den Eltern oder deren Stellvertretern zur Verfügung zu stellen, überhaupt aber denselben bei der Unterbringung ihrer Kinder rathend und belehrend zur Seite zu stehen. 5. Die Überwachung der

Studenten-Quartiere in sanitätspolizeilicher Hinsicht fällt in den Wirkungskreis der Gemeinden, mit denen sich die Schulbehörden (Directionen) nöthigenfalls ins Einvernehmen zu setzen haben. Bezüglich der Beaufsichtigung der Studenten-Quartiere von Seite des Lehrkörpers wird auf die Bestimmungen des Min.-Erlasses vom 25. August 1849, Z. 5619 (Marenzeller, Normalien-Sammlung I, Nr. 159), neuerdings aufmerksam gemacht. 6. Wo es nothwendig und ausführbar erscheint, wolle der k. k. Landesschulrath veranlassen, dass eine regelmäßig wiederkehrende Revision der Studenten-Quartiere oder eines Theiles derselben durch die Sanitätsorgane eingeleitet werde. 7. Die Errichtung von öffentlichen oder privaten Studenten-Convicten (Bursen) mit pädagogisch gebildeten Leitern an der Spitze verdient in aller Weise gefördert zu werden, insbesondere an solchen Orten, in welchen Wohnungsnoth herrscht. Letzterer Umstand muss auch bei der Entscheidung über die Zahl namentlich der in die I. Classe aufzunehmenden Schüler Gegenstand besonderer Vorsorge sein. Desgleichen haben die Schulbehörden die Pflicht, bei der eventuellen Errichtung neuer Mittelschulen das Einvernehmen mit der betreffenden Gemeinde zu pflegen und nöthigenfalls darauf aufmerksam zu machen, dass das schwierige Bildungs- und Erziehungswerk einer Schule wesentlich von der Art abhängt, wie die Schüler häuslich untergebracht und überwacht werden können. 8. Im allgemeinen wird erwartet, dass die Lehrkörper im Sinne der „Weisungen zur Führung des Schulamtes" (S. 54 f. und 76) den Verkehr mit den Eltern und deren Stellvertretern in Angelegenheit der Erziehung und des Unterrichtes der der Schule anvertrauten Jugend zu fördern bestrebt sind, und dass derselbe überall in concilianter, von Wohlwollen zeugender und dadurch Vertrauen erweckender Weise sich vollziehe. Ich ersuche den k. k. Landesschulrath, der Überwachung der Studenten-Quartiere und der Förderung richtiger und guter Beziehungen zwischen Schule und Haus überhaupt fortgesetzte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und mir über etwa getroffene Vorkehrungen und die hiebei gemachten Erfahrungen anlässlich der Jahres-Hauptberichte näher zu berichten.

Erlass des Min. für C. und U. vom 30. Januar 1898, Z. 707, womit die Agitationen für die Verbreitung von Schulbüchern untersagt werden. — Aus Anlass eines vorgekommenen Falles, in welchem bei einem Lehrbuche für den Fall der Einführung desselben an den betreffenden Schulen der Hilfscasse eines Lehrervereines eine Provision seitens der Herausgeber zugesichert wurde, finde ich mich veranlasst, den k. k. Landesschulrath aufzufordern, die Leitungen der Volks- und Bürgerschulen eindringlichst darauf aufmerksam zu machen, dass bei der Auswahl der einzuführenden Schulbücher ausschließlich der pädagogisch-didaktische Wert derselben maßgebend sein muss, und dass etwaige finanzielle Vortheile, welche von Seite der Verleger oder der Verfasser für den Fall der Abnahme ihrer Bücher oder Lehrmittel aus dem erzielten Gewinne für irgend welche Zwecke in Aussicht gestellt werden, unter keinen Umständen Berücksichtigung finden dürfen. Sollte es sich herausstellen, dass Verfasser oder Verleger zum Zwecke der Einführung ihrer Bücher an den Schulen Leitern oder Lehrern die Gewährung finanzieller Vortheile zu welchem Zwecke immer in Aussicht stellen, würde in jedem Falle dem betreffenden Buche oder Lehrmittel die Zulässigkeit zum Unterrichtsgebrauche vorenthalten, bezw. entzogen werden. Die Bezirksschulräthe sind anzuweisen, derartigen unzulässigen Agitationen für die Verbreitung von Schulbüchern mit allem Nachdrucke entgegenzutreten und vorkommenden Falles sofort die erforderliche Anzeige zu erstatten.

Erlass des Min. für C. und U. vom 27. Nov. 1897, Z. 28730, an alle politischen Landesstellen, betreffend die Modalitäten der Ausfolgung der zur Ablegung der Prüfung für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen vorbehaltenen Jahresbeträge der Stipendien im Falle des Be-

innes der Prüfung nach Zurücklegung von sieben Semestern der Universitätsstudien auf Grund der Verordnung des Ministers für C. und U. vom 30. August 1897, Vdgs.-Bl. Nr. 50. — Die mit dem hierortigen Erlasse vom 13. November 1894, Z. 20536, Vdgs.-Bl. Nr. 48 für die Fälle der Anwendung der Bestimmung des §. 17 der hierortigen Verordnung vom 12. April 1889, R.-G.-Bl. Nr. 46, Vdgs.-Bl. Nr. 25, normierten besonderen Ausfolgungsmodalitäten der behufs Ablegung der Prüfung für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen vorbehaltenen Jahresbeträge der Stipendien werden auf alle Fälle ausgedehnt, in welchen die fragliche Prüfung nunmehr auf Grund des Artikels II der hierortigen Verordnung vom 30. August 1897, R.-G.-Bl. Nr. 220, Vdgs.-Bl. Nr. 50, bereits nach Zurücklegung von sieben Semestern der erforderlichen Universitätsstudien begonnen wird.

Erlass des Min. für C. und U. vom 29. Sept. 1897, Z. 16206, an die Directionen der k. k. Prüfungscommissionen für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Wien und Prag, betreffend die Prüfung der Candidatinnen für das Lehramt des Freihandzeichnens an höheren Töchterschulen und Mädchen-Mittelschulen. — Mit Ministerial-Erlass vom 24. März 1897, Z. 895/C. U. M., Min.-Vdgs.-Bl. Nr. 20, wurde es als wünschenswert bezeichnet, dass der Unterricht an höheren Töchterschulen nach Möglichkeit in die Hand von Lehrerinnen gelegt werde. Um nun den Candidatinnen für das Lehramt des Freihandzeichnens an diesen Schulen, sowie auch an Mädchen-Mittelschulen die Möglichkeit zu bieten, ihre Qualification hiezu durch Ablegung einer Prüfung nachzuweisen, finde ich bis auf weiteres anzuordnen, dass die Ministerial-Verordnungen vom 29. Januar 1881, Z. 20485 ex 1880, Min.-Vdgs.-Bl. Nr. 18 ex 1881 und vom 2. Mai 1884, Z. 2050, Min.-Vdgs.-Bl. Nr. 18, betreffend die Prüfung der Candidaten für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen mit der Maßgabe auch für Candidatinnen zu gelten haben, dass die im §. 4 *a* der ersterwähnten Verordnung aufgestellte Forderung der streng wissenschaftlichen Begründung der Projectionslehre und die im §. 6 I normierte, die Projectionslehre betreffende Hausarbeit zu entfallen habe. Die Zuerkennung der Lehrbefähigung hat nur für höhere Töchterschulen und Mädchen-Mittelschulen stattzufinden.

Der Min. für C. und U. hat das dem Comm.-Untergymn. in Bregenz für die I. und II. Classe verliehene Recht der Öffentlichkeit auch auf die III. Classe unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) für das Schuljahr 1897/8 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 27. Jan. 1898, Z. 834).

Der Min. für C. und U. hat der I. und II. Classe des deutschen Comm.-Gymn. in Mährisch-Ostrau unter gleichzeitiger Anerkennung des Bestandes des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) für das Schuljahr 1897/8 das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 5. Febr. 1898, Z. 2452).

Der Min. für C. und U. hat das dem böhm. Privat-Untergymn. in Hohenstadt für die I. Classe verliehene Öffentlichkeitsrecht auch auf die II. Classe für das Schuljahr 1897/8 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1898, Z. 2611).

Der Min. für C. und U. hat das der böhm. Privat-Unterrealschule in Leipnik für die I. und II. Classe verliehene Öffentlichkeitsrecht auch auf die III. Classe für das Schuljahr 1897/8 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 5. Febr. 1898, Z. 2482).

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe des böhm. Privat-Realgymn. in Mährisch-Ostrau für das Schuljahr 1897/8 das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1898, Z. 2613).

Der Min. für C. und U. hat das dem böhm. Privat-Untergymn. in Mistek für die I. und II. Classe verliehene Öffentlichkeitsrecht auch auf die III. Classe für das Schuljahr 1897/8 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1898, Z. 2612).

Der Min. für C. und U. hat der I. und II. Classe des Landes-Realgymn. in Mödling für das Schuljahr 1897/8 das Öffentlichkeitsrecht unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) verliehen (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1898, Z. 32.711 ex 1897).

Der Min. für C. und U. hat dem Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau das für die vier unteren Classen verliehene Öffentlichkeitsrecht auf die V.—VIII. Classe unter Anerkennung des Bestandes des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen ausgedehnt, sowie demselben das Recht verliehen, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1898. Z. 32 701 ex 1897).

Der Min. für C. und U. hat der I. und II. Classe des Privat-Gymn. in Gmunden für das Schuljahr 1897/8 das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1898, Z. 32.136 ex 1897).

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe der Comm.-Realschule in Adlerkosteletz für das Schuljahr 1897/8 das Öffentlichkeitsrecht unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) verliehen (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1898. Z. 32.621 ex 1897).

Der Min. für C. und U. hat das dem Comm.-Gymn. in Friedek für die I. und II. Classe verliehene Öffentlichkeitsrecht auch auf die III. Classe unter gleichzeitiger Anerkennung des Bestandes des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) für das Schuljahr 1897/8 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 6. Jan. 1898, Z. 35).

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe der Comm.-Realschule in Nachod für das Schuljahr 1897/8 das Öffentlichkeitsrecht unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) verliehen (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1898, Z. 32.612 ex 1897).

Der Min. für C. und U. hat der I.—IV. Classe der deutschen Comm.-Realschule in Göding für das Schuljahr 1897/8 das Öffentlichkeitsrecht unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) verliehen (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1898, Z. 32.546 ex 1897).

Der Min. für C. und U. hat dem städt. Franz Joseph-Gymn. in Königinhof vom Schuljahre 1897/8 angefangen auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen das Recht verliehen, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen (Min.-Erl. v. 8. Jan. 1898. Z. 32.913 ex 1897).

Der Min. für C. und U. hat das der I. und II. Classe der deutschen Comm.-Unterrealschule in Leipnik verliehene Öffentlichkeitsrecht unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) für das Schuljahr 1897/8 auch auf die III. Classe ausgedehnt (Min.-Erl. v. 15. Jan. 1898. Z. 679).

Der Min. für C. und U. hat der V. Classe des Comm.-Gymn. in Aussig vom I. Semester des Schuljahres 1897/8 angefangen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehen und das Reciprocitätsverhältnis im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) für das aus Anlass der Eröffnung der genannten Classe angestellte Lehrpersonal anerkannt (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1898, Z. 32.574 ex 1897).

Der Min. für C. und U. hat das der böhm. Privat-Unterrealschule in Göding bis einschließlich der III. Classe verliehene Öffentlichkeits-

recht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen auf die V. Classe ausgedehnt (Min.-Erl. v. 15. Jan. 1898, Z. 678).

Der Min. für C. und U. hat das der I.—V. Classe des städt. Kaiser Franz Joseph-Real- und Obergymn. in Karlsbad auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehene Öffentlichkeitsrecht sowie das im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46 anerkannte Verhältnis der Reciprocität vom Schuljahre 1897/8 angefangen auch auf die VI. Classe ausgedehnt (Min.-Erl. v. 6. Jan. 1898, Z. 32.573 ex 1897).

Der Min. für C. und U. hat der I., II. und III. Classe des poln. Privat-Gymn. in Teschen für das Schuljahr 1897/8 das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 11. Oct. 1897, Z. 25.617)

Der Min. für C. und U. hat dem städt. Franz Joseph-Gymn. in Königinhof das bis einschließlich der siebenten Gymnasialclasse verliehene Öffentlichkeitsrecht unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen auch auf die VIII. Classe ausgedehnt (Min.-Erl. v. 4. Dec. 1897, Z. 30.594).

Der Min. für C. und U. hat das dem Privat-Gymn. des Collegiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg mit Min.-Erl. vom 19. Jan. 1897, Z. 355, für die I.—VII. Classe unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen bis zum Schlusse des Schuljahres 1897/8 verliehene Öffentlichkeitsrecht auch auf die VIII. Classe für die nämliche Zeitdauer, und zwar rücksichtlich der als öffentliche Schüler des genannten Privat-Gymn. eingeschriebenen internen Zöglinge der Privat-Lehr- und Erziehungs-Anstalt daselbst ausgedehnt, sowie für die gleiche Dauer das Recht verliehen, mit den gedachten Schülern Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen (Min.-Erl. v. 20. Dec. 1897, Z. 31.417).

Der Min. für C. und U. hat das der I. und II. Classe der Comm.-Realschule in Laun verliehene Öffentlichkeitsrecht auf die III. Classe unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) für das Schuljahr 1897/8 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 20. Dec. 1897, Z. 31.738).

Der Min. für C. und U. hat das dem k. k. Stifts-Gymn. in St. Paul für die vier unteren Classen verliehene Öffentlichkeitsrecht auf die V. Classe für das Schuljahr 1897/8 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 15. Febr. 1898, Z. 3414).

Um in der Frage der Anspruchsberechtigung von Witwen, welche ihre Gatten im Pensionsstande geheiratet haben, auf das Sterbequartal einen einheitlichen Vorgang zu erzielen, hat das k. k. Finanz-Ministerium unter dem 7. Nov. 1897, Z. 50.846, über Anregung und im Einvernehmen mit dem Justiz-Ministerium erklärt, dass den Witwen nach Staatsbediensteten, welche ihren Gatten erst im Pensionsstande geheiratet haben, ohne dass späterhin eine Reactivierung desselben erfolgt wäre, ein rechtlicher Anspruch auf das Sterbequartal nach §. 13, Abs. 1 des Gesetzes vom 14. Mai 1897, R. G. Bl. Nr 74, zusteht. Dasselbe kann demgemäß solchen Witwen seitens der zuständigen Behörden im eigenen Wirkungskreise bewilligt werden, ohne dass es hiezu der Zustimmung, bezw. Genehmigung des Finanz-Ministeriums bedürfte (Min.-Erl. v. 7. Dec. 1897, Z. 28.990).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Gymn.-Prof. in Tarnów Dr. Alexander Pechnik zum Ehrendomherrn des röm.-kath. Kathedralcapitels in Tarnów.

Der Prof. am Gymn. in Trient Dr. Alois Pernter zum Director des Gymn. in Triest.

Der Director des Franz Joseph-Gymn. in Freistadt, Bezirksschulinspector Johann Habenicht zum Director der Lehrerbildungsanstalt in Linz.

Der Prof. am Gymn. in Linz Franz Schauer zum Director des Gymn. in Freistadt.

Der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Dr. Franz Majchrowicz zum Director des Gymn. in Drohobycz.

Der Prof. am Gymn. in Pola Johann Kos zum Director des Gymn. in Spalato.

Zu wirkl. Lehrern: am Gymn. in Deutschbrod der prov. Lehrer an dieser Anstalt Franz Petr, an den ruthen. Parallelclassen am Gymn. in Kołomyja der Supplent am poln. Gymn. in Przemyśl Leontius Kuzma, am Gymn. in Pola der Supplent am Gymn. in Triest Dr. Felix Podhorsky, am Gymn. in Krems der Supplent an dieser Anstalt Dr. Johann Öhler, an der Realschule in Steyr der prov. Lehrer am Gymn. in Linz Franz Herget, an der deutschen Abtheilung des Gymn. in Trient der Supplent am Gymn. in Triest Raimund Gruber, am Gymn. in Złoczow der Supplent am poln. Gymn. in Przemyśl Andreas Klisiecki, an der Realschule in Tarnopol der Director der Mädchen-Bürgerschule in Tarnopol Ladislaus Satke, am Gymn. in Pola der Supplent an der Realschule im VI. Gemeindebezirke von Wien Dr. Ludwig Linsbauer, am Gymn. in Wadowice der Supplent am Gymn. in Stryj Johann Guzdek, am Gymn. in Sanok der Supplent am Gymn. in Jasło Josef Tomasik, an der Realschule in Lemberg der Volksschullehrer daselbst Siegmund Luszczyński.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Krumau der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Felix Faschingbauer.

Erledigte Lehrstellen wurden verliehen: Dem dem Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. am Gymn. in Wadowice Stanislaus Rzepiński eine Stelle am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Buczacz Anton Wojciechowski eine Stelle am Gymn. in Kołomyja, dem Prof. an der Realschule in Tarnopol Franz Vogl eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Pola August Schletterer eine Stelle an der Realschule in Innsbruck, dem Prof. am Gymn. im VII. Gemeindebezirke in Wien Dr. Laurenz Pröll eine Stelle am Gymn. in Linz.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Linz der Seminarlehrer am Landes-Lehrerseminar in St. Pölten Johann Häfele, am Gymn. in Salzburg der Supplent am Gymn. in Linz Johann Held.

Zum Amanuensis an der Studienbibliothek in Salzburg der Lehrer am Gymn. in Ried Franz Wachter.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Lemberg der Supplent am IV. Gymn. in Lemberg Johann Karl Nittmann.

Zum Conservator der Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale der Religionslehrer am Gymn. zu St. Paul Dr. Odilo Frankl.

Zum Bezirksschulinspector für die böhm. Schulen des Schulbezirkes Pardubitz der Prof. an der Realschule in Pardubitz und Bezirksschulinspector für den Schulbezirk Neu-Bydżow Franz Bělohlávek.

Zum Bezirksschulinspector für die in den Steuerbezirken Neupaka und Libau des Schulbezirkes Jičín gelegenen Schulen der Prof. am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) Dr. Karl Veselík.

Zum Bezirksschulinspector für den Schulbezirk Baden der Prof. am Karl Ludwig-Gymn. in Wien Dr. Martin Manlik.

Zum Bezirksschulinspector für den Schulbezirk Münchengrätz und für die böhm. Schulen des Schulbezirkes Reichenberg (Stadt und Land) und Gablonz der Prof. am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) Rudolf Jedlička

Zu Mitgliedern der Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz der Prof. am deutschen Gymn. in Olmütz Anton Frenzl, der Prof. an der Oberrealschule in Olmütz Josef Thannabaur und der Prof. an der Landes-Oberrealschule in Sternberg Franz Bayer für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode.

Zum Mitgliede der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien und zum Fachexaminator für Zoologie der ord. öff. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Berthold Hatschek.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen in Graz für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode der Prof. am I. Gymn. in Graz Anton Naumann.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen mit ital. Unterrichtssprache in Trient für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode der Prof. am Gymn. in Trient Franz Postet.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zum Fachexaminator für Zoologie der ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Robert Ritter von Lendenfeld; im übrigen aber wurde die genannte Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1897/98 bestätigt.

Zu Mitgliedern der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Krakau die ord. Proff. an der Univ. in Krakau Dr. Stephan Pawlicki und Dr. Eduard Janczewski, und zwar ersterer zum Fachexaminator für Philosophie, letzterer zum II. Examinator für Botanik; im übrigen aber wurde diese Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1897/98 bestätigt.

Die Functionsdauer des Vorsitzenden der Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien, des ord. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Julius Wagner Ritter von Jauregg und der dermaligen Mitglieder dieser Commission, des ord. Univ.-Prof. Hofrath Dr. Karl Toldt, des Leiters des Turnlehrer-Bildungscurses und der Univ.-Turnanstalt in Wien Gustav Lukas und des Turnlehrers am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Maximilian Seeland wurde auf das Triennium 1897/98 bis 1899/1900 ausgedehnt.

Zum Vorsitzenden der Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Graz für die Functionsperiode 1897/98 bis 1899/1900 der ord. öff. Prof. an der Univ. in Graz, Hofrath Dr. Franz Krones Ritter von Marchland, und zu Mitgliedern der genannten Prüfungscommission der Stadtphysikus und Privatdocent an der Univ. in Graz Dr. Oskar Eberstaller und der Prof. an der Realschule in Graz Dr. Victor Nietsch.

Zum Mitgliede der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Graz und zum Fachexaminator für darstellende Geometrie und geometrisches Zeichnen der a. o. Prof. an der techn. Hochschule in Graz Dr. Rudolf Schüssler; im übrigen aber wurde die Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1897/98 bestätigt.

Zum Mitgliede der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Czernowitz und zum Fachexaminator für Zoologie der ord. Univ.-Prof. Dr. Karl Zelinka in Czernowitz; im übrigen aber wurde diese Commission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1897/98 bestätigt.

Der Min. für C. und U. hat für die Schuljahre 1897/98 und 1898/99 zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Prag ernannt: zum Director den ord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag Josef Šolin; zu Fachexaminatoren für Projectionslehre und allgemeine pädagogisch-didaktische Fragen:

den ord. Prof. an der deutschen techn. Hochschule in Prag Karl Küppe[illegible] und den ord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag Karl Pel[illegible] für das ornamentale Zeichnen: den Architekten Anton Barvitius un[illegible] den a. o. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag Johann Koul[illegible] für figurales Zeichnen: den ord. Prof. an der deutschen techn. Hochschu[illegible] in Prag Emil Lauffer und den Prof. an der Kunstakademie in Pr[illegible] Franz Ženišek; für Kunstgeschichte und Stillehre: den ord. Prof. a[illegible] der deutschen Univ. in Prag Dr. Alwin Schultz und den ord. Prof. a[illegible] der böhm. Univ. in Prag Dr. Ottokar Hostinský; für Anatomie de[illegible] menschlichen Körpers: den ord. Prof. an der böhm. Univ. in Prag D[illegible] Johann Janošik; für das Modellieren: den Prof. an der Kunstgewerb[illegible] schule in Prag Cölestin Klouček; für die Unterrichtssprache: den or[illegible] Prof. an der deutschen Univ. in Prag, Hofrath Dr. Johann Kelle un[illegible] den ord. Prof. an der böhm. Univ. in Prag Dr. Johann Gebauer.

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Vorarlberg für die gesetz[illegible] liche Functionsperiode der Generalvicariatsrath Dr. Anton Walter i[illegible] Feldkirch, der Decan und Stadtpfarrer in Bregenz Georg Prutscher, ferner der Director des Real- und Obergymn. in Feldkirch Dr. Victo[illegible] Perathoner und der Bürgerschullehrer in Bludenz Johann Thaler weiter zu Beiräthen der evang. Pfarrer in Bregenz Karl Kröal und d[illegible] Fabriksbesitzer in Hohenems Iwan Rosenthal.

Zu Mitgliedern des niederösterr. Landesschulrathes für die nächst[illegible] Functionsperiode der päpstl. Hausprälat, Domscholaster und infal. Propst-Pfarrer Dr. Godfried Marschall, der Pfarrer der evang. Kirchengemeinde H. B. in Wien Dr. Karl Alfons Witz-Stöber, der Hof- und Gerichts-advocat Dr. Gustav Kohn, ferner der ord. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Leopold Gegenbauer, der Landesschulinspector i. R. Dr. Leopold Konvalina und der Director der n. ö. Landes-Blindenschule in Purkers-dorf Friedrich Entlicher.

Zum Mitgliede des Landesschulrathes für Schlesien für den Rest der laufenden Functionsperiode der Director der Lehrer- und Lehrerinnen-bildungsanstalt in Troppau Georg Schmid.

Zum Mitgliede des Landesschulrathes für Oberösterreich für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode der Director des Gymn. in Linz, Schulrath Christoph Würfl.

Die Zulassung des Prof. der Landes-Oberrealschule in Brünn Ferdinand Josef Obenrauch als Privatdocent für Geschichte der Geo-metrie an der techn. Hochschule in Brünn wurde bestätigt.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: der Prof. am akad. Gymn. in Wien Dr. Franz Herold, der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Wien Josef Stowasser, der Prof. am I. Gymn. im II. Gemeinde-bezirke Wiens Vincenz Hammerle, die Proff. am Elisabeth-Gymn. in Wien Dr. Franz Lauczizky und Dr. Karl Kreipner, die Proff. am Gymn. im VI. Gemeindebezirke Wiens Dr. Otto Steinwender, Clemens Diepold und Dr. Josef Jüttner, der Prof. am Maximilians-Gymn. in Wien Dr. Heinrich Ritter von Höpflingen und Bergendorf, der Prof. am Karl Ludwig-Gymn. in Wien Karl Maly, der Prof. an der Real-schule im I. Gemeindebezirke Wiens Ludwig Dörfler, der Prof. an der I. Realschule im II. Gemeindebezirke Wiens Moriz Husserl, der Prof. an der Realschule im III. Gemeindebezirke Wiens Franz Schiffner, der Prof. an der Realschule im IV. Gemeindebezirke Wiens Dr. Alois Kimmerle, der Prof. an der Realschule im VI. Gemeindebezirke Wiens Dr. Leo Burgerstein, die Proff. an der Realschule im XVIII. Ge-meindebezirke Wiens Franz Haluschka, Alois Seeger und Dr. Fried-rich Wrzal, der Prof. am Gymn. in den Königl. Weinbergen Franz Hrbek, die Proff. am Obergymn. in Czernowitz Juvenal Stefanelli und Dr. Josef Frank, der Prof. am griech.-orient. Gymn. in Sucsawa Basil Bumbac, die Proff. an der griech.-orient. Realschule in Czerno-witz Leo Ilnicki, Justin Pihuliak und Calistrat Coca; ferner an

eutschen Anstalten: der Prof. am Gymn. in Brüx Josef Neubert, der 'rof. am Gymn. in Budweis Adolf Süssner, der Prof. am Gymn. in rumau Julius Gilhofer, der Prof. am Gymn. in Landskron Johann teinacher, die Proff. am Gymn. in Böhm.-Leipa P. Amand Paudler nd Alexander Tragl, der Prof. am Gymn. in Mies Felix Dander, ler Prof. am Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), der Prof. am ymn. in Prag-Kleinseite P. Franz Meindl, der Prof. an der Realschule n Karolinenthal Gustav Lukas, der Prof. an der Realschule in Leitmeritz osef Blumer, der Prof. an der Realschule in Pilsen Johann Skola, lie Proff. an der I. Realschule in Prag Franz Tiesel und Friedrich Wenk; an böhm. Anstalten: der Prof. am Gymn. in Budweis Josef Vaněček, der Prof. am Gymn. in Deutschbrod Heinrich Kracík, der Prof. am Gymn. in Jungbunzlau Thomas Frána, der Prof. am Gymn. in Königgrätz Franz Fischer, der Prof. am Gymn. in Pilsen Thomas Zatloukal, die Proff. am Gymn. in Pisek Johann Lukeš, Daniel Seidl und Johann Šulc, die Proff. am akad. Gymn. in Prag Cyrill Kříž und Johann Placek, der Prof. am Real- und Obergymn. in Prag-Neustadt Dr. Johann Novák, der Prof. am Gymn. in Prag-Kleinseite Josef Hoffmann, der Prof. am Real- und Obergymn. in Přibram Ferdinand Zahrádka, der Prof. am Gymn. in Raudnitz Gabriel Šuran, der Prof. am Gymn. in Schlan Karl Paul, der Prof. am Gymn. in den Königl. Weinbergen Franz Servit, der Prof. an der Realschule in Kuttenberg Johann Štěpánek, der Prof. an der Realschule in Pardubitz Anton Kodet, der Prof. an der Realschule in Pilsen Richard Branžovský, der Prof. an der Realschule in Prag-Altstadt Jaroslaus Klusáček, der Prof. an der Realschule in Prag-Kleinseite Franz Netuka; weiters der Prof. am Gymn. in Brody Franz Szyndler, der röm.-kath. Religionsprof. am Gymn. in Brzeżany Anton Hochecker, die Proff. am Gymn. in Kołomyja Michael Kusionowicz und Josef Wasilkowski, der Prof. und Leiter der ruthen. Parallelclassen am Gymn. in Kołomyja Sophron Niedzielski, der Prof. am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau Ladislaus Kulczyński, der Prof. am III. Gymn. in Krakau Stanislaus Bednarski, der Prof. am akad. Gymn. in Lemberg Dr. Emil Kalitowski, die Proff. am II. Gymn. in Lemberg Dr. Josef Ogórek und Wladimir Resl, der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Dr. Anton Danysz, der Prof. am Gymn. in Neu-Sandec Josef Kretowicz, der Prof. am ruth. Gymn. in Przemyśl Andreas Czyczkiewicz, der Prof. am Gymn. in Rzeszów Julian Sutowicz, die Proff. am Gymn. in Sanok Leo Lemoch und Valentin Wrobel, der röm.-kath. Religionsprof. am Gymn. in Stryj Karl Zoeller, der griech.-kath. Religionsprof. am Gymn. in Złoczów Isidor Jezierski, der Prof. an der Realschule in Krakau Franz Jeziorski, die Proff. an der Realschule in Stanislau Thaddäus Kukurudza, Josef Bittner und Karl Trochanowski, der Prof. und Leiter der Realschule in Tarnów Franz Nowosielski, der Prof. am Gymn. in Linz Josef Kobler, die Proff. an der Realschule in Steyr Thomas Bauernfeind und Emil König, die Proff. am griech.-orient. Gymn. in Suczawa Samuel Isopescul, Dr. Animpodist Daszkiewicz und Konstantin Kossowicz, der Prof. an der Realschule in Graz Heinrich Krumpholz, der Prof. am Gymn. in Triest Dr. Karl Moser, der Prof. an der Realschule in Triest Anton Zernitz, der Prof. an der Realschule in Görz Johann Taurer Ritter von Gallenstein, der Prof. am I. Gymn. in Graz Albin Nager, der Prof. am II. Gymn. in Graz Rudolf Casper.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des wirkl. Lehrers am deutschen Gymn. in Kremsier Karl Wünsch und des Prof. am Gymn. in Eger Josef Heřman wurde genehmigt.

Auszeichnungen erhielten:

Der mit dem Titel u. Charakter eines Ministerialrathes bekleidete Landesschulinspector Dr. Matthias Ritter von Wretschko aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand die a. h. Anerkennung für seine vieljährige, vorzügliche Dienstleistung; der Director des Comm.-Real- und Obergymn. im II. Wiener Gemeindebezirke Johann Halmschlag anlässlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand, der Director des Gymn. bei St. Anna in Krakau und Privatdocent an der Univ. daselbst Dr. Leo Kulczyński und der Director der I. deutschen Realschule in Prag Wilhelm Smetaczek den Titel eines Regierungsrathes; der Director des Gymn. in Tabor Schulrath Josef Riss aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens; der Director des Gymn. in Reichenau Andreas Franta, der Director des Gymn. in Pisek Josef Zahradnik und der Prof. am Comm.-Real- und Obergymn. im II. Wiener Gemeindebezirke Johann Nahrhaft, ferner der Prof. am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke Ernst Ritter von Feistmantel aus Anlass ihrer Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Director des Gymn. in Görz Heinrich Groß, der Gymnasialprof. und Bezirksschulinspector in Görz Josef Culot und der Prof. am theres. Gymn. in Wien Johann Schwarz den Titel eines Schulrathes; der Prof. am akad. Gymn. in Lemberg Dr. Emil Sawicki den Titel eines kais. Rathes; der Director des Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Mähr.-Schönberg Dr. Leopold Rotter anlässlich seiner Enthebung von der Function eines Bezirksschulinspectors die a. h. Anerkennung für sein vieljähriges und verdienstliches Wirken auf dem Gebiete der Schulaufsicht.

Nekrologie.

Gestorben sind:[1]) Anton Gruber, Gymnasialprof. (LG) in Leitmeritz, 58 J. alt; Adalbert Krupka, Realschulprof. (H) in Königgrätz, 56 J. alt; Karl Schmit, Gymnasialdirector (Dlg) in Waidhofen a./Th.; Algius Nakonecny, Gymnasialprof. (MNl) in Přemysl. 50 J. alt; Anton Levy, Gymnasialprof. (Z) in Teplitz-Schönau, 51 J. alt; Cantian Tarmann, Realschulprof. (MNl) in Troppau, 50 J. alt; Franz Zuna, Gymnasialprof. (LG) in Prag, 59 J. alt; Ambros Mayer, Reichsrathsabg. und Gymnasialprof. (LGD) in Trient, 48 J. alt; Karl Káčer, Gymnasialprof. (LGD) in Kremsier, 45 J. alt; Plato Sienkiewicz, Gymnasialprof. (LG) in Złoczów, 50 J. alt; Eduard Walser, Regierungsrath und ehem. Director der Comm.-Realschule im I. Wiener Gemeindebezirke, 66 J. alt; Albert Zimmeter, Realschulprof. (Ngmnl) in Innsbruck, 49 J. alt; Thomas Dydacki, Gymnasialprof. (LG) in Tarnopol, 36 J. alt; Johann Rembacz, Gymnasialprof. (Plg) in Drohobycz, 57 J. alt; Eusebius Iwanowicz, Gymnasialprof. (R) in Czernowitz, 34 J. alt; Josef Wybíral, Realschulprof. (Rlg) in Wien, 64 J. alt; Franz Szyndler, Gymnasialprof. (LG) in Brody, 45 J. alt; Josef Carević, Gymnasialprof. (LG) in Spalato, 42 J. alt; Johann Kerekjarto, Gymnasialdirector (MNl) in Stanislau; Ottokar Kroupa, Gymnasialprof. (Ngmnl) in Mährisch-Ostrau, 34 J. alt; Stephan Wolf, Schulrath und em. Gymnasialdirector (LG) in Czernowitz, 74 J. alt; Karl Stejskal, Schulrath und em. Gymnasialprof. (LG) in Wien, 73 J. alt; Anton O. Černý, Gymnasialprof. (LG) in Brünn, 50 J. alt; Matthäus Gembreeich, Fachinspector f. d. Zeichenunterricht und Realschulprof. (Z) in Triest, 40 J. alt; Dr. Victor Heirovský, Gymnasialprof. (Ngmnl) in Pilsen, 46 J. alt; der gewesene langjährige Director der Realschule in Marburg Schulrath Josef Frank, hochbetagt.

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaction gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zum Corpus Tibullianum.

I. *Lygdamus, Sulpicia, Vita.*

Auf die zwei echten Bücher Tibulls folgt in den Handschriften eine Serie von sechs Elegien, deren Dichter sich selbst Lygdamus nennt. Fünf von den sechs beziehen sich auf sein Verhältnis zu Neaera, während eine (III 5) ein poetischer Brief des kranken Lygdamus an seine in einem etruskischen Bade weilenden Freunde ist. In dieser Epistel steht V. 18 die Geburtsangabe

cum cecidit fato consul uterque pari,

die bekanntlich genau ebenso in Ovids Tristien IV 10, 6 sich findet. Da diese wörtliche Übereinstimmung nicht Werk des Zufalls sein kann, erhebt sich die Frage, wer das Original, wer der Nachahmer ist. Der Standpunkt, auf dem man einem Ovid ein solches Plagiat nicht zuzutrauen wagte, ist trotz vereinzelter Rückfälle längst überwunden; man hat auch in dieser Frage sachliche Gründe ins Feld zu führen gelernt. Unter diesen besitzt den Vortheil unmittelbarer mathematischer Beweiskraft die Berechnung, der zufolge Lygdamus, wenn er der Nachahmer war, das Gedicht im Alter von mindestens 54 Jahren verfasst haben müsste, weil das Todesjahr der Consuln Hirtius und Pansa 43 v. Chr. war und die Herausgabe des vierten Buches der Tristien ins Jahr 11 n. Chr. fiel. Aber Lygdamus bezeichnet sich in demselben Gedichte V. 6 als iuuenis und vergleicht sich V. 20 mit poma modo nata; er kann also noch nicht, so schließt man, 54 Jahre alt gewesen sein und kann somit auch nicht der Nachahmer, sondern muss die Quelle für Ovid gewesen sein. Zu dieser Auffassung sind einige der neueren Forscher zurückgekehrt, unter ihnen auch H. Belling, der 'Kritische Prolegomena zu Tibull' S. 64 ff. über die Frage handelt und sie in dem jüngst erschienenen Buche Albius Tibullus S. 2 in einer Anmerkung kurz abthut.

Man könnte das Problem damit als gelöst betrachten, wenn nicht wichtigere Argumente, die auch F. Marx (in Pauly-Wissowa Realencyklopädie s. v. Albius Tibullus) für ausschlaggebend häl dagegen entschieden. Es lässt sich nämlich nachweisen, dass vo den beiden Stellen, an denen jener Vers erscheint, die Ovidisch die ursprüngliche ist, und dass überdies die bei Lygdamus be nachbarten Verse 16 und 19 f. ihre Quelle in Ovid Ars am. I 670 und Am. II 14, 23 f. haben. Ovid war in seiner poetische Biographie genöthigt, nach seinem Geburtsort auch sein Geburts jahr näher zu bezeichnen, während bei Lygdamus diese genau Bestimmung, um mich milde auszudrücken, höchst überflüssig ist weil im Zusammenhange des Gedichtes die Versicherung, *dass* e noch nicht alt genug sei, um schon dem Tode zu verfallen, voll ständig genügt hätte und es nicht erst eines rechnerischen Nach weises bedurfte. Die Geschmacklosigkeit dieses Zusatzes ist, da ein Scherz in einer so ernsten Gedankenreihe ganz ausgeschlossen ist, derart ungeheuerlich, dass sie einer psychologischen Erklärung bedarf; als solche scheint mir nur die auszureichen, dass Lyg damus den Vers seines Altersgenossen Ovid auch auf sein *eigenes* Geburtsjahr anwenden wollte.

Ebenso klar liegt das Verhältnis von Lygdamus 5, 19 f.

quid fraudare iuuat uitem crescentibus uuis
et modo nata mala uellere poma manu?

zu Ovid am. II 14, 23 f.

quid plenam fraudas uitem crescentibus uuis
pomaque crudeli uellis acerba manu?

Dem letzteren bietet sich in dem von der Abtreibung der Leibes frucht handelnden Gedichte wie von selbst der ungezwungene und treffende Vergleich mit keimenden Trauben, um die der Weinstock betrogen wird, und mit noch herben Früchten, die vom Baume gerissen werden, dar. Zugleich kommt in den activen Verben fraudas und uellis die Gewaltsamkeit des thätlichen Eingriffes in das Lebensrecht eines erst reifenden Organismus sehr anschaulich zum Ausdruck. Im engsten Anschlusse an dieses Distichon und zunächst noch in Fortführung des Bildes fährt der Dichter fort:

sponte fluant matura sua: sine crescere nata.

Wie gesucht und unnatürlich, ja beim ersten Anblick unverständlich erscheinen dagegen die Verse bei Lygdamus, bei dem es sich um die Todesgefahr eines jungen Mannes handelt. Erst aus dem folgenden Distichon

parcite, pallentes undas quicumque tenetis
duraque sortiti tertia regna dei

wird ersichtlich, dass die Frage

quid fraudare iuuat uitem crescentibus uuis
et modo nata mala uellere poma manu?

in welcher der Tod eines iuuenis mit der Abreißung von *modo* nata(!) poma verglichen wird, sich an die Götter der Unterwelt

ichtet. Belling sucht allerdings Kritische Prolegomena zu Tibull . 66 die Angemessenheit des Vergleiches zu rechtfertigen, indem r als Sinn der Stelle angibt „dass ich jetzt immaturus sterben oll, hat ebensowenig Zweck als uitem crescentibus uuis fraudare t poma modo nata mala manu uellere“. Aber so steht die Sache och nicht; denn wenn nur die Unzweckmäßigkeit überhaupt das ertium comparationis wäre, könnte mit demselben Rechte gesagt ein: „Was frommt es denn, Eulen nach Athen zu tragen?“ Nein! es liegt eine gegenständliche Beziehung zugrunde, eine Beziehung allerdings, die man äußerst unpassend nennen muss. Auch hier kann ich mir die Verwendung eines so ungeschickten Vergleiches nur dadurch erklären, dass er dem Dichter bereits fertig in der Literatur vorlag. Dass er statt der für ihn unbrauchbaren zweiten Person von fraudas und uellis die allgemeine Wendung quid fraudare iuuat einführte, wozu ihn vielleicht die Eingangsworte des Ovidischen Gedichtes quid iuuat angeleitet haben, und dass er das prägnante Adjectivum acerba durch die Glosse modo nata ersetzte, ist nur eine Bestätigung unserer Auffassung. Die Ausflucht Bellings, dass ein genialer Dichter aus den Worten eines anderen, mehr studierten als urwüchsigen Dichters mehr machen könne als dieser selbst, zeigt nur, wie schwach die Sache ist, die er vertritt.

Auch im dritten Falle, wo sich Lygdamus 5, 16

nec uenit tardo curua senecta pede

und Ovid ars am. II 670

iam ueniet tacito curua senecta pede

gegenüberstehen, spricht alles für die Priorität Ovids (vgl. E. Hiller, Hermes XVIII 357), wenn freilich die Beweiskraft der Stelle weniger schlagend ist.

Aber nicht bloß einzeln, sondern auch in ihrer Gesammtheit legen die drei Stellen Zeugnis ab für die Abhängigkeit des Lygdamus von Ovid. Denn so unwahrscheinlich es ist, dass ein Dichter in drei zeitlich soweit auseinanderliegenden Dichtungen wie die Amores, die Ars amatoria und die Tristia gerade drei aufeinanderfolgende Distichen eines so kurzen Gedichtes ausgeschrieben und sie noch dazu alle in besseren Zusammenhang gebracht haben sollte, so nahe lag es für einen erfindungsarmen Poeten wie Lygdamus, Reminiscenzen aus den Dichtungen eines berühmten Zeitgenossen aneinanderzureihen.

Ich glaube somit endgiltig bewiesen zu haben, dass Lygdamus alle jene Verse aus Ovid herübernahm, und dass er folglich das Gedicht 5 nicht vor seinem 54. Lebensjahre niederschrieb. Wie aber lässt sich damit der 6. Vers des Gedichtes

immerito iuueni parce nocere dea,

wie der Vergleich mit crescentes uuae und modo nata poma vereinbaren? An der Lösung dieses Räthsels haben sich viele versucht, worüber Ehwald Ad historiam carminum Ouidianorum recen-

sionemque symbolae S. 6 in folgender Weise referiert: Qui uersum (Lygd. 5, 18) quantas interpretibus poetae commentatoribusque mouerit difficultates, dici uix potest, cum alii totum eicere, alii uerba ipsa mutare ausi sint, alii omnia ficta esse in istis carminibus a uiro aliquo docto post Ouidii et Messallae tempora sibi persuaserint, alii uersum ad parentes poetae referendum esse, alii Ouidium personatum illo detegi, alii ne eosdem quidem consules a Lygdamo et Ouidio indicari, alii denique uersum ex Ouidio insertum esse arbitrati sint. Aber er bemerkt mit Recht zu diesen Lösungsversuchen: Sententiarum autem harum omnium nulla mihi uidetur probabilis quoniam aut sua corruunt imbecillitate aut argumentis contrariis conuincuntur. Dessenungeachtet braucht man noch nicht an dem Sachverhalt zu verzweifeln, sondern braucht nur anzunehmen, dass Lygdamus in reiferen Jahren aus welchem Anlass immer daran gieng, das unvergesslich tief einschneidende Erlebnis seiner Jugend, das sein vierzehntägiges Ringen mit dem Tode gewiss war, in die Form eines während der Krankheit verfassten poetischen Briefes an damalige Freunde zu kleiden. Ohnedies ist es ja ausgeschlossen, dass das Gedicht, wie es Vers 28

languent ter quinos sed mea membra dies

glauben machen will, genau 14 Tage nach Ausbruch der Krankheit inmitten der Fieberschwäche und Todesangst entstanden sei. Auch konnte ein bejahrter Mann noch am ehesten sein Jünglingsalter mit poma modo nata vergleichen.

Die Sulpicia-Elegien, die auf die Gedichte des Lygdamus, nur durch den Panegyricus Messallae von ihnen getrennt, folgen, zerfallen bekanntlich in zwei Gruppen, die von Sulpicia selbst herrührenden Momentbilder und den auf dieser Grundlage aufgebauten, kunstvoll angelegten und durchgeführten Cyklus eines hochbegabten, feinsinnigen Dichters. Dieser Cyklus steht in der Überlieferung voran; wieweit er aber reicht, ob er mit IV 6 oder erst mit IV 7 schließt, das ist eine alte Streitfrage. Ribbeck (Geschichte der römischen Dichtung 196) und F. Marx, um von anderen zu schweigen, ziehen IV 7 zu den eigenen Gedichten der Sulpicia; H. Belling hat in ungemein weitschweifiger Erörterung, die zuerst in der Wochenschrift für classische Philologie 1897 erschien, dann in seinem neuen Buche Albius Tibullus 1—74 wieder abgedruckt ist, das Gegentheil zu beweisen versucht. Er beginnt ganz vorsichtig damit, dass von vornherein wenigstens die Möglichkeit bestehe, IV 7 zum voranstehenden Cyklus, der nach einem einleitenden Widmungsgedichte zwei eng verbundene und beziehungsreiche Elegienpaare 3 + 4, 5 + 6 umfasse, als Abschluss zu ziehen, indem ebenso wie in 3 und 5, so auch in 7 der Dichter das Mädchen sprechen lasse. Dadurch dass Belling IV 2 als Einleitungsgedicht beim Vergleiche der beiden Elegiengruppen ganz beiseite schiebt, gewinnt er für jede von ihnen die gleiche Zahl von fünf Elegien IV 3—7, 8—12 (S. 27 ff.), die

inander natürlich genau in dem Verhältnisse von Vorlage zu 'achdichtung entsprechen müssen (10—3, 11—4, 9—5, 8—6, 2—7). Großes Gewicht legt er S. 20 ff. wie schon Prolegomena . 94[1] auf die Tibullische Stellung von que in IV 7, 4

attulit in nostrum deposuitque sinum.

iber mag er immerhin Recht damit behalten, dass bei Sulpicia ich keinerlei Nachahmung Tibulls erweisen lasse, und dass die ocale Bestimmung in nostrum sinum streng logisch genommen ıur zu deposuit gehöre, so sehe ich doch nicht ein, warum nicht Sulpicia, die Tibulls Gedichte gewiss kannte, gelegentlich sich eine solche Neuerung angeeignet haben sollte, und warum in nostrum sinum nicht in freierer Auffassung zur einheitlichen Aussage attulit deposuitque soll gezogen werden dürfen. Zu welch unhaltbaren Consequenzen es führt, wenn man vereinzelte sprachliche oder metrische Beobachtungen urgiert und zu weittragenden Schlüssen verwendet, hat ja Belling selbst S. 28 ff., 43 ff., 57 ff. schlagend in der glücklichen Bekämpfung der von Hennig vorgebrachten Argumente dargethan.

So leichtes Spiel Belling hier hatte, so wenig ist ihm meines Erachtens der für seine Behauptung unerlässliche Nachweis (S. 49 ff., 64 ff.) gelungen, dass die Schwerfälligkeit und Ungelenkigkeit des Ausdrucks in den Gedichten der Sulpicia und namentlich in IV 7, die man auf Rechnung der ungeübten Augenblicksdichterin setzte, nur auf Einbildung beruhen. Ich halte daran fest, dass der athembeklemmend durch drei Distichen sich fortwindende Satz IV 12, der unberechtigte, ja hässliche Plural mea corpora IV 11, 2, der durch die von Belling S. 72[1] beigebrachten Parallelstellen, in denen corpora durchwegs aufs allgemeine geht, keineswegs entschuldigt wird, endlich die Auslassung des Subjects me IV 8, 8 Ungeschicklichkeiten oder Nothbehelfe sind, für die man in den Gedichten Tibulls keine Analogien finden wird. Ich übergehe dabei den in dem überlieferten Wortlaute unsinnigen Vers IV 8, 6

neu tempestiuae saepe propinque uiae

nur deshalb, weil ich überzeugt bin, dass hier ein Textverderbnis vorliegt, bei dessen Heilung davon auszugehen ist, dass das von der guten Überlieferung gebotene neu einen folgenden Imperativ verlangt, der die nähere Bestimmung für das ihrer bedürftige quiescas enthalten muss. Ganz ähnliche Mängel finde ich in IV 7, 1 f., 6 und 8. In V. 8

ne legat id nemo quam meus ante uelim

scheint mir die sprachliche Unbeholfenheit und der zerhackte Rhythmus, in V. 6 der verschrobene Gedanke[1]) und sein gepresster

[1]) Ich kann die Worte mea gaudia narret

dicetur si quis non habuisse sua

nur so verstehen: Wenn künftig einmal jemand ins Gerede kommt, dass er noch keine Liebesfreuden genossen habe, und deshalb verlacht wird, so möge er meine Liebesfreuden erzählen, um dadurch den Schein zu erwecken, dass er nicht unerfahren in solchen Dingen sei.

Ausdruck Tibulls Art zu widersprechen. Namentlich aber erregt das erste Distichon, wie immer man es wenden mag, sprachlich Anstoß:

> Tandem uenit amor qualem texisse pudori
> quam nudasse alicui sit mihi fama magis.

Um von der unlateinischen Deutung fama amorem texisse magis mihi pudori sit quam fama eum nudasse ganz zu geschweigen. ist auch die von Belling S. 53 f. empfohlene Lesung pudore, also amorem pudore texisse magis quam eum nudasse mihi fama (Anlass zum Gerede) sit unhaltbar; denn, um seine eigenen Worte (S. 52) zu gebrauchen, ein tectus amor kann doch gar *nicht* Gegenstand der fama werden. Am erträglichsten kommt mir noch immer die Construction vor, derzufolge pudori und fama einander entsprechen: Endlich ist das ersehnte Liebesglück über mich gekommen, so süß, dass es zu verbergen in weit höherem Maße eine Schande wäre, als mich seine Enthüllung dem Gerede aussetzen mag. Freilich bleibt auch so eine seltsame Verrenkung des Gefüges bestehen, und die Nachstellung des magis *wirkt*, wenn es auch sowie ante V. 8 durch das vorausgehende quam gewissermaßen angekündigt ist, doch störend. Man kommt *eben*, wenn man ohne vorgefasste Meinung an die Untersuchung herantritt, nicht darüber hinweg, dass IV 7 ebenso wie die folgenden Gedichtchen Dinge enthält, die nicht bloß bei Tibull, sondern bei jedem halbwegs gewandten Dichter unerhört sind, und muss daher IV 7 gleich den folgenden der Sulpicia zuweisen. Daran hindert die Stellung v o r den übrigen, die Belling S. 15 ff. für entscheidend hält, durchaus nicht. Denn wenn es auch seinem *In*halte nach zweifellos an die letzte Stelle gehört, so liegt doch die Annahme sehr nahe, dass sich der Herausgeber bei der Anordnung dieser fliegenden Blätter der Sulpicia durch das äußerliche Moment der Zeilenzahl habe bestimmen lassen, das er nur bei IV 9 der offenkundigen Zusammengehörigkeit der beiden natales zuliebe hintansetzte. Nach der zeitlichen Aufeinanderfolge würde wohl auch IV 9 vor IV 8 zu stehen kommen. Denn IV 9 ist in Rom gedichtet zu einer Zeit, da es Sulpicia noch gelang, die Übersiedlung auf das für damalige Reiseverhältnisse sehr *entfernte* Landgut hinauszuschieben, IV 8 zwar ebenfalls noch in Rom, aber schon unmittelbar vor der bereits unabwendbar gewordenen Abreise. Auch Belling S. 299 ist der Meinung, dass Cerinths Geburtstag, auf den sich IV 9 und 5 beziehen, vor den der Sulpicia (IV 8 und 6) fiel.

Eine weitere Frage, die sich an den Sulpicia-Cyklus knüpft, ist die nach dem Verfasser der ersten Elegiengruppe. Mit Recht erblickt Belling 18 f. in mehreren Andeutungen von IV 7 (nudasse alicui, mea gaudia narret dicetur si quis non habuisse sua, ne legat id nemo, cum digno digna fuisse ferar) die Absicht, dieses

Liebesverhältnis nicht geheim zu halten.[1]) Aber ich kann sein Bedenken, das diese wiederholten Andeutungen erregen sollen, wenn wir das Gedicht von Sulpicia selbst verfasst denken, nicht theilen. Im Gegentheil scheint es mir psychologisch wohlbegründet, dass sie im Überschwange leidenschaftlichen Fühlens, das ihr die Brust zu sprengen droht, ihr Glück in alle Welt hinausschreien möchte, dass sie es wenigstens einem Dritten anvertrauen will, damit dieser es dann weiter verbreite. Als diesen Dritten, eben den Dichter des ersten Elegiencyklus IV 2—6, glaubt Belling, Prolegomena 93 f. und Albius Tibullus 37 ff. Tibull erweisen zu können. Die Zusammenfassung so disparater Stücke, wie sie die appendix Tibulliana enthalte, lasse sich, was niemand bezweifelt, nur dadurch erklären, dass sie der Herausgeber irgendwo beisammen gefunden habe. Nun können aber nach Bellings Ansicht die Originalgedichte der Sulpicia nur entweder in ihrem Hause oder bei dem Dichter des Elegienkranzes, dem sie sich anvertraute, jedoch schon wegen IV 8, 5

iam nimium Messalla mei studiose quiescas

sicher nicht bei Messalla sich befunden haben, womit zugleich die landläufige Vorstellung, dass die Appendix aus dem Nachlasse Messallas oder seines Hauses herausgegeben wurde, abgethan sei. Da andererseits IV 13 und 14 nur bei Tibull selbst gewesen sein könnten, so müsse Tibull der Dichter des Elegienkranzes über Sulpicia gewesen sein, bei dem allein sich so das Zusammensein aller jener Dichtungen, auch des Panegyricus und der Elegien des Lygdamus, die ihm von den Verfassern geschenkt worden sein mögen, naturgemäß erkläre. Ich bin weit entfernt zu behaupten, dass Tibull nicht der Verfasser der Elegien IV 2—6 gewesen sei; aber die Beweisführung Bellings scheint mir in mehr als einer Hinsicht anfechtbar. Ich halte es vielmehr für sehr möglich, ja wahrscheinlich, dass Tibull seine beiden Gedichte IV 13 und 14 seinem Gönner Messalla gelegentlich in Abschrift überreicht habe; ich kann es auch keineswegs für sicher halten, dass die Gedichtchen der Sulpicia und nun gar ihre Nachdichtung dem für jede Kunstregung empfänglichen Messalla, der ihr zudem persönlich nahestand, vorenthalten geblieben seien; denn wenn wirklich alles, was Sulpicia auf dem Herzen hatte, gut abgelaufen ist, woran Belling ebensowenig zweifelt wie ich, so hat Messalla hinterher gewiss nur herzlich gelacht, wenn er zu lesen bekam, was für ein Verslein einst sein Nichtchen in verliebtem Ingrimm auf ihn gemünzt hatte. Ich halte also den betreffenden Einwand Bellings für ebenso nichtig wie den Prolegomena 93 vorgebrachten, dass im Nachlasse des Messalla sich außer dem Panegyricus IV 1 auch noch die Elegie catal. XI vorgefunden haben und in die

---

[1]) Den Hinweis auf eine bestimmte Person kann ich allerdings nicht darin finden.

appendix Tibulliana gekommen sein müsste. Ferner scheint es mir schwer glaublich, dass der poetische Nachlass des wohl alleinstehenden Tibull bis zu der lange nach seinem Tode erfolgten Herausgabe beisammen geblieben sein soll. Es ist somit das Wahrscheinlichste, dass alle Gedichte der appendix Tibulliana im Hause des Messalla so beisammen gefunden wurden, womit es natürlich sehr wohl vereinbar ist, dass Tibull der Dichter von IV 2—6 war, was ich auf Grund der von Belling 74 ff. gesammelten Parallelstellen mehr denn je anzunehmen geneigt bin (vgl. A. Zingerle, Kleine philologische Abhandlungen II 89). Ausgeschlossen aber ist die Autorschaft speciell Tibulls für IV 7; denn der Sänger der Delia konnte der Sulpicia nicht die Verse

mea gaudia narret
dicetur si quis non habuisse sua

in den Mund legen, die dann nur auf ihn selbst zielen könnten, von dem gewiss niemand gesagt haben wird, dass er der Liebe Lust und Leid nicht kennen gelernt habe.

Sind Cerinthus und der II 2 und 3 genannte Cornutus eine Person oder zwei Personen? Belling bezeichnet Albius Tibullus 298 die Identification als eine wahrscheinliche Hypothese. In der That lässt sie sich durch beachtenswerte Gründe plausibel machen; aber ein zwingender Beweis dafür ist bisher nicht gelungen. Dies gilt auch von den Argumenten Bellings, der 291 ff. auf Grund von Erwägungen, auf die ich unten zurückkomme, den Sulpicia-Cyklus gerade zwischen II 3 und II 2 einschiebt, so dass schon durch den zeitlichen Zusammenhang die Identität von Cornutus und Cerinthus nahegelegt wäre, der dann in gewissen Ähnlichkeiten zwischen II 2 und IV 2 eine Bestätigung seiner Ansicht sieht und sich 297 ff. sogar auf die Lesart der minderwertigen Handschriften chorinte II 2, 9 beruft, die auf eine schon durch den ersten Herausgeber eingeführte Doppellesart oder Glosse des Archetypus zurückgehe. Aber chorinte kann mindestens ebenso leicht aus cornute als aus cerinthe entstanden sein. Überdies steht, wer an die Identität beider glaubt, vor der Schwierigkeit, dass der Herausgeber in IV 8 und 11 ein ursprüngliches Cornute durch das Pseudonym Cerinthe völlig verdrängt, dagegen in II 2 (und 3?) den griechischen Namen höchstens als Glosse beigesetzt hätte. Ich gebe zu, dass diese Schwierigkeit keineswegs unüberwindlich ist (vgl. Belling 303); aber alles zusammengenommen, muss man doch unbedingt Marx zustimmen, der es für gerathen erklärt, beide Personen zu scheiden.

Für die Beurtheilung des corpus Tibullianum ist es nicht belanglos zu wissen, ob uns von Tibulls Gedichten etwas verloren gegangen ist. Die Horazische Ode I 33 regte die Vermuthung an, dass Tibull neben einem Delia-Cyklus und den Nemesis-Elegien auch einen Elegienkranz auf Glycera gedichtet habe. Doch ist

ıente diese Ansicht, die allerdings noch Ribbeck, Geschichte der ömischen Dichtung 191 vertritt, sonst ziemlich allgemein auf-;egeben und der Anschauung gewichen, dass Glycera nur ein prechender Name für die Geliebte überhaupt sei. Bedenklicher st es, dass ein Tibull-Citat bei Charisius (I 87 K. hoc femur ıuius femoris, sed frequenter huius feminis huic femini dictum ıst, et pluraliter tam femina quam femora; ideoque et Tibullus ıoc ipsum erudite custodit cum dicit: inplicuitque femur femini ınd I 130 f. K. femini Tibullus: inplicuit⟨que⟩ femur femini non femori quasi sit hoc femur huius feminis) in unserem Tibulltexte sich nicht findet. Allein es liegt hier sicher, wie auch Belling 41 Anm. bemerkt, eine Reminiscenz vor an I 8, 26

sed femori conseruisse femur,

wo offenbar femini zu schreiben ist, während das eingeschwärzte Verbum beispielsweise I 4, 56

post etiam collo se implicuisse uelit

steht. Dass Charisius solcher Verdrehungen fähig ist, zeigt mir unter anderem seine Anführung I 32 K.: et carcere: pronique in carcere pendent. Vergilius, die wohl nur auf Aen. V 145 ff.

ruuntque effusi carcere currus
nec sic inmissis aurigae undantia lora
concussere iugis pronique in uerbera pendent

zurückgeführt werden kann. Demnach scheint es mir ganz unerweislich, dass das Alterthum mehr von Tibull kannte als wir.

Nun wenige Worte über die vita Tibulli, der Belling 89 f. einige Sätze widmet, denen ich meistentheils nicht beistimmen kann. Man mag verschiedener Ansicht darüber sein, ob die Andeutung bei Horaz epist. I 4, 7

di tibi diuitias dederunt

und ähnliche bei Tibull selbst wie I 10, 26

hostiaque e plena rustica porcus hara

jemandem genügen konnten, um in kühner Folgerung auf Tibulls Ritterstand, ferner I 7, 9

non sine me est tibi partus honos,

um auf dona militaria zu schließen. Aber in der gleich an den Anfang gesetzten Nennung des Gönners scheint mir eine sehr beachtenswerte Übereinstimmung mit den Suetonischen Biographien von Terenz und Horaz zu liegen. Auch der folgende Satz: hic multorum indicio principem inter elegiographos obtinet locum kann nach Inhalt und Form sehr wohl aus Sueton übernommen sein. Dagegen sind die beiden letzten Sätze: epistolae quoque eius amatoriae quamquam breues omnino utiles sunt. obiit adolescens ut indicat epigramma supra scriptum, in denen die schulmeisterliche Betonung der Nützlichkeit der Billets der Sulpicia und die fehlerhafte Änderung von iuuenis des Epigramms in adolescens den Epigonen verräth, eigene Zuthaten des Verfassers der vita. Ihre Entstehung möchte ich mit Hiller, Hermes XVIII 351 ins

späte Alterthum verlegen, da noch Suetons Dichterbuch vorlag. Das Epigramm des Domitius Marsus dürfte jedoch schon von dem ersten Herausgeber der Elegiensammlung angeschlossen worden sein und den Anstoß zur Anfügung einer vita gegeben haben. Die beiden argen Fehler regalis für romanus und originem für oratorem lassen sich am einfachsten als missverständliche Auflösung der Compendien r̃s und or̃em erklären, die auf das rasch hingeworfene Originalmanuscript der vita zurückgehen mögen.

II. Bellings Theorie.

(Albius Tibullus. Untersuchung und Text von H. Belling in zwei Theilen. Berlin 1897. 8°, 412 u. 56 SS. Preis 8 u. 1 Mk.)

Belling, der sich seit längerer Zeit mit Tibull beschäftigt, hatte wie wohl manche andere den Plan gefasst, eine Commentar-Ausgabe dieses Dichters herzustellen, als die Ankündigung des wissenschaftlichen Commentars Leos erschien, die diesen Plan im Keime erstickte. So entschloss er sich, seine Gedanken und Forschungen über das corpus Tibullianum in Buchform darzubieten, und fügte ein kleines Heft daran, das den Text der Tibullischen Gedichte in der von ihm ermittelten Reihenfolge und Gestalt enthält. Dieses Heft kann, da die Gedichte des Lygdamus, der Panegyricus und die beiden Priapea ausgeschlossen sind, auch jede kritische Bemerkung fehlt, wohl nur den Zweck haben, die im ersten Theile gewonnenen Resultate zu veranschaulichen, verzichtet also auf den selbständigen Wert einer Edition.

Die ersten 125 Seiten bieten dem Kenner der Tibull-Literatur nichts Neues, weil sie bereits im Jahrgang 1897 der Wochenschrift für classische Philologie nach und nach veröffentlicht worden waren. Die erste größere Hälfte dieser Partie bis S. 84 gilt den beiden Sulpicia-Cyklen, ihrem gegenseitigen Verhältnisse und ihrer Entstehungsgeschichte, vornehmlich aber dem meines Erachtens missglückten Nachweise, dass IV 7 nicht von Sulpicia, sondern ebenso wie die vorangehenden Elegien von Tibull herrühre. Mit S. 84 beginnt der Haupttheil des Buches, in dem der Verf. seine neue Theorie über die literarische Abhängigkeit und die Reihenfolge der einzelnen Gedichte darlegt. Die chronologische Ordnung der Tibullischen Gedichte ist nach Belling folgende: I 2, 5—86; 6, 1—56; 5, 1—18, 37—76 (Delia) — I 8; 9; 4 (Marathus) — I 7; 3; 1 (Messalla) — I 5, 19—36; 6, 57—86; 2, 1—4, 87—98; 10 (Zusätze zur Vervollständigung des ersten Buches für die Herausgabe) — II 1 (bezeugt mit I 1 und 10 eine idyllische Periode Tibulls) — II 3; IV 3; 4; 5; 6; 7; 2; II 2 (Sulpicia-Cornutus) — IV, 13; 14 — II 4; 5; 6. Das Hauptargument, mit dem er hierbei operiert, sind Anklänge an Gedanken und Wendungen zeitlich benachbarter Gedichte. Es soll nicht geleugnet werden, dass solche Anklänge mitunter wichtige Aufschlüsse über literarhistorischen Zusammenhang gewähren,

wie der Halbvers si nostri mutua cura est Lygd. 1, 19 ∾ Mart. X 20, 9. Aber wie Belling S. 30 dieser Ähnlichkeit Beweiskraft abstreitet, so ist die Beweiskraft solcher Übereinstimmungen in den weitaus meisten Fällen rein subjectiv, und sie wird nicht vermehrt, wenn man alle Augenblicke mit seitenlangen Sammlungen von Parallelstellen überschüttet wird, in denen man entweder gar keine Ähnlichkeit oder eine zu geringe Ähnlichkeit, entweder gar nichts Charakteristisches oder doch in der elegischen Dichtungsart nicht Auffälliges findet. Man wird fast von einem Gefühle des Schwindels erfasst, wenn man sieht, auf wie schwanker Grundlage ein thurmhohes Gebäude errichtet wird. Es liegt ein erstaunlicher Fleiß in diesen Sammlungen begraben, und ich will nicht einmal sagen, dass sie nicht für andere Zwecke nutzbar gemacht werden können: aber ihren nächsten Zweck, die Belling'sche Abfolge der Tibullischen Gedichte zu erweisen, haben sie nach meiner Überzeugung verfehlt. Müssen denn zwei Gedichte, selbst wenn in ihnen so auffällige und weitgehende Ähnlichkeiten vorkommen sollten, dass sie sich nicht mehr durch Gleichheit der Stimmung und der Verhältnisse oder durch Tradition des elegischen Sprachgebrauches (über diese vgl. z. B. Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung II 178 ff.) erklären ließen, unbedingt in unmittelbarer Aufeinanderfolge, in directer Beziehung aufeinander entstanden sein? Indem ich diese Frage verneine, reclamiere ich für Tibull und seine dichterischen Zeitgenossen die Freiheit der poetischen Conception, die ihnen jene Untersuchungsmethode ungebürlich beschränkt hat. Wir geben damit zugleich ein blendendes Resultat, das uns die Lösung der heißumstrittenen Frage nach der zeitlichen Reihenfolge der Tibullischen Gedichte verspricht, auf, beruhigen uns aber bei der Erwägung, dass Belling die überlieferte Folge der Delia-Gedichte geradezu auf den Kopf gestellt hat, ohne für die Unordnung in den Handschriften einen ausreichenden Grund angeben zu können.

Treten wir näher an Bellings Auseinandersetzungen heran. Seine Behandlung der Delia-Gedichte ist zu Anfang charakterisiert durch mehr oder minder willkürliche Zerreissung der einzelnen Gedichte in zeitlich getrennte Bestandtheile. Die Anfangsverse 1—4 von I 2, die Mitte 5—86 und der Schluss 87—98 sind nach Belling zu verschiedenen Zeiten entstanden und zwar zuerst die alexandrinische Studie des παρακλαυσίθυρον 5—86, die durch die späteren Zusätze actuelle Bedeutung erhalten sollte. Ebenso soll I 6, 1—56 erst später durch 57—86 erweitert sein, um eine Angleichung an die Stellung der Delia in I 1, 3, 5 herbeizuführen. Auch in I 5 seien die Verse 19—36 ein nachträgliches Einschiebsel, dessen reife Schönheit Belling für unvereinbar hält mit der niedrigen Stufe poetischer Schöpfungskraft, auf der das übrige Gedicht stehe. „Diese meisterhafte Episode", sagt er S. 120, „konnte erst gedichtet werden, als die persönlichen und literarischen Bedingungen

dafür vorhanden waren: als Tibull, der in den übrigen Theilen des Gedichtes noch ganz als erotischer Elegiker und als Bewohner Roms erscheint (man vergleiche nur die bisher einzige Beziehung auf das Land I 2, 71—74 in ihrer nüchternen Formelhaftigkeit), als Mensch und als Dichter Stellung zum Landleben gewonnen hatte, als er idyllischer Elegiker geworden war; als die Liebe hinter ihm lag und er, innerlich frei und über dem Stoffe stehend, Delias Bild mit objectiver Ruhe künstlerisch verklären konnte, wie in diesem idealen Gemälde geschieht; als er zu Messalla, der ihm hier schon sehr nahe steht, persönlich (nicht nur als Soldat) und dichterisch in Beziehung getreten war und auch das Land der 'odorati Armenii' (vgl. Xen. anab. I 5, 1), dessen Erwähnung hier sehr auffällig ist (viel auffälliger als I 2, 67 Cilicum) ihm derart in den dichterischen Gesichtskreis getreten war, dass ihm hier nach Nennung des Messalla (v. 31) die Erinnerung an die mit diesem durchzogenen Gegenden (vgl. I 7, 13 ff.) wieder auftauchen konnte; als endlich auch die für uns jetzt noch nicht erkennbaren, aber nach den bisherigen Ergebnissen auch hier vorauszusetzenden literarischen Ansätze für seine Darstellung sich ihm darboten.“ Literarische Anlehnung an berühmte Vorbilder, Horaz, Vergil und vor allen Properz, oder Anregung durch sie ist nämlich Belling nur zu geneigt bei Tibull anzunehmen. Seine Nachweisungen, die manches Neue und Interessante enthalten, sind zum Theile gewiss dankenswert; aber eine so jämmerliche Unselbstständigkeit Tibulls, dass fast jedem halbwegs ungewöhnlichen Gedanken oder Ausdruck in seinen Gedichten erst ein Ursprungsattest ausgestellt werden müsste, hätte er nicht voraussetzen sollen.

Auch das Verhältnis Tibulls zu Delia nimmt unter der Hand Bellings einen höchst unerquicklichen Charakter an. Die Gedichte I 2, 6, 5 allein sind es, die wenigstens theilweise wirklichen Erlebnissen ihre Entstehung verdanken; I 1 und 3 mit den Idealbildern Delias sind angeblich lange, nachdem der Dichter die Delia-Periode überwunden hatte, verfasst. Ich nun halte es für eine psychologische Vergewaltigung des Dichters, zu vermuthen, dass er seine zärtlichsten Liebesworte einer bereits abgethanen Geliebten, die ihm zudem nicht im besten Andenken stehen konnte, gewidmet habe. Dagegen stimme ich Belling bei, dass das Verhältnis zu Marathus möglicherweise nur ein poetisches Motiv sei, wenn auch die andere Möglichkeit, dass Tibull thatsächlich eine Zeitlang durch ein solches Verhältnis gefesselt war, nicht unbedingt abgewiesen werden kann. In der Priapus-Elegie I 4 findet Belling mehrfache Anklänge an Vergils Georgica und behauptet darnach, dass sie nicht vor 28 gedichtet sein könne. Wem dieser Ansatz nicht passt, der wird ihn leicht bestreiten können, weil die Prämissen nichts weniger als unanfechtbar sind. Noch weniger haltbar ist die geistreiche Vermuthung (S. 195 ff.), dass Tibull I 3 sich in der Aufzählung der Unterweltsgestalten an Horaz c.

II 11 anlehne, und dass Horaz in Erwiderung dieses „literarischen Compliments“ in die fertige Ode die Tibull nachgebildete Strophe 17—20 eingeschoben habe. Belling liebt es überhaupt, derartige nachträgliche Zusätze aufzuspüren, wie er S. 204 ff. auch im Panegyricus IV 1 die Verse 118—176 als spätere Zuthat, die bereits Kenntnis des aquitanischen Feldzuges verrathe, ausscheidet.

Die Besprechung der drei das Landleben feiernden Gedichte I 1, 10, II 1 bietet Belling Anlass, seine Ansicht über Tibulls Landbesitz zu äußern. Er meint, dass nicht dieselben Confiscationen wie Vergil und Properz so auch Tibull um sein väterliches Erbe gebracht haben (S. 209[3]: 'Andere haben an die Ackervertheilungen von 713 gedacht; dagegen spricht, wie mir scheint, 3, 33 f. und auch der Umstand, dass die Härte, mit der man damals verfuhr, bei unserem Dichter nirgends in bitteren Worten nachklingt' — eine ganz unzureichende Widerlegung), sondern dass Tibull während oder noch vor seinem Zuge in den Orient, an dem ihn Belling trotz seiner Erkrankung auf Corcyra theilnehmen lässt,[1]) infolge der Landanweisungen nach der Schlacht bei Actium um seine Besitzungen gekommen sei, die ihm erst nachträglich von Messalla in irgend einer Form wieder ersetzt worden seien. Bestimmend für diese Hypothese war es, dass Tibull in den Gedichten, die Belling vor diese Wiedererstattung setzt, das Landleben noch nicht besang. Aber man braucht nicht einmal darauf hinzuweisen, dass Tibull auch nicht in allen späteren Gedichten seiner Schwärmerei für das Landleben, die überdies zum guten Theile conventionell gewesen sein dürfte, begeisterten Ausdruck verliehen hat, um jenes Argument für durchaus hinfällig zu erklären. In dieser Gruppe idyllischer Elegien erblickt Belling den Höhepunkt Tibullischer Kunst auch hinsichtlich der Composition. Er analysiert deshalb I 1 und die meisten der folgenden Gedichte bis ins Kleinste hinein und fördert damit, wie ich bereitwillig anerkenne, mehrfach das Verständnis des Einzelnen und des Gedankenganges. Wenn er aber aus der subjectiv zurechtgelegten Composition der einzelnen Elegien künstliche Zahlenschemata herausklügelt und überall durchgeführte Symmetrie der Glieder entdeckt, so kann ich ihm hierin ebensowenig folgen wie den zuweit gehenden Constructionen Maurenbrechers (Die Composition der Elegien Tibulls: Philologisch-historische Beiträge C. Wachsmuth zum 60. Geburtstage überreicht S. 56 ff.). So selbstverständlich es einerseits ist, dass Gedanken, die zwei oder drei Distichen umfassen, einander ablösen, so unnatürlich ist andererseits die Zu-

[1]) Auch O. Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung II 186, neigt zu dieser Auffassung hin: 'Er sieht den Cydnus und das Taurusgebirge, Palästina, Tyrus und den Nil .... Auf dem Wege nach dem Oriente wurde der den Strapazen der Seefahrt und langer Märsche wenig Gewachsene ernstlich krank, blieb einsam in Corcyra liegen, wird aber nach seiner Genesung den Genossen nachgezogen sein.'

muthung, dass ein Künstler regelmäßig mit bewusster Absicht auf zahlenmäßig genaue Entsprechung größerer Partien hingearbeitet haben sollte, wenn dies auch in Ausnahmsfällen aus ganz bestimmten Gründen geschehen sein mag.[1]) Doppelt bedenklich ist es, derartige Compositions-Schemata als Argumente für die zeitliche Aufeinanderfolge angeblich gleich gebauter Gedichte heranzuziehen (S. 256), ebenso bedenklich wie ihnen zuliebe Umstellungen von Versen vorzunehmen (S. 278: Wer die Tibullische Art studiert hat, wird nicht zweifeln, dass die Disticha [II 3] 55 f. und 57 f. den Platz vertauschen müssen; vgl. Prolegomena 91[1]: Von spontaner Interpolation ganzer Disticha und von Umstellungen außer IV 4 darf im Corpus Tibullianum keine Rede sein).

Nachdem Belling die Zusammengehörigkeit von II 3 und 2 mit dem Sulpicia-Cyklus begründet hat, an deren Sicherheit ich schon oben meine Zweifel ausgedrückt habe, kommt er in ausführlicher Darlegung auf die Abhängigkeit Tibulls von Properz zu sprechen, auf die schon W. Olsen commentationes Gryphiswaldenses 26 ff. nachdrücklich hingewiesen hat. Belling geht hierin viel zu weit, und wenn er auch mitunter umgekehrt Beeinflussung des Properz durch Tibull und gelegentliche Kreuzung der gegenseitigen Einflüsse annimmt, so ist er doch im allgemeinen viel zu vorschnell in der Annahme einer Anlehnung Tibulls an Properz, indem er die schwierige Frage der Priorität ohne sachliche Erörterung bloß nach seiner vorgefassten Meinung über die Entstehungszeit der Tibullischen Gedichte rasch abzufertigen pflegt. Auch hier wird nachprüfende Kritik nur einem kleinen Procentsatze der Hunderte von Parallelstellen einige Berechtigung zuerkennen können. Zu diesen letzteren gehört wohl ein Angelpunkt der Untersuchungen, die schon von W. Olsen 28 angenommene Entlehnung des Vertumnus Tib. (?) IV 2, 13 aus Prop. IV 2, die, falls Tibull wirklich der Verfasser des Sulpicia-Cyklus ist, nur unter der Voraussetzung denkbar ist, dass er das Properzische Gedicht, das erst nach Tibulls Tode herausgegeben wurde, schon vor seiner Publication durch eine Recitation in den literarischen Salons seiner Zeit kennen gelernt hatte. Solche Anspielungen an noch nicht veröffentlichte Gedichte nimmt Belling wiederholt an und denkt demzufolge an enge literarische Freundschaft der beiden großen Elegiker zu einander und zu Horaz, wogegen man nichts Stichhaltiges wird einwenden können. Aber er ist von so großem Vertrauen zu seiner Forschungsmethode durchdrungen, dass er auf Grund der von ihm zusammengestellten Anspielungen und Anlehnungen die Abfassungszeiten der Gedichte des Tibull und Properz in feste gegenseitige

[1]) O. Crusius, der in den Verhandlungen der Züricher Philologenversammlung 1887, S. 262 ff., solche Ausnahmsfälle in großem Zusammenhange behandelt, hat S. 265 die Warnung einfließen lassen: eine Thorheit ist es, diesen zarten Organismus, diesen gleichmäßigen Fluss durch Strophenabtheilung oder Dispositionsschemata zu stören.

Beziehung zu setzen sich getraut. So ist er überzeugt, dass Prop. III gleichzeitig mit Tib. I 3 begonnen und zwischen Tib. I 1 und 3 herausgegeben wurde (S. 367), dass Tib. II 3 gleichzeitig mit Prop. IV 4, Tib. (?) IV 3—7 mit Prop. IV 2 ist (S. 373). Wie schlimm berathen der ist, der sich Bellings Führung ohne genaue Nachprüfung jeder einzelnen Parallele anvertraut,[1] mag nur ein Beispiel erhärten, dem ich leicht hundert und mehr an die Seite setzen könnte. Der Fenstersturz der Schwester der Nemesis II 6, 37 ff.

ne tibi neglecti mittant mala somnia manes
  maestaque sopitae stet soror ante torum,
qualis ab excelsa praeceps delapsa fenestra
  uenit ad infernos sanguinolenta lacus

soll zurückgehen auf Prop. IV 7, 16 ff.

  et mea nocturnis trita fenestra dolis?
per quam demisso quotiens tibi fune pependi
  alterna ueniens in tua colla manu.

Obwohl die beiden Stellen an Inhalt und Stimmung so verschiedenartig als möglich sind und wahrhaftig nichts miteinander gemein haben als das Substantiv fenestra, meint Belling doch S. 379: 'Während der Fall aus dem Fenster bei Tibull unerklärt bleibt(!) und das Distichon ohne Schaden für den Zusammenhang fehlen könnte, quellen die Töne des versöhnenden Accords bei Properz in harmonischer Verbindung: darnach haben wir hier den Keim zu suchen, der die dichterische Phantasie Tibulls befruchtet hat.'

Am Schlusse des Buches behandelt Belling in seiner Weise noch IV 13, 14, II 4, 5, 6, die er in dieser Reihenfolge für die letzten Schöpfungen Tibulls hält, und geht dann zu einer weiter ausholenden Studie über die letzte Lebenszeit Tibulls über, deren Resultaten ich meine Zustimmung nicht ganz versagen kann. Er vertritt den Gedanken, dass sich Tibull als Elegiker ausgelebt hat, und sieht in den bekannten Worten des Horaz epist. I 4, 2 ff.:

quid nunc te dicam facere in regione Pedana?
scribere quod Cassi Parmensis opuscula uincat,
an tacitum siluas inter reptare salubres
curantem quicquid dignum sapiente bonoque est?

eine Andeutung, dass sich Tibull entschlossen hatte, von der Dichtungsart der Elegie sich abzuwenden.

Nachzutragen habe ich noch den Bericht über einen längeren Excurs, den Belling S. 319—356 einschaltet. Dieser Excurs soll den Nachweis erbringen, dass die Eclogen Vergils, die Gedichte des Horaz, Ovid, Properz, wie die des Tibull und Lygdamus von

---

[1] Ein unliebsames Versehen ist es, dass S. 372 Prop. IV 4, 72 pectus aperta sinu auf Tib. I 6, 18 pectus aperta sinu zurückgeführt wird, was allerdings recht plausibel wäre, wenn nicht bei Properz fertur aperta sinu stünde.

den Dichtern darauf berechnet waren, in Pentaden, die mitunter zu der höheren Ordnung der Dekaden zusammengefasst wurden, gelesen und erfasst zu werden. Es ist klar, dass es hiebei, wenn die überlieferte Zahl von Gedichten sich nicht gutwillig fügt, nicht ohne gewaltsame Kunstgriffe abgeht. Verwahrung muss man dagegen einlegen, dass Belling 326[1] die Dekaden des Livius als Analogie bezeichnet; denn bei einem so umfangreichen Werke lag ein buchhändlerischer Grund vor, je eine gewisse Anzahl von Büchern, wozu sich die runde Zehnzahl vor anderen empfahl, als Einheit abzusondern. Bei den Dichtern scheint allerdings auch ein gewisses Streben nach runden Zahlen vorgeherrscht zu haben, worauf schon Kiessling, Philologische Untersuchungen II 73, aufmerksam machte; aber dieses Princip consequent durchführen zu wollen, blieb Belling vorbehalten. Er hat sogar das Wort für Dekade libellus (S. 352) und damit die einfachste Lösung für die viel umstrittene Stelle Prop. II, 13 25

sat mea sit magna si tres sint pompa libelli

gefunden; II 13 schließt nämlich die dritte Dekade Bellings: das erste Buch umfasst zwei Dekaden, da 21 + 22 als Anhang abzutrennen ist, und die dritte Dekade liegt in II 2, 3, 4, 5, 6 + 7; 8, 9, 10 + 11, 12, 13 vor. So Belling. Ich vermag *freilich* meine Zweifel nicht zu unterdrücken, ob der antike Leser mit demselben Scharfblicke wie Belling die Pentaden und Dekaden herausgefunden und das Wort libellus ohne weiteres auf diese bezogen habe, und lasse es mir an der von E. Reisch vorgeschlagenen Lösung genügen (Wiener Studien IX 96, vgl. Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung II 224).

Ich habe nur in großen Zügen den Inhalt des neuen Buches Bellings wiederzugeben versucht. Wollte man auf alle Einzelheiten eingehen, die oft genug zum Widerspruche herausfordern, oft auch Anerkennung verdienen, so müsste man ein neues Buch schreiben. Man muss Belling für die mühselige Kleinarbeit, die er hier geleistet hat und die hoffentlich die gebürende Beachtung finden wird, Dank sagen, und ihrethalben wird kein Tibullforscher an dem Werke achtlos vorübergehen können; aber gerade in den Hauptsachen hat er fehlgegriffen.

Wien, im Januar 1898. Ernst Kalinka.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Anhang zu Homers Ilias. Schulausgabe von K. F. Ameis. I. Heft. Erläuterungen zu Ges. I—III. 3. umgearb. Aufl. besorgt von C. Hentze. Leipzig, B. G. Teubner 1896. 8°, 197 SS.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. Ameis. II. Band. 4. Heft. Ges. XXII—XXIV. Bearb. von C. Hentze. 3. bericht. Aufl. 1896. 150 SS.

Fast zwanzig Jahre liegen zwischen der 3. und der 2. Auflage des Anhanges zu den ersten drei Büchern der Ilias; jene ist von Zechmeister in dieser Zeitschrift 1879, S. 175—178 besprochen worden. Die Einrichtung des Anhanges darf bei den Fachgenossen als bekannt vorausgesetzt werden. In der 3. Auflage ist die Seitenzahl im ganzen um vier vermindert, die Einleitung zu den einzelnen Büchern weist durchaus eine Vergrößerung des Umfanges auf, am stärksten beim I. Buche und zwar um zehn Seiten, beim II. Buche um vier Seiten. Die der Einleitung jeweilig vorangehende Literaturübersicht hat selbstverständlich an Umfang zugenommen, ist aber äußerlich durch engeren Druck auf einen geringeren Raum beschränkt worden. Die neu eingeführten Überschriften auf jeder Seite, z. B. *A*. Anmerkungen, *Γ*. Einleitung, erleichtern das Nachschlagen in wünschenswerter Weise.

Die Wichtigkeit der Einleitung zu den einzelnen Gesängen ist besonders bei den ersten Büchern augenscheinlich und wir müssen zu dem Inhalte dieser Einleitungen Stellung nehmen. Wenn auch Hentze hauptsächlich berichtend über Fragen der Composition und der Gedankenabfolge sich verhält, so gibt er doch zu den mannigfachen Meinungen ein zustimmendes oder abweisendes Urtheil ab, welches, wenn es sich nicht um Zurückweisung von Verstiegenheiten handelt, auch seinerseits der Prüfung unterworfen werden darf.

Nachdem Lachmanns Liedertheorie ihren Zweck, wie wir jetzt bei geschichtlicher Betrachtung der Homerstudien sehen, erfüllt hatte, auf Ungefüges und Widersprüche in dem uns vorlie-

genden Epos den Blick hinzuwenden, trat allmählich eine andere Auffassung von der Entstehung des Epos auf den Plan, nämlich die, dass ein ursprünglich von einem einheitlichen Gedanken getragenes Gedicht durch Eindichtung und Neuordnung stellenweise aus den Fugen gebracht worden sei. Dabei erheben sich die Schwierigkeiten, dass einmal nicht zweifellos feststeht, was ästhetisch für die älteren Bestände zulässig war und inwieweit jüngere Erweiterung gegen ästhetische Anschauungen, die wir hegen (eigentlich schon vielfach die Alexandriner gehegt haben), sündigte. Zweitens entstand wiederholt die Frage, wo die Fassung einer Stelle, wenn große Ähnlichkeit im Ausdrucke herrscht, ursprünglicher ist. Wie unsicher hier der Boden für die Forschung ist, hat meines Erachtens am besten Rothe in den beiden Gelegenheitsschriften: „Die Bedeutung der Wiederholungen für die homerische Frage", Berlin 1890, und „Die Bedeutung der Widersprüche für die homerische Frage", ebendort 1894. dargelegt. Wenn nun auf diese Weise, ferner auch durch Streichung einiger Verse (Atethese), wie in den Einleitungen Hentzes vielfach erörtert, nichts erreicht wird, so haben die entsprechenden Ausführungen Hentzes in den Einleitungen nur mehr beschränkte Bedeutung, insofern sie das Gesammtproblem der sog. homerischen Frage nicht erschöpfen. Dieses ist aber wesentlich ein historisches und so verdienstvoll die Darbietung der poetischen Schönheiten und Schwächen und der Versuche, letztere zu erklären ist, so nützlich wäre andererseits für die Zwecke der Ausgabe eine zeitgemäße Neugestaltung von Sengebusch' dissertationes.

Da die neueren Geschichtswerke über Griechenland auch die homerische Frage behandeln, wäre es für den Lehrer und mittelbar für den Schüler nützlich, über die Ergebnisse der neueren Forschung in zusammenhängender Darstellung etwas zu erfahren. Durch die geschichtliche Betrachtung würde über das Alter unseres Textes, über das zeitliche Verhältnis der beiden Epen Ilias und Odyssee, über das Verhältnis beider Gedichte zu den sog. kyklischen, endlich über die schichtweise Fortbildung der Lieder einiges Sichere zu gewinnen sein, von wo aus dann freilich durch Vermuthungen, zu weiteren Erkenntnissen im Einzelnen die Brücke geschlagen werden könnte. Wenn von einem Redactor oder Diaskenasten wiederholt die Rede ist, so kann jener der Ilias die Odyssee in der vorliegenden Gestalt schon gekannt, er kann ferner die Epen des Kyklos schon benützt haben: warum sträubt man sich also, trotz der wiederholten Wahrnehmung, dass eine Stelle in der Ilias auf die Odyssee zurückweise oder auf ein Gedicht des Kyklos, die Möglichkeit zuzugestehen, dass die jüngste Gestaltung der Ilias jünger sei als die Odyssee oder ein Gedicht des Kyklos? Diese jüngste Gestaltung kann durch Interpolationen geringeren Umfanges (Mythisches enthaltend) entstanden sein; ist doch die Spur der attischen Interpolationen

llgemein anerkannt. Wie ist es aber mit dem Motiv der Ilias, eren Name für die Durchführung dieses Motivs gar nicht asst? Der Groll des Peliden wird als ein gutes, altes, selbstständig gefundenes Motiv und das erste Buch als treffliche Exposition des ganzen Gedichtes vom Grolle des Peliden bezeichnet. Zugegeben: aber von diesem Groll wird in den einleitenden Versen les I. Buches und im Beginne des II. Buches gesagt, dass er len Verlust vieler Menschen zur Folge haben werde und dies trifft uch zu, und dabei erfüllte sich des höchsten Gottes Absicht. So und nicht anders lässt sich v. 5 deuten; dieser Vers weist aber auf die Kypria zurück, wir haben es mit einer Parallelausführung eines und desselben Grundgedankens zu thun: der Krieg soll die Menschenzahl vermindern. In der sog. Ilias dient diesem Zwecke der Groll des Peliden. Dass im 2. und im 3. Gesange der Ilias unzweifelhaft die Odyssee, das Charakterbild des Odysseus vorausgesetzt wird, hat man schon bemerkt; nur hilft man sich damit, dass man sagt, diese Theile seien jünger als die übrigen der Ilias: sie gehören aber doch unserer Ilias an und um die relative Datierung dieser handelt es sich stets. Wie sich die geschichtliche Betrachtung des vorliegenden Epos verwerten lasse, sieht man auch aus folgender Stelle in den Anmerkungen Hentzes zu *B*: Fick sagt in seiner Ilias-Ausgabe 404: „Der Hass Achills gegen Thersites stammt aus der Aethiopis des Kallinos, wo Achill den Lästerer todtschlägt. Was V. 223 berichtet, ist gar nicht wahr", Zenodot hat 220—223 verworfen. Warum? fragen wir. Offenbar, weil er darin einen Widerspruch zur anderweitigen Überlieferung fand. Dies beweist aber nur, dass der Dichter der Iliasstelle das Motiv aus der Aethiopis genommen hat, aber in der Zeichnung des Thersites den Demagogen mit Vorliebe hervorkehrte. Mit dem Gesagten, das ausführlicher geworden ist, als wünschenswert sein mag, und doch nur Andeutungen gibt, wollte der Berichterstatter auf eine Betrachtungsweise den Blick lenken, welche als Ergänzung zu Hentzes Darlegungen geeignet wäre, mit jener zusammen das Problem zu erschöpfen.

Wir kommen zur Mittheilung von Randnoten zu den Bemerkungen. Die Mahnung Zechmeisters bezüglich der homerischen Blätter Bekkers II. Th. ist befolgt worden zu *A* 555, 557. Die seit der 2. Auflage erschienenen kritischen Ausgaben Christs, Rzachs und van Leeuwens sind berücksichtigt.

In Bezug auf erklärende Ausführungen wäre zu bemerken, dass manches kürzer gefasst hätte werden können und dass müssige etymologische Einfälle minder Urtheilsfähiger wegbleiben könnten.

Zu *A* 14 ist die Erörterung über *στέμματ'* (so mit Hentze zu lesen, nicht *στέμμα τ'*, wie viele andere wollen) am besten mit Overbeck zu erledigen, obwohl der Genitiv *ἑ. Ἀπόλλωνος* nur die Beziehung der Wollbinden zum Gotte, dessen Priester Chryses

32*

ist, ganz allgemein zu bezeichnen scheint. Den Cultbrauch hat Em. Hoffmann in seiner Abhandlung Über die Forcten und Sanaten (dieser Zeitschr. Jahrg. 1866) klar und abschließend behandelt. Die Bemerkung zu V. 26 ist in dieser Auflage sehr ausführlich. Den zweiten *μή*-Satz und die Stelle *A* 565 betreffend, muss man Hentze zustimmen; der erste *μή*-Satz enthält eine Befürchtung der redenden Person im Interesse der angeredeten nach der Meinung L. Langes. V. 62 ist *ἐρείομεν* mit G. Schulze als *ἐρή-ομεν* aufzufassen; es ist epische Analogiebildung und darum von Nauck als 'unerhört' bezeichnet. V. 70 ist mit Wackernagel, Fick und Christ (*Ϝ*)*είδει* oder *εἴδη* zu schreiben; Aristarch nahm an *ᾔδη* keinen Anstoß, weil die Dehnung unter dem Ictus, besonders im 1. Fuß, häufig war. V. 98 *ἑλικῶπις* wird meiner Ansicht nach am besten „mit geschwungenen Brauen" gedeutet, wofür auch die Glosse bei Hesych. spricht. Wenn man die Natur der Composita versteht, so wird man auch diese Deutung verstehen; *ἕλιξ* als Beiwort der Rinder braucht mit *ἑλίκωπες* und *ἑλικῶπις* nichts zu thun zu haben, es bedeutet aber wahrscheinlich „mit gewundenen, geschwungenen Hörnern"; *ἕλιξ* ist wie *οὖλος B* 6 ein nur den Sinn andeutendes, abgekürztes, in der Sängersprache ausgebildetes Beiwort. (Den Composita mit wenig genau ausgeprägter Beziehung der Bestandtheile entsprechen attributive Verbindungen, wie *ἐλεύθερον κρητῆρα Z* 528: einen Krug zum Danke, zur Feier der erlangten Freiheit aufstellen.) Die Vershälfte 167 *ἐγὼ δ' ὀλίγον τε φίλον τε* will mir nicht recht zum Sinne passen; in der Odyssee *ζ* 208 ist *δόσις ὀλίγη τε φίλη τε* passend. Die neue Deutung von *γλαυκῶπις* (zu 206) von Richard Hildebrandt im Philol. XLVI. p. 205 f. „die Göttin der hellen Meerflut" verräth vollständigen Mangel an mythologischem Anschauungsvermögen und an Kenntnis der Entwicklung religiöser Vorstellungen. Zu V. 219 ist *ἔσχε-θον* nach Mutzbauer als Aorist erklärt; thatsächlich ist es ein Praeteritum, welches parallel zum Passivaorist gebildet ist. Die Bemerkung Dyroffs, welche über die Verwendung von *ἕ* und *μίν* zu V. 236 aufgenommen worden ist, liegt ganz in der Auffassungsweise, welche der Ref. vertritt (metrisches Bedürfnis).

Die Note zu *προθέουσι* 288 ist jetzt kürzer gefasst; denn es ist mit Textesänderungen nichts geholfen; es ist eine Missbildung eines Rhapsoden. V. 327 ist jetzt von Hentze *ἀκέοντε* aufgenommen, eine Correctur des Überlieferten, wie sie der Ref. in dieser Zeitschrift 1896, S. 14 gekennzeichnet hat. Die Bedeutung von *δαιμόνιος* hat Ref. schon oft erörtert. Die Bemerkung Cauers war zu 561 entweder zu billigen oder zu verwerfen, das [?] ist nicht aufklärend. Die Ausführungen zu 567 sind gegen die 2. Auflage stark geändert, entscheiden aber nichts: es ist zu ändern oder Störung des Textes anzunehmen.

Zu οὖλος *B* 6 hat Fick ein Parallelwort aus dem Litauischen beigebracht: vŷlius Betrug; dem stimmt Schulze zu; dies ist aber, wie oben bemerkt, nicht die einzig mögliche Auffassung. νηγάτεος V. 43 dürfte zu deuten sein als νη = νεϝ-ος und γα = gn̥ „neugemacht, im frischen Glanze strahlend"; πλάζουσι V. 182 braucht keinen Aufwand von Erläuterung, da zu παλιμπλαγχθέντας *A* 59 schon das πλάζω „vom Ufer wegtreiben" erörtert werden musste. Zu 287 wird der Annahme mehrerer neuerer Gelehrten gedacht, dass Ἄργος das thessalische sei. Bei dem schwierigen ἀρίζηλον oder ἀΐδηλον V. 318 wird Schulzes Conjectur ὀΐζηλον angeführt. Dass φρητρῆφιν 362 nicht Dativ sein dürfte, beruht auf falscher Beurtheilung der epischen Sprache; Brugmann Gramm.[2] redet auch nur von einem Dativ in diesem Falle. Die Lesart ἀμέγαρτον 420 nach Rzach, während Hentze Aristarch folgt und ἀλίαστον schreibt, bedeutet offenbar „gern vergönnt, unbeneidet", was doch einen bestimmteren Sinn gibt als „unglücklich, unselig". Zu 484 ist zu sagen, dass Μνημοσύνη als Mutter der Μοῦσαι jünger ist als die Töchter.

Zu *Γ* 228 wird die Etymologie von τανύπεπλος weitläufig erörtert, wie mir scheint, ohne Noth; es bedeutet nicht „mit ausgedehntem, weiten Peplos", wie Autenrieth und Studniczka wollen, sondern „mit lang herabfallendem oder wallendem Peplos", vgl. τανύφυλλος und τανύγλωσσος. Zu 229 wird nach Autenrieth neben δέ aus δή, μέν aus μήν, τὲ aus τῇ auch κέ aus κῇ (κά, κάν) erwähnt; die Nebenformen hätten bei κὲ doch vorsichtig machen sollen. Glöckner ist jetzt mit gleichen Ansichten hervorgetreten, worüber ein andermal berichtet werden wird. Zu 357 liest man: Etymologisch stellt Fick in Bezzenbergers Beitr. XVI 170 ὄβριμος = skt. agrimâ „vorzüglich". Derselbe Sinn wird gewonnen, wenn wir vom griechischen βρί-θω ausgehen und erklären „(alles andere) drückend"; agrimâ dürfte doch auch mit gurus = βαρύς zusammenhängen; das prothetische -o ist häufig und ist offenbar ursprünglich locale Partikel gewesen.

Die zweite Auflage der erklärenden Ausgabe der Bücher XXII—XXIV ist in dieser Zeitschrft 1888, S. 1078 angezeigt worden. Es sind acht Jahre bis zum Erscheinen der 3. Auflage verflossen. Die Änderungen in dieser Auflage konnten nicht so groß sein, als sie es in der 2. gegenüber der 1. Auflage waren. Bezüglich des τῇ *Ψ* 618 und des λῦτο *Ω* 1 hat Hentze seine Ansicht nicht geändert; der Ref. aber auch nicht. Sonst wären noch folgende Bemerkungen zur Erklärung mitzutheilen. Zu *X* 39: es ist uns geläufiger zu sagen: das Schicksal ereilt einen, während der griechische Ausdruck lautet: πότμον ἐπισπεῖν. Zu *X* 62. 64 möchte ich fragen, ob es wahrscheinlicher ist, dass die allgemeine Andeutung über das Schicksal der Personen Kassandra und Astyanax das frühere sei oder die besondere Ausführung ihrer Erlebnisse. Hentze entscheidet sich, wie die

meisten, für die erstere Alternative; hier soll die Frage nur gestellt werden. — Die Anmerkungen zu *X* 146. 147 scheinen mir richtig und kennzeichnen die Versuche, Dichtung und Örtlichkeit um jeden Preis in Übereinstimmung zu bringen. Das *ὁρῷντο X* 166 konnte man durch „sahen sich an“ auszudrücken versuchen. Die Note zu *X* 246 ist neu; in der 2. Auflage steht *δαμήῃ*; jetzt wird auf *Σ* 308 verwiesen. Ref. hat in seiner Homer. Gramm. S. 379/80 die Stelle auch so gelesen, wie jetzt Hentze; dann würde für *Σ* 308 Gleichartigkeit bestehen und die Änderungen Nabers, sowie Christs wären als überflüssig zurückgewiesen. Dass bei *ἔχον* in der Stelle *X* 412 *μόγῖς ἔγον* das *σ* noch gefühlt worden sei, bezweifelt Ref. — In der Anmerkung zu *Ψ* 221 ist das Wörtchen „gleichsam“ jetzt mit Recht weggelassen; *πενθείετον* 283 ist wohl für die Erklärung von *πενθή-μεναι σ* 174, *τ* 120 nicht zu trennen. Dass hier das alte, Präsens bildende Jod noch erhalten sei, wie van Leeuwen in seinem Enchiridion annimmt, ist mir unwahrscheinlich. Die Doppelsetzung des *κὲ* im Satzgefüge 526/27 ist nur ein Beweis für das, was Ref. im Programmaufsatze Brünn 1893, S. 17 ausgeführt hat. Der Verweis auf Herod. I 174 Orakelspruch in Trimetern ist neu; dort wollte Steger *εἴγ'* schreiben (bei Holder): 773 ist jetzt *ἑπαΐξεσθαι* geschrieben und die Note über den Inf. Aor. in Wegfall gekommen. Der Conjunctiv in *Ω* 74 ist in des Ref. Gramm. S. 382 im Zusammenhange der grammatischen Theorie besprochen. In *ὅς κ' ἰθύνοι Ω* 149 dürfte der Fall vorliegen, dass ein älteres *ϝ'* durch das spätere, verständlichere *κ'* ersetzt worden ist; *ἀκήρατον Ω* 303 der Bedeutung nach = *ἄκρητον* ist auch eine jener Bildungen, wo die sprachwissenschaftliche ratio uns im Stiche lässt. Zwei leicht zu verbessernde Druckfehler sind stehen geblieben.

Villach G. Vogrinz.

Wilhelm Schmid, Der Atticismus in seinen Hauptvertretern von Dionysius von Halikarnass bis auf den zweiten Philostratus. 4. Band. Stuttgart, W. Kohlhammer 1896. 734 SS. Registerband 1897. 234 SS.

Im Schlussband dieses umfassenden Werkes, das durch die von Sch.s Vater verfassten Register erst recht nutzbar wird, ist zunächst (8. Abschnitt) in der bekannten Weise Wortschatz, Sprachgebrauch und Stil des zweiten Philostratos behandelt Diesem Flavius Philostratus schreibt Sch. (S. 7) alle als philostratisch überlieferten Schriften außer den erotischen Briefen, der ersten *διάλεξις* und den Gemälden seines Enkels zu und bemerkt, dass die bezeichneten Werke, auch wenn die Einheit des Verfassers geleugnet werden sollte, Gegenstand einer sprachlichen und stilistischen Betrachtung sein können. Da ich Fertig, De Philostratis

sophistis (Festschrift, Bamberg 1894) im Philol. LVII 335 f. behandle, begnüge ich mich mit der Bemerkung, dass die behaupteten sachlichen und sprachlichen Verschiedenheiten zwischen Vita Apollonii und Vitae Sophistarum einer-, den Imagines und dem Heroikus andererseits [1]) besondere Beachtung verdienen (vgl. Menander 390, 2 Spengel: *Φιλοστράτου τοῦ τῶν Ἡρωικῶν τὴν ἐξήγησιν καὶ τὰς Εἰκόνας γράψαντος*), und dass die Annahme, der Verfasser von Ap. und V. S. sei ein Lemnier, eines stricten Beweises entbehrt (vgl. Christ, Handbuch VII² 602, A. 5); sie bedürfte aber zwingender Argumente, da doch der Verfasser der V. S. 117, 11 einen anderen Philostratos durch den Beinamen *ὁ Λήμνιος* unterscheidet.

Im 9. Abschnitte (S. 577—734) wird der Versuch gemacht, die atticistische Literatursprache in ihre Elemente zu zerlegen. Hier macht sich der Mangel an sprachlichen Untersuchungen über die zeitlich zwischen der classischen und der atticistischen Prosa stehenden Schriftsteller und an lexikalischen Vorarbeiten besonders fühlbar, so dass der Verf. sein Werk mit den Worten schließt: „Es wäre Thorheit gewesen, hier auf den ersten Wurf alles abschließend behandeln zu wollen; das Richtige ist eben auch hier, zu wissen *ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός*."

Die vorhandene grammatische Literatur ist, namentlich soweit sie die nachclassischen Schriftsteller betrifft, sorgfältig benützt, und die Papyri sind mit Erfolg herangezogen. [2]) Dagegen sind Einzelheiten aus dem Sprachgebrauche der classischen Schriftsteller nicht immer beachtet, wie wenn S. 70 die Verwendung des Relativums im indirecten Fragesatze als eine Spur der im Spätgriechischen erwiesenen Verwechslung zwischen Pronomen relativum und interrogativum bezeichnet wird. Der Recensent im Lit. Centralblatt 1896, 1574 (B.) erhebt Einwendungen dagegen, und ich habe für *οἷος* und *ὅς* im indirecten Fragesatze eine stattliche Zahl von Beispielen aus den classischen Schriftstellern in den Dissert. Vindob. III 306—313 zusammengebracht; vgl. ebd. 253 für *ὅτι* oder *ὡς* statt des Infinitivs (Sch. 83 u. 620), 266 f. für die von Sch. 88 beigebrachten Finalsätze nach *κελεύω*, welche zur Philostratstelle nicht gerade passen. Für den Gebrauch des zusammengesetzten Relativums in der directen Frage werden S. 73 zwei Stellen angeführt, die Kayser ändern will. Bei Gymnast.

---

[1]) Vgl. Ap. 54, 26 ff. mit I. 309, 15 (S. 4 f.) und das Fehlen von *γε* (S. 125) und von *καθίσταμαι ἔς τι, ἐγὼ δηλώσω* (187) in I. u. H. — Dass die I. den stärksten poetischen Zusatz haben (1 poetischer Ausdruck auf 0·19 Teubnerische Seiten; S. 430), ist allerdings anderweitig zu erklären.

[2]) Bei dem S. 334 als poetisch angeführten Worte *φερνή* vermisse ich einen Hinweis auf das Vorkommen desselben in Rechtsurkunden: vgl. z. B. die Berliner Papyri 183, 251, 252 und die 'Hochzeitsverträge' im Corpus papyrorum Raineri. Griech. Texte I 119 ff.

283, 15 *τουτὶ δὲ ὁπόθεν λέγω* handelt es sich auch ohne Einschub von *οἶδα* um eine indirecte Frage; vgl. Demosth. 19, 44. Ap. 207 *ἀλλ' ⟨εἰπέ⟩, ὅπως ταῦτα δοξάζεις κἀξ ὅτου* kann man allerdings ohne *εἰπέ* als vereinzelt hinnehmen. Eine andere Singularität (*μή* im Behauptungssatze; Sch. 91) beseitigt der Recensent im Lit. Centralbl. durch die Interpunction (Ap. 51, 29) *καί 'μὴ ἀεὶ ἡ μάστιξ' σοφοῦ ἔμοιγε δοκεῖ ἱππέως*. Ebenso entfällt der einzige Beleg, den Sch. 83 für den Infinitiv nach verbis sentiendi anführt: I. 375, 14 *θεοὺς ὑπονόει περιωπὴν ἔχειν τοῦ ἀγῶνος*: nur die Wolke ist sichtbar, die Götter sind zu denken, vgl. Jacobs zu 89, 30 seiner Ausgabe.

Warum Sch. 74 bei *ἡ δὲ ἀξία μισεῖν* (V. S. 10, 23) den passiven Infinitiv erwartet, und in welchem Sinne er S. 455 *εἷς* für *ungefähr* als neu bezeichnet, weiß ich nicht. Auch zweifle ich, ob I. 328, 8 *μή σε λειμὼν ἀναβάλῃ τοῦτο* (S. 396) schlechthin als Beleg für die Verbindung von *ἀναβάλλω* mit Accusativ der Person und der Sache betrachtet werden kann. Vollends möchte ich nicht (S. 411) auf Grund der Wolfenbüttler Schol. zu Eurip. Hek. 401 und der im Thesaurus V 626 C weiter angeführten Stellen aus Georgios Akropolites den Accusativ bei *μάχομαι* für erwiesen und demnach I. 376, 26 für heil ansehen, zumal in den Imagines *μάχομαι* mit Dativ (341, 19) und mit *πρός* (358, 27; sonst nur noch absolut 367, 18) verbunden wird. I. 364, 19 finde ich die Construction *νῆσος ποταμοῦ εὖρος ἑαυτῆς ἀπηνέχθη* nicht seltsam[1]) (S. 50, A. 1). S. 51 ist *τὰ δρώμενα* als Beispiel eines absoluten Accusativs der Beziehung (*'soweit man sieht'*) zu streichen, da schon Olearius I. 344, 27 *καταρᾶται τοῦ παιδὸς τὰ δ.* richtig mit *quae hic oculis videmus filio imprecatur* übersetzt. Besondere Beachtung verdient dagegen (S. 618) der Hinweis darauf, dass der absolute Accusativ mindestens zum größten Theile als absoluter Nominativ zu betrachten ist, welch letztere Construction bei Philostrat besonders oft vorkommt (S. 113); einige andere sprachliche Erscheinungen, die bei Philostrat häufig sind, werden in Webers Anzeige, Neue phil. Rundschau 1896, 347 ff., hervorgehoben.

Mir möge es, da ich an der Wiener Ausgabe der Imagines theilgenommen habe, gestattet sein, noch einige auf Kritik und Erklärung dieser Schrift bezügliche Stellen des Werkes zu erörtern. Sch. erwähnt nicht nur S. 12 das Schwanken der Ausgabe zwischen *εἰς* und *ἐς* in einer Weise, die an seiner Billigung zweifeln lässt, sondern er ignoriert auch S. 13 die Schreibung *γίνομαι* und *γινώσκω* ganz. Da er aber sonst das Schwanken

---

[1]) Bei I. 328, 1 *ἐκκεῖται τοῦ ἀέρος* ist es Sch.s Erklärung (401): *'befindet sich außerhalb des Wassers in der Luft.'* Olearius übersetzt richtig: *ex aere eminet*, und der Genetiv wird besonders klar bei Bougeauts Übersetzung: *l'un se detache sur un fond qui est le ciel.*

[z]lässt, z. B. zwischen *θάλαττα* und *θάλασσα*,[1]) *σύν* und *ξύν*, [h]abe ich bei *ἐς* und *ἔσω* umsoweniger einen Grund zur Nivellierung, [da] 122 *ἐς* 69 *εἰς*, aber 8 *εἴσω* einem *ἔσω*[2]) gegenüberstehen; [be]i *γιγνώσκω*, das in *FP* durchaus, und bei *γίνομαι*, das acht[m]al gegen zweimaliges *γίγνομαι* überliefert ist, wird die kritische [D]urchforschung der übrigen philostratischen Schriften abzuwarten [se]in, wie überhaupt das Werk, welches eine Grundlage für die [K]ritik bildet (Sch. hat den Wiener Seminaristen über Einzelheiten [f]reundlichst Auskunft gegeben; vgl. Praef. XXIII), durch weitere [k]ritische Ausgaben berichtigt werden dürfte.[3]) 387, 29 tritt Sch. [2]64 für Herchers Conjectur ein, scheint also mit dieser die Stelle [f]ür erledigt anzusehen; er selbst vermuthet 324, 20 *πρὸς τὸν [α]ὐλὸν ὑποσιγᾷ* (S. 264) und S. 408 — was recht beachtens[w]ert ist — 369, 12 *ἡνιοχησόμενον δή*.[4]) Für die Überlieferung [t]ritt Sch. 426 bei *ὑποσέσηρε* 339, 5 und S. 454, A. 52, da [ἱ]ερά auch Ap. 274, 11 für *ἱερεῖα* stehe, bei 385, 10 ein. Auch [e]rwähnt er S. 425 die zu 333, 27 vorgebrachten Conjecturen [ἐ]μπνου und *τερπνοῦ* nicht; ist die Überlieferung: *οὐκ ἔχων [ἀ]ντιέργεσθαι τῆς ἀπάτης καὶ τοῦ ἐν αὐτῇ ὕπνου* heil (ich möchte, statt *ὕπνου* zu ändern, eher an *ἀνεγείρεσθαι* denken), [s]o bezeichnet *ὕπνος* gewiss nicht den *'die Aufmerksamkeit aufhebenden Reiz eines Gemäldes'*; vgl. Schenkl: *et sopore cum ea coniuncto.* Ebensowenig ist 364, 25 *ἁρμονία* von den *'zusammenpassenden Bruchflächen eines zerrissenen Ganzen'* (S. 277) zu verstehen; (*σεισμοὶ γὰρ*) *κἀκείνην ἀναπτύξαντες τὴν ἁρμονίαν τῶν ὀρῶν ἐναπεσημήναντο τοῖς τμήμασι* wird von Westermann richtig übersetzt: *hanc quoque aperientes montium iuncturam incisuris indicarunt.* Bei 320, 20 *καὶ ἥδε σοι ἡ ἐλάτη χαμαὶ γυναικῶν ἔργον ἐκ Διονύσου μέγα* mag mit Rücksicht auf Stellen wie Polemo 29, 11 Hinck *Καλλίμαχον μὲν οὐχ εἷς ἀπέκτεινεν, ἀλλὰ κοινὸν ἔργον τῆς Ἀσίας ἐγίνετο* der Gedanke an ein Opfer (Sch. 170) naheliegen; *ἔργον* hat diese Bedeutung gewiss nicht.

Schließlich erwähne ich, dass Sch. es bei den Artikeln *κνήμη* (190), *ῥίς* (226) und *ὀφρύς* (321) als auffallend bezeichnet, dass Philostrat für Försters Scriptores physiognomonici ungenügend ausgenützt worden sei. Bei *ὀφρύς* hätte 324, 25 *ὀφρὺς δὲ αὐτῷ* (*ὄμματι*) *περιβέβληται* vielleicht ganz ausgeschrieben werden

---

[1]) Für letzteres sind aus dem Index hinzuzufügen: 295, 20; 305, 23, 25; 306, 15; 312, 24; 323, 11; 362, 4; 368, 29; 369, 2; 370, 21.

[2]) Im Index sind im Widerspruche mit der Vorrede (XXIIII 2) die Stellen bei *ἔσω* stehen geblieben; bei *εἴσω* fehlt 382, 19).

[3]) Vgl. die Anzeige von Sitzler, der (Woch. f. class. Phil. 1896, 948) 322, 15 und 323, 8 *Τυρσηνός* (vgl. 295, 22) und 312, 10 *κιρσοειδής* (vgl. aber 312, 16) schreiben will. *θράσος* war 300, 6 aus *FP* aufzunehmen, da sonst nur diese Form in den Imagines vorkommt.

[4]) 322, 24 verdanken wir Sch. 383 die Berichtigung, dass die Conjectur *πηλαμύδι εἴκασται* von L. Dindorf, Thes. II 1426 B herrührt.

sollen; es folgt nämlich *διασημαίνουσα τὸν νοῦν τῶν αὐλη-μάτων*, vgl. hinzu: 309, 22 *ψάλλει καὶ τείνει τὸν νοῦν ἐς τὴν πηκτίδα*, 325, 5 *τὰ στέρνα .. ἔμπλεα .. καὶ ἐννοίας μου-σικῆς καὶ διασκέψεως τῶν αὐλημάτων*, 341, 6 *ταχεῖς τε οἱ ὀφθαλμοὶ τοῦ θεοῦ ῥυθμόν τινα οἶμαι διανοοῦντες*, 374, 10 *τείνων τοὺς ὀφθαλμοὺς ἐς νοῦν τινα καὶ οἷον διάσκεψιν τῆς πάλης*. Bei der nicht angeführten Stelle 338, 13 *ἡ ὀφρὺς μετὰ τῶν ἵππων* wäre zu entscheiden, ob die Übersetzung *supercilium versus equos flectit* richtig ist oder es sich nur um eine sprach-liche Verschiedenheit gegenüber Stellen wie 307, 14 *οὕτω μόνον τὰ ἐκ πρῴρας βλέπει* handelt. Bei *σοφία* endlich (S. 227) werden wir wohl nicht immer — 299, 24 *σόφισμα τοῦ ζωγράφου* und 387, 21 *πάνσοφόν τι τοῦ ζωγράφου* sind einzubeziehen — mit der Bedeutung *'praktische Erfahrung, Geschicklichkeit'* aus-reichen; es dürfte sich um das von der *μίμησις* verschiedene Kunstverständnis des Malers handeln, mag es sich nun in der technischen Ausführung zeigen oder in dem geistigen Gehalt, den Philostrat in dem Bilde wirklich oder vermeintlich fand; vgl. F. Matz, De Phil. fide, S. 32.

Radautz. Dr. Wilh. Weinberger.

Cicéron. 1. Extraits des oeuvres morales. Morceaux choisis, tirés des traités philosophiques par Emil Thomas, professeur à l'uni-versité de Lille. Paris, Hachette 1896. Preis 2 Fr.

— — 2. Morceaux choisis tirés des traités de rhetorique par Emil Thomas. Paris, Hachette 1897. Preis 2 Fr.

In zwei sehr nett ausgestatteten Bändchen von 384 und 404 Octavseiten bietet sich dem Leser diese Auswahl dar, die im Principe sicherlich nach dem Vorbilde der von O. Weißenfels im Teubner'schen Verlage veranstalteten Auswahl aus Ciceros philo-sophischen und rhetorischen Schriften angelegt ist. Der Heraus-geber E. Thomas darf wohl als einer der gründlichsten Kenner Ciceros unter den französischen Philologen bezeichnet werden. Er hat sich durch seine treffliche Ausgabe der Rede pro Archia und besonders der vierten und fünften Rede gegen Verres einen weit über die Grenzen Frankreichs hinaus geachteten Namen gemacht. Die Auswahl aus den philosophischen Schriften folgt, wie wir aus der *Introduction* erfahren, *'au plan indiqué par le rapporteur de la Commission du Conseil supérieur'*. Th. will durch die aus-gewählten Stücke dem jugendlichen Leser zunächst eine 'idée générale' der excerpierten Schriften geben, von denen später die eine oder die andere auch in ihrer Gänze kennen gelernt werden soll. Der Übergang zwischen den einzelnen Stücken desselben Werkes wird in passender Weise vermittelt; doch erfüllen die Stücke selbst die Forderung, dass sie ein gerundetes Ganzes bilden

und einen in sich abgeschlossenen Sinn geben. Eine Einleitung gibt zunächst ein kurzes Resumé über Ciceros Leben und erörtert dann in treffender Weise die Bedeutung der philosophischen Schriften Ciceros. Die Auswahl enthält Stücke aus *Academica*, *de finibus*, den *Tusculanen*, *de natura deorum*, *de divinatione*, *de re publica*, *de legibus*, *de officiis*, *Cato Maior*, *Laelius*, *Paradoxa* und *Timaeus*. Den Text begleiten knappe Noten, die sowohl Sachliches erläutern, als insbesondere feine sprachliche Beobachtungen enthalten.

Ganz ähnlich ist die Anlage des zweiten Theiles. Dieser enthält nicht bloß Stücke aus Ciceros Schriften, sondern einen verhältnismäßig breiten Raum nimmt in demselben die aus den *Rhetorica ad Herennium* aufgenommene Partie ein. Doch möchte ich dies mit Rücksicht auf die Trefflichkeit der eigenartigen, urwüchsigen Schrift, die mit Recht als das 'vorzüglichste Lehrbuch der römischen Rhetorik', als ein *'liber auro pretiosior'* (Spengel) bezeichnet worden ist, keineswegs tadeln. Hieran schließen sich Proben aus *de inventione*, es folgt dann die etwa ein Drittel des Buches bildende Auswahl aus *de oratore*, dann noch aus *Brutus*, *orator*, *de optimo genere oratorum* und den *part. oratoriae*. Endlich ist dem Bändchen ein sehr nützlicher doppelter Index beigegeben, und zwar ein *Index de termes de rhétorique* und ein *Index historique*. Das kritische Verfahren des Herausgebers ist, wie immer, conservativ. Die Grundlage seines Textes bildet mit Recht die Ausgabe C. F. W. Müllers, von der nur in seltenen Fällen abgewichen wird. Beide Bändchen müssen als mit ebensoviel Geschmack wie Sachkenntnis angelegte Chrestomathien bezeichnet werden.

Das komische Moment in Ciceros Rede pro Murena von Dir Dr. Julius Strenge. Parchim 1896.

Der Verf. vorliegender Abhandlung, der auch eine verdienstliche Schulausgabe dieser Rede in der editio Gothana veranstaltet hat, sucht in dieser Schrift das Moment des Komischen in der Mureniana zu analysieren. Mit Recht ist die Rede pro Murena seit dem Alterthum wegen der heiteren, launigen Darstellung und ihres echt urbanen Humors als eine Perle der ciceronischen Beredsamkeit gepriesen worden. Sie würde sich auch, wenngleich sie in den 'Instructionen' in den Canon der an österreichischen Gymnasien zu lesenden Reden — ich weiß nicht warum — nicht aufgenommen wurde, ganz vortrefflich zur Schullectüre eignen, wie Ref. einmal in einem Aufsatze in diesen Blättern Jahrg. 1892, S. 453—461 darzuthun versuchte. An deutschen Gymnasien wird sie gern und häufig gelesen, und deutsche Schulmänner, wie Nägelsbach, Eckstein, Hirschfelder, Aly u. a. waren eifrige Lobredner derselben. Allen den zahlreichen Freunden der Rede sei hiemit Strenges Aufsatz empfohlen! — Ausgehend von einer Analyse des

Humors, zeigt der Verf. zunächst, wie Cicero gerade damals dazu kam, die Verhältnisse des Processes von der Höhe seines Humors zu betrachten. 'Der Umstand, dass der Friede im Innern, die ruhige Verwaltung des Staates, augenblicklich die erstrebenswertesten Güter, gesichert schienen, ließ ihm die Unregelmäßigkeiten und Ordnungswidrigkeit (sc. bei Murenas Wahl), auch den Unmuth der Mitbewerber des Murena über die erlittene Niederlage so geringfügig, so komisch erscheinen, dass er in heiterer Stimmung auf sie herabsah. Der Redner war zu derjenigen Höhe der ästhetischen Freiheit emporgestiegen, die durch die umgekehrte Erhabenheit, das Komische, bewirkt und erzeugt wird. Dies die Grundstimmung, die sich in der Rede in mannigfaltiger Weise äußert als gute Laune, Witz, Ironie und Humor' (S. 4). Zunächst wird Ciceros launige Kritik des Verhaltens seines Freundes Sulpicius, dann des starren Stoikers Cato beleuchtet. Ref. hat Strenges Ausführungen mit großem Vergnügen und Interesse gelesen und hält die von Str. gebotene Zergliederung der humoristischen Effecte in dieser Rede für durchaus zutreffend. Nur darin scheint mir der Verf. zuweit zu gehen, wenn er in der wiederholten Apostrophierung des Sulpicius mit dem bloßen Praenomen *Servi* auch ein ironisches Wortspiel findet, das 'den feiner organisierten Ohren der Richter jedenfalls verständlich gewesen sei'. Cicero habe nämlich mit Beziehung auf den vielgeplagten Rechtsanwalt hiemit andeuten wollen, es sei ein Sclavenleben, das sein Freund Ser. Sulpicius führe. Diese 'Paarung heterogener Vorstellungen in frappanter Combination' wäre durchaus nicht witzig gewesen, wie es Str. erscheint, sondern einfach plump und geschmacklos und hätte den Freund sicherlich verletzt. Vielmehr entspricht die gemüthliche Nennung des Sulpicius beim Praenomen sicherlich nur dem innigen und damals wohl allgemein bekannten Freundschaftsverhältnisse beider Männer, von dem beispielsweise der herrliche Trostbrief des Sulpicius *ad fam.* IV 5 beredtes Zeugnis ablegt.

Zum Schlusse sei noch einmal die lesenswerte Abhandlung allen Freunden der Mureniana angelegentlich empfohlen.

Wien. A. Kornitzer.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum. Für die Schüler der Quarta bearbeitet von Dr. Fr. Holzweißig, Director des kgl. Domgymnasiums zu Magdeburg. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1897. 8°, VIII u. 124 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Es ist wahrlich keine Noth an Ausgaben des 'Nepos für den Schulgebrauch', an 'Lesebüchern aus Nepos' und wie sonst die lateinischen Lectüretexte für die Tertia unserer und die Quarta der deutschen Gymnasien betitelt sind. Immerhin aber wird man eine neue einschlägige Publication von einem Schulmann wie Holzweißig gerne entgegennehmen. — Der Herausgeber geht von dem

rundsatze aus, dass die Mangelhaftigkeit der Gesammtdarstellung
seres Schriftstellers eingreifendere Änderungen zur Nothwendig-
:it macht. Wer mit dieser Ansicht im Principe sich befreundet,
inn im übrigen die vorgenommene Behandlung des Autors nur
utheißen. Es ist der Wort- und Phrasenschatz des Nepos fest-
ehalten, daneben aber im ganzen wie im einzelnen eine ziemlich
eitgehende Freiheit der Textierung im Interesse einer sachlich
nd sprachlich correcten, wenn auch einfachen Darstellung in An-
pruch genommen, wobei jedoch nur solche stilistische und gram-
iatische Regeln in Anwendung kommen, die in die Lehraufgabe
er Classe gehören, und zugleich auf einen systematisch geregelten
Interricht, der sich leicht an die Lesestücke anschließen und seine
Beispiele aus ihnen entnehmen kann, Rücksicht genommen wird.
Bei der Auswahl der aufzunehmenden Biographien war der auch
sonst in Chrestomathien aus Nepos festgehaltene Gesichtspunkt
maßgebend, eine griechische Geschichte von der Zeit der Perser-
kriege bis zum Tode des Epaminondas in Form von Einzelbio-
graphien zu geben; dazu kommen noch die Vitae Hamilcars und
Hannibals. Die Biographien werden wieder in kleinere, in sich
abgeschlossene Abschnitte zerlegt und mit lateinischen Überschriften
('nicht mit deutschen Inhaltsangaben am Rande') versehen. So
zerfällt Miltiades (Überschrift: Miltiades, Cimonis filius, Atheniensis)
in folgende Hauptpartien: 1—4 M. frustra suadet, ut pons a
Dario in Histro flumine factus rescindatur. 5. M. Darii poenam
metuens ex Chersoneso Athenas redit. 6—10. M. pugna Mara-
thonia Persas vincit. 11. 12. M. ab Atheniensibus accusatur et
pecunia multatur. Schon nach dem Gesagten glaubt Ref. im Rechte
zu sein, wenn er die Fassung des Titels beanstandet. Dazu kommt
noch anderes. Unter den Nepotis vitae befindet sich auch eine
vita Periclis, die von dem Herausgeber herrührt. Wer erwartet
ferner mitten im Texte eine Datierung, wie 'ante Christum natum'?
Da haben doch Vogel und Lattmann besser gethan, wenn sie ihre
Arbeiten ähnlicher Tendenz Nepos plenior und N. emendatus be-
titelten.

Das Vocabular, welches die volle Hälfte des Buches ein-
nimmt, berücksichtigt die Phraseologie des Schriftstellers in her-
vorragender Weise und bietet Übersetzungshilfen, ohne über das
Maß des Erlaubten hinauszugehen. Auch sachliche Bemerkungen
sind eingestreut. Aufgefallen sind hier dem Ref. nur einige an-
fechtbare Supina, wie abstentum, casum, incultum, tentum u. ä.

Des Quintus Curtius Rufus Geschichte Alexanders des Großen.
Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Heinrich Wilh. Reich.
Mit 1 Titelbild, 17 Textfiguren, einer Karte: 'Imperium Alexandri
Magni' und der 'Alexanderschlacht' in Farbendruck. Wien u. Prag,
F. Tempsky 1896. 8°, XIX u. 322 SS. Preis geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr.

Bekanntlich ist die Lectüre des Curtius in unserer Tertia
nur in beschränktem Maße vertreten. Wird hie und da einmal

Curtius dem Nepos vorgezogen, so wählt man — und mit Recht — eine Chrestomathie, in welcher die Darstellung des Curtius ihrer Härten entkleidet erscheint und so ein für die Anfänger der lateinischen Lectüre passender Text geboten wird. Diesen Umstand hat der Bearbeiter vorliegender Ausgabe nicht ins Auge gefasst und einzig die Stellung berücksichtigt, welche Curtius im Lehrplane deutscher Gymnasien einnimmt. Darnach versteht sich die ganze Einrichtung der Ausgabe, die auf das Verständnis vorgerückter Schüler berechnet ist. Nur so erklärt sich die Einleitung (1. Alexander der Große im Urtheile der Mit- und Nachwelt. 2. Die Alexandergeschichte des Curtius) mit ihren Parallelen aus der Gegenwart und ihren Verweisen auf die moderne Literatur, nur so die Heranziehung von Namen, die dem Schüler der Unterstufe leerer Schall wären.

Die Ausgabe ist im Vorstehenden zum Theile charakterisiert. Weiterhin wäre bemerkenswert, dass sie im Anschlusse an die Einleitung eine Zeittafel, die vom J. 359—321 v. Chr. reicht, und als Anhang (S. 267—318) ein sehr umfangreiches Namensverzeichnis enthält. 'Die Beifügung der den Text begleitenden Inhaltsangaben (in der Form von Randnoten) wurde von der Verlagsbuchhandlung ausdrücklich verlangt'. Mit all dem, sowie mit der beigegebenen Karte und den Situationsplänen kann man sich ohneweiters einverstanden erklären; nicht so mit der Wahl der übrigen Illustrationen. Die Abbildung eines persischen Sichelwagens oder einer orientalischen Bergfeste hat gewiss seine Berechtigung: was soll aber das Relief von Laurentum, enthaltend eine Scene aus der Schlacht bei Arbela (S. 106) oder der Grundriss der Palasttrümmer von Persepolis (S. 121)? Derlei Illustrationen veranschaulichen dem Schüler nichts, sie haben rein archäologisches Interesse, und Ref. glaubt gegen die Manier, den 'Anschauungsunterricht' in dieser Weise zu fördern, bei dieser Gelegenheit Stellung nehmen zu müssen, da unsere Schulausgaben von dem Streben, um jeden Preis zu illustrieren, immer mehr heimgesucht werden: im Grunde genommen wirken derlei Beigaben schädlich, weil sie von der Sache ablenken.

Ein weiteres betrifft das Verfahren des Verf.s, an einzelnen Stellen die Erzählung in deutscher Sprache fortzuführen. 'Wo im Texte Auslassungen stattgefunden haben', heißt es im Vorwort, 'wurde nicht eine kurze Inhaltsangabe des Übergangenen eingefügt, sondern eine der Darstellung des Curtius nachgebildete, freie Bearbeitung in ziemlicher Ausführlichkeit an die Stelle gesetzt'. Nach diesem Geständnisse des Herausgebers wurde also an Raum nichts Wesentliches erspart: warum also die ganze Procedur? Aber die Sache hat noch ein anderes Bedenken. Der Herausgeber vermittelt die Übergänge durch deutsche Texte S. 119, S. 135 ff., S. 140 ff., S. 161 ff., S. 166, S. 169 f., S. 173 ff., S. 176, S. 177 ff., S. 181 f., S. 185 f., S. 190 f., S. 195 ff.. S. 199.

S. 203 ff., S. 210 ff., S. 217 ff., S. 225 ff, S. 232 ff., S. 238 f., S. 240, S. 241 ff., S. 247 ff., S. 255 ff. und S. 261 ff. Wird durch die große Zahl dieser Einlagen nicht der Gedanke nahe gerückt, dass die lateinische Form überhaupt ein unbequemes Hemmnis der Lectüre bildet und dass man am besten an Stelle des lateinischen Autors eine deutsche Übersetzung böte?

Schließlich fühlt sich Ref. zur Erklärung verpflichtet, dass die ganze Arbeit auf solider, wissenschaftlicher Grundlage basiert. Der Herausgeber hat sich nicht nur in der Alexander d. Gr. betreffenden Literatur gut umgesehen — das lehrt die Einleitung — sondern auch selbständige, textkritische Studien unternommen. Neue Collationen des Cod. Monac. 15739 und des Cod. Regin. 971 wurden verwertet, an eigenen Vermuthungen, die jedoch sparsam angebracht sind, fehlt es nicht: über seine Textgestaltung gedenkt der Herausgeber an anderer Stelle Rechenschaft zu geben.

Trotz dieser Sorgfalt, welche die wissenschaftliche Seite des Buches betrifft, bleibt aber dessen Verwendbarkeit für die Schule zweifelhaft.

Wien. J. Golling.

Andreas Weidner, Schüler-Commentar zu Tacitus' Agricola. Leipzig, G. Freytag 1896. 8°, 47 SS. Preis 30 Pf.

— — Schüler-Commentar zu Tacitus' Germania. Wien u. Prag. F. Tempsky 1896. 8°, 43 SS. Preis 18 kr.

Weidners Tacitustexte stehen unter der Herrschaft der wuchernden Conjectur. Der Agricola weist mehr als 80, die Germania gegen 70 Abweichungen vom Texte Halms auf. Beschränkte sich diese Erscheinung auf kritisch unsichere Stellen, so wäre allenfalls nichts einzuwenden. Allein manches musste fallen, was bis jetzt unangetastet war, um irgendeinem Einfalle Weidners platzzumachen. So liest er G. 5, 4 *satis ferax frugiferarum arborum, ⟨vitis⟩ impatiens*, 19, 8 *non forma, non aetate, non opibus maritum invenerat ... melius quidem hae ...* Natürlich liefen bei solcher Productivität Ungeheuerlichkeiten mitunter, wie A. 9, 3 *administrationum ratione* für *administratione* oder A. 23, 3 *ac si virtus exercituum et Romani nominis gloria pateretur, ⟨haberetur⟩ inventus in ipsa Britannia terminus.* Es wird demnach gerathen sein, Weidners Commentare nur zu seinen Texten zu verwenden. Was sollte auch ein Schüler anfangen, der z. B. A. 24, 1 *nave prima transgressus* vor sich hat und bei Weidner, der *Novium amnem primum transgressus* liest, bemerkt findet 'über den Fluss Novius gieng der Marsch in das Gebiet der Novantes'.

Das Charakteristische der modernen Schüler-Commentare ist möglichste Kürze in den sprachlichen und sachlichen Erklärungen, Wiedergabe mehr oder weniger schwieriger Ausdrücke; Weidner

gibt nicht selten lange Ausführungen, z. B. A. 4, 15 (*hausisse*) über den Indicativ im Nachsatze der irrealen hyp. Periode oder 30, 14 (*patet*), wo nebstbei die als angebliches Glossem getilgten Worte *atque omne ignotum pro magnifico est* doch zur Geltung kommen. An Citaten, von anderen möglichst vermieden, zählte ich, abgesehen von solchen aus den betreffenden Schriften, zu dem Agricola 147, darunter zweimal je ein ganzes Capitel aus den Historien, zur Germania 109, was bei dem Schüler, wenn er diese Seite der Commentare zu würdigen versteht, eine hübsche Vorstellung von Weidners Collectaneen ergeben mag.

Die Bemerkungen sind keineswegs alle unanfechtbar. So ist es z. B. A. 3, 3 (*miscuerit*) unrichtig, dass Tac. *quamvis* mit dem Indicativ verbinde; unrichtig ist auch 4, 10 '*peccantium* des üblichen Leichtsinnes', 5, 12 '*summa rerum*, die Verantwortlichkeit', 21, 8 '*eloquentia*, literarische Bildung', 38, 5 '*miscere consilia*, Maßregeln gemeinsam treffen, sich zusammenscharen'; 40, 20 ist die lange Auseinandersetzung zu *per ambitionem* ganz verfehlt, wobei es dem Erklärer passiert, dass ihm der Ausdruck, den er als modal erweisen will, causal wird (vgl. 'aus Ehrgeiz' und 'weil sie einen Abglanz davon für sich erhoffen'). G. 10, 12 halte ich die Bemerkung zu *isdem nemoribus* für unrichtig; warum 16, 3 *fons* 'Bach' bedeuten soll, ist nicht einzusehen, und auch mit 16, 5 '*spatio*, Gehege, das Feld und Wiese einschließt' wird sich kaum jemand befreunden. Übel gerathen ist G. 22, 14 '*salva utriusque temporis ratio*, unbeeinträchtigt bleibt das Verhältnis oder die Vernunft der beiden Gelegenheiten, die eine wie die andere kommt zu ihrem Recht, übt einen vernünftigen Einfluss aus'; übel ferner ist 38, 7 ff. zugerichtet in der Form *id aliis gentibus ... apud Suebos usque ad canitiem sequuntur: retro ac saepe in ipso vertice religant*, und gleich unerfreulich ist die Bemerkung 'das emporstrebende, in einen Knoten gebundene Haar (*horrentem*) binden sie nach rückwärts'. Wer Lust hat, mag sich darüber den Kopf zerbrechen. G. 44, 3 bedeutet *protinus ab Oceano* nicht 'sofort in der Richtung des Oceans, unmittelbar am Ocean', sondern wegen *protinus* = vorwärts die Strecke 'bis an den Ocean hin', 44, 16 ist *porro* nicht 'vero, nun aber', sondern 'zudem, ferner'.

Unpassende Bemerkungen sind A. 15, 14 '*et* concessiv', 25, 19 '*cum interim* oder *cum tamen* verbindet sich im Lateinischen nur mit dem Indicativ'. Nicht jedem Schüler dürften Formeln geläufig sein, wie A. 42, 17 '*superbia* (ὕβρις X σωφροσύνη)' oder 42, 18 '*que* = (a + b)'. Eigenthümlich berührt G. 16, 9 'zwischen dem Giebel streichen oder tünchen sie einzelne Stellen mit weißer oder blauer, oft auch röthlicher Erdfarbe, die so glänzend ist, dass sie damit eine bildliche Darstellung (z. B. Pferdekopf oder Eber etc.) ... erreichen'. Durch Tünchen mit einer wenn auch noch so glänzenden Farbe erreicht man noch

:eine bildliche Darstellung, also auch nicht die eines Pferde-
opfes usw. Dem reiht sich würdig an G. 17, 15 'Manche (*ad-
nodum paucis!*) Germanen, natürlich principes, bewerben sich
·ermittels des Ehebundes oder in der Form einer
Ieirat um mehrere wegen ihres Adels, nicht aus sinnlicher Lust'.
Iärten sind A. 42, 8 '*paratus simulatione* heuchlerisch fertig',
}. 25, 4 '... von solchen Gütern, die Soldaten zugetheilt waren
ınd diese nicht selbst verwalten konnten oder wollten', 36, 6
(die Chatten) gelten deshalb für klug und verständig, dass sie
nämlich sich nicht einem weichlichen und entnervenden Leben
hingegeben haben'. Flüchtig bis zur Unverständlichkeit heißt es
G. 6, 9 '*cassis aut galea*, denn beide waren nicht mehr wesent-
lich verschieden: es war ein eiserner, mit Helmbusch geschmückter
Helm, während ursprünglich die galea von Leder war'; *aut* scheint
dem Erklärer = *vel* zu sein. Eine 'Kathederblüte' ist G. 37, 13
'Arsaces gründete 256 v. Chr. das persische Reich, daher die
späteren Partherkönige Arsaciden genannt wurden'. Mit
starker Flüchtigkeit und Unrichtigkeit heißt es endlich G. 38, 8
'hier bei den Sueben, wie anderwärts in der Welt, ist die Nach-
ahmungslust ein Factor, mit dem man rechnen muss.' Man braucht
nur den Text zu lesen, um diese Bemerkung zu würdigen.

Manches blieb unberührt, wie A. 12, 18 (*scilicet ... cadit*),
16, 12 (vgl. 38, 7) *tamquam*, 39, 11 *dissimulari*; G. 15, 7 die
Genetive *vel armentorum vel frugum*, 37, 25 *triumphati*, 44, 16
enimvero, 46, 15 *partemque praedae petunt*, 46, 21 *illis*. Wenn
es schließlich G. 41, 8 (*in Hermunduris Albis oritur*) heißt 'ist
sicher die thüringische Saale', so hätte einstweilen auch 'wahr-
scheinlich' genügt.

Beiden Werkchen wird wegen der radicalen Richtung des
Verf.s kaum eine weite Verbreitung bestimmt sein; gleichwohl
wäre ihnen geringere Eilfertigkeit bei der Abfassung zu wünschen
gewesen.

Wien. Franz Zöchbauer.

W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und
Neuhochdeutsch. 2. Abtheilung: Wortbildung. Straßburg, Karl J.
Trübner 1896. 8°, XVI u. 663 SS. Preis 12 Mk. 50 Pf., geb. 15 Mk.
1. Abtheilung: Lautlehre. 2. verb. Aufl. Ebenda 1897. 8°, XX u.
425 SS. Preis 8 Mk., geb. 10 Mk.

Weit geringere Pflege als Laut- und Flexionslehre hat in
der deutschen Philologie die Lehre von der Wortbildung gefunden.
W. kann in der Vorrede darauf verweisen, dass seit J. Grimm die
Wortbildung nicht wieder im Zusammenhang behandelt worden ist.
Umso größeren Dankes darf er für sein Werk gewärtig sein, in
dem er mit gewohnter Meisterschaft eines sehr spröden Stoffes
Herr geworden ist.

Die Darstellung schreitet nach Wortclassen vor: hintereinander werden Verbum, Substantivum, Adjectivum, Pronomen, Numerale, Adverbium abgehandelt; bei der Lehre von der Composition werden Substantiva und Adjectiva zu einem Capitel zusammengefasst. Innerhalb der einzelnen Hauptabschnitte bildet die Form das Eintheilungsprincip. Bedeutung und insbesondere Productivität der Suffixe usw. werden überall mit genügender Ausführlichkeit erörtert.

Vom ersten Bande ist im Laufe von vier Jahren eine neue Auflage nöthig geworden. Sie weist gegenüber der früheren manche Verschiedenheit auf. 'Kaum ein Paragraph ist unverändert geblieben, manche ganz neu gestaltet. Bald gab die Form, bald der Inhalt den Anlass, bald eigne Erwägungen des Verfassers, bald die Arbeiten anderer.' Ich hebe folgende Punkte hervor. Bei der Besprechung des Notker'schen Canons wird die Geltung von *b d g* als Zeichen für stimmhafte Laute nicht mehr mit derselben Sicherheit behauptet wie früher. Ich komme auf diesen Punkt noch zurück. Stärkere Veränderungen weist das Capitel von der Consonantenverdopplung auf; Erwähnung verdient namentlich, dass der Begriff der Schallsilbe jetzt eingeführt wird (vgl. S. 187 gegenüber S. 126 der 1. Auflage). In dem Abschnitte über Änderungen der Vocalquantität finden wir nicht mehr die Theorie von einem selbständigen Acut kurzer Vocale in offener Silbe. Vielfach neu geordnet ist der Stoff in den Theilen des Buches, die von den Vocalen der unbetonten Silben und vom Accent handeln. In der Lehre von den Auslautgesetzen zeigt sich jetzt eine etwas größere Hinneigung zu der Dreimoren-Theorie.

Der Umfang des Werkes ist um 97 Seiten gewachsen, hauptsächlich dadurch, dass die einzelnen Lauterscheinungen jetzt durch zahlreiche Beispiele illustriert werden. Namentlich den Abschnitten über Consonantismus und Ablaut ist diese größere Fülle von sprachlichem Material zugute gekommen. In dankenswerter Weise sind dabei die Fälle berücksichtigt, in denen mehrere, ursprünglich getrennte Lautgebiete im Nhd. zusammengefallen sind. Die Hinweise auf Wredes Berichte über den deutschen Sprachatlas werden vielen erwünscht sein. — Ganz neu hinzugekommen ist ein Abschnitt 'Die Aufgaben der Lautlehre' (S. 8—18).

Die 1. Auflage ist von der Kritik einstimmig mit Beifall begrüßt worden. Durch die Sorgfalt, mit der Wilmanns sich der Verbesserung seines Werkes unterzog, hat er sich neuerdings Lehrer und Lernende zu Dank verpflichtet.

Im Folgenden erlaube ich mir einige Dinge zur Sprache zu bringen, die zum Theile schon in der 1. Auflage enthalten waren. In etlichen Fällen kann ich W.s Auffassung der ahd. Orthographie nicht für richtig halten. Wir müssen davon ausgehen, dass die spätlateinische Schreibung nicht mehr rein phonetisch war. Die Aufgabe der deutschen Schreiber bestand also nicht einfach darin, 23 Buchstaben mit festem Lautwert für die Bezeichnung der heimat-

chen Laute zu verwenden. Sosehr W. auf scharfe Scheidung von chrift und Sprache bedacht ist, so scheint er mir doch mitunter i eine, wenn ich so sagen darf, allzu isolierende Betrachtung des uchstabens zu verfallen. Die folgenden Beispiele werden klar iachen, was ich meine. S. 120 f. wird als Beweis für labio-ibiale Aussprache von f^1 (= germ. f) angeführt, dass man zur lezeichnung dieses Lautes den Buchstaben wählte, der für den Vocal *u* gebraucht wird. Aber an den Vocal *u* dachte sicher iemand, der *uaran* oder *houes* schrieb; die Verwendung von *u* ür f^1 knüpft vielmehr an die consonantische Geltung des *u* in Vörtern wie *uersus* u. dgl. an, wie W. selbst S. 118 hervorhebt. Und zwar hat man sich die Sache nicht so vorzustellen, dass *u* für f geschrieben wurde, weil den Schreibern die Laute ähnlich vorkamen; vielmehr sprach der Deutsche auch in lateinischen Wörtern cons. *u* wie f, eine Übung, die sich zum Theil bis ins 19. Jahrhundert erhalten hat. Die Ursache lag darin, dass es im Deutschen keine stimmhafte labiale Spirans gab, es musste also die stimmlose labiale Spirans an die Stelle treten, und zwar f^1, weil dieser Laut als Lenis dem romanischen *v* näher stand als die Fortis f^2 (= germ. p); für den Anlaut kommt noch dazu, dass hier das Ahd. nur f^1 kannte. Daraus ergibt sich, dass die Bezeichnung von f^1 durch *u* absolut keinen Schluss auf die Articulationsstelle gestattet; f^1 musste in der deutschen Aussprache des Latein für *v* eintreten, ob nun beide Laute labiolabial oder labiodental, oder der eine labiolabial, der andere labiodental war.

Ich glaube ferner nicht, dass die Schreibung *u* für *uu* nach Consonant den Schluss gestattet, dass *w* nach Consonant ein schwächerer Laut war (S. 147). Diese Schreibung erklärt sich vielmehr dadurch, dass im Lateinischen das alte consonantische *u* nach Consonant erhalten blieb, während es im Anlaut und zwischen Vocalen zur Spirans geworden war; *qu*, *su* waren also zur Bezeichnung der germ. Verbindungen *kw*, *sw* vollkommen geeignet, nach Analogie wurde auch *hu*, *du*, *tu* geschrieben, was ganz gut angieng, da die Lautverbindung Consonant + f^1 nicht vorkam.

Auch die Verwendung von *g* als Zeichen für *j* ist nichts als ein Reflex lateinischer Lautentwicklung. Man schrieb nicht deshalb etwa *gehan*, weil *g* am geeignetsten schien, den consonantischen Klang, der sich aus *i̯* entwickelte, zu bezeichnen (S. 94), und *g* vor palatalen Vocalen war nicht bloß ein 'einigermaßen brauchbares Zeichen' (S. 155). Vielmehr ist im späteren Latein *g* vor *e* und *i* zum Spiranten *j* geworden, die Anlaute von *iecit* und *genuit* unterschieden sich in nichts. Für die Lautgruppen *je ji* stand also sowohl *ie ii*, als *ge gi* zur Verfügung, für *ja jo ju* nur *ia io iu*.[1]) Mit der Verwendung von *g* für *j* in deutschen

[1]) Natürlich ist zu berücksichtigen, dass in der deutschen Aussprache des Latein für das spirantische *j* nothwendig consonantisches *i*

Schriften hängt Isidors *gh* zusammen, was in der 1. Auflage deutlicher gesagt war, als in der zweiten.

Ich habe schon erwähnt, dass W. jetzt nicht mehr so zuversichtlich die Stimmhaftigkeit von *b g d* in Notkers Mundart behauptet. Allein er trägt noch immer Bedenken, sie als stimmlose Lenes anzuerkennen. Wenn er jedoch hervorhebt, dass es dann unerklärt bliebe, dass im Satzanlaut Fortis stehe, so ist dieser Einwand nicht stichhältig. Aus dem Buche von J. Schatz, Die Mundart von Imst, das W. bei der Herstellung der 2. Auflage noch nicht vorlag, geht hervor, dass in gewissen Tiroler Mundarten, die auch sonst den Notker'schen Canon kennen, jeder Geräuschlaut im absoluten Anlaut als Fortis erscheint.[1]) Von Bedeutung scheint mir für die ganze Frage, welchen Lautwert man den Zeichen *f* (*v*) und *s* beilegt. Wo heute die anlautenden Verschlusslaute je nach ihrer Stellung im Satze bald stimmhaft, bald stimmlos sind, nehmen auch diese Spiranten an diesem Wechsel theil, vgl. PBB 15, 87; wo dagegen bei den Reibelauten nur der Wechsel von Fortis und Lenis vorliegt, sind auch die Verschlusslaute stets stimmlos und unterscheiden sich nur nach dem Grade der Exspirationsstärke. Nun finden wir bei Notker, dass auch anlautendes *f* je nach dem Auslaut des vorhergehenden Wortes verschieden behandelt wird; dass für *s* nur éin Zeichen erscheint, hat schon Heusler, Consonantismus von Baselstadt, S. 27 richtig gedeutet. W. nimmt nun zwar für *b g d*, aber nicht für *v* stimmhafte Aussprache an. Er beruft sich freilich darauf, dass der Wechsel *f* — *v* nicht so consequent durchgeführt ist, wie der von *p* — *b*, *k* — *g*, *t* — *d*. Das ist nun allerdings ein philologisches Problem, allein daraus zu folgern, dass der Wechsel von *f* — *v* nicht dieselbe Bedeutung habe, wie der Wechsel von *p* — *b* usw., scheint mir unstatthaft. Denn weder ist der Unterschied von Lenis und Fortis schwerer wahrzunehmen, als der von Media und Tenuis, vgl. Schatz S. 28, noch ist es irgend wahrscheinlich, dass Notker bloß einer orthographischen Schrulle zuliebe *f* und *v* unterschieden habe. Es bliebe übrigens bei dieser Annahme noch immer nicht erklärt, warum diese Unterscheidung sich nicht in allen Werken Notkers findet.

Die folgenden Bemerkungen betreffen nur Einzelheiten. S. 55 wird gesagt, dass in den Tiroler Mundarten für anlautendes *k* nebeneinander Spirans und Affricata vorkomme. Das ist nicht

---

eintreten musste, ebenso wie heutzutage ganz allgemein von französisch sprechenden Deutschen *v* wie *w* ausgesprochen wird, obwohl die Laute in der Regel nicht identisch sind. — Die Aussprache von lateinisch *ge* wie *je* lässt sich in Deutschland zum mindesten bis ins 16 Jahrhundert verfolgen. Damit hängt zusammen das Auftreten von *j* für lat. *g* in verschiedenen Mundarten, vgl. Trautmann S. 286, Vietor S. 172, PBB 22, 218.

[1]) S. 21 f.

ichtig. Gutturale Spirans im Anlaut ist allen bairischen Mundrten fremd, wohl kommt aber in Tirol neben Affricata Aspirata or. S. 60 ff. vermisse ich die Bemerkung, dass Affricata, resp. spirata für *kk* noch heute in den hochalemannischen und hochairischen Dialecten erscheint. S. 98 hätte auch erwähnt werden önnen, dass eben diese Mundarten *kk* und *gg* auseinanderhalten. S. 74 wird über Schreibungen wie *Herrligkeit* bemerkt: 'Das *g* n *ligkeit* bezeichnet Verschlusslaut und zeigt, dass die Aussprache us einer Zeit stammt, in der *ch* noch nicht zur reinen Spirans geworden war.' Das ist höchst unwahrscheinlich. Denn Ableitungen mit *-keit* von Adjectiven auf *-lich* sind ganz junge Bildungen; die lautgesetzliche Form ist ja *herlicheit*. Der Ausfall des *ch* vor *k* erklärt sich entweder aus einem Speciallautgesetze, das für die durch Zusammenrückung entstandene Verbindung *chk* galt, oder, was wahrscheinlicher ist, es liegt Beeinflussung seitens der Adjectiva auf *-ig* vor. Hier war die Bildung *-ikeit* lautgesetzlich berechtigt; als später das auslautende *g* in der unbetonten Silbe spirantisch wurde, ergab sich ein Wechsel *-ix* : *-ikeit* und darnach bildete man zu den Adjectiven auf *-lich* Abstracta auf *-likeit*. Da ferner etymologisierend etwa *Gütigkeit* statt *Gütikeit* geschrieben wurde, übertrug man diese Schreibung auch auf die Ableitungen von *lich*-Adjectiven; das *g* in *Herrligkeit* hat keinerlei lautlichen Wert, vgl. meine Ausgabe des Melissus S. LXXXIV, Anm. 2. S. 91. Dass der Wechsel von *b* und *w* in späten bairischen Handschriften an und für sich nicht auf stimmhafte Aussprache schließen lässt, ist richtig; allein das im Bairischen aus *b* entstandene *w* ist, wenn nicht überall, so doch ganz sicher in verschiedenen Gebieten stimmhaft, vgl. Schatz S. 7, 75.

Die Entwicklung von f^1 im Nhd. ließe sich genauer darstellen. Zunächst möchte ich bemerken, dass die von W. citierte Äußerung Ickelsamers nicht das besagt, was W. S. 121 aus ihr herausliest. I. will nur sagen, dass *v* im Anlaut wie *f* gelesen wird; im Anlaut kommt aber überhaupt nur f^1 vor, die Doppelheit *f* — *v* war also ein Luxus.[1]) Nehmen wir an, es wäre heute üblich, in zehn Wörtern im Anlaut *scht*, sonst aber *st* zu schreiben, und ein Reformator verlangte, dass auch in diesen Wörtern *st* gesetzt werde, dürfte man daraus schließen, dass er meint, *st* werde im Anlaut und Inlaut gleich gesprochen? W.s Meinung, dass der Zusammenfall von f^1 und f^2 der Schulaussprache zu verdanken sei, ist wahrscheinlich richtig, aber nicht in Mitteldeutschland hat

---

[1]) Man darf nicht übersehen, dass *v* im 16. Jahrhundert Anlautszeichen für *u* war; Ickelsamer will sagen, *u* wird vor *a e i o* wie *f* gelesen, der Anlaut von *von* ist der gleiche wie der von *Fall*. Sein Tadel ist hauptsächlich dadurch veranlasst, dass *u* Zeichen für einen Consonanten sein soll, der mit seinem eigentlichen, vocalischen Lautwert nichts zu thun hat. Im Inlaut wurde nicht *v*, sondern *u* geschrieben, auch war hier das Zeichen in der Bedeutung *f* schon sehr selten.

sich diese Aussprache zuerst festgesetzt. Die ostmd. Poetiker des 17. Jahrhunderts trennen die beiden Laute. Zesen bemerkt im Helikon 1649 f. K_2^b, es gebe drei Lautwerte von *f* und *s*, den einen z. B. in *lasen* und *Hafen*, in *losen* und *Ofen*, den zweiten etwa in *Maassen* (*Maßen*) und *Schaaffen*, in *bloßen* und *Zooffen*, den dritten in *hassen* und *gaffen* u. dgl. Es heißt dann: 'Nun möchte man ehrstlich fragen/ ob *lasen*/ *maassen*/ und *hassen*/ wie auch, ob *hafen* (havre) *schaaffen* und *gaffen*/ eines mit dem andern sich reimen könten? Darauf antworten wier/ nein. Dan es kan sich allein *lasen* mit *rasen*; *hafen* mit *schlaven* (es hat sonst kein gleiches reim-wort mehr) *maassen* mit *aassen*; *schaaffen* mit *schlaaffen*; *hassen* mit *prassen*/ und *gaffen* mit *affen* reimen.'[1] Zur Unterscheidung des 2. und des 3. Wertes von *s* (d. h. zur Unterscheidung von stimmlosem *s* nach Länge und nach Kürze) hatte Zesen schon früher die jetzt übliche Verwendung von *ß* und *ss* vorgeschlagen. Dagegen wandte sich Titz, Zwei Bücher von der Kunst, hochdeutsche Verse zu machen, S_7^b mit der an sich ganz richtigen Bemerkung: 'Denn der unterschied zwischen *grossen* und *rossen* kommt nicht vom *s* her (welches so wol im ersten als im andern/ duppelt[2]) ausgesprochen wird) sondern von dem Alleinlautenden der in *rossen* wie ein einfaches *o*/ in *grossen* aber wie ein duppeltes (oô) lautet.' Im Anschluss daran heißt es S_8^a: 'Viel weniger aber können wir denen beypflichten/ die da vermeinen daß man/ *der schlaff* somnus, *das schaaff*/ ovis, und so auch *schlaffen* dormire, *den schaffen* ovibus, nur durch ein einfaches *f* schreiben solle/ damit sie von *schlaff* laxus, und *schaffen* procurare unterschieden sein möchten. Denn weil man in diesen worten das *ff*/ eben wie in den erstangezogenen das *ss*/ nicht anders als wie ein duppeltes aussprechen kan/ warumb solte man es denn nur einfach setzen/ und nicht viel lieber das *a*/ welches die einige ursache des ungleichen lautes ist/ in den ersten worten duppelt schreiben/ als/ *der schlaâff* somnus, *schlaâffen* dormire, *das schaâff* ovis, *den schaâffen* ovibus?'

Wir wissen, wie die weitere orthographische Entwicklung verlaufen ist. Die Verdopplung von *s* und *f* nach langem Vocal erschien als unerträgliche Anomalie. Das stimmlose *s* nach Länge bezeichnete man nach Zesens Vorschlag durch *ß* und unterschied es so von dem stimmhaften *s*; für das stimmlose *f* nach Länge

---

[1]) Auch im Reimverzeichnis trennt Zesen im allgemeinen f^1 von f^2; die Ausnahmen erklären sich durch Reimnoth, zum Theil auch durch Nachlässigkeit. Titz bemerkt in seiner Reimtaffel, Zwei Bücher usw K_7^b: '*aâfen*/ *die Grafē*/ *hafen*/ *Sklafen* Da das *f* wie *v* lautet. *aâffen schlaffen* (dormire) *straffen*/ *wir traffen*/ *bey den Schaffen*/ *die Waffen*. *affen*/ *die Affen*/ *Pfaffen*' usw. Bei *ie* kam für ihn als Schlesier noch hinzu, dass der Vocal vor f^2, nicht aber vor f^1 verkürzt worden war.

[2]) Geht wohl nicht auf die Silbentrennung, sondern nur auf die stimmlose Aussprache.

= ahd. f^2 schrieb man dagegen *f*, unbekümmert darum, dass dadurch graphische Vermischung mit dem stimmhaften f = ahd. f^1 eintrat. Schreibungen wie *großen* und *Schafen* bilden ein Charakteristicum der Gottschedischen Orthographie, die freilich von ihrem Eponymos nicht erfunden worden ist. Die Opposition blieb nicht aus,[1] allein die endgiltigen Schicksale des f^1-Lautes waren durch die Bezeichnung von f^2 nach Länge durch einfaches *f* bestimmt. Aber noch Adelung gibt an, dass selbst im 'Hochdeutschen' d. i. im Meißnischen in *Briefe, Schwefel, Hafen, Hafer, prüfen, zwölfe, Wölfe* das *f* 'im gemeinen Leben' wie *w* gesprochen werde, Umst. Lehrgeb. S. 151 f., vgl. auch S. 175 und 559. Adelung polemisiert gegen 'einige neuere Sprachlehrer', die im *f* einen dreifachen Laut entdeckt zu haben glauben, einen gelinden, wie in *Grafen*, einen geschärften, wie in *Schafen*, *schlafen* und *strafen*, und den gedoppelten in *treffen*. Vermuthlich zielt Adelung auf Abraham Mätzke; er hat jedoch nicht erkannt, dass Mätzkes gelindes *f* nichts ist als das *w*, das 'selbst im Hochdeutschen' in *Briefe* usw. gesprochen wurde.

Wenn heutzutage die correcte Aussprache *Grafen* und *Schafen* als reinen Reim erscheinen lässt, so ist dies auf norddeutschen Einfluss zurückzuführen; die gleiche Schreibung war das maßgebende.[2]

W.s Bedenken gegen die Annahme, dass urgerm. *-s* in unbetonter Endung zu *-z* geworden sei, S. 127, §. 101, Anm. 1, S. 194 f., §. 150, Anm. 2, halte ich nicht für begründet. Denn dass der vocalische Anlaut im Germ. mit stimmlosem Einsatz gesprochen wurde, ist a priori nicht wahrscheinlich, vgl. Sievers Phonetik⁴, S. 139, §. 359, direct dagegen sprechen Zusammenziehungen wie *þammuh*, und vor allem die, wie es scheint, richtige Beobachtung von Sievers,[3] dass im Got. *-b* und *-d* stimmhaft bleiben, wenn das folgende Wort mit einem stimmhaften Laut beginnt. Da das Unterbleiben der Auslautverhärtung auch vor Vocal stattfindet,

---

[1]) Carl Friedrich Aichinger, Versuch einer deutschen Sprachlehre. Frankfurt u. Leipzig 1753, bemerkt u. a. §. 41: 'Man hört ja Unterschied genug zwischen *Eifer* und *greiffen*, *weisen* und *weissen*, *Schaufel* und *kauffen*.' Aichinger war ein Oberpfälzer. Adelungs Lehre von den geschärften Diphthongen ist durch ihn beeinflusst. Inwieweit Adelungs Behauptung, dass man *schleif-fen* spreche, richtig ist, wage ich ebensowenig zu entscheiden, wie W. S. 60; doch hege ich starken Verdacht, dass er durch falsches Theoretisieren zu seiner Anschauung geführt wurde. Einsprache gegen Gottscheds Orthographie erhoben auch Heinze, Anm. üb. Gottscheds Sprachlehre S. 18 ff., Schreiben üb. die Kunzische Vertheidigung der Gottschedischen Sprachlehre S. 19 ff., ferner Denst, Beilage zu Heynatzens Briefen, an vielen Stellen, vgl. namentlich 3. Abtheilung S. 9 ff.

[2]) Dass auch im Schwäbischen jeder Unterschied zwischen f^1 und f^2 geschwunden ist, Kauffmann S. 11, 180, kommt für die Schriftsprache nicht in Betracht.

[3]) Mitgetheilt von Streitberg, Got. Elementarbuch, S. 32, §. 30. Doch vgl. jetzt Hench, Journal of germanic philology I 49 ff.

würde folgen, dass der Vocal eben nicht stimmlos einsetzte. Es ist ferner bei der Annahme, dass *-s* im Auslaut stimmlos blieb, nicht einzusehen, warum es im Nordischen bald als *-s*, bald als *-r* erscheint, vgl. *dags : tekr.* Der Grund zu dieser Doppelheit muss in urgermanischer Zeit gelegt worden sein.

Braunes und W.s Meinung, dass ahd. *s* dem *š* ähnlich war und sich dadurch von *ʒ* = germ. *t* unterschied, empfängt ihre Bestätigung durch die bisher übersehene Thatsache, dass eben dieser Unterschied der beiden Spiranten sich bis in unser Jahrhundert in der Sprache der VII und XIII Communi erhalten hat, vgl. Schmeller in den Abhandlungen der philos.-philol. Classe der bayr. Akademie der Wissenschaften II 664 ff. Schon Schmeller hat angedeutet, dass die *š*-ähnliche Aussprache des *s* etwas uralter ist, auch fällt aus seinen Bemerkungen Licht auf die ahd. Schreibung der *s*-Laute. Germ. *s* ist ferner gleich *š* (außer im Anlaut vor Vocalen) in der (rheinfrk.) Mundart von Buchen, vgl. Breunig, Beilage zum Jahresber. des Gymn. von Tauberbischofsheim 1890/91. S. 32.

S. 131. Arons Erklärung für das Festhalten von *s* statt *sch* vor *p* und *t* scheint mir nicht besonders plausibel. Gerade dort, wo *s* vor *t* und *p* im Inlaut nicht wie *sch* gesprochen wurde, lag es nahe, die abweichende Aussprache des Anlauts zu bezeichnen.

S. 144 hätte hervorgehoben werden können, dass *w* in einem großen Theile des Sprachgebietes ohne jedes Reibegeräusch, als reiner Sonorlaut gesprochen wird, vgl. Sievers Phonetik[4], S. 178. §. 472. Sicher ist nach dem Zeugnis der heutigen Aussprache, dass im Bairischen *w* niemals Spirans war; die Vermischung mit *b* deutet nur auf das Aufgeben der *u*-Articulation der Zunge. Eben durch den Mangel des Reibegeräusches unterscheidet sich *w* in der Aussprache vieler von frz. *v*, vgl. die instructive Erzählung Scherers Kl. Schr. I 242. Im 17. Jahrhundert hat dies vielleicht Stephan Ritter wahrgenommen. Vgl. die schon von v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems S. 77 f. kurz erwähnte Stelle in seiner Grammatica Germanica Noua, Marpurgi 1616, p. 6: '*W* magis mutè quam *v* consonans Gallorum debet exprimi. Non enim illi, ut quidam .... inculcat, *v* ut *w* Germanorum pronuntiant. Et tantum abest, ut Galli hoc faciant, ut etiam non nisi magno cum labore ad veram literae *W* pronuntiationem adduci possint. Medium quidem sonum inter *f* et *w* edere solent, ipsum vero extremum neutiquam attingunt.' Kaum hieher gehört die Bemerkung Pergers, La veritable et unique grammaire allemande, Paris 1681, p. 18, dass *W* beinahe wie frz. *b* gesprochen werde, 'il y a bien d'autres prononciations sur le *W*, communes au vulgaire des frontiers; mais celle-cy est la seule qui est receûe des gens polis'.[1])

[1]) Die engere Heimat des Verfassers dieses interessanten Büchleins habe ich noch nicht feststellen können; sicherlich war er ein Süddeutscher.

S. 159, §. 132. Den Parallelismus der Behandlung von ıslautendem *a*u̯ und auslautendem *a*i̯ muss ich bezweifeln. Ur- ›rünglich auslautendes *a*u̯ in haupttoniger Silbe kommt ahd. nicht ›r, durch das vocalische Auslautgesetz entstand nur *ao* aus *aw*-, ‹cht *a*u̯.

S. 183. *henken* und *rinke* gestatten eine bestimmtere Be- rtheilung. Das *k* des ersten Wortes geht sicher nicht auf *gj* urück, denn Notker und heutige Mundarten haben die Affricata, gl. Graff IV 766 und Winteler, Kerenzer Mundart, S. 61, dagegen ntscheiden Schweizer Mundarten, die *k* und *gg* trennen, bei *rinke* ür *gg*, vgl. Winteler a. a. O. S. 62.

S. 243. Für die relative Chronologie des Überganges von *u* zu *ô* im Ahd. lässt sich das Verhalten des Diphthongs vor len Gutturalen verwerten. Dass die Contraction in einsilbigen Formen vor *h* = germ. χ lautgesetzlich ist, beweisen die Präterita *zôh*, *flôh*; andererseits ist in einsilbigen Formen vor *h* = germ. *k* der Diphthong erhalten und zwar lautgesetzlich, wie aus der iso- lierten Form *auh*, *ouh* hervorgeht. Die Contraction muss also erfolgt sein, bevor die beiden Laute identisch wurden. Es ließe sich das als Argument für W.s Meinung anführen, dass für *k t p* im Ahd. noch nicht allgemein reine Spirans galt (S. 57); doch darf dabei nicht übersehen werden, dass die von Braune, Ahd. Gr. §. 45, Anm. 2 citierten Schriften die Erhaltung des *au* im Alemannischen des 8. Jahrhunderts nur für die Stellung vor Dental belegen.

S. 270. W. hat seine ablehnende Stellung gegen die Monil- lierungstheorie nicht aufgegeben. Ich möchte gegen seine Auf- fassung mit v. Bahder, Literaturblatt 1894, Sp. 219, geltend machen, dass sie unerklärt lässt, warum *a* vor gewissen Con- sonanten zu *ä*, vor anderen zu *ẹ* wird. Ist der Umlaut die Folge einer Anticipation des *i*, die über die zwischenliegende Consonanz hinüber erfolgte, so ist nicht abzusehen, warum diese Anticipation vor *ht* usw. eine andere Wirkung hervorbrachte als vor *tz* usw. Es lässt sich auch nicht behaupten, dass vor *ht* usw. nur offenstes *ä* sprechbar war; die Sprache besaß ja in Wörtern wie *reht*, *gel- tan* usw. vor eben diesen Consonantenverbindungen einen *e*-Laut, der geschlossener war, als das *ä* des 'jüngeren Umlauts'. Auch möchte ich bezweifeln, dass das lateinische Alphabet keine genügenden Mittel bot, um andere Umlaute als den primären des *a* zu bezeichnen, ich verweise auf die ags. Orthographie.

S. 279. Der Meinung, dass die älteren und jüngeren nhd. Diphthonge deshalb zusammenfielen, weil die jüngeren Diphthonge zum Theil nur durch die Schrift verbreitet wurden, möchte ich nicht mehr so unbedingt beipflichten, wie im Jahrgang 1893 dieser Zeitschrift, S. 1091. Auch in den Gebieten, die *î û iu* diph- thongieren, scheint theilweise in der gebildeten Sprache der Unter- schied verwischt worden zu sein. Melissus, der *ai* und *ei* trennt,

schreibt *au* für *ou* und *û* und reimt beide Laute aufeinander. Di ostmd. Poetiker des 17. Jahrhunderts, die auf Reinheit des Reim für das Ohr sehen, erwähnen nirgends einen Unterschied der beide Lautgruppen. Man beachte ferner, was Schmeller, Die Mundarte Bayerns, §§. 142, 172 sagt. Vgl. auch PBB 19, 476. Di Ursache dieser Erscheinung haben wir wohl darin zu sehen, das vielfach die alten Diphthonge monophthongiert wurden oder sic sonst so veränderten, dass sich ihre Lautwerte nicht mehr gut a die überlieferten Buchstabengruppen anknüpfen ließen. Wo die jedoch möglich war, konnte die alte Differenz trotz der gleiche Schreibung fortbestehen, so in Würtemberg bis in unser Jahr hundert. Für die ältere Zeit vgl. man etwa Ritter a. a. O. p. (bei v. Bahder, Grundlagen, S. 78 nicht richtig wiedergegeben) '*Ei* et *Ey* habent sonum intermedium vocalium *E* et *I* sive j velut in vocibus Latinorum parteis, omneis: in pluribus tame vocibus habent hae etiam diphthongi sonum intermedium vocalium *a* et *i* ut *zwey*, quasi *zwai* duo. *Einer* quasi *ainer* unus, secu evenit in voce *drey* tria.'

S. 283 Anm. und S. 157, §. 128, Anm. 3 hätte erwähn werden können, dass der Übergang von *ie* zu *je* usw. sich durc norddeutschen Einfluss festgesetzt hat, vgl. D Wb IV 2, 2275 Allerdings zeigt sich dieser Übergang auch im Schwäbische Kauffmann S. 252, §. 180 3), und Laurentius Albertus bezeichne *j* in *jeglicher, jeder* als Consonant, allein die ostmd. Quellen de 17. Jahrhunderts erklären ausdrücklich *ī* usw. als die richtig Aussprache und bezeichnen die Jotierung als niedersächsische Eigenart. So Gueintz, Rechtschreibung 1666, S. 14; Titz, 2. Buch VII. Cap., fol. $S_7{}^b$; Zesen an sehr vielen Stellen, z. B. Rosen-månd S. 95. Ritter bemerkt p. 4: 'pro *jeglicher*, lege *jglicher*, quam vocem tamen Westphali per *jot* pronuntiant.' Noch im 18. Jahrhundert wird in verschiedenen Gegenden die Berechtigung der jot-Aussprache bestritten, vgl. außer der im D Wb. angeführten Äußerung Steinbachs Aichinger S. 10, Weber, Deutsche Sprach-kunst (1759), p. 752 f., Heinze, Anmerkungen S. 12. Ja, selbst Adelung muss, wenn auch widerwillig und mit Einschränkungen, zugeben, dass die *i*-Aussprache bei den 'Hochdeutschen' vorkomme. Umst. Lehrgeb. S. 162.

S. 284. Dass die oberdeutschen Grammatiker des 16. Jahr-hunderts für *uo, üe* den einfachen Laut unbedingt anerkennen, muss ich bezweifeln. Kolross' Trennung von *ů*, *ů̈* und *ie* ist durch das Schriftzeichen veranlasst; in *ů*, *ů̈* steht der zweite Be-standtheil des Diphthongs über, in *ie* neben dem ersten. K. erklärt ja ausdrücklich: 'So ein silb halb nach dem *u* vnd halb nach dem *o* gestimmet würt, die selbig solt du ... also *ů* schryben.' Die folgenden Beispiele weisen alle altes *uo* auf; er trennt also *uo* von *u*. Ferner unterscheidet er *ů̈* = mhd. *üe* von *ü* = mhd. *ü*. Vgl. auch Helber ed. Roethe 33 f. Dagegen lässt sich für die

ebildete Aussprache gewisser oberdeutscher Gegenden im 18. Jahrundert nachweisen, dass — infolge Einflusses der Schrift — war *ie* beibehalten, aber *uo* wie *u* gesprochen wurde, vgl. Nast n Teutschen Sprachforscher II 50 und 57.

Baden. M. H. Jellinek.

---

ammlungen von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. I. Band, 3. Heft: „Über Willens- und Charakterbildung auf physiologisch-psychologischer Grundlage" von Julius Baumann.

In dieser Abhandlung versucht es der Verf., aus einer Theorie ler Willens- und Charakterbildung, welche sich auf das gründet, „was die physiologische und pathologische Psychologie" neuerer Zeit zur Klärung dieses Problems beigetragen hat, Regeln für den Erzieher und für „das Verständnis des Lebens der Erwachsenen" zu deducieren.

So ergibt sich ihm in dem Capitel: „Die Bedeutung des Physiologischen für das Moralische und Geistige überhaupt" aus der Bedingtheit durch Leib- und Nervenkraft, welche die physiologische Psychologie auch für das höhere Geistige in Anspruch nimmt, nicht nur Aufklärung, sondern vermehrte Herrschaft über uns. Auch der Wille ist körperlich bedingt durch Muskeln, Nerven, Rückenmark und Gehirn. Die Begründung dafür lässt sich durch den Hinweis auf Thatsachen der Willensschwäche, Willenslosigkeit, psychische Depression u. ä. gewinnen.

In den darauffolgenden Darlegungen über den Begriff des Triebes, automatische und Instinct-Bewegungen scheint Ref. nicht alles unanfechtbar. So dürften, um nur einen Punkt herauszugreifen, die niederen Triebe, anstatt sie als „physikalisch-chemische Vorgänge" zu bezeichnen, welche jedes psychischen Charakters entbehren, besser mit Höfler[1]) als „solchen actuell chemisch-physikalischen Vorgängen zugrunde liegende dispositionelle Veranstaltungen innerhalb des Organismus" zu bezeichnen sein, welche Theilbedingungen dafür sind, dass es später zu actuellen Vorgängen kommt. Dass der Wille sich aus elementaren physiologischen und psychologischen Kräften entwickelt, sucht der Verf. durch die Thatsache zu zeigen, dass sehr viele Bethätigungen im Menschen, Verdauung usw., aber auch die elementaren geistigen, wie Gedächtnis, Vernunft usw., später nur theilweise vom Willen abhängig seien. Aus solchen unwillkürlichen Bethätigungen bilde sich der Wille dadurch heraus, „dass die darauf bezüglichen Vorstellungen und Wertschätzungen das Antecedens

---

[1]) Psychologie, S. 519.

werden und dazu der Entschluss tritt, die vorgestellten Inhalte zu realisieren". Die Bildbarkeit des Willens ergebe sich nur aus der Fähigkeit der organischen und psychischen Grundlagen desselben eine Verstärkung und Erweiterung zu erfahren und ist nicht von der Klarheit der Vorstellungen über das Ziel und die Stärke des Werturtheiles abhängig. Die Genesis des Willens fasst der Verf. so auf, dass mit zuerst spontaner Bethätigung darauf bezügliche Vorstellung und Wertschätzung, mit dieser aber sich wieder Bethätigung verbindet. Wenn aber gleich auf Vorstellungen Handlung eintritt, dann müssen organische und psychische Ereignisse in fester Verbindung mit den betreffenden Vorstellungen und Wertschätzungen schon vorangegangen sein, wie sich der Unmusikalische z. B. in keiner Weise in die Freude des Musikalischen hineindenken kann, weil ihm die organischen und psychischen Anknüpfungspunkte für den effectiven Willen fehlen. Demgemäß sei der Wille mit umgekehrter Association vergleichbar und wie diese der Übung fähig. Aus diesem Hauptgesetze der Verstärkung ergeben sich besonders folgende zwei Detailregeln: 1. Willkürliche Handlungen erfordern innere und äußere Bedingungen, die durch Übung fest werden. 2. Was unter der Herrschaft des Willens steht darf nicht außer Übung gesetzt werden. Für Vorrath an Muskel- und Nervenkraft muss gesorgt werden. Wie in unseren Zeiten wohl für Muskel-, nicht für Nervenkraft gesorgt werde, ist Gegenstand der weiteren Ausführungen. Die Verschiedenheit der Willensbethätigung unter verschiedenen Umständen, wie z. B. derselbe Knabe zuhause ungezogen, in der Schule sittsam sein kann, hängt davon ab, dass der Wille ursprünglich in Einzelacten sich entwickelt mit ganz besonderen circumstantiis. Für directe Willensbethätigung kann auch indirecte stellvertretend sein, wozu die Einwirkung durch Strafe und Lohn gehört. Nach einer Darlegung über die in der Nervenkraft und in der Anlage gelegenen Bedingungen für vorsätzliche Aufmerksamkeit ist im Zusammenhange mit der Theorie der Willensbethätigung und Nachahmung gezeigt, wie es wichtig sei, „das Gelingen mit der Jugend zu üben und das anfängliche Misslingen überwinden zu lehren". Wenn der Verf. im Folgenden den Begriff des Charakters als „ein Zusammenwirken aller Hauptseiten menschlichen Wesens zu einer einheitlichen und dabei fest und grundsätzlich gewordenen Gesammtart" darstellt, so scheint Ref. eine solche Begriffsbestimmung ziemlich vage, da einerseits das Merkmal der Willensdisposition, das doch wohl constitutiv ist, nicht aufgenommen ist, andererseits eine Unklarheit in der Hervorhebung „aller Hauptseiten des menschlichen Wesens" (??) zugegeben werden muss.

Gerade dieses Capitel über Charakterbildung scheint Ref. das schwächste zu sein. Ganz analog den Gesetzen des effectiven Willens gehe die moralische Bildung vor sich, da als für die moralische Bildung eigenthümlich vorausgesetzt werden muss, dass zu

der Entwicklung physiologisch-psychologischer Anlagen das Kind lerne, allen anderen Menschen sich gleich zu fühlen und darnach zu handeln. Analog den unwillkürlichen Bethätigungen des Willens spricht der Verf. von der moralischen Anlage, daraus sich wieder analog der Willensbethätigung auf Vorstellung und Wertschätzung bewusstes moralisches Handeln entwickelt, und in ähnlicher Weise von der Übung des moralischen Willens, der anzustrebenden Unabhängkeit, dem indirecten moralischen Willen neben dem directen, moralischer Aufmerksamkeit, der Bedeutung des Gelingens, moralischem Charakter. Auf Grund dieser Theorie werden dann Detailregeln für die moralische Erziehung aufgestellt, die von dem durchaus gesunden Denken des Verf.s über Kindererziehung zeugen. Gerade dieser Theil bietet eine eingehende klare Darstellung der wichtigsten Regeln für moralische Erziehung der Kinder, welche darzulegen mir der enge Rahmen des Referates verbietet. Das Capitel „Zum Moralisch- und überhaupt Geistig-Pathologischen“ gibt dem Verf. Gelegenheit, zu zeigen, wie das Physiologische oft auch nach dem Pathologischen neigt, und im Anschlusse an die Besprechung der moral insanity und der Neurasthenie bei Kindern Regeln zur Prophylaxis und zur Abwendung dieser Übel zu geben. Zum Schlusse bespricht der Verf. das Verhältnis seiner Theorie der Willensbildung zu der Benekes und Herbarts.

Dr. Ad. Baumeister, Über Schillers Lebensansicht insbesondere in ihrer Beziehung zur Kantischen. Jahresbericht des kgl. Gymnasiums in Tübingen 1897.

In der in den letzten Jahrzehnten öfter behandelten Frage, ob der gereifte Schiller in seinen ethischen Ansichten als vollständig abhängiger Kantianer zu gelten habe oder nicht, nimmt Baumeister in obiger Schrift in der Weise Stellung, dass er annimmt, Schiller und Kant seien in ihren Begriffen vom Sittlichen nur verwandt, aber auch vielfach grundverschieden; was Inhalt und Werdegang seiner Lebensanschauung betrifft, sei Schiller Kant gegenüber selbständig. Wenn man einwende, Schiller gebe sich häufig genug für einen Kantianer aus, so lasse sich zeigen, dass Schiller über Kant und Kant'sche Art verschieden urtheile, weil er seine Stellung zu Kant selbst nicht begriffen habe. Schiller ist zwar wie Kant Rigorist, aber er ist gleich ursprünglich Rigorist, bevor noch die Kant'sche Philosophie auf ihn Einfluss genommen hatte, und stehe daher selbständig neben Kant. So sehr nun der Schiller'sche Idealismus, wie der Kant'sche Rigorismus, dem Grunde christlicher und reformatorischer Frömmigkeit entsprossen, auf dieselben geschichtlichen Voraussetzungen zurückweisen, so sehr ist ihre beiderseitige Lebensauffassung keineswegs dieselbe. Er verlangt abweichend von Kant für die Tugend „Neigung zur Pflicht“ in dem Sinne, als am sittlichen Handeln nitchbloß die

Geistesnatur, sondern auch die Sinnlichkeit betheiligt sein solle; er verlangt weiter nicht bloß einzelne sittlich geartete Entschlüsse, sondern „sittliche Denkart“, während Kant bei einzelnen Thaten und Entschlüssen stehen bleibe. Das sittliche Handeln resultiert ihm aus der zusammenwirkenden Vernunft und der Sinnlichkeit. Dem Kant'schen Dualismus zwischen Ideellen und Materiellen gegenüber weiß Schiller in seiner monistischen Auffassungsweise nur von der an sich lebendigen Natur. Diese Vorstellung beseelter Natur, ursprünglicher Identität des Geistigen und Natürlichen sei Kant fremd. Sehr frühe schon lasse sich bei Schiller das Bedürfnis aufweisen, die Natur nie für sich als bloße Mechanik, die mit der Vernunft nichts gemein hätte, aufzufassen, wofür manche Belege aus dessen Abhandlungen und Gedichten beigebracht werden.

Von einer Verwandtschaft des Sinnlichen mit dem Vernünftigen redet aber Schiller nicht bloß im Blicke auf das Ganze, die Natur in abstracto, sondern nach ihm tritt uns überall in der Welt des Sinnlichen in concreto ein *λόγος σπερματικός*, Seele, entgegen. Die Verwandtschaft des Sinnlichen mit dem Vernünftigen begreift sich bei Schiller aus der von ihm für beide als gemeinsam festgehaltenen Wurzel der einen geschlossenen Natur, was sich durch viele Stellen erhärten lasse, daher verlange Schiller nachdrücklich die Verbindung von Pflicht und Neigung im sittlichen Handeln. Wie Schiller seinem Zuge zum Praktischen und Realistischen entsprechend auch Winke gab, auf welche Weise sich im Einzelnen die Harmonie von Vernunft und Sinnen im Leben der Menschheit durchführen lasse, und in welchem Lichte unter dieser Voraussetzung Individuum und menschliche Gesellschaft erscheinen möchte, dass endlich das deutsche Volk zur Durchführung dieses Ideales berufen sei, das ist, von einer Zusammenfassung des Ganzen abgesehen, Gegenstand der Schlussabschnitte dieser sehr lichtvollen und im Tone der Überzeugung geschriebenen Monographie.

Wien. Gustav Spengler.

Horton-Smith Lionel. B. A., Ars Tragica Sophocles cum Shaksperiana Comparata. An essay on the tragic art of Sophocles and Shakspere. Cambridge. Macmillan and Bowes 1896. XVII u. 146 SS.

Dem Verf. gipfelt die Entwicklung des Dramas der Weltliteratur einerseits in Sophokles, andererseits im Shakspere. Daraus liegt ihm ein Vergleich der beiden nahe. Dieser geräth zu Contrastbildern, soweit das Drama als formales Kunstproduct gefasst wird, zu einer Parallele, soweit es als essentielles Culturproduct betrachtet wird. Die vorliegende Studie will demnach in ihren Grundzügen erschöpfend sein: Inhalt und Form werden gleichermaßen behandelt. Darin läge wohl auch der Wert des Buches, das

den Einzelheiten zwar kaum etwas Neues sagt, aber alles sagen ›chte, was zum Thema in den Hauptpunkten zu sagen ist. So nnten sich die Ergebnisse der bisherigen Forschung zu einem ıschaulichen Gesammtbilde runden.

Eine solche Encyklopädie der Probleme erheischt vor allem ıe lichtvolle Ordnung, die den Überblick über das Ganze er- chtert, die Bedeutung des Einzelnen schon durch den Ort der nreihung und das Ausmaß der Behandlung andeutet. Das ist ıer dieser Arbeit nicht immer nachzurühmen.

In drei große Abschnitte gliedert sich die Abhandlung. Im sten werden die Unterschiede zwischen dem Drama von Sophokles nd Shakspere aufgedeckt, insoweit dieselben äußerlichen Umständen ıtspringen, dem Publicum, der Bühne, den Schauspielern. In der ntike große Verhältnisse, die nur in stilisierter Art zu beherrschen nd, in der Renaissance kleine Verhältnisse bei intimer Wirkung. ort einfache Kunst mit „statueskem" Eindruck, hier complicierte unst mit „pittoreskem" Eindruck; Idealismus gegen Realismus. ie Gedankenentwicklung ist in diesem Abschnitte klar und zwingend, eil geradlinig.

Schon weniger geschlossen nimmt sich der zweite Abschnitt us. Hier wird die Verschiedenheit der alten und neuen Kunst, elche eben an der Verschiedenheit ihrer Darstellungsmittel ver- nschaulicht worden ist, begründet, und zwar aus den geistigen Tendenzen in ihrer Entwicklung. Erst wird geprüft, wie das ntike und moderne Drama ursprünglich im religiösen Cult wurzeln, wie sie dann ihre Förderung weltlichen Culturelementen verdanken. Nun aber die Differenz. Sophokles steht noch im Banne der reli- giösen Tradition, Shakspere hat sich zum Philosophen durch- gerungen. Dafür zeugt hinsichtlich Sophokles' positiv das Vor- handensein des Chors, hinsichlich Shaksperes der Mangel des Chors. Dieser unterbindet im antiken Drama das freie Ausgestalten der Handlung: er raubt ihr die Intimität, er zwängt sie in die Fesseln der drei Einheiten, er beschränkt die dramatische Dar- stellung der Fabel auf deren letzte Phase, er zwingt den Drama- tiker zu einem epischen Prolog, in welchem die Vorgeschichte erläutert werden muss, und zu indirecter Ausführung weiterer fabu- listischer Elemente in Botenberichten. Anders arbeitet der freie Shakspere. Er kann die ganze Fabel dramatisieren, fast alles un- mittelbar darstellen und somit bereits zu Beginn dramatisch ein- setzen. Auch gestattet ihm die Intimität der Handlung, das psychologische Gespinnst in Monologen direct zu entschleiern.

Diese Darlegung ist in ihrem positiven Theile für Sophokles ganz richtig, in ihrem negativen für Shakspere aber bei aller theoretischen Richtigkeit nicht ausreichend. Den modernen Dichter reizen eben nicht mehr ausschließlich die Stimmungen als Reflexe der realen Handlung, sondern er bringt das in der Handlung stimmungsvolle Leben auf seine darum freigemachte Bühne.

Sophokles steigert das lyrische Element zum dramatischen, Shal spere das epische. Die Stoffreude des Dichters, welche im Dram: tisieren der ganzen Fabel ihren künstlerischen Ausdruck find wurzelt beim Engländer in der Lebensfreude des Menschei Shakspere hat Respect vor dem Mikrokosmus des Einzellebens ui schildert es vom Anbeginn. Daraus erklären sich die weitere Unterschiede zwischen Sophokles und Shakspere, zwischen der ei heitlichen Stilisierung dort, der realistischen Buntscheckigkeit hie die bis zur Vermengung von tragischen mit komischen Elemente führt. Nur eine Folge hievon ist es, dass auch in den sprach lichen Ausdrucksmitteln dort die Einheit im Verse herrscht, hi ein Wechsel zwischen Vers und Prosa eintritt. Der Verf. verwei: wohl auf beide Momente, doch in nicht gehörig begründende umgekehrter Ordnung.

Im dritten Abschnitte werden in kunterbunter Reihe die ver schiedentlichsten Fragen behandelt, wie schon der Titel naiv ei gesteht: „Composition of a Tragedy, by Sophocles and by Shak spere — apart from points already discussed.“ Dabei geselle sich zu den schroffsten thematischen Übergängen sprunghaft Wiederholungen. Im einzelnen oft von treffender Richtigkeit – wie besonders auf kleinstilistischem Gebiete — verschwimmt da Ganze chaotisch.

Das letzte Capitel parallelisiert den Geist der griechische und englischen Tragödie und gelangt zur unbestrittenen Folgerung dass Sophokles und Shakspere dank der ethischen Höhe ihre Weltanschauung als Verfechter von allgemein-menschlichen Ideen Dichter seien — wie Jonson sagt: not of an age, but for all time.

Der Vorzug dieser so weit ausgreifenden Arbeit liegt nicht dort, wo er naturgemäß liegen sollte, nämlich im klaren Zusammenfassen und instructiven Gliedern der Hauptsachen, was hier aufgezeigt werden musste. Er liegt vielmehr in der Behandlung etlicher Detailfragen, worauf hier zwar dankbar, aber nur flüchtig hingewiesen werden kann.

Schließlich eine Frage: warum ist das Essay, welches freilich in lateinischer Sprache abgefasst werden musste, auch lateinisch veröffentlicht worden? Um bei der Phraseologie des Verf.s zu bleiben: der kleine Vortheil der „Publicität“ wird leider reichlich aufgewogen durch den Mangel an Intimität. Denn dieses Latein entbehrt allen persönlichen Reizes und wirkt durch seine Breitspurigkeit abspannend.

Innsbruck. R. Fischer.

Lehrbuch der Weltgeschichte für obere Classen der Gymnasien und Realschulen, sowie zum Selbstunterricht von Prof. Dr. J. Dürr, Prof. Dr. Th. Klett und Prof. Dr. O. Treuber. III. Neue Zeit. Bearbeitet von Prof. Dr. Th. Klett und Prof. Dr. O. Treuber. Stuttgart, Paul Neff 1897, XII u. 464 SS.

Die neuere Geschichtsliteratur ist dank der rastlosen Thätigkeit ihrer Vertreter zu einem Umfange angeschwollen, der sich dem Überblicke des einzelnen bereits entzieht. Die sichergestellten Ergebnisse der Forschung sollen jedoch bis zu einem gewissen Grade auch in den Schulräumen Beachtung finden und die mannigfachen, mit einem altehrwürdigen Nimbus ausgestatteten und deshalb recht zählebigen Irrthümer allmählich aus denselben verdrängen. Neben der inhaltsreichen politischen Geschichte hat die Culturgeschichte den ihr gebürenden Platz sich zu erringen gewusst, und ein Geschichtsbuch würde eine große Unterlassung begehen, wenn es neben den Ruhmesthaten auf den blutgetränkten Walstätten nicht auch der glänzenden Triumphe des menschlichen Genius in dem weiten Reiche des Schönen und des Wahren gedenken und das Interesse für dieselben wecken würde. Die große sociale Frage, die dem kommenden Jahrhunderte die Signatur aufdrücken wird, kann von der Schwelle der Schule nicht mehr abgewiesen werden, und mit Recht verlangen die preußischen Lehrpläne vom Jahre 1892 die Berücksichtigung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Ausbildung der Verfassung muss wenigstens in ihren bedeutsamsten Phasen dargelegt werden, damit das Verständnis für die gegenwärtigen staatlichen Zustände angebahnt werde. Und doch ist es die stoffliche Seite nicht allein, die bei dem Geschichtsunterrichte in Betracht kommt, und die an den Verfasser eines Lehrbuches recht bedeutende Anforderungen stellt, sondern es gesellen sich zu dieser noch weitere nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten hinzu, und zwar in methodischer Hinsicht, von deren mehr oder weniger glücklichen Lösung der Wert eines Buches für Schulzwecke abhängt.

Nach diesen kurzen Andeutungen kann es nicht wundernehmen, wenn das Associierungsprincip auch auf literarischem Gebiete Eingang findet, wenn mehrere Fachmänner sich vereinigen, um ihr Wissen und ihre Erfahrung in den Dienst eines gemeinsamen Unternehmens zu stellen. Allerdings kann dabei leicht wieder ein anderes Moment störend einwirken. Erfolgt nämlich der Aufbau nicht allseits nach einem streng übereinstimmenden Plane, und werden die Einzeloperate nicht durch eine gemeinsame Schlussredaction einer ausgleichenden Umprägung unterzogen, dann steht zu befürchten, dass dem betreffenden Werke der einheitliche Charakter abgehen und dass es als ein aus mehreren sich deutlich voneinander abhebenden Stücken zusammengeschweißtes Ganzes erscheinen wird. Und diese Klippe haben die Verff. des vorliegenden Lehrbuches, deren Fachtüchtigkeit außer jedem Zweifel steht, nicht

zu umschiffen vermocht. Der von Treuber besorgte Theil, die Zeit von der Entdeckung Amerikas bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts umfassend (S. 1—229), unterscheidet sich wesentlich von dem von Klett gearbeiteten (S. 230—432), der mit den Ereignissen des Jahres 1871 abschließt. Treuber hat mit einem staunenswerten Fleiße den Stoff aus der politischen und aus der Culturgeschichte zusammengetragen, jedoch in einer Massenhaftigkeit der gegenüber man sich einer schweren Besorgnis nicht erwehren kann. Der Verf. ergeht sich mit Vorliebe in einem überreichen Detail, mitunter auch solchem ganz untergeordneter Art, das mehr zerstreuend als die Einsicht fördernd wirkt; die einzelnen Thatsachen sind chronologisch genau bestimmt, und zwar nicht bloß durch die betreffenden Jahreszahlen, sondern in der Regel auch noch durch Anführung der Monatstage. Dazu ist die sprachliche Darstellung infolge ihrer Kürze und Gedrungenheit und ihres mitunter schwerfälligen Periodenbaues nicht immer klar und bestimmt genug. Wahrlich keine geringe Arbeit, die da bei der zugebote stehenden Zeit dem Lehrer zugemuthet wird; noch bedenklicher dürfte sich aber die Sache für die Schüler gestalten. Wie sehr der Verf. wegen der Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Kenntnisse Achtung verdient, so schwer fällt es, seinem pädagogisch-didaktischen Standpunkte beizupflichten — und dies nicht allein wegen der Stoffhäufung.

Die übermäßig ausführliche, weit über die Bildungszwecke der Schule und den Gesichtskreis ihrer Zöglinge hinausgehende Behandlung des Stoffes erstreckt sich auch auf die religiösen Fragen und die durch dieselben hervorgerufenen Kämpfe. Der Geschichtsunterricht kann diesem Gebiete nicht aus dem Wege gehen, doch wird er der Sache am besten dienen, wenn er diese Bewegungen bloß in ihren Hauptrichtungen aufzeigt, ohne sich in die mitunter recht kleinlichen Einzelheiten, aus denen die Streitsucht jener Zeit ihre reichlichste Nahrung gezogen hat, einzulassen. Mit besonderem Nachdrucke muss aber verlangt werden, dass diese sorgfältig ausgewählte, auf die Hauptsachen sich beschränkende Materie in unparteiischer und streng sachlicher Weise dargestellt werde. Es wird nicht angehen, in einem Schulbuche, wenn man schon über Ausdrücke, wie „clerical", „ultramontan", „Ultramontanismus" hinwegsieht, von „Pfaffenfürsten" (S. 26), von einem „erfahrenen Ablassagenten" (S. 28) und von „Ablasskram" (S. 29) zu sprechen. Auch wird man die Nothwendigkeit nicht einsehen, „die Staatslehre einiger Jesuiten" — Fanatiker und Verschrobenheiten fehlen ja in keiner größeren Körperschaft — näher zu exemplificieren (S. 91) und unter anderem die berüchtigte Lehre des bekannten spanischen Jesuiten Mariana, dass „Tyrannenmord erlaubt sei", anzuführen, betreffs welcher der Verf. doch selbst erklärt, dass der Ordensgeneral Aquaviva sie den Ordensgliedern verboten habe. Mehr als je sollte es gerade in unseren Tagen

vermieden werden, die Saat der Zwietracht und der Feindschaft in die jugendlichen Gemüther zu streuen; die Schule muss sich vielmehr ihrer Pflicht voll bewusst sein, der Gesellschaft Männer heranzuziehen, die maßvolle Anschauungen ins Leben mitbringen, und die insbesondere in confessioneller Beziehung von dem Gefühle gegenseitiger Duldung und Achtung durchdrungen sind. Man findet auch kein rechtes Verständnis für die Genauigkeit und Gründlichkeit des Verf.s, dass er (S. 442) bei der Besprechung der „Entwicklung der geistigen Cultur" das „Leben Jesu" von David Strauß mit dem Beifügen zu erwähnen für angezeigt erachtet, dass in demselben die evangelischen Erzählungen als „Mythen" behandelt werden. Das Buch würde ferner kaum eine fühlbare Lücke aufweisen, wenn die Aufzählung der Maitressen Ludwigs XIV. (S. 213) mit den detaillierten Zeitangaben unterblieben wäre. Ebenso könnte man darauf verzichten, Monk (S. 205) als „Geburtshelfer der Restauration" kennen zu lernen.

Treuber hat noch in den Schlussparagraphen des Buches (S. 437—447) die Verfassung des Deutschen Reiches, die geistige und wirtschaftliche Entwicklung, die sociale Frage und Bewegung besprochen und (S. 447—464) einen „Überblick von 1871 an" gegeben, der jedoch lebhaft an den Journalistenstil erinnert und sich vielzusehr mit den Ereignissen der Tagespolitik befasst. Volle Anerkennung verdient dagegen das Streben des Verf.s, den Schülern die Grundzüge der Verfassung, auf der das Deutsche Reich im Jahre 1871 aufgebaut wurde, und das Verhältnis der einzelnen Bundesstaaten zu demselben zum Verständnis zu bringen und ihnen einen Einblick in die gewaltige Entwicklung der materiellen Cultur der Gegenwart und in das damit zusammenhängende Wirtschaftsleben zu gewähren, und hiebei, wozu sich der Anlass von selbst darbietet, jener großartigen socialpolitischen Schöpfungen zu gedenken, die eines der ruhmreichsten Blätter der deutschen Geschichte ausfüllen, und die für andere Staaten vorbildlich geworden sind, des Arbeiterkrankenversicherungsgesetzes, des Unfallversicherungsgesetzes, des Alters- und Invaliditätsgesetzes und des Arbeiterschutzgesetzes, mit welchem die staatliche Fürsorge für das Wohl der Arbeiterbevölkerung vorläufig ihren monumentalen Abschluss gefunden hat.

Über Kletts Antheil an dem Werke kann ich mich kürzer fassen. Klett übersieht über dem Gange der äußeren Geschichte der Staaten ihre innere Entwicklung nicht und berücksichtigt insbesondere auch die reich gestaltete geistige und materielle Cultur der neueren Zeit, hält sich jedoch innerhalb bestimmter Grenzen, und wenn er dieselben auch bisweilen überschreitet und ein Mehr bietet, so weiß er dies durch seine lichtvolle und anschauliche Darstellung weniger fühlbar zu machen.

Die Beschränkung, die sich die Verff. betreffs der deutschen Nationalliteratur auferlegt haben, verdient volle Billigung. Nicht

minder soll anerkannt werden, dass, obzwar die Geschichte Deutschlands (Preußens) stärker in den Vordergrund gerückt ist — das Buch ist ja für die Mittelschulen Deutschlands bestimmt —, die übrigen Staaten doch nicht allzu stiefmütterlich behandelt sind, sondern eine ihrer Bedeutung entsprechende und im ganzen objective Darstellung finden.

Das Buch wird, wenn es in Schulkreisen und beim Selbstunterrichte eine weitere Verbreitung finden soll, trotz mancher Lichtseiten, die es besitzt, eine wesentliche Umformung erfahren müssen; jedenfalls wird es sich empfehlen, dass Treuber seinen Reichthum bei der nächsten Auflage mehr zurathe halte.

Linz. Chr. Würfl.

Spamers Illustrierte Geschichte der Neuesten Zeit. II. Theil: Von dem Beginne des nationalen Kampfes gegen Napoleon I. bis zum Kaiserthum Napoleons III. (1808—1852). 3. Aufl. bearbeitet von Dr. Konrad Sturmhoefel. — III. Theil: Von der Thronbesteigung Napoleons III. bis zur Gegenwart. 3. Aufl. neu bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Leipzig 1897 u. 1898. Dazu Registerband.

Mit diesen beiden Bänden ist das in gutem Sinne populäre Werk, auf dessen Erscheinen wir in dieser Zeitschrift zu wiederholtenmalen aufmerksam machten, abgeschlossen. Wir benützen gern diese Veranlassung, um die Vorzüge dieses Geschichtswerkes: ernste, unparteiische Auffassung des Stoffes, kräftige und sehr eingehende Hervorhebung des culturgeschichtlichen Moments, klare, anziehende Darstellungsweise und vor allem reiche und sachlich wohl ausgewählte illustrative Ausschmückung, nochmals rückhaltslos anzuerkennen.

Der II. Band der „Neuesten Zeit“ (des ganzen Werkes IX. Band) behandelt folgende vier Zeiträume: 1. Der Widerstand der Nationalitäten (1808—1815), 2. Die Epoche der heiligen Allianz (1815—1830), 3. Bewegungen in Europa seit der Julirevolution (1830—1848), 4. Die revolutionären Erhebungen des Jahres 1848, ihr Scheinerfolg und ihre Bewältigung (1848—1852). Außer zahlreichen Abbildungen gereichen zwölf größere Beilagen und Karten diesem Bande zum Schmucke.

Der III. Theil der „Neuesten Zeit“ (X. Band des Werkes) behandelt den Zeitraum von 1852—1890: „Der Sieg der Nationalitäten und die Ausbildung der Weltwirtschaft“ in zwei untergeordneten Abschnitten: 1. Die Vorherrschaft des zweiten Napoleonischen Kaiserthums und 2. Das Zeitalter Wilhelms I. des Siegreichen. Diesem Bande sind sieben Beilagen und Karten beigegeben, unter diesen eine sehr genaue Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika und eine treffliche Nachbildung des bekannten Gemäldes von A. von Werner: Der Congress zu Berlin.

ʼohlthuend berührt in diesem Bande die größtentheils objective
ıd leidenschaftslose Beurtheilung österreichischer Verhältnisse,
ıe z. B. bei der Darlegung der Verdienste unseres Vaterlandes
m die Occupationsgebiete (S. 462) oder bei der Darstellung der
erfassungskämpfe unter dem Ministerium Taaffe (S. 552 ff.) und
es Todes des Kronprinzen Rudolf zum Ausdrucke kommt. Auch
us der Darlegung des vorliegenden Buches gewinnt der öster-
eichische Patriot die beruhigende Überzeugung, dass das weise
lerrscherwalten unseres innigstgeliebten Monarchen und das feste
and dynastischer Treue, welches alle Stämme unseres weiten
eiches umschlingt, auch schwerere innere Wirren schließlich zum
uten Ende führen werden.

Der sorgfältig ausgearbeitete Registerband (wahrhaftig keine
leine Arbeit zu zehn so stattlichen Bänden) erleichtert das Nach-
schlagen auch unbedeutenderer Thatsachen und ist ebenso ein
Product sachlicher Gründlichkeit, wie das ganze Werk, das wir
hiemit nochmals allen, die sich dafür interessieren, wärmstens
empfehlen wollen.

Wien. Leo Smolle.

Habernal, Unser Wien in alter und neuer Zeit. Topographisch-historisches Handbuch mit 31 Abbildungen und 2 Plänen. Wien, Herder 1896. kl. 8°.

Es ist richtig, wenn Habernal in seiner Vorrede behauptet, dass infolge des Mangels eines kurz gefassten und daher leicht zugänglichen Handbuches über Wien „viele Wiener ihre Heimatstadt nach ihrer historischen Entwicklung und topographischen Gestaltung gar nicht oder sehr wenig kennen“. Diesem Mangel hat wohl schon das im Jahre 1895 erschienene „Namenbuch der Stadt Wien“ von Umlauft abzuhelfen gesucht. Aber nichtsdestoweniger wird man Habernals Buch „Unser Wien“ mit Dank aufnehmen, und zwar umsomehr, als es auf einer umfassenden Quellenkenntnis beruht und in einfacher, anspruchsloser Weise ein wahrheitsgetreues Bild von der Vergangenheit und Gegenwart der schönen Donaustadt entwirft. Für den, der bloß ab und zu einmal über einen Namen nachschlagen will, ist vielleicht Umlaufts Buch zweckmäßiger eingerichtet, da es die Namen sämmtlicher Straßen und Plätze alphabetisch geordnet bringt, während H. sie nach den einzelnen Bezirken gruppiert. Er beginnt mit Wiens Boden, bespricht seine hügelige Beschaffenheit und seinen geologischen Aufbau, das Donaubett mit seinen Veränderungen, die es mit der Zeit erfahren hat usw. Dabei schleicht sich wohl einmal eine platte Wendung ein: „Fast jeder Wechsel des Strombettes war von Hochwasser und Überschwemmungen begleitet“ (S. 14). An den Boden schließt sich ein geschichtlicher Überblick der räum-

lichen Entwicklung Wiens mit einer ausführlichen Erörterung des Namens. Diesem Überblicke ist ein Plan der Stadt beigegeben, der ihr allmähliches Anwachsen im 12. und 13. Jahrhundert veranschaulicht. Nicht ganz mit Recht wird hier und später nochmals der Leopoldsberg zur Zeit Leopolds III. die äußerste Grenze der Ostmark genannt.

Unter den 19 Bezirken ist, wie billig, der erste weitaus am eingehendsten behandelt, es fällt ihm reichlich ein Drittel des ganzen Buches zu. Der Verf. geht vom Stephansplatze aus, reiht Gasse an Gasse mit der Erklärung ihres Namens, mit ihren geschichtlichen Erinnerungen, ihren vornehmsten Gebäuden in früherer Zeit und jetzt, ihren Denkmälern usw. Zahlreiche Abbildungen sind diesem Theile beigegeben. Wenn bei der Fülle von Einzelnheiten kleine Versehen unterlaufen, so ist das begreiflich, unbegreiflich ist aber die Verwechslung bei der Hofburg auf S. 113: „Der links vom Portal gelegene Brunnen von Weyer (?) stellt den „Kampf zu Lande“ vor; das noch fehlende (?) Seitenstück wird den „Kampf zur See“ von Hellmer (?) versinnbilden.“ Ungenau ist, dass im Ringtheaterbrande über 100 Personen den Tod fanden (S. 153). Die amtlich festgestellte Liste betrug, wenn wir nicht irren, 383 Todte. Unrichtig ist auch, dass Herzog Siegmund bei der Theilung der Länder des Königs Ladislaus Postumus einen Theil Steiermarks erhielt.

Bei den 18 übrigen Bezirken werden nur die Hauptverkehrsadern eingehender besprochen, die minder wichtigen Straßen nach Gruppen zusammengefasst, je nachdem sie ihren Namen von einer hervorragenden Persönlichkeit, der örtlichen Lage, einem Hausschilde, einem Gewerbe, einer berühmten Schlacht usw. erhalten haben. Von kleinen Versehen sei hier noch erwähnt, dass sich das sogenannte Wiedner Gymnasium nicht mehr in dem alten Piaristengebäude befindet, sondern schon seit etlichen Jahren in Margarethen sein eigenes Heim hat (S. 209), dass man vom Leopoldsberge aus doch unmöglich in westlicher Richtung über den Anninger bis gegen den Jauerling hin sehen kann (S. 353), dass die Votivkirche schon im Jahre 1873 vollendet wurde usw.

Diese kleinen Mängel kommen jedoch kaum in Betracht, und das Buch „Unser Wien“ kann jedem, der Sinn hat für den Entwicklungsgang unserer herrlichen Wienerstadt, auf das beste empfohlen werden.

Wien. L. Weingartner.

Artarias Eisenbahn- und Post-Communications-Karte von Österreich-Ungarn. Wien, Verlag von Artaria & Co. 1897. Preis 2 K.

Diese Eisenbahn- und Poststraßenkarte der Monarchie ist auch in der neuesten Auflage ebenso reichhaltig als übersichtlich, so schwer dies auch zu vereinigen ist. Sind einerseits die österreichischen sowie die ungarischen Staatsbahnen, jene durch rothe, diese durch grüne Linien, kräftig hervorgehoben, so treten andererseits auch die verschiedenen Privatbahnen, namentlich die wichtigsten, wie die Nord- und Südbahn, sowie die Linien der österr.-ungar. Staatseisenbahngesellschaft u. a., deutlich hervor. Dass hiebei die Poststraßen bei dem durch den handlichen Zweck beschränkten Maßstabe der Karte (1 : 1,700.000) nur in feinen Linien dargestellt werden konnten und also nicht in die Augen fallen, ist begreiflich; sie sind jedoch gut ersichtlich, und dabei sind sogar die Eilfahrstrecken unterschieden. Doppelgeleisige Eisenbahnlinien sind in üblicher Weise durch eine Doppellinie hervorgehoben; auch die im Bau befindlichen Bahnen oder zweiten Geleise, ja selbst die Bahnprojecte (bis Ende 1896) sind bezeichnet. Die ausländischen Anschlüsse (auch die Dampferlinien auf der Adria) sind überall angegeben und reichen im Süden über einen großen Theil Italiens und den größten Theil der Balkanhalbinsel. Sowohl bei den Eisenbahn- als Postlinien ist die Tarifkilometer-Länge beigedruckt; bei den Eisenbahnlinien ist auch die Lage der Stationen — rechts oder links vom Geleise — ersichtlich gemacht. Da die Stationen mit vollen Namen beschrieben sind, erscheint die Karte allerdings, wo das Eisenbahnnetz dichter wird, etwas überfüllt; doch ist sie ja nicht für den Unterricht oder, besser gesagt, für den Gebrauch des Schülers bestimmt (dazu dient die im gleichen Verlage erschienene kleine Eisenbahnkarte 1 : 3,000000 in vorzüglicher Weise), sondern als genaues und doch übersichtliches Orientierungsmittel.

Die Rückseite der Karte bietet kartographische Übersichten: 1. Die Umgebung Wiens mit den Eisenbahnen und Postlinien mit Personenbeförderung, gleichfalls wieder mit Distanzangaben in Kilometern. 2. Die mit Schlafwagen ausgerüsteten Eisenbahn-Hauptrouten Mitteleuropas. 3. Eine Eisenbahnkarte des nördlichen Böhmen und 4. Die Umgebung von Budapest.

Das der Karte beigegebene Eisenbahnstations-Verzeichnis (30 SS.) von Alex. Freud ist namentlich für den praktischen Gebrauch sehr verwendbar, weil bei jeder Station nicht allein die Lage, sondern auch die Zugehörigkeit zu Eisenbahnverwaltung, beziehungsweise Staatsbahndirection angegeben ist. Auch ist auf richtige Schreibung der Ortsnamen sorgfältig Bedacht genommen.

Der Preis der Karte und des Verzeichnisses in Umschlag (2 Kronen) ist billig.

Graz. Franz d. P. Lang.

J. Peisker, Meitzens Grundideen in seiner Darstellung de germanischen und slavischen Agrargeschichte. Sonderabdruck a. d. Český Časopis historický. Prag, Selbstverlag 1898. 8°, IV u 85 SS.

Peisker hat sich bereits durch einige wirtschaftsgeschichtliche Abhandlungen den Namen eines geschulten Fachmannes redlich erworben. Auch die vorliegende Arbeit ist eine hochinteressante, denn sie wirft ein ganz neues und scharfes Licht auf die älteste Geschichte der Slaven überhaupt, der Čechen insbesondere. In der Einleitung gibt P. in Schlagwörtern den Inhalt des grandiosen Werkes „Siedelung und Agrarwesen" von Aug. Meitzen an, für welches er selbstverständlich nur Worte der höchsten Bewunderung hat, und wendet sich dann den zwei Grundideen Meitzens zu: der der germanischen Markgenossenschaft (Theorie Hanssen-Maurer) und der einer altslavischen communistischen Familiengemeinschaft als organisch entstandenen, national charakteristischen Volksinstitutionen. Über diese zwei Gegenstände verfocht P. das gerade Gegentheil schon in seiner „Knechtschaft in Böhmen" (Prag 1890, S. 5 f.) auf Grund eigener Forschungen; in seinem Vortrage über „Die österr. Wirtschaftsgeschichte und ihren wichtigsten Behelf, die Katastralkarte" (Sonderabdruck aus Bd. XXXVII der „Mittheilungen d. anthrop. Gesellschaft in Wien. Sitzungsber. 1897") lässt er die Gegner der Theorie Hanssen-Maurer Revue passieren; in der vorliegenden Arbeit glaubt er sich auf Hildebrands (Recht und Sitte I, Jena 1896) geistvolle Ausführungen stützend behaupten zu können, dass die germanische Markgenossenschaft 1. nicht beim Übergang vom Halbnomadenthum zum sesshaften Ackerbau und 2. nicht organisch entstanden sei; wann und wie sie entstanden, werde erst zu ermitteln sein (S. 15). — Was die vermeintliche communistische Familiengemeinschaft der alten Slaven betrifft, glaubt P. sie einzig und allein auf die Grüneberger Handschrift — eine notorische Fälschung, welche zwar als solche bereits erkannt ist, deren Inhalt jedoch noch immer die Geister befangen macht — zurückzuführen, daher als nie existierend fallen lassen zu müssen. In positiver Richtung betritt hier P. neue Bahnen, indem er das bei den Daleminziern, den unmittelbaren Nachbarn der Čechoslaven, und das bei den Alpenslaven von ihm Wahrgenommene auf die altböhmischen Zustände appliciert. Jene beiden Völker waren zweischichtig, ein Hirtenadel — župané — beherrschte die ackerbautreibende, niedere Volksschichte der Smurden („Stinkenden") und war so zahlreich, dass er sich in einigen Alpengegenden zur Zeit der deutschen Eroberung zur Zahl der Bauern wie 1 : 3·38 bis 3·94 verhielt (eine ausführliche Begründung dieser seiner Entdeckungen veröffentlichte P. in der Zeitschrift f. Social- u. Wirtschaftsgesch. V). So war es nach P. auch in Böhmen.

Die altslavische Zweischichtigkeit möchte man ohne Berücksichtigung der Agrarverhältnisse gar nicht verstehen, diese bilden

ielmehr das eigentliche Substrat für die Zweischichtigkeit. Es ar die Brennwirtschaft, nach welcher ein Stück Wald geschwendet, n die Asche Sommerfrucht gesäet und der Boden gleich nach er ersten Ernte von den Županen als vortreffliche Weide wieder ingezogen wurde, denn der Bauer durfte nur dort säen, wo es hm die Župa gestattete, und dies war jedenfalls in den Thälern — die dem Nomaden den besten Hausschlag für den Winter ieferten — gewiss nicht der Fall und von der Bauernschaft nicht inmal erwünscht, da die Urbarmachung einer Wiese ungeheuer mühsam ist. Der Anfang des Ackerbaues ist daher in den höheren Regionen zu suchen, wo dieser durch Mehrung der Weideflächen auch dem Nomaden erwünscht ist, und richtig findet man fast in allen Wäldern Böhmens bis zu 800 m Seehöhe deutliche Spuren von Ackerfurchen.

Das Verhältnis zwischen Županen und der Schichte der Bauern, die sich wahrscheinlich zemané nannten, war nicht immer friedlich, Unterdrückungen führten Aufstände herbei und in einem solchen siegten irgendwo in Nordwestböhmen die Zemané, vernichteten oder vertrieben die Župané und setzten einen aus ihrer Mitte auf den Fürstenstuhl; die bäuerliche Herkunft der Přemysliden bürgt dafür, denn zu Zeiten, wo der Bauer in Wert und Achtung noch unter dem lieben Viehe stand, wäre eine freiwillige Annahme eines Bauern als Fürsten durch den Adel undenkbar. Die berühmte Installationsceremonie auf den Herzogstuhl auf dem Zollfelde in Kärnten ist auf dasselbe Ereignis zurückzuführen und bedeutet eine unerhörte Diffamation des Herzogs, damit er fortan als Edelmann gar nicht mehr gelte und nur Bauernpolitik treibe, das heißt, das freie Roderecht aufrechterhalte. Die diffamierenden Installationsceremonien erwiesen sich jedoch als eitle und naive Vorsichtsmaßregeln; die inmitten von Županenstaaten eingestreuten Bauernstaaten wurden nämlich dem Županenthum zur permanenten Gefahr, welcher diese an manchen Orten dadurch begegneten, dass sie sich in den Schutz des nachbarlichen Bauernkönigs begaben, welcher dann in einem Lande den demokratischen Zemanen und in dem andern den aristokratischen Županen — also dort demokratisch, hier aristokratisch — herrschte. Aber das Županenthum konnte sich in Böhmen nirgends auf die Dauer halten. Wie das Schicksal der Vršovici zeigt, gerieth es mit dem Fürsten in Collision und wurde nach und nach vertilgt. Nur einzelne Familien scheinen sich gerettet und in die neuen Verhältnisse, als der höchste Adel, gefügt zu haben. Erbe der Županherrlichkeit über den unterthänigen Bauern — chlapi genannt — war der Bauernkönig selbst und verwandelte dieselbe in ein überaus hartes Bodenregal, auf Grund dessen er allmählich und wie es scheint in ganz Böhmen alles derzeit uncultiviertes Land einzog und der hergebrachten Brennwirtschaft ein Ende machte; die Bauernschaft wurde dadurch auf sehr enge Gebiete eingezwängt und musste

verkümmern. Eine Rückwirkung auch auf die Zemanengebiete blie nicht aus, und die Frucht der Bauernrevolution, die dem Baue Přemysl den Fürstenstuhl eintrug, wurde von dessen eigenen Nach kommen wieder vernichtet. — Die Reminiscenzen in den Geschichts quellen unterstützen diese kühne und scharfsinnige Hypothese welche sehr wahrscheinlich und überzeugend das schwerste Problem der böhmischen Geschichte zu erklären sucht.

Einige Sprachfehler sind zu rügen: hájil to (toho), dobýval chléb (chleba), hledali výboj (výboje), leří v povaze lidské, ukazuje jej jako pastýře, stavu opovržlivého (-eného), tři neb jich více a j.

Kgl. Weinberge. V. J. Dušek.

Močniks Lehrbuch der Arithmetik und Algebra nebst einer Aufgabensammlung für die oberen Classen der Mittelschulen, bearbeitet von Anton Neumann, Prof. am akad. Gymn. in Wien. 25. umg. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1898.

Die Mühen der Neubearbeitung dieses bestbekannten und an unseren österreichischen Mittelschulen seit mehreren Decennien stark verbreiteten Lehrbuches hat, wie wir aus der im Januar l. J. erschienenen 25. Auflage ersehen, Prof. A. Neumann in Wien auf sich genommen.

Ref. freut sich, nach vorgenommener Durchsicht behaupten zu können, dass dieses ohnehin erprobte Lehrbuch durch die letzte Bearbeitung um ein gutes Stück besser und auch reichhaltiger geworden ist (namentlich an Übungsstoff).

An sehr vielen Stellen wird man den Wortlaut geändert finden. Es wurde eben fleißig entweder eine größere Kürze bei erhöhter Klarheit im Ausdruck oder eine gänzlich andere Darstellung angestrebt. Trotzdem aber kann man nicht sagen, dass der Grundplan des Buches eine wesentliche Veränderung erfahren hat.

Ausgeschieden wurde nur wirklich Unwesentliches. Dies betrifft die Einleitung, dann die Paragraphe 113, 117, 118, 122, 137, 203 (1), 236 und 310 der 24. Auflage. (Minder empfahl es sich jedoch, die Paragraphe 108, 110, 132 und 303 zu streichen.)

Neu aufgenommen erscheint Folgendes: die Begriffe „Veränderliche“ und „Function“ (II. Abschn.); eine einheitlichere und einfachere Behandlung diophantischer Gleichungen zweiten Grades (VI. Abschn.); die Bildung der Complexionen r^{ter} Classe unmittelbar aus Unionen (minder empfehlenswert); die goniometrische Auflösung quadratischer Gleichungen, dann die Bestimmung der Maxima und Minima quadratischer Functionen einer Variabeln (im Anhang, sehr gut), endlich an vielen Stellen einschlägige historische Notizen.

Von sonstigen Verbesserungen mögen noch folgende namentlich angeführt werden: Fast überall sind die Rechengesetze übersicht-

:h zusammengestellt worden. Die Darstellbarkeit numerischer ahlen durch Potenzreihen (§. 63 der neuen Aufl.) ist einfacher egeben, ebenso die Bestimmung des gr. g. Maßes zweier Zahlen usgenommen den Beweis zu §. 70, 2). Im III. und V. Abschnitt :fahren die Gleichungen eine genauere und vollständigere Beandlung (man wird z. B. auf das richtige Zuordnen der Wurzeln ufmerksam gemacht). Kürzer und einfacher ist auch die graphische arstellung der complexen Zahlen und der Operationen mit denelben gehalten. Nur hätte es sich da empfohlen, die goniometrische uflösung höherer binomischer Gleichungen — gleichsam als assende Anwendung des Imaginären — aufzunehmen.

Was schließlich die Aufgabensammlung anlangt, so enthält sie jetzt etwa 3270 Aufgaben (um etwa 500 mehr als in der vorigen Auflage); und fast ein volles Drittel aller Aufgaben ist entweder neu oder doch gegen früher geändert. Sie sind methodisch gut geordnet, ihr Text ist klar, die Zahlenangaben führen zu einfachen Resultaten.

Folgende Capitel haben dabei eine besondere Bereicherung erfahren: Gebrauch der Klammern, Substitutionen (Proben), Theilbarkeit der Zahlen, gemeine Brüche (mehr Proben wünschenswert), Gleichungen des ersten Grades, Potenzen, Wurzeln, Logarithmen (gute Einführungsaufgaben), quadratische Gleichungen mit einer Unbekannten, höhere Gleichungen, Exponentialgleichungen, ferner quadratische Gleichungen mit zwei Unbekannten.

Ganz neu und recht gut gewählt sind die Aufgaben über Maxima und Minima, ebenso die über die goniometriche Auflösung quadratischer Gleichungen.

Das Lehrbuch wurde mit hohem k. k. Min.-Erlasse vom 10. Jannar 1898, Z. 33.153 ex 1897, für allgemein zulässig erklärt.

Wien. M. Kuschniriuk.

Vierstellige Logarithmen für den Schulgebrauch. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Kewitsch. Leipzig, O. R. Reisland 1896. Preis 80 Pf.

Die Logarithmen von Kewitsch umfassen dreistellige natürliche Logarithmen und dreistellige Brigg'sche Logarithmen von 1—99, welche zur Einführung und zum Vergleiche dienen. Für die Rentenrechnung recht brauchbar ist die folgende fünfstellige Nebentafel. Die Haupttafeln sind vierstellig und beziehen sich auf die Logarithmen von 100—999, auf die Logarithmen der Sinus und Cosinus, der Tangenten und Cotangenten. Außerdem finden wir Tafeln, betreffend die Verwandlung von Graden, Stunden in Theile des Tages, dreistellige Zahlen der Bogen, Sehnen und Winkelfunctionen, vierstellige Zahlen der goniometrischen Functionen, die Quadratzahlen von 1—1000, die Kubik-

zahlen von 1—100, sowie einige wichtige Constante der Physik und Astronomie. Wem es beim Rechnen mit Logarithmen auf peinliche Genauigkeit nicht ankommt, der wird mit Vortheil vierstelliger Logarithmentafeln sich bedienen. Besonders angenehm für die praktische Rechnung ist die Verwertung der directen Zahlen für die Winkelfunctionen, welche in dem vorliegenden Buche enthalten sind. Die Abschnitte, welche dem Buche beigegeben sind und sich auf die Geschichte der Erfindung und Berechnung der Logarithmen im allgemeinen, der Berechnung der Brigg'schen und natürlichen Logarithmen im besonderen, auf die Beziehung der Logarithmen verschiedener Systeme und auf die Berechnung der Winkelfunctionen beziehen, sind mit anerkennenswerter Klarheit geschrieben, was auch von den Erläuterungen gesagt werden kann.

Lehrbuch der ebenen Elementar-Geometrie (Planimetrie).

Nebst einer Sammlung gelöster Aufgaben. Für den Schulunterricht und das Selbststudium bearbeitet nach eigenem System und in Rücksicht auf die Grundbegriffe der Infinitesimalrechnung von Adolf Kleyer und Dr. J. Sachs. In 8 Theilen. Stuttgart, Julius Maier 1888—1897.

Vor neun Jahren erschien in Kleyers Encyklopädie der gesammten mathematischen, technischen und exacten Naturwissenschaften die 1. Lieferung des vorliegenden Werkes, das nunmehr nach Herausgabe der 8. Lieferung vollendet vorliegt. Die einzelnen Theile enthalten: die Lehre von der geraden Linie, dem Strahle, der Ecke, der Ebene und der Kreislinie im allgemeinen (1. Theil), vom Winkel und den parallelen Linien (2. Theil), die Betrachtung der geometrischen Gebilde und der Lagenveränderungen derselben, sowie die Lehre von den einfachen Vielecken (3. Theil), die Lehre vom Kreise, den geometrischen Örtern und merkwürdigen Punkten des Dreieckes (4. Theil), die Berechnung der Flächen der geradlinigen Figuren (5. Theil), die Lehre von der Proportionalität der Strecken (6. Theil), die Betrachtung der Ähnlichkeit der geradlinigen Figuren (7. Theil), endlich im 8. Theile die Anwendung der Ähnlichkeitslehre auf Kreisprobleme.

Die Kleyer'sche Methode ist nach dem allgemeinen Urtheile der Fachgenossen eine vortreffliche. Die scharfe Trennung von Erklärungen, Fragen und Antworten, die große Berücksichtigung von Constructions- und Rechnungsaufgaben, die durchwegs klare Darstellung und präcise Diction werden dem Buche viele Freunde erwerben. In dem Theile des Lehrbuches, welcher von den geometrischen Gebilden und deren Lagenveränderungen handelt, wird die Entstehung geometrischer Gebilde durch Bewegung verfolgt, wodurch es zum Gegensatze von der Euclidischen Geometrie möglich geworden ist, das Qualitätsprincip zwischen dem Punkte und der Geraden in den Rahmen der Untersuchung einzubeziehen. Die

ıhre von der achsialen, der centrischen Symmetrie, sowie die ethode der Parallelverschiebung leistet gute Dienste in den äteren, vom Dreieck und den Vielecken handelnden Problemen. eil in dem Buche auf Aufgaben der Hauptwert gelegt wurde, mussten die Congruenzbegriffe auf die eindeutigen Constructionen stützt werden, wodurch namentlich dem Auffassungsvermögen s Schülers Rechnung getragen wird. Eine reichliche Fülle von ufgaben über die Ortsveränderungen der geometrischen Gebilde, er das Dreieck und die verschiedenen Arten der Vierecke, sowie er Vielecke sind diesem dritten Theile beigegeben. Es befinden ch unter diesen Aufgaben sowohl gelöste als auch ungelöste, eren Ergebnisse angegeben sind. Das eben Mitgetheilte gilt auch on dem vierten Theile, der von dem Kreise, den geometrischen rtern und den merkwürdigen Punkten des Dreiecks handelt. Eine eihe von anregenden Problemen gibt namentlich der letztgenannte heil, der die Lehre vom Centrum der Ecken und Seiten eines reiecks, vom Höhenpunkte eines solchen, sowie vom Kreise der eun Punkte und schließlich vom Schwerpunkte eines Dreiecks mfasst. Im fünften Theile, welcher von dem Messen von Flächen, on besonderen Fällen von Flächenbeziehungen, vom pythagorei-chen Lehrsatze und dessen Folgerungen und Anwendungen namentlich auf die Bestimmung von Streckengrößen) handelt, inden wir auch sehr bemerkenswerte Fälle von Verwandlung und Theilung der Figuren. Unter dem graphischen Rechnen, welches auch in diesem Theile aufgenommen erscheint, ist die Anwendung der Algebra auf Probleme der Geometrie zu verstehen.

Die Lehre von der Proportionalität der Strecken erheischt ein besonderes Eingehen auf die Behandlung von Größenverhält-nissen, auf die Begriffe der commensurablen und incommensurablen Größen. Mit Recht betont Prof. Dr. Sachs, dass die Geometrie der Verhältnisse derjenige Theil der Planimetrie ist, wo diese in engste Berührung mit der Geometrie der Lage tritt, infolge welchen Umstandes Dinge an dieser Stelle zu behandeln sind, welche diesen beiden Gebieten der Raumlehre gemeinsam sind, so z. B. die Lehre von der harmonischen Theilung, vom vollständigen Vierecke und von der Vierseite.

Ganz ausgezeichnet sind jene Abschnitte des Buches, welche von der Ähnlichkeit der geradlinigen Figuren handeln. Nachdem die Ähnlichkeit auf die besonderen Dreiecke, das Viereck und das allgemeine Vieleck in Anwendung gebracht worden ist, geht der Verf. zur Theorie der Dreieckstransversalen über und zieht in ganz besonders eingehender Weise die Theoreme von Ceva und Menelaos heran, um eine Reihe von schönen Aufgaben zu lösen. Dahin gehört die Theorie der Simson'schen Geraden, dass, wenn man von einem beliebigen Punkte des Umkreises eines Dreiecks die Normalen auf die drei Seiten fällt, deren Fußpunkte auf einer Geraden liegen, welche eben die Simson'sche Gerade genannt

wird. Ebenso beweist der Verf. in sehr leichter Weise den Satz, dass, wenn vom Fußpunkte einer Höhe des Dreiecks auf die anderen Seiten und Höhen Senkrechte gefällt werden, die vier Fußpunkte dieser Senkrechten sämmtlich auf einer einzigen Geraden liegen. Ein besonderer Abschnitt ist der Ähnlichkeitsmethode zur Auflösung geometrischer Constructionsaufgaben gewidmet. Es wird darunter jene Art von Auflösung einer geometrischen Aufgabe bezeichnet, bei der nicht die in der Aufgabe selbst verlangte Figur, sondern zuerst eine dieser verlangten Figur ähnliche gesucht wird, um dann erst durch ähnliche Vergrößerung oder Verkleinerung dieser ersten Figur die schließliche zu erhalten. Gerade dieser Theil des Lehrbuches der Planimetrie enthält einige weitere Ausblicke auf Trigonometrie, Stereometrie und Geometrie der Lage.

Die Ähnlichkeitslehre wird in dem 8. Theile zum Abschlusse gebracht, in dem dieselbe auf den Kreis angewendet wird. Zuerst werden die Theoreme von der Ähnlichkeit geradliniger Figuren am Kreise deduciert, dann geht der Verf. zur Betrachtung der regelmäßigen Vielecke und der Kreistheilung über und stellt am Schlusse dieser Betrachtungen in sehr dankenswerter Weise die Elemente der regelmäßigen Vielecke zusammen. Im weiteren wird die Kreismessung oder Cyklometrie vorgenommen.

Meisterhaft sind die folgenden Abschnitte behandelt, welche der neueren synthetischen Geometrie angehören: es ist dies die Betrachtung von Kreisen als ähnlicher Figuren, die Lehre von den Potenzlinien oder Chordalen, ferner die Theorie der Beziehungen und Probleme am Kreise (Pol und Polare, Inversion oder Spiegelung oder die Theorie der reciproken Radienvectoren, die namentlich in der mathematischen Physik vom Belange ist, die Sätze von Pascal und Brianchon, die Tactionsprobleme von Apollonius und Malfatti). Die Theoreme von Pascal und Brianchon wurden ebenso wie die aus ihnen zu ziehenden Folgerungen dualistisch durchgeführt. Die erwähnten Tactionsprobleme wurden in diesem Lehrbuche kürzer behandelt, weil sich mit der ausführlichen Bearbeitung derselben ein eigener Band der Kleyer'schen Sammlung beschäftigt. Speciell wird die Aufgabe von Malfatti (in ein Dreieck drei Kreise zu beschreiben, so dass jeder zwei Seiten des Dreiecks und zugleich jeden anderen Kreis berührt) nach dem Vorgange von Steiner skizziert, ebenso wie für die verallgemeinerte Kreisaufgabe: Zu drei gegebenen Kreisen drei Kreise zu finden, deren jeder zwei der gegebenen Kreise und außerdem die beiden anderen neuen Kreise berührt. Zu diesen Theilen des Buches finden wir auch anhangsweise sehr instructive Beispiele.

Wir empfehlen das Lehrbuch der ebenen Geometrie von Kleyer-Sachs aufs beste den Fachcollegen, welche aus demselben manche für den Unterricht ersprießliche Winke und Belehrungen schöpfen können. Dieses Buch sollte nach der Ansicht des Ref.

n keiner Lehrerbibliothek fehlen. Die Darstellung ist an allen Stellen eine gründliche und klare. Die typische Ausstattung ist trotz der Schwierigkeiten in dieser Beziehung eine musterhafte und gereicht der Verlagsbuchhandlung, welche durch die Edition der Kleyer'schen Encyklopädie sich bedeutende Verdienste erworben hat, zur vollsten Ehre. Wir sehen der elementaren Theorie der Kegelschnitte, die einem späteren Ergänzungsbande vorbehalten bleibt, mit Interesse und Spannung entgegen.

Vorträge und Reden von Hermann von Helmholtz. 4. Aufl. 1. u. 2. Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers und 70 eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1896.

Die 4. Auflage der Vorträge und Reden unseres Großmeisters auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ist von Frau Anna von Helmholtz veranstaltet worden. Ursprünglich hieß das Buch „Populär-wissenschaftliche Vorträge". Schon gelegentlich der Edition der 3. Auflage ließ der geniale Verf. das Wort „populär" weg, um den Leser der Vorträge nicht irrezuführen. Allerdings ist die Darstellung eine derartige, dass sie auch einen Kreis von Lesern, deren Studien nicht genau in jener Richtung liegen, auf welche sich diese Vorträge beziehen, vollauf befriedigen und denselben verständlich sein wird. Ergebnisse mathematischer, physikalischer und physiologischer Forschung finden wir in dem Buche gesammelt, daneben werden Probleme erkenntnistheoretischer Natur in jener Weise behandelt, welche Helmholtz von jeher ausgezeichnet hat. Außerdem sind akademische Reden des großen Forschers, Vorreden, die er für die deutschen Übersetzungen englischer Autoren geschrieben hatte, die großartige Vorrede zu den Werken von Hertz, der sein größter Schüler war, in der vorliegenden 4. Auflage gesammelt und sowohl sachkundig als liebevoll vereinigt worden.

Die Aufeinanderfolge und Anordnung der einzelnen Vorträge und Reden ist streng chronologisch durchgeführt worden. Die Herausgeberin hat hievon nur eine Ausnahme gemacht, indem sie die „Lebenserinnerungen", eine Tischrede, gehalten bei der Feier des 70. Geburtstages von Helmholtz im Jahre 1891, mit vollem Rechte und aus gutem Grunde an die Spitze der ganzen Sammlung stellte, da ja diese Rede ein treffliches Bild der geistigen Entwicklung des großen Mannes in nie zu erreichender Schärfe gibt.

Der erste Band enthält außer der eben erwähnten Tischrede einen Vortrag „Über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten", sowie eine Nachschrift aus dem Jahre 1875 hiezu, dann die bekannten Vorträge „Über die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittlungen der Physik", „Über das Sehen des Menschen", „Über die physiologischen Ursachen der musikalischen Harmonie", die bekannte akademische Festrede

„Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesammtheit der Wissenschaft“, in welcher Helmholtz sich in den Worten: „Die Beziehung aller Forscher und aller Zweige des Wissens zueinander und zu ihrem gemeinsamen Ziele stets in lebendigem Zusammenwirken zu erhalten, das ist die große Aufgabe der Universitäten“ gegen die heutzutage so vielfach beliebte, wissenschaftliche Einseitigkeit ausspricht und gegen die inferioren Geister Front macht, welche auf diesem Standpunkte sich befinden und die von ihnen vertretene Wissenschaft als die allein seligmachende betrachten, durch ein solches Gebahren — in der Regel verblendet und unbewusst — ihre Autorität selbst gefährden. Aus dem Jahre 1862/63 datiert der großartige, zu Karlsruhe gehaltene Vortrag „Über die Erhaltung der Kraft“. Dann folgen die Vorträge „Über Eis und Gletscher“, „Über die neueren Fortschritte in der Theorie des Sehens“, die bedeutende Eröffnungsrede für die Naturforscherversammlung zu Innsbruck „Über das Ziel und die Fortschritte der Naturwissenschaft“. In den Anhängen finden wir erläuternde Bemerkungen zu dem Vortrage „Über die Wechselwirkung der Naturkräfte“, in welchem in ausführlicher Weise über die Priorität Robert Mayers bezüglich der Aufstellung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft abgehandelt wird. Weiters werden Berechnungen angestellt, welche sich auf die Erwärmung beziehen, die durch die in den Vorträgen angenommene anfängliche Verdichtung der Himmelskörper unseres Systems aus nebelartigem, zerstreutem Stoffe entstehen musste. Warum in der Theorie der Regelation des Eises Helmholtz den Anschauungen von James und William Thomson folgte, setzt er in den folgenden Betrachtungen klar auseinander.

Der zweite Band umfasst die Aufsätze „Über den Ursprung und die Bedeutung der geometrischen Axiome“, in welchem Vortrage die Beziehung dieser Axiome zur Erfahrung und die logische Möglichkeit, sie durch andere zu ersetzen, besprochen wird, ferner den Aufsatz „Zum Gedächtnis an Gustav Magnus“, dessen Amtsnachfolger Helmholtz geworden war. Der Auseinandersetzung der Kantschen-Laplace'schen Hypothese über die Bildung der Weltkörper ist der zu Heidelberg und Köln 1871 gehaltene Vortrag „Über die Entstehung des Planetensystems“ gewidmet. In dem Aufsatze „Optisches über Malerei“ sind Vorträge umgearbeitet worden, welche Helmholtz zu Berlin, Düsseldorf und Köln hielt. Er zeigt uns in diesem Aufsatze, wie die Eigenthümlichkeiten der künstlerischen Technik, auf welche die physiologisch-optische Untersuchung leitet, mit den höchsten Aufgaben der Kunst eng verknüpft sind. Der Meteorologie ist in seinem Vortrage über Wirbelstürme und Gewitter Helmholtz nahe getreten. Allgemeinem Interesse begegnen die Abhandlungen

„Das Denken in der Medicin" (Rede gehalten zur Feier des Stiftungstages der militär-ärztlichen Bildungsanstalten in Berlin) und „Über die akademische Freiheit der deutschen Universitäten", welche Rede Helmholtz bei Antritt seines Rectorates im Jahre 1877 hielt. Ein Jahr später wurde von Helmholtz gelegentlich der Stiftungsfeier der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin die Rede „Über die Thatsachen in der Wahrnehmung" gehalten, eine in ihrer Art großartig angelegte Rede metaphysischen und erkenntnistheoretischen Inhalts. Einen großen Theil seiner eigenen Gedankenarbeit skizziert Helmholtz in dem ausgezeichneten Vortrage „Die neuere Entwicklung von Faradays Ideen über Elektricität", welchen er im Jahre 1881 vor der chemischen Gesellschaft zu London hielt. Vorzugsweise sind es die elektrochemischen Arbeiten Faradays, welche in diesem Vortrage die gebürende Würdigung erfahren. Dem verhältnismäßig schwierigen und trockenen Stoffe über die elektrischen Maßeinheiten hat Helmholtz in seinem Vortrage „Über die elektrischen Maßeinheiten nach den Berathungen des elektrischen Congresses, versammelt zu Paris 1881" in populärer, allgemeinverständlicher Weise behandelt. Von weiterem Interesse werden die folgenden Abhandlungen (Antwortrede gehalten beim Empfange der Graefe-Medaille zu Heidelberg) und über „Josef Fraunhofer" erkannt werden müssen.

Großartig angelegt ist die in der General-Versammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar im Jahre 1892 gehaltene Rede über „Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen". In dieser Betrachtung kommt Helmholtz zu dem Schlusse, dass dort, wo durch die in Anschauungsbildern sich ergehenden dichterischen Divinationen gelöst werden können, die Leistungen des Dichters anzustaunen sind; wo aber nur die bewusst durchgeführte, inductive Methode hätte helfen können, ist sein Betrachten gescheitert. „Wo es sich um die höchsten Fragen über das Verhältnis der Vernunft zur Wirklichkeit handelt, schützt ihn sein gesundes Festhalten an der Wirklichkeit vor Irrgängen und leitet ihn sicher zu Einsichten, die bis an die Grenzen menschlicher Vernunft reichen." Die bemerkenswerte, in hohem liebevollen Tone gehaltene Vorrede zu den „Principien der Mechanik" von Heinrich Hertz finden wir im Nachstehenden abgedruckt.

Auch diesen Vorträgen, die im zweiten Bande der „Vorträge und Reden" gesammelt erscheinen, sind orientierende und erläuternde Anhänge beigefügt worden. In dieser Beziehung bemerkenswert sind die mathematischen Erläuterungen zu dem Aufsatze über den Ursprung und die Bedeutung der geometrischen Axiome, ferner die Erläuterungen zu dem Vortrage „Die Thatsachen in der Wahrnehmung", in denen über die Localisation der Empfindung innerer Organe gesprochen wird, ferner der Nachweis erbracht

wird, dass der Raum transcendental sein kann, ohne dass es die Axiome sind, und die Anwendbarkeit der Axiome auf die physische Welt gezeigt wird. In dem ebenfalls in den Anhang verwiesenen Aufsatze „Induction und Deduction" finden wir einen Wiederabdruck der ausgezeichneten Vorrede zum zweiten Theile des ersten Bandes der Übersetzung von William Thomsons und Taits: „Treatise on Natural Philosophy". Den Schluss des zweiten Bandes bildet die Vorrede zu der Übersetzung von Tyndalls „Fragments of Science" über das Streben nach Popularisierung der Wissenschaft. In beiden der letztgenannten Vorreden macht Helmholtz gegen die Aussprüche und Ansichten Zöllners entschieden Front und weist manche derselben mit seiner ihm eigenthümlichen decidierten und vornehmen Weise zurück.

Wir begrüßen die nun in 4. Auflage erschienene Sammlung der Vorträge und Reden unseres größten deutschen Physikers aufs freudigste, gibt sie uns doch ein klares, kaum zu übertreffendes Bild des Wirkens dieses seltenen Mannes, der an Gründlichkeit und Universalität des Wissens kaum übertroffen werden wird. Zu wünschen wäre, dass diese Vorträge und Reden sich allgemein Eingang verschaffen und der Inhalt dieses Buches auch jenen Gebildeten der deutschen Nation bekannt werde, welche nicht berufen sind, auf dem Felde der Naturwissenschaften als Arbeiter aufzutreten. Nicht minder groß, als in seinen wissenschaftlichen, dem Fachmanne allein zugänglichen Arbeiten, erscheint uns Helmholtz in seinen Reden und Vorträgen, die einem größeren Auditorium und Leserkreise gewidmet sind.

Grundriss der Wärme für Studierende und Schüler von R. T. Glazebrook, Professor an der Universität Cambridge. Deutsch herausgegeben von Dr. Otto Schönrock, wissenschaftlichem Hilfsarbeiter bei der physikalischen technischen Reichsanstalt. Mit 88 Figuren im Text. Berlin, S. Calvary & Co. 1896.

Glazebrook ist bekannt als ausgezeichneter Forscher auf physikalischem Gebiete, nicht minder aber als Meister in der populären Darstellung wissenschaftlicher Probleme. Dies zeigt er abermals in dem vorliegenden Lehrbuche der Wärmelehre, das wegen der angestrebten und erreichten Kürze und der Präcision der Darstellung, der strengen Definition der einzelnen vorkommenden physikalischen Begriffe, der mehrfach zutage tretenden originellen Versuche und Versuchsmethoden, der strengen Deduction der Gesetze und der theoretischen Anschauungen aus den Versuchsresultaten einen eigenen Reiz auf den Lehrer ausüben wird. Das Buch wird demnach als ein ganz vortreffliches Lehrbuch bezeichnet werden können und wird den Anfänger und auch den Lehrer der Physik befriedigen. In einigen kleingedruckten Abschnitten finden wir Rechenbeispiele, die geeignet sind, die gewonnenen Gesetze an praktischen Beispielen zu verwerten, oder aber auch die Fehler-

Quellenangabe einiger Versuche. Der Gang des in dem Lehrbuche Enthaltenen ist der folgende: Nach einer Einleitung über die Wärme und Energie wird auf den Begriff der Temperatur und deren Messung eingegangen, die vorzüglichsten Typen der Thermometer werden vorgeführt, sodann wird auf die Calorimetrie Bezug genommen. Die Ausdehnung fester, flüssiger und gasförmiger Körper, die Betrachtung des Aggregatzustandes einschließlich der Versuche und der Messinstrumente zur Bestimmung des Feuchtigkeitsgrades der Luft, die Versuche über die Leitung, Convection und Strahlung der Wärme werden vorgeführt und die wesentlichsten Methoden zur Bestimmung des mechanischen Äquivalentes der Wärme beschrieben. Überall werden die gewonnenen, aus den Experimenten erschlossenen Ergebnissen in klarer und übersichtlicher Weise zusammengefasst. Die angewendeten mathematischen Hilfsmittel sind die denkbar bescheidensten; Figuren unterstützen den Vortrag in sehr ansprechender Weise. Was das Buch dem Lehrer besonders wertvoll machen wird, ist wohl der Umstand, dass die ausgeführten Versuche mit höchst einfachen Mitteln veranstaltet sind, Mittel, welche jederzeit leicht zu beschaffen sind.

Im besonderen wären einige Partien des Buches zu erwähnen: Als Temperatur wird die Eigenschaft eines Körpers definiert, von der es abhängt, ob der Körper an andere Wärme abgibt oder von anderen Körpern Wärme aufnimmt. Die Construction eines Quecksilberthermometers, die Vergleichung der Thermometer untereinander ist ausführlich gehalten. Die S. 42 gegebene Definition der specifischen Wärme eines Körpers ist jedenfalls der üblichen vorzuziehen. Von weniger erwähnten Calorimetern wurde des Dampfcalorimeters von Jolly gedacht, das sich zur Bestimmung der specifischen Wärme außerordentlich gut eignet. Einfach ist der Versuch (S. 68) zur Bestimmung des linearen Ausdehnungscoefficienten eines Metalles, ebenso die einfache Form des Experimentes, durch das es Regnault gelungen ist, die absolute Dilatation des Quecksilbers zu finden. Leicht ausführbar ist auch der Versuch (Fig. 39), durch den gezeigt wird, dass das Wasser bei ungefähr 4° C ein Dichtenmaximum besitzt. Ein guter Schulversuch ist auch der S. 122 angegebene, durch den gezeigt wird, dass gleiche Volumina verschiedener Gase sich für eine gegebene Temperatursteigerung um den gleichen Betrag ausdehnen. Mustergiltig ist das über Luftthermometer Gesagte. Der Versuch, die Contraction des Eises beim Schmelzen zu zeigen, verdient ebenfalls unter die guten Schulexperimente aufgenommen zu werden. Über die Regelation des Eises hätten wir mehrere Details und Erläuterungen gewünscht. Ganz besonders verdienen die Versuche über Dämpfe und über Dampfdruck hervorgehoben zu werden. Gerade für den Unterricht werden aus dieser Darstellung sehr wertvolle Anhaltspunkte sich ergeben. Die graphische Darstellung der Eigenschaften der ungesättigten Dämpfe ist ebenfalls bei der

elementaren Behandlung dieser Partie sehr gut verwertbar. Die Theorie der Psychrometer, namentlich jenes von August, hätte gegeben werden sollen, denn erst dann kommen die weiteren Betrachtungen zu ihrem Rechte. Der Versuch, durch den die geringe Wärmeleitungsfähigkeit des Wassers illustriert werden soll, ist sehr instructiv und verdient beim Unterrichte nachgeahmt zu werden. Dasselbe gilt von der Demonstration der Convectionsströmungen. Ganz prächtig ist die Lehre von der Wärmestrahlung bearbeitet worden, und hier finden wir einige Versuche, die wir ganz originell bezeichnen dürfen. Dies gilt in erster Linie von der Untersuchung der Beziehungen zwischen dem Absorptions- und Emissionsvermögen. Eingehend hat sich der Verf. auf die Experimente von Joule, bezugnehmend die Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalentes, berufen. Gewünscht hätten wir, dass im Anschlusse an die lichtvoll gehaltene Darstellung der Äquivalenz von Wärme und Arbeit der Verf. den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik — wenigstens in seinen Grundzügen — besprochen hätte, dass ferner das Buch einige Erläuterungen über die Dampfmaschinen und deren Wirkungsgrad gebracht hätte.

Immerhin beglückwünschen wir den Herausgeber zu seinem Unternehmen, dieses treffliche physikalische Schriftchen einem deutschen Leserkreise nahegelegt zu haben. Die Übersetzung ist gelungen und fließend.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Das Licht. Grundriss der Optik für Studierende und Schüler von R. T. Glazebrook. Deutsch herausgegeben von Dr. E. Zermelo. Mit 134 Figuren im Text. Berlin, S. Calvary u. Comp. 1897.

Das wohl nur für reifere Schüler sich eignende Buch bringt die Grundlehren der geometrischen Optik in ähnlicher Weise zur Darstellung, wie sie von demselben Verfasser in dem 1896 in deutscher Ausgabe erschienenen „Grundriss der Wärme“ gewählt wurde.

Einen sehr breiten Raum des Buches nimmt die Beschreibung einfacher Experimente ein, von denen der Schüler einen großen Theil mit den ihm zugänglichen, einfachen Mitteln wird ausführen können. Dieselben dienen sowohl als Grundlage für die aus ihnen abzuleitenden Begriffe und Gesetze, als auch zur Bestätigung der letzteren. Mit großer Klarheit werden die anzustellenden Versuche beschrieben und häufig verschiedene Modificationen eines und desselben Versuches angegeben.

Besonderer Wert wurde auf elementare geometrische Betrachtungen gelegt und der Schüler angeleitet, den Gang des Lichtstrahles der Natur nachzuzeichnen oder, wo dies nicht möglich ist, ihn mit Zirkel und Lineal aufzufinden. Für die Entwicklung geo-

metrischer Beziehungen wurden fast durchgehends zwei parallel nebeneinander laufende Darstellungen gewählt; für die eine genügen einige Hauptsätze der ebenen Geometrie, bei der anderen findet der Leser sein Auslangen mit der Kenntnis der Goniometrie.

Einen Vorzug dieses Elementarbuches bildet auch der Nachdruck, mit dem auf die Bildung richtiger und bestimmter Vorstellungen hingearbeitet wird. Jeder im Lehrgange verwendete neue Begriff wird definiert, die Gesetze klar ausgesprochen und ihre Giltigkeit scharf begrenzt.

Die einzelnen Capitel sind mit Aufgaben versehen, die theils eine zusammenfassende Beantwortung des Vorhergehenden verlangen, theils Constructions- und Rechnungsaufgaben sind. Leider ist die Zahl der zwei letzten Arten von Aufgaben gering; Denkaufgaben sind nur spärlich eingestreut. Aus den am Schlusse des Buches mitgetheilten „Prüfungsfragen" über den ganzen Stoff wird man zum größten Theile wohl das Kennen, aber nicht das Können des Schülers zu beurtheilen in der Lage sein.

Die Figuren sind correct und deutlich; nur Fig. 12 könnte etwas reicher ausgestattet sein, während in Fig. 42 das Fehlen total reflectierter Strahlen unangenehm berührt.

Ungern vermisst man in diesem Buche eine Besprechung der Refraction, der Luftspiegelung und des Regenbogens. Indes enthält das Buch des Interessanten und Anregenden so viel, dass auch der Schulmann aus demselben Genuss und Befriedigung schöpfen kann.

Wien. L. Petrik.

Allgemeine und physikalische Chemie von Dr. M. Rudolphi. Sammlung Göschen, Band 71. Preis 80 Pf.

Ausgehend von den beiden Fundamentalgesetzen über die Erhaltung der Energie und des Stoffes, bringt der Verf. die Grundlehren der theoretischen Chemie in fünf Abschnitten zur Erläuterung. Der erste Abschnitt ist der allgemeinen Chemie gewidmet, als nächste Capitel folgen die Thermochemie, Photochemie und Elektrochemie, und als letzter Abschnitt schließt sich eine Erörterung der magnetisch-chemischen Erscheinungen an.

Obwohl dieser umfangreiche Stoff in dem engen Rahmen von 188 Seiten behandelt wird, ist dessen Darstellung bei aller Kürze und Knappheit doch durch große Klarheit und Leichtfasslichkeit ausgezeichnet. Ein weiterer Vorzug liegt in dem Umstande, dass die praktische Ausführung verschiedener Untersuchungsmethoden durch gute Abbildungen veranschaulicht und durch lehrreiche Beispiele erläutert erscheint. Da gleichzeitig der neueste Standpunkt der Wissenschaft eingenommen wird, so ist das inhaltsreiche

Werkchen ein vortreffliches Hilfsmittel, um die Theorien der allgemeinen Chemie und Physikochemie auf bequemem und sicherem Wege zugänglich zu machen. Es wird aber auch infolge seiner anregenden Darlegungsweise nicht verfehlen, das Bedürfnis nach einer Vertiefung der erworbenen Kenntnisse wachzurufen und daher zum Studium einzelner Hauptwerke, welche dem beigegebenen Literaturverzeichnisse leicht zu entnehmen sind, anzueifern.

Die wenigen Stellen, welche einer Verbesserung oder präciseren Fassung bedürfen, sind von ganz untergeordneter Bedeutung. So ist auf S. 46 der Begriff Sublimation wohl nicht mit der nöthigen Schärfe definiert. Auf S. 92 sollte für die Formel des Äthylacetats eine Schreibweise gewählt sein, welche thatsächlich den auf S. 95 angezogenen Vergleich zwischen Esterbildung und Neutralisation einer Säure durch eine Base erkennen lässt, also in der Substitution des Wasserstoffes der Carboxylgruppe durch das Radical Äthyl zum Ausdrucke kommt. Die auf S. 142 enthaltene Angabe, dass die Pflanze Kohlensäure einathmet und Sauerstoff ausathmet, ist nicht ganz zutreffend, weil dieser Gasaustausch nicht mit der Athmung, sondern mit der Assimilation zusammenhängt.

Das vorliegende Büchlein muss also wegen seines gediegenen Inhalts als eine willkommene Bereicherung jener Literatur begrüßt werden, welche berufen ist, durch kurze und bündige, aber auch klare und durchsichtige Darlegung die Errungenschaften wissenschaftlicher Bestrebungen leicht zu vermitteln, und deshalb sei dessen Benützung jedem Chemiker, welcher sich mit den Grundzügen der modernen Chemie rasch vertraut machen will, wärmstens empfohlen.

Wien. J. Rippel.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Der Unterricht im Deutschen und die Sammlung archäologischer Lehrmittel.

Die Sammlungen archäologischer Anschauungsmittel, vornehmlich zur Belebung des Unterrichtes in den classischen Sprachen angelegt, kommen auch anderen Disciplinen, so besonders der Geschichte und der deutschen Sprache, sehr zustatten. Wenn schon der Historiker, obwohl er bereits über einen wichtigen Lehrbehelf in den meist guten Abbildungen der Lehrbücher verfügt, zur Vervollständigung der nothwendigen Anschauungsmittel die Hilfe der Archäologen beansprucht,[1] ein wieviel größeres Interesse muss der Germanist dem Zustandekommen eines »archäologischen Cabinettes« entgegenbringen, da doch die Ausführung des Planes, Lesebücher mit guten Abbildungen zur Einführung in den Schulen zu bringen, auf manches Bedenken stößt.[2] Dass aber auch beim Unterricht des Deutschen von Anschauungsmitteln der weiteste Gebrauch gemacht werden soll, darüber kann wohl kein Zweifel sein.[3]

Zur Einrichtung des archäologischen Lehrmittelapparates ist vor allen der Philologe berufen. Er wird aber selbstverständlich billigen Wünschen der Historiker und Germanisten unter seinen Collegen Rechnung tragen müssen. Der Schwierigkeit, welche darin liegt, den Kreis von Gegenständen zu bestimmen, die im Bilde oder Modell dem Schüler vor Augen geführt werden sollen, suchen Schriften zu begegnen, welche die Ergebnisse einer nach den vorkommenden Realien vorgenommenen

---

[1] Vgl. Dr. M. Binns Vortrag, Zur Ausgestaltung der Anschauungsmittel des historischen und geographischen Unterrichtes. Österr. Mittelschule 1895, S. 131.

[2] Vgl. die Besprechung von Dr. C. J. Krumbachs Geschichte und Kritik der deutschen Schullesebücher, 2. Theil usw. von R. Löhner, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1897, S. 1002 ff.

[3] Vgl. Dr. Josef Neuwirths Vortrag, Die Kunstgeschichte in ihrer Beziehung zur Bildung und zum Unterrichte der Gegenwart. Österr. Mittelschule 1893, S. 297, und Dr. Alois Würzners Vortrag, Realien und Bilder im neusprachlichen Unterrichte, ebenda S. 309.

Durchforschung der lateinischen und griechischen Schulschriftsteller enthalten. Dieselbe Tendenz verfolgen mit Rücksicht auf die deutschen Lesebücher die vorliegenden Zeilen. Um aber die Lösung der in Rede stehenden Frage nicht zu complicieren, war eine Beschränkung auf die von einem Verfasser herrührenden Lesebücher geboten; es wurde daher vorläufig der Untersuchung das Kummer-Stejskal'sche Lesebuch zugrunde gelegt.

Da es der Invidualität des Lehrers anheimgestellt bleiben muss, in welcher Ausdehnung er von Anschauungsmitteln Gebrauchen machen will, so will die nachfolgende Zusammenstellung in erster Linie nur vollständig sein. Städte und Gegenden sind, wenn sie nicht auch Ruinen enthalten, von derselben ausgeschlossen.

1. Architektur.

Cyklopische Mauern. — II 10. Königsspiel des jungen Cyrus, Z. 45.

Dorischer und jonischer Tempel oder Theile derselben. — II 152. Die Ruinen von Selinunt und Agrigent nach Gregorovius, Z. 35 f. »Nichts als Triglyphen, Metopen, canelierte Säulenstücke, dorische Capitäler usw.« — VII 29. Aus »Kunst« von Goethe. »Der Wanderer«, V. 31 (Architrav). — VII 36. »Baukunst« von Goethe. — III 34. »Schiller in der Karlsschule« von Palleske, Z. 100. 113 (dorische und jonische Säulen).

Korinthische Säulen (Pantheon). — VI 26. »Die Alpen« von Haller, Str. 1, 4.

Antikes Theater. — V 1. »Die Kraniche des Ibykus« von Schiller, Str. 10. 11. 13. 18.

Amphitheater. — I 24. »Androclus und der Löwe.« — II 174. »Die öffentlichen Spiele in Rom« von Stoll, Z. 26. 85. — V 29. »Ave, Caesar, morituri te salutant« von Gerok.

Karyatide (Korenhalle). — V 133. »Die Pyramiden« von Masius, Z. 197.

2. Ruinen.

Akrokorinth (mit den Ruinen des alten Tempels). — V 1. »Die Kraniche des Ibykus« von Schiller, Str. 2.

Athen. — II 36. »Dädalus«, Z. 19. Athenischer Burgfelsen. — II 82. »Die großen Bauten des Perikles«. Propyläen, Parthenon. — V 118. »Die Pest in Athen« von Curtius. Piräus, Ober- und Unterstadt (Z. 59. Gräberstraße). — V 131. »Griechische Reisebilder« von Hettner.[1]) Ansicht Athens vom Meere aus (Phaleron), Piräus, Z. 60. Überreste der langen Mauern, Z. 65. Theseustempel, Z. 90 ff. Akropolis, Z. 95. Mal des

[1]) Die in diesem Lesestücke enthaltene, aus dem Jahre 1852 stammende Beschreibung des modernen Athen gibt leider ein nichts weniger als treues Bild der heutigen Stadt. Als Beweis genüge die vom Verf. Z. 161 auf einige zwanzigtausend geschätzte Einwohnerzahl; denn seither ist die Bevölkerung Athens auf 120.000 angewachsen.

Lysikrates, Z. 109. Aufgang auf die Akropolis, Propyläen, Z. 122. Niketempel, Z. 127. Parthenon, Z. 140. Erechtheion, jonische Säulen desselben, Z. 175. Thurm des Äolus. — VII 12. Aus den »Ideen zur Geschichte der Menschheit« von Herder. Künste der Griechen,[1]) Z. 135. Denkmal des Lysikrates, Z. 170 ff. Die Bauten des Perikles, Z. 193 ff. Die Bauten der römischen Zeit.

Olympia, die Altis mit den Ruinen oder einzelne Theile auch Reconstruction). — II 80. »Die olympischen Spiele« von Becker.

Agrigent. — II 152. »Die Ruinen von Selinunt und Agrigent« nach Gregorovius, Z. 42 f. »So sieht man namentlich am berühmten Tempel des Zeus die Riesensäulen von den Basen gestürzt und in Reihen, wie sie einst aufrechtstanden, umgelegt, mit getrennten Gliedern nun Giganten gleichend usw.«, Z. 118. »Die berühmten Tempel«, die der Juno Lacinia und Concordia. — VII 36. »Baukunst« von Goethe, Z. 34. — VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 99.

Cora (Cori), Tempel des Hercules. — VII 36. »Baukunst« von Goethe, Z. 51.

Herculanum. — V 88. »Pompeji und Herculanum« von Schiller, s. u. Pompeji.

Paestum (alle drei Tempel). — VII 34. Aus der »Italienischen Reise« von Goethe; 14, Z. 39 f. — VII 36. »Baukunst« von Goethe, Z. 34. — VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 99.

Pompeji, Totalansicht und Ansichten mehrerer Details. — II 134. »Pompeji« von Lauckhardt. Einzelne Häuser, Straßen,

---

[1]) Das deutsche Lesebuch ist vor allem das Feld, auf dem sich der Unterricht auch der übrigen Disciplinen concentrieren lässt. Ein auffallendes Beispiel dafür, wie sich der Unterricht im Deutschen in der VII. Classe des Gymnasiums an den im Griechischen (Demosthenes) anlehnen kann, gibt das oben citierte Lesestück. Z. 158 ff. dieses Lesestückes heißt es: »Da in den griechischen Republiken alles im Namen des Volkes oder der Stadt getrieben ward, so war auch nichts zu kostbar, was auf die Schutzgötter derselben oder auf die Herrlichkeit ihres Namens verwandt wurde, dagegen einzelne, selbst die vornehmsten Bürger sich mit schlechteren Häusern begnügten. Dieser Gemeingeist, alles wenigstens dem Scheine nach für das Ganze zu thun, war die Seele der griechischen Staaten usw.«, und Demosthenes sagt III 25 f.: »*Ἐπὶ μὲν δὴ τῶν Ἑλληνικῶν ἦσαν τοιοῦτοι* (sc. *οἱ πρόγονοι*), *ἐν δὲ τοῖς κατὰ τὴν πόλιν αὐτὴν θεάσασθ' ὁποῖοι, ἔν τε τοῖς κοινοῖς κἀν τοῖς ἰδίοις. δημοσίᾳ μὲν τοίνυν οἰκοδομήματα καὶ κάλλη τοιαῦτα καὶ τοσαῦτα κατεσκεύασαν ἡμῖν ἱερῶν καὶ τῶν ἐν τούτοις ἀναθημάτων, ὥστε μηδενὶ τῶν ἐπιγιγνομένων ὑπερβολὴν λελεῖφθαι· ἰδίᾳ δ' οὕτω σώφρονες ἦσαν καὶ σφόδρ' ἐν τῷ τῆς πολιτείας ἤθει μένοντες, ὥστε τὴν Ἀριστείδου καὶ τὴν Μιλτιάδου καὶ τῶν τότε λαμπρῶν οἰκίαν, εἴ τις ἄρ' οἶδεν ὑμῶν ὁποία ποτ' ἐστίν, ὁρᾷ τῆς τοῦ γείτονος οὐδὲν σεμνοτέραν οὖσαν· οὐ γὰρ εἰς περιουσίαν ἐπράττετ' αὐτοῖς τὰ τῆς πόλεως, ἀλλὰ τὸ κοινὸν αὔξειν ἕκαστος ᾤετο δεῖν. ἐκ δὲ τοῦ τὰ μὲν Ἑλληνικὰ πιστῶς, τὰ δὲ πρὸς τοὺς θεοὺς εὐσεβῶς, τὰ δ' ἐν αὑτοῖς ἴσως διοικεῖν μεγάλην εἰκότως ἐκτήσαντ' εὐδαιμονίαν.*«

Skelette, Inschriften auf Häuserecken, Mosaikboden, Wandmalerei, Nischen für die Laren. — V 88. »Pompeji und Herculanum« von Schiller. V. 7 f. »Giebel an Giebel steigt, der räumige Porticus öffnet seine Hallen.« V. 9. »Aufgethan ist das weite Theater.« V. 18. »Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?« V. 17 ff. »Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin. Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.« V. 23 ff. »Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen, Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt! Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.« V. 27 f. »Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein. Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber, Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein; Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd, Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn. Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.« V. 37. »Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen.« V. 45. »Das duftende Bad.« V. 55. »Die Altäre, sie stehen noch da.« — VII 34. Aus der »Italienischen Reise« von Goethe. Nr. 11, Z. 7 ff. »Pompeji setzt jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich gerade und an der Seite mit Schrittplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen Gallerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Gallerien aber aufs heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen.« — VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 98.

Rom, Palatin, Capitol, Ehrenbogen, Colosseum, Piazza del popolo mit dem Obelisken, Piazza di colonna mit der antoninischen Säule, Cestius-Pyramide, Castell St. Angelo. — II 145. »Metella« von Schack, Str. 5. — II 182. »Rom und die Campagna«, Z. 22. 33. — V 30. »Der Triumphator« von Schack, Str. 3 u. 4. — V 90. »Elegie« von Goethe, V. 23 ff. — V 133. »Der römische Carneval« von Goethe. — VII 34. Aus der »Italienischen Reise« von Goethe, Nr. 7. — (Dioscuren-Tempel auf dem Forum. VII 29. Aus »Kunst« von Goethe. Der Wanderer V. 63 f.) — VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 36. »Abguss

eines Säulencapitäls vom Pantheon.« — Ebenda Z. 38. »Das große Gemälde der Schule von Athen.« — (VII 34. Aus der »Italienischen Reise« von Goethe, Nr. 8, Z. 81 ff. »Wie man geht und steht, zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildnis, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zusammen so nahe, dass es auf ein Blatt gebracht werden könnte.«) — Campagna mit den Aquäducten. II 182. »Rom und die Campagna.«

Segeste, Tempel, Theater. — II 152. Die Ruinen von Selinunt und Agrigent nach Gregorovius. — VII 34. Aus der »Italienischen Reise« von Goethe, Nr. 12. — VII 36. »Baukunst« von dems., Z. 34.

Selinunt, Ruinen. — S. Segeste, ausgenommen VII 34.

Pola, Amphitheater. — II 130. »Eine Fahrt auf der Adria längs der istrischen Küste« von Noë, Z. 58 ff.

3. Statuen, Büsten, Reliefs, Modelle.

Apollo von Tenea, etwa dem von Belvedere gegenübergestellt. — II 36. »Dädalus«, Z. 3 ff. »Er errichtete viele schöne Tempel und sonstige Bauten und schuf Bildsäulen, von denen man sagte, sie lebten, sähen und giengen. Denn während die früheren Künstler ihre Standbilder mumienartig mit steif zusammengeschlossenen Füßen, an den Seiten anliegenden Armen und geschlossenen Augen bildeten, öffnete Dädalus seinen Bildern die Augen, löste die Arme frei von dem Körper und gab ihnen eine schreitende Stellung.« — VII 12. Aus den »Ideen zur Geschichte der Menschheit« von Herder. Künste der Griechen. Der Eingang handelt von der Entwicklung des Götterideals bei den griechischen Künstlern. — Ap. von Belvedere. VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 92. — Ap. Kitharoede (Vatican). VII 27, 2. Arion von A. W. v. Schlegel, Str. 10. 11. 24. 25.

Athena Parthenos. — II 82. »Die großen Bauten des Perikles.« — Minerva Giustiniani. VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 92.

Juno Ludovisi. — V 128. »Goethes Haus und Grab in Weimar« von Immermann, Z. 24. — VII 34. Aus der »Italienischen Reise« von Goethe, Nr. 10. — VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 92.

Zeus (Otricoli). — III 21. »Die Zeusstatue des Phidias« von Preller. — VII 12. Aus den »Ideen zur Geschichte der Menschheit« von Herder. Künste der Griechen, Z. 68 ff. »Ein Kopf des Juppiter könnte in der Menschennatur wahrscheinlich so wenig existieren, als in unserer wirklichen Welt Homers Juppiter je gelebt hat.« — VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 92. — Die Götterversammlung vom Fries des Parthenon oder die Giebelgruppen dieses Tempels. VII 12. Aus den »Ideen usw.«, Z. 41. »Er (Homer) gab dem Phidias jene erhabene Idee zu seinem Juppiter, welcher dann die anderen Abbildungen dieses Götterkünstlers folgten.« —

VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 167. »Zeichnungen nach dem Phidias'schen Giebelstatuen des Parthenon.«

Ganymed (Vatican). — VII 30. Aus den »Vermischten Gedichten« von Goethe, 4. Ganymed. — VIII 25. »An den Äther« von Fr Hölderlin, V. 33 ff.

Genius mit umgestürzter Fackel. — VII 53. »Die Künstler« von Schiller, V. 250.

Medusa. — V 43. »Oberon« von Wieland, V. Ges., Str. 4. 10. — Medusa Rondanini. VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 97.

Musen (Vatican). — VIII 56. Aus den »Gedichten« von Grillparzer, 6. Die Musik, V. 9 ff.

Nike (Paionios, Reconstruction). — III 21. »Die Zeusstatue des Phidias« von Preller, Z. 43.

Harmodius und Aristogiton (Neapel). — VII 4. Aus den »Volksliedern« von Herder, 8. »Lied der Freiheit«.

Laokoongruppe. — VII 53. Aus den Gedichten von Schiller, 2. »Das Ideal und das Leben«, Str. 12.

Perikles. — V 118. »Die Pest in Athen« von Curtius, Z. 82.

Sophokles. — VIII 29. »Sophokles« von A. W. v. Schlegel.

Tiberius. — V 81. »Der Tod des Tiberius« von Geibel.

Orpheus und Eurydice (Neapler Relief). — VIII 27, 2. »Arion« von A. W. v. Schlegel, Str. 13. — VIII 56. Aus den Gedichten von Grillparzer. »Die Musik«, V. 123 f.

Aldobrandinische Hochzeit. — V 128. »Goethes Haus und Grab in Weimar« von Immermann, Z. 31. »Aquarellcopie der ...«

Faustkämpfer (Thermenmuseum), Diskoswerfer nach Myron, Apoxyomenos (Vatican). — II 80. »Die olympischen Spiele« von Becker. — III 21. »Die Zeusstatue des Phidias« von Preller, Z. 44. »Agonistische Figuren«. — VII 12. Aus den »Ideen usw.« Künste der Griechen, Z. 125 ff.

Der capitolinische Dornauszieher. — IV 15. »Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen« von Jean Paul, Z. 44 f. »Zu einem lebendigen Jüngling, der in der Stellung des schönen Jünglings vom Capitol sich einen Dorn auszieht.«

Die ehernen Hengste auf der Marcuskirche in Venedig. — V 89. »Venedig« von Goethe. III, 2.

Die Widderstatue im Museum von Palermo. — VII 37. Goethes italienische Kunststudien, Z. 100.

Gladiatoren. — V 29. »Ave, Caesar, morituri te salutant« von Gerok.

Legionar. — III 37. »Die alten Deutschen« von Freytag, Z. 115 ff.

chauspieler mit Kothurn und Onkos. — V 1. »Die Kraniche des Ibykus« von Schiller, Str. 13.[1])

Bilder oder Modelle von antiken Gegenständen. Münzen.

ampe, Rolle, Griffel, wächserne Tafel. — V 88. »Pompeji und Herculanum« von Schiller, V. 42. 48. 49.

uadriga. — V 30. »Der Triumphator« von Schack, Str. 1.

arkophag. — Ebenda, Str. 5. — VII 38. Aus den »Epigrammen« von Goethe, 1:

»Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben;
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel, wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheucht kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.«

Vase, Trinkschale. — VIII 15. Aus den »Sprüchen in Reimen« von Goethe, 7:

»Überall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch soll es mit Wonne getrunken sein,
So wünsch' ich mir künstlichen griechischen Becher.«

Münzen (Titus). — V 88. »Pompeji und Herculanum« von Schiller, V. 39.

Ried im Innkreis. Ernst Sewera.

---

[1]) Reliefs auf verschiedenen Gegenständen, Denkmäler bes. auf Gräbern. — VII 12. Aus den »Ideen usw.« Künste der Griechen, Z. 90 ff. »Gräber, Schilde, Altäre, heilige Sitze und Tempel waren es. die das Andenken der Vorfahren festhielten .... Alle streitbaren Völker der Welt bemalten und schmückten ihre Schilde; die Griechen giengen weiter; sie schnitzten oder gossen und bildeten auf sie das Andenken der Väter ... Nebst Schildern kamen Vorstellungen dieser Art auf Altäre der Helden oder auf andere Familiendenkmale, wie Kypselus' Kasten zeigt ... Da viele Tempel der Griechen ursprünglich Grabdenkmäler gewesen waren, so trat in ihnen das Andenken der Vorfahren, der Helden und Götter so nahe zusammen, dass es fast einerlei Verehrung, der Kunst wenigstens einerlei Triebwerk ward. Daher die Vorstellung der alten Heldengeschichte an der Kleidung der Götter, auf Seiten der Throne und Altäre; daher die Ehrenmäler der Verstorbenen oft auf den Märkten der Städte oder die Hermen und Säulen auf den Gräbern.«

Ein Wort über die Turnsprache
in dem neuen Lehrplane und der Instruction für den Unterricht im Turnen an den Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen.

Aus Liebe zur Turnsache, in Anerkennung der Wichtigkeit des Schulturnens beider Geschlechter für das Wohl der Jugend wie des Vaterlandes, gestatte ich mir, zu dem in Österreich die Schulturnlehrer gegenwärtig bewegenden Ankampf gegen Sache und Wort der in der Überschrift genannten Arbeiten einen kleinen Beitrag beizubringen.

Ich kenne außer dem Lehrplane und der Instruction, sowie der Lukas'schen Vierteljahrsschrift »Turnerische Zeitfragen« von 1898 — die Zusendung der ersten zwei Hefte dieser Zeitschrift verdanke ich Herrn Lukas selbst — auch das »Memorandum« des Ausschusses des *Vereines* österreichischer Turnlehrer, Wien 1898 und die im Januar 1898 zu Wien gedruckte »Entgegnung auf die Angriffe in der von G. Lukas herausgegebenen Vierteljahrsschrift »Turnerische Zeitfragen« und darf hier wohl mein reges Bedauern darüber aussprechen, dass ein Widerstreit gegen Sache und Wort des Lehrplanes und der Instruction von 1897 überhaupt möglich werden konnte — und musste.

Indem ich auf die Hervorhebung der Mängel des sachlichen Theiles des Lehrplanes in dem oben erwähnten Memorandum des Vereines österreichischer Turnlehrer, welches dem Ministerium für Cultus *und* Unterricht eingereicht ist, die Leser verweise, möchte ich über die sprachliche Fassung der Übungen des Lehrplanes zu S. 24—26 des Memorandums einige Bemerkungen, bezw. Beispiele beibringen. Ist doch bekanntlich die sogenannte Turnsprache ein keineswegs gering zu achtender Gegenstand des Turnunterrichts, wie S. 17 ff. der Nummer 2 der Lukas'schen »Turnerischen Zeitfragen« (vom 1. April 1898) ebenfalls weiß, wo auch meiner Bemühungen um eine vernünftige Kunstsprache des Turnens gedacht wird. Lukas kennt meine »Kleinen Schriften«, I. Heft, Leipzig, Verlag von Eduard Strauch 1895, kennt also wohl auch die Forderung auf S. 25: »Die Turnsprache muss, wie jedes in der Schule vom Lehrer gesprochene Wort, die Denk- und Sprachkraft des Schülers fördern, nicht abstumpfen«, und vielleicht auch mein Wort in der Hagener »Anleitung zur Einführung einer einheitlichen Befehlsweise« von 1880, S. 1: »Der Befehl (zu einer Turnübung) soll aus dem Wesen der Übung hervorgehen und dasselbe auch aussprechen«, eine Vocabel also nicht sein. So zeigt also die Turnsprache eines Buches jeweils, ob und welches Verständnis des Übungsstoffes, der sogen. Turnlehre, der Verfasser sich erworben hat.

Komme ich nun auf die Ausstellungen, die auch ich an turnsprachlichen Dingen des Lehrplanes von 1897 zu machen hätte, so habe ich nicht die Absicht, die ganze Arbeit vom Jahre 1897 turnsprachlich verbessern zu wollen: hiezu würde nur ein umfangreicheres Schriftchen ausreichen. Ich beschränke mich vielmehr darauf, an einzelnen Beispielen zu zeigen, wie berechtigt der Wunsch des Memorandums von

398 um eine verbessernde Überarbeitung des Lehrplanes auch in Betreff er Turnsprache ist.

Ein Turnlehrer, wie jeder Schullehrer, sollte auch das Wesen der prache und die Sprachlehre beachten. Ist es zum Beispiel sprachgemäß, venn in dem Lehrplan der Artikel bisweilen fehlt? So steht S. 10 beim larren: »aus Streckstütz« zu (verbessere: in den) Unterarmstütz«; S. 16: aus dem Stand und nach Vorschweben«; S. 11 steht Springen »aus lem Stande und mit Anlauf« und drei Zeilen später: »Drehspringen ius dem Anlauf.« Undeutsch ist auch S. 16: »aus dem einbeinigen Knie- oder Hockstand«; der Turner hat doch wohl auch hier zwei Beine; »Wechselhandiges Griffwechseln« (S. 9, 12), »Gleichhandiges Griffwechseln« (S. 14) fordern die Frage: hat die Thätigkeit des Wechselns, nicht vielmehr der Turner, Hände? Und »Grätsche (über den Bock) mit Aufsetzen einer Hand« ist doch wohl nicht gleichdeutend mit »Grätsche mit Stütz einer Hand«? — Verstöße gegen die Turnlehre, um nicht zu sagen gegen die Logik, zeigen Ausdrücke wie (S. 6): »Springen mit einer $^1/_4$-, einer $^1/_2$-Drehung nach dem Niedersprung.« Da müsste also nach Beendigung des Sprunges der nun am Ort Stehende sich erst drehen?! Ebenso S. 11: Grätsche über den Bock mit einer »$^1/_4$-Drehung am Niedersprungsort« usw. Einen Fehler gegen die Turnlehre zeigt auch das Festhalten an dem unbezeichnenden Worte »Sturmspringen« (zuerst S. 7). Ein Laufen, ein Springen über ein schräges Brett, kurz gesagt über ein Schrägbrett, ist ein Brett-Laufen, ein Brett-Springen; auch das Gehen, das Hüpfen über ein nicht zu steiles Schrägbrett ist ja möglich. — Bei dem Pferdspringen (ein altes Wort für Voltigieren) ist die unberechtigte Neuerung statt »Seiten- und Hintersprünge« angewendet: »An dem breit-«, »an dem lang gestellten Pferd«, womit S. 14 (unter »Barrenspringen«) verglichen werden möge: »Kehre als Seitensprung).« Das übellautende neue Kunstwort »Ringspringen« (S. 12 zuerst) ist nicht, wie etwa das Reck-, das Barren-Springen, eine Art Voltigierübung, sondern ein Niederspringen am Ende eines Schwunges an den Schaukelringen. Das von Spieß aufgebrachte Walz- und Gegendrehen (S. 12 und 14 z. B.) ist schon längst aufgegeben: man spricht jetzt von einem Hin- und Herdrehen. — »Armwippen« (vgl. Fußwippen) findet sich im Hange an den Schaukelringen S. 12; ob das Stützhüpfen mit Knickschwingen S. 17 nicht auch ein Armwippen des Barrenturners sein soll?

Veraltete Kunstwörter sind ebenfalls beibehalten. So z. B. »Zuckhangeln« S. 10. Entspricht dem Turnworte Stützeln das Wort Hangeln, bei dem beide Arme wie beim Gehen thätig sind, so ist — dem Springen entsprechend — »Hangzucken an oder von Ort mit beiden Händen« zu sagen und »Hangzucken an oder von Ort mit einer Hand«. — »Ziehen« als gleichbedeutend mit dem neuen bezeichnenden »Winden, Windung, d. h. Drehung eines Ordnungskörpers« ist (vgl. S. 5 u. 7) ebenfalls beibehalten; ebenso auch das seltsame Wort: »Spreizhocke« (S. 9 z. B.) statt des altüblichen Voltigier-Wortes »Wolfsprung«: bei der sogen. Hocke findet ein Spreizen bekanntlich nicht statt. — »Über-

drehen« (S. 5) soll gleichbedeutend mit »Drehen des Turners um seine Breitenachse« sein, und auch die ganze Drehung um diese Achse des Turners, der Überschlag vorwärts aus dem Stütz am Barren, heißt S. 15 einfach ein Überdrehen! Auch »Durchzug eines oder beider Beine« am Reck ist ein veraltetes Wort anstatt Durchhocken (S. 5). — Undeutbar ist mir das Kunstwort »Drehsitz« (S. 15); was ist daselbst auch »Schersitz«? Was ist »Vorgleiten beider Beine über einen Holm«, wenn der Turner vorlings gegen ein Barrenende am Boden steht, und in den Grätschsitz »vor den Händen« gelangen soll? — Soll die seltsame Wortbildung »Oberarmhandhang« (S. 8) vielleicht bedeuten: einer der beiden Arme hat Oberarm-, der andere Handhang? — Auch die Ausdrücke »halbe, $^1/_4$, $^3/_4$ Armdrehungen bei dem Griffwechseln« (S. 9, 12) sind wohl nicht so einfach als die Kunstwörter: »Rist-, Kamm- usw. Griff«? Musste auch das Springen über ein wagerecht geschwungenes *Seil die* wunderliche Benennung »Hexentanz« (S. 4 u. 5) erhalten? Liegt ein Sinn in diesem Turnworte?

Doch es mag genug sein, weitere Eigenthümlichkeiten der Turnsprache des Lehrplanes anzuführen; möge derselbe auch nach der sprachlichen Seite eine gründliche Verbesserung erfahren! Nur die Bemerkung füge ich schließlich hinzu: ich sehe keinen Grund ein, warum die schöne Übung des Stabspringens dem österreichischen Knabenturnen ferngehalten werden soll, und kann es nicht begreifen, aus welchem Grunde das Laufspiel »Barrlaufen« in der ganz unberechtigten Schreibung »*Barlaufen*« soll festgehalten werden. Das Spiel bedeutet »Grenz-, Schrankenlaufen« und hat seinen Namen von dem Worte »die Barre« erhalten. Das ist in dem 1. Hefte meiner »Kleinen Schriften« vom Jahre 1895 nachgewiesen und neuerdings des weiteren in meinem Barrlauf-Aufsatze in der Berliner Monatsschrift für das Turnwesen, 3. Heft vom Jahre 1897, S. 82—87. Ich zweifle nicht, dass, wer diese Arbeiten gelesen hat, der turnsprachlichen Richtigkeit auch hier die Ehre geben wird.

Heidelberg. Dr. Karl Wassmannsdorff.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Der in der 2. Hälfte des Jahres 1897 erschienene 5. Band der tudi italiani di filologia classica bietet wieder (vgl. diese eitschr. 1895, S. 658 und meine Programmabhandlung — Wien, XIX., 897 — Adnotationes ad graecos Italiae codices spectantes) Beiträge zur Katalogisierung der griechischen Handschriften Italiens. Für Florenz gibt A. Olivieri (401—424) Nachträge zu Vitellis Katalog der Magliabechiani (Studi II 543); mit wenigen Ausnahmen handelt es sich um griechische in lateinische oder italienische Handschriften versprengte Stücke. Die acht Handschriften von Lucca und die sieben von Pistoia beschreibt N. Festa (221—230). Für die Universitäts-Bibliothek von Messina bietet G. Fraccaroli nur eine etwas zu ausführliche Beschreibung des Fondo antico (329—336), während wir uns betreffs der so wichtigen Codices von S. Salvatore mit einem auf Matrangas Aufzeichnungen beruhenden Index der Autoren und der Beschreibung der datierten Handschriften (487—514) begnügen müssen. Die schon anderweitig besprochenen Codices von Udine endlich verzeichnet (395—400) A. Cosattini.

Radautz (Bukowina). Dr. Wilh. Weinberger.

Wörterbuch zu Xenophons Memorabilien von G. Ch. Crusius und G. A. Koch. 3. Aufl. besorgt von Otto Güthling. Hannover u. Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung 1896. gr. 8°, VI u. 130 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Die Änderungen, welche vorliegendes Wörterbuch in seiner 3. Auflage durch O. Güthling erfahren hat, sind nicht tiefgehend genug, um den Charakter des Buches zu ändern, immerhin aber nennenswerte Besserungen, für die man dem Herausgeber danken wird. Einmal ist die Ausgabe der Memorabilien von L. Breitenbach, deren 6. Auflage R. Mücke bearbeitet hat, zugrunde gelegt: bei dem conservativen Standpunkte, welchen Breitenbach und auch Mücke vertreten, ist diese Wahl nur gutzuheißen. Dazu kommen noch mancherlei vernünftige Änderungen in orthographischer Hinsicht und die Beseitigung sämmtlicher grammatischer Hinweise. Zu billigen ist endlich auch, dass mit vielen heute nicht mehr haltbaren Etymologien aufgeräumt ist: Etymologie ist nur mehr insoweit vertreten, als sie durch die Übersetzung ohneweiters klar zu machen ist (ἀγχί-νους 'dessen Geist immer nahe (ἄγχι) oder bei der

Hand ist') oder sich mit dem einfachen Hinweis auf das Stammwort in unzweideutiger und unanfechtbarer Weise erledigen lässt. Im übrigen ist das Werkchen nach wie vor zunächst ein empfehlenswertes Hilfsbuch für den Schüler, dem es übrigens keine unzulässige Erleichterung bietet; soll aber wohl auch dem Philologen Dienste thun: wenigstens glaubt dies Ref. aus manchen Einzelheiten, z. B. aus den literarischen Nachweisen unter *δαιμόνιον*, entnehmen zu müssen. — Im einzelnen sei bemerkt, dass der Artikel '*οὐκοῦν* und *οὔκουν*' (wo sich der störende Druckfehler *οὐκοὖν* findet) in der vorliegenden Gestalt höchst unklar gefasst ist. Ref. vermuthet ein tiefergehendes Druckversehen, wodurch Verwirrung entstanden ist. Übrigens ist es rathsam, in Hinkunft den einen Artikel in zwei zu trennen.

Wien. J. Golling.

Ovids Metamorphosen in Auswahl. Nach dem Text von Anton Zingerle zum Schulgebrauche herausgegeben von K. A. Schwertassek. Leipzig, G. Freytag 1896. Preis geh. 85 Pf., geb. 1 Mk. 15 Pf.

Die Einleitung gibt in Kürze Ovids Leben, woran sich Ovids Selbstbiographie (Tr. IV 10) anschließt, und die Werke des Dichters, wobei die Metamorphosen eingehender besprochen werden; den Schluss derselben bildet die Behandlung von Ovids Versmaßen mit einigen Beispielen zur Einübung derselben. Innerhalb des Textes selbst ist die Einrichtung getroffen, dass jedem Abschnitt eine knappe Inhaltsangabe vorausgeschickt ist, während am Rande nach Gollings Vorgang mit Schlagworten auf den Gedankengehalt hingewiesen wird. Die Auswahl aus den Metamorphosen selbst ist nach Zingerles Text mit glücklicher Hand getroffen. Der Schluss enthält ein sorgfältiges Verzeichnis der Eigennamen und als Anhang die Stammbäume der Aeaciden, Dardaniden, Inachiden und Tantaliden. Wenn ein Lehrkörper den Vorschlag macht, aus Ovid nur die Metamorphosen in reicher Auswahl zu lesen, kann ich das vorliegende Buch nur bestens empfehlen. Ich persönlich bin für diese Beschränkung nicht, sondern wünsche auch aus den Tristien, ex Ponto, den Fasten einige passende Proben, damit die Schüler ein Bild von der Eigenart des Dichters erhalten. Die Aufgabe, die sich der Herausgeber gestellt hat, ist in vollkommen befriedigender Weise gelöst. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich, der Preis entsprechend.

Schüler-Commentar zu Cäsars Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Johann Schmidt. 2. unv. Aufl. Prag, Wien u. Leipzig, F. Tempsky u. G. Freytag 1894. Preis geh. 70 kr. = 1 Mk. 20 Pf., geb. 90 kr. = 1 Mk. 50 Pf.

Die Ansichten über die Nützlichkeit der sogenannten Schülercommentare sind getheilt. Ich gehöre nicht zu den Extremen: ich halte sie nicht für unbedingt nothwendig, gebe aber zu, dass sie, planmäßig angelegt, den Schülern förderlich sein können. Wenn sie eine sorgfältige Phraseologie bieten, gewisse stilistische Eigenthümlichkeiten unter feste Gesichtspunkte bringen, in passender Weise, wo sich dazu die Gelegenheit bietet, auch die archäologischen Anschauungsmittel zusammenstellen, kurz wenn sie etwa so gemacht sind wie Fügners Commentar zu Nepos, dann sind sie für den Unterricht nützlich. Das vorliegende Büchlein, von einem tüchtigen erfahrenen Schulmanne bearbeitet, entspricht vielfach den Anforderungen, in manchen Punkten befriedigt es weniger. Anerkennenswert ist das Bestreben des Verf.s, die Schüler zu einer

guten, geschmackvollen Übersetzung anzuleiten; dagegen enthält es vieles, was schon ein normaler Secundaner wissen muss. z. B. I 2 persuadere alicui, ut, praestare alicui re, I 14 agere cum aliquo und anderes. Auch das billige ich nicht, dass man durch solche Commentare den Gebrauch des Wörterbuches entbehrlich machen will. Es wäre in dieser Beziehung an der Zeit, dass die Schüler angeleitet werden, von dem trefflichen Wörterbuche Stowassers den rechten Gebrauch zu machen. Preis und äußere Ausstattung entsprechen vollkommen.

Wien. Josef Zycha.

Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht übertragen von Moritz Heyne. 2. Aufl. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferdinand Schöningh 1898. 8°, VIII u. 134 SS.

Der verdiente Herausgeber des angelsächsischen Epos von Beowulf, dem sagenhaften König des dänischen Alterthums, legt seine 1863 zum erstenmale erschienene Übersetzung dem deutschen Publicum in erneuter Gestalt vor. Die Vorzüge der älteren Ausgabe, der flüssige Vers und die leichte Verständlichkeit — die nur durch Aufgeben des Originalmetrums zu erreichen war — sind geblieben; hinzugekommen sind einige Veränderungen, die sich aus dem besseren Verständnisse des Urtextes ergaben, und ein sehr dankenswertes Namensverzeichnis, das jeder Leser des keineswegs geradlinig verlaufenden Gedichtes nothwendig brauchen wird.

Deutsches Lesebuch für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit literarhistorischen Darstellungen und Übersichten von Prof. Dr. J. Hense. 1. Theil: Dichtung des Mittelalters. 3. verb. Aufl. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1896. VIII u. 256 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf., geb. 2 Mk. 25 Pf.

Die Überarbeitung des in 3. Auflage erscheinenden Bandes war durch die neuen Lehrpläne veranlasst, denen das Buch nunmehr angepasst erscheint. Es erinnert in seiner Anlage und Durchführung an jene Lesebücher, wie sie auch bei uns früher eingeführt waren, z. B. an das Weinholds oder Reichels. Literaturgeschichte, sprachliche Excurse nehmen einen verhältnismäßig breiten Raum ein, doch ist das Gebotene sorgfältig erwogen und — wenn auch zuweilen nicht einwandfrei — so doch auf Grund guter Hilfsmittel zusammengestellt. Auch zwischen alter und neuer Auffassung, zwischen wissenschaftlicher Genauigkeit und didaktischer Brauchbarkeit wird meist die rechte Mitte eingehalten. Die Übersetzungen könnten manchmal nach besseren Vorbildern gegeben werden. Vgl. z. B. Walther nach Simrock!

Freytags Schulausgaben classischer Werke für den deutschen Unterricht. Homers Ilias nach der Übersetzung von J. H. Voß. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. B. Stehle. Leipzig, G. Freytag 1896. 248 SS. Preis geb. 1 Mk.

Voßens Übertragungen der Homerischen Epen gelten noch immer als mustergiltig, wiewohl nicht geleugnet werden kann, dass — besonders formell — bereits manches geändert werden sollte. Unser Sprachgefühl wird z. B. durch Wendungen wie folgende stark beleidigt: V. 8: Wer hat jene der Götter empört. 15/16: und er flehete laut den Achäern, Doch den Atreiden vor allen. 22: Drauf gebot

beifällend. 77: — und nicht annähm die Erlösung. 90.91: — dass ich allein nicht Ungeehrt der Danaer sei — u. ä. Manchmal fühlte sich der Herausgeber zu einer erklärenden Anmerkung gedrängt (V. 18, 130 — hier ohne Nöthigung), doch zu eigenmächtigen Veränderungen des Textes fühlte er sich nicht berechtigt.

Aus Eigenem lieferte Stehle eine Einleitung, ein paar Anmerkungen — die übrigens wenige Vorkenntnisse seitens des Lesers voraussetzen —, eine schulmäßige Auswahl der Dichtung aus Voß. Sein Standpunkt in der Homerischen Frage ist ein vermittelnder mit starker Hinneigung zum Standpunkte der Unitarier. Eine doppelte Inhaltsangabe der einzelnen Gesänge erleichtert die Übersicht. Die Ausgabe mag in Realschulen, Bürgerschulen usw. Verwendung finden, Gymnasien bedürfen ihrer weniger. Unpraktisch mit Rücksicht auf einen des Griechischen unkundigen Leser halte ich die Formen: Atreiden, Peleide u. ä. V. 16 gehört der * zu Atreiden, nicht zu Völker.

Grundriss der deutschen Satzlehre von Franz Kern. 3. Aufl. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1896. XII u. 91 SS. Preis geb. 1 Mk.

Kerns »Grundriss« hat unseren Grammatikunterricht so allgemein beeinflusst, dass man beim Erscheinen einer neuen Auflage von einer eingehenden Besprechung füglich absehen kann, zumal da tiefgreifende Änderungen nicht vorgenommen wurden.

Nach Ableben des verdienten Verf.s hat es dessen Schwiegersohn Dr. G. Koch übernommen, das wertvolle Werkchen pietätvoll neu herauszugeben.

Die Hauptänderungen gegenüber der früheren Auflage treten im Äußeren des Buches hervor. Der Grundriss sollte mehr die Form eines Schulbuches erhalten. Die Regeln wurden daher durch den Druck hervorgehoben, in der Anordnung, in der Paragrapheneintheilung traten mehrfache Änderungen ein. Um eine Inhaltsübersicht beizufügen, beginnt das Buch mit dem finiten Verb (§§. 1—6). Es folgen unmittelbare Satzbestimmungen, d. i. Subjectswort und Prädicatsbestimmungen (§§. 7—30), mittelbare Satzbestimmungen, d. i. Bestimmungen der Substantiva, Adjectiva, Adverbia (§§. 31—41). Der Abschnitt »Verbundene Sätze« (§§. 43—92) spricht der Reihe nach von der Satzverbindung, zusammengesetztem Satz, Wortstellung, Eintheilung der Haupt- und Nebensätze, Satzbestimmungen im Werte von Nebensätzen, Satzbildern, Ellipse, Pleonasmus, Interpunction. §§. 93—104 gehen die einzelnen Wortarten durch, ein Anhang endlich bringt Paradigmen.

Der Wunsch des Herausgebers, dem Buche die alten Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen, wird gewiss in Erfüllung gehen.

Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert von Karl L. Leimbach. Bd. 10, Lief. 2. (A. u. d. T.: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Bd. 6, Lief. 2.) Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Dieses weitausgesponnene Unternehmen, wovon hier ein Bruchstück vorliegt, orientiert in umfassendster Weise über große und kleine Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Diese Lieferung z. B. bringt zuerst den Schluss über Alfred Meißner und endet mit Proben von Albert Möser. Bei jedem Dichter finden sich Quellenangaben, z. B. Werke von Brümmer, Bornmüller, Hinrichsen, Gottschall, Kurz, Stern, zuweilen persönliche Mittheilungen des Dichters, Meyers Conversationslexikon u. ä. Darauf folgen ziemlich detaillierte biographische Angaben, sodann eine möglichst vollständige, geordnete Aufzählung der Werke, häufig unter Beigabe der

Analyse, endlich mit gutem Geschmack ausgewählte, charakteristische Dichterproben. Namentlich in letzteren sehe ich die eigentliche Bedeutung des Werkes, denn wieviel Schönes — besonders auf lyrischem Gebiete — bliebe unbekannt und würde voraussichtlich für immer verschwinden, wenn keine Gelegenheit geboten wäre, es hier allgemein zugänglich zu machen. Natürlich muss man dabei wie immer und überall auch manches Minderwertige in Kauf nehmen.

Die Beurtheilung der Dichter und ihrer Werke beweist gute Schulung, große Gewandtheit und Belesenheit, ziemliche Objectivität. Größere Bibliotheken werden an diesem Sammelwerke nicht vorübergehen können.

Von S. 229—237 erscheint als fortlaufender Druckfehler in der Überschrift Konrad Friedrich Meyer-Ziegler statt K. Ferdinand M.-Z.

Weihnachtsspiele. Bilder aus der deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für jung und alt. Von Dr. L. F. Meißner. I. Heft. Aus der Zeit der Babenberger. Wien, Verlag der literarischen Gesellschaft 1896. 24 SS. Preis 25 kr.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Sammlung 'Weihnachtsspiele', deren erstes Heft zur Besprechung vorliegt, viele Freunde und Leser finden wird. Der Name des leider schon dahingegangenen Verf.s, der schlichte, volksthümliche Stoff, die wackere Gesinnung sind empfehlenswert genug. Ob freilich die Hauptabsicht, Weihnachtsspiele neu zu beleben, mit diesen literarischen Gaben in Erfüllung gehen wird, ist eine andere Frage. Nach dieser Probe könnte es scheinen, als ob den kleinen Dichtungen dramatisches Leben, fesselnde Details fehlen. Immerhin verdienen die 'Weihnachtsspiele' allgemeine Beachtung.

Wien. Dr. R. Löhner.

Dr. Anton Halmel, Die Entstehung der Kirchengeschichte des Eusebius von Cäsarea. Essen 1896. 8°, IV u. 60 SS.

Die Kirchengeschichte des Eusebius hat ihrem Verfasser den Namen des christlichen Herodot eingetragen und von jeher die größte Theilnahme der Freunde der Kirchengeschichte erregt. Seit mehr als 100 Jahren müht man sich mit der Frage über die Entstehungsweise der Eusebischen Kirchengeschichte ab. Der Unterschied zwischen den ersten sieben und den letzten drei Büchern tritt ja grell genug hervor und der Tractat de martyr. Pal., der bald am Ende des 8., bald am Ende des 10. Buches steht, bald ganz fehlt, bietet mancherlei Versuchen eine Handhabe. H. will nachweisen, dass die Kirchengeschichte des Eusebius sich in ihrer Gänze nicht nach dem für dieselbe in Aussicht genommenen Plane einheitlich aufbaue, sondern als das Ergebnis einer theilweise mit den Ereignissen in der Zeit des Schriftstellers fortschreitenden Nacharbeit an einem früher entstandenen Entwurfe aufzufassen sei (l. c. S. IV). H., der dem Tractat de martyr. Pal. hinter dem 9. Buche seinen Platz anweist, »trotzdem gerade diese Stellung direct nirgends bezeugt ist« (S. 58), ist noch bescheiden genug, seinen Aufstellungen wiederholt ein »unseres Erachtens« beizusetzen; und er thut u. E. gut daran.

Wien. C. Wolfsgruber.

Aus der Galerie in Hermannstadt. Von Th. von Frimmel. Separatabdruck aus dem Repertorium für Kunstwissenschaft. XIX. Bd. 2. Heft. 9 SS.

Auf diese Ergänzung der von uns angezeigten kleinen Galeriestudien machen wir hiermit die betreffenden Interessenten aufmerksam.

Es wird hier noch manches Wertvolle zur ersten Studie über die von Bruckenthal'sche Sammlung nachgetragen. So z. B. über einen schönen Franz van Mieris, der ursprünglich in kaiserlichem Besitze war, und über den von uns schon angeführten Jan van Eyck, dessen Wert Friedrich von Amerling schon 1869 erkannte. — S. 6, Z. 3 v. u. ist »Brustbild« wohl durch »Breitbild« zu ersetzen.

Troppau. Rudolf Böck.

Für denjenigen, welcher sich für die Richtung der sog. immanenten Philosophie interessiert, sei auf die »Zeitschrift für immanente Philosophie, begründet von M. R. Kauffmann, fortgeführt von Wilhelm Schuppe in Greifswald, von deren 3. Bande uns Heft 1 vorliegt, hingewiesen. Namentlich belehrt der zweite darin enthaltene Aufsatz des Herausgebers »Das System der Wissenschaften und des Seienden« über den Sinn und die Ziele der immanenten Philosophie. Nimmt man Metaphysik in dem schlichten Sinne einer einheitlichen Welt- und Lebensauffassung, so will die »immanente« Philosophie unter Verzicht auf die Einheit auf die Fülle der gegebenen Thatsachen hinweisen. Aber die Einheit ist niemals gegeben, sondern wird immer hinzugedacht, und so könnte es nach der Darlegung des Herausgebers, wenn ein solches Hinzudenken ausgeschlossen sein sollte, keine Einzelwissenschaften geben. Dieses Hinzudenken ist aber nach der Auffassung der immanenten Philosophie selbst mit zur Welt zu rechnen. Denn die immanente Philosophie nimmt das Ich als dasjenige, was jeder meint, wenn er von sich spricht, und nicht als sog. Substanz, welche nichts von alledem wäre, dessen man sich bewusst werden kann, sondern dem bekannten Ich »zugrunde läge«. Es gehört also zur Erfahrungswelt. So müsse auch das Hinzudenken wie das Ich zur Welt gerechnet werden, die der Philosoph vorfindet und als ein aus zusammengehörigen Momenten bestehendes Ganze zu begreifen sucht, und zwar in dem Sinne einer Analyse, welche die einheitbildenden Zusammenhänge herausfindet. Gehöre aber das Ich zur Erfahrungswelt, so liege in ihr alles, was die logische Reflexion in ihr zu entdecken vermag. Kein Dogma verbietet den Transcensus, sondern die logische Einsicht in den Erkenntnisprocess, d. i. die Begriffsbildung mache es dem Denkenden unmöglich, mit inhaltlosen Begriffen zu arbeiten.

Für die Arbeit des Herausgebers »Das System der Wissenschaften und das des Seienden (S. 62—116) ist zweierlei als Aufgabe bezeichnet. Zunächst soll — und darin sieht der Verf. die pädagogische Seite der Arbeit — eine Grundlage für wissenschaftliche Exactheit bei Berathungen von Lehrplänen geschaffen werden, indem der Verf. zunächst eine Übersicht desjenigen, woraus auszuwählen ist, herzustellen sucht. Diese könne aber nur auf der Erkenntnis, wie die Gebiete des Seienden zusammenhängen, beruhen, daher nicht durch Laune, Willkür, Einflüsse der Mode usw., sondern nur durch Erkenntnistheorie und Logik gewonnen werden. Eine solche Übersicht will das »System des Seienden und das der Wissenschaften« geben. So ist mit dem pädagogischen Zwecke die rein philosophische Aufgabe, die inneren Beziehungen der Wissensgebiete aufzudecken und diese als ein Ganzes zu begreifen, verbunden. Da das Ich und der Bewusstseinsinhalt abstract sich gegenseitig voraussetzende begriffliche Momente, real aber untrennbar Eines — das Seiende sind, so handelt es sich nur um den Bewusstseinsinhalt. Der Bewusstseinsinhalt weist beim ersten Blicke zwei Gebiete, die doch real untrennbar sind, auf, das Allgemeine und das räumlich zeitliche Einzelne. Nun lassen sich zunächst als Bewusstseinsinhalte das jedem Ich zugehörige individuelle Bewusstsein seiner Ausgedehntheit im Gegensatze zu dem Bewusstsein des mit anderen Empfindungsinhalten erfüllten Raumes

erweisen. Dabei wird das Verhältnis von Subjectivität und Objectivität eingehend besprochen. Diesen zwei Sinnesgebieten entsprechen zwei Wissenschaften, erstens Psychologie, zweitens die Mathematik und alle Naturwissenschaften, welche im Unterschiede von der ersteren von dem Bewusstseinsinhalte handeln, den das Subject nie zu sich rechnet, von dem als objective wirkliche Welt bezeichneten Bewusstseinsinhalte. Die Sprache wird als zum Subject gehörig erkannt, wenn auch durch die leiblichen Bedingungen der Lautbildung in Beziehung zur objectiven wirklichen Körperwelt stehend. Die Philosophie ist die Wissenschaft von der Einheit des Seienden, also aller wirklichen und möglichen Subjecte und ihrer Objecte den zwei oben bezeichneten Wissensgebieten nicht coordiniert, sondern gemeinsames Fundament. Die Stellung der Theologie, der Logik, Ethik und Ästhetik, sowie der einzelnen Wissenschaften zur Philosophie und Erkenntnistheorie bespricht der Verf. in eingehender Weise und geht nach einer Registrierung der Aufgaben der Philosophie zu der Frage über: »Welchen Wert hat die Kenntnis der bloßen Thatsache (histor. Interesse)?« Dabei wird der Wert der geographischen, der historischen Wissenschaft zu ermessen gesucht. Als Princip für eine Auswahl wird schließlich die Steigerung des eigenen Wesens, d. i. der Bewusstseinsklarheit hingestellt. Der Verf. will noch in einem zweiten Theile zeigen, ob es Gebiete des Seienden gibt, deren Bewusstwerden für das obengenannte Princip der Auswahl von ungleichem Werte ist.

Dieser Arbeit des Herausgebers geht ein Aufsatz des vor kurzem erst verstorbenen O. Schmitz-Dumont »Das Lebendige« (S. 1—61) voran. Nebst einer Kritik der Hypothese der den Organismen specifischen Lebenskraft und der späteren Annahme eines rein mechanischen Ablaufes der Lebenserscheinungen, sowie des sog. Vitalismus, der zwischen den obigen Ansichten vermittelt, gibt der Verf. eine Feststellung der Merkmale, welche in den Begriff des Lebendigen aufzunehmen sind, und findet als solche folgende drei: *a*) Ernährung, Wachsthum, Fortpflanzung, *b*) die freie Beweglichkeit, *c*) Reizbarkeit und daraus allgemein erschlossene Fähigkeit des Empfindens. Der mechanistischen Lebensauffassung gegenüber, die in ihre Erklärung des Lebensprocesses nur die structurlose, stofflich homogene, anorganische Substanz kennt, spricht der Verf. von der lebendigen Substanz, deren charakteristisches Merkmal eine specifisch organische Gestaltung ist, und charakterisiert das organische im Unterschiede von dem anorganischen Compositum durch die Worte »um lebendig zu sein, muss dieselbe nicht zusammengesetzt, sondern zusammengewachsen sein.« Schließlich bespricht der Verf. das Verhältnis seiner Ansicht vom Lebendigen zur Frage der Urzeugung und zu dem Principe des psycho-physischen Parallelismus.

Programmenschau.

40. Toifel Otto, Die Voraussstellung der Nebensätze zweiten, dritten und vierten Grades vor ihre Übergeordneten in der Kudrun. Progr. der k. k. Oberrealschule in Salzburg 1896, 8°, 26 SS.

Diese fleißige und sorgfältige Arbeit bringt einen interessanten Beitrag zur Syntax des zusammengesetzten Satzes und bietet eine Untersuchung für die Kudrun, wie sie schon Lehmann 1856 (Jahresber. von Marienwerder), wohl durch Götzingers Bemerkungen (Deutsche Sprache 1839, II 530 f.) aufmerksam gemacht, für die Nibelungen gegeben hat. Unter Anwendung passender Zeichen für die Satzbilder bespricht T. die Voraussstellung der Nebensätze 2. Grades vor ihre Übergeordneten und bringt eine vollständige Sammlung der Beispiele in lobenswert übersicht-

licher Darstellung. In Betracht kommen die Stellungen A, a²: a¹ und a²: a¹: A; die Beispiele der ersteren Art sind sehr zahlreich, die der letzteren seltener. Und eine zweite Erscheinung ergibt sich: Der Satz a (Nebensatz des 1. Grades) ist in der ersten Gruppe fast immer ein dass-Satz, der ihm vorangestellte Nebensatz des 2. Grades in den meisten Fällen ein Bedingungssatz. Dasselbe Resultat fand Lehmann für die Nibelungen, und ich bemerke, dass die von Paul, Mhd. Gr. §. 373 angeführten Beispiele sich ebenfalls dieser Regel unterordnen. In der zweiten Gruppe ist a¹ selten ein dass-Satz, a² nie ein Bedingungssatz. Dieses Resultat wird auch »bei größeren Satzgefügen«, dann in weiterer Untersuchung bei den vorangestellten Nebensätzen des 3. Grades vor denen des 2. bestätigt. In einem IV. Abschnitte bringt T. allgemeine Bemerkungen, in denen die Ergebnisse zusammengefasst und einzelne Besonderheiten besprochen werden.

S. 10 ist Beisp. 229, 1 die Lesart Bartsch' zu verwerfen, aber bei Martin und Symons zu schreiben: mirst nâch ir alsô nôt, hâhet er mir einen boten, dar umbe müese tôt selbe geligen Hagene (A, a²: a¹). a¹ hat die Form der indir. Rede. vgl. Str. 1199, 4; 1673, 3. S. 10 ist B. 1178, 1 zu streichen. S. 11, Punkt 2 würde ich von den zweifelhaften Fällen 178, 1 und 241, 1 mit T. zu Punkt 1 ziehen. 1191, 2 ist A, a²: a¹ anzunehmen, wo der Satz a¹, ebenso S. 16, Beisp. 1157, 1 a¹ b¹: A, c²: c¹, wo der Satz c¹ mit A eng verbunden ist; vgl. Paul, Gr. §. 339. Beisp. 1493, 1 (S. 12) ziehe ich A, a²: a¹ vor. 985, 1 (S. 13) ist wohl Martins Auffassung die richtige; solche Zwischensätze kommen oft vor. Zu S. 13, Zusatz, wäre Paul §. 375—6 heranzuziehen. Beisp. 1000, 2 (S. 17) ist zu streichen, da Bartsch die Überlieferung geändert hat.

Zu dem Capitel »Entgleisung« — der dem Nebensatze 2. oder 3. Grades nachgestellte übergeordnete Nebensatz erscheint in Form eines Hauptsatzes — weise ich auf die Umgangssprache hin, die bei dieser Stellung die Form des Hauptsatzes (direct oder indirect) vorzieht: Ich glaube, wenn er Zeit hat, wird er uns besuchen, wie mhd.: man mohte daz wol hoeren, swaz er ie gestreit, daz was ein anegenge. Zu den Betrachtungen (S. 23 f.) möchte ich eine Bemerkung Lehmanns (Jahresber. S. 11) heranziehen, die mir nicht ohne Gehalt scheint. Das, was die alten Sprachen und, wie wir hier sehen, in gewissem Sinne auch das Altdeutsche durch die Stellung der Sätze in der Periode wie durch die Stellung der Worte im Satze auszudrücken vermochten, nämlich die Wichtigkeit des betreffenden Gliedes, wird heute durch die Betonung allein unzweifelhaft bezeichnet, also logisch, nicht plastisch.

Die auf genauer und feiner Beobachtung beruhende Zusammenstellung Toifels ist ein dankenswerter Beitrag zur altdeutschen Syntax.

Reichenberg. A. Bernt.

---

41. Gratzer Carlo, Don Carlos nella storia e nel dramma di Federico Schiller. Progr. der Communal-Oberrealschule in Triest 1896, 8°, 77 SS.

Im ersten Theile der Arbeit wird über das Leben des Don Carlos nach deutschen, spanischen und französischen Geschichtswerken berichtet. An der Hand derselben weist der Verf. verschiedene irrige Ansichten zurück und entscheidet sich dafür, Philipp II. habe seinen Sohn deshalb gefangen nehmen lassen, weil dieser einen Anschlag auf das Leben des Vaters beabsichtigt habe. Dagegen bekämpft er entschieden die Meinung, Carlos sei wegen ketzerischer Ansichten oder eines Liebesverhältnisses mit seiner Stiefmutter Elisabeth oder wegen Verbindung mit den aufständischen Niederländern seiner Freiheit beraubt worden. Vielmehr wird aus dem ganzen Leben und dem Testamente des Prinzen dessen

strenge Rechtgläubigkeit nachgewiesen. Die Sage, dass Don Carlos der Ketzerei bezichtigt worden sei, erklärt sich aus dem Umstande, dass er sich in der letzten Zeit seines Lebens häufig maßloser Ausdrucksweisen bediente, wobei er keinen Unterschied in der Person machte und oft auch Vertreter des geistlichen Standes ungebürlich behandelte. Ferner spricht sich der Verf. dafür aus, es habe König Philipp mit seiner dritten Gemahlin Elisabeth in glücklicher Ehe gelebt und diese für Don Carlos eine bloß mitleidige Zuneigung empfunden. — Etwas weitschweifig ist die nun folgende Darstellung der niederländischen Verhältnisse, indem von Karls V. Beziehungen zu den Niederlanden und der Statthalterschaft der Herzogin von Parma in einer ausführlicheren Weise die Rede ist, als es der Gegenstand erforderte. Die geschichtlichen Quellen thun dar, dass zwischen Egmont und Don Carlos keine Verbindungen stattfanden, ebenso dass Philipp anfänglich nicht daran dachte, gegen die Niederländer streng vorzugehen, und seine Stiefschwester Margareta von Parma erst abberief, als er einsah, dass sie sich nicht mehr behaupten könne. Irrig ist es, es hätten sich die Niederländer Don Carlos zum Statthalter gewünscht, und es ist wohl klar, dass dieser sowohl seinem Temperamente, als auch seinen religiösen Ansichten nach dort nicht minder grausam verfahren wäre als Herzog Alba. Sodann erörtert der Verf. genauer den körperlichen und geistigen Zustand des Prinzen. Manche körperlichen Eigenschaften seines Großvaters, Karls V., traten bei ihm in bedeutend verstärktem Maße auf, und selbst sein Vater Philipp erfreute sich keines kräftigen Körperbaues. Ferner erscheinen auch manche Charakterzüge seiner unmittelbaren Vorfahren, besonders seines Großvaters, in ihm wieder, aber bis zum Zerrbilde entstellt. Starrsinn zeigte bekanntlich auch Karl V. Von Haus aus war Carlos nicht unbegabt, neigte aber zur Maßlosigkeit, und da er während der langjährigen Abwesenheit seines Vaters in Italien keine strenge Erziehung genoss, artete er aus. Die furchtbare Härte, mit welcher ihn sein Vater später behandelte, hatte nur zur Folge, dass er gegen diesen tödlichen Hass hegte. Die ursprünglich nicht schlechte Veranlagung des Infanten hebt der österreichische Gesandte Graf Dietrichstein, ein scharfer Beobachter, in seinen eingehenden Berichten an den Wiener Hof wiederholt hervor. Schlechte Gesellschaft that das Ihrige, den Charakter des jungen Fürsten vollends zu verderben. Schließlich sah sich Philipp durch die Anschläge seines Sohnes und dessen Versuche, gegen den Vater zu conspirieren und aus Madrid zu entfliehen, genöthigt, den Prinzen, welchen er schon früher von der Thronfolge ausgeschlossen hatte, gefangen zu nehmen. Nicht lange darauf starb Don Carlos.

Nach dieser fleißigen Zusammenstellung des geschichtlichen Materials folgt S. 33 die Besprechung der älteren Dichtungen, welche Don Carlos zum Gegenstande haben. Zunächst verfasste 1621 der spanische Dichter Diego Ximenez da Enciso ein Drama über diesen Stoff. Sodann folgte 1672 die bekannte Novelle des savoyischen Abbés Saint Réal, die Quelle nicht nur der Schiller'schen Dichtung, sondern auch aller späteren Dramen über diesen Gegenstand. Saint Réal ist es um die historische Wahrheit nicht zu thun, sondern er dichtet eine romantische Erzählung, in welcher Don Carlos eine ideale, ritterliche Gestalt ist, und malt mit glühenden Farben dessen Leidenschaft für Elisabeth von Valois aus. Im 17. Jahrhunderte dichtete auch der Engländer Otway ein Drama über Don Carlos. Ferner verlegte Campistron in seinem »Andronicus« das Don Carlos-Motiv an den byzantinischen Hof. Gleichzeitig mit Schiller behandelten einen ähnlichen Stoff 1783 in Italien Vittorio Alfieri und in Frankreich Mercier. Beide schildern Philipp als Tyrannen, ersterer hebt auch des Prinzen Freiheitsliebe und Leidenschaft für die Königin Elisabeth hervor. Bei Mercier ist übrigens der mit den hässlichsten Farben dargestellte König Philipp die Hauptperson. Von den erwähnten Dramen kannte Schiller bloß das Werk Merciers. Die sämmtlichen erwähnten Stücke weisen verschiedene Ähnlichkeiten miteinander auf, welche sich aber

nicht aus gegenseitigen Entlehnungen, sondern aus dem Umstande erklären, dass alle als Hauptquelle die Novelle Saint Réals benützten.

Nach dieser Besprechung geht der Verf. zu der Behandlung der Übereinstimmungen zwischen Saint Réal und Schillers Drama über und weist viele ähnliche Züge nach: so, dass in beiden Darstellungen die Schwermuth des Prinzen und eine Zusammenkunft mit Elisabeth im Garten erwähnt werden, ferner von den Briefen der Königin und den grausamen Züchtigungen des Vaters die Rede ist. Saint Réal erzählt auch, Elisabeth sei erschrocken, als sie ihren Gemahl zum erstenmale sah und dessen weiße Haare bemerkte; auch diesen Zug benutzte bekanntlich Schiller, ebenso den Umstand, dass die Niederlande heimlich Gesandte an Carlos geschickt hätten. In beiden Darstellungen wird dem Könige die Meinung beigebracht, Posa habe ein Einverständnis mit der Königin, und nach dessen Tode sei eine Abreise des Infanten nach den Niederlanden geplant worden.

S. 45—54 enthalten eine Inhaltsangabe der Schiller'schen Tragödie, an welche sich eine Betrachtung der verschiedenen Entwicklungsstadien des Dramas schließt, indem Schiller bekanntlich während der Arbeit von seinem ursprünglichen Plane mehrfach abgewichen ist. Auch dieser Theil der Darstellung ist vielfach zu breit, und namentlich wird hier wie auch anderwärts manches bereits Erwähnte wiederholt. Nach verschiedenen kritisierenden Erörterungen geht der Verf. schließlich zur Besprechung der einzelnen Charaktere über und stellt mit Sorgfalt die Dramen zusammen, aus welchen Schiller Motive und Anregungen entlehnt hat. Er vergleicht ausführlich den Charakter Don Carlos' mit jenem Hamlets, und nachdem er eine Parallele zwischen den beiden Hauptpersonen der »Räuber« und des »Don Carlos« gezogen hat, bespricht er das Verhältnis zu »Julius von Tarent« von Leisewitz und merkt sodann auch jene Charaktereigenthümlichkeiten Schillers an, welche auf die Ausgestaltung der Charakterzüge seines Carlos Einfluss nahmen. Ausführlich werden hierauf Übereinstimmungen mit Shakespeares »Othello« dargelegt, indem insbesondere Alba und Jago miteinander verglichen werden. Bei der Darstellung von Posas Charakter empfing der Dichter durch verschiedene Werke Anregung, so durch Montesquieu, Hallers Roman »Usong«, Wielands »Goldener Spiegel« und den Schluss des »Agathon«. Endlich kommen für verschiedene Figuren dieses Jugenwerkes wie für alle Jugenddramen Schillers die Personen von Lessings »Emilia Galotti« und »Nathan« in Betracht.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

42. Boscarolli Josef, Vie et œuvres politiques de Machiavel. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1896, 8°, 19 SS.

Die recht lesenswerte Abhandlung ergeht sich über das Leben Macchiavells und seine politischen Ansichten auf Grund der Analyse seiner Werke, wie auch über die verschiedenen Beurtheilungen, die namentlich sein Hauptwerk Il Principe bis auf den heutigen Tag erfahren hat. Interessant ist,. dass der Verf. Macchiavell bei aller Anerkennung seiner Begabung und seines Patriotismus doch jedes praktische Geschick zum Staatsmanne abspricht.

43. Kreibich Johann, Die französischen Sprichwörter als Musterbeispiele für syntaktische Regeln. II. Theil. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule zu Prossnitz 1896, 8°, 23 SS.

Die in dieser Zeitschrift 1896, S. 1141 angezeigte Zusammenstellung der französischen Sprichwörter wird hier im Anschlusse an die syntaktischen Regeln über das Zeitwort fortgeführt. Das dort Gesagte gilt auch von der Fortsetzung.

44. **Weiß** Johann, Nicolas Gilberts Satiren. Progr. der Staats-Realschule in Böhm.-Leipa 1896, 8°, 66 SS. (Auch als Sonderabdruck erschienen.)

Diese sowohl dem Umfange, wie auch dem inneren Werte nach den Durchschnitt gewöhnlicher Programmaufsätze überragende Arbeit verdient volle Beachtung wegen der gründlichen Beherrschung des einschlägigen Materials. Der Verf., der schon früher die Ergebnisse seiner Studien der Oden Gilberts veröffentlicht hatte (Zs. f. d. Realschulwesen 1891, S. 321 ff.), stellt hier manche irrthümliche Ansicht früherer Literarhistoriker richtig und sucht mit viel Geschick dem liebgewordenen Dichter zu der ihm gebürenden Wertschätzung zu verhelfen.

45. **Alscher** Rudolf, Tagebuch des französischen Unterrichtes in der ersten Classe. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule im IV. Bezirke Wiens 1896, 8°, 35 SS.

An der Hand von Stundenbildern legt der Verf. dar, wie er im Schuljahre 1895/6 den Lehrstoff im Französischen in zwei Anfängerclassen (I A und I B) bei einem Stande von 52—57 (!) Schülern nach Fetters Lehrgang thatsächlich behandelt hat. Solche Aufzeichnungen werden Fachleuten gewiss willkommen sein, weil sie ihnen Gelegenheit zur Vergleichung zwischen dem geschilderten und ihrem eigenen Vorgange bieten. Dass die Methode des Verf.s eine wohldurchdachte ist, lässt sich ihm nicht absprechen. Wenn er sich aber zu wiederholtenmalen abquält, zu ergründen, warum trotz seiner Anstrengungen die schriftlichen Arbeiten nicht das gewünschte Ergebnis lieferten, so war dies doch nicht schwer zu finden. Nachdem die gleiche Beobachtung überall gemacht wird, kann die Ursache weder im Lehrer noch in den Schülern liegen. Sie ist vielmehr in den sich überstürzenden schriftlichen Arbeiten zu suchen, die es dem Lehrer — noch dazu bei abnormer Schülerzahl — unmöglich machen, sich zu überzeugen, ob der Stoff von den Schülern geistig verarbeitet worden ist, bevor dieser Gegenstand einer schriftlichen Aufgabe wird. Das sind aber Klippen, an denen jede Methode und jede noch so heroische Anstrengung des Lehrers scheitern muss.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

---

46. **Jezdinský** Franz, Capri, die Perle des mittelländischen Meeres (Capri, perla moře středozemního). Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Deutschbrod 1896, 8°, VIII u. 46 SS.

Die vorliegende Monographie ist eine gediegene Arbeit, die alles Lob verdient. Nach einem geschichtlichen Überblicke folgt eine ausführliche Beschreibung der Antiquitäten und überhaupt aller Denkwürdigkeiten der Insel. Darauf aber beschränkt sich der Verf. nicht; er behandelt die Insel auch nach ihrer geographischen und geologischen Seite, handelt über deren Fauna und Flora, das Klima und den Charakter der Bevölkerung. Es ist ein allseitiges wissenschaftliches Bild der Insel Capri. Man sieht, dass der Verf. über reiches Wissen verfügt und nicht nur in der Philologie und der Geschichte, sondern auch in den Naturwissenschaften bewandert ist. Die Physiognomie der Insel Capri ist ein typisches Mustergebilde des mittelländischen Gebietes überhaupt. Aus diesem Grunde gibt der Verf. in einem besonderen Abschnitte auch die Charakteristik der Physiognomie des südlichen Europa. Dieser Abschnitt ist besonders lehrreich, und zwar aus dem Grunde, weil hier gewisse hyperideale Vorstellungen über die Schönheiten der südlichen Natur auf das richtige Maß gebracht werden. Die ganze Schrift zeigt von Liebe und

Begeisterung für das classische Alterthum, was sympathisch berührt. Durch seine Begeisterung für die Insel Capri hat sich der Verf. mitunter bis zu hyperbolischen Ausdrücken verleiten lassen, wie z. B. S. 3, wo es heißt, die Blaue Grotte sei das größte Wunder auf der ganzen Erdkugel. Der Verf. schreibt anmuthig, ja es gibt Stellen, wo sich sein Stil bis zu einem poetischen Schwung emporhebt, was aber dem wissenschaftlichen Charakter der Schrift keinen Abbruch thut. Die Schrift ist mit einer Illustration, die Blaue Grotte darstellend, und einer Karte der Insel versehen.

Brünn. Dr. Joh. Korec.

---

47. Sigmund W., Über die Einwirkung gasförmiger Körper auf die Pflanzen. Progr. der II. deutschen Staats-Oberrealschule in Prag-Kleinseite 1896, 8°, 21 SS. mit 4 Tafeln.

Ein Auszug aus dieser Arbeit, welche so reich an Beobachtungsdaten ist, lässt sich in dem engen gewährten Raume eines Referates nicht einschränken. Indem jedoch hiemit die anregende Abhandlung des Collegen näher bekannt gemacht wird, welche selbst die vom Verf. eingeschlagene Richtung verfolgen wollten oder von seinen gesammelten Erfahrungen bei ihren Studien einiges verwerten könnten, sei hier der allgemeine Theil der Arbeit mit des Verf.s Worten wiedergegeben. Es werden darin die Wirkungen zusammengestellt, welche eine Reihe von Gasen und von Dämpfen flüssiger wie fester Körper auf keimende Pflanzen ausüben. „Bei der Mehrzahl der in ihren Wirkungen auf die Pflanzen, insbesondere aber auf die Keimung beschriebenen gasförmigen Körper wurden eigene Versuche ausgeführt, wobei zum Theile bereits bekannte Beobachtungen wiederholt, zum Theile aber auch einige neue in ihren Wirkungen auf die Keimung noch nicht bekannte Gase und Dämpfe in den Kreis der Untersuchung gezogen wurden.“

„Die Versuchsanordnung war folgende: die Versuchssamen Sommerreps, Erbsen und von Getreidearten abwechselnd Weizen, Roggen und Gerste wurden in flachen Schalen unter mit Wasser abgesperrten Glasglocken gebracht; zur constanten Befruchtung der Versuchssamen diente die Sperrflüssigkeit selbst, indem die Schalen in dieselbe gestellt wurden, wobei bei Anwendung von unglasierten Thonschalen die gleichmäßige Befeuchtung ohneweiters stattfand, bei glasierten Thonschalen oder bei Glasschalen dagegen wurde in die Schalen Sand oder Sägespäne gegeben, darauf ein Blatt Filtrierpapier in der Weise gelegt, dass ein Theil des Papieres über die Schale hinausragte und in die Sperrflüssigkeit tauchte. Die Glocken enthielten verschiedene Gase und Dämpfe flüchtiger Körper theils rein, theils mit Luft gemischt; die Gase wurden entweder als solche in die Glocke geleitet oder erst unter der Glocke erzeugt; die flüchtigen flüssigen oder festen Körper wurden auf Uhrgläser oder Schalen oder in Bechergläser unter die Glocke gebracht, und zwar in solcher Menge, dass die Luft mit den Dämpfen gesättigt erschien. Gleichzeitig wurde ein Controlversuch unter Glocken mit gewöhnlicher Luft ausgeführt.“

Die zur Anwendung gelangten gasförmigen Körper waren: Sauerstoff, Ozon, Wasserstoff und Stickstoff, Chlor, Kohlensäure, Kohlenoxyd, Stickstoffoxydul, Schwefeldioxyd, Chlorwasserstoff, Fluorwasserstoff und Fluorsilicium, Schwefelwasserstoff, Ammoniak, Leuchtgas, Formaldehyd; Wasserdampf, Brom- und Joddämpfe, Salpetersäuredämpfe, Carbolsäuredämpfe, Pyridindämpfe, Dämpfe der Anästhetica, Alkohole und Kohlenwasserstoffe, Dämpfe ätherischer Öle, Quecksilberdämpfe, Phosphordämpfe, Campherdämpfe, Naphtalindämpfe.

Bei diesen verschiedenen Untersuchungen verhielten sich die einzelnen Experimentiergewächse verschieden; so verhinderten — um nur

in Beispiel anzuführen — unter anderem die Campherdämpfe das Keimen on Roggen und Gerste, nicht aber auch von Erbsen und Rapssamen.

Die Anstellung und der Gang der Versuche, sowie das Verhalten iniger Pflanzen ist aus den beigegebenen Tafeln ersichtlich, welche nach hotographischen Aufnahmen in Heliogravure dargestellt sind.

18. Steiger K., Ein Versuch, den Schülern auf experimentellem Wege die Ernährung der Pflanzen zu erläutern. Progr. des Untergymn. in Smichow 1896, 8°, 18 SS.

Aus den vorliegenden, mit aphoristischer Kürze geschriebenen Zeilen spricht sich klar die rege Bestrebung des demonstrierenden Lehrers aus, welcher die hohe Wichtigkeit des Experimentes würdigt und der festen Ansicht ist, dass die Vorführung der Lebensvorgänge auf experimentellem Wege beim Unterrichte dem Schüler stets einen neuen Reiz gewähre und ihn zur Selbstthätigkeit anrege.

Es sind allerdings Versuche angeführt, welche immer die Vorlesungen auf der Hochschule illustrieren; doch ist deren Wiedergabe in so einfacher und natürlicher Form dargestellt, dass die Fachgenossen gewiss recht Gutes dabei lernen und zum Wiederholen mancher der citierten Versuche sich verleitet finden werden. Nach Vorführung der Versuche gelangt der Verf. immer zu einem Schlussatze, welcher eben das Ergebnis der Demonstration zusammenfasst. Von der Bildung organischer Substanz seitens der Pflanzen aus mineralischen Nährstoffen ausgehend, führt der Verf. in 15 Versuchen alle die wichtigeren Ernährungsprocesse der Gewächse vor, so u. a.: die Nothwendigkeit gewisser Elemente als Nahrungsstoffe, die Genügsamkeit der Pflanze, die Athmungsvorgänge, die Thätigkeit der Wurzelhaare, die Diffusionsvorgänge usw. Es sei hier auf die gewiss recht interessante Abhandlung verwiesen, welche in Kürze sich nicht resumieren lässt; jeder Fachmann wird aber nur mit Freuden dieselbe benützen, wenn er selbst überzeugt ist, wie wohlthuend und belehrend das Vorzeigen von Naturobjecten oder von Experimentierpflänzchen auf die theilnehmende Jugend wirke.

Dagegen kann Ref. nicht unbemerkt lassen, dass nicht an jeder Anstalt Ähnliches wiederholt werden kann; leider sind die Mittelschulverhältnisse in Österreich nicht überall die gleichen, abgesehen davon, dass Sinn und Interesse von Seite der Schuljugend nicht überall in gleicher (auch nicht in ähnlicher) Weise den Bemühungen des Lehrers entgegengebracht werden.

So ließen sich der 1. und 2. Versuch des Verf.s nicht gut wiederholen, soweit dieselben eigentlich zuletzt, nämlich in der Ermittlung des Gewichtes der Trockensubstanz und der Aschenrückstände, den Ausschlag geben. Auch über eine Auswahl von fleischverdauenden Gewächsen kann nicht jeder verfügen, zuweilen nicht über eine einzige Art dieser Pflanzen. Selbst eine geeignete Darstellung der Lebensweise der Schmarotzer ist durchaus nichts Leichtes und nicht ohneweiters ausführbar. Es können immerhin jedoch nach Umständen und Gelegenheit die beherzigenswerten Winke des Verf.s modificiert werden; es bleiben jedenfalls der Versuche noch genug übrig, um den vom Verf. zum Vorwurf gewählten Lebensprocess der Pflanzen auch für die Mittelschule anschaulich zu machen.

49. Vogl Balth., Die Rosenblütler des salzburgischen Flachgaues. Progr. des f.-e. Gymn. am Coll. Borromäum zu Salzburg 1896, 8°, 77 SS.

Der um Salzburgs Flora bereits verdiente Verf. legt hier die Bearbeitung der Rosaceen vor, welche im Gebiete spontan vorkommen oder eine etwas ausgedehntere Cultur genießen. Gerade diese Pflanzenfamilie

ist reich an eingebürgerten Arten mit Abarten, Hybriden usw., es darf daher nicht überraschen, wenn die Zahl der Arten eine ansehnliche erscheint. Vielleicht wäre eine numerische Tafel mit genauer Angabe der einheimischen und der eingeführten Arten und Spielarten zum Schlusse der Abhandlung am Platze gewesen.

Dem Ganzen geht eine »Beschreibung der Familie« voran, welche sich auf die im besprochenen Gebiete vorkommenden Vertreter derselben bezieht, und die morphologischen Verhältnisse dieser Gewächse in ihren Entwicklungsstufen übersichtlich vorführt. Daraus entnehmen wir, dass die Rosenblütler nirgends im Gebiete als Massenvegetation auftreten, wenn man von einzelnen Brombeerbeständen in den Auen und auf Berghängen absieht; die übrigen Rosaceen sind in den verschiedensten Vegetationsformationen zahlreich eingesprengt; das Mädesüß ist die einzige Sumpfpflanze. Auch dieser geographische Theil wäre etwas ausführlicher dargestellt erwünscht.

Hierauf folgt die »Eintheilung der Familie« nach dem neueren Systeme, und anschließend an die Gliederung derselben werden einige Notizen über den »Nutzen« ihrer Vertreter mitgetheilt, während später bei den einzelnen Arten noch eingehender hervorgehoben wird, welchen industriellen, technischen oder ökonomischen Zwecken sie dienen. Der Schlüssel mit weitläufigen Merkmalangaben — wie nur selten in ähnlicher Ausführlichkeit — für die Gattungen geht einem noch ausführlicheren für die Arten voran. In dem letzteren wird gleich alles vorgebracht, was auf die betreffende Art Bezug hat, wobei von nicht unwesentlichem Nutzen die etymologischen Erklärungen der Ausdrücke (leider zu sehr wiederholt) erscheinen.

50. Scholz E., Schlüssel zur Bestimmung der mitteleuropäischen Farnpflanzen. Progr. des Gymn. in Görz 1896, 8°, 36 SS. mit 1 Tafel.

Die Bestimmung der Gefäßcryptogamen Mitteleuropas möglichst zu erleichtern und das Studium dieser gewiss recht interessereichen Pflanzengruppe auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, sind die Gesichtspunkte, welche den Verf. bei der Zusammenstellung des vorliegenden Schlüssels vornehmlich leiteten. Der Schlüssel ist, wie der Verf. selbst hervorhebt, ein elementarer, unter möglichster Vermeidung der Kunstausdrücke, und dabei ist nicht sosehr auf die von der Wissenschaft eruierten, sondern weit mehr auf solche Merkmale Rücksicht genommen, welche leicht in die Augen springen. Diesem Zwecke dient auch die beigegebene Tafel, welche in 20 Bildern den Blattrand, bezw. dessen Ausbildung und namentlich die Sori und deren Anordnung für ebensoviele Gattungen vorführt. Die Illustrationen sollen zwar nach dem Verf. die Pflanzentheile in natürlicher Größe wiedergeben, doch sind die Dimensionen im allgemeinen weit hinter den natürlichen zurück.

Der Schlüssel ist übrigens recht geschickt und praktisch zusammengestellt. Die unterscheidenden Merkmale sind mit ziemlicher Ausführlichkeit gegeben, so dass der Anfänger bei aufmerksamer Untersuchung seiner Pflanze nicht leicht in Zweifel über den einzuschlagenden Weg oder über die durch Bestimmung gefundene Art sein wird. Auch bemerkt schon der Verf. einleitend, dass seine Beschreibungen keine Diagnosen sind; er empfiehlt daher, nachdem eine Pflanze bestimmt ist, eines der umfassenderen Werke nachzuschlagen, um zu entscheiden, ob nicht eine Abart oder ein Hybrid vorliege. Eine ausführlichere Beschreibung erfahren *Asplenium germanicum* Weiß. und *A. lepidum* Prsl.

Die geographischen Notizen, welche jeder Art beigegeben sind, erscheinen etwas dürftig, jedenfalls allzu ungleichmäßig; auch wird darin der Ausdruck »mitteleuropäisch«, wenn schon Dalmatien und gar Sicilien vorgeführt werden, doch gar zu weitgreifend genommen.

51. **Plitzka A., Einiges über die Gymnospermen.** Progr. der Landes-Oberrealschule in Neutitschein (Mähren) 1896, 8°, 55 SS. und 1 Doppeltafel.

Die vorliegende Arbeit hat sich zur Aufgabe gestellt, das allgemeinere Interesse auf die recht interessante Gruppe der »nacktsamigen« Gewächse zu lenken. Dieselbe bringt nichts Neues, kann aber dem Fachmanne ebenfalls willkommen sein, weil sie auf eingehender Auslese aus der vorhandenen Literatur beruht und manche wertvolle Angabe zu einem Ganzen vereinigt vorführt.

Der Ausdruck Gymnospermie wurde allerdings schon von Linné gebraucht, aber in ganz anderem Sinne; bekanntlich bezeichnete der schwedische Naturforscher diejenigen Gewächse damit, welche derzeit zum größten Theile der Familie der Lippenblütler angehören. Heutzutage werden »Gymnospermen« Pflanzen genannt, welche eine gesonderte, von vielen Forschern als Übergang aufgefasste Stellung einnehmen, da sie, namentlich in den Befruchtungsverhältnissen, vermittelnd zwischen den Kryptogamen und den übrigen Phanerogamen auftreten. Auch die Ausbildung der Laubblätter (in sehr vielen, wenn auch nicht in allen Fällen), die Blütenanlage, die Gestalt der Blütenanlage usw. sind morphologische Merkmale, welche, im Vereine mit dem anatomischen Baue, der genannten Pflanzengruppe eine Stellung für sich in der Systematik einräumen. Bevor es jedoch zu einer allgemeineren Anerkennung dieser gesonderten Gruppe kam, gab es der Widersprüche gar viele, und die gegentheiligsten Ansichten wurden darüber hartnäckig lange Zeit vertheidigt, wie uns der zweite Abschnitt der vorliegenden Abhandlung belehrt. Der dritte Abschnitt führt detailliertere Schilderungen der drei Gymnospermen-Ordnungen, nämlich der Cycadeen, Coniferen und Gnetaceen, mit deren weiteren Gliederungen vor.

Triest. R. Solla.

---

52. **Witte, Dr. E., Das Ideal des Bewegungsspieles und seine Verwirklichung.** Progr. der St. Annen-Schule in Petersburg. Mai 1896, 8°, 45 SS.

»Nicht in der Person des Lehrers oder sonstigen äußeren Einflüssen, sondern in dem einem Spiele selbst eigenen inneren Reiz liegt die Gewähr, die Jugend dauernd zu fesseln und dem Jugendspiele einen festen Halt zu sichern« ist das Leitmotiv der Abhandlung; der folgerechten Frage: »Welche Bestandtheile muss ein Bewegungsspiel haben, um auf die Jugend einen dauernden Reiz zu üben?« gilt im wesentlichen ihr Inhalt.

Zur Beantwortung dieser Frage die Erfahrung als ungeeignet abzuweisen und der rein begrifflichen Deduction allein das Wort zu ertheilen, wie es der Verf. einleitend den Anschein gewinnen lässt, möchte bei einem Begriffe aus der Welt des Realen vom Standpunkte moderner Erkenntnistheorie zunächst als ein missliches Unternehmen erscheinen. Allein da es sich bald zeigt, dass sonderbarerweise als summum experientiae nur die Statistik der Beliebtheit eines Spieles aufgefasst wird und die Synthese des Begriffes »Spiel« sich durchaus aus Elementen der im gewöhnlichen Wortverstande genommenen Erfahrung aufbaut, so reduciert sich jenes Bedenken auf die ungebräuchliche Einschränkung des Gebietes des Erfahrungsbegriffes. Nachdem die Synthese des Spielbegriffes unter sehr sorgfältiger und umsichtiger Beachtung der einschlägigen Momente der Praxis vorgenommen wird, so kann es nicht wundernehmen, dass die spätere Analyse nur durchaus richtige und anerkennenswerte Folgerungen ergibt, und es stellt sich sohin die ganze Betrachtung als einer jener angenehmen Umwege dar, gegen die auch

ein Stuart Mill, der lehrreichen Aus- und Überblicke wegen, nichts einwenden könnte. Der 3. Abschnitt der Schrift erörtert auf gesondertem, durchaus nicht theoretischem, sondern recht praktischem Wege die Wesenheit der Spielreize und liefert damit am deutlichsten den Beweis, dass der Begriff des Spieles selbst für die Erkenntnis des höchst erreichbaren Reizes keinen Anhaltspunkt bieten kann. Mit dem unwiderleglichen Ergebnisse, »dass eine klare Idee, richtige Abmessung der körperlichen und geistigen Arbeit neben der Möglichkeit feinen Zusammen- und lebhaften Gegenspieles die Haupterfordernisse eines guten reizvollen Spieles bilden«, denen sich noch die Forderung gesellt, dass es ein Partei- und Partie-Spiel sei, schließt der »theoretische« Theil der Abhandlung, dem noch der Versuch einer Neugestaltung des deutschen Schlagballspieles unter Berücksichtigung der eben gewonnenen Resultate sich anreiht. Wir gestehen der Reform, nach welcher der Ball durch ein Thor geschlagen werden muss, um giltig zu sein, großes Geschick zu, vermögen aber nicht zuzugeben, dass eine so bedeutende Umwälzung zur Erreichung des erstrebten Zieles, dem Spiele mit größerer Prägnanz den Stempel eines ernsteren Kampfspieles aufzudrücken, nöthig und wünschenswert sei, wie überhaupt die Untersuchung, wieweit ein Spiel variiert werden dürfe, ohne das Anrecht auf seinen Namen zu verlieren, eine logisch und mit Rücksicht auf die Häufigkeit ähnlicher Bestrebungen auch praktisch dankbare Aufgabe wäre.

Die Abhandlung muss als eine erfreuliche Bereicherung der Spielliteratur bezeichnet werden. Die Feststellung des Begriffes »Spiel«, die Abwägung der Spielreize gegeneinander und die Bewertung der Spiele nach diesem Princip geben dem Verf. zu einer Reihe feiner, wertvoller Untersuchungen Anlass. Es ist eine Arbeit, die nicht nur auf der Höhe der modernsten pädagogischen Bewegung steht und die völlige Kenntnis der Literatur und Bestrebungen zur Grundlage hat, sondern auch zum ernsten Fortschritt erheblich beizutragen geeignet ist.

Baden. Ludwig Lechner.

Aufruf.

Die »Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen« bereitet die Herausgabe der Übersicht über die Leistungen der Deutschböhmen auf diesen Gebieten für die Jahre 1895, 1896 und 1897 vor. Im Interesse der so wünschenswerten Vollständigkeit der Angaben ergeht an alle aus Böhmen stammenden oder in Böhmen lebenden, fachwissenschaftlich oder schriftstellerisch thätigen Deutschen (z. B. auf dem Gebiete der Jurisprudenz, Medicin, der humanistischen und realistischen, sowie der technischen Disciplinen usw.) das höfliche Ersuchen, falls sie mit ihren Arbeiten in den früheren Jahrgängen noch nicht vertreten waren, die Angaben über ihre von 1895 bis 1897 fallenden schriftstellerischen Leistungen möglichst bald an die Kanzlei der Gesellschaft (Prag, I., Husgasse, Palais Clam-Gallas) einzusenden und auch die Bekanntgabe des Geburtsortes, Geburtsjahres, des derzeitigen Aufenthaltsortes und der Berufsstellung anzuschließen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die „Protokolle" des Concils von Basel und ihre jüngste Ausgabe.

Mit Rücksicht auf das außerordentlich große und vielgestaltige Handschriftenmaterial für die Geschichte des Concils von Basel, welches zum Theile noch ungedruckt in zahlreichen Bibliotheken und Archiven zerstreut ist, kann es gewiss in hohem Maße erfreulich sein, wenn zu den bereits vorhandenen Publicationen, welche einen Theil dieser Quellen gedruckt enthalten, neue und ergänzende Mittheilungen hinzukommen.

Das darf auch mit Rücksicht auf die Monumenta conciliorum gesagt werden, welche ihrer ursprünglichen Anlage nach eine abschließende Quellenzusammenstellung nicht planen. Durch die Monumenta conciliorum sollte nur die Grundlage für weitere Studien gegeben werden, und es bietet insbesondere das fast die ganze Concilszeit behandelnde Geschichtswerk des Juan de Segovia, Historia gestorum generalis synodi Basiliensis,[1] durch seine Ausführlichkeit und seine Benützung der Concilsacten Gelegenheit, kleinere Materialien in die chronologische Reihenfolge, die es gibt, einzureihen und in Vergleichung mit seinem umfangreichen Text darzustellen. Durch diese Erwägungen müsste ein neues Unternehmen logischerweise bestimmt sein. Ein solches konnte nur davon ausgehen, das Material aus den hauptsächlichsten Archiven in Regestenform zusammenzustellen. Es schien Hoffnung vorhanden, dass diese Arbeit, die berufen war, eine Lücke in unserer Quellenkenntnis über die Geschichte des Concils von Basel auszufüllen, nunmehr durchgeführt werden würde, und zwar durch einen jüngeren Historiker, Johannes Haller, der mit Unterstützung der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel die Aufgabe übernahm, „dem Concil ein Sammelwerk behufs Mittheilung der noch nicht bekannten, wertvolleren Quellen zu widmen".

[1] Monumenta conciliorum, Bd. II. III.

Von diesem Werke sind unter dem Titel „Concilium Basiliense, Studien und Quellen zur Geschichte des Concils von Basel“, Basel 1896 und 1897, bisher zwei Bände erschienen, und schon die Rücksicht auf die große, historische Epoche, um die es sich handelt, rechtfertigte es, ihnen eine eingehende Betrachtung zu widmen. Indem ich eine solche im Nachfolgenden versuche, will ich gleichzeitig die Gelegenheit benützen, einige der Forschungsergebnisse, die ich bei dem im Auftrage der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien für die Herausgabe der Monumenta conciliorum vorgenommenen Hilfsarbeiten gewann, zu verwerten.

Über die Auffassung der Aufgabe des „Concilium Basiliense“ und über die wichtigsten Quellen, welche darin zur Mittheilung gelangen würden, sollte bereits eine Art Vorbericht Aufschluss geben, welchen Haller in von Sybels Historischer Zeitschrift Bd. 74 unter dem Titel „Die Protokolle des Concils von Basel“ (S. 385—406) veröffentlichte.

Dieser Aufsatz ist hauptsächlich der Kritik des Liber diurnus concilii Basiliensis des Concilsnotar Petrus Bruneti[1]) gewidmet, welchen schon Palacky in den Sitzungsberichten der Wiener kais. Akademie der Wissenschaften, 11. Bd., S. 279—284, behandelt hat. Palackys Ansicht gieng dahin, dass wir im Liber diurnus ein Journal des Notars Bruneti, also doch wohl eine von ihm ausgehende und für seine Zwecke bestimmte Aufzeichnung vor uns haben. Die Frage, ob diese Bestimmung Palackys, welcher sich auch Beer a. a. O. anschloss, anzunehmen sei, beschäftigt nun Haller in dem gedachten Aufsatze gleichfalls. Nachdem er S. 387 die Pariser Handschriften des Liber diurnus als eine für den Notar (Bruneti) des Concils gefertigte (gleichzeitig und allmählich entstandene[2])) Abschrift charakterisiert hat, bemerkt er, auf ihren Inhalt übergehend, S. 390: „Wir dürfen getrost das Wort Protokoll aussprechen. Unser Codex ist ein Protokoll über Verhandlungen des Basler Concils von 1432—1436, seine Angaben die notariellen Aufzeichnungen, auf Grund deren der Notar Bruneti auf Verlangen seine Instrumente ausfertigte, wie es nach Angabe des Codex selbst vorkam“, und S. 390 unten: „Eine andere Frage dagegen ist nicht abzuweisen: stellt das Notariatsprotokoll des

---

[1]) Par. bibl. nat. cod. lat. 15623, 15624. Davon verfertigte Baluze im Jahre 1698 zwei Copien Par. cod. lat. 1497 und 1515. Die erstere ist vollständig und schon von Baluze zur Edition bestimmt, die letztere unvollständig. Beer, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 124. Band, VI. Abhandlung, S. 6 ff.

[2]) Wie Haller dies verstanden haben will, ersehen wir aus einer Bemerkung S. 387: „Schon der erste Blick in den 291 Blätter starken Papierfolianten belehrt einen, dass die Handschrift nicht in einem Zuge, sondern in zahlreichen, meist ziemlich kurzen Absätzen, in der Regel mit einem neuen Tagesdatum beginnend, geschrieben ist, deren Anfänge sich aufs deutlichste auszeichnen.“ Eine nähere Betrachtung der Handschriften zeigt im Gegentheile, dass sie in einem Zuge geschrieben sind, ja manchesmal ist der Beginn einer neuer Congregation nicht einmal durch vergrößerte Buchstaben hervorgehoben.

Bruneti nur die Aufzeichnungen über Vorgänge, bei denen er selbst notierte, dar, ist es sein ganz persönliches Register — in welchem Falle es zwar eine wertvolle, aber doch vielleicht nur sehr unvollständige Quelle für uns wäre —, oder ist es ein rein amtliches Journal über alles, was beim Concil unter der Verantwortung des ersten Notars, wenn auch nicht immer durch ihn selbst, gebucht wurde? Mit einem Worte: haben wir bloß das persönliche Protokoll eines Notars, oder das officielle des Concils vor uns?“

Wollte man diese Fragestellung maßgebend für die ganze Untersuchung halten, so wäre überhaupt jede übrige Beweisführung überflüssig, denn Thatsache ist ja, dass im Liber diurnus nur der Bericht über die Verhandlungen in den allgemeinen Congregationen und in der Deputatio de communibus, also nicht über alles, was im Concil vorgieng, vertreten ist. Damit wäre also die Identität des Liber diurnus mit dem officiellen Protokolle des Basler Concils in der Fassung Hallers von vornherein abgewiesen.

Doch sei davon, dass Brunetis Liber diurnus nicht alle Verhandlungen des Concils enthält, einstweilen abgesehen und dieser Umstand auf eine aus sachlichen Gründen vielleicht beabsichtigte Theilung zurückgeführt.

Zur Erhärtung seiner Ansicht bringt Haller S. 388 und 389 ein Beispiel eines Congregationsberichtes und knüpft daran die Bemerkung S. 389: „Wenn dies nun eine „Zusammenstellung aus Collectaneen“ sein soll, so wäre der Mann zu bewundern, der sie in solchem Stile, in so correcter Anordnung und übrigens zu einem unerfindlichen Zwecke vorgenommen hätte.“ Er vergisst hier aber, dass diese correcte Anordnung nicht etwa eine Eigenthümlichkeit Brunetis, sondern die allgemeine von den Notaren des Concils gebrauchte Zusammenstellung der Sitzungsberichte ist, die sich ja auch genau, fast mechanisch an die thatsächlichen Vorgänge hält. Die allgemeine Anwendung dieser Stilistik geht aus den Bruchstücken von Congregationsberichten, die wir aus der Feder anderer Notare besitzen, hervor.

Ein solches ist uns aus dem Journal des Concilsnotar Michael Galteri erhalten [1]) und zeigt dieselbe Anordnung.

Es handelt sich um die Sitzung vom 4. December 1436, welche auch im Liber diurnus [2]) enthalten ist. Wir können also eine Vergleichung zwischen beiden anstellen. Gleich der Anfang zeigt eine gewisse Verschiedenheit.

Galteri, cod. vind. 5104, f. 170: Anno domini MIIII^c XXXVI die martis quarta decembris in generali congregacione sacri Basiliensis concilii presidente ibidem reverendissimo domino	Bruneti, cod. par. 15624, f. 291′: Die martis quarta mensis decembris MIIII^c XXXVI in generali congregacione presidente domino cardinali legato assistentibus dominis cardinalibus sancti

[1]) Wiener Hofbibliothek cod. 5104, f. 170 ff.
[2]) Paris bibl. nat. cod. lat. 15624, f. 291′.

. - :abine, Petri, Arelatensis, Lugdunensis,
r-rmania Lubicensis, sancti Poncii, Dig-
. lecta nensis, Conchensis, Burgensis,
. minorum Lausanenensis, Petragoricensis,
episcopis, presentibus domino de
Sagobia, de Hungaria etc...
Concordata etc.

. .nnen wir aus der Gleichheit im Aufbau und
auf dem Concil eine Art Amtsstil gebildet
. - ..correcte Anordnung" nicht Eigenthum Bru-

.ich, dass Galteri ganz unabhängig von Bruneti
..ungen protokolliert. Auf die Concordate, welche
. beiden gleichen, folgt bei Galteri nur mehr der
Gesandtschaft des Königs von Aragonien. Bruneti
Rede des Patriarchen von Antiochia, eine Rede
..en und dann erst die Gesandtschaft des Königs
. . . Noch größere Verschiedenheit zeigen die Berichte
. . vom 5. December. Es ergibt sich also, dass
. . der Notar für sich ein Handbuch verfasste, auf
dann den an ihn gestellten Anforderungen bezüg-
. . gung von Notariatsinstrumenten und Ertheilung
gerecht werden konnte. Der gebräuchlichste Name
. . . Dieser findet sich bei Bruneti selbst. In den
. riebenen Concordata concilii Basiliensis Par. bibl.
. . findet sich S. 73 z. B. am 4. December 1436
. . . für ein fehlendes Concordat auf das Manuale:
. .diem, ubi sunt duo concordata de die martis
. . Wirklich stehen die Concordate des 4. Decembers
. . cod. 15624, f. 296.
. private Aufzeichnung des Liber diurnus spricht
. .and, dass Bruneti die Handschriften nach Arras
. . diese das officielle Protokoll vorstellten, so
. . .nust doch einen empfindlichen Schaden für das
. . der doch im Frieden vom Concil schied, hatte
. . diese Weise die Arbeiten desselben zu stören.
. . .ber diurnus ein officielles Protokoll gewesen,
. . auch auf der Handschrift näher verzeichnet sein.
. .runeti gegebene Titel ist „Acta concilii Basiliensis",
. .s hat es erst Baluze genannt. Dieser Titel
. .siliensis" sagt gar nichts, denn er findet sich
. . nat. cod. lat. 15625, welcher Sessionsdecrete,
. . und Supplikenformeln ganz zusammenhangslos

. . .n hebt Haller schon Hist. Zeitschr. S. 406 hervor.
. .tung erkennt er erst Concilium Basiliense II, S. XII

. . O. S. 4.

enthält, und ist überhaupt der überall gebräuchliche Ausdruck für Actensammlungen des Concils.

Auch aus inneren Gründen darf man Brunetis Werk nicht als officielles Protokoll ansehen. Eine Durchsicht, die ich zu diesem Zwecke vornahm, ergab an zahlreichen Stellen, dass Bruneti oft auch von Dingen berichtet, die absolut nicht in ein officielles Protokoll gehören. So berichtet er am 8. Juli 1435, cod. 15624, f. 63 von der unter merkwürdigen Umständen erfolgten Wiederbekehrung eines Juden, ebenda f. 144 am 2. Januar 1436, dass im Hause des castilischen Gesandten Feuer ausgebrochen sei. Am 21. Februar 1436, cod. 15624, f. 167′ und am 16. März, f. 182′ bringt er Verhandlungen nach geschlossener Congregation (dissoluta congregacione). Häufig kommt auch der Ausdruck „per me Bruneti" vor, so z. B. am 30. Juli 1436, Par. cod. 15624, f. 241′. „Deinde de mandato sacri concilii per me Bruneti lecta fuit."

Zudem theilt er, wie z. B. Par. cod. 15624, f. 193′ am 14. August 1436, die Sessionsdecrete nur ihren Titel nach mit; in ein officielles Protokoll, das nach Haller alles, was im Concil vorkam, enthalten sollte, müssten auch diese aufgenommen worden sein.

Hiemit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass ein officielles Protokoll bestanden habe. Dieses wurde, wie das Constanzer Protokoll, von den Notaren zusammengestellt,[1] und ein solches hat, wie wir aus seinem Werke entnehmen können, auch Iohannes de Segovia in seinen „Gesta concilii Basiliensis" benützt.

Zu den Hilfsarbeiten, welche ich im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für die Herausgabe der Monumenta conciliorum unternahm, gehörte auch die Vergleichung der „Gesta concilii Basiliensis" des Iohannes de Segovia mit dem Liber diurnus Brunetis. Diese ergab abgesehen davon, dass natürlich Iohannes de Segovia die Ereignisse meistens in ihrem inneren Zusammenhange und viel ausführlicher[2] bringt, Bruneti aber streng die chronologische Reihenfolge innehält, zuweilen eine große inhaltliche, manchmal auch wörtliche Übereinstimmung, welche sich nicht bloß auf die gleichlautende Wiedergabe von officiell ausgefertigten Schriftstücken beschränkt. Der Liber diurnus selbst kann dem Iohannes de Segovia nicht vorgelegen sein,[3] da ihn ja Bruneti nach Arras mitnahm. Außerdem lassen auch manche Stellen in seinem Werke für den Zeitraum nach 1436 die Benützung einer protokollartigen Aufzeichnung vermuthen. Dies weist auf die Heran-

---

[1] Iohannes de Segovia, Mon. Conc. II 515. Protocollum a prothonotariis et notariis editum.

[2] So z. B. die Vorgänge in der Generalcongregation vom 13. und 14. Februar 1433, M. C. II, S. 333, Concilium Basiliense II, S. 348 u. 49.

[3] Im Gegensatze zu Hallers Ansicht, der Concilium Basiliense I, S. 46 ff., ohne auf die Verschiedenheiten zwischen Iohannes de Segovia und Bruneti und auf den Umstand zu achten, dass der Liber diurnus nur bis Ende 1436 reicht, diesen doch als Vorlage für die Gesta concilii Basiliensis annimmt.

ziehung eines andern Manuales oder, was wahrscheinlicher ist, des officiellen Protokolles durch Iohannes de Segovia hin.

Als Resultat unserer Untersuchungen sei festgestellt, dass Brunetis Liber diurnus kein officielles Protokoll, sondern ein für den Notar selbst zu Orientierungszwecken geführtes Handbuch war, dass aber officielle Protokolle existierten, in welchen alle Berichte über die Verhandlungen in den Congregationen, den vier Deputationen und die Sessionsdecrete enthalten waren.

Was den Wert der vorhandenen Handschriften des Liber diurnus für die Edition betrifft, so müssen als Hauptgrundlage immer die Pariser Handschriften gelten, wobei auch die Handschrift der vaticanischen Bibliothek cod. reg. 1017 und die Copie Baluzes heranzuziehen wären.

Während Haller der ersteren fast allzugroßen Wert beilegt, wendet er sich gegen die Heranziehung der Copie Baluzes, wohl, wie ich glaube, mit Unrecht. Denn in der Copie Baluzes haben wir eine druckfertige Abschrift, die zur Edition bestimmt war. Solche Copien beiseite zu schieben, geht absolut nicht an; entspricht es doch allen Editionsregeln, neuerlichen Ausgaben ältere zugrunde zu legen, und fast mit derselben Berechtigung, mit der man cod. reg. 1017 heranzieht, darf auch Baluzes Copie berücksichtigt werden, denn auch der römische Codex ist später entstanden und keine selbständige Quelle.[1])

Hervorzuheben ist, wie wenig Aufmerksamkeit Haller auf einen paleographisch richtigen Abdruck verwendet hat. S. 404 bringt er einen Abdruck des Berichtes über die allgemeine Congregation vom 2. October 1433. Ich habe diesen Abdruck mit dem Original verglichen und entdeckte hier allein sieben Lesefehler und Auslassungen. S. 404, Z. 2 lässt er einen ganzen Satz aus. Es heißt hier bei ihm: „Et quod venerant pro bono pacis prosequende, quibus regraciati sunt“, während richtig nach dem Original, Par. cod. 15623, f. 169', stehen sollte: „Et quod venerant pro bono pacis prosequende, offerentes se ad illud bonum pacis, quibus regraciati sunt.“

Die Einleitung zum ersten Bande des Concilium Basiliense befasst sich mit einer Beschreibung der Pariser Handschriften, welche Actenmaterial zum Basler Concil enthalten. Als besonders

[1]) Nach Haller, Hist. Zeitschr. S. 398, ist er 1449 in Basel entstanden; er bemerkt hiezu: „Die Absicht des Verfassers war offenbar, eine auf authentische Quellen gestützte Geschichte des Concils mit Wiedergabe aller Actenstücke zu liefern. Für den ersten Anfang scheinen ihm nur diese letzteren vorgelegen zu haben, vielleicht noch tagebuchartige Aufzeichnungen, deren Charakter nicht zu erkennen ist. Später beschränkt er sich darauf, einen ihm vorliegenden ausführlichen Bericht über die Generalversammlungen wörtlich wiederzugeben, und er gibt auch das Einflechten der Actenstücke ganz auf, sei es aus Bequemlichkeit, sei es weil sein Material versiegte, oder weil ihm der Raum mangelte.“ Da mir diese Handschrift nicht vorliegt, kann ich mich auf eine Kritik dieser Sätze nicht einlassen.

wichtig sind auch hier wieder die Handschriften Par. codd. 15623, 15624 und 1509 hervorgehoben: cod. lat. 1509 enthält eine Sammlung von Concordaten, welche sich auch im Liber diurnus finden, hier aber selbstverständlich chronologisch in die übrigen Verhandlungen eingefügt sind. Zu der Vergleichung Hallers, welcher die Übereinstimmung der beiden Handschriften in den Concordaten und das Fehlen der Ehedispensen bei Bruneti nachgewiesen hat, wäre noch hinzuzufügen, dass am 27. October 1436 Bruneti, Par. cod. 15624, f. 275, ein Concordat anführt, welches in cod. 1509, S. 62 fehlt.

Der zweite Band des Concilium Basiliense ist ganz den Protokollen gewidmet. In der Einleitung kommt Haller wieder auf ihren Charakter zu sprechen, und nun finden wir auf einmal von ihm selbst S. IX die schon von Palacky ausgesprochene Ansicht bestätigt, dass diese Zusammenstellung Brunetis kein officielles Protokoll, sondern nur ein Handbuch des Notars war, welches er führen musste, um den Verlust der auf einzelnen Blättern und Zetteln ausgefertigten Notariatsinstrumente und Congregationsberichte zu verhüten. Doch muss es unsere Verwunderung erregen, dass Haller mit keinem Worte auf die von ihm in der Historischen Zeitschrift 74. B. ausgesprochenen Gedanken zurückkommt. Ich habe oben die Gründe, die mich zu der Annahme brachten, dass wir hier nur private Aufzeichnungen Brunetis vor uns haben, näher auseinandergesetzt und verweise hier auf dieselben als Ergänzung zu den von Haller vorgebrachten Sätzen. Anschließend an dieses Ergebnis gibt Haller biographische Notizen über Bruneti, welche nicht viel mehr ergeben als das, was schon seine Vorgänger festgestellt hatten, dass Bruneti Domherr von Arras war und 1432 vom dortigen Capitel zum Concil geschickt wurde und dasselbe Ende 1437 verließ. Zur genauen Fixierung dieses Datums dient die „Proposicio lecta in generali congregacione die veneris, qui est XX. mensis Decembris MIIII^c^XXXVII per magistrum Petrum Bruneti“ (Münchener Hofbibliothek cod. lat. 3590, f. 33—37'). Es sind die Worte, mit denen sich Bruneti vom Concil verabschiedete; er erklärte darin, dass er mit der nun eingeschlagenen Richtung desselben nicht einverstanden sei und es deshalb verlassen müsse. So schied er also nach dem 20. December 1437 vom Concil und nahm sein Manuale und seine übrigen Schriften mit.

Im weiteren beschäftigt sich Haller mit den protokollartigen Aufzeichnungen der römischen Handschrift cod. reg. 1017 und ihrem Verhältnisse zum Manuale Brunetis und setzt die Gesichtspunkte, die bei der Ausgabe des Liber diurnus zu beobachten seien, auseinander.

Dieser zweite Band des Concilium Basiliense bringt einstweilen die Ausgabe des Liber diurnus bis Ende 1433 und einige Documente aus cod. reg. 1017 als Beilagen.

Bei der Copierung der Handschriften sind manche Fehler unterlaufen. Ich verglich den Congregationsbericht vom 11. October

1433 bei Haller, Concilium Basiliense II, S. 497—501 mit dem Original Par. cod. lat. 15623, f. 171′—173 und fand hier allein sieben Lesefehler und Auslassungen. So setzt Haller z. B. S. 500, Z. 31, wo es heißen soll: quod sacrum concilium deputaverat dominos cardinales et certos alios deputatos ..., bloß: quod deputaverat dominos cardinales et certos alios deputatos, was den Satz sinnlos macht, schreibt S. 498, Z. 24 statt magistros Stephanum de Novaria legum doctorem et Henricum de Beinhem nur magistr*um* Stephanum ... et Henricum de Beinhem. Außerdem verglich ich auch das dem zweiten Bande des Concilium Basiliense beiliegende Facsimile mit dem Texte und fand auch hier einen Fehler. S. 224, Z. 9 löst Haller die Kürzung universitatis Avinionen̄ ganz ungerechtfertigt auf in universatis Avinionensium. Einige Zeilen später schreibt er dann selbst für Avinionen̄ Avinionensis.

Über das Register, das Haller seiner Ausgabe beifügt, hätte ich gleichfalls einiges zu bemerken. Vor allem wäre bei den zahlreichen, technischen Ausdrücken für die Concilsverhandlungen und ihren Geschäftsgang ein Wort- und Sachregister sehr wünschenswert. Haller gibt zwar unter den Schlagwörtern Basel civitas und Concil ein Verzeichnis von darauf bezüglichen wichtigen Ausdrücken und Bezeichnungen, doch ist dies nicht einmal alphabetisch abgefasst und so die Benützung gerade nicht erleichtert.[1]) Abgesehen davon bringt aber Haller Ausdrücke wie S. Leonardi ecclesia nur unter dem Schlagworte Basel S. 587; unter Leonardus kann man vergeblich darnach suchen; dieser Vorgang ist doch durchaus ungenügend. Derselbe Fehler macht sich bei dem Verzeichnisse von Personennamen geltend. Haller führt die einzelnen Personen — und gegen diesen Brauch ist an und für sich nichts einzuwenden — den Taufnamen voranstellend an. So z. B. ist der Schreiber Brunetis Alexander Maioris unter dem Schlagworte Alexander zu finden, worauf unter Maioris verwiesen ist. Wenn aber diese Verweisung wie bei dem Concilsnotar Iohannes Dieulefist unterbleibt, so wird dadurch das Nachschlagen sehr erschwert, denn es kommt häufig vor, dass einzelne Concilstheilnehmer in den Protokollen nur mit den Zunamen angeführt werden, wie Iohannes de Segovia nur mit Segovia, Ioh. de Hungaria nur mit Hungaria.[2])

Auch wäre es wünschenswert, wenn im Register alle Varianten einer Namensform verzeichnet wären. Bei Iohannes Rokyzana gibt Haller nur zwei Varianten an: Rocksana und Rokizana, während sich doch noch zahlreiche andere, wie S. 310, Z. 35 Rokisana, S. 315, Z. 23 Rokizano, S. 318, Z. 2 Rokisano finden.

Wien. Dr. Ludwig Bittner.

---

[1]) Außerdem ist es nicht vollständig. So z. B. fehlen die Deputationen und Congregationen.

[2]) Par. cod. 15624, f. 291′.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sechs Tragödien von Sophokles in deutscher Nachbildung von **Franz Bader**. Leipzig, S. Hirzel 1896. 8°, 497 SS.

Im Verlauf eines halben Jahres erhielten wir eine 'neue' Übersetzung (von O. Hubatsch) und eine 'Nachbildung' des Sophokles. Gemeinsam ist beiden das Preisgeben des Originalmetrums, und zwar nicht bloß in den chorischen Partien, was ich für jede Verdeutschung als selbstverständlich betrachte, sondern auch in den dialogischen. Mit dem modernen Metrum ist aber auch der Sprach-Stil des modernen Dramas eingeführt: die, wie man annimmt, für unser Lesepublicum schwer verdauliche Kost der antiken Rede ist in der Weise verdünnt, dass der ungefähre Inhalt in leichtgeschürzten, glatten und gefälligen Versen wiedergegeben wird. Und dies gilt auch von den lyrischen Partien in so hohem Grade, dass man wirklich nicht versteht, wie von schwierigen Chorgesängen des Sophokles überhaupt die Rede sein kann. Wenn es nun thatsächlich der Zweck einer Verdeutschung ist und sein soll, dem bequemen Leser den Genuss in solcher Weise zu erleichtern — man wird vielleicht beschönigend hinzufügen: um seinen Wissensdurst zu stillen und gegebenenfalls das eigentliche Studium anzuregen —, dann bedeutet Baders Werk gegenüber Hubatsch einen wirklichen Fortschritt. Das Deutsch seiner Verse ist noch durchsichtiger und verständlicher, noch gewählter und fließender, so zwar, dass man höchstens hie und da einen Satz noch einmal zu lesen braucht, um alles zu verstehen; nur sehr selten muss man das Original zurathe ziehen.[1]) Ich füge aber gleich hier hinzu, dass unser Nachbildner, wie ich bestimmt glaube behaupten zu können, manche schöne Wendung seinem Vorgänger zu verdanken hat. Das Lob nun, welches nach dem Gesagten

---

[1]) Will man sich im einzelnen orientieren, so schlage man jene Stellen nach, die ich in meiner Anzeige von Hubatsch' Sophokles (in dieser Zeitschr. 1896, S. 720 ff.) als Stichproben angeführt habe.

unsere zwei Sophokles-Übersetzer, der zweite noch mehr als der erste, für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt sind, wiegt nicht allzuschwer. Wenn sich solch schmucke Nachbildung der ehrwürdigen Dichtung in selbstbewusster Pose entgegenstellt, so vergesse man nicht, dass die Haltung der tauben Ähren inmitten der körnergeschwellten nicht minder prätentiös sich ausnimmt. Oder ist es nicht dieser Eindruck, den man von Übersetzungen erhält wie Ant. 1233 *ξίφους | ἕλκει διπλοῦς κνώδοντας* 'er zog sein Schwert', das. 1244 f. *ἡ γυνὴ πάλιν | φρούδη, πρὶν εἰπεῖν ἐσθλὸν ἢ κακὸν λόγον* 'die Frau | ist wieder fort: sie hat kein Wort gesprochen, | nicht ja noch nein', die ich statt vieler. welche man allerorten auflesen kann, als Beispiel hersetze? Wenn man so große Freiheiten sich herausnimmt, müssen nicht Ungenauigkeiten gerügt werden, wie Ai. 665 *ἐχθρῶν ἄδωρα δῶρα κοὐκ ὀνήσιμα* 'der Feinde Gaben sind | uns nicht geschenkt, sie führen ins Verderben', Ant. 1229 *τίνα νοῦν ἔσχες;* 'welch Geist hat dich ergriffen?' (warum nicht: 'was kam dir in den Sinn?', Hubatsch: 'Worauf verfiel dein Sinn?'), das. 596 *ἀρώσιμοι γὰρ χἀτέρων γύαι,* ein Vers, an welchem wir schon in unserer Anzeige des Hubatsch'schen Buches die Kunst des Übersetzers geprüft haben, 'es sprießen Ähren auch auf anderm Felde', was zwar gefällig, aber doch nicht recht verständlich ist: vielleicht: 'Gibts keinen zweiten Schoß mehr zu befruchten?', El. 1210:

Elektra: Erhöre mich, nimm mir mein Liebstes nicht.
Orestes (nimmt ihr die Urne und gibt sie einem Diener):
Ich lass ihn nicht.

Die letzten Worte verstand ich ohne Original nicht; Sophokles sagt:

ΗΛ.: *μή, πρὸς γενείου, μὴ 'ξέλῃ τὰ φίλτατα.*
ΟΡ.: *οὔ φημ' ἐάσειν.*

Jetzt erst sah ich, dass 'ihn' auf das vier monostichische Verse früher stehende 'Krug' geht und dass 'lassen' hier soviel ist als 'los-lassen'. Wie einfach wäre doch gewesen: 'ich geb' nicht nach.' (Hubatsch übersetzt hier noch schlechter: 'ich geb's nicht zu.')

Die Concessionen an die moderne Art, welche mit der Preisgebung des Originalmetrums ihren Anfang nehmen, sind in diesem geleckten Sophokles bis zum äußersten durchgeführt: selbst die letzten Etappen (von Prologos, Epeisodion, Stasimon usw. ist schon bei Hubatsch nichts zu sehen), die Theilung der Chorpartien in „Strophe", „Gegenstrophe", ev. „Nachgesang", sind geopfert, dagegen rücken die modernen „Auftritte" ein. Hierher gehört auch, dass die für die antike Diction so charakteristischen zusammengesetzten Epitheta durch breite Umschreibungen ersetzt sind: das 'speererrungene' (*δουρίληπτος* Ai. 894) Weib wird zum 'Weib, das er als Beute einst sich heimgeführt', der 'nimmerbezwungene' (*ἀνίκατος* Ant. 781) Gott wird zum 'Krieger, der nimmer erlag dem Feind', die 'haarbuschumflatterten' (*ἱππόκομοι*

nt. 116) Helme zu 'Helmen mit wallenden Schweifen'. Wir weinen ewiss den angeführten Wortbildungen der Hubatsch'schen Übersetzung keine Thräne nach: aber man kann eben schöne, echt eutsche Composita bilden, die niemandem anstößig sein werden; in solches ist z. B. bei Hubatsch 'die meerdurcheilenden' (ὠκύαλοι i. 710) Schiffe, aus denen nicht nothwendig 'schnelle Segler' verden mussten. — Fremdwörter in der Poesie sind immer missich, unerträglich dann, wenn sich das deutsche Wort gewissernaßen von selbst aufdrängt: Ant. S. 345, 7 'verpönt' statt 'verwehrt' und sofort wenige Zeilen später (V. 3 v. u.) 'beide Titel' statt 'Namen'.

Dem Ganzen geht eine 'Zueignung' voraus, welche eine recht alltägliche Geschichte in alltäglichen Versen, die dem Geschmacke des Verf.s für poetischen Ausdruck kein schönes Zeugnis ausstellen, verherrlicht. Hier eine Probe:

Du hast inzwischen kaum von mir gehört,
Mir aber trug die Zeitung hin und wieder
Von Deinem Thun und Treiben Nachricht zu.
Ich wusste Dich als Techniker in England,
In Belgien weiltest Du, dann kam von jenseits
Des Meeres Kunde, endlich tauchtest Du
Auch in Kleinasien auf und Griechenland.

Wien. Hugo Jurenka.

Constantin Ritter, Platos Gesetze. Darstellung des Inhaltes. Leipzig, Teubner 1896. 162 SS.

Mit Recht bemerkt R. in der Vorrede seiner Arbeit, dass Platons „Gesetze" bisher in weiteren Kreisen zu wenig Beachtung gefunden haben, und in der That dürfte die Zahl derjenigen, welche dieses Werk Platons nicht bloß dem Namen nach, sondern auch nach seinem Inhalte näher kennen, eine verhältnismäßig beschränkte sein. Und doch bieten die „Gesetze" einen solchen Gedankenreichthum, und zwar weniger idealen als realen Inhalts, dass auch jene Kreise von Gebildeten, welche nicht die Pflege der philologischen Wissenschaft zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, insbesondere jene, welche der Staatsverwaltung am nächsten stehen, sich mit diesem Werke bekannt machen sollten.

R. leitete bei seiner Arbeit vor allem der Gedanke, den Inhalt dieses, von der mangelhaften Form und der unsicheren Überlieferung abgesehen, ausgezeichneten Werkes Platons auch solchen, welche den Originaltext entweder nicht lesen können oder auch nicht lesen wollen, zugänglich zu machen, und seine zusammenhängende Inhaltsdarstellung ist klar, durchsichtig und erschöpfend, hält sich aber manchmal allzu ängstlich an das griechische Original. Durch diesen engen Anschluss an den Text wollte R. zugleich

seine Ansicht beweisen, dass die „Gesetze" in der überlieferten Form einen einheitlichen Plan zeigen, und dass der Herausgeber dieses Werkes, das bekanntlich Platon nicht selbst veröffentlichte, den Nachlass seines Meisters mit der größten Pietät behandelte. Inwiefern sich diese Arbeit für die philologische Textuntersuchung wertvoll erweisen wird, wie sich der Verf. verspricht, lasse ich dahingestellt.

R. hofft auch, mit seiner Inhaltsdarstellung den gebildeten Theologen einen Dienst zu erweisen, die gewiss ihr Verdammungsurtheil über das heidnische Alterthum wesentlich modificieren werden, wenn sie in den Inhalt dieser Schrift näheren Einblick gewinnen, die geläuterte griechische Ethik kennen lernen und sehen, dass schon Platon strenge Keuschheit und das Gebot der Feindesliebe predigt.

Constantin Ritter, Platos Gesetze. Commentar zum griechischen Text. Leipzig, Teubner 1896. IX u. 415 SS.

Zugleich mit der eben besprochenen Darstellung des Inhaltes hat R. auch einen Commentar des griechischen Textes der „Gesetze" herausgegeben, der die erstere Arbeit in einem gewissen Sinne ergänzt, ohne jedoch für das Verständnis derselben unentbehrlich zu sein. Die geringe Beachtung, welche gerade diesem Werke Platons entgegengebracht wird, ist wohl schuld daran, dass seit Stallbaum kein Gelehrter einen Commentar der „Gesetze" zu verfassen versucht hat, und so dürften die Arbeiten R.s den Nutzen haben, dass sich die Gelehrtenwelt vielleicht doch diesem arg vernachlässigten Werke mehr zuwendet.

Der Commentar, der alle erklärungsbedürftigen Stellen umfasst, zeichnet sich im Gegensatze zu den gewöhnlichen Commentaren durch eine gewisse Frische aus und berücksichtigt in erster Linie die Erklärung des Inhaltes, ohne jedoch die übrigen Seiten der Exegese stiefmütterlich zu behandeln. Da R. häufig von den Ansichten anderer Gelehrten abweicht, so wird er öfter polemisch, und gerade diese polemischen Auseinandersetzungen geben dem Commentar ein eigenthümliches Gepräge. Vor allem sind es die Ansichten Bruns' und Bergks, die der Verf. in seinem Commentar bekämpft; er nimmt aber auch häufig Stellung gegen Schanz, Zeller, Teichmüller, kurz er erörtert alle Fragen, welche von verschiedenen Gelehrten über die „Gesetze" als Ganzes oder über einzelne Abschnitte des Werkes angeregt worden sind.

R. selbst geht, wie schon oben erwähnt wurde, von der Ansicht aus, dass wir in den überlieferten „Gesetzen" die Arbeit in der Form, wie sie Platon hinterlassen hat, besitzen, und sucht auch in den Erklärungen seinen Standpunkt als den einzig richtigen zu beweisen. Die gleichzeitig erschienene Arbeit Kriegs, der auf Bruns fußend die redactorische Thätigkeit Philipps von

'pus in überzeugender Weise nachgewiesen hat, konnte der Verf. atürlich nicht einsehen, wäre aber kaum von seiner Anschauung bgekommen. Mag auch Bruns nicht in jeder Hinsicht recht aben, in dem Punkte müssen wir ihm doch beistimmen, dass Philipp en Nachlass Platons nicht unangetastet gelassen hat. Denn alle Widersprüche und Gedankenconfusionen, welche in den Gesetzen orkommen, lassen sich doch nicht, wie R. will, auf Rechnung es unfertigen Werkes setzen.

Wenn man auch mit R.s Ansicht bezüglich der Textüberieferung der Gesetze nicht übereinstimmt, so wäre es doch unbillig, wenn man deshalb den Wert seiner Arbeit herabsetzte, im Gegentheile, dieselbe bietet manche Anregung und kann einem eden, der sich für dieses Werk interessiert, bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. Franz Lauczizky.

Plauti Comoediae. Recensuit et emendavit Fridericus Leo. Volumen prius. Berolini apud Weidmannos 1895 (VII u. 478 SS.). Preis 18 Mk. Volumen alterum 1896 (574 SS.). Preis 20 Mk. gr. 8°.[1]

Bald nach dem Abschlusse der großen kritischen Ausgabe Ritschls durch G. Götz und Fr. Schöll und theilweise noch zusammenfallend mit dem Erscheinen ihrer handlichen kleineren, welche einen trefflichen urkundlichen, sehr maßvoll verbesserten Text aufweist, hat uns Fr. Leo mit einer neuen eingreifenderen Textesrecension des Sarsinaten bedacht. Für sie machte der scharfsinnige Gelehrte mehrjährige umfassende Studien, deren Hauptergebnisse in den anregenden „Plautinischen Forschungen" niedergelegt sind, welche seiner Ausgabe den Weg bahnen sollten.

Die Komödien sind wie in der kleineren Ausgabe Götz-Schölls genau nach der alphabetischen Folge geordnet. An die Reste der *Vidularia* schließen sich die übrigen Bruchstücke an. Ein sorgfältiger *Index nominum*, welcher außer den Eigennamen und verwandten Ausdrücken noch die von Plautus nicht latinisierten griechischen Ausdrücke enthält, macht den Beschluss.

Die Textbearbeitung beruht zunächst auf dem von W. Studemund beinahe während eines ganzen Menschenalters (1865—1889) musterhaft vorbereiteten, immer wieder nachgeprüften und vervollkommneten Apographon des Ambrosianus, das O. Seyffert erst nach dem Tode des Forschers herausgegeben hat. Dazu zog Leo G. Löwes Lesungen (namentlich zum *Miles*), welche Studemund

[1]) Die Anzeige der zwei Bände, deren Begutachtung mir vor Jahresfrist übertragen wurde, hat sich infolge meiner halbjährigen Abwesenheit von der Heimat und anderweitiger dringender Arbeiten leider verspätet

nicht mit dem Palimpseste zu vergleichen die Möglichkeit hatte, heran und verband sie vorsichtig mit den Angaben dieses. Damit, dass er die von Studemund gewählten verschiedenartigen Zeichen zur Unterscheidung größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit der Entzifferung vereinfacht hat, wird man im Interesse der Knappheit und Übersichtlichkeit des Apparates nur einverstanden sein können.[1] Für die Lesarten der anderen Handschriftenclasse benutzte der Herausgeber die größere und theilweise auch die kleinere kritische Ausgabe Götz-Schölls; er führt die Varianten aber nicht vollzählig an wie die des *A*, sondern in einer praktischen Auswahl.

Im kritischen Apparat finden sich ferner zahlreiche, meist treffende Erläuterungen der Textgestaltung. Manche Verse, die man bisher in der Regel für unecht oder änderungsbedürftig hielt, hat Leo durch Parallelen aus der griechischen oder römischen Literatur oder durch eine knapp gehaltene Erklärung überzeugend als heil dargethan. Auch sonst begegnen recht beachtenswerte Bemerkungen und Beobachtungen, welche seltene oder zweifelhafte Fälle theils metrischer und prosodischer Natur (so zu Amph. 719. Bacch. 668, Cas. 629 ff.), theils sachlicher oder sprachlicher Art (wie Asin. 23, 434, Aul. 488, 513, Bacch. 661, Capt. 73, 163. 815, 907, 936 usw.) belegen oder behandeln. Auch die den Gedankenzusammenhang und die Composition feinsinnig erläuternden Angaben (z. B. zu Amph. 881 ff., Asin. 108, 127, 568, Capt. 1016 ff.) bilden eine sehr dankenswerte Zugabe zur Ausgabe. Bedenkliche Behauptungen, wie Asin. 330 '*dives monosyllabum*', finden sich nur ganz vereinzelt.

Der Text selbst unterscheidet sich zunächst äußerlich von den anderen durch das Fallenlassen der Act- und Scenen-eintheilung. Die handschriftlich nicht beglaubigte Zerlegung der Stücke in fünf Acte geht ja sicher nicht auf den Dichter zurück, sondern auf eine noch weit jüngere Zeit als Leo (Plaut. Forsch. S. 205 ff.) annahm. Zwar beschränkt er in seiner neueren Abhandlung „Die Plautinischen Cantica und die hellenistische Lyrik"

[1]) Der Verf. sagt darüber in der Vorrede p. III: *De lectione codicis ita rettuli ut puncto notaverim litteras quas Studemundus vel puncto vel interrogationis signo vel utroque incertas esse aut quarum loco alias litteras eodem iure enotari potuisse indicavit.* Darnach könnte man meinen, dass Leo die verschiedensten Stufen der Wahrscheinlichkeit ganz gleich ausgedrückt hätte; doch hat er in der Regel, soweit ich sehe, die von Studemund durch einen Punkt als wahrscheinlich bezeichneten Buchstaben richtig gar nicht als unsicher angegeben, sondern bloß die mit einem Frageseichen oder mit beiden Zeichen versehenen. Dann scheint es mir aber nicht ganz folgerichtig, wenn Leo Capt. 920 *penum ali[bi] adọrn[et]* als Lesung des Codex *A* anführt; denn wenn er das *o*, welches Studemund für wahrscheinlich erklärt, als unsicher bezeichnet, so müsste auch unter das *a* von *alibi* und unter das *n* in *adorn* ein Punkt gefügt werden. Ebenso scheint in *me exẹmerunt* V. 924 dieses Zeichen nicht berechtigt. V. 916 *modialaẹ,s* ist die Setzung des Punktes unter das sichere *l* wohl nur ein Druckversehen.

Abh. der Ges. der Wissensch. zu Göttingen, 1897, Neue Folge I, I 12) seine ursprüngliche Ansicht selbst erheblich. Dass aber Varro, wie er hier meint, diese Eintheilung bereits für Terenz durchgeführt habe, glaube ich in der von mir bearbeiteten 3. Auflage des Phormio von Dziatzko (1897, S. 46) als unwahrscheinlich erwiesen zu haben. Von meinem Standpunkte aus kann ich also das Aufgeben der Trennung in Acte nur vollkommen billigen. Auch die viel ältere Sceneneintheilung ist wohl kaum auf den zwar bühnentechnisch so erfahrenen Plautus, sondern auf Theaterregisseure und alte Bühnenexemplare zurückzuführen. Da aber Leo der Meinung ist, die erste Recension der sog. Varronischen Komödien sei erst vom Grammatiker Valerius Probus veranstaltet worden und es lasse sich deshalb unsere Plautusüberlieferung vielfach (so in der Hiatusfrage) nicht über diese und die Hadrianische Zeit hinauf verfolgen, so fällt es auf, dass er die nach der Übereinstimmung unserer zwei Handschriftclassen in Probus' Recension offenbar schon vorhandenen Scenenüberschriften aus dem Texte in die Anmerkungen verwiesen hat. Diese dem heutigen Leser in allen Theaterausgaben begegnenden Angaben wirken m. E. durchaus nicht störend, sondern erleichtern vielmehr den raschen Überblick über die jeweilig auf der Bühne spielenden oder anwesenden Personen. Übrigens hat Leo dieser Eintheilung dadurch ein Zugeständnis gemacht, dass er bei jeder neuen Scene den Namen des oder der zuerst Sprechenden voll ausschreibt und durch den Ansatz einer neuen Zeile und eines Zwischenraumes hervorhebt.

Auch in einem andern Detail weicht Leos Ausgabe von den üblichen ab. Seit Bentley sind wir nämlich gewöhnt, in den Scenikertexten Icten gesetzt zu finden; nur die französischen Ausgaben zeigen theilweise noch bis auf die jüngste Zeit diese nicht. Der Verf. hat nur in schwierigeren Fällen, namentlich in Canticapartien, diese metrischen Hilfen geboten. Ob die Neuerung aber gerade bei Plautus mit seinen vielen prosodisch mehrdeutigen Versen und freier behandelten Metren, deren Spielarten Leo durch die Annahme mancher Auflösungen und durch die Verbindung mit anderen Rhythmen vermehrt hat, durchaus praktisch ist?

Um auch gleich die Äußerlichkeit der Orthographie kurz zu berühren, so hält sich Leo mehr an die handschriftliche Überlieferung und erstrebt in Formen wie *optumus*, *voster*, *quoius*, *malumst* keine Gleichmäßigkeit. Er schreibt also Capt. 78 *quom*, aber V. 80 *cum* (als Conj.), 433 *aestimatum*, 438 *aestumatum*, 251 *revertar*, 259 *vortere*, Trin. 171 *universum* und *avortere* nebeneinander u. dgl. m. Außergewöhnliche Formen, wie *quom* für die Präposition, *ausculari* für *osculari*, *sei* für *si*, lehnt er ab und gibt überhaupt nur die wichtigsten orthographischen Varianten an.

Bei der Unmöglichkeit, das große Werk hier eingehend textlich zu begutachten, will ich mich darauf beschränken, an größeren Theilen der vielgelesenen Komödien *Captivi* und *Tri-*

nummus die Vorzüge der Ausgabe klarzulegen und einzelne Randbemerkungen meinerseits hinzuzufügen.

Sehr bemerkenswert ist in dem übrigens unverbessert gelassenen V. 10 der *Capt.* die Conjectur *optumest* (*κάλλιστα ἔχει*) statt des handschriftlichen *optumumst*, die bündige Vertheidigung der handschriftlichen Stellung des V. 21 f. und die im V. 28 nach Reiz aufgenommene leichte Änderung *possit* statt *posset*. — Trotz der Breite und Redseligkeit der Verse 46—51 scheint mir doch diese Partie sammt V. 48 mit Recht gehalten zu sein; mit Vahlen wird auch die Wort- und Satzstellung des V. 157 vertheidigt. Zu billigen ist es ferner, dass nach den Handschriften im V. 135 *Ossa atque pellis sum miser a macritudine* und im V. 184 *nunc irim tenes* (*irim* Nebenform zu *erem* Nemes. Cyneg. 51, 57: 'Igel') aufgenommen wird statt der seit Erasmus herkömmlichen Vermuthung *ictim*. Nicht minder beachtenswert ist die Vertheilung der Antworten der Captivi von V. 208 ff. unter Philocrates und Tyndarus. Sodann wird V. 246 *Perque conservitium* wohl richtig mit Skutsch gehalten und im V. 417 eine Verschleifung von *meus esses* zu *meu' sses* angenommen, dagegen V. 438 mit Brix als unecht erklärt. Im V. 471 wird die überlieferte Lesart *unisubselli viros* unangetastet gelassen und *unisubsellium* als *μονοκοίτιον* erklärt (Plaut. Forsch. S. 295). — *Trin.* V. 51 ist an der Stellung: *Quid tua agit uxor?* nach Codex *A* festgehalten. Erwägenswert ist die in den V. 50—66 desselben Lustspiels mit den jüngeren italienischen Handschriften vorgenommene Änderung der Personenzeichen. Weiter ist mit Ritschl, *Parerg.* S. 513 ff. die Unechtheit der V. 73 f., gegen ihn aber mit Recht keine Lücke vor V. 597 angenommen. V. 94 ist die Wortfolge des *A*: *sed tu ex amicis mi(hi) es certis certissimus* als echt beibehalten und im V. 192 gleichfalls mit *A*: *fiet sedulo* statt *fit sedulo* der Palatini geschrieben.

Dagegen weicht der bestechende, in den Text gesetzte Vorschlag *Capt.* 201 *Eiulatione haud opus est, oculis haud lacrimantibus* m. E. zu weit von der handschriftlichen Überlieferung *E. h. opus est multa oculis multa miraclitis* ab, um glaublich zu sein. — Nicht concinn ist es, wenn die V. 195 ff. den *lorarii* zugetheilt werden (vgl. auch V. 354 f.), dagegen im Personenverzeichnis nur ein *lorarius* gegen die Vulgata angeführt wird. — Die böse Stelle gleich zu Beginn des Prologs V. 1 f. *Hos quos videtis stare hic captivos duos, † Illi qui astant, hi stant ambo, non sedent* lässt Leo ungeheilt. Die bisherigen Besserungsversuche (Fleckeisen: *Vincti quia*; Brix: *In vinclis qui*; Fr. Schöll: *Iugati* oder *Vi iuncti qui* und Niemeyer: *Ita vincti qui*) gehen davon aus, dass Hegio im V. 112 den Gefangenen, die bisher mit schweren Ketten zusammengefesselt waren, leichtere Einzelschellen anlegen lässt. Doch begreift man bei diesen paläographisch meist wenig wahrscheinlichen Ergänzungen den Witz nicht, der offenbar

n den Worten des Prologsprechers liegen soll. Ich denke, wie n den V. 11 ff. direct ein Unzufriedener und Unruhiger aus dem südländisch aufgeregten Theaterpublicum, welches wegen Platzmangels theilweise zum Stehen gezwungen ist, mit den Worten angesprochen wird: *Negat hercle ille ultimus: áccedito* (wo der Hiat wohl durch *illic* zu beseitigen ist). *Si non ubi sedeas locus est, est ubi ambules, Quando histrionem cogis mendicarier. Ego me tua causa, ne erres, non rupturus sum,* so wird wohl auch hier auf die ständige Bitte des Prologisten um Ruhe angespielt. Ich möchte deshalb an *⟨Tranqu⟩illi qui astant, i stant ambo, non sedent* denken. Gemeint ist dann: 'Obwohl die zwei Gefangenen stehen müssen (und dazu so ungünstig), sind sie doch ruhig, keineswegs aufgeregt wie ihr.' Zum Gebrauche des Wortes *tranquillus* vgl. Amph. 958, Bacch. 765, 1174, Cist. 652, Poen. 1236. — Die Ausscheidung von *vel* im V. 90: [*Vel*] *ire éxtra* scheint nicht nöthig, da die Verkürzung des *i* im einsilbig gewordenen *ire* nach dem Iambenkürzungsgesetze erfolgen kann (vgl. außer Klotz, Grundz. altröm. Metrik, S. 83 auch Fr. Skutsch, *Satura Viadrina,* S. 135). — Nicht beizustimmen vermag ich weiterhin Leos Schreibung im V. 99 (*quaestum*) *inhonestum et maxime alienum ingenio suo*; denn das Fehlen des *et* im besten zur Stelle erhaltenen Codex *B* wird durch den Gebrauch im Altlatein empfohlen, das die asyndetische Paarung von Begriffen liebt (z. B. gleichfalls bei Adjectiven Capt. 406, 722 u. a.). — Zwar ist die Ergänzung von *nam* zu Beginn des V. 104 nach schließendem *recipiam* paläographisch leicht, aber das Vorausgehen der nämlichen Partikel, ohne dass anaphorische Verwendung beabsichtigt wäre, begünstigt diesen Vorschlag weniger als etwa die Aufnahme von *neculla est* für das handschr. *nullast.* — An die Messung des V. 232 *Nam fére maxíma pars mórem hunc* || *hominés habént: quod sibi volúnt* kann ich nicht glauben. — Im V. 297 ist das überlieferte *quae tamen scio scire* auffällig; der Zusammenhang verlangt m. E. die Hervorhebung der angesprochenen Person, also *scito.* — Die Angabe zu V. 337 '*sed ted oro hoc* Brixius' ist dahin zu verbessern, dass dieser Vorschlag nach Guyets' Vorgange von Fleckeisen und Ritschl (Neue Plaut. Exc. I, 30), von Brix aber die Vermuthung *tecum oro hoc* herrührt. — Die Überlieferung im V. 403 übernimmt Leo in der Form: *Neque te commeruisse culpam* (*neque me adversatum tibi*). Durch die Klammern wird zwar der Anstoß, dass der Subjectsaccusativ *te* zum folgenden *gessisse morem* gehört, gemildert, aber die übrigen Bedenken Brix' gegen diese Lesart dürften dadurch nicht behoben sein. — V. 420 f. schlägt der Verf. paläographisch leicht *quantis ⟨lautus⟩ laudibus* (Spengel: *lautis l.*) *Suom erum servos collaudavit* vor unter Hinweis auf das Bruchstück des *Paras. piger: Ambo magna laude lauti*; aber das an unserer Stelle vorhergehende *Videas corde amare inter se* und die folgende Erwähnung des gegenseitigen Lobes scheinen mir eine

Ergänzung wie *quantis* ⟨*servom erus*⟩ *laudibus, Suom erum servos collaudavit* näher zu legen. — Die in den Text gesetzte Fassung des V. 429 *Istaec dicta te experiri et operis et factis volo* ist durch den Plural von *opera* auffällig, der ganz ähnliche Bedeutung mit *factis* besitzt. Da aber *et-et* verschiedene Begriffe voraussetzt, kann die Setzung der Synonyma kaum richtig sein. Der Plural in *B* ist wohl nur an das folgende *factis* angeglichen und das regelmäßige *opera* der anderen Handschriften mit dem Hiat in der Diärese ursprünglich. Die Vermuthung Leos, der Vers, der auf 425 Bezug nehmen soll, habe *Istaec dicta te experiri persequi et factis volo* zu lauten, erscheint mir etwas hart und ist nicht zwingend, wenn man *experiri* in der prägnanten Bedeutung „geltend machen, bethätigen" nimmt. — Im V. 444, einem trochäischen Septenar, belässt der Herausgeber nach der Hebung des 3. Fußes *Tu hoc age. Tu mihi erus nunc es* den Hiat nach *mihi*, welchen die Umstellung des Camerarius *nunc erus* leicht beseitigt. Leo denkt daneben an *Cogita: tu mihi*. Aber nach *cogita* ohne Demonstrativ würde doch eher Acc. c. Inf. eintreten (z. B. V. 432); auch an und für sich ist es wahrscheinlicher, dass die familiäre Wendung *Tu hoc age* im Texte stand. — V. 882 ist *Iam diu?* wenig glaublich in *Iam credo?* geändert; *diu* heißt hier wohl 'am Tage'. — Trin. V. 109 zieht der Verf. *Videtque ipse ad paupertatem protractum* (*B: prostractum*) *esse se* vor; aber nach dem vorausgehenden starken Ausdruck *postquam hic eius rem confregit filius* scheint Bergks Schreibung *prostratum* angemessener. So wird nämlich nicht nur das Bild gewahrt, sondern auch der nöthige Begriff der Demüthigung zum Ausdruck gebracht; vgl. Cic. Cluent. 15 *perfregit ac prostravit omnia cupiditate ac furore* und 70 *perditum prosternamus*. — Zum Beleg für die Bezeichnung einer Person durch zwei copulativ verbundene Glieder, wie sie die von Leo richtig bewahrte Überlieferung V. 111 *eius matrem suamque uxorem* darbietet, hätten sich die aus Plaut. beigebrachten Stellen Capt. 470 *ridiculos inopesque* und Bacch. 647 *regias copias aureasque* durch die von mir in den Wiener Studien IV, 322 ff. angeführten ähnlicheren Beispiele ersetzen lassen. — Die Fassung des V. 169 nach den Handschriften *Adesurivit magis et inhiavit acrius*, den ich auch nach Leos Betonung *Ades. magis et inh.* nicht als Senar zu messen vermag, ist heil, wenn man das wahrscheinlich als Glosse eingedrungene *magis* beseitigt und *acrius* auf das erste Verbum mitbezieht, vgl. Stich. 180 *es(s)urio acrius*. — Die Bemerkung zu V. 802: *te ἀπὸ κοινοῦ positum vult Niemeyerus stud. Plaut. 5, sed ineptum est 'te amoves et moves'* halte ich nicht für zutreffend. Wie V. 798 *Abi ad thensaurum iam confestim clanculum* und das unmittelbar vorausgehende *Quid nunc stas?* darthun, ist der Begriff des Weggehens stärker betont und daher in der Verbindung *quin tu hinc amoves et te moves?* vorangestellt; für *te amove* vgl. Most. 74, *te hinc amove* Ter. Phorm. 566);

te moves geht aber nicht bloß auf das einfache Sichbewegen, sondern auch auf das Arbeiten beim Schürfen des Schatzes (etwa gleich *move manus* Pers. 772, Aul. 596), was dann im Folgenden näher ausgeführt wird: *Aperi, deprome inde auri ... quod sat est.* Dem Sinne nach kommt also das Überlieferte der Vermuthung Leos *quin tu hinc abis et te⟨saurum⟩ moves* ganz nahe. Als Beispiele für solche besonders in leidenschaftlichen Fragen oder Ausrufen nicht so seltene Verbindungen, welche zugleich durch den Vollreim den gemeinsamen Grundbegriff verstärkt zu Gehör bringen, verweise ich auf Eurip. Alcest. 400 *ὑπάκουσον ἄκουσον*, Plaut. Merc. 681 und Ter. Haut. 404 *disperii, perii*, Eun. 377 *abduc, duc* u. a. m.

Doch ich muss mit dem Lobe und meinen Bemerkungen nunmehr abbrechen. Wie meine Anzeige dargethan haben dürfte, enthält die Ausgabe viele feine Beobachtungen und geistreiche Vorschläge, darunter eine erhebliche Zahl treffender Besserungen und Erklärungen des Plautustextes. Mit ihrer von weiteren Gesichtspunkten geleiteten Betrachtungsart wirkt sie auch dort, wo man sich von der Richtigkeit ihrer Neuerungen und Änderungen nicht völlig überzeugen kann, anregend und fördernd. Die bedeutende Leistung muss jedermann, der sich mit den scenischen Dichtern befasst, sorgsam zurathe ziehen. Der Druck [1]) und die Ausstattung entspricht durchaus ihrem sachlichen Werte.

Wien. Dr. Edmund Hauler.

On the sources of Ovid's Heroides I, III, VII, X, XII. By James Nesbitt Anderson. Berlin, Calvary & Co. 1896. 139 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die aus einer Doctordissertation hervorgegangene Arbeit muss als eine recht fleißige bezeichnet werden; ob aber der vollständige Abdruck in solcher Ausdehnung sich lohnte, dürfte bezweifelt werden. Vielleicht hätte der Verf. besser gethan, wenn er einige Einzelbemerkungen, welche der Forschung noch irgendwie neue Anregung oder kleine Nachträge bieten können, ausgewählt und zu einer Abhandlung für eine Zeitschrift verarbeitet hätte. In der vorliegenden Fassung sind im großen Hapttheile bekannte Resultate wiederholt und bei den einzelnen Versen meist durch zusammenstellende Verwertung früherer Forschungen nochmals erläutert und begründet. In gewissen Fällen ist aber wohl auch da noch zwischen absichtlichen und zufälligen Anklängen zu wenig geschieden, und der Verf., welcher auch des Ref. Buch „Ovid und

[1]) Aufgefallen ist mir nur, dass es im Index unter *παῦσαι* Trin. 187 statt 192, unter *Polymachaeroplagides* Pseud. 999 st. 998 zu lauten hat, ferner dass Trin. 59 nicht zum Dat. *Lari*, sondern zum Acc. gehört und unter *Seleucus* das Beispiel Mil. 949 für den Acc. fehlt.

sein Verhältnis zu den Vorgängern" fleißig benutzte und citierte — wie er überhaupt in den Angaben über die Literatur meist genau ist — hätte u. a. manche Winke zur Vorsicht in meinem Buche „Zu späteren latein. Dichtern" I 44 ff. finden können. Dass bei dem Hauptzwecke der Schrift der Textkritik weniger Aufmerksamkeit zugewendet wurde, ist zu entschuldigen; aber ein solcher Fehler, wie zu Her. X 31 in der letzten Zeile S. 80 durfte nicht stehen bleiben, zumal da der Verf. die neuen Ausgaben von Sedlmayer und Ehwald kannte (vgl. zur Stelle auch des Ref. philolog. Abhandl. III 36). Es können derartige Winke vielleicht dienen. falls der Verf. an eine Ausdehnung der Arbeit auf weitere Stücke der Epistulae denken sollte.

Innsbruck. Anton Zingerle.

C. Iulii Caesaris bellum Gallicum. Für den Schulgebrauch ausgewählt und bearbeitet von Dr. Wilhelm Haellingk, Oberlehrer am Progymnasium zu Schwelm. I. Text. Mit einem Bilde und *einer* Karte. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchhandlung. kl. 8°, XXXII u. 205 SS. Preis geb. 1 Mk. 50 Pf. (Aus Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Classiker.)

Der zweite Grundsatz der Aschendorff'schen Classikersammlung will „größere Werke, die in ihrem ganzen Umfange in der Schule nicht gelesen werden können, in angemessener Verkürzung" geben. Dabei solle der „Forderung der neuen (preußischen) Lehrpläne überall aufs genaueste Rechnung getragen" werden, dass nämlich „die Auswahl nur in sich abgeschlossene Bilder gewähre und einen Durchblick auf das Ganze ermögliche". Das ist ein Grundsatz. der in Österreich längst in die Praxis umgesetzt wurde, daher für uns gar nichts Neues enthält. Neu — auch für uns — aber ist die Beschneidung von Cäsars gallischem Kriege. Das ist bei uns keinem Herausgeber noch eingefallen. H. fühlte auch die peinliche Lage, in die er durch den oben angeführten Grundsatz der Sammlung gerieth, und rechtfertigt sein Verfahren so: „Doch frage ich, ob einer meiner Collegen es jemals vermocht habe, in der ihm zugewiesenen Zeit den vollständigen Text in der Classe zu lesen, selbst wenn er es sich vorgenommen hätte." Das gewiss nicht, allein die Sache steht auch nicht nur so. Dachte denn der Herausgeber nicht an die Privatlectüre? Warum soll da der Quartaner, Quintaner und meinetwegen auch noch der Sextaner nicht das vollständige b. G. lesen können? Oder soll man ihn zwingen, neben seiner Ausgabe, die 1 Mk. 50 Pf. kostet, noch eine zweite vollständige zu kaufen? Und dann — ist es denn wert, ein Büchlein durch seine Unvollständigkeit zu entwerten. wenn zur Vollständigkeit verhältnismäßig gar so wenig fehlt? Ich habe nach Küblers Ausgabe ausgerechnet, dass 26 Teubnerseiten getilgt sind. 197 Seiten betragen die sieben Bücher, also

auch von diesem Standpunkte scheint die Kürzung kaum gerechtfertigt zu sein. Und schließlich noch etwas, was gar nicht so unwichtig ist für die Charakteristik unseres Schriftstellers. H. betont in seiner sehr sachlich gehaltenen und gut geschriebenen Einleitung auf S. XXII f., dass das b. G. eine Tendenzschrift sei, „daher sein (Cäsars) Bemühen, überall seine Maßregeln als unumgänglich nothwendig hinzustellen; daher auch ein gewisser Mangel an gerechter Beurtheilung der Feinde und ihrer Handlungsweise, die ihm, dem Römer, freilich nur Barbaren sind.“ Und was ein grelles Streiflicht gerade in dieser Beziehung auf ihn zu werfen geeignet war, die Dumnorixepisode, die im 1. Buche beginnt, das doch immer gelesen wird, die hat H. gestrichen. Und doch ist Dumnorix, der edle und begeisterte Vertheidiger seines unglücklichen Heimatlandes, uns viel sympathischer, er steht uns auch durch die gleichen Schicksale des großen Cheruskers unendlich näher als die Jammergestalt des Vaterlandsverräthers Divitiacus, der freilich wieder dem Römer mehr zusagt. Ich habe bei der Cäsarlectüre stets diesen Gesichtspunkt hervorgehoben. Es wirkt wie eine neue Offenbarung, wenn man einmal auch nicht auf Kosten der Wahrheit im patriotischen Sinne Cäsarlectüre treibt. Selbstverständlich zu weit darf die Sache nicht getrieben werden, ich will auch dahin nicht missverstanden sein. Auch ich bin sonst für den bekannten ethischen Hintergrund. Hiermit darf ich mich wohl für überhoben halten, ein Urtheil über die vorgenommenen Ausscheidungen abzugeben. Ich will eben bei Cäsar keine Verstümmelungen. Freilich zugeben will ich, wenn ich von meinem Standpunkte absehe, dass mit der oben angedeuteten Ausnahme die Ausscheidungen nicht unglücklich gewählt sind. H. scheidet also aus I 16, 5—22; II 12—15, 2 u. 29—34; III 1—6; 17—19; 28—29; IV 37—38; V 1—7; 25; 55—58; VI 1—8; VII 57—62. Das VIII. Buch selbstverständlich auch. Den Rest vertheilt er auf zwei Schuljahre, und zwar *a*) I—V 23 (darin als Freipartien, die allenfalls auch gelesen werden können II 1—11; III 20—27; IV 20—36) und *b*) V 24—VII (allenfalls VI 29—44; VII 6—13; 32—56).

Die Einleitung, die nunmehr folgt, und über die ich schon ein günstiges Urtheil abgegeben habe, enthält I. Cäsars Leben und Schriften und II. die Kämpfe der Römer mit den Galliern mit einer buchweise sich verbreitenden Inhaltsangabe des b. G. Eine Zeittafel ergänzt in geeigneter Weise den historischen Überblick.

Der Text ist durch Überschriften für den Schüler erläutert, und zwar nicht capitelweise, sondern zusammenfassend, indes aber oft so, dass dem Allgemeintitel Sonderüberschriften entsprechen.

Was die Textesbehandlung anlangt, so ist im allgemeinen wohl ein Anschluss an Meusel merklich, doch ist eine Selbstständigkeit gewahrt, von der man allerdings wünschen möchte, sie wäre weniger selbständig. Der Verf. sagt wohl, er werde alle

Abweichungen in einer besonderen Arbeit einer Besprechung unterziehen und seine Textesgestaltungen zu rechtfertigen suchen. Allein, wie er beispielsweise seine Wortumstellungen, die, wie ich wiederholt hervorgehoben habe, eines der schwierigsten Probleme für den Cäsarkritiker bilden, rechtfertigen will, das ist mir nicht recht begreiflich. Im 3. Buche, das ich im Vergleiche zu Meusel durchgesehen habe, zähle ich gleich 13 durch Handschriften nicht stützbare Änderungen in der Wortstellung (III 7, 4 est, auch 8, 1; 8, 1 Veneti; 2 se; 3 finitimi; 9, 1 interim; aedificari; 4 itinera; 9 quam plurimas possunt; 14, 4 a Gallis missa; 8 reliquum certamen positum erat; 23, 3 legati; 25, 1 ad pugnam; 29 -que). Das macht misstrauisch. Ebenda 8, 1 schreibt er consueverunt für das allgemein überlieferte consuerunt, ebenso 20, 4 renovaverunt für renouarunt. Ja, da muss man denn doch wohl stutzig werden. 11, 2 lässt er den Satz 'qui auxilio a Gallis dicebantur' einfach aus; 12, 1 schreibt er 'quae res' für das überlieferte 'quod'. Man greift sich an den Kopf bei dieser Art Textkritik. 20, 1 schreibt er recht schulmeisterlich pedantisch cum sciret statt cum intellegeret, wahrscheinlich weil im Hauptsatze wieder intellegebat steht. 9, 3 lässt er simul aus. 9, 10 hat α Ambiliatos, β Ambianos, H. aber schreibt Ambibarios. 7, 2 haben die Hss. proximus mare Oceanum, H. hat pr. Oceano; 24, 3 hat β inferiore animo, α infirmiore animo, H. lässt diese Bestimmung einfach aus, freilich that es auch Paul; 24, 5 ist opinione timoris (Steph.) oder timidiores X einfach ausgelassen. Oder sind das lauter Stellen, die „für den Schüler nicht übersetzbar und verständlich, für den Lehrer nicht erklärbar sein" sollen (S. XII)? 23, 3 fehlt ducesque hinter auxilia, und, da diese Vocabel ausgelassen wurde, ist auch frischweg das nicht mehr passende auctoritate in alacritate (§. 4) geändert. Ich kann mir nur denken, dass H. ducesque wegen des im §. 5 folgenden 'duces vero ii deliguntur' ausgelassen hat. Da muss ich ihn aber doch — das gilt zugleich bezüglich 20, 1 — bitten nachzulesen, was ich über die Wortwiederholungen bei Cäsar einmal gesagt habe (Serta Harteliana S. 224). Das ist für den Cäsarkritiker eine sehr wichtige Sache, mit der er sich auf jeden Fall abzufinden hat. R. Schneider hat zwar in seinem letzten Jahresbericht über Caesariana in der Berliner Gymnasial-Zeitschrift (1897, 234 f.) gemeint, dass diese Beobachtung gar nichts beweise, weil ich nebenbei auch meinte, dass man daraus schließen könne, dass Cäsar entweder stückweise oder in einem Zuge arbeitete. Schneider hätte aber nicht so schließen dürfen, wenn er beide Augen offen behalten hätte. Es handelte sich dort um Meusels eckige Klammern, die oft ihren Grund in der zu raschen Wiederholung desselben Wortes oder derselben Wendung haben. Das nur nebenbei, weil ich die bekannten, für den Betheiligten höchst unleidlichen 'Entgegnungen' und 'Erwiderungen' nicht liebe. 21, 3

schiebt H. imperatum hinter iussi ein; warum und zu welchem Zwecke, das ist ganz unklar. Als ob faciunt nicht ausreichte! 26, 4 haben die Hss. impugnare, er schreibt pugnare; freilich beseitigte er das Verbum auch I 44, 6, wo er aus β oppugnare aufnahm. Indes ist an unserer Stelle die allgemeine Überlieferung für impugnare, und die kritische ratio fordert dann eben auch für I 44, 4 dasselbe Wort, obwohl es auch Meusel nicht aufnahm. 20, 3 tilgt H. que hinter equitatu. Ja, wenn Caesar so geschrieben hätte, gienge es auch, aber die Hss. haben da einmal equitatuque, und das ist doch auch nicht schlecht. Sind der Anstoßpunkte so viele, dass man dem Herausgeber nicht beipflichten kann, so hat er doch so manches beigesteuert, das alle Beachtung verdient. So wenn er 26, 1 eductis der Hss. gegen Meusels devectis (von Paul) wieder aufnimmt, oder wenn er 12, 3 de bei suis fortunis desperare aufnahm, da alle Stellen mit sachlichem Objecte bei Cäsar sonst *de* haben. Man wird ihm auch zustimmen können, wenn er 24, 2 mit α sine *ullo* vulnere schreibt. Von der Wahl der Wortstellung 13, 6 lini inopiam rede ich weiter nicht, sie kann, muss aber nicht richtig sein. Auch dies ist für den Cäsarherausgeber ein sehr heikler Punkt (vgl. meine Schrift 'Cäsars Bürgerkrieg usw.', Progr. Czernowitz 1893, S. VI f.). An manchen Stellen hat H. gegen Meusel β vorgezogen. So 9, 3 apud für ad; 11, 1 proximi Rheno für flumini Rh.; 13, 9 erant extimescendi für erat extimescendus (α); 14, 7 praecisis für abscisis (α); 15, 2 fieri barbari für barb. f. (α) und 26, 6 ex numero milium quinquaginta für ex m. L n. In einigen Fällen wird er wohl recht haben. Ich bin auch nicht dagegen, wenn er 11, 5 Meusels Conjectur eodem für das hss. eo aufnahm. Ich habe, wie gesagt, nur das III. Buch näher beleuchtet. Das genügt aber wohl, um zu sehen, auf wie wenig gute Grundlage H. seinen Text gestellt hat. Seine Ausgabe könnte demnach, wenn sie sich wissenschaftlich geben sollte, nicht empfohlen werden. Freilich, wenn man der Ansicht huldigen sollte, dass es erlaubt sei, eine Ausgabe, sobald sie für Schulzwecke bestimmt ist, in irgendeiner Weise zustutzen zu dürfen oder gar zu sollen, dann kann man auch solche Ausgaben passieren lassen.

Druck und Ausstattung sind gleichermaßen gut. Eine mäßige Karte, die aber wegen der Beigabe moderner Namen recht instructiv ist, und das Bild der bekannten Neapler Büste Cäsars sind beigegeben.

C. Iuli Caesaris de bello Gallico libri VII. Caesar's Gallic war with an introduction, notes, and vocabulary by Francis W. Kelsey, university of Michigan. Eigth edition. Boston, Allyn and Bacon 1897. 8°, 454 u. 122 SS. Preis $ 1·25.

Es ist ein schön ausgestattetes, recht dickes, freilich auch recht theueres Schulbuch — es kostet über 3 fl. —, das da

bereits in der 8. Auflage erscheint. Man kann da, wenn man will, auf die Kaufkraft des amerikanischen Publicums schließen. Interessant sind für uns diese Bücher auch schon von culturhistorischer Seite, weil man so indirect einen Einblick in fremdes Schulwesen gewinnt. Der amerikanische Quartaner — sit venia verbo — hat es da sehr bequem eingerichtet. In der 46 Seiten starken Einleitung wird er zunächst mit der Persönlichkeit Cäsars bekannt gemacht. Der 1. Abschnitt 'Gaius Iulius Caesar' behandelt Cäsars Leben, der 2. Cäsar als Feldherrn, der 3. Cäsar als Staatsmann, der 4. Cäsar als Mann der Wissenschaft und endlich der 5. Cäsars Bildnisse. Die Darstellung ist lebendig und durch Ausblicke auf die moderne Zeit veranschaulicht.

Der 2. Abschnitt (S. 11—39) beschäftigt sich mit der Kriegskunst der Römer in Cäsars Zeit. Er zerfällt in folgende Abtheilungen: *a*) Zusammensetzung des Heeres [Legion, Hilfstruppen zu Fuß, Reiterei, Nicht-Streiter im Heere (calones, muliones, mercatores, lixae) und Train], *b*) Officiere, worunter auch die sonstigen Chargen besprochen sind, *c*) Verpflegung und Besoldung, *d*) Bekleidung und Bewaffnung der Soldaten, *e*) Fahnen und Blasinstrumente, *f*) das Heer auf dem Marsche, *g*) im Lager, *h*) in der Schlachtordnung, *i*) Verfahren gegen befestigte Plätze, und *k*) römische Kriegsschiffe. Der 3. Abschnitt behandelt den Kriegsschauplatz und zerfällt in Gallien, Germanien und Britannien. Man wird im ganzen kaum etwas sachlich gegen die Darstellung einzuwenden haben, denn K. hat sich auf dem Gebiete der Cäsarliteratur tüchtig umgesehen. Für die Anschauung des Schülers sorgen sechs sauber ausgeführte Farbentafeln, die aus Rheinhards bekannter Stuttgarter Ausgabe geschöpft sind. Manches, wie z. B. die Katapulte auf Taf. VI, ist so klein ausgefallen, dass es seinen Zweck nicht erfüllen kann. Hier wäre bei einer Neuauflage wohl nachzuhelfen. Das Lager (Taf. IV) weicht vom Rheinhard'schen etwas ab, doch hätte der Verf. auch noch die Ecken abrunden lassen sollen.

Im Texte sind an den zugehörigen Stellen 15 Karten und Pläne nach Rheinhard, Napoleon, einmal auch nach Stoffel, eingestreut, dazu noch eine Karte von Gallien, die bekannte Cäsarstatue und ein römisches Thurmkriegsschiff. Man sieht, an Anschauungsmaterial hat es der Verf. nicht fehlen lassen.

Auf S. 45 f. folgt die Inhaltsangabe des VII. Buches und dann der Text. Der Verf. huldigt hier auch der neuesten, pädagogisch sein sollenden Mode, Überschriften zu einzelnen Capiteln zu geben, zwar nicht, macht ihr aber seine Reverenz, insoferne als er größere, über mehrere Capitel sich erstreckende Stücke inhaltlich bestimmt, was man sich schließlich im Zeitalter der Elektricität gefallen lassen kann.

Was die Herstellung des Textes anlangt, so ist K. conservativ geblieben, d. h. man kann ihm nicht den Vorwurf ersparen,

lass er der ganzen Bewegung für die β-Classe ziemlich kühl gegenübersteht. Es ist das heutzutage kein Fortschritt mehr, wenn man den Standpunkt Nipperdeys für den richtigen ansieht. Die Anhänger der α-Classe kann man heute wohl an den fünf Fingern abzählen.

Ich will z. B. das IV. Buch mit Meusels Ausgabe in Vergleich setzen. . Da gibt es recht viele und bedeutsame Unterschiede. Von orthographischen Kleinigkeiten will ich absehen. — K. contrahiert das -ii des Genetivs consequent, so dass er auch spati schreibt, und die Assimilation führt er so durch, dass er sogar sumministro schreibt — ich will auch von der bekannten crux nicht reden, ob *iis* oder *his, ii* oder *hi, ab* oder *a,* das ist bei unseren gegenwärtigen Hilfsmitteln noch immer mehr weniger Gefühlssache, aber billig muss man fragen, für wen die Conjecturen gemacht werden. Ich meine da nicht die gewöhnlichen, leider so üppig wuchernden Dutzendconjecturen nach Holländerart, sondern solche, wie z. B. IV 19, 3, wo Ms. mit Paul statt *ibi* der Hss. *ibidem* aufnahm, einzig richtig, wenn man das kurz vorhergehende *hic* und das unmittelbar folgende *de*certare in Betracht zieht. Ich zähle in diesem Buche überhaupt 39 wichtigere Abweichungen vom Meusel'schen Texte. Sie erklären sich daraus, dass K. der Übereinstimmung der Hss. traut, was ja gewiss ein Standpunkt ist, und dass er, wie schon gesagt, die α-Gruppe bevorzugt. Das ist zum mindesten bedenklich, wie etwa 27, 1 zeigen mag, wo er facturos *esse* mit α schreibt, während ihn auf fact. *sese* in β die einige Zeilen tiefer (§. 6) folgende Analogie *sese* daturos — β hat noch überdies esse — hätte verweisen können. Dem Analogisten Cäsar kann man auch nicht solche Dinge zutrauen, wie 7, 5 possent α für possint β, ebenso 16, 7 oder 18, 6 respondit α statt respondet β oder 22, 3 recepit α statt recipit β usw. Bezüglich dieser Dinge wird K. wohl seine Ausgabe revidieren müssen.

Im Texte sind durchwegs die einfachen langen Silben als solche gekennzeichnet.

Es folgen nun die Anmerkungen. Sie enthalten unter anderen reichliche Verweisungen auf wahrscheinlich in Amerika gangbare Hilfsbücher, und suchen auch in der genugsam bekannten Frageform vielfach auf die grammatischen Kenntnisse der Schüler einzuwirken. Mir sind die dort genannten Bücher nicht zur Hand, allein aus den Verweisungen, sowie aus Bemerkungen, wie I 1, 1 *unam*: sc. partem, ib. *tertiam, qui* = tertiam partem ei incolunt, qui, ib. 4 zur conj. *cum* 'the conj. *cum* can be distinguished from the prep. *cum* only by the sense and the connection', ib. 5 'quam Gallos obtinere dictum est' zu *quam*: object of *obtinere* ('occupy'), which with *Gallos* stands as subject of dictum est' und dazu drei Verweisungen auf Grammatiken usw. lässt sich wohl schließen, dass der Stand der Vorkenntnisse als sehr gering vorausgesetzt wird. Wenn aber auch namentlich im ersten Buche die gramma-

tische Erklärung überwuchert und die Anleitung zur guten und richtigen Übersetzung mit als Hauptsache behandelt wird, so fehlt es nicht an Bemerkungen, die das Alterthum mit der Gegenwart in Beziehung setzen. Hieher gehören die vielen geographischen Notizen, z. B. zu I 6, wo der eine der beiden Wege, der durch das Sequanische, so charakterisiert wird: vix qua singuli carri ducerentur. K. merkt an: The narrowest point of the route is at the Defile of the Écluse (Pas de l'Ecluse), 19 Roman miles (about 17½ English miles) below Geneva. See Plan I. This route is now traversed by a railway connecting Geneva with French cities, the most difficult part being avoided by a tunnel 2½ miles long.'[1]) I 36, 5 erinnert K. bei der Phrase stipendium pendere an das Englische 'pound sterling'. Vielfach wird auf die Ergebnisse der Ausgrabungen auf gallischem Boden hingewiesen. Auch die Etymologie, namentlich der geographischen Namen, wird, soweit sie greifbar ist, gegeben. Wenn I 21, 2 legatus pro praetore mit 'lieutenant in place of the general' wiedergegeben ist, so erscheint das freilich für abendländische Begriffe gar zu modern, indes kann man daraus ersehen, wie alles dem obersten Zwecke, dem Verständnisse des Autors, in der praktischesten Weise dienstbar gemacht wird. So erklärt es sich füglich, dass beispielsweise die Schüler I 12, 7 bei dem Namen L. Piso auf die Calpurnia in Shakespeares Julius Caesar verwiesen werden. Das mag freilich zu weit gehen, allein K. hat hier offenbar — und das muss ihm zum Lobe angerechnet werden, weil es von seinem Wissen auch auf pädagogisch-didaktischem Gebiete zeigt, obwohl ich seinen Standpunkt hier nicht theilen kann — dem allermodernsten pädagogischen Schlagworte, als da heißt 'Concentration', nachgegeben. Ich kann mich mit dieser unaufrichtigsten aller pädagogischen Künstelei nicht befreunden; denn diese Art Didaktik lebt m. E. nur in wissenschaftlich sein wollender Theorie. Concentrieren wird jeder vernünftige Lehrer, aber doch nur dort, wo sich die Concentration von selbst, ungezwungen, ergibt. Will man um des Schlagwortes willen nur concentrieren, dann möge man nachweisen, wie das Pensum in dem Gegenstande, der als Mittelpunkt dieses Experiments verwendet wird, fortschreitet oder vielmehr, wie es absolviert werden kann.

Von Interesse ist für uns auch z. B. die Anweisung für den Schüler am Schlusse der Rede Cäsars I 40, wo es heißt: 'Make an analysis of this speech of Caesar's, showing to what motives and feelings of his men he appealed, and the oratorical skill with which he brought it to a climax.'

Recht gut sind solche Bemerkungen, wie VI 4, 3 zu Lutetia Parisiorum: 'the first mention of Paris in history.'

---

[1]) Die beigegebene Karte von Gallien enthält zur Orientierung auch moderne Namen.

Dcch diese Andeutungen mögen genügen. K. hat mit seinen nmerkungen eine tüchtige Arbeit geliefert, die nicht bloß der elehrung der Schüler dient. Da kann auch der Wissende so ianches Wertvolle finden.

S. 434 bringt ein Verzeichnis der Züge Cäsars; sie lassen ich auch auf der Karte verfolgen.

Darauf wendet sich der Herausgeber an die Studierenden und ibt ihnen eine Anleitung zur erfolgreichen Übersetzung des Cäsar-extes. Drei Dinge seien nothwendig: 'the thought, translation ınd explanation.' Das wird dann des näheren ausgeführt. Der !. Punkt scheint der wichtigste zu sein. Es folgen einige Über-etzungsgesetze. Auf S. 437 f. sind die wichtigsten literarischen Hilfsmittel zu Cäsar zusammengestellt; daran schließen sich 'Idioms ınd phrases' und Aussprache der Eigennamen, wofür ein ganzes Vocalisationssystem herangezogen wird, für englische Schüler eine Nothwendigkeit. Den Beschluss macht ein die Etymologie berücksichtigendes Vocabular, das zwar kurz gehalten ist, aber ausreichende Belehrung bietet. Die Ausstattung des Buches ist, wie schon gesagt, glänzend (Leinwandeinband mit Lederrücken und Golddruck); der Druck ist correct.

Das Buch mag wohl seinen Zweck daheim vollkommen erfüllen, aber auch unsere Herausgeber werden gut thun, sich dem Studium dieser Ausgabe zu widmen. Man kann für die Einrichtung unserer Schullectüre daraus vielfach lernen. Wäre man bei uns seinerzeit nicht gar so zugeknöpft gewesen, dann wäre es auch unmöglich gewesen, dass die gewisse, sich jetzt so breit machende 'freund'liche 'Literatur' sosehr in die Halme hätte schießen können. In unserer gar so unphilologischen Zeit ist es für die Betheiligten und überhaupt für alle, die der antiken Bildung noch eine Berechtigung zusprechen, ein wahrhafter Trost, dass gerade in Amerika so treffliche Hilfsmittel für den classischen Unterricht geschaffen werden.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Cornelii Nepotis Vitae. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Andreas Weidner. Mit Einleitung, Namensverzeichnis und Anhang versehen von Johann Schmidt. 4. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky. 8°. XVIII u. 178 SS. 24 Abbildungen und 6 Karten.

Ein Werk peinlicher Sorgfalt und musterhaften Fleißes, das verbürgen schon die Namen der beiden Herausgeber; gleichwohl wird man sich mit der Einrichtung der Ausgabe nicht in allem einverstanden erklären können. Doch was ich in dieser Hinsicht zu sagen habe, gilt gewiss nicht den verdienstvollen Herausgebern, sondern der ganzen jetzt beliebten Richtung, der auch sie gefolgt sind. Welch ein dünnes Bändchen war ein Nepos der alten Zeit,

bald hätte ich gesagt der guten alten Zeit! Und jetzt ein Nepos mit fast 200 Seiten! Das ist wohl auf den ersten Blick mehr, als der Magen eines Tertianers zu verdauen mag. Mir ist, offen gestanden, das jetzt so beliebte umfangreiche Beiwerk bei den Classikerausgaben überhaupt nicht sympathisch; bald lenkt es von der Hauptsache ab, bald zerstreut und stört es geradezu, wie die in manchen Ausgaben sich findenden läppischen Bilder, die unsere aufgeweckten Jungen nur zum Lachen herausfordern, bald behindert es den Lehrer in seiner Freiheit, wenn er es nicht ganz beiseite lassen will, was freilich oft das Beste ist. Auch in der vorliegenden Ausgabe könnte man so manches entrathen, so vor allem die „Vorbemerkungen" zu den einzelnen Lebensbeschreibungen, die ja doch eigentlich nicht viel anderes als Inhaltsangaben sind, und den Inhalt des zu Lesenden brauchen und sollen die Schüler doch nicht vor der Lectüre kennen lernen. Entlastet könnte ferner auch das „Namensverzeichnis" werden. Allbekannte Namen sowie Namen von Personen, über die nicht mehr gesagt wird, als sich aus der betreffenden Stelle von selbst ergibt, können ganz gut wegfallen; das Namenregister einer Schulausgabe braucht nicht absolute Vollständigkeit zu beanspruchen, sondern nur die Namen zu commentieren, über welche der Schüler im Lexikon nichts oder nicht Genügendes findet. Überflüssig erscheint endlich der ganze umfangreiche Anhang. Das über römische Kriegs-, Staats- und Privatalterthümer Gesagte kann darum leicht entfallen, weil Biographien, die mit der römischen Geschichte zusammenhängen, nicht häufig gelesen werden; manches davon lässt sich auch besser in höheren Classen systematisch zusammenfassen. Was die griechischen Antiquitäten betrifft, so gehören die Kriegsalterthümer in die Quinta zur Xenophonlectüre; die Abschnitte über spartanische und athenische Verfassen helfen nicht viel: namentlich der letztere ist — wenn auch durchaus correct — in so vagen, allgemeinen Ausdrücken gehalten, dass er nur von dem verstanden werden kann, der den Gegenstand bereits gründlich und im Detail inne hat. — All dem gegenüber kann man einwenden, dass es auch kein Unglück ist, wenn das Buch zuviel enthält; der Lehrer kann ja beiseite lassen, was ihm nicht passt: doch möchte ich auch gegründete Bedenken gegen die Einrichtung des Textes selbst erheben. Und hier möchte ich es nochmals ganz besonders betonen, dass es sich hier um eine allgemeine, principielle Frage handelt, und ich weit entfernt bin, den beiden Herausgebern irgendwie nahetreten zu wollen, deren einen ich seit mehr als zwei Decennien kenne und hochschätze. Sie folgen einem Principe, das gegenwärtig nicht nur bei uns in Österreich, sondern auch im Reiche draußen mehr und mehr die Methode zu beherrschen beginnt und das nach meiner Überzeugung (und ich weiß, dass ich mit dieser nicht allein dastehe) mit der Zeit geradezu verhängnisvoll werden wird. Dem Schüler soll nur ja jede

Denkarbeit erspart, ja das Denken förmlich abgewöhnt werden; alles soll ihm fertig auf dem Präsentierteller entgegengebracht werden; das Verabreichen besorgt ein Automat in Gestalt des Lehrers. Wieviel ließe sich über diesen Punkt sagen! Hier darf natürlich nur soviel Platz finden, als mit der Einrichtung der vorliegenden Ausgabe zusammenhängt. In dieser (und in vielen anderen, auch in solchen, die im Reiche erscheinen) findet sich beispielsweise am Rande eine deutsche Inhaltsangabe eines jeden Abschnittes (manchmal sind dies Abschnitte von drei Zeilen!) beigegeben. Wozu? Soll bei einem leichten, einfachen Autor ein 14jähriger Junge nicht imstande sein, wenn er unter Beihilfe des Lehrers einen Satz übersetzt hat, selbständig den Inhalt desselben zu finden? Aber nein, das könnte ihm schon Kopfschmerzen verursachen, seine Nerven überreizen. Darum ist es einfacher, die Sache steht schon fertig im Buche; fragt der Lehrer: 'Wovon ist hier die Rede?', so braucht der Schüler als Antwort nur die gedruckte Inhaltsangabe vorzulesen. Ich habe schon vor langem — ich weiß nicht mehr in welcher Zeitschrift oder Zeitung — den ganz ernsthaft gemeinten Vorschlag gelesen, es sollten doch in den Ausgaben am Rande immer gleich die Vocabeln angegeben sein, da das Vocabelsuchen zu viel Zeit koste. Darüber wird mancher Leser so gut wie ich gelacht haben; doch frage ich: wieviel fehlt denn heute noch zu einer solchen Einrichtung? — Sodann ist in den ersten Biographien durch gesperrten Druck das Gerippe der Construction hervorgehoben, damit sich der Schüler nur ja nicht mit dem lästigen Construieren zu plagen braucht. Ich frage überdies: was hat denn dann noch der Lehrer dabei zu thun? So schädlich es wäre, die Vorpräparation bis in die höchsten Classen constant fortzuführen und so die Schüler bis zum letzten Augenblicke am Gängelband zu führen (man raubt ihnen ja damit auch die Freude an der selbständigen Lösung von Schwierigkeiten), so werden verständige Lehrer in Tertia gewiss lange Zeit hindurch die ganze Lection in der Schule vorpräparieren; doch wird wieder die Thätigkeit des Lehrers eine mechanische, wenn der Schüler dasjenige, worauf ihn der Lehrer führen soll, in vielen Fällen schon im Buche angegeben findet; und auch der Schüler braucht sich nicht sonderlich dabei anzustrengen.

Kurzum: wer's gut mit der Jugend und mit der Gesellschaft meint, der wird sich schwer mit jenem Verweichlichungsprincipe befreunden, das, wie gesagt, noch in vielen anderen Erscheinungen zutage tritt. So erzieht man nicht Männer, die einmal für den Staat und für die Gesellschaft angestrengt arbeiten sollen.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Friedrich Blass, Grammatik des neutestamentlichen Griechisch. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1896. XII u. 329 SS. Preis 5 Mk. 40 Pf.

Dass ein Gelehrter wie Blass das Wissenswerte über die grammatischen Thatsachen des Neuen Testaments[1]) übersichtlich darzustellen und dabei für die Erklärung von Stellen Neues zu bieten weiß (an und ab sagt er S. IV der an August Fick gerichteten Vorrede, obwohl das Stellenregister 9 dreimal gespaltene Seiten füllt), braucht wohl nicht erst gesagt zu werden; für die höhere Aufgabe aber, griechische Literatur- und Volkssprache des 1. Jahrhunderts nach Christus sowie der nächstliegenden Zeiten in ihrem Verhältnisse zu Vor- und Folgezeit zu behandeln, geht B. aus praktischen Erwägungen (vgl. S. 2) über gelegentliche Andeutungen nicht hinaus, deren allerdings hoher Wert in der Anzeige von G. H. Müller (Phil. Wochenschr. 1897, 343 ff.) hervorgehoben ist. Manche Erscheinung wird hübsch aus dem classischen Griechisch hergeleitet und erklärt (vgl. 5 f. über das Verhältnis von Paulus' Rede vor Agrippa zur Literatursprache), wobei auch für die Grammatik der Classiker einiges abfällt, so 227, A. 1 die gute Bemerkung, dass für *νομίζω ὅτι* Thuk. 3, 88 mit Unrecht angeführt wird. Papyri werden häufig herangezogen, ebenso das Neugriechische, und die Hebraismen finden maßvolle Beachtung (vgl. §. 38, 1, wozu Preuß, Zum Sprachgebrauch der Oppiane S. 8, Liegnitzer Progr. 1883, angeführt werden kann, und S. 244 über *καὶ ἔλαβεν αὐτοὺς καὶ διέβη*). Doch systematisch ist nicht einmal die einschlägige Literatur überall angeführt.[2]) und gerade in dieser Hinsicht muss ich trotz Blass' gegentheiliger Ansicht (S. VI; vgl. Revue critique 1897, S. 156) bedauern, dass die im gleichen Verlage 1894 erschienene, von P. Schmiedel besorgte 8. Auflage von Winers Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms und die Grammatik von B. nebeneinander bestehen. Schmiedel hat sehr viel Literatur gesammelt, aber es fehlt an philologischer Sichtung, wie sie das Zusammenarbeiten eines Theo-

---

[1]) Auch der sog. Barnabas, der Hirt des Hermas, der echte Brief des Clemens von Rom, der sog. 2. Brief desselben und die clementinischen Homilien sind berücksichtigt.

[2]) Aus der S. 65. A. 2 angeführten Programmabhandlung von Rieder (Die mit mehr als einer Präposition zusammenges. Verba des N. T., Gumbinnen 1876; vgl. besonders S. 29, A. 31) ergibt sich, dass die Bemerkung bei B. S. 39 (§. 15 Ende) nicht ganz gut gefasst ist: 'Mit 2 Präpos. zusammenges. Verba neigen zu doppelter Augmentierung: *ἀπεκατέστη* Mc. 8, 25. *ἀπεκατεστάθη* Mt. 12, 13; ebenso Mc. 3, 5. Lc. 6, 10 (ähnl. Inschr. Papyr.); doch H 12, 4 (bei B. irrig 5) *ἀντεκατέστητε* schw. bez.' Thatsächlich ist das doppelte Augment gerade für *καθίστημι* bezeugt; sonst habe ich aus Rieder notiert: *ἀντιπαρῆλθεν* L 10, 31 u. 32. *διακατηλέγχετο* A 18, 28. *ἐγκατέκλινεν* R 9, 29 (vgl. die hier von Tischendorf gesammelten Stellen), *συγκατεψηφίσθη* A 1, 26 (vgl. *προκατήγγειλεν* A 3, 18).

logen und eines Philologen ermöglicht hätte; bei B. hingegen sind nicht einmal die Speciallexika zum Neuen Testamente irgendwo zusammengestellt.

Der Vergleich mit Winer-Schmiedel trifft nur den ersten Theil (S. 1—71), die 29 auf die Formenlehre bezüglichen Paragraphe, die, besser geordnet und mit philologisch richtigerer Methode, [1]) im wesentlichen alles enthalten, was Schmiedel auf 144 noch dazu knapper gedruckten Seiten bietet. Das philologische Moment tritt auch darin hervor, dass B. überall auf die hss. Lesarten zurückgeht, deren Zusammenstellung, auch wenn sie nicht in den Text gesetzt werden können, für den Philologen von Interesse ist. In orthographischen Fragen legt B. (S. 7) auf die Hss. keinen Wert (S. 21 scheint er aber zu schwanken, ob er mit Buresch *ὀλεθρεύω* gegen das hs. *ὀλοθρεύω* billigen soll) und auch bei den Spiritus, wo er den Hss. etwas größere Zugeständnisse macht (S. 16 f.), ist er mit Rücksicht auf die hebräischen Formen gegen sie zu befremdenden Consequenzen wie *Ἁβέλ* und *Ἑβραῖος* geneigt. In anderer Hinsicht erscheint es mir fraglich, ob wir mit B. §. 33, 1, weil der Ölberg gewöhnlich (Wilke-Grimms-Clavis gibt neun Stellen) *τὸ ὄρος τῶν ἐλαιῶν* heißt und bei *ὄνομα* der Casus in der Regel angeglichen wird, A. 1, 12 *ὄρους τοῦ καλουμένου ἐλαιῶνος* in *ἐλαιῶν* ändern und ebenso L. 19, 29; 21, 37 *ὄρος* (Acc.) *τὸ καλούμενον ἐλαιῶν* (statt *ἐλαιών*) schreiben müssen.

Für die Syntax (S. 72—297), zu der ich mit der letzten Bemerkung übergegangen bin, kann Winers 6. Auflage — die 7. ist mir nicht zugänglich — zum Vergleiche nicht herangezogen werden; es will mir aber scheinen, dass diese 53 Paragraphe (79 behandelt die Satzfügung, 80 Wortstellung, 81 Ellipse und Pleonasmus, 82 Composition der Worte und Figuren) nicht bloß durch Weglassung elementarer Auseinandersetzungen (§. 31, 1 u. 56, 1), [2]) sondern auch durch andere Anordnung, z. B. der Modus- und theilweise der Tempuslehre, einer erheblichen Kürzung fähig gewesen wäre. Wenigstens brauchte dann nicht im §. 65: 'Coniunctiv und Fut. (Präs.) Indic. in Nebensätzen' unter 9 '*ὅτε* mit Ind. Aor. . . . auch Imperf., Perf. Praes.' zu erscheinen oder an 'Infinitiv und Umschreibung mit *ἵνα*' (§. 69) unter 7 der Satz angegliedert zu werden: 'Auch der Infin. bei *πρίν* gehört im

[1]) Mit dem Interpunctionsprincip: 'Mit den Zeichen zu sparen empfiehlt sich nicht: das richtigste Princip scheint, überall da zu interpungieren, wo beim richtigen Lesen innegehalten werden muss' (S. 18), dürften nicht alle einverstanden sein.

[2]) Sie stehen einigermaßen im Widerspruche zu der wehmüthig-polemischen Bemerkung der Vorrede (S. IV; vgl. Dräsecke, Wochenschr. f. class. Phil. 1897, 33 f.), dass die Kenntnis der Femininform zu *λύων* vorausgesetzt sei; vgl. auch S. 39, 1 über *παρρησιάζομαι*: 'es steckt *πᾶν* darin, nicht *παρά*.'

allgemeinen in die Reihe dieser Infinitive, welche einem Conjunctive und nicht einem Indic. entsprechen: wiewohl *ἵνα* hier nicht eintreten kann, und der Conj., wo er steht, vom Ind. scharf geschieden steht, nämlich nach negativem Hauptsatze, dagegen der Infin. nach positivem.' Die Behandlung der Concurrenz von Infinitiv und Particip (§. 70, 1; 73, 5) hätte vielleicht gewonnen, wenn die durch Klammern angedeutete Scheidung der Verba des (Wahrnehmens), Glaubens, (Anzeigens), Sagens schärfer durchgeführt worden wäre.

Die Grammatik von B. wird nicht nur Theologen ein willkommenes Handbuch sein, sondern auch Philologen auf die Bedeutung aufmerksam machen (vgl. Dräsecke S. 35), welche das Neue Testament als Sprachdenkmal hat.

Wien. Dr. Wilh. Weinberger.

Deutsch-griechisches Schul-Wörterbuch. Von Karl Schenkl. 5., theilw. gek. Aufl. Leipzig, Teubner 1897. Lex. 8°, VIII u. 1076 SS. Preis 9 Mk.

Seit mehr denn einem Menschenalter (seit 1866) ist Schenkls deutsch-griechisches Wörterbuch in fünf starken Auflagen verbreitet, ein Erfolg, dessen sich keiner seiner Concurrenten auch nur im entferntesten rühmen kann. Die Gründe dieser Erscheinung sind klar: Schenkl hat nicht nur die praktischen Bedürfnisse, denen ein Werk wie das vorliegende zu dienen hat, strenger als seine Vorgänger ins Auge gefasst, sondern auch das lexikalische Material, das zur Verarbeitung kam, einer vollständigen Neuprüfung unterzogen und infolge dessen zahlreiche ungriechische Wörter und Wendungen aus dem Lexikon zuerst entfernt, andererseits aber in zahlreichen Punkten die Vorgänger ergänzt. Diese theilweise Neugestaltung des deutsch-griechischen Wörterbuches wurde Schenkl übrigens nur infolge der Studien möglich, die er zunächst zum Behufe seines griechisch-deutschen Wörterbuches anzustellen hatte: das Material, das er für dieses sammelte, wurde gleichzeitig auch für das später zu verfassende deutsch-griechische Wörterbuch zurechtgelegt. Soviel glaubte Ref. über die Entstehung und wissenschaftliche Bedeutung des Werkes im allgemeinen ausführen zu müssen, zumal der Verf. diesmal von seiner guten alten Gepflogenheit, die Vorreden zu den vorangehenden Auflagen wieder zum Abdruck zu bringen, leider abgegangen ist. Er meint: 'Da dies vorliegende Buch in vier Auflagen verbreitet und somit allgemein bekannt ist, brauche ich wohl das, was in dem ausführlichen Vorworte zur ersten Auflage über Plan und Einrichtung bemerkt ist, nicht mehr zu wiederholen.' Allein, erwirbt denn das Werk nach den bisherigen Erfahrungen nicht mit jeder neuen Auflage neue Freunde und interessieren sich nicht auch die alten für die in

ten Vorreden niedergelegte Geschichte der Entstehung und Entwicklung desselben? Ref. möchte diesen Punkt für die Zukunft dem verdienten Verf. zur Erwägung empfehlen.

Was nun die Abweichungen der 5. Auflage von ihrer unmittelbaren Vorgängerin anlangt, so war zunächst Kürzung dringend geboten. Das Werk hatte sich von einem Umfange von 957 Seiten allmählich bis auf 1130 Seiten erweitert, und der Verf. war noch in den ersten Bogen vorliegender Auflage daran, Ergänzungen und Besserungen aufzunehmen, sonst aber das Werk ungeändert zu lassen. Offenbar wäre der Sache durch diesen Vorgang am besten gedient gewesen. Allein da der Ruf nach Kürzung nur zu laut sich äußerte, so blieb nichts übrig, als 'was unwesentlich schien, wegzulassen, Neues aber nur dann, wenn es dringend geboten schien, aufzunehmen. So sind denn manche Artikel, welche minder gebräuchliche Wörter enthielten, weggefallen, ebenso viele Angaben, die sich auf den Sprachgebrauch der späteren Schriftsteller bezogen; auch der Ausdruck hat mehrfach Kürzungen erfahren.' Soll jedoch das Werk auf seiner bisherigen Höhe erhalten werden, so dass es nach wie vor wissenschaftlichen Zwecken dienstbar gemacht werden kann, und dass es namentlich dem Philologie Studierenden, dem es nicht dringend genug zu empfehlen ist, wenn anders deutschgriechische Elaborate zu seinen hervorragenden Obliegenheiten gehören, auch weiterhin der zuverlässigste Führer bleibe, so dürften weitere Kürzungen kaum mehr vorzunehmen sein; es auf den Umfang eines Schulbuches zu beschränken, wäre nicht nur vom rein wissenschaftlichen Standpunkte, sondern auch mit Rücksicht auf die Kreise, in denen es gegenwärtig verbreitet ist, bedauerlich.

Lateinische Übungsbücher.

Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia. Von Ph. Kautzmann, Professor am Gymnasium zu Mannheim, Dr. K. Pfaff und T. Schmidt, Professoren am Gymnasium zu Heidelberg. 4. Theil: Für Tertia. Leipzig, Teubner 1897. 8°, VIII u. 214 SS. Preis 2 Mk.

Für vorliegenden 4. Theil der 'Lese- und Übungsbücher', zu deren Bearbeitung sich die drei im Titel genannten Verfasser zusammengethan haben, wurde der Stoff großentheils Cäsars Bellum Gallicum entlehnt; die Auswahl und Vertheilung der Lectüre auf die beiden Tertien, wie sie an den meisten Anstalten Deutschlands üblich ist, war auch für das vorliegende Buch bestimmend. Sehr sympathisch berührt den Ref. die Erklärung der Verff., dass, entsprechend der Anschauung, dass das Übungsbuch keine bloße, Lehrer wie Schüler ermüdende Paraphrase des Schriftstellers bieten dürfe, ein zu enger Anschluss an den Text der Commentarien möglichst zu vermeiden gesucht wurde und dass, wo es thunlich und zweckdienlich erschien, andere literarische und monumentale

Quellen zur Ergänzung von Cäsars Darstellung herangezogen und einige mittelbar mit dem Inhalt der Commentarien in Zusammenhang stehende geschichtliche Stoffe eingefügt wurden. Daneben haben die Verff. die Wichtigkeit der Einzelsätze für Einübung der syntaktischen Regeln wohl erkannt und in beträchtlicher Zahl für den gedachten Zweck aufgenommen. Das Buch wird auch dem österreichischen Lehrer, der in Quarta Latein unterrichtet, gute Dienste thun, mag er daraus Compositionen oder Pensa entnehmen. Fällt ja die Verbalsyntax, die in erster Linie berücksichtigt wird, auch bei uns mit der Lectüre Cäsars zusammen. — Den an Cäsar sich anschließenden Stücken liegen folgende Bücher, bezw. Abschnitte des Bellum Gallicum zugrunde: I, II, III 1—6, 20—27, IV 4—36, VI 11—38, VII. Dazu kommen freigehaltene Stücke, die meist Cäsars Darstellung erläutern und erweitern. Hervorgehoben seien: Das Verpflegungswesen im römischen Heere. Der Festungskrieg der Römer. Die Märsche des römischen Heeres. Geschichte des großen und kleinen St. Bernhard. Ergänzung von Cäsars Bericht über die Culturzustände bei Celten und Germanen auf Grund anderer Quellen. Charakteristik Cäsars auf der Grundlage der Commentarien.

Vorschule zur lateinischen Lectüre für reifere Schüler. Von Wilhelm Wartenberg, Oberlehrer. 2., erw. Aufl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1897. 8°, XII u. 228 SS. Preis 2 Mk. 60 Pf.

Ein Schulbuch, das von der Schablone weit abliegt und doch innerhalb kurzer Zeit eine 2. Auflage erlebt, beansprucht hervorragendes Interesse. W.s Vorschule ist Grammatik und Übungsbuch in einem. Sie strebt nichts Geringeres an als den Schüler nach einjährigem Unterrichte für die Lectüre Cäsars zu befähigen. Nicht nur der äußere Erfolg — das Buch ist an 12 Anstalten (Reformgymnasien) eingeführt —, sondern auch die maßgebende Kritik hat bisher beredtes Zeugnis für das vom Verf. bei Lösung seiner Aufgabe bekundete Geschick abgelegt. Ref. unterlässt es, auf die Anlage des Buches gelegentlich seiner 2. Auflage näher einzugehen, nur das sei bemerkt, dass bei dem eigenartigen Unterrichtsgang, den W. hier vorzeichnet, auch an die Leistungsfähigkeit des Lehrers bedeutende Ansprüche erhoben werden, wenn anders das vorgesteckte Ziel erreicht werden soll. — Was speciell die 2. Auflage anlangt, so ist diese eine verbesserte und erweiterte, erweitert namentlich durch Übersichten und Stammgemeinschaften, die anhangsweise zum Zwecke der Wiederholung der Flexionen und der einzelnen Wörter angebracht sind, und durch Vermehrung des deutschen Übersetzungsstoffes. — Leider bleibt es hierzulande unmöglich, W.s Vorschule beim Unterrichte zugrunde zu legen — der Gedanke eines Reformgymnasiums liegt unserem an Nivellierung krankenden Schulwesen allzuferne —, aber der Kenntnisnahme der Lateinisch lehrenden Collegen ist sie entschieden wert.

ungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Cursus der Quarta. Von Dr. Fr. Holzweißig, Director des königl. Dom-Gymnasiums zu Magdeburg. Ausgabe B. (1. Einzelsätze. 2. Zusammenhängende Übungsstücke im Anschlusse an Herodot und Curtius.) Hannover. Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1898. 8°. VIII u. 188 SS. Preis 2 Mk.

Ref. kennt das Buch nicht, welches die Voraussetzung des rliegenden bildet. Der Verf. spricht von einem Übungsbuche r Quarta (6. Aufl. 1897), zu welchem das zu besprechende 'ein ıch denselben Grundsätzen bearbeiteter Parallelcursus' sei, 'welcher ben Einzelsätzen zur Einübung eines eng bemessenen grammaschen Lehrabschnittes zusammenhängende Stücke enthält, die sich haltlich nicht zu eng an den Stoff der Lectüre anschließen.' ie Anlage der Ausgabe B ersieht man zunächst aus folgender ıhaltsübersicht: I. Abtheilung: Übersetzungsstücke. *A*. Einselsätze. . Abschnitt: Einübung der wichtigsten syntaktischen Grundbegriffe. Wiederholung und Ergänzung). II.—VI. Abschnitt: Subject und 'rädicat. Casuslehre. *B*. Zusammenhängende Übungsstücke. II. Abheilung: Beispiele zur Ableitung grammatischer Regeln. III. Abheilung: Wörterverzeichnis nach der Folge der Paragraphen. — Der Vocabel- und Phrasenvorrath des Nepos, vielmehr der von lem Verf. vorgenommenen Bearbeitung des Schriftstellers, findet lurchwegs die strengste Berücksichtigung, auch in den zusammenhängenden Stücken, die sich auf die Geschichte des Crösus und Cyrus, den ionischen Aufstand und die Thaten Alexanders beziehen. 'Der aus der Lectüre gewonnene und bekannte Vocabelschatz wird auf einen anderen Inhalt übertragen, so dass die Übersetzungsstücke nicht bloße Variationen eines bereits in lateinischer Form bekannten Inhaltes sind. Gewählt ist ein Inhalt, der erfahrungsgemäß die jugendlichen Gemüther lebhaft interessiert.' Wie völlig sich hier die Ansicht des Ref. mit der des Verf.s deckt, ersehe man aus der Bemerkung des ersteren im 'Gymnasium' 1894, Sp. 791.

Aufgaben zu lateinischen Stilübungen. Mit Anmerkungen versehen von Karl Friedrich Süpfle, Großherz. Badischem Hofrath. II. Theil. Aufgaben für obere Classen. Für die österr. Gymnasien nach der 21. Auflage mit Verweisungen auf die Schulgrammatiken von Dr. A. Goldbacher, Dr. A. Scheindler und K. Schmidt (V. Thumser) bearbeitet von J. Rappold, k. k. Professor am k. k. Elisabeth-Gymnasium in Wien. 2., durchges. Aufl. Karlsruhe, Ch. Th. Groos 1897. 8°, VIII u. 420 SS. Preis 1 fl. 70 kr.

Trotzdem Süpfles Buch in den Rahmen unseres Gymnasialunterrichtes, der, von anderem abgesehen, in den deutsch-lateinischen Übungen Anschluss an die jeweilige Classenlectüre verlangt, in keiner Weise passt, wird dasselbe an zahlreichen österreichischen Gymnasien noch immer weitergeführt. Seine weite hierländische Verbreitung beweist schon der Umstand, dass nach circa zwei Jahren eine neue österreichische Auflage nothwendig geworden ist.

Der Herausgeber hat diesmal ein Übungsstück durch ein andere ersetzt, sonst jedoch nur 'etliche unbedeutende stilistische Änderungen vorgenommen', durch die der gleichzeitige Gebrauch der 1. und 2. Auflage im Unterrichte nicht alteriert wird. Im übrigen will der Herausgeber die Eigenart des Buches nicht verwischen. Nun, diese Eigenart besteht vor allem in dem berüchtigten Süpfle-Deutsch, das mit dazu beigetragen hat, uns Philologen in den Ruf der Sprachverderber zu bringen. Ausdrucksweisen wie Nr. 10 'ob Krieg mit Rom oder Frieden zu halten sei' oder Nr. 24 'eine Tochter von herangewachsenem Alter' sind entschiedene Barbarismen und lassen sich auch durch die Erklärung nicht rechtfertigen, dass 'die Übersetzung einen color latinus bekommen' soll 'und zwar mit Leichtigkeit, ohne zahlreiche Regeln'. Freilich, hätte hier der Herausgeber purgierend eingreifen wollen, wäre schließlich der alte Süpfle nicht wieder zu erkennen gewesen. Im übrigen verweist Ref. auf seine Bemerkungen in dieser Zeitschr. *1892*, S. 227, und 1893, S. 431.

Übungsstücke zum Übersetzen in das Lateinische für Abiturienten. Von Dr. Hermann Knauth, Oberlehrer an der Latina zu Halle. 1. Theil: Deutscher Text. 2. Theil: Lateinische Übersetzung. 2. Aufl. Leipzig, Freytag, Wien u. Prag, Tempsky 1897. 8°, IV u. 76 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf. = 90 kr.

Schon der äußere Erfolg des Buches, das nach Jahresfrist im Neudruck erscheint, zeugt für dessen Brauchbarkeit. Dass sich Menges Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik so allgemeiner Beliebtheit und Verbreitung erfreut, ist einfach dem Umstande zuzuschreiben, dass es den Lehrer, soweit dies eben denkbar ist, ersetzt. Dieselbe Tendenz verfolgt auch Knauths Büchlein. Der deutsche Text, der für die lateinische Übersetzung keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten bietet und von dem Mittelschlag der Abiturienten bei gutem Willen in ein lesbares Latein übertragen werden kann, ist von kurzen, häufig nur Vocabeln bietenden Bemerkungen und Winken begleitet. Der Anhang enthält auf wenigen Seiten Hauptpunkte der Stilistik, woran sich die zur nachträglichen Controle heranzuziehende lateinische Übersetzung schließt. Das Buch ist seinem Wesen nach zunächst für den Privatgebrauch bestimmt; dass es auch in der Schule mit Nutzen verwendet werden kann, betont der Verf. mit Recht und gibt für diesen Fall einige Winke, wie alsdann der Lehrvorgang einzurichten sei. Doch diese Verwendung kommt nur in zweiter Linie in Betracht. Ref. ist überzeugt, dass ein Abiturient, der das Büchlein gewissenhaft durchgearbeitet hat, ein deutsch-lateinisches Matura-Scriptum auch schwierigerer Natur ohne Mühe erledigt. — Die 2. Auflage weist nur unwesentliche Änderungen auf.

Wien. J. Golling.

Hilfsbücher für den Unterricht in der lateinischen Sprache an gymnasialen Anstalten mit lateinlosem Unterbau (Reform-Gymnasien, Reform-Realgymnasien) von Prof. Dr. Theod. Vogel, Rector, und Dr. Adolf Schwarzenberg, Oberlehrer an der Dreikönigschule (Realgymnasium) zu Dresden-Neustadt. Theil I. Lateinische Schulgrammatik von Theodor Vogel. Leipzig, B. G. Teubner 1897.

„Die immer wachsende Zahl gymnasialer Anstalten mit lateinlosem Unterbau lässt die Abfassung von Grammatiken und Übungsbüchern, die nur für Anstalten dieser Art bestimmt sind, als dringendes Bedürfnis erscheinen. Denn die für neun- und zehnjährige Sextaner bestimmten Lehr- und Übungsbücher sind ganz gewiss für den Unterricht dreizehnjähriger Untertertianer untauglich. Die weit größere Reife der Schüler, ebenso wie die inzwischen im Deutschen und Französischen erworbene logisch-grammatische Schulung darf bei der Anlage der für Tertianer bestimmten Grammatik und der Auswahl des dazu gehörigen Übungsstoffes nicht unberücksichtigt bleiben“ (Vorwort).

Obwohl das Buch auf Voraussetzungen fußt, die bei uns in Österreich an keiner Anstalt gegeben sind, möchte ich es doch seiner eigenartigen Anlage wegen der Durchsicht der philologischen Lehrer empfehlen. Die Behandlung der Declination und Conjugation ist originell, die der Syntax nach Satzkategorien schließt sich im wesentlichen an Schmalz-Wagner an. Im einzelnen wäre wohl manches zu besprechen; namentlich hätte ich eine viel weiter gehende Ausscheidung unnöthiger Details erwartet.

Bezüglich der praktischen Verwendung fehlt mir ein Urtheil.

— — Theil II. Lateinisches Lehr- und Übungsbuch von Ad. Schwarzenberg. A. Untertertia. Ebenda 1897.

Das Buch enthält Übungsstücke, die zumeist aus Einzelsätzen bestehen; die deutsch-lateinischen überwiegen. Das Materiale ist gut gewählt. Zur Einübung kommt die ganze Formenlehre, aus der Satzlehre der Nom. und Accus. cum inf., die Participialconstruction und der Abl. absolutus. Den Abschluss bildet ein Vocabularium, eine Zusammenstellung von Redewendungen und einzelne besondere Regeln und Constructionen. Für ein Jahrespensum selbst bei vorgeschrittenen Schülern des Stoffes in Hülle und Fülle.

Lehr- und Übungsbuch für den lateinischen Anfangsunterricht in Reformschulen. Nach Ostermanns Lateinischen Übungsbüchern bearbeitet von Dr. Fr. Bahnsch, Professor am königl. Gymnasium in Danzig. Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Das Buch ist für Untertertien bestimmt, in denen 12- bis 14jährige Knaben nach dem Frankfurter oder Altonaer Lehrplane in die Elemente der lateinischen Sprache eingeführt werden sollen. Nach einer Reihe von Einzelsatzstücken folgen solche zusammenhängenden Inhalts. Die Auswahl ist gut.

Wien. August Scheindler.

Tarracina-Anxur und Kaiser Galba im Romane des Petronius Arbiter. Von Dr. phil. Richard Fisch. Berlin, Heyfelder 1898. 8° 43 SS.

Nach Mommsen (Hermes XIII 106 f.) ist die Scene des Gastmahls des Trimalchio etwa Cumä oder sicher eine griechische Landstadt (colonia) an der Meeresküste unweit von Baiae und Capua. Fisch sucht nachzuweisen, dass Tarracina gemeint sei und in Trimalchio eine Carricatur Galbas zu erkennen sei, der bekanntlich aus Tarracina stammte. In unerträglicher Breite geschrieben enthält die Schrift manchen bestechenden Gedanken, besonders da, wo es sich um die Identificierung Galba-Trimalchios handelt, obwohl auch hier der Verf. sich zu vielen vorschnellen Schlüssen verleiten lässt. Wenn z. B. S. 37 als wichtiges Moment aufgeführt wird, dass Galba Päderast ist wie Trimalchio — was war denn Nero? was waren denn alle Römer jener Zeit? S. 36. pueri ... attulerunt unguentum in argentea pelve pedesque recumbentium unxerunt — soll für Galba-Trimalchios Gichtleiden etwas beweisen. Umgekehrt — es ist eine orientalische Sitte, die Trimalchio aus seiner Heimat mitbringt; evang. Ioh. XII 2: *ἡ οὖν Μαρία λαβοῦσα λίτραν μύρου νάρδου πιστικῆς πολυτίμου ἤλειψε τοὺς πόδας τοῦ Ἰησοῦ καὶ ἐξέμαξε ταῖς θριξὶν αὐτῆς τοὺς πόδας αὐτοῦ* (vgl. digitos paullulum adspersos in capite pueri tersit). Dass in Tarracina praetores (statt der gewöhnlichen duo viri) gewaltet haben sollen, lässt sich aus Sueton Tib. 39 in *praetorio* cui speluncae nomen nicht nachweisen, da praetorium nur 'Palast' heißt. Ganz verfehlt ist die Conjectur S. 20 pa[tera maiore] Tarracina statt hss. † pataracina. Ich möchte lesen Dama itaque primus cum [*pro*] *patera tina*[*m*] (ꝑpateratinā) poposcisset. Cf. Festus *tinia,* vasa vinaria, und Varro ap. Non. 544, 4 antiquissimi in conviviis utres vini primo, postea *tinas* ponebant (id est oris longi vasa cum operculo) aut cupas, tertio amphoras. Er will also nicht aus dem Glase, sondern aus dem Kruge trinken. Hauptsächlich steht den Anschauungen von Fisch entgegen, dass die colonia bei Petron ausdrücklich Graeca urbs genannt wird, was auf Anxur schlechterdings gar nicht passt. Gegen die Identificierung mit Galba spricht vornehmlich, dass Galba Witwer war, Trimalchio verheiratet ist. Ich kann Fisch nicht beistimmen.

Wien. J. M. Stowasser.

Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte von Dr. Gotthold Klee. 2. verb. Aufl. Dresden u. Berlin, Georg Bondi 1897. 8°, VII u. 184 SS.

Mit wahrer Freude begrüße ich dieses vortreffliche kleine Buch. Seit langem schätzen wir den Verf. als kundigen und geschickten Popularisator, den ernstes wissenschaftliches Streben

immer aus dem Vollen schöpfen lässt. Seiner Begabung das Problem einer knappen und doch gehaltvollen Darstellung deutscher Literatur zu stellen, darf als glücklicher Einfall bezeichnet werden. Ich kenne keine einschlägige Leistung gleichen Umfanges, die in anregendster Form so in die Tiefe geht, wie dieses Büchlein. Ein paar Zahlen mögen beweisen, welche Vorzüge es vor dem gewiss guten „Abriss der deutschen Literaturgeschichte“ von O. Lyon habe. Kaum um die Hälfte umfangreicher als dieser Abriss, widmet es über 120 Seiten der Literatur seit 1500, die Lyon auf einige 50 Seiten beschränkt. Und doch ist gerade dieser Theil deutscher Literaturgeschichte wichtiger und vor allem in Schulen größerer Beachtung wert. Der Dichtung des 19. Jahrhunderts leiht Lyon 12, Klee über 30 Seiten! Also geradezu der erste Versuch, dem Schüler ein klares, übersichtliches Bild neuester deutscher Literatur zu geben; ein Versuch, der insbesondere in seinem Schlusse ausgezeichnet geglückt ist. Mit Befriedigung stelle ich auch fest, dass Klee dem 16. Jahrhundert sein Augenmerk leiht und eine Reihe von Erscheinungen vorführt, die den landläufigen literarhistorischen Compendien unbekannt sind. Wie wenig weiß selbst in der neuesten Bearbeitung Werner Hahns weit umfänglicheres Buch von dieser Zeit zu melden. Überhaupt unterscheidet sich Klee vortheilhaft von dem eine Auflage nach der anderen erringenden Hahn'schen Leitfaden, den eine um deutsche Literarhistorik hochverdiente Buchhandlung verlegt, und der bei unzähligen falschen Daten noch immer Längstbekanntes und Längstfestgestelltes nicht erlernt hat. Klees Darstellung bedient sich aller Mittel, die ihr größte Kürze leihen können. Ein bischen zu viel bloße Werturtheile drängen sich trotzdem ein. Zu bedauern ist nur, dass die Verlagshandlung für die äußere Erscheinung des Buches keine größere Sorgfalt übrig hat, als etwa eine sparsame Druckerei für die Ausstattung eines Winkelblättchens. Es wäre wünschenswert, dass Klees ausgezeichnete Arbeit in bessere Hut gekommen wäre.

Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesammtausgabe. VII. Band. Mit Register. Bearbeitet von Albert Leitzmann. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt s. a. 8°, 415 u. CXXVIII SS.

Jonas' Angabe von Schillers Briefen ist mit dem VII. Bande zum Abschluss gekommen. Und so liegt denn das ganze Corpus in sauberer Ausstattung, mit reichem Bilderschmucke geziert, um den spottbilligen Preis von 20 Mk. zu allgemeinster Benutzung da. Mit aufrichtiger Befriedigung muss gesagt werden, dass die Verlagshandlung alles gethan hat, um dieses unerlässliche Supplement zu Schillers Werken in weiteste Kreise zu tragen. Der Schlussband bietet ein Register zu dem ganzen Werke; Leitzmann hat es klar und übersichtlich zusammengestellt. Bedauern muss ich nur,

dass Jonas wie zu diesem Register, nicht auch zu den Anmerkungen eine Hilfskraft herangezogen hat. Er selbst bekennt jetzt: „Ich scheide von der Arbeit mit dem leidigen Bewusstsein, dass die Anmerkungen öfters noch reicheres Material hätten zuführen sollen. Aber ich musste mich im wesentlichen auf meine Handbibliothek beschränken, wollte ich nicht die Vollendung der Ausgabe über Gebühr hinausschieben.“ Sollte Jonas die neue, von E. Müller besorgte Ausgabe von Schillers „Calender“ nicht besitzen (Stuttgart 1893)? Sie hätte ihm manche Erläuterung zugeführt. Ein über 80 SS. starkes „Schlusswort“ des Verf.s sucht die wichtigsten Correspondenten Schillers in ihren Beziehungen zu dem Dichter zu charakterisieren. Gewiss eine wünschenswerte Ergänzung für den Laien! Freilich wird auch der Laie das Wichtigste in den landläufigen Schillerbiographien finden. Einen biographischen Charakter hat ja auch Jonas' Darstellung gewonnen. War es indes wohl nothwendig, an dieser Stelle sich mit Portig und mit seiner gegen Goethe gerichteten Schmähschrift auseinanderzusetzen (S. 410)? Mit welchem Rechte darf ferner Jonas über Schillers Beziehungen zu den Schlegels sagen: „Seinem aufrichtigen Streben zum Höchsten stand hier ein Streberthum gegenüber, bei dem das eigene Ich sich hervordrängte“ (S. 405)? Der im Symfaullenzen sein Leben genießende Friedrich Schlegel ein Streber! Wäre er nur mehr Streber gewesen, dann hätte er manche Hoffnung mehr erfüllt, die seine in gewaltigen Plänen sich ausströmende Jugend erweckte. Geschmacksache ist es vollends, wenn Jonas von den Romantikern meint: „So wenig wie ihnen untereinander, so wenig wird dem, der sich nach den Briefen jener Tage in ihren Kreis zu versetzen sucht, mit ihnen wohl!“ Jonas' Urtheil über Charlotte v. Kalb ist nicht unanfechtbar (S. 350 ff.). Ihren Einfluss auf Schillers Dichtung hat Minor (2, 343 f.) scharf umschrieben. Nach Minor brauchte Jonas sich nicht mehr auf Vermuthungen zu beschränken, wenn er ihren Antheil am Don Carlos feststellen wollte.

Die Behandlung von Goethes „Faust“ in den oberen Classen höherer Schulen. Von K. Haehnel. 2. verb. u. verm. Aufl. Gera, Theodor Hofmann 1896. 8°, 48 SS.

Die innere Composition in Goethes epischer Dichtung „Hermann und Dorothea“. Zur ersten Centennarfeier ihrer Entstehung. Von Dr. Georg Neudecker. Würzburg. Stahel 1896. 8°, 40 SS.

Zwei der Erklärung Goethe'scher Dichtwerke gewidmete Schriften fasse ich im folgenden zusammen. Gemeinsam ist beiden nicht nur, dass sie, aus der Schulpraxis heraus verfasst, der Schule dienen wollen. Sie richten auch in übereinstimmender Art ihren Blick auf die innere Composition der behandelten Dichtung, sie wollen über die vielbeliebte Einzelerklärung hinaus zur Erfassung des Ganzen anleiten. Haehnel, der den didaktischen

weck vor allem ins Auge fasst, ist unselbständiger. Er möchte en Lehrer durch das Irrsal der Faustcommentare führen und zeigt hm, was er ins Auge fassen muss, was er nicht zu berücksichigen braucht. Er zieht die bekannten Erklärungsversuche Schröers ınd Loepers heran, er benützt Scherers Faustforschung und Faustlarstellung, er folgt aber insbesondere und mit vollem Rechte der rundigen Führung Veit Valentins, der wie kein anderer den künsterischen Zusammenhang der Faustdichtung Goethes uns geoffenbart ıat. Neudecker geht seine eigenen Wege; er stellt sich mannigach in Gegensatz zu den Erläuterern von „Hermann und Dorothea“, insbesonders zu Cholevius. Aber gerade seine gegen Cholevius gerichtete Polemik ist im Sinne Veit Valentins gedacht. Cholevius misst das Goethe'sche Epos mit einem fremden Maßstabe; Valentin will jede Dichtung aus sich selbst erklärt, das Kunstwerk in seiner Einheit aus sich selbst erfasst wissen. Sehr richtig bemerkt Neudecker einmal: „Wenn wir alles zu den 'Schattenseiten' (von 'Hermann und Dorothea') rechnen müssen, was undenkbar ist, dass es sich bei Homer finden könnte, so bleibt an dieser 'echt homerischen' Dichtung Goethes überhaupt keine Lichtseite übrig.. Homer kennt kein solches 'Weib', wie es Hermanns Mutter ist.., er kennt auch nicht dies Glück der stillen 'Geschäftigkeit' einer deutschen Bürgersfrau, kurz, er kennt eben nichts von alledem, was das Eigenthümliche an dem Lebensinhalte ist, den uns Goethe vorführt.“ Nicht aber lässt der Verf. sichs mit solcher Negation begnügen; er sucht die gedankliche Entwicklung uns Schritt für Schritt aufzuzeigen. Neben dem Nacheinander des äußeren Geschehens stellt er den inneren Zusammenhang fest. Diesen inneren Zusammenhang, diese innere Geschichte erblickt er in dem Stück Lebens- und Weltanschauung, das in der von Goethe gezeichneten Lebensentfaltung sich spiegelt. Und so charakterisiert er, mit Recht ablehnend, dass man eine Dichtung auf eine Idee reduciere, die Ideen, die von den Personen Goethes vorgebracht werden, ihren Widerstreit, ihre Bethätigung in der Dichtung. Auf diesem Wege glaubt er der Absicht Goethes am besten gerecht zu werden, der selbst von seiner Arbeit sagt, er habe das „Reinmenschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet“.

Bombards und Stadelmanns Briefwechsel. Amor und Psyche und sechs Grimm'sche Märchen aus H. Stadelmanns Nachlass auf Wunsch seiner Familie herausgegeben von H. Rubner. Ansbach, E. Brugel & Sohn 1895. 8°, IV u. 275 SS.

Heinrich Stadelmann, der 1875 im Alter von fünfundfünfzig Jahren abberufen worden ist, hat neben eigenen Gedichten Übersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen und Englischen ins

Deutsche und aus dem Deutschen ins Lateinische uns geschenkt. Am liebsten übte er seine Kunst an altchristlichen Hymnen und — an Byrons gegensätzlicher Dichtung. Sein meist in lateinischer Sprache geführter, von ihm selbst mit Vorliebe metrisch verfasster Briefwechsel mit dem Schulrathe Dr. Chr. v. Bombard wird von Rubner veröffentlicht. Ein deutscher Sonettenkranz von Bombard ist eingefügt (S. 81). Beigegeben ist eine freie Bearbeitung von Apuleius' „Amor und Psyche" und eine Nachdichtung von sechs Grimm'schen Märchen; beides in deutschen Romanzen abgefasst. Alles in allem Zeugnisse eines gewandten Formkünstlers, denen tieferer menschlicher Wert kaum zukommt.

Bern. Dr. Oskar F. Walzel.

Französische Lehrbücher.

a) Grammatische Werke und Übungsbücher.

Formenlehre und Syntax des französischen und deutschen Thätigkeitswortes von Dr. A. Meyer. Hannover, Cruse 1896. 343 SS.

Eine fleißige, offenbar für angehende Neuphilologen bestimmte Arbeit, die jedoch, namentlich in ihrem formellen Theile, nicht *mehr* auf der Höhe der Zeit steht. Im Vordergrunde der Darstellung steht das französische Verb, aber bei der Betrachtung des Geschichtlich-Formellen zeigt der Verf., dass er mit den Ergebnissen der romanischen Philologie der letzten 20 Jahre bis auf einige Entlehnungen aus Schwan, Gröber usw. nicht recht vertraut ist. Im syntaktischen Theile, der besser ist, tritt, soweit nicht Toblers „Vermischte Beiträge" benützt sind, die historische Betrachtung zurück. Da es dem Buche auch sonst an Übersichtlichkeit und an Methode gebricht, so kann man es Anfängern, soviel sie auch sonst daraus lernen könnten, nicht empfehlen. Den Nachweis für das Gesagte s. in des Ref. eingehenderen Besprechung in der Zs. f. d. Realschulwesen 1898, S. 285 ff.

Französische Syntax mit Berücksichtigung der älteren Sprache. Von G. Stier. Wolfenbüttel, J. Zwissler 1897. VIII u. 475 SS.

Diese für Lehrer bestimmte Bearbeitung der französischen Syntax zeichnet sich vor den älteren Werken von Diez und Mätzner vortheilhaft dadurch aus, dass sie die gegenwärtige Sprache von der älteren, die des Umganges von der Schrift scharf scheidet. Es werden demnach die Belege modernen Autoren entnommen und der jetzige Sprachgebrauch durch den älteren in unter dem Texte befindlichen Anmerkungen beleuchtet. Das Streben nach Vollständigkeit in der Zusammenstellung der sprachlichen Erscheinungen brachte allerdings eine gewisse Breite, namentlich bei manchen

Capiteln, mit sich. Dafür wird aber einestheils der Lernende durch die Fülle neuer Beobachtungen und das Zutreffende mancher neuen Gesichtspunkte entschädigt; anderntheils leidet dadurch kaum die Benützung des Buches dank der Übersichtlichkeit der Anlage und der klaren und präcisen Ausdrucksweise desselben. Wir stehen nicht an, diesem Werke vor allen anderen jetzt vorhandenen den Vorzug zu geben.

Die Syntax des französischen Zeitworts und ihre methodische Behandlung im Unterricht von Dr. H. Soltmann. I. Theil. Die Zeiten. Bremen, G. Winter 1897. 74 SS.

Diese auf psychologischer Grundlage aufgebaute Darstellung der Lehre der französischen Tempora im Haupt- und Nebensatze und die sehr ansprechende methodische Behandlung dieses Stoffes im Unterrichte werden Lehrern, welche über die nöthige Zeit verfügen, um dieses schwierige Capitel gründlich in der Schule zu behandeln, gewiss von großem Nutzen sein.

Die folgenden Bücher sind für den Schulgebrauch bestimmt.

Das *Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele* von Dr. S. Feist. III. Oberstufe (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1898. 196 SS.) ist die Fortsetzung der in dieser Zeitschrift 1897, S. 736 angezeigten „Mittelstufe". Eintheilung und Methode sind dieselben geblieben. Außer dem dieser Stufe angemessenen grammatischen Stoff, bei dessen Behandlung auch den Präpositionen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, finden auch die wichtigsten Synonyma und Fremdwörter Berücksichtigung. Die Lese- und Übersetzungsstücke, sowohl des Lehr- wie des Lesebuches, führen die wichtigsten Ereignisse der neueren französischen Geschichte, ferner die culturellen Einrichtungen des gegenwärtigen Frankreichs u. ä. vor. Die Geschäfts- und Handelssprache ist durch zahlreiche Muster vertreten. Nur die Gedichtsammlung bildet den wenigst originellen Theil. Mit der „Oberstufe" ist dieser consequent durchgeführte Lehrgang zum Abschluss gelangt.

Das für die zwei ersten Unterrichtsjahre im Französischen bestimmte, im Sinne der gemäßigten Reform ausgearbeitete *Elementarbuch der französischen Sprache* von J. B. Peters (Leipzig, Neumann 1893. 197 SS.) bietet einen nach Inhalt und Form gleich gediegenen, dem Gedanken- und Anschauungskreise der Schüler durchaus entsprechenden Übungsstoff. Der sich an die französischen Stücke meist eng anschließende kurze deutsche Text kann entweder zum Rückübersetzen oder als Grundlage für ein Dictat benützt werden. Auch die übersichtliche Darstellung des für diese Stufe nothwendigen lautlichen und grammatischen Materials verdient alles Lob.

Dieselbe Sorgfalt zeigt das der Einübung der französischen Formenlehre und Syntax dienende, an die „Schulgrammatik" desselben Verf.s sich anschließende *Übungsbuch* (2. verb. Aufl. Leipzig, Neumann 1897. 175 SS.). Neben den hier wohl nicht zu entbehrenden französischen und deutschen Einzelsätzen findet sich eine große Anzahl zusammenhängender französischer und deutscher Stücke, welch letztere großentheils Bearbeitungen der ersteren darstellen. Außerdem wird der grammatische Stoff eingeübt durch vom Schüler vorzunehmende Beantwortung französischer Fragen, durch Veränderung französischer vollständiger und Ergänzung unvollständiger Sätze. Für sehr gut halten wir die „nachahmenden Darstellungen", weil an solchen der Schüler sehen kann, wie derselbe Inhalt formell verschieden wiedergegeben werden kann, und er so auf die stilistischen Arbeiten vorbereitet wird. Ebenso können wir es nur billigen, dass in den letzten Stücken auch die Synonyma herangezogen werden. Diese Arbeit reiht sich den übrigen des Verf.s ebenbürtig an.

b) Lesestoffe.

1. Molière: Les Femmes Savantes. Erklärt von Dr. H. Fritsche. 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1897. 116 SS. — Dazu Anmerkungen. 63 SS.
2. Lucien Biart: Quand J' Étais Petit. Histoire d'un enfant. Adapted for use in schools with Notes and Vocabulary by J. Boïelle. B. A. Part I. Cambridge, University Press 1896. 182 SS.
3. Eudoxie Dupuis: La France en Zigzag. Im Auszug mit Kartenskizze herausgegeben von H. Bretschneider. Wolfenbüttel, J. Zwissler 1896. 269 SS. — Dazu Wörterbuch und Anmerkungen. 88 SS. (Prosateurs Modernes. B. IX.)
4. Joseph Fabre: Jeanne d'Arc, Libératrice de la France. Für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Bretschneider. Mit einer Karte. Wolfenbüttel, J. Zwissler 1896. 68 SS. (Prosateurs Modernes. B. X.)
5. Lucien Biart: Quand J'Étais Petit. Histoire d'un enfant. Mit einer Skizze von Paris herausgegeben von H. Bretschneider. Wolfenbüttel, J. Zwissler 1896. 93 SS. — Dazu Anmerkungen und Wörterbuch. 51 SS. (Prosateurs Modernes. B. XI.)

Nr. 1. Fritsches Ausgabe der Femmes Savantes, schon in der 1. Auflage eine verdienstliche Arbeit, erscheint hier in durchaus verbesserter Gestalt. Sowohl in der literarhistorischen „Einleitung", als auch in den zahlreichen „Anmerkungen" sprachlichen, literar- und culturhistorischen Inhalts hat der Verf. die Ergebnisse der Molière-Forschung gewissenhaft verwertet und damit eine Musterausgabe geschaffen, die auch den Studierenden an der Universität gute Dienste leisten kann.

Die folgenden Lesestoffe sind durchaus prosaische, modernen Autoren entlehnte Schriften, die auszugsweise für die Schule bearbeitet sind. Unter diesen gibt Nr. 2, das elegant ausgestattete

Bändchen der New Press Series, den ersten Theil von L. Biarts Jugenderinnerungen, eine außerordentlich anziehende und für die Jugend in hohem Grade geeignete Lectüre. Die Anmerkungen unterscheiden sich von denen der folgenden Ausgaben dadurch, dass — offenbar mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der englischen Schuljugend — die sachlichen Erläuterungen hinter die sprachlichen bei weitem zurücktreten. Es werden vor allem syntaktische Erklärungen (oft recht elementarer Art), dann synonymische, lexikalische und etymologische mit zahlreichen Übersetzungen und Parallelstellen gegeben. Besonders sorgfältig ist auch das Vocabular gearbeitet.

Einen nicht minder passenden Stoff bietet Nr. 3: die in einfacher Sprache geschriebene Geschichte zweier Knaben, die ihren Vater aufsuchen und dabei einen großen Theil Frankreichs durchwandern müssen, was ihnen Gelegenheit gibt, ihre geographischen und culturellen Kenntnisse über ihr Heimatland zu erweitern. Die zahlreichen Anmerkungen sind durchaus sachlicher Natur. Unterstützend treten noch hinzu Übersetzungen unter dem Texte und ein Vocabular.

Nr. 4 bringt den bekannten historischen Stoff in der Darstellung von J. Fabre in gekürzter und theilweise modernisierter Form. Der leichte Text wird den Schülern noch mundgerechter gemacht durch unter demselben angebrachte sprachliche Erklärungen, die noch durch die sachlichen im Commentar ergänzt werden.

Nr. 5 enthält denselben Stoff wie Nr. 2, nur hat der deutsche Herausgeber zum Unterschiede vom englischen das ganze Werk mit bedeutenden Kürzungen in einem Bändchen zum Abdruck gebracht. Dem Texte geht ein kurzes Vorwort über den französischen Verfasser voraus. Auch hier wird der Schüler unterstützt durch die sprachlichen Erläuterungen unter dem Texte, durch die sachlichen Anmerkungen und das Vocabular.

Die in dieser Zeitschrift 1897, S. 740 angezeigte Sammlung französischer und englischer Schriftsteller von G. Freytag in Leipzig (österreichische Ausgabe bei Tempsky in Wien und Prag) ist durch mehrere neu (1897 und 1898) erschienene Bändchen bereichert worden:

1. É. Souvestre: L'Esclave und L'Apprenti. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Speyer. 155 SS.
2. G. Bruno: Le Tour de la France par deux enfants. Von E. Walther. Mit einer Übersichtskarte. 196 SS.
3. G. Bruno: Les Enfants de Marcel. Von Fr. Wüllenweber. 200 SS.
4. Erckmann-Chatrian: Deux Contes Populaires et Deux Contes des Bords du Rhin. Von Dr. A. Mühlau. 142 SS.
5. H. Malot: En Famille. Von Dr. E. Pariselle. 225 SS.

6. J. Claretie: Pierrille. Von Dr. Th. Engwer. 206 SS.
7. Mme. d'Arbouville: Résignation. Une Vie Heureuse. Von Dr. F. Wawra. 116 SS.

Mit Ausnahme der unter 1, 4 und 7 aufgeführten, kleinere Erzählungen enthaltenden Ausgaben bieten die anderen Verkürzungen umfangreicherer Werke. Jedes dieser schön ausgestatteten und meist auch correct gedruckten Bändchen besteht aus zwei Theilen: 1. aus der das Wichtigste über das Leben und die Werke des Verfassers bringenden Einleitung und dem Texte, 2. aus den sprachlichen und sachlichen Anmerkungen mit dem sich daran schließenden Wörterbuche. Der Inhalt, vorwiegend novellistischen Charakters, theilweise mit einem historischen Hintergrunde, ist zumeist französischen Jugendschriften entnommen oder solchen, welche der Jugend ohne Bedenken geboten werden können. Für die österreichischen Schulen bieten diese Ausgaben noch den Vortheil, dass in ihnen die vorgeschriebene Orthographie durchgeführt ist.

c) Diversa.

Die französische Interpunctionslehre. Von Dr. O. Glöde. Marburg, Elwert 1897. 47 SS.

Nach einer recht lesenswerten Einleitung über die historische Entwicklung der französischen Satzzeichen und Redestriche werden die einzelnen Fälle, in welchen dieselben jetzt gebraucht werden (desgleichen die Regeln über die Silbenbrechung und die Setzung der Accente), in gewissenhafter Anordnung vorgeführt und durch zahlreiche Beispiele erläutert.

Benedix: Die Hochzeitsreise. Lustspiel in zwei Aufzügen. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von Dr. J. Sahr. 4. Aufl. Dresden, Ehlermann 1897. 79 SS.

So wie die anderen Nummern dieser Sammlung (Französische Übungs-Bibliothek) ist auch diese (Nr. 14) mit einer das Leben und die Werke des Verfassers des Stückes behandelnden Einleitung, einem deutsch-französischem Wörterbuche und unter dem Texte befindlichen Übersetzungsnoten versehen. Ein derart bearbeiteter deutscher Text ist in hohem Grade geeignet, den Schülern die stilistischen Unterschiede zwischen den beiden Sprachen zum Bewusstsein zu bringen, und mag daher der Beachtung der Fachcollegen empfohlen sein.

Französische Vocabularien. 1. Bändchen: Die Schule (31 SS.). 2. Bändchen: Der Herbst (23 SS.). Bearbeitet von Dr. E. Goerlich. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung 1897.

Die Vocabularien dieser noch fortzusetzenden Sammlung sollen für die nach verschiedenen deutschen Lehrplänen vorzunehmenden

prechübungen über Gegenstände und Vorkommnisse des täglichen ebens einerseits dem Lehrer als feste Grundlage dienen, andererseits dem Schüler die häusliche Wiederholung erleichtern. In der Hand eines geschickten Lehrers, der diese sachlich und methodisch geordneten Wörter und Wortverbindungen nicht einfach auswendig ernen, sondern sie bei richtiger Auswahl mit Inhalt zu erfüllen weiß, werden sie ihren Zweck gewiss erreichen, namentlich wenn ie, wie das 2. Bändchen, das sich an das entsprechende Hölzelsche Bild anschließt, von vornherein einen concreten Stoff zum Ausgangspunkt nehmen.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Dr. Johann Bumüllers Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Aufl. in gänzlich neuer Bearbeitung von Director Dr. Simon Widman. III. Theil: Geschichte der Neuzeit. Freiburg i. Br., Herder 1897. XIV u. 744 SS. Preis 6 Mk., geb. in Leinwand 7 Mk. 50 Pf.

Wenn ein Lehrbuch der Weltgeschichte inmitten der immer mächtiger anschwellenden Geschichtsliteratur unserer Tage in siebenter Auflage vor die Leserwelt hintreten kann, dann ist dies wohl ein Erfolg, der an und für sich schon für den Wert desselben spricht. Und die Bearbeitung, die Bumüllers Buch durch Dr. S. Widmann erfahren hat, ist nur geeignet, demselben den ehrenvollen Ruf, den es sich errungen hat, zu erhalten und ihm neue Freunde zu gewinnen. Das Werk zeugt in allen seinen Theilen von großem Fleiße, von vielseitigen Studien und von gewissenhafter Beachtung der neuesten Forschungen. Und was besonders wohlthuend wirkt, das ist die abgeklärte Ruhe, die leidenschaftslose Unparteilichkeit, welche der Verf. auch den schroffen Gegensätzen gegenüber, welche die Neuzeit beherrschen, bewahrt. Nur wenn ihm das Schlechte in seiner widerlichsten Gestalt entgegentritt, entschlüpft ihm in moralischer Entrüstung hie und da ein unparlamentarischer Kraftausdruck, so wenn er den ärgsten Auswürfling der französischen Revolution, Marat, den „heulenden Bluthund Dantons“ nennt (S. 346). Der Verf. ist ein überzeugungsfester Katholik, dem der Fels Petri der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht ist, der in der Religion den „Grundpfeiler“ (S. 701) der bestehenden Gesellschaftsordnung schätzt, dessen Blick aber andererseits den Schäden gegenüber, die sich zu Zeiten in der katholischen Kirche eingenistet haben, doch nicht getrübt ist. Er hält auch Luther für ein „Werkzeug der Vorsehung, welche das welterschütternde Ereignis der Kirchentrennung zuließ, um für die Kirche und die Menschheit segensreiche Folgen daraus sprießen zu lassen“ (S. 59), und weist dem Urheber der Glaubensspaltung einen Platz „in der Reihe der kühnsten Geisteskämpfer“ an (S. 58). Und die gleiche Objectivität kennzeichnet auch seinen politischen Standpunkt. Er anerkennt jede

wahre Größe und würdigt rückhaltlos die Leistungen der einzelnen Völker, mögen dieselben auf staatlichem oder culturellem Gebiete liegen.

Das Buch gliedert den vierhundertjährigen Zeitraum mit seinem reichen Inhalte in drei große Perioden. In der ersten (1517—1648) lernen wir den Gang der Reformation und die heftigen Erschütterungen kennen, welche diese ins Rollen gebrachte, „längst drohende Lawine“ (S. 6) auf kirchlichem, geistigem, politischem und socialem Gebiete hervorgerufen hat, Erschütterungen, unter denen Deutschlands Kraft zusammenbrach, während Frankreich und England zu entscheidenden Machtfactoren in Europa emporstiegen (S. 1—162). Die zweite Periode (1648—1789) umfasst die Zeit der unumschränkten Fürstenmacht, die in dem crassen Despotismus Ludwigs XIV. ihre bis zum Wahnwitz gesteigerte Ausbildung gefunden, die sich aber dann zum „aufgeklärten Absolutismus“ gemildert hat, der wenigstens in einzelnen Staaten mit einer reichen Reformthätigkeit verbunden war (S. 163—322). Die dritte Periode (1789 bis jetzt) ist mit den Kämpfen um die bürgerliche und die nationale Freiheit angefüllt, die mit der großen französischen Revolution beginnen, die aber in ihren ungestümen Angriffen gegen die bestehende Gesellschaftsordnung noch fortdauern und weitere stürmische Tage erwarten lassen. Diesen Abschnitt behandelt das Buch mit besonderer Ausführlichkeit, — ist ja demselben mehr als die Hälfte seines ganzen Umfanges (S. 322—717) gewidmet. Der Verf. spinnt den Faden der Erzählung bis auf unsere Tage hinaus; S. 450 wird noch der Aufstand auf Cuba, S. 715 das jüngste Einschreiten der Großmächte in der Türkei und S. 716 der Siegeszug der kräftig aufstrebenden Japaner in dem altersmorschen „Reiche der Mitte“ erwähnt.

Es braucht wohl nach dem Voranstehenden nicht besonders hervorgehoben zu werden, dass die politische Geschichte in dem Werke stark überwiegt. Hie und da hätte denn auch eine kleine Kürzung, namentlich des kriegsgeschichtlichen Details — ich verweise beispielshalber auf den Krieg Ludwigs XIV. mit Holland (S. 194—199), auf den spanischen Erbfolgekrieg (S. 209—216) — recht gut eintreten können; doch finden auch die großen Leistungen auf culturellem Gebiete die gebürende Beachtung. Der gewaltige Aufschwung der Wissenschaften, insbesondere der das Leben immer mächtiger beeinflussenden Naturwissenschaften, die Schöpfungen der Künste, die Hebung des Gewerbes, die Ausbreitung des Handels und die Formen des wirtschaftlichen Lebens mit der zur brennenden Frage der Gegenwart gewordenen Socialreform bieten trotz der Kürze, mit der sie behandelt werden, eine ebenso reichhaltige, als interessante Abwechslung inmitten des äußeren Ganges der Staatengeschichte. Den Schluss des Buches bildet eine ausführliche „Zeittafel der wichtigsten Begebenheiten“ (S. 718—737), eine Anzahl (8) von „Regententafeln“ (S. 738 bis

10) und drei „Stammtafeln" (Hohenzollern, deutsche Linie des auses Habsburg, Haus Habsburg-Lothringen).

Als eine rühmenswerte Seite des vorliegenden Buches muss ch seine klare, frische und von verflachender Weitschweifigkeit :h ebenso wie von allzu gedrängter, an Dunkelheit grenzender irze freihaltende Schreibweise hervorgehoben werden.

Bei der Sorgfalt, mit welcher das Buch gearbeitet ist, be- gnen Unrichtigkeiten nur selten. S. 37 wird als Theilnehmer ι dem Bündnisse von Gotha-Torgau (1526) Johann Friedrich n Sachsen genannt. Es soll wohl heißen: „Johann der Beständige". ieselbe Verwechslung findet sich nochmals S. 39 bei Besprechung r Pack'schen Händel. — Soliman II. unternahm seinen letzten riegszug gegen den Kaiser nicht im Jahre 1567 (S. 122), ndern im Jahre 1566. Ebendaselbst ist auch das Todesjahr des ultans unrichtig (1567) angegeben. — Der Name des Grafen .apliř, der den Grafen Rüdiger von Starhemberg bei der Ver- heidigung von Wien (1683) thatkräftig unterstützt hat, erscheint . 226 als „Klapiré". — S. 249 wird Maria Theresia die einzige 'ochter Karls VI. genannt; S. 263 ist aber von ihrem Schwager Karl von Lothringen die Rede. — S. 294 ist die Grenze des 1779) an Österreich abgetretenen Innviertels (Donau, Inn, Salzach nd Traun) ungenau angegeben. — S. 413, letzte Zeile: „Ebers- berg" (st. Ebelsberg). — S. 414: „Znaym" (S. 418 aber richtig „Znaim"). — S. 696: „... (der Stand der industriellen Arbeiter stellte) ein sicheres Verdienst in Aussicht."

Das Bumüller'sche Buch ist wohl in seiner neuesten Auf- lage, insbesondere gilt dies von dem vorliegenden III. Theile, über den Rahmen eines „Lehrbehelfes" hinausgewachsen; der Leser wird aber dem Bearbeiter für diese Erweiterung nur dankbar sein.

Linz. Chr. Würfl.

Unser Reich zur Zeit der Geburt Christi von Dr. Hermenegild Ritter von Jireček. Zweite Studie zum historischen Atlas der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mit einer Karte. Wien, Commissionsverlag von Ed. Hölzel 1896.

Mit dieser zweiten Studie schließt zugleich die Herausgabe weiterer Einzelstudien ab, die für den historischen Atlas der österreichisch-ungarischen Monarchie in Aussicht genommen waren.[1]) Sie setzt sich den Zweck, die Angaben der die Abhandlung begleitenden Karte wissenschaftlich zu begründen. Dabei aber stützt sich der Verf. fast ausschließlich auf Strabo, und da dieser an der herodoteischen Anschauung festhält, dass die Donau Europa

[1]) Dagegen ist ein Theil dieses Atlasses selbst, das 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung enthaltend, erschienen.

in zwei Regionen scheide, so wird auch in der Abhandlung eine süd- und eine norddanubische Region unterschieden. Bei beiden werden zuerst die physikalischen, dann die ethnographischen Verhältnisse besprochen; daran schließen sich als 3. Theil die Völkerbewegungen. (Einfall der Kelten, Cimbern und Teutonen, Vordringen der Römer.) Von der Benutzung einer anderen Literatur als der alten ist wenig zu bemerken.

Wie eng der Anschluss an Strabo (mit den Fehlern) ist, mag gleich der erste Absatz S. 4 zeigen: „Die thracische Halbinsel war von dem parallel mit der Donau laufenden, vom Pontus zur Adria streichenden Gebirge durchzogen. Hauptbestandtheile dieses Gebirges waren: der thracische Hämus beginnend bei Mesembria, im Westen das illyrische Gebirge(!) an der Adria-Küste, während den Mittelraum die päonischen Berge einnahmen." Bei Strabo VII 5, 313: Gewissermaßen dem Ister parallel sind die illyrischen, päonischen und thracischen Gebirge, indem sie fast eine vom adriatischen Meer bis zum Pontus fortlaufende Linie darstellen. (Übers. v. Forbiger.)

Von Einzelheiten will ich Folgendes anmerken: Strabo a. a. O. 314 nennt das Albiongebirge (Albius Mons auf der Karte) ein sehr hohes Gebirge, nicht ein Hochgebirge. — Korkyra für Kerkyra (Corcyra). — Issa soll verschieden sein vom j. Lissa. Nach der Karte, der Anm. Forbigers zu Strabo, Kiepert, Lehrb. der alten Geogr. 1878, S. 360, Jung, Grundriss der Geogr. v. Ital. u. dem orbis Rom., 2. Aufl., S. 127, ist es ein und dieselbe Insel. — Kyriktike S. 6 heißt auf der Karte Kurictika. — S. 6: „Wir kommen zu dem sagenberühmten Timavus. Strabo kennt ihn als ein an dem innersten Winkel der Adria gelegenes „Heiligthum des Diomedes mit einem Tempelhain, einem Hafen und 7 Süßwasserquellen, deren Gewässer sich in Gestalt eines breiten und tiefen Stromes sofort ins Meer ergießen." Wirklich aber heißt es bei Strabo: ein merkwürdiges Heiligthum des Diomedes „das Timavum" (Forb. V 1, 214). Natisso f. Natiso bei Strabo und Kiepert j. Natisone. — Tilauemptes f. Tilauemptus nach Ptolemäus, Strabo hat den Namen nicht. — Der Athesis der Karte heißt im Text Atesinus S. 7. — Likus ist Druckfehler für Licus auf der Karte und drei Zeilen später. — Duras soll vielleicht die j. Iller sein, während man gewöhnlich die Würm oder Traun dafür hält. — Klanis (Cla-nis auf der Karte) vielleicht der ältere Name des Lech, gewöhnlich = j. Glan. Ob wirklich ein linker Nebenfluss der Isar noch jetzt Glon heiße, konnte ich nirgends ausfindig machen.

Ebenso wird noch manches andere ohne weitere Begründung hingestellt, so die Schreibweise Hermun-Duren neben Hermunduren und Massa-Geten. Am merkwürdigsten aber ist die Behauptung S. 23: Die keltische Nationalität der Bastarner ist durch das klare und zwingende (warum zwingend?) Zeugnis Livius' unzweifel-

aft(?) sichergestellt, trotz der Annahme Strabons, dass sie wahrcheinlich germanischer Abkunft seien, und trotz Plinius, der sie eradezu als den fünften Stamm der Germanen hinstellt; spricht ch doch Tacitus über die Bastarner nur dahin aus, dass sie in prache, Kleidung und Behausung gemanische Weise bekunden. er Bathinus des Vellejus ist S. 7 „unzweifelhaft die heutige ednja, welche an Novi-Marov vorbei zur Drau fließt." Aus 'ellejus 2, 114, 4 geht diese „Unzweifelhaftigkeit" keineswegs ervor; nach ihm könnte es ebenso gut die Badinga in Dalmatien ein, wofür er denn auch gehalten wird.

Korkora — Corcoras auf der Karte. — Der Verf. spricht mmer von Ardiäern, die doch später immer, nicht nur „mitunter", uch nach Strabo (315) Vardiäer heißen. Von ihnen wird S. 9 gesagt: „In Strabos Zeiten waren sie fast gänzlich heruntergekommen und ausgestorben." Das ist wohl nur Druckfehler für: herabgekommen und fast ausgestorben. Ganz dasselbe aber gilt nach Strabo auch von den anderen Stämmen der Gegend. — Druckfehler dürften auch folgende sein: tätovieren f. täto*w*ieren; Philipp II. S. 12 u. 13 für Philipp III.; des Triballer Fürsten f. Triballerfürsten S. 12, strada di*e* ferro f. di ferro; 72 v. Chr. f. 58 v. Chr. S. 13; Vocio f. Voccio S. 14 und am Etsch f. an der E.; Hermundu*n*en f. Hermunduren S. 20; Semnonen S. 21 f. Senonen (auf der Karte). — Danuvius und Danubius, danuvisch und danubisch wechseln im Texte; auf der Karte nur das nach Kiepert richtigere Danuvius. „Die Illyrier hatten nach Skymnos Chios den Ruf sehr rechtlicher, gastfreundlicher Leute." Sonst aber hatten die I. einen schlechten Ruf (Kiepert a. a. O. S. 355).

Was sind „innergallische Kelten" S. 25, wenn sich darunter die am mittleren Rhein ansässigen Bojer befinden? Auf der Karte fällt mir noch auf die Schreibung Nemétes (auch im Text) mit dem Tonzeichen, Triboces für Triboci und Lichnidus für Lychnidus. Der Oberlauf der Eisack fehlt, als solcher ist die Rienz gezeichnet. Als Gesammturtheil, das ja übrigens nur ein persönliches ist, möchte ich aussprechen, dass mir weder Abhandlung noch Karte gefällt, trotz der guten Absicht des Verf.s.

Karten zur Geschichte des heutigen Österreichisch-ungarischen Reichs-Territoriums während des Ersten christlichen Jahrtausends.

Entworfen und herausgegeben von Dr. Hermenegild Ritter von Jireček. Wien, Selbstverlag des Verf.s. in Commission bei Ed. Hölzel 1897. Preis 1 fl. = 1 Mk. 80 Pf.

Es sind fünf Karten nebst einer Vorkarte. Auf allen ist das heutige Territorium der Monarchie durch Aufdruck auf der Grundkarte ersichtlich gemacht und die Grenzen der jeweiligen staatlichen Gebilde werden durch farbige Grenzlinien veranschaulicht, oder vielmehr, sie sollen es werden; denn wenn auch bei der sogen. Vorkarte: Unser Reich vor 2000 Jahren, davon abgesehen

werden mag, so ist das doch keineswegs der Fall bei Karte IV: Das Reichsterritorium zur Zeit der Völkerwanderung. Hier hätten trotz „des fortwährenden Wechsels der ephemeren national-staatlichen Gebilde" ganz gut außer „der Nomenclatur, welche allein in dem Wechsel der Ereignisse stetig geblieben ist," auch die Grenzen wenigstens der wichtigsten dieser staatlichen Gebilde angegeben werden müssen, und der Trost, „es wäre zur Herstellung von Specialkarten für die verschiedenen Gebilde dieser Zeitepoche die Grundkarte dieser Ära leicht zu verwenden," ist m. E. ein sehr magerer, denn wozu soll ein historischer Atlas wohl sonst dienen? Was aber die Grundfarbe betrifft, so ist es ein helles, nicht scharf genug hervortretendes Braun, das besonders bei künstlicher Beleuchtung schwer zu erkennen ist.

Den Zweck der I. Karte sehe ich nicht ein. Auf dem ganzen Gebiete der Monarchie sind mit Ausnahme von Istrien mit drei Namen, darunter zwei von Flüssen, Kroatien und Dalmatien mit fünf Städten und sieben oder acht Volksnamen und einiger Inseln alles in allem nur genannt: Rasenna- (f. Rasena) Räti, Alpis, Timaus, Nauportus, Istros, Tibisis, Maris, Hämos, Agathyrsi, Sigynni und Tyres (f. Tyras). Selbst der Name der Taurisker und Noreja fehlt. Vielleicht jedoch sind die Gründe in der dazu gehörigen Studie: Unser Reich vor 2000 Jahren, angeführt, die ich nicht zu Gesicht bekommen habe. Schon auf dieser Karte wie auf allen folgenden sind Eisack-Rienz zu einem Flusse verschmolzen, indem der Ober- und Mittellauf der ersteren fehlt. Die Aufschrift der Karte: Das älteste bekannte Zeitalter, ist keineswegs eine Zeitbestimmung.

Karte II (Zur Zeit der Geburt Christi) ist oben schon besprochen worden.

Auf Karte III (Zur Zeit der größten Ausdehnung der Römerherrschaft) findet sich wieder Natisso f. Natiso; Tityus (as?) f. Titios. — Der wichtige Name Illyricum fehlt. — Die Theilung von 395 ist hier wie auf Karte IV gänzlich unberücksichtigt. — Auf der Karte befinden sich punktierte Linien, ohne dass angegeben wäre, was sie zu bezeichnen haben. Es sollen wahrscheinlich Straßen sein. Dann aber fehlen mehrere wichtige Straßenzüge, z. B. die von Mediolanum nach Brigantia und von da nach Veldidena; von und nach Sirmium, diesem Mittelpunkte des Straßenwesens der südlichen Alpenländer, Pannoniens, Dalmatiens und Illyriens, führt keine einzige Straße. Es fehlen Noricum ripense und mediterraneum und Flavium solvense, die Flüsse Niederösterreichs bis auf Donau, Kamp und Leitha, ebenso Commagene (auf der folgenden Karte Commagenae geschrieben), die wichtige Station der röm. Donauflotille, und Pannonia Valeria und Savia. — Vetus Sal f. Sal. = Salina liegt südlich von Ofen; sonst sucht man es in der Gegend von Fünfkirchen.

Über Karte IV habe ich mein Urtheil schon ausgesprochen. Von Einzelheiten sind noch zu bemerken: Die Franken sitzen viel zu weit südlich, und warum gerade Strataburc, Eihstedi und Altaha mit ihren ahd. Namen bezeichnet werden, weiß ich nicht. Hier finden sich endlich die beiden Noricum und ein Pannonien, aber auf einer Karte für die Zeit der Völkerwanderung in der ganzen Monarchie außer den Briones in Tirol kein einziger Volksname. Nach diesem historischen Atlas sind Ost- und Westgoten, Hunnen, Heruler, Rugier, Langobarden, Gepiden usw. nie auf österreichischem Boden gewesen. Ich habe mich vergebens gefragt, warum diese Karte ihre Überschrift trage und welchem Zwecke sie dienen solle.

Bei Togastisburc Karte V sollte wenigstens ein Fragezeichen stehen (Krones, Gesch. Öst. I 252 f.).

Doch ich denke, das sind Proben genug, dass, so schön und lobenswert der Gedanke des Verf.s ist, einen historischen Atlas der österreichisch-ungarischen Monarchie zu schaffen, der vorliegende Versuch seiner Absicht nicht entspricht. Aus diesem Atlas kann man österreichische Geschichte nicht studieren.

Wien. Josef Bass.

Unsere Monarchie. Die österreichischen Kronländer zur Zeit des 50-jährigen Regierungs-Jubiläums Sr. k. u. k. Apost. Maj. Franz Joseph I. Herausgegeben von Julius Laurenčić. Wien, Verlag von Georg Szelinski, k. k. Universitäts-Buchhandlung. Vollständig in 24 Heften à 1 K. Die Hefte 2—10.

In den vorliegenden Heften des Jubiläums-Prachtwerkes „Unsere Monarchie" sind Bosnien und die Hercegowina, Prag, die Curorte Böhmens, Ansichten von Böhmen, Bukowina, Dalmatien, Galizien, Kärnten und Krain in je 12 Bildertafeln und 12 Textseiten in Wort und Bild dargeboten. Es freut mich, vor allem hervorheben zu können, dass die Bilder aller dieser Hefte jene des ersten Heftes an Schärfe und Wirksamkeit übertreffen. Es würde wohl zu weit führen, wollte ich alle Tafeln besprechen oder anführen. Es sei mir nach der ausführlichen Besprechung des 1. Heftes [1]) und nach der vorangestellten allgemeinen Bemerkung gestattet, nur einige Punkte zu berühren.

Beim 2. Hefte, Bosnien und Hercegowina, wird wohl mancher von den schönen Landschaften überrascht sein; ich finde z. B., dass die Landschaften an der Narenta den romantischen Gegenden im Gesäuse gleichen, und der Anblick der alten Königsstadt und Burg Jaice am Vrbas sucht seinesgleichen an Großartigkeit. Sehr anerkennenswert ist, dass der Text, vom Hofrath von Hörmann,

[1]) S. 56 dieses Jahrganges.

wirklich auch das Bild erklärt und es nicht dem Beschauer überlassen bleibt, sich wie er irgend kann zurechtzufinden. Nur beim Bilde Ilidze und den vier Bildern von Mostar lässt uns der Text im Stiche. Das 4. Heft bringt die Kunstbauten Prags. Neben den berühmten Kunstbauten Alt- und Neu-Prags (Teynkirche, Veitdom, das Altstädter Rathhaus, Pulverthurm und Brückenthor, Rudolfinum, Nationaltheater, das neue deutsche Theater, das Museum) sind es besonders die Nebenbilder von Einzelheiten, die uns fesseln, so die Uhr am Altstädter Rathhaus, von der Moriz Hartmann 1874 schreibt, dass „vorüber die Zeit ist

Jener berühmteren Uhr am Altstädter Rathhaus,
Wo trotz allem Bemüh'n nicht mehr die Apostel erscheinen
Auch der Judas nicht — der doch am längsten herauskam,
Um den Beutel mit Geld den neidischen Christen zu zeigen —
Und die Sonn' und der Mond im ehernen Himmel verrosten:
Nur der Tod nickt manchmal noch und zeiget die Hippe". [1])

Doch jetzt, höre ich, geht die Uhr wieder richtig, es ist also gelungen, das künstliche Werk zu flicken. Der Versuchung an dieser Stelle zu Anspielungen auf Ereignisse und Verhältnisse unserer Zeit tapfer widerstehend, erwähne ich ferner der schönen Abbildungen der Denkmäler Karls IV. und Radetzkys, die zu einander im schärfsten Gegensatze stehen. Jenes ist ein Muster stilvoller Steifheit, dieses ist voll Leben und Bewegung. Karl IV. ist vom Dresdner Hähnel, der in der Ära Beust stark begünstigt ward und Wien mit einigen Werken beglückt hat, unter denen das langweiligste Monument ist, das Wien besitzt, das Denkmal des Fürsten Schwarzenberg. Sein Karl IV. ist übrigens aus früherer Zeit. Das Radetzkydenkmal ist in mehrfacher Weise interessant: Der Maler Christian Ruben, 1852—1872 Director der Akademie in Wien, früher in der gleichen Eigenschaft in Prag wirkend, hat es entworfen, die Hauptfigur ist von Em. Max, die Soldatenfiguren, die einzelnen Truppengattungen vertretend, sind von Josef Max modelliert, das Material, aus dem die Figuren gegossen sind, wurde aus den in Piemont erbeuteten Kanonen gewonnen, wie einst das Material der Broncereliefs der Napoleonssäule auf dem Vendômeplatz in Paris aus den bei Austerlitz erbeuteten Kanonen. Die Angabe des Jahres der Aufstellung, 1858, enthält nur der čechische Text. Sonst ist vom Texte zu den Heften 3 und 4 von Prof. Dr. Guth anzuerkennen, dass er sich an das Bild hält und es dem Beschauer erklärt. Das 4. Heft bringt die berühmten Bäder, so Karlsbad in fünf Ansichten, Gießhübl, das waldumsäumte Marienbad, Franzensbad, ferner Eger und Teplitz, die Hans Heilingfelsen; das Heft 5 die herrlichen Landschaften der böhmischen Schweiz, den schwarzen See aus dem Böhmerwalde, zahlreiche Schlösser- und Städtebilder. Das 6. Heft, dessen Text, von Dr. Kaindl, sehr inhaltreich und sachlich ist, ist

[1]) Adam und Eva. Stuttgart 1874.

der Bukowina gewidmet, seinen Naturschönheiten und Bauten, von denen die alten durch ihre eigenthümliche Bauart auffallen. Das 7. Heft bringt schöne Ansichten aus Dalmatien, der Text aber lässt fast überall im Stiche, wenn man sich bei ihm für die Bilder Rathes holen will. Zum Ersatze hiefür ergeht er sich in den überschwenglichsten lobhudelnden Phrasen; dabei führt das Pathos der Darstellung zu Unrichtigkeiten, z. B. dass die Insel Lacroma im Breitegrade Siciliens liege, dass Salona als Geburtsstätte Diocletians bezeichnet wird. Es wirkt wohlthuend, dass im 8. Hefte, Galizien, der Text sich wieder an das zu beschreibende Bild hält, wiewohl einige Bilder nicht genügend erklärt sind. Den Reigen der Alpenländer eröffnet in diesem Werke das herrliche Kärnten. Gewiss ist dem Herausgeber die Auswahl aus der Fülle der zu Gebote stehenden Bilder recht schwer geworden und manch schönes Bild wird beiseite gelegt worden sein. Der Text von A. Gitschthaler schließt sich ziemlich getreu an die Bilder an und bringt auch sonst wichtige geschichtliche Daten, so erinnert er an das Erdbeben von 1348, das die Stadt Villach heimsuchte „das si mit läuten und mit gut gänzlich verdarb und versank, das niemand lebentig auz kom, denn kaum vierzig mensch .... und die perg vielen umb pei Villach ....“ wie es in der 2. bairischen Fortsetzung der sächsischen Weltchronik [1]) heißt. Sehr gute Erklärung finden die meisten Bilder von Krain im 10. Hefte aus der Feder P. v. Radies'. In einigen Sonderbildchen sind Volkstrachten dargestellt.

Wien. A. Mayr.

Grundriss einer Geschichte der Naturwissenschaften. Zugleich eine Einführung in das Studium der naturwissenschaftlichen Literatur von Dr. Friedrich Dannemann. 1. Band: Erläuterte Abschnitte aus den Werken hervorragender Naturforscher. Mit 44 Abbildungen in Wiedergabe nach den Originalwerken. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1896. Preis geb. 7 Mk. 20 Pf.

Der Grundriss einer Geschichte der Naturwissenschaften, welcher nun vorliegt, soll zwei Bände umfassen und den Zweck verfolgen, weitere Kreise, namentlich Schüler der oberen Classen höherer Lehranstalten und alle jene, die sich für die Methode und die Ergebnisse der Naturwissenschaften interessieren, in die ausgedehnte Literatur und Geschichte dieser Wissenschaften einzuführen. Ref. freut sich über das Erscheinen des vorliegenden Buches, welches geeignet ist, einige schon unangenehm empfundene Lücken in unserem naturwissenschaftlichen Schulunterrichte auszufüllen. Der Lehrer der Naturwissenschaften soll es sich zur Pflicht machen, im Anschlusse an die Erläuterung eines Problems,

---

[1]) Mon. Germ. Chroniken II (Weiland).

an die Darstellung einer Forschung dem geschichtlichen und biographischen Elemente Rechnung zu tragen; er wird das Interesse der Schüler erregen, wenn er denselben den Lebenslauf und das Wirken der Geistesheroen auf dem Gebiete der exacten Forschung in beredter Weise vorführt, wenn er sie anleitet, über die Geschichte eines Problems nachzulesen. Leider hat es an solchen naturwissenschaftlichen Lesebüchern, wie wir das vorliegende wohl bezeichnen können, bisher gefehlt, und es musste auf größere Werke zurückgegangen werden, wenn man über die Geschichte einer Forschung sich orientieren wollte. Wir können dem Verf. vollkommen beipflichten, wenn er den Satz aufstellt, dass auch für den Anfangsunterricht, insbesondere aber für den Unterricht auf der Oberstufe kaum ein wirksameres Mittel zur Belebung des Studiums gibt als das Eindringen in das geschichtliche Werden der Probleme, wodurch eine Vertiefung in den Wissensstoff und eine dadurch bedingte Erhöhung der Einsicht bezweckt wird.

Die in demselben Verlage erschienenen Bändchen der „Classiker der exacten Wissenschaften“, ein Unternehmen, das von dem rühmlichst bekannten Professor Ostwald in Leipzig ins Leben gerufen wurde, entsprechen dem Wunsche, der geschichtlichen Behandlung der einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen Vorschub zu leisten, in vollem Maße. Auszüge aus diesem groß angelegten Werke finden sich nun in dem vorliegenden Buche, in dem eine Anzahl leicht verständlicher Abschnitte aus den bedeutendsten Werken der gesammten naturwissenschaftlichen Literatur dem Leser vorgeführt wird. Dadurch, dass man in dieser Sammlung die Autoren selbst sprechen lässt, gewinnt die Darstellung an Frische, Originalität und Klarheit und macht einen mächtigen Eindruck auf den diese Abhandlungen Lesenden. Der Verf. des Buches musste mit besonderer Rücksicht auf die Zwecke des Buches einige Abschnitte der betreffenden Aufsätze frei bearbeiten und erläutern, um dem Vorgetragenen eine gewisse Abrundung zu geben und das Wesentliche in den Vordergrund treten zu lassen. Man darf demnach — wie der Verf. besonders hervorhebt — diesen ersten Theil des Werkes nicht als eine Quellensammlung im gewöhnlichen Sinne ansehen.

Im ganzen finden wir in dem vorliegenden Bande 62 Abhandlungen, die sich auf die Gebiete der Astronomie, Physik, Chemie, Meteorologie einerseits, auf jene der Zoologie, Botanik (unter besonderer Berücksichtigung der Pflanzenphysiologie), Geologie und Anthropologie andererseits beziehen. Anerkennenswert muss der Umstand hervorgehoben werden, dass einer jeden Abhandlung eine kurze Biographie des betreffenden Autors und eine Würdigung seiner Werke vorangestellt ist, dass diese Bemerkungen einen sehr instructiven Charakter besitzen. Auch Themen allgemeiner Art wurden in diesem Buche reproduciert; wir erwähnen unter denselben die Abhandlungen über die Sandrechnung von

Archimedes, ferner den schönen Aufsatz „Baco als Verkünder der inductiven Forschungsweise“, die nicht minder wertvolle Sammlung von denkwürdigen Erwägungen und Aussprüchen Alexander von Humboldts in dem Aufsatze „Alexander von Humboldt vereinigt die Summe des Naturwissens seiner Zeit zu einem Gesammtbilde“.

Man kann sagen, dass die Auswahl der einzelnen Abhandlungen eine wohldurchdachte und gelungene, dass die vom Verf. des Buches vorgenommene Abrundung der einzelnen Aufsätze, die Entfernung alles Unwesentlichen eine zweckentsprechende ist, und dass das Buch, welches wir als naturwissenschaftliches Lesebuch in des Wortes bester Bedeutung wärmstens empfehlen können, auch von der Verlagsbuchhandlung aufs beste ausgestattet und mit Abbildungen versehen wurde, welche nach den Originalwerken wiedergegeben sind. Das Buch dürfte sich vorzugsweise für Schülerbibliotheken eignen.

Julius Plückers gesammelte wissenschaftliche Abhandlungen. Im Auftrage der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen herausgegeben von A. Schoenflies und Fr. Pockels. II. Band. Physikalische Abhandlungen. Herausgegeben von Fr. Pockels. Mit 78 in den Text gedruckten Figuren und 9 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

Wenn die mathematischen Arbeiten Plückers auch als bahnbrechende und epochemachende zu bezeichnen sind, seine physikalischen Forschungen den ersteren nachstehen, so müssen diese doch für die Entwicklung des experimentellen und theoretischen Theiles einiger Partien der Physik als wichtig und einführend bezeichnet werden. Vorzugsweise sind es jene Abhandlungen, welche auf das Studium des magnetischen Verhaltens der Krystalle, der Flüssigkeiten und Gase sich beziehen, ferner jene, die dem Studium der elektrischen Entladungen in den Plücker'schen Röhren und der Beeinflussung derselben durch Magnete, endlich jene, welche dem Spectrum des Lichtes in diesen Röhren gewidmet sind, welche Plücker als tüchtigen Experimentator zeigen, und auf die auch heutigentags noch Bezug genommen wird. Die Abhandlungen aus dem Gebiete des Magnetismus, sodann die über elektrische Entladungen durch verdünnte Gase und Spectralanalyse finden wir in den beiden ersten Abschnitten dieses stattlichen Bandes, während der dritte Theil des Buches die Abhandlungen aus verschiedenen Gebieten umfasst. Hier finden wir unter anderem die Abhandlungen über das Ohm'sche Gesetz, über die Fessel'sche Wellenmaschine, über den calorischen Versuch von Boutigny, über den elektromagnetischen Motor von Fessel, sodann die Studien über Thermometrie und verwandte Gegenstände, über die Reciprocität der elektromagnetischen und magnetoelektrischen Erscheinungen, über die Fessel'sche Rotationsmaschine, über Dämpfe

und Dampfgemenge, über diahelische und parahelische Curven im Doppelspate. Die berühmte Abhandlung von Plücker über die Fresnel'sche Wellenfläche wurde, weil sie rein mathematischer Natur ist, bereits im ersten Bande der Plücker'schen Abhandlungen abgedruckt.

Der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe der Plücker'schen Schriften hat sachliche Ungenauigkeiten, welche auf Versehen beruhen und in den Plücker'schen Arbeiten sich nicht selten finden, berichtigt; bei Irrthümern in theoretischen Ansätzen oder in der Auffassung verschiedener Fragen hat der Herausgeber in Anmerkungen, die als Anhang gedruckt sind, die heutigen Anschauungen dargelegt und dementsprechend jene von Plücker berichtigt. Eingeleitet wird dieser zweite über die Plücker'schen Arbeiten auf physikalischem Gebiete handelnde Band durch eine geistvolle, von Prof. Eduard Riecke verfasste Vorrede, in welcher Plücker als Physiker, der in dem Gedankenkreise Faradays sich befand, betrachtet wird. Namentlich war es die Abhandlung Faradays über den Diamagnetismus, welche auf Plücker eine Reihe von Jahren hindurch bestimmend einwirkte. Die Beziehungen zwischen Magnetismus und Licht, welche heute vielfachen Experimenten unterzogen werden, scheinen nach den Schriften Plückers schon damals diesem Forscher vorgeschwebt zu sein. Bedeutend ist seine Arbeit über die Wirkung, welche krystallinische Körper im magnetischen Felde erleiden. Dass Plücker in seinen Untersuchungen über das Licht in Plücker'schen Röhren, welches durch elektrische Entladungen veranlasst wird, die durch Kathodenstrahlen erregten Erscheinungen (Fluorescenz, Schattenbildung usw.) gesehen hat, ist unzweifelhaft, die Existenz der Kathodenstrahlen ist ihm aber verborgen geblieben. — Nicht ohne Bedeutung sind auch die Arbeiten Plückers auf dem Gebiete der Magnetoinduction, speciell seine sinnreichen Experimente über die magnetoelektrischen Rotationen und über die unipolare Induction. Mit vollem Rechte betont Prof. Riecke, dass entgegen den ernsten messenden und mathematischen Arbeiten, welche in Deutschland von Wilhelm Weber und Franz Neumann ausgeführt wurden, Plücker „von Beobachtung zu Beobachtung eilte und das Feld der Erscheinungen in der Weise Faradays zu erweitern suchte“. Jedenfalls kommt in den physikalischen Arbeiten Plückers das unstete Wesen dieses genialen Mannes noch mehr zum Ausdruck, als in dessen mathematischen Arbeiten. Es war eine Ehrensache der deutschen Mathematiker und Physiker, die zerstreut liegenden Abhandlungen Plückers zu sammeln und so den Epigonen ein Werk zu hinterlassen, das von der Gedankenfülle dieses großen deutschen Forschers ein beredtes Zeugnis gibt. In dieser Hinsicht gebürt der Dank der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, welche das Unternehmen ins Leben rief, den beiden Gelehrten Schoenflies und Pockels, welche die mathematischen, beziehungsweise physi-

ischen Abhandlungen Plückers sammelten und herausgaben, ›ei aber immer den Vergleich mit den neuesten Errungenschaften · Wissenschaft anstellend, dann — und zwar nicht zum gegsten — der rastlosen Verlagsbuchhandlung Teubner, welche ch diesmal keine materiellen Opfer scheute, um dem Werke eine rdige Gestalt zu verleihen. Die beigegebenen Tafeln beziehen :h auf die diamagnetischen Untersuchungen, auf die Untersuchungen er magnetische und diamagnetische Induction, auf die lichtelek-schen Erscheinungen in verdünnten Röhren, auf die betreffenden ›ectralanalytischen Untersuchungen, endlich auf die calorischen :beiten Plückers.

[agnetische Kraftfelder. Die Erscheinungen des Magnetismus, Elektromagnetismus und der Induction dargestellt auf Grund des Kraftlinienbegriffes. Von H. Ebert, Professor der Physik an der Universität Kiel. 1. Theil. Mit 93 Abbildungen im Text und auf zwei Tafeln. Leipzig, J. A. Barth 1896.

Der Verf. versuchte in dem vorliegenden Buche die Lehre rom Magnetismus und der Elektricität dem neuesten Standpunkte der theoretischen Erkenntnis entsprechend auf Grund der Arbeiten von Faraday, Maxwell, Helmholtz und dessen großen Schüler Hertz zu entwickeln und auf diese Weise ein Lehrbuch zu schaffen, das auch den mit Recht betonten didaktischen Forderungen für die Behandlung der Elektricitätslehre entspricht. Dass der Unterricht sich den Forschungen der jeweiligen Zeitepoche anzupassen hat, dass es z. B. nicht mehr angeht, die Elektricitätslehre heute so zu lehren, wie sie noch vor zwei Decennien gelehrt wurde, ist wohl anerkannt, und es dürfte wohl kein Fachmann sich dieser Einsicht verschließen.

Der Verf. hat den Kraftlinienbegriff, den Begriff der magnetischen und elektromagnetischen Feldenergie und jenen der Symmetrie eines von magnetischen Kräften erfüllten Mediums intensiver betont, als dies auch in neueren Lehrbüchern der Elektricitätslehre der Fall ist, und wir müssen ihm aus diesem Grunde Dank wissen. Dass der Kraftlinienbegriff auch im elementaren Unterrichte die ersprießlichsten Dienste leistet, ist unbestritten; eine Darstellung der Erscheinungen der galvanischen und Magnetoinduction wäre ohne Zuhilfenahme desselben schwerfällig und ungenau. Während aber in vielen Lehrbüchern dieser Begriff nur dazu gebraucht wird, um die Erscheinungen qualitativ zu verfolgen, hat der Verf. auch der quantitativen Bedeutung desselben Rechnung getragen und namentlich den Umstand betont, wie — entgegen der altangenommenen actio in distans — das umgebende Medium durch magnetisch und elektrisch geladene Körper in einen Spannungszustand versetzt wird und wie das derart modificierte Feld die Erscheinungen in demselben bedingt. An allen Stellen wurden mechanische Analogien zuhilfe genommen, und in

dieser Beziehung hat sich der Verf. mit gutem Rechte an das vortreffliche Buch von Lodge „Modern views in electricity" gehalten, welches vor kurzem in neuer Auflage erschien. Durch die Einführung des Kraftlinienbegriffes, durch die consequente Anwendung desselben konnte der Verf. das ganze Gebiet in einheitlicher und vollkommen systematischer Weise behandeln, den einzelnen Lehren eine große Anschaulichkeit verleihen. Der Verf. behauptet, „dass das wesentlich Unterscheidende der verschiedenen Theorien der elektrischen und magnetischen Feldzustände in der Deutung des Energieinhaltes, der jedes Raumelement erfüllt, zu suchen ist". Dementsprechend wurden energetische Betrachtungen in den Rahmen des Buches aufgenommen und die Beschreibung der Energieanordnung in einem magnetischen oder elektrischen Felde mittelst des Systems der Kraft- und Inductionslinien durchgeführt. Auch die Symmetrieeigenschaften der von magnetischen Wirkungen durchsetzten Feldmedien wurden in eingehender Weise berücksichtigt, weil sie „über die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit einer mechanischen Hypothese oder eines Bildes, welches zur Erläuterung der magnetischen Zwangszustände herangezogen werden soll, entscheiden". Bei der Betrachtung der kinetischen und mechanischen Theorien der Kraftfelder werden im Anschlusse an Versuche über Wirbelbewegungen die cyklischen Bewegungen betrachtet; die Cykelbewegung, welche bekanntlich in Prof. Boltzmann einen hervorragenden Vorkämpfer gefunden hat, wird durch sehr einfache, anschauliche Modelle erörtert, die origineller Art sind. Die ausführliche Theorie der Cykelbewegungen, wie sie von Helmholtz begründet und von Hertz weiter ausgebaut worden ist, ist dem zweiten Theile des Buches vorbehalten.

In dem ersten Theile des vorliegenden Buches wurde der Versuch in den Vordergrund gestellt, und die auf Grund desselben ausgeführten theoretischen Betrachtungen sind meist ohne Zuhilfenahme von umfangreichen mathematischen Entwicklungen gewonnen worden. Im ersten Abschnitte des Buches finden wir Erörterungen über den Magnet und das magnetische Feld, über die Beziehungen zweier Magnete zueinander, über den Magnetismus als tellurische und kosmische Erscheinung, über die Ausmessung und Abbildung von Kraftfeldern, über die Structur der Feldträger und Feldmedien, endlich über die kinematischen und mechanischen Theorien der Kraftfelder. Der zweite, von den Erscheinungen des galvanischen Stromes und des Elektromagnetismus handelnde Abschnitt umfasst die Lehre von den einachsigen Magnetkraftfeldern, von der Wechselwirkung zwischen Stromträger und Magneten, von der Wirkung der Stromspulen, Solenoide und Elektromagnete. Zum Schlusse werden die Bewegungsantriebe von Magnetfeldern auf Stromträger und die mehrachsigen Magnetkraftfelder (Elektrodynamik) in ausführlicher Weise besprochen.

Das mit besonderer Hingebung verfasste Buch kann zum Studium bestens empfohlen werden und wird auch mit Nutzen dem Unterrichte zugrunde gelegt werden können. Ref. sieht dem zweiten, die Inductionswirkungen umfassenden Theile mit Erwartung entgegen.

Maturitätsprüfungs-Fragen aus der Physik. Zusammengestellt von Josef Gajdeczka, k. k. Professor am II. deutschen Gymnasium in Brünn. 2. verb. Aufl. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1897.

Durch die Herausgabe des vorliegenden Buches bezweckte der Verf., dessen mathematische Lehrbücher und Aufgabensammlungen mit Recht sich einer großen Beliebtheit erfreuen, den Studierenden in die Lage zu setzen, in rascher und sicherer Weise die physikalischen Lehren zu wiederholen, welche er in der Schule unter Anleitung des Lehrers gelernt hat. Dies wird namentlich dem Schüler bei der Vorbereitung zur Maturitätsprüfung von großem Vortheile sein; andererseits wird auch dem Examinator durch die vorliegende Schrift eine Übersicht dessen geboten, was er als Prüfungsgegenstand verwenden kann. Die neue Auflage ist gegen die vorhergehende in den meisten Partien neu bearbeitet und durch passende Aufgaben erweitert worden; der Verf. hat auch den neueren physikalischen Fortschritten Rechnung getragen. Dass die Formel für die Fliehkraft nur für den Fall einer gleichförmigen Kreisbewegung abgeleitet wurde, kann in Anbetracht der Tendenz des Buches nur gebilligt werden. Für die Zwecke der Prüfung entsprechend ist die Ableitung für die Formel der Schwingungsdauer eines mathematischen Pendels. Das Wesentlichste über das Trägheitsmoment hätte erläutert werden sollen. Der hier gegebene Beweis für den Foucault'schen Pendelversuch kann nur dann verwendet werden, wenn von der Zusammensetzung drehender Bewegungen und von der Zerlegung derselben früher gesprochen wurde. Der Name Keppler wird Kepler geschrieben. Anstatt specifischer Dichte würde besser relative Dichte gesagt worden sein. Statt des in dem Buche vorgeführten Beweises für das Archimedische Princip wäre besser die allgemeinere, von Stevin herrührende Betrachtung vorgeführt worden. In der Chemie wäre auch das Wesentlichste über Metalle, namentlich über einige chemisch-technologische Processe, sodann das Belangreichste aus der organischen Chemie aufzunehmen gewesen. Dass die Erklärung der Anhäufung von Gewitterelektricität in den Wolken infolge der Condensation von Wasserdampf aufgenommen wurde, kann gebilligt werden. Von der Ableitung des Ohm'schen Gesetzes kann, wie es auch der Verf. gethan hat, bei der Prüfung abgesehen werden, namentlich dann, wenn man dasselbe etwa nach dem Vorgange von Pfaundler experimentell bestätigt. Die Lehre von der galvanischen und Magnetoinduction hätte im Sinne der Kraftlinientheorie, die auch beim Mittelschulunterrichte vielfache

Vortheile bietet, vorgeführt werden können. Die Erklärung der Entstehung der Combinationstöne hätte wenigstens angedeutet werden sollen. In recht zweckentsprechender Weise ist die Lehre vom Lichte in dem vorliegenden Buche zur Behandlung gelangt. Die Betrachtungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes hat der Verf. hinter die Lehre von den optischen Instrumenten gestellt; sie müssen beim Unterrichte freilich vor die geometrische Optik gesetzt werden, weil man ihrer beim Studium der Brechung des Lichtes nicht entrathen kann. Ob es angezeigt war, auf die Erscheinungen der Beugung des Lichtes und auf die Erklärung der Newton'schen Farbenringe zu verzichten, müssen wir dahingestellt sein lassen. Zusammengefasst wurden die in der Atmosphäre vorkommenden optischen Erscheinungen.

Das Buch sei nochmals namentlich für Wiederholungen des Lehrstoffes empfohlen.

Elementarunterricht in der Chemie. Von **Max Rosenfeld**, k. k. Professor an der Staats-Realschule in Teschen. Mit 53 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. B., Herder 1896.

Experimentierbuch von demselben. Ebendaselbst.

In dem vorliegenden Lehrbuche ist der zu behandelnde Lehrstoff derart angeordnet und dargestellt, dass dem Schüler nicht ein systematisch geordnetes Gedächtnismaterial übermittelt wird, sondern dass er die Anregung zu einem selbstthätigen denkenden Erfassen der chemischen Erscheinungen empfängt. Das Experiment bildet in diesem Buche wie in dem bekannten Leitfaden des Verf.s die Grundlage, auf welcher der Lehrstoff in methodischer Weise aufgebaut wurde. Der Verf. ließ den analytischen und synthetischen Weg nach seinem Ermessen wechseln, wodurch es ihm möglich wurde, „den Zusammenhang der chemischen Erscheinungen in den Vordergrund treten zu lassen, ohne die formale Seite des Unterrichtes auch nur im geringsten zu beeinträchtigen". Wenn der Lehrer sich dem Gange, der in dem vorliegenden Buche eingeschlagen ist, bei dem von ihm zu leitenden Unterrichte anschließen wird, dürfte er in bequemer Weise das erreichen, was von einem Elementarunterrichte in der Chemie gefordert werden kann. Dabei wird er sich an das in demselben Verlage kürzlich erschienene „Experimentierbuch für den Elementarunterricht in der Chemie" anschließen müssen, das dem Bedürfnisse entsprang, zur Vermeidung einer Lockerung im Zusammenhange des vorliegenden Lehrstoffes beizutragen.

Die einzelnen Abschnitte umfassen die Lehre von der chemischen Synthese, von der chemischen Analyse, einen kurzen Abriss der Krystallographie, soweit derselbe beim ersten Studium der Chemie sich erforderlich erweist, die Chemie einiger im Mineralreiche vorkommenden Oxyde und Sulfide, ferner theoretische Erläuterungen über die Verbindungsgewichte und die Gasdichten der

örper, welche im Anschlusse an die vorhergegangenen Experimente durchgeführt wurden, die Lehre von den Salzen, von der llotropie, von der atmosphärischen Luft, von den Legierungen. ann erst wird die Eintheilung der Elemente vorgenommen, auf ie atomistische Theorie und die Erläuterung der atomistischen edeutung der Formeln eingegangen. Sehr kurz ist in einem nhange die Chemie der Kohlenstoffverbindungen vorgetragen; och dürfte dieser kurze Abriss für den Elementarunterricht in er Chemie als geeignet befunden werden, und es wäre wünschenswert, wenn unsere Obergymnasiasten so viel von der organischen Chemie erfahren würden, was wohl meist ein frommer Wunsch bleibt, da die siebente Classe mit drei Stunden wöchentlich Physikunterricht, dem der Unterricht in der Chemie untergeordnet werden muss, nur allzu karg bedacht erscheint.

Der Verf. hat auch bei der Herausgabe dieses Büchleins seine reichen Erfahrungen im Gebiete der experimentellen Chemie verwertet und einige Versuche, namentlich in dem beigegebenen Experimentierbuche, angegeben, von denen die Lehrer der Chemie bereits die Überzeugung gewonnen haben, dass sie für den Unterricht sehr instructiv sind. Dies gilt z. B. von der aräometrischen Methode, welche der Verf. in den Experimentalunterricht der Chemie eingeführt hat. Die den einzelnen Abschnitten beigefügten Fragen hält Ref. für zweckentsprechend, da bei deren Beantwortung der vorhergehende Lehrstoff in geeigneter Weise zur Wiederholung gelangt.

Erwähnt sei noch, dass das vorliegende Elementarbuch sowohl dem Umfange nach als auch in formaler Richtung den Bestimmungen der im Jahre 1892 eingeführten Lehrpläne für die höheren Schulen Preußens entspricht. Wir empfehlen dasselbe bestens der Einsichtnahme der Lehrer der Chemie.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Das Weltgebäude. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Farbendruck, Heliogravure und Holzschnitt von Th. Alphons, H. Harder, W. Kranz, O. Schulz, G. Witt u. a. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1898. Preis geb. 16 Mk.

Die Astronomie hat vor anderen Errungenschaften menschlicher Forschung und Geistesarbeit neben ihrem erhabenen Inhalte auch den Vorzug, dass sie sich des Interesses der gesammten gebildeten Welt erfreut. Wohl hat ihre bewundernswerte Förderung durch die unermüdliche Thätigkeit hochbegabter Männer sie bereits auf eine Stufe gebracht, zu der nur solche emporklimmen können, die außer Fleiß und Veranlagung auch eine entsprechende Ausrüstung mit Kenntnissen auf anderen Gebieten, besonders in der Mathematik und Physik, besitzen. Aber unsere Astronomen ver-

stehen es glücklicherweise, die Ergebnisse ihrer rastlosen Beobachtungen und oft Monate, ja Jahre erfordernden Rechnungen in schlichter, gemeinfasslicher Form allen zu vermitteln, die einen Blick in jene Welt werfen wollen, von welcher unsere Erde nur ein Atom ist. Daraus erklärt sich die außerordentliche Verbreitung der populären Werke von Mädler, Secchi, Littrow, Flammarion u. a., welche in jeder Bibliothek zu finden sind.

Die Fortschritte der „Königin der Wissenschaften" haben nunmehr den als Director der Gesellschaft „Urania" in Berlin, als Redacteur der Monatschrift „Himmel und Erde" und als Verfasser, bezw. Herausgeber zahlreicher, die Erd- und Himmelskunde behandelnder Werke bestens bekannten Berliner Astronomen Dr. M. Wilhelm Meyer bewogen, ein neues stattliches Buch, betitelt „Das Weltgebäude", erscheinen zu lassen, das wir hiemit freudig begrüßen. Meyer, welcher an vielen Sternwarten selbständige Beobachtungen anstellte und so Gelegenheit hatte, sich zu seinem umfangreichen Wissen einen seltenen Schatz persönlicher Erfahrungen zu sammeln, verfügt auch über eine so schwungvolle Sprache, dass man seinen Erklärungen und Schilderungen stundenlang zu folgen vermag, ohne eine Ermüdung zu verspüren.

Schon die Einleitung (65 SS.) fesselt den Leser durch eine geistreiche Erörterung des Inhaltes und der Bedeutung der Astronomie unter Einflechtung zahlreicher interessanter historischer Notizen und bereitet ihn durch die Einführung in die Kenntnis der wichtigsten Gesetze der Optik und durch die Beschreibung der Instrumente, welcher sich die Astronomen zu ihren Forschungen bedienen, auf das Verständnis der folgenden Schilderungen und Ausführungen, wie sie dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechen, vor.

Der erste Theil des Buches behandelt nach einem kurzen Überblick über alle Classen der bekannten Himmelskörper zunächst die von der Sonne beherrschte Welt, u. zw. in der Anordnung, dass vor allem der Erdmond, darauf die Planeten, die kosmischen Meteore, das Thierkreislicht und erst zuletzt die Sonne in den Kreis der Erörterungen gezogen werden, während wir sonst mit Vorliebe von der Sonne ausgehen. Zur Rechtfertigung dieser Reihenfolge führt M. an, dass es am natürlichsten erscheint, den Weg zur Erkenntnis der Himmelskörper von den Festen unserer wohlbekannten Erde aus zu beginnen, wodurch dann die hier befolgte Richtung gegeben war, umsomehr als die nahen Verwandten der Sonne in der fernen Fixsternwelt zu finden sind, deren Darstellung sich dann ganz naturgemäß an die der Sonne reiht.

Alles was mit dem Fernrohre, mit der photographischen Camera und mit dem Spectralapparate bezüglich der den Wirkungsbereich unseres nächsten Centralgestirnes durcheilenden Weltkörper und bezüglich dieses Gestirnes selbst bis in die neueste Zeit entdeckt und beobachtet wurde, finden wir klar und anziehend zu-

ımmengestellt. Der Verf. bietet uns Standpunkte auf fernen 'elten und lässt ihre Wunder an unserem staunenden Auge vorıerziehen. Dabei kommen der Phantasie des Lesers nicht nur die ıhlreichen, häufig nach Photographien hergestellten Illustrationen ıhilfe, sondern es wird auch bei keiner Gelegenheit der Versuch ıterlassen, die Vorstellung der auf fremden Weltkörpern beob:hteten oder vermutheten Gestaltungen und Erscheinungen durch orführung von Analogien in den Verhältnissen unseres Erdballes ı unterstützen. Auch die Frage nach der Bewohnbarkeit dieser ırnen Welten, welche die Menschheit immer lebhafter interessiert, ird eingehend besprochen. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkt er Verf. dem in vielen Beziehungen unserer Erde nahe verwandten 'laneten Mars (29 SS.), vor allem aber der Sonne selbst (42 SS.). ꞉s muss dabei besonders anerkennend hervorgehoben werden, dass ꞉r sich stets befleißt, in seinen Darlegungen und Schlüssen nicht ᴡeiter zu gehen, als es die Beobachtungsergebnisse gestatten.

Im zweiten Abschnitte des ersten Theiles werden wir in die Welt der Fixsterne (107 SS.) eingeführt. Nach allgemeinen Auseinandersetzungen über Benennung, Größe, Zahl und Entfernung dieser Körper wird ihre spectrographische Reihung erörtert, die folgenden Capitel sind der Betrachtung der Nebelflecke und Sternhaufen, der Milchstraße, der Doppelsterne, der veränderlichen und der neuen Sterne gewidmet, wobei auch gelegentlich das Vorhandensein unsichtbarer Himmelskörper nachgewiesen wird, deren Masse und Bewegung wir sogar der Rechnung zu unterziehen vermögen.

Das erste Capitel des zweiten Theiles behandelt die astronomischen Messungen im allgemeinen und die Einrichtung von Sternwarten der alten und neuen Zeit an der Hand schöner Illustrationen, das zweite Capitel die Gestalt und Größe der Erde, bei welcher Gelegenheit die Bestimmung des Geoides und die Feststellung der merkwürdigen Schwankungen der Polhöhen besonders eingehend gewürdigt werden. Hierauf folgt die Betrachtung der scheinbaren Bewegungen der Sonne (23 SS.) und des Mondes (8 SS.), sowie die Erklärung des Kalenders mit historischen Rückblicken. Nachdem auch die in unserem Sonnensysteme vorkommenden wichtigsten Verfinsterungen, Bedeckungen und Vorübergänge ihre anschauliche Darstellung gefunden, zeigt der Verf. die Schwierigkeiten der Erklärung der scheinbaren Planetenbewegungen, recapituliert die Weltansichten vor Newton und gelangt mit Hilfe der Kepler'schen Gesetze auf ganz elementaren Wegen zur Aufstellung des „Newton'schen Weltgebäudes". Was Jahrtausende hindurch den Forschern unentwirrbar schien, ergibt sich als nothwendige Folge des einfachen Gravitationsgesetzes. Ja wir sehen, dass dieses Gesetz auch in den fernsten Räumen Geltung hat, in welche unser Blick mit Hilfe der Riesenfernrohre einzudringen vermag. Selbstverständlich unterzieht der Verf. auch die Schwereverhältnisse auf der Sonne und auf einzelnen Planeten einer dem

Leser willkommenen Untersuchung. Reichhaltige Tabellen über die Planeten, Satelliten, Kometen und die Doppelsterne sind diesem Capitel beigefügt.

Mit Ausführungen über die Aberration des Lichtes, die Fixsternparallachsen und über die Eigenbewegung der Fixsterne und des Sonnensystems schließt der sachliche Inhalt des Werkes ab.

Die benützten mathematischen Behelfe sind außerordentlich einfach. Wir finden nur zwei Formeln der sphärischen Trigonometrie angewendet, u. zw. zur Bestimmung der Sonnenhöhe (S. 509) und zur Berechnung der Tageslänge (S. 498); beide hätten vielleicht auch ganz wegbleiben können, umsomehr als die letztere unrichtig angegeben ist, und statt des halben Tagbogens sein Supplement gesetzt sein soll. Die Einfachheit der Rechnung geht übrigens gelegentlich auf Kosten der Klarheit zu weit. Z. B. wäre auf S. 122 die Aufstellung der Proportion $(r + d) : (r - d) = 410 : 170$ am Platze, woraus leicht $r : d = 58 : 24$, also $d = 0 \cdot 4 r$ (nicht $0 \cdot 4$ schlechtweg) gefolgert würde. S. 595 fehlt bei der Anwendung des Newton'schen Gravitationsgesetzes die wünschenswerte Präcision, und auf S. 652 ist eine nicht ganz zutreffende Berechnung über die Übertragung einer Bewegung angestellt. Mathematik und Mechanik vertragen kein argumentum ad hominem.

Bei der sonstigen Vorzüglichkeit aller Erklärungen von optischen Apparaten fällt es auf, dass (S. 64) von einem als Spiegel verwendeten Prisma behauptet wird, das Licht dringe in dasselbe nicht ein. Wozu dann ein Prisma? Die Totalreflexion, um welche es sich hier handelt, dürfte übrigens jedem Leser bekannt sein.

Es ist begreiflich, dass ein Denker, der sich wie der Verf. des vorliegenden Werkes so vielfach mit dem Studium des Universums befasste, auch die Frage nach der Genesis desselben zu beantworten versucht. Dies geschieht in einer Betrachtung über die Schwerkraft und in einer „Entwicklungsgeschichte der Welten", in welcher Meyer am Schlusse des Buches seine persönlichen Anschauungen über die Entstehung der Himmelskörper aus dem Äther niederlegt. Wir finden seine Vorstellungen und Schlüsse sehr geistreich, müssen aber gestehen, dass wir dabei das Wichtigste vermissen, nämlich eine Erklärung der Bildung schwerer Atome von unveränderlicher Masse. Und eine solche dürfte auch schwerlich dem menschlichen Scharfsinne jemals gelingen.

Schließlich sei noch bemerkt, dass Meyers „Weltgebäude" einem Cyklus von Publicationen des bibliographischen Institutes in Leipzig und Wien angehört, deren erste eine Neuauflage von „Brehms Thierleben" ist. Wenn das Buch in solcher Gesellschaft auftritt, braucht es nicht erst vom Recensenten empfohlen zu werden.

Wien. Franz S. Daurer.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und ihre Publicationen.

A. Die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte hielt am 15. Mai 1897 ihre Jahresversammlung. Bei dieser Gelegenheit erstattete der Schriftführer Dr. E. Hannak einen Bericht über die Entwicklung dieser Gruppe im verflossenen dritten Jahre ihres Bestandes, der auch im Drucke erschienen ist. Es ist ein erfreuliches Bild, das er vor den Mitgliedern aufrollte. Dank der Empfehlung des h. Ministeriums für C. und U. zeigte sich in den meisten Provinzen des Reiches eine rege Theilnahme für die patriotischen Bestrebungen der Gesellschaft. Aus Nieder- und Oberösterreich, aus Salzburg, Steiermark, Kärnten, Böhmen und Mähren meldeten sich neue Mitglieder und Mitarbeiter. Die Zahl der ersteren stieg auf 132, unter denen insbesondere Se. Durchlaucht Fürst Franz Auersperg hervorzuheben ist, das erste und, wie der Berichterstatter hinzufügt, leider einzige Mitglied des hohen Adels, das dem Vereine beitrat. Unter den Mitarbeitern sind Landesschulinspector Dr. Gobanz in Kärnten, Prof. Dr. Khull in Graz, Prof. Josef Wichner in Krems, Prof. Wenzel Eymer in Budweis und Regierungsrath Dr. Egger von Möllwald namhaft gemacht, weil sie größere Arbeiten theils in Aussicht stellten, theils vorlegten. Insbesondere wird aber als wichtige Errungenschaft der Gruppe betont, dass auch aus den Kreisen der Pfarrgeistlichkeit und der Volksschullehrer Mittheilungen einliefen und dass dadurch die Aussicht eröffnet ist, die Geschichte des Volksschulwesens, welche namentlich in den Zeiten vor der politischen Schulverfassung ganz im Dunkeln liegt, aufzuhellen. Dem Jahresberichte erscheinen beigeschlossen zwei der eingelaufenen Mittheilungen, und zwar ein Circular des Kreisamtes Klagenfurt an sämmtliche Bezirks-Patronatsherrschaften und Dominien wegen Beförderung des Schulwesens de dato 10. April 1811 und ein Bericht des Schulleiters Alexander Berger aus der Ortschaft Dreifaltigkeit auf dem Sonntagsberge in Kärnten.

Um aber größere Publicationen zu veröffentlichen, bedarf der Verein reicherer Mittel, als es die Beiträge sind, welche die Mitglieder zahlen, da von diesen nur die Kosten der »Mittheilungen« bestritten werden können. Der Bericht der österreichischen Gruppe bringt die erfreuliche Kunde, dass das Unterrichtsministerium ihr zum Zwecke schulgeschichtlicher Publicationen einen Betrag von 600 fl. bewilligt habe, und dass der Großindustrielle Karl Wittgenstein ihr eine Spende von 100 fl. zuwandte. Da von der vorjährigen Spende Sr. Majestät noch ein bedeutender Theil nicht verausgabt wurde, so verfügt die Gruppe laut des Rechenschaftsberichtes des Cassiers Hugo Pauli über einen Betrag von 830 fl., den sie für ihre Zwecke verwenden kann. Darum beschloss sie, größere Arbeiten über österreichisches Schul- und Erziehungswesen, welche für die »Mittheilungen« zu umfangreich sind, als »Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte« in zwanglosen Heften herauszugeben. Das I. Heft, das inzwischen zur Ausgabe gelangte, enthält »Die Geschichte der Savoy'schen Ritter-Akademie in Wien vom J. 1746 bis 1778« von (dem Mitgliede) Johann Schwarz, Professor am Gymnasium der Theresianischen Akademie (Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller 1897).

Diese auf sorgfältiger Benützung der namentlich im Theresianum, im Ministerium des Innern und im Haus-, Hof- und Staatsarchive aufbewahrten Archivalien beruhende Arbeit bietet in erster Linie eine detaillierte Geschichte der äußeren und inneren Entwicklung der Savoy-schen Akademie bis zu ihrer Vereinigung mit dem Theresianum. Schon deshalb nimmt sie unser Interesse in hohem Grade in Anspruch, weil sie uns das Werden und Gedeihen einer Erziehungsanstalt vor Augen führt, in welcher ein großer Theil des hohen und niederen Adels herangebildet wurde, der später in führenden Stellungen sowohl im Kriege als auch im Frieden Einfluss auf die Geschicke unseres Vaterlandes genommen hat. Es dürfte kaum unter den Zöglingen ein Name fehlen, der in der Kirche, in der Staats- und Heeresverwaltung Österreichs seit Maria Theresia in Ehren genannt wird. Im Vordergrunde steht die hohe Stifterin Maria Theresia Felicitas von Savoyen, eine geborene Prinzessin Liechtenstein, deren Opfermuth für das Wohl des Vaterlandes, dem ihre Gründung dient, deren Verständnis in Fragen der Bildung und Erziehung, deren Klugheit und Thatkraft unsere Bewunderung erregen. Sie ist eine der hervorragendsten Gestalten, in denen sich der gewaltige Fortschritt abspiegelt, der im geistigen Leben Österreichs unter Maria Theresia zutage tritt, dessen Quelle in dem hohen Sinne der unsterblichen Kaiserin zu suchen ist. Diese erscheint auch jedesmal in der Geschichte der Anstalt als ihr Genius, der machtvoll eingreift, wenn sich Schwierigkeiten den guten Absichten der Gründerin entgegenstellen. Es ist kaum glaublich, wie menschliche Eitelkeit und Herrschsucht von Seite des Landmarschalls und Untermarschalls und des Piaristenprovincials der Herzogin ihre Stiftung verleideten. Da war es die Kaiserin, welche durch ihr Machtwort der Gründerin ihr Recht verschaffte. Sie war es auch, welche noch bei Lebzeiten der Herzogin durch Zuweisung

von Stiftungen den Niedergang der Savoy'schen Akademie verhinderte und nach deren Tode durch Verbindung ihrer Gründung mit dem Theresianum deren dauernde Erhaltung sicherte. Es ist aber nicht bloß ein Theil der Regierungsthätigkeit Maria Theresias in der vorliegenden Abhandlung gekennzeichnet. Mit den Schicksalen der Savoy'schen Akademie sind vielfach alle jene Männer verknüpft, deren Namen in der Geschichte Maria Theresias glänzen. Die Fürsten Josef Wenzel und Franz Liechtenstein, der Fürst Heinrich Auersperg, die Erzbischöfe Wiens Migazzi und Graf Trautson, der oberste Kanzler Graf Haugwitz, der Vicekanzler Graf Kolowrat, der Oberstkämmerer Graf Khevenhüller, ja selbst der Feldzeugmeister Graf Daun und viele andere in den höchsten Stellen befindliche Würdenträger sind entweder direct an der Entwicklung der Anstalt betheiligt oder haben doch durch ihre Rathschläge die Bestrebungen der Herzogin gefördert. Vor allen aber wirken an der Anstalt viele hervorragende Gelehrte der theresianischen Zeit, so die berühmten Juristen Martini, Riegger, Schrötter, Sonnenfels, der bekannte Historiker Adrian Rauch und insbesondere als Professor und langjähriger Rector der Piarist P. Gratianus Marx, der sich um die Organisation der Gymnasien in Österreich so große Verdienste erworben hat. Damit ist das Gebiet berührt, auf welchem der Wert der Arbeit hauptsächlich liegt. Sie liefert einen wichtigen Beitrag zur Schulgeschichte Österreichs. Im Hintergrunde zeigt sich das hochentwickelte Schulwesen der theresianischen Zeit. Es fehlt nicht an Beziehungen zu der Chaos'schen Ingenieurakademie, zu der Ritterakademie in Kremsmünster, zu der Real-Handlungsschule in Wien, zu der Liegnitzer Ritterakademie in Schlesien, zu dem Löwenburgischen Convicte und der Juristenschule der Piaristen in Wien und vor allen zu der theresianischen Akademie in der Favorita. Aber auch der Wiener-Neustädter Akademie, der mechanischen Schule der Jesuiten in Graz, des Ferdinandeischen „Collegium nobilium" in Olmütz wird gedacht. Von diesem Hintergrunde hebt sich das klare und deutliche Bild der Savoy'schen Akademie mit allen Einzelheiten ab. Nicht bloß die Organisation wird in allgemeinen Zügen und in ihren Veränderungen an der Hand der Quellen verfolgt, sondern auch über Unterricht und Zucht, sowie über die materiellen Lebensbedingungen wird genauer Bericht erstattet.

Der Unterricht gliederte sich in den niederen Curs (das Triennium, ein Anklang an das alte Trivium), der die letzte Grammatikalclasse (Syntax) und zwei Humanitätsclassen (Poesie und Rhetorik) umfasste, in den philosophischen Curs (die Logik und Physik) und in den höheren Curs, an welchem anfangs drei, später vier Jahre lang die juridische Wissenschaft, aber auch die Ingenieur- oder technischen Naturwissenschaften und die Civilbaukunst gelehrt wurden, weil die Stiftung ebenso eine „Kriegs- wie Friedensschule" sein sollte. Es ist charakteristisch, dass unter den Gegenständen die deutsche Sprache und Stilistik besondere Pflege findet, und zwar nicht nur in den niederen, sondern auch in den höheren Cursen. In den philosophischen Jahrgängen sollte

die Universalhistorie in deutscher Sprache gelehrt werden, wenn auch einzelne ungarische Hörer nicht folgen könnten, denn es erfordere »der Staatsdienst, dass die hungarischen Zöglinge nach deutschem Fuße erzogen und in der deutschen Sprache perfectioniert werden«. Überdies bestand daselbst eine (nur zeitweilig aufgelassene) Professur für deutsche Beredsamkeit. Diesem Professor fiel es zu, die Zöglinge in einer guten und deutschen Schreibweise zu üben, sowie zur Ausarbeitung von Gerichts- und Staatsacten anzuleiten und wöchentlich ein sog. Zeitungscollegium zu geben, in welchem die Zöglinge angewiesen wurden, »von den Ereignissen gegenwärtiger Zeiten mit Vernunft und Wohlstand zu schließen und zu reden«. Sonnenfels befürwortete auch für die Juristen einen Lehrstuhl der deutschen Stilistik, doch die Kaiserin empfahl nur ein Collegium practicum einzuführen, um »Briefe und Aufsätze aller Ordnung« abfassen zu lehren. Welcher Wert auf das Studium der Naturwissenschaften gelegt wurde, zeigt der Umstand, dass in der Philosophie zwei Professoren für Physik bestimmt wurden, einer für theoretische Naturlehre und einer für Experimentalphysik, und dass ein physikalisches Cabinet angelegt ward, das sich in aërometrische, mechanische und geostatische, hydrostatische und hydraulische, optische, astronomische, geometrische und elektrische Instrumente gliederte. Für Juristen, welche sich dem Bergwesen widmeten, wurde Montanistik gelehrt und eine große Mineraliensammlung angelegt, welche alle Mineralien der österr.-ungar. Bergwerke umfasste. Das Hauptgewicht legte man aber auf die juridischen Studien. Deshalb erfahren wir aus dem vorliegenden Werke genau, welche Disciplinen, in welchem Umfange und nach welchen Lehrbüchern sie gelehrt wurden. Selbst die Stundenpläne werden uns mitgetheilt.

Nicht weniger interessant als die Berichte über den Unterricht sind die über die Zucht. Wir erfahren, welche Schwierigkeiten dieselbe bei den jungen Cavalieren bot, und wie die Herzogin selbst die nöthigen Vorkehrungen traf, um herrschenden Übelständen abzuhelfen. Unter den Verordnungen, die sie zu diesem Zwecke erließ, erregen manche besonderes Interesse, weil sie charakteristische Züge aus der Cultur- und Sittengeschichte der Zeit verrathen. Es wird den Zöglingen verboten, sich zu dutzen und die Zimmer ihrer Collegen aufzusuchen; sie sollen weder Tabak rauchen noch Hunde halten. Insbesondere wurden sie vor Hazardspielen gewarnt, bei welcher Gelegenheit ein Verzeichnis solcher Spiele angefügt wird. Darunter erscheinen Würfel oder Banco, Quindici und Faro; ebenso werden die während der Fastnacht in der Akademie üblichen Gastereien, Maskierungen und Unterhaltungen untersagt. Dagegen sind erlaubt die zur Leibesübung bestimmten Billard-, Kegel-, Balon- und Volantenspiele und die sog. jeux de commerce, wie Piquet, Trisette, à l'Hombre, Quadriglia, Schach, Dame, Toccatiglia, Tric-Trac u. dgl. Der Besuch der theatralischen Lustspiele oder sog. Komödien bei dem Kärntnerthor wurde ihnen verboten, aber gegen eingeholte Erlaubnis durften sie den Vorstellungen der Stadttheater, und zwar in den Logen, im Parterre noble oder auf den Galerien beiwohnen, jedoch unter der

edingung, »dass sie in der Uniform erscheinen, keine Visiten in den ogen abstatten und gegen die Damen sowohl mit Cedierung ihrer Plätze af dem Parterre noble oder ansonsten jederzeit die gebürende und chuldige Politesse genau beobachten«. Als Strafen erscheinen der Carcer, ie Ausschließung und sogar die Androhung des Gefängnisses auf dem pielberg.

Neben den Geboten, Verboten und Strafen werden uns auch andere rziehliche Factoren in der Geschichte der Anstalt vor Augen geführt, o die Examina, die Ferien, die Prämienvertheilungen und allerhand 'estacte, bei welchen juridische Disputationen gehalten und Carousséls ufgeführt wurden, in welchen die Zöglinge ihre Fertigkeit in der Reitunst, die eine besondere Pflege fand, zeigen konnten.

Selbst die materiellen Lebensbedingungen finden gelegentich Berücksichtigung. Es wird berichtet, wie die Zöglinge verpflegt wurden, und wir müssen staunen, welch ausgiebige Mahlzeiten sie erielten. Zu Mittag gab es sieben, am Abend fünf Gänge. Dabei sind die Kosten der Mahlzeiten verhältnismäßig gering, indem der Traitteur für einen Zögling nur 160 fl. jährlich erhielt. Ebenso gering erscheint der Betrag, welcher der Anstalt für einen Zögling gezahlt wurde. Außer dem Honorar für den Reitunterricht, das sich auf 100 fl. belief, wurden nur 300 fl. jährlich an die Anstalt entrichtet. Einen weiteren Beleg für den Geldeswert dieser Zeit bieten die Gehalte der Professoren und Leiter derselben, die von 400 fl. an den niederen bis 700 und 800 fl. an den höheren Cursen variieren. Gratianus Marx bezieht als Rector und Lehrer der Humaniora 1200 fl., der Director der Akademie 2000 fl., der Mitvorsteher 1500 fl. nebst Wohnung und freier Tafel. Nicht ohne Interesse ist es auch zu erfahren, dass die Herzogin 250.000 fl. zum Bau und zur Einrichtung der Anstalt brauchte und dass die jährlichen Kosten ihrer Erhaltung über 42.000 fl. betrugen.

Die hervorgehobenen Materien aus dem reichen Inhalte des Werkes dürften zur Genüge beweisen, welch wertvolle Beiträge dasselbe nicht nur zur österreichischen Schulgeschichte, sondern überhaupt auch zur Culturgeschichte unseres Vaterlandes bietet.

Zum Schlusse möge noch der äußeren Ausstattung lobend gedacht werden. Der Druck ist gefällig, das beigeschlossene Namens- und Sachregister besonders wichtig, weil es das Aufsuchen der einzelnen Namen und Materien ermöglicht; wertvoll erscheint auch das in Phototypie beigegebene gelungene Bildnis der Herzogin Maria Theresia Felicitas von Savoyen nach dem im Savoy'schen Damenstifte (in der Johannesgasse) befindlichen Originale.

Im laufenden Jahre (1898) wurde die Jahresversammlung der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte am 20. Mai abgehalten. Der inzwischen erschienene vierte Jahresbericht bringt die erfreuliche Nachricht, dass der Gruppe von Seite des hohen Ministeriums für C. und U. neuerdings ein Betrag von 400 fl. zugewendet wurde, dass aber auch der h. Landtag von Niederösterreich ihr eine Unterstützung

von 100 fl. und Se. Durchlaucht der regierende Fürst von und zu Liechtenstein eine solche von 200 fl. gewährten. Diese Mittel setzen den Verein in die Lage, weitere Hefte der Beiträge zur österreichischen Schul- und Erziehungsgeschichte zu publicieren. Landesschulinspector Dr. J. Huemer, die Proff. Jäkel in Freistadt und Dr. Pröll in Linz, Archivar Endl in Altenburg und P. C. Schiffmann in Innsbruck lieferten bereits Materiale hiefür oder stellten es doch in baldige Aussicht. Neben diesen erfreulichen Thatsachen enthält der Bericht die betrübende Kunde, dass der Obmann-Stellvertreter Univ.-Prof. Dr. Th. Kopallik durch einen Unfall zur See sein Leben verlor, und widmet demselben einen warmen Nachruf. Auch der Obmann des Ausschusses, Regierungsrath Dr. Egger v. Möllwald, sah sich durch Krankheit gezwungen, aus dem Ausschusse zu scheiden, und die Mitglieder Director L. Lampel und Prof. Dr. L. Pröll wurden durch Versetzung auf andere Posten in der Provinz ihrer Wirksamkeit entzogen. Es mussten daher in der Versammlung diese Lücken im Vorstande ausgefüllt werden. Zum Obmann wurde Hofrath Dr. H. Ritter von Zeißberg, zu dessen Stellvertreter der k. k. Schulrath P. Andreas Rungger gewählt, Dr. L. Pröll wurde durch Prof. K. Wotke, Landesschulinspector L. Lampel durch den Concipisten im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Dr. A. Goldmann ersetzt. Überdies wurde der frühere Obmann Regierungsrath Dr. Egger von Möllwald wegen seiner Verdienste um den Verein zu dessen Ehrenpräsidenten ernannt.

Beigeschlossen sind dem Jahresberichte: Acten der Schule am Weizberge (Bezirk Weiz in Steiermark) aus dem Jahre 1744 von Heinrich Scherer; Zwei Urkunden aus dem steiermärkischen Landesarchive aus den Jahren 1568 und 1598 von Joh. Schmutz; Regesten von Actenstücken und Copien über die Schule in Weißbach bei Lofer von Steph. Ecker.

B. Die Publicationen der Berliner Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

a) Zunächst sei des Monumentalwerkes gedacht, das die Gesellschaft unter Leitung Dr. Kehrbachs herausgibt, der Monumenta Germaniae Paedagogica. Seitdem in dieser Zeitschrift über dieses Werk berichtet wurde (Jahrg. 1894, S. 461—462), sind weitere drei Bände erschienen. Der XVI. Band (1894) behandelt die »Ratio studiorum et Institutiones scholasticae Societatis Iesu« und schließt das von Pachtler begonnene Werk, von dem die drei ersten Bände (II., V. u. IX. Bd. der M. G. P.) herrühren, als IV. Bd. ab. Dem Verf. war es nicht vergönnt, den Abschluss seines Werkes zu erleben; sein Ordensbruder P. Bernhard Duhr vollendete es mit demselben Fleiße, mit dem sein Vorgänger es in Angriff genommen hatte. Wer da weiß, dass die meisten höheren Anstalten Österreichs von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in den Händen der Jesuiten waren, wird die Bedeutung dieses das Erziehungssystem des Ordens so gründlich behandelnden Werkes ermessen können. Im Jahre 1896 erschien der XVII. Band der M. G. P., und zwar behandelt er die Geschichte des Militär-Erziehungs-

und Bildungswesens in Preußen. Es ist dies der 4. Theil der on Oberst B. Poten verfassten Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge. Bei dem Umstande, lass der Verf. selbst dem preußischen Militärstande angehört, ist es begreiflich, dass besonders dieser Band mit großer Sorgfalt gearbeitet ist. Da die militärische Bildung in Preußen sowohl zur Zeit Friedrichs II. als auch in den deutschen Befreiungskriegen nicht ohne Einfluss auf unsere heimische Militärbildung gewesen ist, so erregt dieser Band unser erhöhtes Interesse. Im Jahre 1897 wurde das umfangreiche Werk B. Potens durch Herausgabe des XVIII. Bandes der M. G. P., welcher als 5. Band das Militär-Erziehungs- und Bildungswesen in Sachsen, Schaumburg-Lippe, Schleswig-Holstein, in der Schweiz, im Königreich Westfalen und in Würtemberg behandelt, abgeschlossen. Insbesondere lenkt das eigenthümliche Militärbildungswesen der Schweiz unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wenn man erwägt, welch wichtiger Factor in der modernen Kriegskunst die Bildung des Heeres ist, so wird man das Verdienst würdigen, welches sich die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und speciell K. Kehrbach durch Herausgabe dieses umfassenden und kostspieligen Werkes erworben hat.

b) Neben den Monumentis erschienen in ununterbrochener Folge der sechste und siebente Jahrgang der Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Das erste Heft des VI. Jahrganges (Pestalozziheft) bringt zur 150jährigen Feier des Geburtsfestes Pestalozzis Abhandlungen, Briefe und Literaturnachweise über diesen berühmten Pädagogen und eine äußerst verdienstvolle Arbeit »Die Anfänge des Studiums der griechischen Sprache und Literatur« von Prof. Dr. G. Bauch in Breslau, die im zweiten Hefte fortgesetzt, im dritten beendet ist. Der Verf. gieng mühsam den Spuren nach, die sich von griechischen Wörtern in lateinischen Werken vorfinden, und trug mit großer Sorgfalt zusammen, was von griechischen Grammatiken und griechischen Classikerausgaben, die in Deutschland am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts gedruckt wurden, sich erhalten hat. Desgleichen verfolgte er mit seltenem Fleiße die Schicksale jener Männer, die als Drucker und Herausgeber oder als Lehrer des Griechischen für dessen Verbreitung thätig waren. Und zwar lenkt sich seine Aufmerksamkeit den Universitäten zu, welche in der Artistenfacultät die heutzutage dem Gymnasium zugewiesene Vorbildung, also auch den griechischen Elementarunterricht, besorgten. Weil die ältesten Spuren griechischer Drucke aus Erfurt herrühren, so beginnt er mit dieser Universität seine wertvollen Untersuchungen und geht dann zu Wittenberg über, das seine ersten Lehrer des Griechischen (Nikolaus Marescalcus Thurius und Hermannus Trebelius) aus Erfurt bezog. Mit der Berufung Melanchthons sind die Anfänge des Griechischen in Wittenberg abgeschlossen. Die Universität Frankfurt a. d. O., an welcher insbesondere Johannes Rhagius Aesticampianus das Griechische lehrte, bildet den Übergang zu Leipzig, wo wir als Begründer des

griechischen Studiums Conrad Celtis antreffen, der um die Verbreitung des Humanismus in Wien sich so große Verdienste erworben hat. Aber auch Aesticampian wirkte segensreich in Leipzig. Als sein dortiger Schüler erscheint Caspar Bernhard aus Schweidnitz (Casp. Ursinus Velius), der später an der Wiener Universität das Griechische lehrte und als Erzieher Kaiser Maximilians II. und als Geschichtsschreiber des kaiserl. Hauses bekannt ist. Gegenüber Leipzig, wo das Griechische auch durch Crocus, Petrus Mosellanus und den später in Breslau thätigen Johannes Metzler intensive Pflege fand, treten die Universitäten Greifswalde und Rostock, welche Dr. Bauch zuletzt behandelt, in den Hintergrund. Die Arbeit dieses Gelehrten wurde besonders hervorgehoben, weil sie ein für die Schulgeschichte Deutschlands wichtiges Thema behandelt, das bisher geringe Würdigung gefunden hat, und weil auch für das Schulwesen Österreichs Forschungen über das Studium des Griechischen erwünscht wären. Vielleicht könnten sich dem emsigen Forscher Spuren offenbaren, die den Betrieb des Griechischen in einer früheren Epoche des Mittelalters verrathen, da mehrere babenbergische Fürsten im 12. und 13. Jahrhundert mit griechischen Prinzessinen vermählt waren.

Unter den übrigen Abhandlungen dieses Jahrganges mögen noch jene erwähnt werden, die sich mit dem österreichischen Schulwesen befassen: Im zweiten Hefte veröffentlichte Sectionsrath und Universitäts-Archivar Dr. K. Schrauf den ursprünglichen Entwurf für die Reform der österreichischen Gymnasien des P. Gratian Marx vom Juli 1775. Als nämlich die um das Schulwesen Österreichs hochverdiente Kaiserin Maria Theresia eine »Extraordinari Hof-Kommission« am 9. September 1775 zusammenrief, um die unteren lateinischen Schulen in den Erblanden zu reformieren, wurden dieser drei Entwürfe, einer von Martini, der andere von Kollar und ein dritter »anonymischer« Plan, vorgelegt. Der Verf. legt nun dar, dass dieser anonymische Plan von dem Rector der Savoy'schen Akademie P. Gratianus Marx herrührte und auf Veranlassung der Kaiserin verfasst wurde. Das Original dieses Entwurfes, das in den Acten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs fehlt, fand Dr. Schrauf im Archiv der österr. Piaristenprovinz. Da dieser Entwurf von der Hofcommission angenommen, und sein Verfasser mit der Durchführung der Gymnasialreform betraut wurde, so ist das Schriftstück von hervorragender Bedeutung für die Geschichte unseres heimischen Schulwesens. — Im vierten Hefte bringt Archivar Friedrich Endl nach Theaterprogrammen und nach den Annalen des Piaristencollegiums zu Horn ein Verzeichnis der in diesem Collegium aufgeführten Schuldramen aus der Zeit vom Jahre 1664 bis 1752. Sie erscheinen nicht bloß als Bildungsmittel, sondern auch als Spiegelbilder der Sprache und Cultur ihrer Zeit von großem Interesse.

Den siebenten Jahrgang der Mittheilungen eröffnet ein »Bayern-Heft«. So wie im V. Jahrgange das dritte Heft als Austria-Heft von Mitgliedern der österr. Gruppe verfasst und der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln gewidmet wurde, so verfassten die Mitglieder der bayerischen Gruppe das erste Heft des

VII. Jahrganges, welches einen deutlichen Beweis für die rege Thätigkeit dieser jüngsten, erst ein Jahr lang bestehenden Gruppe liefert. Der Inhalt dieses Heftes erstreckt sich über alle Perioden bayerischer Geschichte. In das Mittelalter führt uns Univ.-Prof. Dr. Josef Bach, indem er Äußerungen des berühmten »Probstes Gerhoch von Reichersberg über die Schulfeste in Augsburg im 12. Jahrhundert« hervorhebt und Abbildungen von »Lehrern und Schülern des Mittelalters in Bayern« in getreuen Nachbildungen wiedergibt und erläutert. In den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit gehört die Abhandlung des um die Geschichte der Mathematik hochverdienten Professors Dr. Siegm. Günther »Geographischer Unterricht an einer Nürnberger Mittelschule in der Zeit von Melanchthon«, in welcher er Joh. Cochlaeus, Schulrector bei St. Lorenz in Nürnberg (1510 bis 1514), als den Begründer des geographischen Lehrpensums an Mittelschulen kennzeichnet. In die Reformationszeit gehört die folgende Arbeit, die sich mit den »Beziehungen Melanchthons zu Bayern« befasst und lediglich die aus Hartfelders »Melanchthon« hiehergehörigen Angaben zusammenstellt. Es folgt dann eine »bayerische Edelknabenordnung« vom Jahre 1576, welche Prof. Dr. Fr. Schmidt, der Verfasser der in den Monumentis erschienenen Geschichte der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher, aus seiner Quellenmappe spendete. Auf das in Bayern zur Zeit der Restauration herrschende Schulwesen der Jesuiten beziehen sich zehn Urkunden aus den Jahren 1688—1692, welche Prof. Dr. J. B. Krallinger aus dem Landsberger Stadtarchiv über den Bau des dortigen Jesuitengymnasiums beibringt. Neben den Jesuiten waren auch die Benedictiner in den katholischen Staaten als Erzieher und Bildner der Jugend thätig. Prof. Dr. Bach kennzeichnet »die Reformbestrebungen der bayerischen Benedictiner auf dem Gebiete des Gymnasialwesens« am Anfange des 18. Jahrhunderts durch einen Auszug aus dem Protokolle der Sitzungen, welche die Benedictiner der bayerischen Congregation im Jahre 1708 zu Scheyern abhielten. Darin werden meist Personalfragen, aber auch mancherlei den Unterricht und die Disciplin in den Gymnasien betreffende Angelegenheiten erledigt. — Die übrigen Arbeiten des Bayernheftes befassen sich mit dem Volksschulwesen des Landes. Viel Interessantes bringt der »Streifzug durch die deutschen Schulen Münchens zur Zeit der Schuelhalterzunft« (17. u. 18. Jhdt.) des Realschuldirectors G. N. Marschall. Es sind Actenstücke aus dem Stadtarchiv Münchens, die sich auf die Organisation der Zunft, auf das wirtschaftliche Leben der Schulmeister beziehen, aber auch über Ergebnisse der Visitationen berichten. Sie umfassen die Zeit von 1592—1778 und bieten ein trauriges Bild von dem Stande des damaligen Schulwesens. Dagegen kennzeichnet die Abhandlung Franz Thalhofers Josef Anton Schneller als Director der Normalschule zu Dillingen 1774—1787 den erfreulichen Aufschwung, den das Volksschulwesen in der Periode der »Aufklärung« nahm. Trotz der Reserve, die sich der Verf. bei der Schilderung der Verdienste Schnellers auferlegt, tritt uns dieser als eine hochbedeutsame Persönlichkeit entgegen, welche auf allen Gebieten ihres

Wirkens ausgiebige Reformen durchführte. Als Repetitor in Pfaffenhausen machte er sich um die Bildung der jungen Geistlichen verdient; nach Aufhebung des Jesuitenordens organisierte er das Dillingische Gymnasialwesen und seit 1774 arbeitete er im Auftrage seines Herrn, des Augsburger Bischofs Wenzeslaus, an einer durchgreifenden Reform des ganz verfallenen Volksschulwesens, die er durch Eröffnung einer Normal- und Musterschule in Dillingen begann. Sein Wirken erinnert lebhaft an das Felbigers in Wien, von dessen Schriften er aller Wahrscheinlichkeit nach beeinflusst wurde. Wie dieser hatte er große Schwierigkeiten zu überwinden, welche ihm »die Feinde aller guten Anstalten, die Dummheit und die Vorurtheile von allen Seiten« entgegenstellten. Diesen Feinden fiel er 1786 auch zum Opfer, nachdem er durch 12 Jahre als Director der Normalschule zu Dillingen das Volksschulwesen des ganzen Hochstiftes zu einer hohen Entwicklung gebracht hatte. Seine energische Persönlichkeit muthet uns umso sympathischer an, als sie vielfach an den großen Reformator unseres Volksschulwesens erinnert, und als Schneller seiner Herkunft, Bildung und ersten seelsorglichen Thätigkeit nach unserem Reiche zugehört, indem er aus Lechthal in Tirol stammt, in Innsbruck studierte und bis zum 31. Jahre in Tirol als Seelsorger wirkte.

Außer dem Bayernhefte erschien als drittes Heft des VII. Jahrganges der Mittheilungen ein Sachsen-Heft, das ausschließlich Saxonica aus der Hand sächsischer Mitglieder der Gesellschaft enthält. Die erste Abhandlung von Oberbibliothekar Dr. Br. Stübel »Über die ältesten Vorlesungsverzeichnisse der philosoph. Facultät an der Leipziger Universität« stellt fest, welche Schriftsteller in der Artistenfacultät am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts gelesen, und welche Commentare verwendet und studiert wurden. Neben den Classikern, unter denen die Werke des Aristoteles (freilich nur in lateinischer Übersetzung) und die Grammatiken im Vordergrunde stehen, erscheinen in der Logik Petrus Hispanus und Wilh. Hentisbernus, in der Philosophie Averroës, Thomas von Aquino und die Sphaera des Johannes de Sacrobusco, in der Grammatik Theodorus Gaza, Pirothus Sipontinus und der ältere Manutius Aldus unter den am häufigsten gebrauchten Autoren. Als zweite Abhandlung bringt Prof. Dr. Paul Meyer »Visitationsberichte über die Fürstenschule zu Grimma«, und zwar einerseits solche von Christoph Schellenberg, einem Lehrer dieser Schule und Freunde Melanchthons, aus den Jahren 1554—1575, anderseits die im Staatsarchive zu Dresden aufbewahrten »Amtlichen Berichte der Visitatoren« aus den Jahren 1558—1575. Hier und dort finden sich viele interessante Angaben über Unterricht, Erziehung und Lebensweise der Lehrer und Schüler an dieser hervorragenden Schule. Besonders zieht Melanchthons Bericht über die Visitationen in Grimma, Meißen und Pforta unsere Aufmerksamkeit auf sich, den Schellenberg aus dem Autograph dieses Reformators abschrieb. Darnach folgt eine Schilderung des Gregoriusfestes (Palladis festum) an der Annaberger latein. Schule, wie dasselbe um 1589 begangen wurde. Paul Bartusch, der jüngst eine ausführliche Ge-

schichte der ältesten Periode dieser Schule herausgab, theilt den Bericht über dieses Schulfest aus der Schulchronik des Rectors M. Paul Jenisius mit und fügt zahlreiche erläuternde Anmerkungen hinzu. Ein actuelles Interesse erweckt die Mittheilung »Aus Heinrich von Treitschkes Schülerzeit«, durch die wir erfahren, dass am Gymnasium zum Heiligen Kreuz in Dresden neben Th. Körner auch Richard Wagner und der jüngst verstorbene Historiker und Politiker Heinrich von Treitschke studierten. Von letzterem wird aus seiner Studienzeit die erste Fassung seines Gedichtes »Die Ditmarschen«, das er bei der öffentlichen Entlassung von der Schule (1851) vorgetragen hatte, besprochen und ein großer Theil der deutschen Reifeprüfungsarbeit über das Thema: »Wer recht will thun immer und mit Lust, der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust« reproduciert. Bei der erhöhten Bedeutung, welche die Bildung der weiblichen Jugend gerade in der Gegenwart genommen hat, darf »Die Entwicklung der städtischen höheren Töchterschule zu Dresden« von deren Director Prof. Dr. Gust. Hausmann als ein wertvoller Beitrag zu dieser zeitgemäßen Frage begrüßt werden. Im Programme der Monumenta Germaniae Paedagogica steht auch die Sammlung und »Bearbeitung von Acten zur Prinzenerziehung in den deutschen Fürstenhäusern«. Schulrath Prof. Dr. Georg Müller bringt zu diesem Thema unter dem Titel »Zur Geschichte der Prinzenerziehung der Wettiner« Nachrichten über das Studium der Herzoge Johann Ernst und Friedrich von Sachsen-Weimar auf der Universität Jena 1608—1610 und belegt sie mit den im Hauptstaatsarchive zu Dresden vorhandenen Berichten ihres Erziehers Friedrich Hortleder über den Lehrplan (vom Juli 1608) und die am 14. und 15. December 1608 und am 16. Februar 1610 in Weimar angestellten Prüfungen. Man ersieht daraus nicht bloß die intensive humanistische Bildung, die den Prinzen zutheil ward, sondern erfährt auch die Lehrbücher, die man ihren Studien zugrunde legte. Da erscheinen denn neben der weitverbreiteten Grammatica Philippi (Melanchthonis) und deren Auszug von Schmeltzer besonders häufig die grammatischen Werke des Goldberger Rectors Trocedorffius; aber auch die Geschichte kam zu ihrem Rechte, indem eine Stelle aus dem Sleidanus besprochen und übersetzt wurde. Mit zwei wichtigen Bildungsstätten Sachsens befassen sich die beiden letzten Abhandlungen. Die eine theilt »Die erste Urkunde der Dresdner Taubstummenanstalt aus dem Jahre 1828« mit, an die sich Erläuterungen vom Director dieser Anstalt Hofrath H. E. Stötzner anschließen; die andere bespricht die Gründung der ältesten sächsischen Realschule (Leipzig) und ihre ersten Schicksale. Dr. Herm. Barge schildert die Hindernisse, welche zu überwinden waren, ehe es zu der Gründung (im Jahre 1834) kam, und die Schwierigkeiten, mit welchen Dr. Carl Vogel, ihr erster Director, und Stadtrath Porsche zu kämpfen hatten, ehe ihr Bestand (1847) gesichert wurde.

c) Wie die österreichische Gruppe fühlte auch die Berliner Gesellschaft das Bedürfnis, größere Abhandlungen, die für die »Mittheilungen« zu umfangreich, für die Monumenta aber nicht passend erschienen, in besonderen Heften zu veröffentlichen. Schon im Jahre 1893, auf der

dritten ordentlichen Generalversammlung zu Berlin, wurde der Beschluss gefasst, zur Ergänzung der wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Gesellschaft besondere Ausgaben größerer Beiträge zu veranstalten. In Durchführung dieses Beschlusses erschien vor kurzem unter dem Titel »Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes in den Ländern deutscher Zunge« unter der Redaction Karl Kehrbachs das erste Heft. Es enthält den 1. Theil einer wichtigen Quelle für die Schul- und Erziehungsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Im Mittelalter wurde der Lateinunterricht auf Grundlage des Doctrinale Alexanders de Villa Dei ertheilt, dessen musterhafte Ausgabe in den M. G. P. Prof. Dr. Reichling (1893) besorgte und mit einer vortrefflichen Einleitung über den grammatischen Unterricht im Mittelalter versah. Die Humanisten verwarfen dieses Lehrbuch als den Inbegriff alles Unverstandes und schlugen in ihrem Streben, der Jugend Geläufigkeit im Lateinsprechen zu verschaffen, neue Wege im Lateinunterrichte ein. Um das Latein für den praktischen Gebrauch sich anzueignen, erschienen die Komödien des Terenz besonders geeignet. Deshalb wurde die Lectüre dieser Werke um die Mitte des 15. Jahrhunderts zuerst in Italien, dann aber auch in Deutschland in die Humanistenschulen eingeführt.[1] Als Vorbereitung für diese Lectüre dienten Phraseologien, Sammlungen von Phrasen, die im täglichen Leben verwendet werden konnten, und die wie unsere Gespräche zur Erlernung moderner Sprachen in verschiedene Gruppen nach dem Inhalte des Gespräches gegliedert wurden. Sie bildeten den Übergang zu den Schulgesprächen, welche Dialoge über alle Verhältnisse bringen, in welche Studenten gerathen konnten. Dr. A. Bomer, ein genauer Kenner der Humanistenliteratur und Herausgeber der Werke des Johannes Murmellius (München 1894), unternimmt es nun, die lateinischen Schulgespräche der Humanisten zu bearbeiten. Seine Arbeit wird sich vom Manuale scholarium (um 1480) bis auf Corderius (1564), den Mitarbeiter Calvins, erstrecken. Vorläufig liegen (im 1. Theile) neben dem Manuale Scholarium die Dialoge des Paulus Niavis, die Idiomata des Andreas Huendern und Laurentius Corvinus, ein kurzes Zwiegespräch zweier Schüler unbekannten Ursprungs, die Colloquien des Desiderius Erasmus, die Paedologia des Paulus Mosellanus und die Dialogi pueriles des Christophorus Hegendorffinus aus dem Jahre 1520 vor. Der Verf. bietet von jedem Autor die wichtigsten Daten über sein Leben und besonders seine Studien, dann eine sorgfältige Bibliographie der in Betracht kommenden Werke und schließlich Auszüge aus denselben, die sich genau an die einzelnen Capitel des Originals anschließen. Hiedurch werden wir vollständig über ihren Inhalt unterrichtet. Für jedermann, welcher der Culturgeschichte dieser Periode Interesse entgegenbringt, erscheinen diese Schulgespräche lesenswert. Es werden die Sitten und Bräuche aller jener Orte geschildert, in welchen und für welche die Humanisten ihre Gespräche verfassten.

---

[1]) Vgl. Dr. M. Hermann, Terenz in Deutschland bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Mittheilungen der Gesellschaft f. d. Erz.- u. Schulgesch., III. Jahrg., S. 1—28.

insbesondere aber erfährt das Leben und Treiben der Studenten eine vielseitige Beleuchtung. Am ausführlichsten ist Paulus Niavis (Schneevogel) behandelt, den der Verf. »den Vater der Gesprächbücher unter den Humanisten« nennt, weil er vier Sammlungen von Gesprächen für Schüler verfasst und eine fremde umgearbeitet hatte. Bomer hebt die Bedeutung dieses Mannes für einen rationellen Unterricht im Lateinischen nachdrücklich hervor, weil diese Seite seiner Thätigkeit bisher nicht genug gewürdigt wurde. In Deutschland ist er der erste, welcher gegen die scholastische Lehrweise des Mittelalters und für einen einfachen praktischen Betrieb des Lateinunterrichtes eintrat, und in Italien hat er nur wenige Vorläufer. Seiner Heimat nach gehört er Böhmen an, wo er in Eger geboren wurde, seine pädagogische Wirksamkeit entfaltete er hauptsächlich in Chemnitz. Für die Verbreitung seiner Werke zeugt der Umstand, dass der Verf. 30 Drucke, darunter auch einen aus Olmütz (1501) hervorheben konnte. Aus dieser Stadt und aus demselben Jahre stammt das, wie es scheint, einzig erhaltene Exemplar des Latinum idioma des Breslauer Humanisten Andreas Huendern, eine Thatsache, die den Betrieb humanistischer Studien in dieser kirchlichen Metropole Mährens verräth. Nächst Niavis ist Desiderius Erasmus eingehender behandelt. Der Verf. schließt seine Arbeit an die Abhandlung des leider zu früh verstorbenen A. Horawitz »Über die Colloquia des Erasmus« (Hist. Taschenb., 6. Folge, VI. Jahrg. Leipzig 1897) an, dessen Namen wir auch auf S. 6 als des Herausgebers griechisch-lateinischer Gespräche Reuchlins begegnen. Bomer weiß manches zu ergänzen und richtig zu stellen, was bisher in der Literatur über Erasmus gefehlt hat oder irrig behauptet wurde. Insbesondere bietet er eine Übersicht über die allmähliche Erweiterung der Gesprächsstoffe und im Anschlusse daran eine vollständige Bibliographie der Colloquia familiaria vom Jahre 1518—1533, weil im letzteren Jahre das Werk abgeschlossen wurde. Indem Dr. Bomer auch die übrigen Verfasser von Schulgesprächen mit derselben Sorgfalt in ihrem Leben und in ihren Werken verfolgt, liefert er einen außerordentlich wertvollen Beitrag nicht nur zur Schulgeschichte, sondern auch zur allgemeinen Culturgeschichte des ausgehenden 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts. Es ist darum das Unternehmen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, neben den Mittheilungen besondere »Texte und Forschungen«, die umfangreichere Arbeiten bringen, zu veröffentlichen, freudig und dankbar zu begrüßen. Hoffentlich wird bald der 2. Theil der Schulgespräche folgen, deren Verfasser Schlaglichter auf die Culturverhältnisse wieder anderer Städte werfen und bis ins Jahr 1564 herabreichen werden. Mit ihrem Abschluss ist die Geschichte eines Lehrbuches geschrieben, das eine der wichtigsten Seiten des Unterrichtsbetriebes kennzeichnet.

Zum Schlusse sei noch eines Unternehmens gedacht, das auf Anregung und unter der Leitung des unermüdlichen Gründers und Förderers der Gesellschaft, Prof. Karl Kehrbach, diese in Angriff genommen hat. Unter dem Titel »Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge« erschien im Mai 1896 das 1. Heft einer Monatsschrift, welche ein bibliographisches Ver-

zeichnis nebst Inhaltsangaben der Bücher, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft, sowie Mittheilungen über Lehrmittel bringt. Mit dem vor kurzem erschienenen Doppelheft (14. und 15. Heft) ist der erste Jahrgang dieses Sammelwerkes abgeschlossen. Wenn man erwägt, dass diese Zeitschrift alle Verordnungen, Werke, Aufsätze und Lehrmittel in Bezug auf Erziehung und Unterricht im allgemeinen und auf die verschiedenen Bildungsanstalten von der Elementarschule bis zur Universität anführt und deren Inhalt kennzeichnet, und dass, wie das Nachwort mittheilt, 3008 Bücher, 4412 Aufsätze und 739 behördliche Mittheilungen verzeichnet wurden, so ermisst man die colossale Arbeit, welche das Comité und dessen Leiter sich aufgebürdet haben, indem sie ein so umfassendes Repertorium zu schaffen unternahmen. Gewiss füllt diese Arbeit eine bedeutsame Lücke in unserer Literatur aus und verdient nicht bloß Anerkennung, sondern die wärmste Unterstützung. Denn nur durch die vereinten Kräfte aller am Unterrichte und an der Erziehung interessierten Personen kann es gelingen, zum mindesten jene relative Vollständigkeit zu erzielen, welche wünschenswert ist. Und zwar ist es erforderlich, dass alle Schulbehörden in den Ländern deutscher Zunge ihre Verordnungen, alle Schriftsteller den Titel ihrer Werke und Arbeiten mit einer kurzen Inhaltsangaben, alle Verleger ihre einschlägigen Bücher, Zeitschriften und Lehrmittel daselbst einsenden oder doch bekannt geben. Anderseits aber verschlingt das umfassende Unternehmen große Summen, denn es muss ein größerer Stab von Arbeitern unablässig thätig sein. Darum erscheint es im Interesse einer für viele Kreise so wertvollen Publication höchst wünschenswert, dass ihre Kosten durch möglichst viele Abonnenten gedeckt werden. Der Preis ist für den Umfang (15 Hefte zu 7—8 Bogen) ein mäßiger, 20 Mk.,[1]) Ausstattung und Druck lassen an Gefälligkeit, Deutlichkeit und Übersicht nichts zu wünschen übrig. Der Inhalt ist außerordentlich reichhaltig. Es würde zu viel Raum einnehmen, auch nur die Titel der Abschnitte anzugeben. Im allgemeinen sei hervorgehoben, dass alles, was mit der Pädagogik zusammenhängt (z. B. Ethik, Psychologie, Gesundheitspflege, Geschichte der Pädagogik) und was sich auf die äußere und innere Einrichtung der Schule bezieht (Schulgebäude, Schulerhaltung, Schulzucht, Ferien, Schulaufsicht, Schülerbibliotheken und Museen usw.), dass ferner alle Arten von Schulen (darunter auch militärische und andere Fachbildungsanstalten) und alle in den verschiedenen Schulen gelehrten Unterrichtsfächer (daneben auch Spiel und Sport) berücksichtigt werden. Es dürfte demnach nicht zu viel gesagt sein, dass das vorliegende Repertorium für Unterrichtsbehörden, Bibliotheken, Schriftsteller, Verleger von Büchern, Zeitschriften und Lehrmitteln, sowie für alle Arten von Unterrichtsanstalten ein wertvoller, ja unentbehrlicher Behelf ist.

Wien. Dr. E. Hannak.

---

[1]) Für Mitglieder der Gesellschaft 25% Rabatt.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

In Italien hat sich ein Verein gebildet, der seinen Sitz in Florenz hat und den Titel führt: 'Società italiana per la diffusione e l'incorragiamento degli studi classici'. Dieser hat nun, um das angestrebte Ziel zu erreichen, beschlossen, eine Zeitschrift zu begründen, die unter dem Titel: 'Atene e Roma', geleitet von dem um die classischen Studien in Italien hochverdienten Professor G. Vitelli, mit Anfang dieses Jahres zu erscheinen begonnen hat. Der Jahrgang umfasst sechs Hefte in Quart zu 24 doppelspaltigen Seiten, so dass auf je zwei Monate ein Heft entfällt. Der Jahrgang kostet 8 Lire. Die Zeitschrift bringt sowohl Aufsätze aus allen Gebieten des classischen Alterthums, und auch der modernen, besonders der italienischen Literatur, inwieweit dieselbe mit dem classischen Alterthume zusammenhängt, als Anzeigen, dann auch Berichte über den Stand der classischen Studien und des Unterrichtes in den einzelnen Staaten und über die Verhandlungen der Società, eine Bibliographie und endlich eine Nekrologie mit Rücksicht auf Italien. Uns liegen die zwei ersten Hefte vor, deren Inhalt wir kurz verzeichnen: I. E. Piccolomini, Le Odi di Bacchilide, F. d'Ovidio, Non soltanto lo bello stile tolse da lui, R. Vári, La Filologia classica in Ungheria nel 1896, Vincenty Lutoslawski, The origin and growth of Platos Logic (Anzeige von F. Tocco). II. G. Schiaparelli, Come i Greci arrivano al primo concetto del sistema planetario eliocentrico detto oggi Copernicano, B. Zumbini, Il Copernico del Leopardi, F. Ramorino, Tacito e il Duca di Rochefoucauld, E. Pistelli, Il greco e il latino negli Stati Uniti, S. Ricci, Notizie di epigrafia greca. Wir begrüßen die neue Zeitschrift, die sich, wie schon diese Inhaltsangabe bezeugt, durch die Fülle und Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes empfiehlt, freudig, u. zw. umsomehr, als sie so wie die Società, von der sie ausgeht, es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Bedeutung der classischen Studien in der Wissenschaft, der Literatur und dem Unterrichte hervorzuheben und dafür einzutreten, und wünschen ihr, indem wir unsere Leser auf sie aufmerksam machen, das beste Gedeihen und den reichsten Erfolg.

Literarische Miscellen.

Von der Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, welche im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen herausgegeben wird und im Verlage von F. Tempsky erscheint, sind zu den früheren fünf Bänden im Laufe des Jahres 1897 zwei neue hinzugekommen, nämlich Band 6 und 7. Der

erste enthält den zweiten Theil der ausgewählten Werke des Johannes Mathesius, des berühmten Rectors und Pfarrers in Joachimsthal, dessen Leben und Wirken G. Lösche in seinem zweibändigen Werke »Johannes Mathesius«. Gotha 1895, geschildert hat. Diesem Gelehrten verdanken wir auch die Auswahl aus den Leichenreden des Mathesius, welche der 4. Band der Bibliothek, und aus den Hochzeitspredigten desselben, die nun der 6. Band bringt. Auch hier ist die Auswahl gelungen und reiche Erläuterungen beigegeben, welche die Bibelstellen bezeichnen und für die theologische, historische und sprachliche Erklärung von großem Werte sind. Der 7. Band bringt eine Auswahl aus den Werken Josef Meßners, herausgegeben von Paul Meßner. Josef Meßner war ein Mann von reichen Anlagen, die bei seinem vielbewegten Leben leider nicht die Entwicklung fanden, welche ihnen bei einem anderen Lebensgange beschieden gewesen wäre. Auch war ihm nur eine kurze Lebenszeit (1822—1862) gegönnt und die letzten Jahre seines Lebens war er durch schwere Krankheit unfähig, auf literarischem Gebiete zu schaffen. Das vorliegende Bändchen bietet die besten Leistungen Meßners, nämlich seine »Waldgeschichten« und »Handwerksburschen«, die in dem Jahre 1857, dem Höhepunkte von Meßners Schaffen, entstanden sind. Die ersteren schildern uns das Leben der Waldleute aus der Gegend seiner Heimatstadt Prachatitz, die letzteren das Wanderleben der Handwerksburschen, das er selbst Jahre hindurch geführt hat. Lebendigkeit und Wahrheit, kecker Humor und tiefes Gefühl, dabei der Hauch echter Poesie machen diese Schriften zu einer sehr anziehenden Lectüre.

Fr. W. Webers Dreizehnlinden. Eine literarische Studie von Dr. B. L. Tibesar, Professor am großherzogl. Athenäum zu Luxemburg. 2. Aufl. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferdinand Schöningh 1896. 8°, 152 SS.

Das Büchlein ist insofern eine 2. Auflage, als es zunächst als Programmarbeit für die Schüler des Athenäums bestimmt war. Der Verf. hätte sich besser durch keinerlei Wünsche bestimmen lassen sollen, diese auf Schüler berechnete Arbeit einem großen Publicum zu unterbreiten, umsoweniger, als Webers Dichtung doch wohl zu den sehr leicht verständlichen gehört. Diese »literarische Studie« ist nichts weiter als eine Sammlung von Musteraufsätzen für Obergymnasiasten, wie schon die Capitelüberschriften (Inhaltsangabe und Entwicklung der Handlung, Allgemeine Erörterungen, z. B. über Anlage und Motivierung, Charakterzeichnung) ergeben. Sie leiden an sehr bedeutender Überschätzung des Gegenstandes und an übermäßiger Breite. Der Stil ist ein beweinenswert papierener, der fortwährend mit »einerseits — andererseits«, »was das anbelangt« und ähnlichen glücklichen Redewendungen arbeitet.

Prinz Eugenius der edle Ritter. Ein Heldengedicht, alten Volksliedern nachgesungen von Richard Kralik. Wien, Verlag von Karl Konegen 1896. 8°, VIII u. 327 SS.

Was uns Kralik hier bietet, ist nach dem Titel ein Epos in der Form des Romanzenkranzes — eine etwas veraltete Form, aber dieser Wiener Romantiker hat sich niemals gescheut, vergessene und selbst fremdgewordene Dichtungsarten seinem Publicum vorzuführen. Hier nun hat er, direct an den »Cid« anknüpfend (vgl. S. 319), seine Romanzen durchaus nach den »historischen« Volksliedern jener Zeit gebildet, wie sie Ditfurth gesammelt hat, nur dort, wo sich Lücken ergeben, füllt er sie durch selbständige Nachdichtung aus. Er überschätzt den Wert dieser Lieder ebenso stark, wie seinerzeit die jüngern Romantiker; die »Geister

er Heimat«, denen er sein Heldengedicht singt, mögen oft sehr viel eniger damit zu thun gehabt haben, als andere, recht gemeine Geister, nd feine Ohren können aus ihnen neben »dem kecken Liede des Solaten, den leutseligen Leierkastentönen des Bänkelsängers, dem Geläute er Kirchenglocken« usw. auch das Geplärr langweiliger Magister und eldgieriger Schmeichler heraushören. Kralik hat nun, um Einheitlichkeit ı sein Werk zu bringen, den Ton der einzelnen Lieder sehr hoch geommen, was er selbst hinzuthut, ist fast immer vom höchsten Pathos rfüllt; da und dort gibt er sogar zarte Stimmungsbilder, die zu dem ölzernen Klange der alten Strophen gar nicht recht passen wollen. ›eider hat er dabei das beste Element dieser Kriegslieder, ihren groben lumor, zugunsten eines edleren Stils oft schwer geschädigt; für meinen ›eschmack ist die ganz gemeine Rauch- und Trinklust, die Prahlerei ınd Grobheit des gemeinen Soldaten noch sehr viel poetischer, als die rostigen Allegorien von Adler und Hahn, oder gar als Jupiter und Mars! Schlimmer war vielleicht noch der Einfall Kraliks, auch durchaus die Weise des Prinz Eugenius-Liedes durchzuführen. Es ist ganz charakteristisch, dass von den zahllosen Epen in Romanzenform ein einziges — noch dazu ein fremdes — die Fridtjofsaga Tegnérs — sich vollkommen lebendig erhalten hat, und dass gerade dieses die Metren in jedem Liede abwechseln lässt. Kralik hätte dieses Beispiel nachahmen sollen und können, da die alten Lieder mitunter ganz prächtige Metren bieten. Wollte er dies aber durchaus vermeiden, dann hätte er auch nicht die Metrik des Volksliedes — welche als eine musikalische mit dem Wortaccente sehr frei umspringt — beibehalten dürfen. Er hat dies nicht gethan und ein glattes Lesen dadurch unmöglich gemacht; man kann über die vielen Unregelmäßigkeiten nur hinwegkommen, wenn man sich laut oder leise die bekannte Melodie dazu singt. Das ist ein bischen viel verlangt für 100 Lieder, und die Folge davon, dass sich die beabsichtigte Epopöe nur genießen lässt, wenn man sie in die einzelnen Lieder zerlegt, d. h. die Einheitlichkeit zerstört. Dann behält allerdings das Büchlein seinen Wert als eine Sammlung von Romanzen im Volkstone, die sich immer und überall durch eine wacker patriotische Haltung, sehr häufig durch ihre Kraft und Frische und mitunter auch durch wahrhafte Poesie auszeichnen. Für die Lesebücher der Volksschulen und der unteren Classen des Gymnasiums wird es gewiss eine hervorragende Fundgrube abgeben. Die äußere Ausstattung ist höchst ansprechend.

Wien. Dr. Valentin Pollak.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur. Band I. Leipzig, F. Andräs Nachfolger 1897. 4°, XII u. 184 SS. Preis 7 Mk. 50 Pf.

Während für die Zeitschriften Englands und Nordamerikas alphabetisch nach Schlagworten sachlich geordnete Verzeichnisse der in ihnen enthaltenen Aufsätze, nämlich der 'Index to Periodicals' und der 'Literary Index' schon seit Jahren bestehen, freilich in der Weise, dass diese Indices sich in erster Linie auf Zeitschriften allgemeineren Inhaltes beschränken, ist ein solches Verzeichnis für die Zeitschriften Deutschlands nicht vorhanden. Daher hat der Herausgeber F. Dietrich es versucht, einen solchen Index für 1896 herzustellen. Er hatte dabei allerdings mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, da er manche Zeitschriften nicht rechtzeitig erhalten konnte und auch von einigen mit Sternchen bezeichneten Zeitschriften ihm manche Hefte nicht zugänglich waren. Doch sollen diese Mängel in dem nächsten Bande ergänzt werden. In dem vorliegenden sind ca. 250 Zeitschriften, meist monatliche oder 14tägige, aus allen Gebieten der Literatur, Wissenschaft und Kunst mit Ausschluss

der medicinischen und technischen Fachliteratur, für die bereits ähnliche Nachschlagewerke existieren, berücksichtigt. Diese Zahl soll weiterhin immer mehr erhöht und baldmöglichst eine Vollständigkeit, soweit dies überhaupt durchführbar ist, erreicht werden. Die Verlagshandlung muss sich auch natürlich erst vergewissern, welche Aufnahme dieser Band findet und ob es möglich ist, das Unternehmen fortzuführen und auszubilden, umsomehr als der Bestand desselben nur bei thatkräftiger Unterstützung von Seite der Bibliotheken gesichert werden kann, da ja nur wenige Private sich zum Ankaufe eines solchen Buches herbeilassen dürften. Was nun diesen ersten Band betrifft, so enthält er S. 1—184 die Artikel in alphabetischer Reihenfolge und I—XII das Verzeichnis der Zeitschriften. Anordnung und Ausführung sind ganz entsprechend, Druck und Ausstattung vollkommen befriedigend, der Preis mäßig. Das Unternehmen verdient von allen Seiten gefördert zu werden, und es wäre wirklich zu bedauern, wenn es wegen Mangel an Theilnahme keine Fortsetzung finden sollte.

Regeln der Arithmetik und Algebra. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten, sowie zum Selbstunterrichte. Von Dr. H. Serfas, Oberlehrer am Friedrichs-Realgymnasium zu Berlin und Privatdocent an der techn. Hochschule zu Charlottenburg. 2 Theile. Berlin, Otto Salle 1896.

Der in den beiden vorliegenden Heften enthaltene arithmetische Unterrichtsstoff enthält im ersten Theile Abschnitte, welche den Pensen der Untertertia, Obertertia, Untersecunda, im zweiten Theile solche, die den Pensen der Obersecunda und Prima entsprechen. Der letztere reicht bis zum Abiturientenexamen eines Gymnasiums, Realgymnasiums und einer Oberrealschule aus. Die Regeln der Arithmetik und Algebra sind in dem Buche in sehr klarer und übersichtlicher Weise enthalten, durch fetten Druck hervorgehoben und durch mannigfache Beispiele erläutert. Wenn der Verf. anstrebte, ein Schulbuch zu schreiben, das im Schüler Lust und Liebe zur Arithmetik erweckt und demselben über Stellen hinüberhilft, die ihm im Unterrichte noch nicht klar geworden sind, das ferner den Lehrer beim Unterrichte unterstützen und dem Schüler ein Wegweiser und Helfer sein soll, so können wir behaupten, dass ihm die Erreichung dieses Zieles im vollsten Maße gelungen ist. Der Schüler wird namentlich bei Wiederholungen des Lehrstoffes dieses Buch mit großem Vortheile gebrauchen können, zumal sich der Verf. bei seinen Entwicklungen, die mitunter ausgedehnter erscheinen, als es nothwendig ist, ganz auf den Standpunkt des Schülers stellt.

In dem Buche werden die wichtigsten Sätze über die Determinanten abgeleitet und deren Anwendung zur Lösung von linearen Gleichungen mit mehreren Unbekannten dargethan. Ausführlich wurde auch die Theorie der Kettenbrüche gegeben und an verschiedenen Beispielen angewendet; so wird unter anderem gezeigt, dass jede Wurzel einer quadratischen Gleichung mit ganzzahligen Coëfficienten sich in einen periodischen Kettenbruch entwickeln lässt. Besonderes Augenmerk ist den Reihen zugewendet, und es wird auch das Studium der Convergenz und Divergenz in den Rahmen des Buches einbezogen. Ebenso eingehend ist die Lehre von den complexen Zahlen behandelt worden. Von den Gleichungen höheren Grades sind die kubischen, die biquadratischen und symmetrischen Gleichungen erörtert worden; außerdem wurden die wichtigsten Sätze über die Gleichungen höherer Grade entwickelt. Im Schlussabschnitte sind einige Methoden zur Bestimmung von Maxima und Minima von Functionen besprochen und an einigen geometrischen Aufgaben erörtert. In dieser Beziehung finden wir die Methode der quadr[illegible] Gleichungen, jene der gleichen

Ordinaten und nach Entwicklung der Taylor'schen Reihe die Methode der Differentialgleichung durchgeführt. Letzterer würden wir im elementaren Unterrichte nicht das Wort reden.

Wir empfehlen das Buch, aus dem auch der Lehrer manche Anregung empfangen wird, für den Unterrichtsgebrauch aufs beste.

Vierstellige logarithmische und goniometrische Tafeln nebst den nöthigen Hilfstafeln. Herausgegeben von P. Treutlein, Director des Realgymnasiums Karlsruhe. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1896. Preis 60 Pf.

Mehr und mehr wird heutzutage von den Schulmännern die Ansicht vertreten, dass für die Zwecke der Schule wegen Abkürzung der Schreib- und der Rechenarbeit, wegen Verringerung der Fehlermöglichkeit vierstellige Logarithmentafeln hinreichen, zumal die zu erreichende Genauigkeit der Rechenergebnisse der Genauigkeit der den Aufgaben der Mittelschule zugrunde liegenden Zahlenangaben entgegengehalten genügend groß ist.

Die vorliegenden kleinen Tafeln sind sehr bequem zu handhaben, zumal bei der Verwendung derselben das Interpolieren möglichst herabgedrückt oder sogar unnöthig gemacht wird. Wir finden in den Tafeln die Logarithmen der Zahlen von 1 bis 100, die Mantissen der Logarithmen der Zahlen von 100 bis 10000, die wahren Werte der goniometrischen Functionen, die Logarithmen von Sinus und Tangente der Winkel von 0°—1°, die Logarithmen der goniometrischen Functionen von 1°—90°. Außerdem ist diesen Tafeln noch eine Reihe von sehr nützlichen Hilfstafeln beigegeben worden, welche die Brauchbarkeit des Büchleins wesentlich zu erhöhen geeignet sind. Besondere Erläuterungen waren bei der übersichtlichen und durchsichtigen Anlage der Tafeln nicht erforderlich.

Die Gebilde ersten und zweiten Grades der Liniengeometrie in synthetischer Behandlung. Von Dr. Rudolf Sturm, Professor an der Universität zu Breslau. III. Theil. Die Strahlencomplexe zweiten Grades. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1896.

In dem vorliegenden Bande findet man eine Reihe von eigenen Untersuchungen des Verf.s. Die Beziehungen der Liniengeometrie zu den mehrdimensionalen Speculationen wurden eingehend berücksichtigt. Durch die von dem Verf. eingeschlagene Darstellung ist es demselben gelungen, wenn auch auf einem längeren Wege eine nicht unbedeutende Anzahl von einzelnen Eigenschaften, Beziehungen und Constructionen zum Ausdrucke zu bringen, die man sonst nicht so leicht entdeckt hätte. Der Verf. hat den Weg durch die mehrdimensionale Geometrie zur Liniengeometrie nicht eingeschlagen, da er ihn für pädagogisch nicht richtig und nicht geeignet hält in einem Buche, das in die Liniengeometrie einführen soll, da man nicht das Anschauliche, die Liniengeometrie, durch das Nichtanschauliche, die mehrdimensionale Geometrie, beweisen soll. In dem vorliegenden Buche finden wir die Schriften der italienischen Geometer, welche auf diesem Gebiete mit besonderem Erfolge gearbeitet haben, eingehend berücksichtigt.

Lehrbuch der Planimetrie. Für den Unterrichtsgebrauch und für das Selbststudium bearbeitet von Hans Hartl, k. k. Professor an der Staatsgewerbeschule in Reichenberg. Mit 216 in den Text gedruckten Figuren, einer Tabelle und zahlreichen Übungsbeispielen. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1896.

Das vorliegende Buch unterscheidet sich mehrfach von den üblichen Lehrb[illegible] [illegible]nimetrie in vortheilhafter Weise. Es verbindet die

Theorie enge mit den Aufgaben, von denen wir die meisten als gut gewählt bezeichnen müssen. Beistimmen kann der Ref. dem Verf., wenn er dem Auftragen und Messen der Winkel mittels der Tangens-Werte einen Raum gönnt, wenn er ferner der Symmetrie der ebenen Gebilde in entsprechender Weise Rechnung trägt. Die Flächenberechnung hätte allgemeiner behandelt werden sollen; so wäre die Vergleichung des Inhaltes der Rechtecke auch für den Fall zu vollziehen gewesen, in dem die Seiten incommensurabel sind. Die Einbeziehung der Formel für den Flächeninhalt einer Ellipse erscheint dem Ref. verfrüht; dass der Verf. die Simpson'sche Formel betrachtet, mag gebilligt werden. Recht gelungen ist die Ähnlichkeit der Figuren dargestellt worden. Die Aufgaben über das graphische Rechnen werden ebenfalls mehrfachem Interesse begegnen. Die wenigen Erläuterungen bezüglich der Maxima und Minima von Functionen in ihrer Anwendung auf geometrische Probleme werden auch willkommen geheißen werden. Die rechnerische Auflösung eines schiefwinkligen Dreieckes auf grund planimetrischer Sätze hätte mehr ausgedehnt werden sollen. Im ganzen und großen halten wir das Buch für den Unterrichtsgebrauch geeignet; dasselbe hat auch seitens des Unterrichtsministeriums die Approbation erlangt.

Schulphysik für die Gymnasien nach Jahrgängen geordnet von Prof. Dr. G. Brandt. Erster Theil. 2. Aufl. Berlin, Verlag von Leonhard Simion 1896.

Dieser Theil ist für die Obertertia und Untersecunda bestimmt und umfasst die Lehre von der Mechanik, der Wärme, dem Magnetismus, der Elektricität, Akustik und Optik. Der Verf. hat seine Hauptaufgabe darin gesucht, den Sinn für richtige Beobachtung zu wecken, dem Schüler eine gewisse Summe von Kenntnissen zu übermitteln und in der Ableitung und Anwendung der Gesetze die logische Schulung zu fördern. Er hat in geeigneter Weise den deductiven und inductiven Weg abwechseln lassen, wie es ihm am besten erschien, um schnell und sicher zum Ziele zu gelangen. Die vorgenommenen Ableitungen sind derart, dass sich gegen ihre leichte Fasslichkeit kein Einwand erheben lässt. Der Verf. hat auch rechtzeitig das Princip der Erhaltung der Arbeit eingeführt und von demselben den richtigen Gebrauch gemacht. Die ganz veraltete Hahnluftpumpe hätte durch die moderne Ventilluftpumpe ersetzt werden sollen. Der Begriff der specifischen Wärme und der Calorie hätte besser hervorgehoben werden sollen. Die Lehre vom Magnetismus wird als ungenügend behandelt bezeichnet werden müssen; der Unterschied von einer Declinations- und Inclinationsnadel ist nicht auseinandergesetzt worden, ebenso ist überhaupt nicht gezeigt worden, inwieferne die Richtkraft des Erdmagnetismus zur Äußerung kommt und worin dieselbe besteht. In der Elektricitätslehre wurde von dem Begriffe des Elektricitätsgrades ganz abgesehen, ebenso wurde auch auf die Theorie des Volta'schen Elementes des Näheren nicht eingegangen, was denn doch dem Schüler angegeben werden muss. Von einer galvanischen Polarisation ist nicht die Rede. Die Lehre von den Inductionsströmen hätte vorausgeschickt werden sollen, bevor man an die Erklärung der Wirkungsweise einer Dynamomaschine denkt. — Die Entstehung einer transversalen und einer longitudinalen Welle ist zweckentsprechend durchgeführt worden. Das vom Schalle Gesagte halten wir sogar an unseren österreichischen Bürgerschulen für unzureichend. In der Lehre vom Lichte hat sich der Verf. nur auf die wichtigsten und elementarsten Gebiete der geometrischen Optik beschränkt und dieselben soweit durchgeführt, als sie zur Erklärung des Strahlenganges in den optischen Instrumenten dienen. Jedenfalls wäre es in der Untersecunda von Vortheil gewesen, auf die Farbenzerstreuung des Lichtes aufmerksam zu machen und auf die Farbenbrechung im Prisma des Näheren einzugehen.

Wir wollen mit einem Urtheile über das Lehrbuch der Physik on Brandt insolange zurückhalten, als uns nicht die folgenden Theile les Lehrbuches vorliegen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

53. Begemann, Dr. Heinrich, Bemerkungen zu altsprachlichen Lehrbüchern. Progr. des Gymn. in Neu-Ruppin 1897, 8°, 30 SS.

Inhaltlich dürften diese Bemerkungen für philologische Lehrer an den österreichischen Gymnasien nicht ohne Interesse sein, aber vollends der Gedanke, der ihnen zugrunde liegt, ist ein fruchtbarer und verdient alle Beachtung, ja allseitige Nachahmung. Gewiss wird kaum jemals ein lateinisches Lesebuch, eine lateinische Grammatik geschrieben werden, die für alle Verhältnisse passten oder nicht ihre individuellen Mängel an sich trügen. Beschäftigen sich aber die Fachconferenzen mit den Lehrbüchern der Anstalt, »um neben der Vertheilung und Begrenzung der Lehraufgaben in der Auffassung der sprachlichen Erscheinungen, in dem Aufbau und der Gliederung des grammatischen Systems und in dem Gebrauche der fachwissenschaftlichen Fachausdrücke Einfachheit, Einheit und Übereinstimmung innerhalb der Anstalt herbeizuführen, dabei auch die Ansichten über die Mängel der gebrauchten Lehrbücher und die Beobachtungen über offenbare Fehler und Versehen auszutauschen« und werden die Resultate dieser Besprechungen veröffentlicht, so wird es gewiss gelingen, nicht nur in diesen Dingen Übereinstimmung innerhalb ein und derselben Anstalt, sondern auch in weiteren Kreisen zu erreichen, und der gegenseitige Austausch solcher Beobachtungen wird zum Ausbaue der Methode und zur Verbesserung der Lehrbücher nicht wenig beitragen.

In den Bemerkungen Begemanns sind die lateinischen Lesebücher von Otto Richter für Sexta (7. Aufl.), Quinta (7. Aufl.) und Quarta (7. Aufl.), die lateinische Grammatik von Ellendt-Seyffert in der von Seyffert und Fries herausgegebenen 39. Auflage, dann die griechische Schulgrammatik von Dr. Albert von Bamberg in der 24. Auflage behandelt.

Ich hebe aus den Bemerkungen nur Einzelnes hervor: Der Behandlung der Lesestücke lässt man am Gymnasium in Neu-Ruppin »eine Sammlung von Fremd- und Lehnwörtern aus dem Besitze der Schüler vorangehen, um sie an diesen das Fremdartige der zu erlernenden Sprache überwinden zu lassen, sie mit frohem Muthe zu erfüllen und mit mancherlei neuen Erfahrungen (Endungen, Schrift, Anfangsbuchstaben, Quantität der Vocale, Aussprache von c, g, t, s, Fehlen des bestimmten und unbestimmten Artikels) vertraut zu machen.« S. 7 wird die durchgängige Bezeichnung der Länge der einfachen Vocale verlangt. Als 3. Stammform wird das Part. des pass. Perf. genommen und verlangt, dass von intransitiven Zeitwörtern das Neutrum dieses Particips angegeben werde, »so lernt der Schüler transitive und intransitive Verben von vornherein durchweg unterscheiden«. S. 9 wird »Begehrsatz« statt »Begehrungssatz« verlangt, denn »Begehrung« gibt es nicht; »Begehr« ist zwar auch selten, aber uns doch durch Goethe geläufig: S. 24: »Wir lassen den Schüler versus memoriales mit rother Tinte im Schriftsteller anstreichen; u. E. soll er sie auch bei etwaiger Wiederholung immer nur im Zusammenhange des Textes sehen und denken«.

Bei diesen wenigen Proben will ich es bewenden lassen; ich hoffe, sie werden hie und da einen Leser anregen, die Schrift selbst zur Hand

zu nehmen, vielleicht mit dem Resultate der Überzeugung, dass diese Idee auch bei uns Nachahmung verdient.

Wien. August Scheindler.

---

54. Theimer, Dr. Alois, Beiträge zur Kenntnis des Sprachgebrauches im Neuen Testamente. Progr. des Landes-Real- und Obergymn. in Horn 1896, 8°, 40 SS.

Die vorliegende Arbeit will die Aufmerksamkeit der Philologen auf ein Gebiet richten, das in philologischer Hinsicht der Thätigkeit ein weites Feld eröffne. Vielleicht hat der Verf. mit dieser Einladung mehr Glück als andere vor ihm. Jedenfalls hat er alles gethan, um zukünftigen Arbeitern auf diesem Gebiete die Wege zu ebnen. Er hat — das sei anerkannt und constatiert — die Literatur sorgfältig zusammengestellt, eine Leistung, die viel Mühe und Zeit erfordert. Die Abhandlung zerfällt in zwei Theile. Im ersten Theile (S. 1—13) spricht der Verf. nach einem Verzeichnis der benützten Werke über die Quellen der Überlieferung des Neuen Testaments: alte Übersetzungen, Citate bei Kirchenvätern und Handschriften. Der beträchtliche Umfang dieses Theiles, der zum eigentlichen Thema nicht im richtigen Verhältnisse steht, lässt sich nur aus dem oben erwähnten Gesichtspunkte rechtfertigen. Immerhin konnte der Überblick kürzer gefasst sein. Denn welche Bedeutung kann man allgemein gehaltenen Behauptungen und in abstracto geführten Erörterungen über die Vorzüge und Nachtheile der einen oder anderen Quelle der Überlieferung beimessen? Sagt doch der Verf. selbst S. 8: Es ist schwer zu entscheiden, ob die Übersetzungen oder die Anführungen bei Kirchenschriftstellern eine größere Gewähr der Sicherheit bieten. Den Beweis dafür zu liefern, wäre Sache einer eigenen Abhandlung. Gewiss kann erst eine solche, wenn auch über ein enges Gebiet begrenzte Abhandlung den Beweis liefern. Die Prüfung der Quellen der Überlieferung muss eben nach diesen drei Seiten parallel gehen, dann wird man zu einem Grade der Sicherheit gelangen, der hier überhaupt erreichbar ist. Aber an einem Punkte muss man anfangen, und weit gehende Forderungen, zu denen die einseitige Verfolgung der Aufgabe führt, werden dann, ist die ganze Arbeit abgeschlossen, leicht richtig gestellt. Der zweite Theil (S. 14—40) behandelt den Gebrauch der im Neuen Testamente am häufigsten vorkommenden Präpositionen *εἰς*, *ἐν*, *ἐκ*; es werden nur die geschichtlichen Bücher, also die drei Synoptiker Matthäus, Marcus, Lucas, die Apostelgeschichte und das Evangelium des Johannes herangezogen. Der Verf. zählt nicht alle Fälle auf, sondern führt nur solche Stellen an, aus denen man etwas lernen kann, oder deren Überlieferung unsicher ist (S. 14). Ich glaube nicht, dass der Verf. daran wohlgethan hat. Es ist gewiss nicht angezeigt, Stellen, die vom sonstigen Gebrauche nicht abweichen, vollzählig aufzunehmen; dagegen genügt es bei selteneren Erscheinungen nicht, zu sagen: in dieser Anwendung findet sich die Präposition nicht häufig oder selten, sondern hier ist die Zahl unerlässlich. Will man den Wert solcher Sammlungen prüfen, will man einen Überblick gewinnen und aus dem Vorkommen sichere Schlüsse ziehen, mit einem Worte: will man die Ergebnisse wissenschaftlich verwerten, dann ist Vollständigkeit nothwendig. Der Verf. bespricht die einzelnen Präpositionen hinsichtlich ihres Gebrauches nach bestimmten Gesichtspunkten. Dabei kommt er, wie das natürlich ist, oft in die Lage, Textkritik zu üben, und es ist kein Zweifel, dass diese Behandlungsweisse den Text vielfach fördert. Öfter bringt er von den bisherigen Erklärungen abweichende Deutungen einzelner Stellen. Auch Beobachtungen anderer Art, wie die Wortfolge, Gebrauch des Artikels

nd Ähnliches, ergeben sich, die wiederum in zweifelhaften Fällen der 'berlieferung für den Herausgeber von großem Werte sind. Der Verf. hat ier einen schönen Anfang gemacht; aber die breite Anlage des Aufsatzes isst mit Sicherheit erwarten, dass er, sei es in Programmen, sei es in Ionographien, noch manchen Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauches es Neuen Testamentes liefern wird, was wir im Interesse der Sache auf-ichtig wünschen.

›5. **Podlaha, Dr. Anton, O řeckých překladech Písma sv. Starého Zákona. Část prvá. I. Septuaginta (Die griechischen Übersetzungen der heil. Schrift des Alten Testamentes. I. Theil. I. Septuaginta).** Progr. des k. k. Obergymn. in Prag-Neustadt 1896, 8°, 19 SS.

Sind auch die alten Übersetzungen der h. Schrift überhaupt für Kritik und Dogmatik von hohem Werte, so überragen in dieser Hinsicht die Septuaginta alle anderen an Bedeutung. Die Apostel bedienten sich dieser Übersetzung, und die h. Väter betrachten sie vielfach als von Gott inspiriert. Ihre Bedeutung wird nur von der Vulgata übertroffen. Der Verf. setzt zuerst die Verhältnisse auseinander, welche die Juden in Alexandria zu einer griechischen Übersetzung veranlassten. Er bespricht den bekannten Brief des Aristeas und seine Auffassung seitens der Kirchenväter und im weiteren Verlaufe der Zeit bis auf unsere Tage. Er ist gleich anderen von der Unechtheit des Briefes überzeugt, stimmt aber denen nicht bei, die den ganzen Inhalt desselben verwerfen. Weiter beantwortet er die Frage, ob Philadelphus von den Siebzig die ganze h. Schrift des Alten Testamentes oder nur Theile hat übersetzen lassen, dahin, dass die Verschiedenheit der einzelnen Bücher den Ursprung aus derselben Zeit ausschließe. Nur den Pentateuch ließ Philadelphus übertragen. Wann die übrigen Schriften ins Griechische übersetzt worden sind und welches die Veranlassung dazu gewesen, ist nicht bekannt. Es mögen praktische Bedürfnisse dahin geführt haben, wie bei den ersteren, und um 130 war die Übersetzung aller protokanonischen Bücher allgemein in Gebrauch. Die Sprache der Alexandrinischen Übersetzung ist die διάλεκτος κοινή, die aber viele hebräische Begriffe aufgenommen hat und außerdem auch mit ägyptischen Wörtern durchsetzt ist. Von großer Wichtigkeit ist die Frage nach der Treue der Übersetzung gegenüber dem Urtexte. Während Aristeas die vollkommene Übereinstimmung bezeugt, sagt Augustinus, dass sich in den Septuaginta manches finde, was mit dem hebräischen Originale nicht übereinstimme, und Hieronymus spricht es geradezu aus, dass die Übersetzer vieles aus eigenem hinzugefügt, manches weggelassen und vieles geändert haben. Dabei ist zu beachten die Verschiedenheit der Übersetzer und der Zeit. Auch ist in den einzelnen Büchern ein großer Unterschied wahrnehmbar: am vollkommensten und gelungensten ist die Übersetzung des Pentateuch, die niedrigste Stufe nimmt der Ecclesiastes ein. Überdies muss man sich immer den Umstand vor Augen halten, dass die Übersetzer einen Text vor sich hatten, der von dem gegenwärtigen wesentlich verschieden ist. Zum Schlusse kommt der Verf. in geschickter Weise nochmals auf die Wertschätzung der Septuaginta bei den Juden und den Christen der ersten Jahrhunderte zu sprechen. Das ist ungefähr in groben Zügen der Inhalt des Programmaufsatzes. Bietet die Arbeit auch verhältnismäßig wenig neue Gedanken, so verdient die Gewandtheit der Darstellung, die Besonnenheit und Sicherheit des Urtheils, der ruhige Ton der Polemik und die volle Beherrschung der einschlägigen Literatur alle Anerkennung.

Wien. Josef Zycha.

---

56. **Schubuth Karl, Über die Gliederung der Spruchtöne Walthers von der Vogelweide in metrische Gruppen.** Progr. der Landes-Oberrealschule in Kremsier 1896, 8°, 43 SS.

Walthers Sprüche, die nicht so wie die Lieder unter dem Einflusse romanischer Muster stehen, machen von der alten Freiheit in der Verwendung des Auftaktes, von der wir in den Liedern nur mehr vereinzelte Spuren treffen, noch durchwegs Gebrauch. Nur einer von allen Spruchtönen Walthers, der sog. erste Ottenton (11, 6—12, 33), verwendet regelmäßig den Auftakt; die übrigen stimmen entweder nur in gewissen Verszeilen rhythmisch überein, oder sie zeigen völlige Regellosigkeit. So hat man wenigstens bisher angenommen.

In dem vorliegenden Programmaufsatze nun wird der Versuch gemacht, in der Behandlung des Auftaktes die strenge Regel des Liedes auch für den Spruch zu erweisen. Die Sprüche eines Tones werden nämlich nach dem trochäischen Bau bestimmter Zeilen zu Gruppen vereinigt, wobei die engere Zusammengehörigkeit durch Inhalt und Entstehungszeit begründet werden soll.

Den Anfang macht der sog. Wiener Hofton, den Schubuth in zwei Sprüchegruppen zerlegt. Die erste zeigt 'Auftaktlosigkeit in der 9., zur Mehrzahl auch 8., einmal sogar auch 7. Verszeile' (genauer: überall in der 9., fünfmal auch in der 8., je zweimal auch in der 7. und 12., je einmal auch in der 11. und 13. Zeile) und umfasst die Sprüche 20, 16. 20, 31. 21, 25. 23, 26. 24, 18. 24, 33. 25, 26. Die metrische Übereinstimmung ist, wie man sieht, recht gering, auch wenn man den Änderungen Pfeiffers folgt, wie es Sch. hier stillschweigend thut. Wie wird nun der Zusammenhang dieser bunten Spruchreihe begründet? Wir erfahren, dass 21, 25 (*Nû wachet, uns gêt zuo der tac*) ins Jahr 1191 gehört, das ebensogut wie die Jahre 1201 und 1207 seine Sonnenfinsternis habe; der Spruch beziehe sich, wie auch 23, 26 (*Die veter hânt ir kint erzogen*), auf den Familienzwist in Meißen. Beide Sprüche seien aber in Wien gesungen worden und so im Zusammenhange mit 20, 31 (*Mir ist verspart der saelden tor*), 24, 18 (*Mit saelden müeze ich hiute ûf stên*), 25, 26 (*Ob ieman spreche*) und 24, 33 (*Der hof ze Wiene*); dass letztere zusammengehören, sei zweifellos. Über 20, 16 (*Was wunders in der werlte vert*) hören wir nichts. Sämmtliche Sprüche fallen, wie Sch. meint, in Walthers ersten Wiener Aufenthalt. Das kann man ihm aber nur für einen, 20, 31, zugeben. Der Spruch 25, 26 (*Ob ieman spreche*) zeigt deutlich, dass er während eines nur gelegentlichen Aufenthaltes *ze Wiene* entstanden ist, und der Spruch 24, 33 schließt sich von dieser frühen Zeit schon selbst aus, wenn man, wie Sch., ihn für einen Scheltspruch auf Leopold ansieht. (Wir kennen aber, beiläufig, von Walthers humoristischen Sprüchen gerade genug, um zu wissen, dass dieser Spruch nicht scherzhaft gemeint ist.) Wenigstens, glaubt Sch., 'dürfte von niemanden angezweifelt werden, dass er in derselben Weise abgefasst werden musste, als die erwähnten Lob- und Bittsprüche. Nach diesem Schlusse müsste auch 84, 1 und andere Sprüche, die sich auf Wien beziehen, im 'Wiener Hofton' abgefasst sein! Die drei Sprüche liegen zeitlich weit auseinander; reife und unreife Früchte werden hier in einen Korb geworfen. Ganz willkürlich ist die Ansetzung der übrigen Sprüche. — Die zweite Gruppe (21, 10. 22, 3. 22, 18. 22, 33. 23, 11. 24, 3) soll nicht nur in der 8. und 9. Zeile, sondern auch in der 12. ohne Auftakt sein. Thatsächlich aber ist in 22, 3 überdies Z. 13 auftaktlos, in 21, 10 Z. 13 und 14, in 23, 11 Z. 11, in 24, 3 Z. 11 und 13; dagegen fehlt in 22, 18 und 22, 33 der Auftakt nur in Z. 12. Um die beiden letzten Sprüche hier unterzubringen, macht sie Sch. mit Pfeiffer an drei Stellen auftaktlos (ohne aber diesem Herausgeber zu folgen, wenn er in 22, 33 Z. 12 den Auftakt einsetzt); an der vierten Stelle (22, 33 Z. 9) schlägt er vor, statt *zergât ez* mit schwebender Betonung *zergât*

n lesen. Über den Inhalt erfahren wir nur, dass hier 'die uns schon von früher bekannten Betrachtungen über die Verderbtheit der Welt und deren Ursache begegnen'. Auch die Sprüche dieser Gruppe werden insgesammt in Walthers ersten Wiener Aufenthalt verlegt. Dass sie, wie auch die gleichgestimmten der ersten Gruppe, nicht dahin gehören, lässt ihr Inhalt denn doch erschließen: sie können mit ihren religiösen Motiven, mit ihrem Lobe der guten alten Zeit auf Kosten der Gegenwart, nicht wohl in Walthers Jugendzeit entstanden sein. Zwei von ihnen, 23, 26 und 24, 3 (Klage über die Zuchtlosigkeit der jungen Ritter und der Knappen), die zweifellos zusammengehören, werden durch Sch.s Gruppierung auseinander gerissen. Für zwei Sprüche dieses Tones findet sich in den beiden Gruppen kein Platz. Der eine, 148, 1 (*Ich hoere des die wîsen jehen*), nach seinem Inhalte zu 21, 25 gehörig, nach seiner Form aber (auftaktlos in Z. 8, 9, 11, 12) zur zweiten Gruppe, wird kurzerhand für unecht erklärt; der andere, 25, 11 (*künc Constantîn*), der nur Z. 10 und 11 ohne Auftakt ist, bleibt ganz vereinzelt. Wir erfahren auch, warum.

Herzog Leopold nämlich habe zwar im Wahlstreit auf Seiten der Staufer gestanden, aber doch eine meist zuwartende Haltung eingenommen; 'und da er religiösen Motiven zugänglicher war als sein Vater, so ist es klar, dass er einen solchen Ton, wie ihn W. in 25, 11 angeschlagen, an seinem Hofe nicht duldete'. 'Bekannt ist', fährt Sch. fort, 'Leopolds Abneigung gegen Turniere und Ritterspiele, und welcherlei Art (so!) des Gesanges sich seiner besonderen Pflege erfreute, zeigt uns die Stelle aus Enenkels Klage der Wiener über Leopolds Tod: *Wer singet uns nû vor ze Wienne ûf dem chor, als er vil dicke hât getân...*' Denen, die die Vollwertigkeit dieses Enikelcitats anzweifeln, gibt Sch. zu bedenken, dass sich die Wiener doch nach einem halben Jahrhundert kein falsches Lebensbild ihres volksthümlichen Herzogs hätten bieten lassen. 'Denn volksthümlich war L. um das Wohl seiner Unterthanen besorgt. Und als für das durch fortwährende materielle Verluste erschöpfte Land bessere Zeiten angebrochen waren, da war es die höfische Dorfpoesie Neidharts, welche aufblühte so recht nach dem Geschmacke Leopolds und seiner Wiener. Reimar, der L. keinen Anlass zur Entfernung bot, wurde am Hofe belassen, Walthers zuletzt erwähnter Spruch aber gab dem Herzog hinlänglich Veranlassung, dem .. anspruchsvollen Sänger seine Gunst zu versagen.' Ein verhängnisvoller Spruch also! Wenn man seinen harmlosen Inhalt und die beklagenswerten Folgen zusammenhält, so kann man sich kaum der Vermuthung erwehren: war es vielleicht gar die Auftaktlosigkeit in Z. 10 und 11, was den Herzog so empört hat?

Nach dieser Methode untersucht Sch. auch alle übrigen Spruchtöne. Es werden im ganzen noch 13 Sprüche als 'Zusatzstrophen' von seinen Gruppen ausgeschieden. Aber selbst dann noch zeigt nicht eine der aufgestellten Gruppen die geforderte Übereinstimmung im Fehlen des Auftakts. Die Abweichungen werden durch Synalöphe, Apokope und Umstellung beseitigt, oder durch Pfeiffers Änderungen, oder auch durch eigene Vorschläge: 35, 8 *'zist* für *es ist*; 82, 18 *wil er dur*; 33, 21 *als hie vór* mit Verweisung auf Iwein 3734 *hie slac dâ stich*. Versagt das alles, so wird der logische Accent als Sündenbock vorgeführt; oder die Auftaktlosigkeit 'hängt mit dem heftigeren Tone, den W. in dieser Strophe anschlägt, zusammen' (S. 39). Die Regellosigkeit im Auftakt bei 33, 1 (*Ir bischove und ir edeln pfaffen*) ist eine Folge des wuchtigen Inhalts. 'Eine solche Ungeheuerlichkeit des Ausdrucks konnte und musste auch durch die Form markiert werden' (S. 19). Der unbequeme Auftakt wird als 'leichter' entschuldigt oder als 'Einschiebsel' verdächtigt. Zuweilen aber verzichtet der Verf. resigniert auf jede Erklärung und merkt nur noch an: 'Einen Auftakt an verschiedenen Stellen' (S. 40), oder gar: 'Der fehlende Auftakt in der 2. und 3. Verszeile der 2. Str.

kommt bei dem inneren Zusammenhange der beiden Sprüche nicht in Betracht' (S. 27). Ein köstliches Geständnis! Wozu dann anderwärts das heiße Bemühen, wegen vermeintlicher Übereinstimmung in der Form Sprüche mit buntscheckigem Inhalt unter einen Hut zu bringen: des freigebigen Bogners Lob mit dem Preis der Selbstüberwindung, Kärntner mit Thüringer Sprüchen, die Begrüßung Leopolds mit dem Spruche über die Wegelagerer an der Himmelsstraße! Zu dieser Äußerung ist noch eine andere zu halten. Während der Verf. in seinen Untersuchungen kühn beinahe jedes Hindernis nimmt und im Brusttone der Überzeugung jeden Zweifel niederkämpft, bis er triumphierend am Schlusse steht, meint er in der Einleitung ganz bescheiden (aber freilich noch immer recht optimistisch): 'Einiges glaube ich erreicht zu haben!' Hier blüht wohl ein Ableger jener merkwürdigen subjectiven und objectiven Überzeugung des weiland Waltherbiographen Menzel? — Es ist eben nicht leicht, sich der Beweiskraft mancher Beobachtungen zu verschließen! Wie oben die beiden Sprüche auf Reimars Tod, so stimmen auch die beiden Rügesprüche gegen Otto, trotz engster Zusammengehörigkeit, metrisch nicht überein, während die beiden Sprüche gegen Gerhart Atze, von denen der eine ohne den andern unverständlich wäre, nicht einmal im gleichen Tone verfasst sind! Metrische Übereinstimmung von Sprüchen ist ein recht bedenkliches Kriterium selbst nur für ihre Zugehörigkeit zum gleichen 'Vortrag'.

Mit demselben negativen Erfolge, aber auch mit derselben Hartnäckigkeit, die selbst vor der Elegie 124, 1 nicht haltmacht, bemüht sich Sch. nebenher, die Dreitheiligkeit aller Sprüche nachzuweisen. Außerdem kündigt er eingangs — der Satz mag zugleich als Sprachpröbchen dienen — noch andere Abschweifungen vom Thema an: 'Ist doch die Waltherliteratur ein vielumstrittener, heißer (!) Boden, durch das oft Räthselhafte in des Sängers Sprüchen verlockend für jeden, auch seiner Meinung womöglich Geltung verschaffen zu wollen.' Hören wir denn:

Als Walther Wien verlassen musste und, 'von einem innern, unbestimmbaren Drange getrieben', sich an den Staufer Philipp wandte, da war es, wie Sch. vermuthet, Wolfger von Passau, der dem Sänger Zutritt verschaffte. Da aber doch kaum anzunehmen ist, dass der Bischof religiösen Motiven weniger zugänglich gewesen sei, als der Herzog von Österreich, so hatte er wohl eine besondere Veranlassung, sich Walthers anzunehmen? In der That! Sch. schließt nämlich aus dem Geschenk an den Sänger im Jahre 1203 (pro pellicio V. sol. longos) und aus einer Angabe in Conradi II. dipl. (Eichhorn, Rechtsgeschichte II 498), die für das erste Hofjahr der Ministerialen ein Pelzkleid als Herrenlohn nennt, Walther habe im Ministerialenverhältnisse zu Wolfger gestanden, 'so dass etwa bei seinem Abgange aus dem Gefolge des Bischofs, als dieser sich Wien näherte, das dem Sänger wegen der Differenz mit Leopold verleidet war, ihm jenes Geschenk zutheil wurde, was dem Ministerialen am Ende des Hofjahres gebürte.' Dass die angezogene Stelle vom ersten Hofjahre spricht, dass Walther ein fahrender Mann war, dass der Bischof bei jenem Zusammentreffen in Zeiselmauer von Wien zurückkehrte, wohin sich Walther vermuthlich begab, das alles ficht Sch. nicht an. Dass ein frater Heinricus und der nuntius regis Hungariae gleichfalls Pelzkleider geschenkt bekommen, muss ihm sogar mit zum Beweise dienen. — S. 14 wird eine kleine Speisekarte componiert, indem das 'Bohnenlied' als hervorgerufen durch das 'Bratenlied' hingestellt wird. — Zu 18, 1 wird (durch Dr. J. Lampel) aus dem Urkundenbuche des Klosters Paulinzelle (Thüring. Geschichtsquell. IV 60) zum 11. Juni 1205 ein *Wichmannus marscalcus* nachgewiesen. — Zu 18, 15 (***Mir hât ein licht von Franken***) wird ein Ausdruck aus Brandels Glossarium illustrans bohem.-morav. hist. fontes beigebracht: *Svíce rytířská,* die Ritterkerze. Leider wird aus der Phrase ('Lasset den Apotheker fragen, ob er aus dem Wachs, das ihm zurückbleibt, die Ritterkerzen macht') die Bedeutung des Aus-

iruckes selbst nicht klar. Eine Durchsicht des Olmützer Dienstmannenechtes in dieser Frage habe zu keinem Ergebnis geführt. Vgl. dazu Prosch, Zs. f. d. Phil. XX 358. — *Stolle* in 32, 11 wird unter Hinweis auf die Abkürzung *Bogenaere* für *Kazzenellenbogenaere* als *Stolberg* erklärt, 'welches Geschlecht am thüring. Hofe damals immerhin eine Rolle gespielt haben mag'. Die dunkle Stelle wird durch diese ganz überflüssige Namendeutung nicht klarer. — Die Elegie 124, 1 ist das *ungehazzet liet*, von dem W. 84, 22 spricht! — Hatte W. einst den Wiener Hof wegen seiner staufischen Gesinnung verlassen müssen, so musste er ihm später, wie wir S. 26 hören, wegen seiner welfischen Gesinnung Lebewohl sagen, 'u. zw. wie wir leider im voraus es nicht anders hätten erwarten können, mit dem schrillen Misston, der einem tiefbeleidigten Gemüthe zu Rechnung kommen muss'. Das ist nämlich 32, 17 (*Herzoge ûz Ôsterriche, lâ mich bî den liuten*). Diese wirklich gemüthvolle Theilnahme an Walthers Geschick könnte einen beinahe versöhnen mit der wenig glücklichen Abhandlung. Unverzeihlich aber bleibt das Deutsch, in dem sie geschrieben ist.[1])

Laibach. Anton Wallner.

---

57. **Wallner Anton, Die Entstehungszeit des mhd. Memento mori Diu Warnunge.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach 1896, 8°, 41 SS.

Die vorliegende, auf gründlichen Studien und umfassender Kenntnis beruhende Arbeit bietet mehr, als der Titel verspricht. Gegenüber den Versuchen, die Warnunge in ihrer überlieferten Gestalt als ein überarbeitetes Werk zu erklären und durch Ausscheidung von Interpolationen den ursprünglichen Kern herauszuschälen, zeigt W., dass jene Gründe, nach denen einzelne Stücke als unterschoben erklärt wurden, nicht stichhältig sind und dass ein einheitliches Werk vorliegt, welches aber insoferne schlecht überliefert ist, als die Blätter in der Vorlage unserer Handschrift in Unordnung gerathen waren, weshalb die einzelnen Theile in ungehöriger Reihenfolge abgeschrieben wurden. Zur Bestimmung der Abfassungszeit des Gedichtes werden die Beziehungen zur poetischen Literatur des 13. Jahrhunderts verfolgt; diese führen in das 5. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, und die Ausdeutung einiger Anspielungen auf Zeitereignisse ergibt die zweite Hälfte des Jahres 1246 als Entstehungszeit des ganzen Gedichtes. — Da die Warnunge für den Literarhistoriker und vielleicht noch mehr für den Culturhistoriker von Wert ist, so wäre eine neue Ausgabe sehr erwünscht. Von M. Haupt im I. Bande seiner Zeitschrift herausgegeben, ist sie schon deshalb nicht jedem bequem zugänglich; aber in dieser Ausgabe sind 296 Verse ausgelassen, die erst durch Borinski im 33. Bande der Zeitschrift nachgetragen sind, der auch die Umstellung zweier Blätter festgestellt und eine Reihe von anderen Irrthümern in Haupts Abschrift berichtigt hat; Steinmeyer hat daran anschließend „eine beträchtliche Anzahl von Textverbesserungen“ veröffentlicht, und nun zeigt W., dass wir große Partien des Gedichtes umstellen müssen, wenn wir den rechten Zusammenhang herausbekommen wollen, und zudem erfolgte seither die Veröffentlichung der Ergebnisse seiner Collation der Handschrift im 42. Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum (1898) und auch dazu eine Reihe von Vorschlägen zur Verbesserung des Textes. Auch wer alle diese Bände der Zeitschrift und die

---

[1]) Einige störende Schreibfehler seien hier verbessert: S. 2, A. 1 Westasien st. Ostasien, S. 22, A. Reinhold Bechstein st. Reinhard, S. 39 A. Schroeter st. Schröder.

vorliegende Abhandlung zur Hand hat, kann das Gedicht dann doch nur mühsam buchstabieren, nicht aber lesen.

Prag. W. Toischer.

---

58. **Reiniger Adolf, Madame de Sévigné.** Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Brünn 1895, 8°, 55 SS., u. 1896, 8°, 22 SS.

Das Leben der liebenswürdigen Weltdame und Briefstellerin dem großen Publicum frisch erzählt, das ist der Inhalt dieser kleinen, anspruchslosen Publication. Der enge Raum gestattete dem Verf. nicht, auf mehr einzugeben, etwa den Charakter der Madame de Sévigné und ihren literarischen Geschmack zu zergliedern oder die culturhistorischen Details zu gruppieren. Überflüssig ist seine Arbeit darum gerade nicht; es hat nicht jedermann Zeit und Lust, die 312 Seiten, die Mesnard in den Grands écrivains diesem Lebenslaufe widmet, durchzulesen; auch die Darstellung Lotheißens ist manchem zu lang; einem solchen wird der vorliegende Auszug willkommen sein, umsomehr, als er auch die Bedeutung des Briefes in der damaligen Zeit recht treffend kennzeichnet.

Baden. † Dr. F. A. Singer.

---

59. **Kozak C., Herzog Friedrichs II. von Babenberg Streit mit Kaiser Friedrich II.** Progr. des k. k. Obergymn. in Czernowitz 1896, 8°, 35 SS.

Die Persönlichkeit des letzten Babenbergers wurde mit Vorliebe zum Gegenstand historischer Untersuchungen gewählt, weil dessen Leben in mehr als einer Beziehung eine Reihe fesselnder Episoden enthält und seine Eigenart eine selten vorkommende Mischung von unbändigem Trotze und kluger Berechnung in sich birgt. Dem Verf., der allem Anscheine nach eine ältere Arbeit publicierte, ist es nicht gelungen, etwas Neues zutage zu fördern. Gerade die in letzter Zeit veröffentlichten Quellen sind von ihm nicht berücksichtigt worden, und ebenso ist er mit der neueren Literatur im Rückstande. Außer den wertvollen Epist. saec. XIII in den Monum. Germ. histor., Enenkels Weltchronik ed. Strauch, dann der sächsischen Weltchronik vermissen wir die Acta imper. ined. von Winkelmann. Die vom Verf. benützten Regest. imper. ed. Böhmer sind in weitaus verbesserter Gestalt in 2. Auflage erschienen und hätten manchen schätzbaren Beitrag geliefert. Wenn wir auch davon absehen, dass dem Verf. die Monographie von Hirn: »Kritische Geschichte Friedrichs II.« im Programme der k. k. Oberrealschule in Salzburg 1871 entgangen ist, so wäre ein Einblick in einzelne Abhandlungen des »Archivs für österreichische Geschichte« und der »Mittheilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung«, nebst mehreren anderen einschlägigen Werken dringend zu wünschen gewesen.

Das Hauptgewicht der Untersuchung hätte auf die Lösung der Frage gelegt werden sollen, inwieweit Friedrich die antikaiserliche Politik seines Schwagers, des Königs Heinrich, unterstützte. Der Verf. kommt zwar zu dem richtigen Resultate, dass »von einem förmlichen Bündnisse der beiden Fürsten, dessen Spitze gegen den Kaiser gerichtet gewesen wäre, nicht die Rede sein könne«, schließt sich aber in der Beweisführung einzig an die bereits in der älteren Literatur erbrachten Gründe an. Die Epist. saec. XIII würden zur Lösung der Frage ganz neue Gesichtspunkte geboten haben. Wenn ferner S. XXII erwähnt wird, dass vom Kaiser während seines Aufenthaltes in Wien die Klöster mit Privilegien und Gnadenerweisungen »geradezu überhäuft wurden, um zu dem bereits früher gewonnenen Landadel nunmehr auch die Klöster sich

erpflichtet zu machen«, so ist übersehen worden, dass der Wortlaut der aiserlichen Urkunden bloß eine Bestätigung der bisherigen Rechte, fast irgends aber eine Erweiterung enthält. Nach deutschem Staatsrechte urden nämlich sämmtliche von den Babenbergern ausgestellten Urkunden urch die Achtung und Absetzung Friedrichs ungiltig und bedurften zur eiteren Rechtsgiltigkeit einer Neubestätigung durch den Machthaber.)as Zuströmen der Landesäbte an das kaiserliche Hoflager gibt uns loß zu erkennen, dass diese die Sache des bisherigen Landesherrn für erloren erachteten, dem Kaiser huldigten und dafür die Erneuerung hrer Privilegien eintauschten. Wichtig wäre es ferner gewesen, der 'rage näherzutreten, aus welchen Gründen die gegen den Babenberger erichtete Coalition der Fürsten sich während der ersten Monate des ahres 1237 auflöste. Der Verf. scheint über die Stimmung der Fürsten icht genau orientiert zu sein, wenn er S. XXV schreibt: »Der Kaiser verließ in Begleitung der übrigen Reichsfürsten in der ersten Hälfte des Monats April die Stadt Wien«. Es gewinnt den Anschein, als wären diese mit dem Reichsoberhaupte im besten Einvernehmen gewesen. Nun wissen wir aber, dass der König von Böhmen schon vor Ende Februar das Hoflager verließ, während aus der Zeugenreihe der für Steiermark ausgestellten Urkunke kein Schluss auf die Anwesenheit dieser Fürsten in Steier gemacht werden kann. Die Untersuchung Fickers in den Mittheilungen des Institutes, Bd. I (1880), S. 34, 35 und in der Anmerkung zu Reg. Imper. nr. 2244 hätten hier unzweifelhaft den richtigen Weg gewiesen. Abgesehen von diesen Mängeln hat der Verf. den letzten Babenberger gut charakterisiert und behandelt das Thema mit wohlthuender Objectivität. Der Stil ist fließend und verdient volle Anerkennung.

Mies. Dr. Georg Juritsch.

---

60. Šujan, Dr. Franz, Erbenova kytice po stránce aesthetické s rozborem „Pokladu" (Erbens Kytice nach ästhetischer Seite, nebst Analyse des „Poklad"). Progr. des k. k. böhm. Staatsgymn. in Brünn 1896, 8°, 34 SS.

Die in dieser Abhandlung gebotene ästhetische Analyse eines der schönsten Gedichte Erbens verfolgt den Zweck, die ästhetischen Grundformen nach der Herbart'schen Theorie an einem concreten Beispiele dem Gymnasialschüler vorzuführen, ihn auf diese Weise über das Warum des ästhetischen Wohlgefallens zu belehren und sein ästhetisches Werturtheil zu festigen. Ref. bezweifelt aber, dass diese Art der Erklärung den erwünschten Erfolg erreichen kann, denn die Herbart'schen ästhetischen Grundformen sind zu abstract und in ihrer abstracten Einfachheit zu entfernt von dem wirklichen Geschehen in unserem Inneren, als dass sie einen brauchbaren Maßstab für poetische Kritik abgeben und somit bei der Erklärung der dichterischen Schöpfungen in der Schule verwendet werden könnten. Ohne sich in die Kritik dieser Grundformen einzulassen, macht Ref. aufmerksam, dass sich die Analyse der Dichterwerke, sofern sie den Grund des Wohlgefallens in denselben findet, in einem nicht verkennbaren Circulus bewegt. Sind sie doch bloße Constatierungen der psychischen Thatsache, dass nur dies oder jenes gefällt, und geben keinen Aufschluss darüber, dass uns dies oder jenes Verhältnis gefallen muss! Das Große gefällt mir neben dem Winzigen, das fühle ich, ohne mir Rechenschaft geben zu können, warum? Und wenn auf dieser unleugbaren Thatsache die eine von den Grundformen beruht, worin liegt ihre Beweiskraft als eben in dieser Thatsache? Wenn ich also in der Grundform den Beweis des Wohlgefallens erblicke, ist es ein reiner Circulus. Und was alles soll diese eine Grundform erklären! Die ästhetische Wirkung der Kürze des Ausdrucks, des Contrastes,

der Gradation, der Anschaulichkeit der Schilderung, der dramatischen Lebendigkeit, der Großartigkeit der Bilder, des jähen Wechsels der Stimmung, der psychologischen Wahrhaftigkeit in der Schilderung des Affectes: dies alles gefällt uns nach des Verf.s Erklärung (S. 16), weil der Dichter den Anforderungen dieser einen Grundform Genüge gethan! Jetzt sollte man an den so belehrten Schüler die Frage richten, warum ihm oder ob ihm eine leise gesungene Melodie gefällt! — Doch man könnte einwenden, dass unsere Missbilligung derartiger Erklärungen einem andersartigen theoretischen Standpunkte entsprossen ist — de principiis non est disputandum: da machen wir wiederum aufmerksam, dass es schon Lehrbücher der Psychologie gibt, welche die Entstehung und das Wesen der ästhetischen Wertschätzung ganz anders auffassen, als es in Lehrbüchern herbartischer Richtung der Fall ist. Was soll dann mit einer solchen Analyse angefangen werden? Auch die Uneinigkeit in der ästhetischen Theorie ist ein Beweis, dass man mit dem Ästhetisieren in der Schule nicht weit kommt. — Abgesehen von diesem principiellen Bedenken steht Ref. nicht an, den sonstigen Wert dieser mit Verständnis geschriebenen Abhandlung anzuerkennen.

61. **Josek Otakar, Kterak sestrojujeme si představu budoucnosti? (Wie construieren wir uns die Vorstellung des Zukünftigen?)** Progr. des k. k. Staatsgymn. in Písek 1895, 8°, 28 SS., und 1896, 8°, 28 SS.

Ein lesenswerter Aufsatz. Es wird zwar keine neue Lösung des durch den Titel angedeuteten psychologischen Problems versucht, doch die vom Herbart'schen Standpunkte ohne Berücksichtigung andersartiger Meinungen gegebene Analyse der Zukunftsvorstellung wird zur Erklärung einiger mit derselben zusammenhängenden psychischen Erscheinungen so geschickt verwendet und eine solche Auswahl von passenden Citaten aus der poetischen Literatur geboten, dass die Lectüre dieses Schriftchens namentlich für die Schüler als anregend und nutzbringend bezeichnet zu werden verdient. Es handelt sich vor allem um die Vorhersagung der einzutretenden Ereignisse, d. i. auf Grund welcher psychischen Processe der Mensch überhaupt zu Schlüssen über die Zukunft gebracht wird, welcher Grad von Wahrscheinlichkeit diesen Schlüssen subjectiv und objectiv zukommt und was davon für die Entwicklung des Denkens resultiert. Die einzelnen Arten der Vorhersagung, die sich dem Verf. von seinem Standpunkte ergeben, entsprechen im großen und ganzen den Entwicklungsstadien des Causalitätsbegriffes. Eingehender wird die Weissagung und die Ahnung (tucha) besprochen, die inductive Erforschung des Causalnexus flüchtiger abgethan; dagegen die Rückwirkung dieser Denkthätigkeit auf unser Gefühlsleben gut dargestellt.

Bei der Besprechung der Ahnung hat sich der Verf. die Gelegenheit entgehen lassen, von der modernsten Auflage des Aberglaubens, von der Telepathie und den verwandten Erscheinungen Erwähnung zu machen, auch vermissen wir hier das den Gymnasialschülern wohlbekannte sokratische Daimonion. Ref. begreift nicht, warum die Behandlung der Ahnungen von den Gefühlen der Erwartung, Hoffnung, Besorgnis usw. getrennt worden ist und was sonst das letzte Capitel bezweckt.

Die Diction des Verf.s ist schwungvoll; doch scheint uns, dass an einigen Stellen eine resolute Mäßigung in dieser Hinsicht den Gesammteindruck nicht beeinträchtigt hätte. Sätze und Wendungen wie: »das Gesetz des Archimedes hat später seine Fittiche auch über die Körper in der Luft gespannt«, »bevor aus der Puppe solcher Hypothesen der Falter der Wahrheit herauskommt«, »die schlichte Hausfrau reitet auf dem zahmen Rosse ihres Gemüthes vier Stunden weit in die Zukunft aus«, »die Verlängerung des irdischen Lebens in die unendliche Gerade des geheimnisvollen Jenseits« u. dgl. m., sind doch wohl »zu poetisch«.

Königl. Weinberge. Dr. Franz Krejčí.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Eine lexikalische Untersuchung über ἄτη.

Ob die Vorstellung des Hesychius, ἄτη sei gleich βλάβη, auf Scholien sich gründe oder von ihm selbst ausgegangen sei, wissen wir nicht; unanfechtbar scheint jedoch, was Eustath. 1173, 58 sagt, diese Deutung von ἄτη sei durch Hom. *T* 91 ff. Ἄτη ἣ πάντας ἀᾶται .... βλάπτουσ' ἀνθρώπους hervorgerufen. Und bis auf Nägelsbach, Preller, Lehrs war „Schaden", „Beschädigung", „βλάβη", „κακόν", „Unglück" fast die einzige Erklärung des Wortes. So hat es z. B. bei Apoll. Rhod. IV 228, 235 klar den Sinn, welchen Lehrs (Pop. Aufsätze 415) ihm gibt: „Wuth, Grimm, Zorn"; der Scholiast aber erklärt „ἐν πολλοῖς κακοῖς γεγενημένος". Wenn ferner Suidas s. v. πῆμα zu Soph. Ai. 363 beifügt: „ἄτην φησὶ τὴν μανίαν" oder wenn ἄτη bei Hom. *T* 270 vom Scholiasten mit μῆνις erklärt wird, so sind dies nur Ausnahmen von jener geläufigeren Auffassung „Unglück". Und diese galt, wie gesagt, nicht nur in früheren Zeiten. Buttmann schreibt Lexil. I. 223: „verletzen", „Unheil" ist der eigentliche Begriff des Wortes". Seit Scherer (de ἄτης Graecor. notione et indole, Monast. 1858) ist die Wiedergabe durch „calamitas" zu großer Geltung gelangt. Prägnanter noch legt ἄτη das Frankfurter Gymn. Progr. 1876 aus: bei Äschylus heiße es „Mordthat", „Blutvergießen", „Todtschlag".

Ganz anders fühlte Nägelsbach. „Vor allem", so sagt er S. 271 der nachhomer. Theologie, „ist das Wort sprachlich zu berücksichtigen und Buttmanns Irrthum zu beseitigen, als sei dessen Grundbedeutung „Unglück, Schaden". Auszugehen ist vielmehr von der physisch-sinnlichen Bedeutung des Wortes bei Hom. *Π* 805, wo es ganz offenbar Verwirrung des Bewusstseins, Störung des Normalzustandes der natürlichen Besinnung ausdrückt". Noch stärker widersprach der allgemeinen Strömung Preller. ἄτη ist nach ihm „die überwältigende Leidenschaft und Gemüthsverblendung, eine Störung der geistigen und moralischen Kräfte, die den Menschen

wie ein Verhängnis überfällt und die übereilte That und die Strafen derselben mit sich bringt" (Gr. Mythol. [1] I 437 und fast unverändert in der Bearbeitung von Robert 1894).

Diese mit untrüglichem Gefühle erkannte Deutung blieb etwas unbeachtet. Auch Lehrs, der dem Worte so manche neue Seite abgewonnen hat (s. Populäre Aufsätze S. 415 ff.), sieht zwar in *ἄτη* „jeden unfreien Zustand des Geistes, da der Geist, was seines Wesens ist, an freier Bewegung, Umsicht, Einsicht gehemmt ist", aber von jener anderen Ansicht hat er sich nicht losgemacht. „Das Unglück", so heißt es S. 419, „als ein schadenbringendes, leidbringendes, das ist der eigentliche Begriff."

Diese zwei Richtungen, der Störung des subjectiven Normalzustandes der Seele einerseits, des objectiven Unheils, Unglücks andererseits sind es, in denen sich die Auslegung des Wortes heute bewegt: *ἄτη* ist erstens die Verblendung, die ins Unheil führt, sodann dieses Verderben selbst; so in wesentlicher Zusammenfassung der Artikel Ate in Pauly-Wissowa, Real-Enc., soweit derselbe den Abstractbegriff *ἄτη* betrifft. Indes dürfte wirklich, wie es Eustath. 1173, 58 anzudeuten scheint, jene Erklärung durch „Unglück", „Schaden" erst ein Product späterer Literatur sein.

Denn von Homer angefangen, der das Wort nur von seelischen Zuständen oder deren Bethätigung (wie z. B. stultitia abstr. u. concr.) gebraucht, bis herauf zu Babrius, Quint. Smyrnaeus (Nonnus hat *Ἄτη* im homer. Sinne, *ἄτη* finde ich bei ihm nicht), Tryphiodor, Synesius und selbst bei Prosaikern, Demosthenes, Dionys von Halikarnas, Plutarch, Procopius liefert uns die Literatur constant einen Beleg über den anderen für die bald concrete, bald abstracte Verwendung des Wortes in der homerischen Auffassung von „Störung der geistigen und moralischen Kräfte, der Leidenschaft und Gemüthsverblendung".

Es können hier unmöglich alle *ἄτη*-Stellen einzeln besprochen werden; bezweckt wurde nur, ein möglichst weites Gebrauchsfeld des Wortes — wir umschließen die Zeit von Homer bis gegen das V. nachchristliche Jahrhundert — mit vornehmlicher Beachtung des homerischen und Homer nachgebildeten epischen Sprachgebrauches zu überschauen und zu prüfen. Auch gieng es nicht an, auf die Abweichung mancher der folgenden *ἄτη*-Deutungen von der gewöhnlichen der Commentare stets hinzuweisen, zumal das Folgende mehr eine Untersuchung als Behauptung sein will.

Dass *ἄτη* „Bethörung, Verblendung, Unverstand, Unvernunft" bedeute, wurde seit Nägelsbach nicht mehr angezweifelt. Von Helena heißt es Hom. (Nauck) δ 261 *ἄτην δὲ μετέστενον, ἣν Ἀφροδίτη δῶχ'*, und ähnlich steht ο 233 *εἵνεκα Νηλῆος κούρης ἄτης τε βαρείης, τήν οἱ ἐπὶ φρεσὶ θῆκε θεά*; so ferner ψ. 223; Apoll. Rhod. (Merkel) II 625: *ἤμβροτον ἀασάμην τε* (habe mich verleiten lassen) *κακὴν καὶ ἀμήχανον ἄτην* (Thorheit). Hes. (Rzach) opp. 283 *νήκεστον ἀάσθην* „begieng eine unheilbare

horheit, Fehltritt"; so [Hes.] scut. 93 ἄτη ... ἡ δ'οὐ παλινγρετός ἐστιν, Apoll. Rhod. III 262, Babr. II 39. 15, Quint. Smyrn. Köchly) V 469, Tryph. (Weinberger) 411, Synes. II. 87: ἵνα μὴ ὁ νοῦ πτέρωμα ἐπιβρίσῃ χθόνος ἄτα „irdische Verblendung ihme", welcher Stelle verwandt ist Soph. (Mekler) Ant. 1097 ἄτῃ πατάξαι θυμόν" „sein Gemüth, Herz mit Blindheit chlagen, verblenden, verstocken". Pind. (Christ) P. III 24 „so gewaltiger Unverstand"; s. ἀμπλακία φρενῶν (13), μάταιος (21); Pind. P. II 28 „Sinnesverirrung". Panyassis (Kinkel, Fragm. epic. gr.) 13. 8 und 14. 6 braucht ἄτη von der „Überlegungsunfähigkeit", „Belegtheit" des Berauschten; vgl. Fr. 151 Kinkel p. 140) οἶνος δέει νόον δεσμοῖς ἀφράστοισιν. Eur. Nauck) Androm. 353 steht ἀτηρὸν (κακὸν γυναῖκες) in dieser Bedeutung, s. μῶρον μὲν οὖν γυναῖκες Eur. El. 1035; so Theognis 634 „überlegungslos".

Für „Überspanntheit", „Wahnwitz", „Kaprize" scheint ἄτη Eur. Hippol. 276 zu stehen, vgl. πλάνον φρενῶν 283. Als „Wahnsinn", „Raserei" interpretiert es Lehrs bei Aesch. Prometh. 886, vgl. μανία 879, λύσσα 883; Soph. Ai. 848 sind ἄται die „Wahnsinnsanfälle" (s. ob. Suidas); Eur. Herc. Fur. 917 „das für die Kinder beklagenswerte „Wüthen", „Rasen" des Vaters; vgl. auch hier λύσσα 886 und 875 ff.; übertragen auch vom „Wüthen" des Feuers, Tryph. 683 (= πυρὸς μένος Apoll. Rhod. IV 819); von der „Wuth", dem „Brennen, Wüthen" des Schmerzes Soph. Phil. 705, Trach. 1082 und 1002 ὃς τήνδ' ἄτην κατακηλήσει (ἰατρός).

Mit „Bethörung" gab Nägelsbach das Wort auch bei Hom. (Rzach) Θ 237; doch gleicht es dort eher dem prägnanteren ἄτη bei Soph. Ai. 909, wo es „Unachtsamkeit" bedeutet; s. κωφός und ἄιδρις 910, κατημέλησα 911, oder jenem in d. Trachin. 1274, wo es von der herzlosen „Unbekümmertheit", „Theilnahmslosigkeit" der Götter, der ἀγνωμοσύνη ἔργων τῶν πρασσομένων (s. 1266 ff.) gesagt ist. So wohl auch Θ 237: hast du je mit solcher „Unerkenntlichkeit", „Nichtbeachtung"... getäuscht, (in seinen Erwartungen) betrogen (τῇδ' ἄτῃ ἄσας)? zog ich doch nie an einem deiner Altäre vorüber, ohne dir großmüthige Opfer zu bringen 238 ff. Hier ἄτη für „Unglück" zu nehmen, mochte nicht ferne liegen, zumal jene Auffassung des Wortes weniger bekannt war. Dieselbe tritt noch deutlicher hervor bei Apoll. Rhod. III 470, wo eine stille Neigung die Jungfrau sagen lässt: „er wisse, dass ich nicht in harter Gefühl-, Herzlosigkeit über ihn frohlocken würde (κακῇ ἄτῃ οἱ ἐπαγαίομαι); der schol.: ὁ δὲ λόγος ἐρωτικός; vgl. die herrliche Schilderung ihres Seelenzustandes v. 440—470. II 153 desselben Dichters findet sich ἄτη für „Kopflosigkeit"; IV 1014 für „Unüberlegtheit", „Unbedachtsamkeit"; s. ἐμοὶ ἐκ πυκιναὶ ἔπεσον φρένες 1016; Theognis (Bergk) 631 für „Verlegenheit", „Rathlosigkeit", wo, wie

sonst häufig, ἄτη neben ἀμηχανία steht. Apoll. Rhod. II 891 legt außer ἀμηχανία 862 besonders „ἀπ' ἐλπίδος ἔπλετο νόστος“ 865 und der Gegensatz θάρσος 868 unschwer die Bedeutung „hoffnungs-, aussichtslose Verlegenheit“ nahe; vgl. IV 1260, wo durch τοὔνεκ' ἐγὼ πᾶσαν μὲν ἀπ' ἐλπίδα φημὶ κεκόφθαι (1270) ἄτη geradezu erklärt wird. Auch Eur. Iph. Aul. 137, Aesch. (Weil) Suppl. 470 steht es für „Verlegenheit“, „Entschlussunfähigkeit“. Hieher gehört ἀασάμεσθα Quint. Smyrn. V 422 „wir sind in Verlegenheit gerathen“. Apoll. Rhod. III 973 wird ἄτη als „Beklommenheit“ erläutert durch v. 962 ἐκ δ' ἄρα οἱ κραδίη στηθέων πέσεν. Es ist jene dem λίσσεσθαι Ω 485 entsprechende, angstvolle Seelenstimmung, „Beklemmung“, die Hom. Ω 480 dem Worte unterlegt. Zu „Muthlosigkeit“ steigert sich sein Begriff bei Apoll. Rhod. III 504; auch III 306 hat es gegen den ersten Eindruck diesen Sinn; vgl. 307 f. „freilich, da ich euch warnte vor den ἀπείρονα μέτρα κελεύθου, da schluget ihr meinen Rath in den Wind“. Aesch. Cho. 830 „(in jenem Augenblicke) setze die tadelhafte ‚Verzagtheit‘ beiseite“, s. Περσέως τ' ἐν φρεσὶν καρδίαν σχεθών 831. Apoll. Rhod. verschärft die Bedeutung noch mehr, wie denn kein Dichter so sehr wie er zur Deutung durch „Unglück“ „κακόν“, „βλάβη“ verleiten könnte, während er bei näherer Prüfung den einzig subjectiven Gehalt des Wortes an jeder Stelle beweist. So ist es III 798 die Verlegenheitspein, die „Zweifelsqual“, jenes πῆμα ἀμηχανίας ἔμπεδον φλέγον im v. 773 f.; 768 enthält das gleiche ἄτη. III 56 ist es „Besorgnis“ (um Iason), „angstvolle Sorge“, die den Besuch der Hera und Athene in der Kypris Palaste verursacht, s. δείδιμεν (60). Metaneira befällt „Bekümmernis“, ἀάσθη, sie „entsetzte sich“ bei der gefährlichen Behandlung ihres Kindes durch Ceres, Hymn. in Cer. 247, s. δείσασα, ὀλοφυρομένη 248. Bei Aesch. Suppl. 356 ist ἄνατον πρᾶγμα ein Handel ohne „Besorgnis“, d. h. bei dem nichts zu besorgen, zu befürchten ist, s. μηδ' ἐξ ἀέλπτων νεῖκος γένηται 356 f. und vgl. die sinnvolle Erwiderung des Chores v. 359 ἄνατος φυγὰ [illegible] ohne „Besorgnis“, d. h. welche keine sorgende, liebevolle [illegible]nahme findet. „Sorge“ gibt auch Hes. opp. 412 mit ἄτη, [illegible] Weise Thales (ἐγγύη, πάρα δ' ἄτα), Theognis 103 u. a. Bei [illegible] Rhod. IV 1526 zeichnet das Wort die „Bestürzung“ der [illegible] über das unversehene Ende des Mopsos. Den Patroklos [illegible] „Verwirrung“, „Entsetzen“ unter dem Schlage Apollos, [illegible] Π 805; „Ohnmacht“ (Lehrs) dürfte nicht entsprechen; denn [illegible]ρων εἰς ἔθνος ἐχάζετο (817). Diese homerische Bedeutung [illegible]setzen“ wendet Aesch. Sept. 315 an in dem Ausdrucke ῥίψ[illegible] ἄτα, wie auch Soph. Ai. 196 „Grausen“, „Furcht“, „Ent[illegible]en“ vorzuliegen scheint, s. ὑποδείσαντες 169 und ἀταρ[illegible]ος 197. Im oben erwähnten εἵνεκα .... ἄτης βαρείης Hom. [illegible]33, wo Nägelsbach an „Bethörung“ dachte, wollte vielleicht [illegible] diese „Bethörung“ als „Verwegenheit“, „Vermessen-

eit" gefasst wissen; s. δ 502 und 509 μέγ' ἀάσθη „begieng ine große Anmaßung", „überhob sich vermessen". Man vergleiche uch Soph. Ai. 123, wo ἄτη durch ὄγκος 129 „Dünkel", „Arroganz" näher bestimmt wird. Auch Apoll. Rhod. I 477 bringt ἄτη n diesem Sinne, s. ἄατος ὕβρις 457 und ἀτάσθαλος 480. Bei Quint. Smyrn. XI 470 heißt Alkimedon „ein Opfer schlimmer Verwegenheit", und XII 487 beklagt Laokoons Gemahlin des Gatten olgenschwere „Vermessenheit", s. 422 ff.

Sehr häufig steht ἄτη für „Verirrung". Diese Bedeutung ergibt sich von selbst aus den bisher beigebrachten, z. B. da, wo von „Thorheit" die Rede, mag sie nun Verirrung des Verstandes oder mag sie im Willen sein. Die des Willens ist oft „Schuld", welche ja der Grieche zuletzt einer berückenden Einwirkung von außen zuschrieb. Ἀλλ' ἐπεὶ ἀασάμην καί μευ φρένας ἐξέλετο Ζεύς (*T* 137) oder ähnliche Entschuldigungen eines Fehltrittes liest man oft, und ἀάσθην, „habe gefehlt", z. B. Hymn. in Ven. 254, besagt im Grunde nur ein „irregeleitet sein", ein „ἀποπλαγχθῆναι νόοιο" 255. Somit erscheint die Schuld auch nicht immer in ihrer ganzen Schärfe. Des Paris' ἄτη den drei Göttinnen gegenüber ist ein „Missgriff" Ω 28. Ödipus beklagt Soph. Oed. Col. 202 seine „Verirrung" („caecitatem suam Oed. deplorat" sagt sehr gut Ellendt). Apoll. Rhod. IV 635 bezeichnet das Wort einen Irrthum in der Richtung des Schiffes, eine „Fehlfahrt". Soph. El. 936: „wie weit ich im Irrthume mich befand" (wohl ἦ μὲν statt ἦμεν); gleiche Bedeutung Plut. Mor. 418 *E*, vgl. ἁμαρτία und πλάνη daselbst. Soph. Ant. 624 ἄγει πρὸς ἄταν scheint unserem „in die Irre" zu entsprechen. Über das ἄτη des folgenden v. 625 s. weiter unten.

An vielen Stellen ist allerdings die Grenze zwischen dem intellectuellen Irrthume und einer moralischen Verirrung nicht genau zu erkennen, meistens der Übergang vom ersteren zur zweiten kaum wegzuleugnen. Wenn Homer *Z* 356 die Helena sagen lässt: εἵνεκ' ἐμεῖο κυνὸς καὶ Ἀλεξάνδρου ἕνεκ' ἄτης (schwerlich ἀρχῆς) und Eur. Hec. 640 von dem κακὸν ἐξ ἰδίας (Helena und Paris) ἀνοίας κοινόν spricht, so sind „Verirrung" dort, hier „Unverstand" eben als „Vergehen" verstanden. Hippolytus ist bei Euripides (Hipp. v. 1149) eines „Vergehens" (ἄτας) durchaus unschuldig; v. 1289 bietet gleiches ἄτη und im Herc. Fur. 1284 steht es wie Hom. *A* 412, *I* 115 für „Frevel", Unrecht", „Missethat". Soph. Ant. 1260 erklärt sich οὐκ ἀλλοτρίαν ἄταν durch den Gegensatz ἀλλ' αὐτὸς ἁμαρτών. Bei Aesch. Agam. ist παλαιὰ ἁμαρτία (1197) Abwechslung für πρώταρχος ἄτα (1192). Des Euripides πατέρων ἄτα El. 1307 heißt Aesch. Eum. 934 προτέρων ἀπλακήματα; auch Theognis 206 steht es neben ἀμπλακία (204); sprechend parallel ist γάμων ἐνέδησεν ἄτα Soph. Oed. Col. 526 (Ant. 862 u. Eur. Phoen. 343 weisen gleiches ἄτη auf) mit Hom. λ 272 ἣ (Ἐπικάστη) μέγα ἔργον ἔρεξεν ἀιδρείῃσι

νόοιο γημαμένη ᾧ υἷι, wie denn der „Ehefrevel" wirklich „unwissentlich" geschah.

Es lassen sich der Stellen, wo ἄτη „Verirrung", „Frevel", „Schuld", „Missethat" bedeutet, also die Trübung des normalen Willens in Bezug auf Handlungen angibt, noch andere anführen; doch ist es hauptsächlich jene andere Bedeutung in Bezug auf Personen, die in dem Worte hervortritt, bald abstract als „Ungnade, Abneigung, Feindseligkeit, Groll, Hass, Zorn, Erbitterung, Ingrimm, Hader, Rache", bald concret als „Vergeltung, Züchtigung, Strafe, Rachewerk usw."

Wenn Plut. Mor. 168 *B* ἄτη durch οὐ δυστυχής — ἀλλὰ θεομισής verständlich macht, wenn die ἄτη der Hera Aesch. Suppl. 164 von Eur. Herc. Fur. 840 durch χόλος, Hel. 880 als δυσμένεια verdeutlicht wird, Med. 129 ἆται mittels ὀργὰς κρατούντων (120) erklärt und ἄτη Aesch. Sept. 1001 mit ἔρις (936), νεῖκος (937) und ἔχθος (958) gleichgesetzt wird, so ist es ebenso begreiflich, wenn Eustath. 1173, 27 die ἀγρίας ἄτη Hom. *T* 88 (vgl. ἄγριος χόλος *Θ* 460) mit ὀργή in Verbindung bringt und der Scholiast zu *T* 270 Ζεῦ πάτερ ἦ μεγάλας ἄτας ἄνδρεσσι δίδοισθα[1]) („Erbitterungen, Zerwürfnisse") bemerken konnte: ἐπὶ τὸν θεὸν ἄγει τὴν αἰτίαν τῆς μήνιδος, wie es auch unrichtig scheint, dass ἄτη Apoll. Rhod. IV 228, 235 trotz des χόλος (235) mit κακά (schol.) zu geben sein soll.

Diese Bedeutungsart der Willensentwendung (in allen Graden) ist sehr in Übung. So spricht ein großer Theil der ἄτη-Stellen bei Aeschylus von der (Götter-) „Ungnade", ihrem „Zorne". Die ὕβρις erregt ihn, Pers. 822, er macht den Gott zum κολαστής (827) und tritt oft gar als Persönlichkeit auf, wie Agam. 764 f. φιλεῖ τίκτειν ὕβρις ὕβριν . . . . δαίμονά τε τὰν ἀμάχετον, ἀπόλεμον, ἀνίερον, θράσος μελαίνας μελάθροισιν Ἄτας. Bei Soph. Oed. Col. 93 wird Apollos „Unsegen", „Abhuld", „Zorn" jenen angedroht, welche den König unwirsch abweisen werden.[2]) Pind. O. I 57 steht ἄτη von dem unwiderstehlichen „Zorne" des Zeus; Soph. El. 1002 von jenem des δαίμων in v. 999, von seiner „Verfolgung", „Anfeindung".[3]) — „Verfolgung", „Nachstellung" ist auch der Sinn bei Eur. Med. 279 und Apoll. Rhod. I 1037. Als „malefica vis" gibt es der latein. Text zu Procop. bell. Vand. I 25 D (p. 232); so gebrauchte das Wort vor ihm schon Quint. Smyrn. IV 201 (θεὸς ἠέ τις ἄτη „Unholdin") und auch Kreon bei Soph. Ant. 532 nennt die beiden Schwestern

---

[1]) Vgl. zu diesem Verse die eben angeführte Stelle Eur. Med. 129 μείζους ἄτας (= ὀργάς, 120) ὅταν ὀργισθῇ δαίμων οἴκοις ἀπέδωκεν.

[2]) Die σημεῖα (v. 94, Blitz, Donner, Erdbeben) scheinen es zu verwehren, ἄτη hier eher als Strafe (Gegens. κέρδη [92], Belohnungen) denn als „Zorn" aufzufassen.

[3]) Doch könnte hier auch die geläufige ἄτη-Bedeutung „Leid", „Trübsal" vorliegen.

δύ' ἄτα, zwei Feindinnen, Widersacherinnen (vgl. κάπαναστάσεις θρόνων „Rebellinnen").[1]) Aesch. Agam. 1211 steht ἄνατος für „unbehelligt", „unangefeindet". Dion. Hal. A. R. VIII 51 gebraucht ἄτη für „Chicane"; vgl. das beigesetzte κῆρας, das hier, ähnlich wie [Demosth.] amator. p. 1405 (s. μέμψεις „Nergeleien") in sinngleicher Bedeutung verwendet ist. Demosth. legt p. 419 dem ἄτη bei Soph. Ant. 185 im Zwecke seiner Rede den Sinn „geheime Feindseligkeit", „Gegenaction", „Intrigue" unter; vgl. συνέκρυψε, συνέπραξε, οὐ προεῖπεν.[2]) Im fr. 657, 3 von Sophokles' Phrygern „Ares liebt's, die Muthigen sich zu wählen, οἱ δὲ τῇ γλώσσῃ θρασεῖς, φεύγοντες ἄτας" vertritt ἄτη die „offene Feindschaft", „Fehde", „Streit", „Kampf"; ebenso bei Quint. Smyrn. V 164, wie auch θάρσος ἄατον (α int.) Quint. Smyrn. I 217 von „sehr kampfesmuthigen" Soldaten gesagt ist. Nur so, dünkt mich, kann θάρσος ἄατον (libri ἄητον) ἔχουσα Hom. Φ 395 verstanden sein: die Göttin wird vom streiterhitzten Gegner eine „Hadersüchtige", eine „Zänkerin" gescholten. „Feindseligkeit" liegt auch Soph. El. 215 ff. vor; zu τίκτειν ἄτας (235) vgl. τίκτειν πολέμους (219), zu ἄτας (224) jenes ὀργάς (222), zu οἰκεῖαι ἄται (Erbitterungen gegen die Hausgenossen, 215) vgl. ἐριστά (220). Aesch. Agam. 1229 f. hat δίκη ἄτης λαθραίου für „Genugthuung verhaltenen Hasses".

Wo diese Abstractbegriffe concrete Gestalt annehmen, vertritt, sagten wir, ἄτη den Begriff „Vergeltung", „Züchtigung", „Strafe" usw. Apoll. Rhod. IV 380 ist es mit τίσις verbunden; λεύσιμος ἄτα Eur. Ion 1240 heißt Heraclid. 60 λεύσιμος δίκη. Wie Aesch. Agam. 361 von „Ahndung" für die Verletzung des Ζεὺς ξένιος (362) redet, so stürzt bei Pind. O. X (XI) 37 der ξεναπάτης in den tiefen Schlund der „Strafe", „Rache" des Zeus. Gleiche Bedeutung bei Pind. N. IX 21. Bei Eur. Or. 987 trifft wohl „Strafgericht" den rechten Sinn der Stelle, s. φθόνος θεόθεν (974). Eur. Phoen. 1066 ist es „Züchtigung"; Aesch. Cho. 466 „blutiger Racheschlag": ἄτας αἱματόεσσα πλαγά, und v. 836 „blutige Vergeltung schaffend"; ebenso Eum. 982; Agam. 819 „noch

---

[1]) Die Vorstellung des δύο δ' ἄτα (codd. ἄται) in dem vom Chore zweimal unterbrochenen Satze (Soph. Oed. Col. 530—534): αὗται δὲ δύ' ἐξ ἐμοῦ μὲν — παῖδες, δύο δ' ἄτα — ματρὸς κοινᾶς ἀπέβλαστον ὠδῖνος scheint eine wesentlich andere zu sein; es entspricht jenem ἄτᾳ des v. 526.

[2]) Dass ἄτη an der genannten Sophokles-Stelle nicht als „Unglück" zu verstehen sei, wozu der scheinbare Gegensatz σωτηρία (186) verlocken könnte, geht nicht nur aus jener des Demosthenes p. 419 hervor, sondern auch aus Sophokles selbst. Kreon sagt: 1. ich verachte den, dem jemand mehr als Freund gilt als das Vaterland, s. 182 f. u. 187—190; 2. vor Schrecken (φόβος, 180) nichts zu reden wissen, halte ich für Feigheit, s. 180 f. u. 185 f. So wird Sophokles ἄτη ἀντὶ τῆς σωτηρίας 185 gefasst haben als „Verzagtheit", „Muthlosigkeit" betreffs der Wohlfahrt; vgl. ἀνθ' οὗ τήνδ' ἔχεις ἀθυμίαν v. 237.

wehen die Stürme der Rache", vgl. δίκαια (812). Nuanciert steht es in den Sept. v. 687 desselben Tragikers für „Rachedurst", vgl. κακὸς ἔρως 688; zu Agam. 1283 ἄτας τάσδε „Rachewerke" vgl. v. 1405 Ἀγαμέμνων νεκρὸς τῆσδε δεξιᾶς χερὸς ἔργον δικαίας τέκτονος. So dürfte es ungenau sein, ἄνατος Aesch. Suppl. 410, Soph. Ant. 485 mit „ungeschädigt" und nicht vielmehr mit „ungezüchtigt", „unvergolten" zu geben; vgl. den Scholiasten zu Ant. 485, der ἄνευ τιμωρίας und Suidas, der s. v. ἀνατί ein ἄνευ τίσεως καὶ τιμωρίας hinzufügt.

Diese letzten Bedeutungen „Strafe", „Züchtigung", „Rache" usw. sind es vorzüglich, welche die Erklärung des Wortes durch „Verderben", „Unheil" κακόν u. ähnl. begünstigen mochten, besonders wenn, wie Pind. Ol. X (XI) 37, von gänzlichem Untergange oder sonst einem bedeutenden Unglücke, das als Strafe verhängt wird, die Rede ist. Fast gleich häufig spielt die Objectivität in den lediglich subjectiven Inhalt des Wortes hinüber an Stellen, wo es eine Trübung des normalen Gemütszustandes besagt. Dort mag Lehrs die Bemerkung geschöpft haben: „Bei den Tragikern ist immer noch eine Neigung vorhanden, ἄτη durch moralische Verwendung zu erklären, auch da, wo es durchaus nur „Unglück", „Drangsal" bedeutet" (p. A. 421). Die Warnung vor steter H[illegible] des moralischen Momentes trifft gewiss vollauf zu; [illegible] „Drangsal", „Unglück" aber scheint nirgends er[illegible] wird ἄτη Soph. Ant. 584. 614. 625. Oed. R. [illegible] Taur. 148, Tro. 137, Apoll. Rhod. I 274, 1216 [illegible] XI 660 und sonst sehr oft im subjectiven Sinne [illegible] „Gram", „Trübsal", „Kummer", „Be[illegible] [illegible]artigem zu fassen sein. Aesch. Cho. 339 steht [illegible] mit πένθος (333), γόος (330), [illegible] (335) zu[illegible] setzt es frg. 171 dem μόχθος gleich, dem τερπνά [illegible] wie bei Soph. Ai. 1189 ἄτη dem τερπν[illegible] (1201), bei [illegible] 182 ἀτώμενος dem τέρπειν (183). Soph. Oed. Col. [illegible] λύπη (1216) dem τέρποντα (1216) gegenüber. Soph. [illegible] einem ἀνιῶν (266) und λυπεῖσθαι (267) das Wort ἀτώ[illegible] sinnverwandt steht. „Trübsal", „Drangsal" ist auch der [illegible]des. opp. 216, 231 (Gegens. θαλία). Aesch. Pers. 1037 [illegible] von dem „Jammerlos" der Freunde auf dem Meere. Eur. [illegible] 1314 bietet gleiche Bedeutung; Tro. 163 ist vom „traurigen [illegible]" der δουλεία (158) die Rede. Eur. Hec. 688 das „[illegible]rübende [illegible]" des Kindes, s. λυπρὰ κηρύγματα und τόδ' ἄλγος 662 f. Noch concretere Fassung nimmt ἄτη bei Eur. Tro. 121, Alc. 91, Or. 962, Iph. Taur. 226, Soph. El. 1298 an. Im ersten Citate deutet außer dem Zusammenhange besonders οἶκτος (155) und ἄτη („Jammer", Hartung) 137 auf „Jammertöne", „Wehklagen"; im zweiten wird jene „Wehklage" zum „Klagelied": s. στεναγμός Alc. 86 und γόος 88. Beide Wörter finden sich auch Or. 959 neben ἄτη 962. Für „Weh-, Jammerklage" steht es auch

n gen. Iph. Taur. 226. Soph. El. 1298 ergibt der Context unschwer die Färbung „Schreckenskunde“, „Trauerbotschaft“, und Ai. 976 dürfte „Jammerscene“ am zutreffendsten sein.

Den Typus dieser Anwendung auf Gemüthserregungen bietet Aesch. Cho. 272. Im Falle der Ungefügigkeit droht Apollo dem Orestes *δυσχειμέρους ἄτας ὑφ' ἧπαρ* zu senden: „wildstürmende Seelenqualen“; s. *τῇ φίλῃ ψυχῇ τείσειν με* 276. Die *ἄται ἄγριαι* bei Soph. Oed. R. 1205 sind kaum verschieden davon aufzufassen; vgl. *πόνου* „Mühseligkeiten“ daselbst. Bei Aias hat sich die vorige, unaufhaltsame Thatkraft in „Trübsinn“, „Stumpfsinn“, „Missmuth“ verwandelt, Soph. Ai. 640—642. Bei Solon IV 36 dürfte das „unzufriedene Gemurre“, die aufkeimende „Widerspenstigkeit“ gemeint sein; auch legt Demosthenes p. 423 die Stelle mit Beziehung auf das „unzufrieden entgegenstrebende Gebahren“ politischer Wühler aus. Es tritt in Bund mit jener *δυσνομία*, die nach v. 19 derselben solonischen IV. Elegie zuletzt zur *στάσις ἔμφυλος* und zum *πόλεμος* führt. Man vergleiche hierzu die Allegorie *Δυσνομίη Ἄτη τε* bei Hes. Theog. 230.

Der Unzufriedenheit verwandt ist die „Ungenügsamkeit“, Sol. XIII 13; s. *πλούτου δ' οὐδὲν τέρμα* (71) und in intensiverer Äußerung „Gier nach Habe“, „Habgier“, „Habsucht“, v. 75, welches *ἄτη* bei Theognis 230 dem *ἀφροσύνη* sinngleich steht und Sol. XV 3 der *ἀρετή* entgegengesetzt ist; lüstern schielt sie nach dem Besitze anderer, Sol. XV 4 und IV 12 f. *οὐθ' ἱερῶν κτεάνων οὔτε τι δημοσίων φειδόμενοι κλέπτουσιν ἐφ' ἁρπαγῇ ἄλλοθεν ἄλλος*. Der Besitz zündet sie sachte an, XIII 14, dann flammt sie auf wie aus dem Funken der lodernde Brand (*φλαύρη μὲν τὸ πρῶτον, ἀνιηρὴ δὲ τελευτᾷ*) XIII 15.

Ungeordnetes Verlangen erzeugt im Falle der Nichtbefriedigung „Unmuth“, „Missmuth“, „Verdruss“; in diesem Sinne ist *ἄτη* im Gespräche Solons mit Crösus bei Her. I 32 verwendet. Diese Sucht, Gier, das Gelüste der Seele, sowohl als Unordnung (Herzensverirrung, -verblendung, Leidenschaft) als in der ihr folgenden Pein, Qual betrachtet, ist ein beliebtes Gebiet für *ἄτη*. Wie die *ἄγριος ἄτη* Hom. *T* 88, welche *Ζεὺς καὶ Μοῖρα καὶ ἠεροφοῖτις Ἐρινύς* dem Agamemnon ins Herz gesenkt haben, und wie die Seelenstimmung, welche Helena bereut und Aphrodite ihr eingeflösst hat, Hom. *δ* 261, im letzten Grunde Herzbethörungen sind, so ist die *ἐρωτικὴ ἐπιθυμία* Apollod. Bibl. III 12. 2. 2, die *Κύπριδος ἄτη* Tryph. 492 (vgl. *πόθος*) eben als ein Zustand aufgefasst, *ὅταν ταράξῃ Κύπρις ἡβῶσαν φρένα* Eur. Hippol. 969.

So ist *ἄτη* die „Liebesleidenschaft“, die -brunst, das Gelüste, Apoll. Rhod. I 803; schol. *τὸν ἔρωτα λέγει*; vgl. *ματίῃ εἴξαντες* (805, schol. *ματαιότης, μωρία*); IV 4, dessen *ἄτη* dem *μαργοσύνη* IV 1019 gleich ist, das, wie III 797 *μαργοσύνῃ εἴξασα* zeigt, vom blinden Liebesgelüste, der *ἄατος λύσσα*, der

„sehr die Besinnung raubenden Lust“ (schol. zu I 801), der θυμοφθόρος ἄτη a. a. O. I 803 gesagt ist. Aesch. Cho. 598 sind ἆται die lüsternen Begierden, den πάντολμοι ἔρωτες (597) gleich, denen die σύζυγοι ὁμαυλίαι (599) folgen. Diese Auffassung des Wortes dürfte jenem sonst unverständlichen τὰν μελανόζυγ' ἄταν Aesch. Suppl. 530 Licht geben, wo μελανόζυξ eine der vielen meisterhaften Wortbildungen des Dichters zu sein scheint nach Analogie des ἄζυξ „ohne Ehe“, νεόζυξ „neuvermählt“, und der Ausdruck von „dem finster-ehigen Gelüste“ d. h. „dem (für uns Danaiden) unheimlichen Eheverlangen (der Aigyptossöhne)“ gesagt sein wird. Auch v. 110 der Suppl. findet sich dieses ἄτη, vgl. μαινόλις διάνοια (107) und δυσπαράβουλος φρήν (106). Apoll. Rhod. IV 62 setzt ἄτη (und sein synon. φιλότης, 60) sogar für „Liebesqual“, „Liebesgram“. Die Lust und Sucht des Herzens nach Mord im Kriege, „Kriegs- und Mordgier“ ist in πολεμοφθόροι ἆται Aesch. Pers. 653 ausgedrückt; der „Durst nach Lämmerblut“ durch μηλοφόνοι ἆται Agam. 730 wiedergegeben; ἄτη als „Gier nach Hab' und Gut“ kam schon oben zu Sol. XIII 75 zur Besprechung.

Allen im vorstehenden versuchten Belegen, die insgesammt in einer Störung, Trübung des normalen Seelen-, sei es Verstandes-, Willens- oder Gemüthszustandes Grund und Wurzel haben, reiht sich noch eine Gruppe von ἄτη-Bedeutungen an, die, an jene der Bethörung, Berückung des Verstandes anknüpfend, in einer eigenen Richtung zu „Verführung, Verlockung, Hintergehung, Betrug, Arglist, Enttäuschung, Tücke“ und concret zu „Vorspiegelung, List, Anschlag, Falle, Schlinge“ u. s. f. sich ausgebildet haben. Hom. *T* 136 f. spricht von der „Berückung“ durch Zeus. Eur. Hippol. 241 klagt Phädra, eines Dämons „Tücke“ habe sie zur Enthüllung des Geheimnisses verleitet. Hom. μ 372 weist ein ἄτη auf, für das wir Deutsche kein treffendes Wort haben dürften. Nägelsbach gibt es: „zum Betruge“. Gesagt ist: (ihr habt mich in Schlaf versenkt,) damit ich das Vorgehen der Gefährten nicht hindern möge.[1]) Ähnlich steht εἰς ἄτην Apoll. Rhod. IV 404, vgl. ἄτη „Arglist“ (449). Theognis spricht v. 119 von des falschen Goldes „Truge“; die φθονεραὶ ἆται Pind. P. XI 55, die ποικιλομήτιδες ἆται πημάτων Soph. Ter. fr. 538 scheinen die bunterfinderischen „Anschläge“ des Neides, der Leiden zu sein. Oft steht demgemäß ἀάσθην für „war der Betrogene, Dupierte, Verführte“; z. B. Hom. *T* 113, Apoll. Rhod. 815, 1078 und sonst. ἀτώμενος Soph. Ant. 314 ist wohl ungeachtet jenes verführerischen σεσωσμένος (314) dem παρηγμένος μισθοῖσιν (294) entsprechend zu verstehen als „verlockt“, „verführt“ von den λήμματα (313). Dass in solchen Fällen ἄτη einem ἀπάτη nahekommt, dazu braucht es kaum der

[1]) etwa: „mir zum Truge“ (εἰς ἄτην).

Belege. Hom. B 111 ἄτῃ ἐνέδησε βαρείῃ ist v. 114 durch κακὴν ἀπάτην βουλεύσατο variiert. Es ist jenes ἀπάτη, das als Täuschung einer Erwartung, Hoffnung mit „Enttäuschung" zusammenfällt; vgl. z. B. ἀπάτας λεχέων ὑπεραλγῶν Soph. Ant. 630; s. Eur. Iph. Aul. 124 λέκτρων ἀπλακών. Vgl. ferner Sol. XIII 68 εἰς μεγάλην ἄτην „Enttäuschung"; Theognis gibt es mit εἰς μεγάλην ἀμπλακίην v. 404. Dieselbe Deutung scheint Soph. Ai. 307 zu verlangen; der Held sieht seine Behausung „voll der Enttäuschung", da er ermordete Feinde, nicht massacrierte Stiere zu finden wähnt. „Tückische und folgenschwere Hinterlist" hat Soph. Trach. 851 durch δολία καὶ μεγάλα ἄτα gegeben. Medea spielt bei Eur. im gleichnamigen Stücke v. 979 ihrer Nebenbuhlerin ein vergiftetes Toilettenstück in die Hände, es wird ἄτη „Trugschmuck" genannt; vgl. ἕρκος (986), δόλοι (783) und besonders ἄτη „List", „Trug" (989). Vielleicht kann diese Stelle behilflich sein bei Erklärung von τυφλῆς ὑπ' ἄτης Soph. Trach. 1104. Etwas früher, v. 1082, drückt ἄτη das „Wüthen" des Schmerzes aus; hier scheint jedoch eher „blöde List" gemeint zu sein, der er, Herakles, ein solcher Held, von Deianeira, die er δολῶπις κόρη nennt (v. 1050), infolge des vergifteten Nessoskleides zum Opfer falle; vgl. das gleich folgende τήν γε δράσασαν τάδε (v. 1108). Diese concrete Vorstellung von „Trugstück", „Falle", wie Euripides in der Medea sie dem Worte gibt, hat er auch auf das hölzerne Pferd vor Troia angewendet. Homer bezeichnet dasselbe mit δόλος „Täuschungsmittel" ϑ 494, mit λόχος ϑ 515, Vergil mit insidiae I 754, II 36. 65. 309, mit error „Blendwerk", „Hinterhalt" II 48; vgl. Quint. Smyrn. XII 398 ff.; bei Aesch. Agam. 822 heißt es πάγαι; bei Euripides selbst λόχος Tro. 534; im v. 530 aber und 536 nennt er es ἄτα Δαρδανίας ein „Überlistungsmittel", eine „Schlinge", „Falle" für Dardanien. Tryphiod. 313 ahmt in φθισίμβροτος ἄτα diesen Gebrauch nach, einem Ausdruck, der durch sein φθισίμβροτος ebensosehr vor der Deutung des ἄτη als „Verderben" warnt, als er durch die beigegebenen Worte ἀγνώσσουσι (312) und οὐδέ τις ἀνδρῶν ἤδεεν (312) die Vorstellung eines „Trugmittels" hervorruft und sichert. So mag auch „εἴτε μιν Ἀργείων χρῇ με καλεῖν ἀάτην" Callim. fr. 486 (Schneider) von jenen „insidiae Danaum", dem Pferde vor Troia zu verstehen sein.[1])

Zum Schlusse dieser Belegreihe für das nom. ἄτη möge noch verzeichnet werden das angedeutete ἄτη „Tücke", „Arglist", Apoll. Rhod. IV 449, vgl. δόλος (438), ὑποσχεσίῃσιν δολωθείς (456);

[1]) Lehrs (p. A.) deutet diese Worte des Alexandriners auf Helena als „Furie". Wohl wird die Lakonierin bei Aesch. Agam. 749 νυμφόκλαυτος Ἐρινύς „rächende Leidbraut" (Donner) und bei Eur. Androm. 103 οὐ γάμος ἀλλά τις ἄτα „Widersacherin", „Friedensstörerin" genannt, aber beides ist sie für die Ilier, als ἄτα Ἀργείων fanden wir sie nirgends auch nur angedeutet.

es ist die πολύτροπος ἄτη III 600 der „raffinierte“, „durchtriebene Anschlag“, der durch βουλή und δόλος (599) vertreten ist und im wesentlichen den „Verlockungen“, „trügerischen Vorspiegelungen“ entspricht, als deren Opfer sich Dolon bei Hom. K 391 erkennt: πολλῇσίν μ' ἄτῃσιν[1]) παρὲκ νόον ἤγαγεν Ἕκτωρ. Aesch. Agam. 386 nennt die πειθώ ein Kind der ἄτη „Arglist“.

Diese Seite der bethörenden, betrügenden Einwirkung wird zu berücksichtigen sein bei Auslegung des verschieden erklärten ἀάατος. Bereits oben kam ἄατος als „unklug“, „sinnlos“, „vermessen“ vor. Aber wie ἄτη nicht bloß den Zustand der Sinnesentwendung „Sinnlosigkeit“, „Thorheit“, sondern auch die Handlung derselben, „Bethörung“, „Betrug“ vertritt, so auch ἀάατος (α int. [2]) — ἄατος); vgl. das angezogene ἀάατος λύσση (schol. zu Apoll. Rhod. I 801) die „so sinnberaubende Lust, Wollust“; s. oben S. 681. Ähnliches ἀάατος liegt, scheint es, vor bei Apoll. Rhod. II 77, wo der Faustkämpfer den Moment erspäht, seinen Gegner zu übervortheilen (schol. ὑπερέχειν), „wo er ein 'leicht überlistender' sein könne“. Dieser Gebrauch ist homerisch. Das Wettschießen der Freier ist „sehr betrügend“, „enttäuschungsvoll“ (ἀάατος ἄεθλος); οὐ γὰρ ὀίω ῥηιδίως τόδε τόξον ἐύξοον ἐντανύεσθαι φ 91. Im Herzen denkt freilich Antinoos anders: τῷ δ' ἄρα θυμὸς ἐνὶ στήθεσσιν ἐώλπειν νευρὴν ἐντανύειν φ 96 f. Umso bitterer darum die Ironie des Odysseus: οὗτος μὲν δὴ ἄεθλος ἀάατος ἐκτετέλεσται χ 5. Dieses ἀάατος mit jenem äußerlich bis auf weniges ähnlichen ἀάατον (Στυγὸς ὕδωρ Ξ 271 zu verwechseln wäre gefehlt. Die prosodische Verschiedenheit ist tief begründet (St. ᾱᾰ „schaden“) und Anlass einschneidender Bedeutungsdifferenz. Die „sehr schädliche“ Natur der Styx ist bei Hes. Theog. 793 ff. geschildert; vgl. δεινὸν Στυγὸς ὕδωρ B 755.

Und wie hier, so dürften die zwei Differenzpunkte, Quantität und Sinn, in der ganzen ἄτη-Frage von großer Tragweite sein. Homer bringt eine gewisse Classe von Verbalformen, wie ἀάσατο Λ 340, ἀάσατο I 537 „schadete sich“, ἄασαν κ 68 „schadeten“ und andere mit naturlangem zweiten α; sie gehören zu ἀάω „schaden“, „beschädigen“.

---

[1] Dass Homer immer die zerdehnte, ursprüngliche Form ἀάτη verwendet habe, ist unwahrscheinlich, da wie T 88, Panyass. fr. 13. 8, Sol. XIII 75, IV 13, Theognis 206 und andere Stellen erweisen, schon sehr frühe die von den codd. überlieferte contrahierte Form in Übung war.

[2]) α int. dürfte dem altind. „ăv“ „fördern“, „erregen“ (Boehtlingk, Sanskr.-Lexic. s. v. ăv) entsprechen; daher seine stets unveränderliche Kürze ἀ(ν), während α priv. oft als ἀν oder ᾱ erscheint (aus 'n̥' s. Brugmann, Grundr. I p. 196, II 28. 35, entstanden). Diese Positionslänge des ἄατος, *ἀν-ϝατος (vgl. v. Hartel, Hom. Stud. besonders über ... III 80, 60—86) konnte, bei Nichtbeachtung des Nasals, auch fehlen; ἄατος πολέμοιο Hes. Theog. 714.

Eine zweite Classe — denn Bildungen wie ἄσαιμι *I* 489, *X* 267 usw., die auf ἄω „sättigen" zurückgehen, seien hier unberücksichtigt — ist bei ihm in Verwendung, deren uncontrahierte Form stets naturkurzes α an zweiter Stelle hat; ἀάσάμην „ließ mich bethören" *T* 137, *I* 116. 119 u. s. f.; ἄασε „bethörte" φ 297; ἄασε oder ἆσε „täuschte", „enttäuschte" Θ 237; ἆσε „betrog" λ 61; ἀάσθην „ward betrogen, hintergangen, verleitet" *T* 113 (Hes. opp. 283, Hymn. in Cer. 247, in Ven. 254, Apoll. Rhod. IV 815), *T* 136 οὐ δυνάμην λελαθέσθ' ἄτης, ᾗ πρῶτον ἀάσθην und andere Stellen; ἄσατο [1]) „ließ sich hintergehen" *T* 95 usw. Diese zweite Gruppe (ᾰ in der zweiten Silbe) bietet überall den Sinn „bethören, den Verstand benehmen, betrügen, verleiten" oder ähnliche Bedeutungen, [2]) wie wir sie in dem nom. ἄτη in der buntesten Weise substantiviert sahen. So ist es nicht bloß quantitativer Unterschied, sondern auch ein eingreifender Bedeutungsabstand, welcher die beiden Gruppen auseinanderhält.

Die Etymologie von ἄτη, ἀάτη, ἀϝάτη, ἀυάτᾱ (Pind. P. II 28. III 24, s. v. Hartel, Hom. Stud. II p. 23, Ahrens, Aeol. Dial. 39, u. Beiträge I 128 n. 23, R. Meister, Griech. Dial. I 109) ist in

---

[1]) Nägelsb. (hom. Theol. 321) bemerkt, Aristarch habe mit Recht Ζεὺς ἄσατο statt Ζῆν ἄσ. festgehalten. In der That findet sich ἀάω (ἀάω. Thes. ling. gr., scheint auf Vermischung der beiden genannten Verbalgruppen zu beruhen) nirgendwo contrahiert. Die günstigste Stelle λ 61 ἆσέ με δαίμονος αἶσα κακὴ καὶ ἀθέσφατος οἶνος gesellt das V. ἆσε (vgl. τῇδ' ἄτῃ ἄσας Θ 237) durch Parallelen, wie οἶνος καὶ Κένταυρον .... ἄασεν φ 295 oder ὁ δ' ἐπεὶ φρένας ἄασεν οἴνῳ (297) oder πίνων ἀβλεμέως (οἴνου) τότε δ' ὕβριος αἶσα καὶ ἄτης γίγνεται ἀργαλέη, Panyass. 13. 8, oder ὁ δὲ φρεσὶν ᾗσιν ἀασθεὶς (οἴνῳ, φ 301, welches ἀασθείς trotz des οἶνος βλάπτει φ 293 f. nicht auf ἀάω »schaden« gehen kann, s. Doederlein, Glossar. §. 253) zu jenem Verbum, das »bethören«, »sinnberücken«, »betrügen«, »einen Streich spielen« bedeutet. Außerdem wird jenes ἄσατο *T* 95 durch ἀπάτησεν *T* 97 erläutert und kehrt *T* 113 als ἀάσθη wieder. So schrieb denn Aristarch Ζεὺς ἄσατο, ungeachtet Ἄτη ἣ πάντας ἀᾶται *T* 91 vorausgieng, und trennte somit ἄσατο von ἀᾶται. — Man halte zudem dieses ἀᾶται *T* 91 neben ἄαται (πολέμοιο) [Hes.] scut. 101, das offenbar zu ἄατος (πολέμοιο) Hes. Theog. 714, ἆτος (πολέμοιο) scut. 59, Hom. *E* 388, 863, *Z* 203 usw. zu stellen ist. Ohne Zweifel wird ἄαται durch ἄατος, ἆτος, ἄτη zu ἆσε, ἄασε, ἄασε, ἀάσατο, somit auch zu ἄσατο gehören, und dieses ἄσατο scheint sonach auch durch das in Sinn und Maß verschiedene ἄαται sich vor der Zusammenstellung mit ἀᾶται *T* 91 zu sichern.

[2]) Diese Bedeutungen an das V. ἀάω »schaden«, »beschädigen« zu knüpfen, wozu die Idee, beide Gruppen seien auf dieses Zeitwort zurückzuleiten, verführen könnte, ist schon an sich gewaltsam, an den meisten Stellen aber, besonders wo es sich um das nom. ἄτη handelt, kaum thunlich oder berechtigt; man vgl. z. B. »Verschmitztheit, Arglist, Vorspiegelung, Rachedurst, Wehklage, trauriges Los, Kummer, Weh, Hoffnungslosigkeit, Entschlussunfähigkeit, rathlose Verlegenheit, sorglose Nichtbeachtung, Unbekümmertheit, Unachtsamkeit usw.«

neuerer Zeit verschieden aufgestellt worden. Nach Fick, W B I[3] 14. 210, II[3] 231, I[4] 547 ist ἄτη, ἀάατος, ἀάω mit sskrt. avāta, ahd. wunt, „wund" ὠτειλή, οὐτάω zusammenzustellen; vgl. Brugmann, K. Z. XXIV 268, Prellwitz, Et. WB. der griech. Spr. s. v. ἄτη. Die Grundform wäre *a-u̥ntā. Nach O. Schrader, K. Z. XXX 467 stehen ἄτη, ἀάατος, ἀάω und ahd. sunta „Sünde", lat. sons, sontis zusammen; s. Kluge, Et. WB. s. v. „Sünde". Hier wäre die Grundform *a-su̥ntā. In dieser wie in jener gilt a als nicht-stammhafte Vorschlagssilbe. In beiden Etymologien, deren erstere ich seit Jahren der letzteren vorzog,[1]) scheint unerklärt zu sein, wie ἀάω hineingezogen wird. Ersichtlicherweise im Gefolge von ἄτη. Und doch ist jenes doppelte Bedenken der Quantitäts- und Bedeutungsabweichung in obigen zwei Gruppen (I. ἀάω, II. ἄτη) beachtenswert. Vornehmlich seit Benfey (Gr. W.-Lex. I 50), Ahrens (Formenlehre), Doederlein (Glossar) ist von allen, die mit ἄτη eingehender sich beschäftigten, das verb. ἀάζω (gefordert und herangezogen wegen des σ in ἀάσθην) lebhaft berücksichtigt worden. Vielfach gilt dasselbe als einfache Erweiterung von ἀάω „schaden". Allein die Lexika weisen ein ἀάζω, das „beschädigen, schaden" hieße, nicht auf. Der Thesaurus ling. graec. bringt nur „ἀάζω exhalo, halitum efflo[2]) (ἀασμός exhalatio, halitus)". Sodann stellen Ahrens und andere für ἀάζω und ἀυάτα eine Form ϝᾰτ auf, Benfey vermuthet zu ἀπάτα ein (ἀπ)-ϝᾰτ-α, Bergk bespricht poet. lyr. gr. II[4] 403 ein ϝᾶτα, Fick II[3] 229 ein „vad" „wehen, hauchen" *αϝαδjω (ἀάζω) und I[3] 759 bringt er vă, vā, vāti „wehen" (ἀυτμή, ἀ-ϝε-τμή, Athem, Hauch), idg. vāta „Wind", vātayati „Wind machen". Es steht zu vermuthen, dass allen diesen Erscheinungen das altind. 'vā' „Wind" (Boehtlingk s. v.) zugrunde liege, das in verschiedenen Modificationen die eine Grundidee des Wehens beibehält. Man vgl. noch idg. vāya, zend. vaya „Wind", „Luft", Fick I[3] 203, ferner pers. vaya, vad, vato „Wind", „Sturmwind", skrt. vāt „Wind", zend. vāta „Wind", got. vaian „wehen".

Nun ist es weiter kaum fernliegend, warum lat. spiritus zugleich „Geist" und „Athem" bedeutet und animus „Seele". air. anim „Seele", anima „Athem", ἄνεμος „Wind" so innig verwandt sind. Darum dürften idg. vātayati „Wind machen", skrt. causatives (api)-vāt-ayati „begreifen machen", „verstehen machen" (wohl: „Geist, Sinn wecken"), s. Boehtlingk s. v. vāt, skrt. (api)-vāt „verstehen", „begreifen", svapivāt (su-api-vāt) „wohl kennend", „wohl verstehend" ebenfalls in engem Zusammenhange stehen. Man halte daneben noch idg. vāt „kennen", „merken", „bekannt sein" (Fick

---

[1]) Schulze, quaestt. epicae. p. 443, n. 1 erklärt: „non mihi persuadet de etymo Schrader."

[2]) Die nachdrückliche Betonung daselbst des *calidum* (halitum efflo) scheint nicht im griech. Worte begründet; ist auch der abgegebene Athem warm, so ist nach Aristot. Probl. 34 dennoch in ἀάζω nicht so die Wärme, als das Aushauchen bezeichnet.

207), zend. vāt, vātaiti „kennen“, „verstehen“, lit. j-us-ti j-ut-ti, *j-nat-ti) „fühlen“, „merken“, „gewahr werden“, j-aut-u-s gefühlvoll“, pa-j-auta „Sinn“, lat. vātes, air. faith (angehaucht, ott-)begeistert, daher) „Weiser“, germ. vôda „Wuth“, „wüthend“, a. ôhdr, ôhd, ôtt „rasend“, „wüthend“, ôdhr. m. „animus“, mens“, „ratio“, got. vôd-a-s „besessen“, ahd. wuot, mhd. wuot, . Fick I[3] 417, 765, II 461, III 308. Vermuthlich wird hiernach es Grundwortes 'vā' voller Gehalt sein: „Athem, Hauch, Wind, piritus, Geist, Sinn, Seele“ und ἀυτμή (ἀ-Ϝε-τμή) „Athem“, āya „Hauch“, „Wind“, vad, vato „Wind“, „Sturm“, api-vat kennend“ (wohl: „Geist, Sinn, Verständnis habend“), vātes „Seher“, ôda „rasend“, wuot „Wuth“ bieten dasselbe Urwort „vā“ in verchiedenen, bald quantitativ, bald lautlich (mit δ oder τ) erweiterten Stufen. Danach wäre ἀάζω aus negativer Vorsilbe α und Ϝα-δ entstanden und käme so zu seiner Bedeutung „aushauchen“, „halitum efflare“, spiritum, animam edere. Dann würde ferner das zugehörige ἄτη (ἀϜάτη) zu verstehen sein als aus negat. α und Ϝα (Ϝα-τ) Hauch, Seele, Sinn gebildet, und seine thatsächlichen Bedeutungen „Un-verstand, Un-vernunft, Sinn-losigkeit (Thorheit, Wahnwitz), Unbesonnenheit (Vermessenheit, Wahnsinn, Raserei, Wüthen), Un-achtsamkeit, Un-berathenheit, Rath-losigkeit (Verlegenheit, Bekümmernis), Un-beherztheit, Muth-losigkeit (Hoffnungslosigkeit), Bethörung, Verblendung, Verirrung, Irrthum (Fehler, Fehltritt, Vergehen, Schuld), ungeordnetes Sinnen, Un-zufriedenheit, Miss-muth, Verdruss (Trübsal, Gram, Leid, Jammer), Herzensverirrung (Leidenschaft), Abneigung des Sinnes (Feindseligkeit, Ungnade, Groll, Hass, Hader, Zank, Streit, Kampf, Erbitterung), Sinn-berückung (Verführung, Überlistung, Betrug, Arglist, Anschlag, Tücke)“, alle diese Begriffe wären dann als die von Nägelsbach und Lehrs betonte störende, trübende negative (α) Beeinflussung des Sinnes (va-t), etwa als die jeweilig dem Zusammenhange angepassten Modificationen unseres, jede Störung, Trübung der Seele (des Verstandes, Willens, Gemüthes) bezeichnenden Wortes „Wider-sinn“, „Wider-geist“ (ἀ-Ϝάτα) anzusehen und aufzufassen.

Ob sich nun das unerweiterte Ϝα-τ auf griechischem Sprachboden erweisen lasse — was indes für unsere Frage belanglos ist —, kann an allen hiehergehörigen Stellen nicht zwar als sicher, wohl aber als wahrscheinlich betrachtet werden. An einer jedoch scheint einzig die Annahme des ἄτα die sonst unüberwindliche Schwierigkeit zu beheben. Ist nämlich das oft besprochene ἄτης ἄτερ, Soph. Ant. 4, echt — und nach den Überlieferungsverhältnissen ist kaum ein ernster Zweifel daran möglich —, so hat Sophokles in diesem Präpositionalausdrucke, der dem ἀλγεινόν (4), αἰσχρόν (5), ἄτιμον (5), κακῶν ... (6) im Sinne von „trübe“, „unerfreulich“, „entmuthigend“ [1]) zur Seite steht, jenes geläufige

[1]) Vgl. Soph. Oed. R. 1284 στεναγμός, ἄτη (Trübsal), θάνατος, αἰσχύνη, κακῶν ὅσα .... und jene Stellen, die ἄτη einem τέρπειν gegenübersetzen (s. oben S. 680).

Verfahren eingeschlagen, wonach ein mit α priv. gebildetes Adiect., z. B. ἀμεμφής Aeschyl. Suppl. 581, ἀβλαβής Aeschyl. Sept. 68, ἄθαπτος Soph. Ai. 1177 durch das entsprechende nomen und ἄτερ ersetzt wird: μομφῆς ἄτερ Aeschyl. Sept. 1010, βλάβης ἄτερ Aeschyl. Suppl. 377, ταφῆς ἄτερ Soph. Ai. 1388. Wir hätten demnach als Vertretung für ein von ἄτη (ἀ-ἄτη), „Trübsal", „Un-erquicklichkeit", gebildetes Adj. (etwa ἀτηρός [ἀ-ἀτηρός] oder ἀ-ἄτος) ein adjectivisches ἄτης ἄτερ vor uns, wie etwa wir „unerfreulich" in „freudlos" umsetzen würden.[1])

In der That muss Sophokles ein ἄτη bekannt gewesen sein. Wenigstens sprechen für die Messung der Kürze des α in καίπερ ὧδ' ἀτώμενος Ai. 384 sowohl die prosodischen[2]) als die Bedeutungsverhältnisse („obgleich ich in solcher 'Geistesverfassung' bin"). Auch darf die Vermuthung platzgreifen, es liege in diesem ἀτώμενος ein Fingerzeig, dass im vorhergehenden „τὸ πῆμα τῆς ἄτης" v. 363 ἄτη als Jambus und der ganze Ausdruck vielmehr als „Geistes"übel (ἄτη) denn als „Wahnsinns"übel (ἄτη) zu fassen sei. Ferner dürfte das besprochene ὧδ' ἀτώμενος des ποιητὴς ὁμηρικώτατος einen Anklang haben an ὧδε .. ἀτέων Hom. Υ 332, das, obschon die Deutung „so kühn", „so tollkühn" durch den Zusammenhang berechtigt wird, aus sich doch nur „in solcher Geistes-, Gemüthsverfassung", „so gesinnt", „so muthig" (s. θαρσήσας Υ 338) bedeuten und somit anapästisch zu lesen sein dürfte.

Dass ein ἀτέω existiert habe, scheint Callimachus zu verbürgen, dessen fr. 537 – ⏑ ⏑ – Μουσέων κεῖνος ἀνὴρ ἀτέει nicht einen willkürlichen Wechsel in der Quantität des α bieten kann, da diesem Gelehrten nach dem oben gebrachten fr. 486 εἴτε μιν Ἀργείων χρῇ με καλεῖν ἀάτην die Entstehung des ἄτη nicht fremd war. Man vergleiche zu diesem ἀτέει außerdem die Bemerkung Bergks II 403 zu Archil. fr. 73 „ἤμβλακον καί πού τιν' ἄλλον ἧδ' ἄτη κιχήσατο", wo er sagt: „correptam syllabam vocis ἄτη tuetur ἀτέω, id quod Callimachi versus fr. 537 Μουσέων .... ἀτέει testatur." Über den Sinn des ἀτέει geben vielleicht Archil. fr. 1 καὶ Μουσέων ἐρατὸν δῶρον ἐπιστάμενος und Sol. XIII 51 .. Μουσέων πάρα δῶρα διδαχθείς, ἱμερτῆς σοφίης μέτρον ἐπιστάμενος einigen Aufschluss; die Identität mit jenem idg. vat „kennen", „bekannt sein", „verstehen" drängt sich unwillkürlich auf. Das beigebrachte fr. Archil. 73 aber dürfte dementsprechend besagen: „... und wen sonst noch ein solcher Sinn, eine derartige Gesinnung befallen hat." Wenn hier auch im letzten Grunde von einem „fehlerhaften" Sinne die Rede ist (vgl. ἤμβλακον), so erwächst diese Begriffserweiterung doch nur

---

[1]) Oder wie z. B. Apoll. Rhod. II 232 für ἀλλά με πικρὴ δῆτα καὶ ἄατος (entmuthigend) ἴσχει ἀνάγκη hätte ἀλλά με δῆτα πικρὴ καὶ ἄτης ἄτερ (muthlose, muthraubende) ἴσχει ἀνάγκη wählen können.

[2]) Vgl. das entsprechende ... ἐχνεμεῖ πόδα v. 369.

ıs dem Zusammenhange, ähnlich wie νοῦς Apoll. Rhod. I 808 ır durch den Context zu einem „leidenschaftlichen“, „wollüstien“ Sinn erhoben wird. Solcher Auffassung des Grundwortes ag das von Schulze, quaestt. epicae p. 448, n. 1 betonte, handschriftlich verbürgte τὶς ἄτα θεόθεν Aesch. Agam. 131 „irgend n Sinn, Gedanke, Entschluss (vgl. Entschluss-unfähigkeit, ἀ-άτη en) der Götter“ entstammen. Dahin wird endlich zu rechnen sein s Fragment des Bias (Bergk III 194) ... αὐθάδης δὲ τρόπος ολλάκι βλαβερὰν ἐξέλαμψεν ἄταν. Wenigstens scheinen Metrum s trochaeo-(spondeo)-choriamben) und Bedeutung: „schädliche esinnung“ (βλαβ. ἄτ.) — der Weise brandmarkt das politische ›fenhockerthum — für die Kürze des α zu sprechen.

An allen diesen Stellen ein ᾱ zu statuieren, bietet Schwierigeiten, erscheint als unnöthig, widerstreitet zuweilen sinngleichen ıusdrücken, z. B. θαρσήσας Τ 338 und ἀτέων Τ 332 und zwang ıeistens zu mehr oder weniger gewaltsamen Textesänderungen, . B. Soph. Ant. 4, Aesch. Agam. 131, Archil. fr. 73 u. s. f.

Überdies lässt sich von folgender für ᾰ sprechenden Parallele ıicht wohl Umgang nehmen. Schon oben wurde auf die Sinnesverwandtschaft von ἄτη (ἀϝάτη) und ἀπάτη hingedeutet. Homer gibt ἄτη Β 111 in dem v. 114 durch ἀπάτη; ἀπατώμενος „getäuscht“, „enttäuscht“ Soph. El. 170 nähert sich gänzlich dem ατώμενος „betrogen“ bei Soph. Ant. 314. Vgl. hierzu noch ἀπ-ᾰτέων (Lex.), ἀτέων Τ 332; ἀτάω Soph. Ai. 384, ἀ-ᾰτάω (ᾱτάω) z. B. Soph. Ant. 17, ἀπᾰτάω (Lex.); ἄτη Sinn, Gesinnung (s. oben), ἀ-ατη, ἄτη Sinnberückung, Betrug, und ἀπ-ἀτη in gleicher Verwendung. „Etymologische Gleichheit der Vorsilben“ ist wohl nicht anzunehmen; Zusammensetzung aber mit ἀπό hier, negativem α dort, welche beide demselben Principe der Entfernung, Entwendung entspringen, dürfte mit Benfey (Gr. W.-Lex. ἀπάτη, ἀπ-ϝάτη s. oben) gegen die Herleitung von πάτος zu befürworten sein.

Durch solche Zerlegung des Wortes ἄτη und seine Ableitung von ϝατ ist sein Verständnis leicht, selbst an jenen Stellen, wo der erste Anblick die Deutung „Verderben“, „Unglück“ eingeben mag und dem hesychischen Ansatze ἄτη = βλάβη nicht geringen Halt zu verleihen scheinen kann, z. B. Apoll. Rhod. III 40, IV 404, II 891, 1260, III 306; Dion. Hal. A. R. VIII 61; Pind. N. IX 21; Ol. X (XI) 37; Soph. Ant. 185, 1197; Eur. Tro. 530 und an anderen, die wir oben des näheren zu deuten und zu bestätigen versucht haben.

Dass bei der so unbestimmt scheinenden Bedeutung von ἄτη die Gestaltung der Überlieferung manchenorts beeinflusst worden ist, erklärt sich leicht; und ebenso begreiflich ist es, wenn die mythologische Seite des Wortes Ἄτη manches Dunkel enthalten muss. Hier konnte indes auf diese beiden Punkte nicht mehr eingegangen werden.

Kalksburg, N.-Ö. Dr. Josef Brenner.

Über eine Gruppe von Ortsnamen.

Im Novemberhefte des 48. Jahrganges dieser Zeitschrift, S. 964 ff. will Dr. G. Burghauser wahrscheinlich machen, dass in den besonders in den österreichischen Alpenländern zahlreich vorkommenden Ortsnamen auf -egg (-eck) der zweite Theil dieser Zusammensetzungen eine Nebenform des nhd. Wortes Au sei, die aus germ. awí (agwí) hervorgegangen wäre. So einwandfrei und bestechend diese Ableitung vom Standpunkte der Lautentwicklung sein mag, so bedenklich erscheint sie aus mancherlei anderen Gründen. Vorerst sind aus der langen Reihe der a. a. O. beigebrachten Ortsnamen die Zusammensetzungen, wie Eggenburg, Eggendorf, Eggersdorf u. ä., auszuscheiden. Denn der erste Theil dieser Ortsnamen enthält sicher den Genitiv alter Personennamen, die (vgl. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, I. Theil: Personennamen, 1856) vom Stamme AG (zu ahd. ekka, mhd. ecke, egge, „Kante, Schneide, Schwert") abgeleitet sind und in den verschiedensten Formen, wie Agio, Eggo, Ecko, bezw. Agihar, Egiheri u. dgl. belegt sind, so dass jene Ortsnamen die Burg, das Dorf eines Eggo, eines Egiheri, vielleicht auch eines Agihard, Eckart, Eggert, als der Gründer jener Burgen oder Ortschaften, bezeichnen. Desgleichen ist der erste Theil der in dem genannten Aufsatze später angeführten Ortsnamen Meggenbach, -hofen, -dorf der schwache Genitiv des Personennamens Mago, Macco, Mecco vom Stamme MAG (zu got. ahd. magan), und auch in den Ortsnamen Augenbach, Augenthal dürfte der bei Förstemann für Salzburg belegte ahd. Personenname Aogo enthalten sein, wofern wir hier nicht eine Bildung mit mhd. ouge „Kröte" anzunehmen haben. — Die Familiennamen Egger, Ecker können entweder von den Ortsnamen Egg, Eck abgeleitet sein oder auf den ahd. Personennamen Agihar, Egiheri zurückgehen; nur die Zeit, wann der Familienname zum erstenmale auftritt, könnte einen halbwegs sicheren Anhaltspunkt für die Ableitung bilden.

Die große Reihe analoger Bildungen auf -egg und -au, wie Weitenegg und Weitenau usw., kann doch nicht als Beweis für die ausgesprochene Ansicht angeführt werden. In ebenso großer Zahl ließen sich analogische Bildungen mit -berg und -burg, -dorf und -stadt beibringen, ohne dass es jemand einfiele, diese Wörter als identisch zu bezeichnen. Die Benennung der weit von einander liegenden Orte dieser Art ist eben rein zufällig, die Namen der nahe bei einander liegenden lassen sich gut in der Weise erklären, dass z. B. nach dem Gründer oder Grundherrn Namens Bero die eine in einer Au gelegene Ansiedlung Bernau, die andere auf einer Höhe gelegene Berneck benannt wurde.

Das größte Bedenken gegen Burghausers Aufstellung erregt aber der Umstand, dass beide aus germ. awí (agwí) hervorgegangenen Sprossformen nebeneinander vorkommen sollten. Er-

ärlich wäre diese Erscheinung doch nur, wenn jenes weite Gebiet, ͻ die Ortsnamen auf -egg so häufig vorkommen, nacheinander rei Besiedlungen von zwei verschiedenen germanischen Sprachämmen erfahren hätte, von denen der eine die Form egge[1]), der dere die Form aue aus germ. awí (agwí) entwickelt hätte. Wir itten dann zwei Schichten von Ortsnamen, von denen der älteren e Formen auf -egg, der jüngeren die auf -au zugehörten. Da es aber wohl schwerlich für jene Gebiete nachweislich ist, so eibt die Erscheinung dieser merkwürdigen Doppelbildung unklärt. Burghauser befindet sich in einem Irrthum, wenn er meint, ıss die Sprachforschung zur Erklärung der Ortsnamen auf -egg bloß n das Ackergeräth angeknüpft habe. Es sei mir gestattet, hier nige Stellen aus den mir eben zugänglichen Werken bekannter prachforscher anzuführen, aus denen zugleich erhellt, dass das Vort Egg(e), Eck(e) in der zur Deutung jener Ortsnamen vorrefflich passenden Bedeutung als Apellativum gerade in jenen egenden noch heute lebt, wo die in Frage stehenden Ortsnamen m häufigsten vorkommen.

Schmellers bayr. Wörterbuch, 1. Th. 1827, S. 25: Das Eck, eigentlich Egg (Loisach), „schmaler, senkrechter Berghang“, ınd in der 2. Auflage: „hervorragender Theil eines Bergrückens“ bayr. Walde); VII comuni: Ecke „Anhöhe, poggio, collina“. Ähnlich in Schmellers cimbr. Wb., S. 178. — Lexer, Kärnt. Wb. 80: Egge. Möllthal èck „Vorsprung, Ausbiegung eines Berges, einer Wiese usw., sowie der dadurch gebildete Abhang. Das Wort ègge bildet daher in sehr vielen Namen von Alben, Wiesen usw. das letzte Glied der Composition Marchegge, Puossegge, Spiessegge usw. — Tobler, Appenzellischer Sprachschatz 1837, S. 163: Egg „ein schmaler, mehr oder minder weit fortlaufender Hügelrücken, insbes. die tiefere Stelle eines Hügelrückens sowohl, als eine Hügelkuppe“. Egg heißen mehrere Gegenden im Lande, auch der bekannte Hügelrücken Vögelisegg. — H. Meyer, Die Ortsnamen des Cantons Zürich 1849, S. 15: Eck „Bergvorsprung“. Viele Höfe und Burgställe sind auf diesen erbaut, auch der Name des ersten Gründers ist in vielen Ortsnamen auf ekk enthalten...“ · Schweizerisches Idiotikon 1881, Sp. 155 ff.: 2. „eine gewisse Gestalt von Bodenerhebung, Gipfel, spitzig vorstehende Anhöhe, vorspringendes Ende eines Hügels; Passhöhe; dachähnlicher Ausläufer eines Berges, Bergkante und die darunter sich anlehnende Halde oder das von ihr begrenzte Plateau... Als Eigenname durch die ganze Schweiz, sowohl in den Vorbergen als in den Alpen sehr verbreitet“. — Bender, Die deutschen Ortsnamen. 2. Aufl. 1855: Eck „langgestreckter, schroffer Berg (westfäl.), Osnegge ein bekannter Gebirgsname“. — Schöpf, Tirol. Idiotikon 1866, S. 101: ègg', èck „länglicher Gipfel oder Vorsprung

[1]) Die meines Wissens in keinem deutschen Dialecte vorkommt.

eines Berges oder der schmale, senkrechte Bergabhang selbst... daher der Ausgang Eck in den Namen so vieler auf Anhöhen stehender Schlösser."

Diese Anführungen dürften genügend erhärten, dass wir in den besonders im Alpengebiete so häufig vorkommenden Ortsnamen auf -egg die ebendaselbst noch als Gattungsnamen in den verschiedenen, aber immer auf den Begriff „Berg" bezüglichen Bedeutungen vor uns haben. Und auch für die verhältnismäßig seltenen mehr in der Ebene an einem Flusse gelegenen Ortsnamen wird das Wort ekke in seiner ursprünglichen Bedeutung „Winkel, scharfe Krümmung" zur Erklärung ausreichen, wenn jene Orte an einer starken Biegung des Flusses gelegen sind, wie etwa Marchegg.

Leitmeritz, am 20. Februar 1898. Josef Blumer.

Geographische Messungen und Vergleiche.

Über das Messen und Vergleichen sprechen sich unsere Instructionen für die Gymnasien in folgender Weise aus: „Ein zweites Mittel, die Anordnung der Dinge und ihre Verhältnisse aufzufassen, somit eine weitere Hauptaufgabe der Geographie, ist das Messen. Diese Übung vermag am meisten das Interesse und die Thätigkeit der Schüler wach zu erhalten, Vergleiche und anschauliche Vorstellungen anzuregen ..... Größenverhältnisse der sichtbaren Umgebung werden Grundmaße für die Vorstellungen vom Fernen ..... Vor allem weckt die Übung des Augenmaßes das Interesse der Schüler und schärft ihren Sinn für Raumgrößen, sei es, dass sie diese Übung an den Räumen der Umgebung anstellen, oder dass sie auf der Karte Entfernungen und Flächenräume vergleichen und abschätzen. Späterhin wird man Gebiete aus Karten verschiedenen Maßstabes, zumal die ausgedehnten fernen Räume mit europäischen Verhältnissen vergleichen, wobei es von Vortheil sein wird, den Karten entfernter Länder den Umriss des Heimatlandes im entsprechenden Maßstabe beizufügen."

Das Messen und Vergleichen dürfte aber nicht bloß dem Schüler, sondern mitunter auch dem Lehrer Interessantes und Neues bieten.

Da das Messen vom Schulorte auszugehen hat, so beschränke ich mich bei den Angaben für kurze Distanzen auf wenige Orte. Es handelt sich bei diesen und bei den folgenden natürlich nicht um mathematisch genaue, sondern nur um beiläufige Angaben. Die kurzen Distanzen müssen in leicht zu durchschreitende und leicht zu überschauende getheilt werden, um so Zeit- und Augenmaß zu üben.

Die Länge eines Kilometers wird z. B. in Wien durch die Strecke Mariahilfer Linie—Mariahilfer Kirche, in Linz durch die

trecke Ende der Schmidthorstraße—Ende des Volksgartens veranschaulicht.

Zur Veranschaulichung der folgenden Distanzen bis zu 50, theilweise sogar bis zu 100 km werden die Schober'schen Karten der einzelnen Kronländer[1]) recht vortheilhaft benützt werden. Man wählt einen passenden Aussichtspunkt in Wien, z. B. die Stephaniewarte auf dem Kahlenberge, in Linz den Pöstlingberg, in Salzburg den Kapuziner- oder Mönchsberg, in Graz den Schlossberg, und lässt auf der Karte durch die Schüler um den Aussichtspunkt Kreise mit den Halbmessern von 7·5 (= 1 geogr. M.), 12, 20, 30, 40, 50, wenn möglich auch noch von 75 und 100 km ziehen und die durchschnittenen Orte, Berge usw. zusammenstellen. Die alte Meile wird von der Stephaniewarte aus durch die Strecke bis Korneuburg und bis zum Rathhausthurm von Wien, 10 km durch die Strecke bis Gerasdorf, Stadlau, zum Südbahnhof dargestellt. Der mit dem Halbmesser 20 km gezogene Kreis durchschneidet das Schlachtfeld östlich von Deutsch-Wagram, geht östlich an Groß-Enzersdorf vorbei und trifft die Höhen von Kaltenleutgeben (Großer Flösselberg). 30 km ist Gänserndorf und der Königsberg bei Fischamend, 40 km Mannersdorf am Fuße des Leithagebirges und das Hocheck bei Altenmarkt, 50 km der Hainburger-Berg und Wiener-Neustadt und der Abfall des Manhartsberges bei Maissau entfernt. Bis zum Gipfel des Wiener Schneeberges sind es fast 70, bis zum Gipfel des Wechsels 90 km. Der alten Meile entspricht dann noch die Entfernung des Leopoldsberges von der Augartenbrücke und des Galitzinberges von der Spinnerin am Kreuz. 7·5 km ist die Straße von der ehemaligen Mariahilferhilferlinie bis zum Linienamt Hütteldorf oder die Eisenbahnlinie Wien-Südbahnhof—Atzgersdorf. Vom Pöstlingberge bei Linz ist z. B. die Kremsmauer 60, der große Priel 70, der Schafberg und der Ötscher 90 km entfernt. Die Strecke von Graz zum Schöckl beträgt 12, zur Stubalpe 40, zur Koralpe fast 50, zum Bachergebirge 65 km usw.

Dann ist es wichtig, dass der Schüler die Orte, welche 100, 200, 500 km vom Schulorte entfernt sind, kennen lerne.

Der 100 km-Kreis, mit Wien als Mittelpunkt, bewegt sich im Westen durchaus noch auf niederösterreichischem Boden. Er trifft den Ötscher, die Städte Ybbs und Zwettl, die Vereinigungsstelle der deutschen und mährischen Thaya. Im Norden bewegt er sich durchaus auf mährischem Boden — er schneidet die Iglawa bei ihrer Vereinigung mit der Oslawa (Brünn liegt 12 km außerhalb dieses Kreises) —, im Osten auf ungarischem Gebiete — er berührt gerade noch die Waag bei Szered (Raab ist 10 km außerhalb) —, im Süden in Ungarn und Steiermark.

---

[1]) Ausgeführt und herausgegeben vom k. u. k. militär-geograph. Institute in Wien. Preis des Stückes 10 kr.

Der mit einem Halbmesser von 200 km um Wien gezogene Kreis durchschneidet nordöstlich von Engelhartszell ein kleines Stück bayerischen Gebietes. die übrige Kreisfläche ist österreichisch-ungarisches Gebiet. Sie trifft den Plöckenstein, quert die Moldau östlich von Pisek, trifft den Parallelkreis von 50° n. Br. bei Wildenschwert, kommt der preußischen Grenze bei Mittelwalde auf 10 km nahe, berührt Mährisch-Schönberg und Römerstadt, umschließt noch den südlichsten Theil des Odergebietes, kreuzt die Waag dort, wo sie den nördlichsten Punkt erreicht, die Donau bei Visegrad zwischen Gran und Waitzen. Budapest liegt 13 km außerhalb, der Plattensee ganz innerhalb des Kreises, der bei Marburg sogar noch über die Drau reicht, dann den Neumarkter Sattel, den Grundel- und Traunsee und die Donau etwas unterhalb Engelhartszell übersetzt. Von der Kreisfläche wird also ganz Niederösterreich, der größte Theil von Mähren, Steiermark und Oberösterreich, ein beträchtlicher Theil von Böhmen und Ungarn, ja selbst kleine Theile von Schlesien, Kärnten und Bayern bedeckt, dagegen wird Salzburg nirgends berührt. Man sieht ferner, dass die preußische Grenze (bei Mittelwalde) und Budapest von Wien fast gleich weit — nämlich etwa 210 km — entfernt sind, dass aber die bayerische Grenze Wien näher ist (199 km).

Beschreibt man um Wien einen Kreis mit einem Halbmesser von 500 km, so läuft er von Bregenz bis zur Nordspitze Galiziens (an der Weichsel) im Auslande. Er schließt Ulm noch ein, lässt aber Stuttgart außerhalb liegen, berührt Würzburg und Erfurt, die Mündung der Mulde in die Elbe, der Warthe in die Oder liegen noch in der Kreisfläche, Berlin aber ist 20 km, Warschau 50 km davon entfernt. Von der russischen Grenze an läuft die Linie erst rechts, dann links vom San, berührt Przemysl und umschließt die Quellen des San und des Dnjestrs, quert die Theiß unterhalb Huszt, trifft den Kukurbeta (im siebenbürgischen Erzgebirge), so dass Siebenbürgen fast ganz außerhalb des Kreises liegt. Pancsova und Belgrad wird gerade noch eingeschlossen. Nun läuft die Linie bis zur Drina auf serbischem Gebiete, berührt dann Sebenico, während Serajewo 515 km von Wien entfernt ist. Verona bleibt außerhalb, ebenso fast das ganze Chiesegebiet, Po- und Etschmündung aber werden eingeschlossen, die Südspitze Tirols bei Ala gequert. Das Stilfser Joch und die Quelle der Ill fällt noch in die Kreisfläche, die bei Bregenz den Bodensee gerade noch berührt. Nur die Bukowina liegt ganz außerhalb.

Die Südostspitze von Siebenbürgen, der Punkt der Monarchie, der Wien am entferntesten ist, ist 800 km entfernt. In dieser Entfernung von Wien liegt die Tibermündung, die Nordspitze Corsicas, die Riviera östlich von San Remo, der Mont Cenis, die Südwestspitze der Schweiz, die Marnequelle, Verdun und Heristal (bei Lüttich) an der Maas, die Mündung der Lippe in den Rhein, Oldenburg, Glückstadt an der Elbe (unterhalb Hamburg), Kiel, die

Nordspitze Bornholms, das Samland bei Königsberg, Grodno am Njemen, die Alutamündung, Sofia und Durazzo in Albanien; Pinsk am Pripet und Neapel sind etwa 820, Jassy und Bukarest 830 km entfernt. Die Strecke Wien — Triest ist 346 km (Eisenbahnlinie über Graz-Laibach-Nabresina aber 589 km), Wien—Fiume 354 km (Eisenbahnlinie über Graz-Laibach-St. Peter 585 km).

Von Graz ist der nächste Punkt des Auslandes — die italienische Grenze südwestlich von Tarvis — nur ein wenig weiter wie Linz entfernt, nämlich 166 km. In 200 km Entfernung liegt das Meer bei Triest und die Stadt Salzburg.

Von Brünn aus berührt der 100 km-Kreis gerade die preußische Grenze bei Mittelwalde, bleibt aber sonst im Gebiete der Monarchie; er trifft den Bisamberg und überschreitet dort sogar die Donau; der Grenzpunkt von Mähren, Böhmen und Niederösterreich liegt eben noch innerhalb des Kreises; von Prag aus überschreitet dieser Kreis schon zweimal die Grenze; westlich von Komotau übersetzt er die sächsische Grenze und läuft bis Nixdorf, östlich von Pirna, in Sachsen, bewegt sich bis Rumburg wieder auf böhmischem Gebiete, dann wieder in Sachsen, bis er östlich von Zittau die böhmische Grenze wieder erreicht; von Prag aus liegt der nächste Grenzpunkt nördlich von Teplitz nur 81 km.

Um unsere Monarchie mit dem Auslande, Europa mit den anderen Erdtheilen vergleichen zu können, dient die Herstellung von Pausen. Bei Benützung des neuen Richter'schen Atlas [1]) empfiehlt es sich, eine Pause von Europa im Verhältnisse 1 : 45,000.000 (Nr. 24, hydrographische Übersicht), von der Monarchie im Verhältnisse 1 : 28,000.000 (Nr. 25) und etwa noch vom Heimatlande im Verhältnisse 1 : 6,000.000 (Nr. 40) herzustellen. Bei Benützung der 37. Auflage des Kozenn'schen Atlas wären Pausen von Europa im Verhältnisse 1 : 40,000.000 (Nr. 15, Religionen), von der Monarchie im Verhältnisse 1 : 20,000.000 (Nr. 13) und vom Heimatlande im Verhältnisse 1 : 5,000.000 (Nr. 26) anzufertigen. Diese Pausen könnten auch vervielfältigt werden und käuflich sein, etwa in der Weise, wie das von den Officieren gebrauchte Oleatenpapier.

---

[1]) Dieser sonst so nette Atlas leidet an dem Übelstande, dass die Karten in sehr verschiedenen Verhältnissen ausgeführt sind. Während Europa, Vorderasien und die Capstaaten (Nr. 24, 19 und 23) im Verhältnisse 1 : 22,500.000 dargestellt sind, erscheint die politische Übersicht und die Sprachenkarte von Europa (Nr. 25 und 26) im Verhältnisse 1 : 28,000.000, Südasien (Nr. 20) in 1 : 30,000.000, Kleinasien (Nr. 21) in 1 : 15,000.000, ebenso das Hochland von Quito (Nr. 16) und das La Platagebiet (Nr. 17), Mittelasien (Nr. 18) hingegen in 1 : 11,250.000, die Vereinigten Staaten (Nr. 15) und die politische Übersicht zur Balkanhalbinsel (Nr. 27) in 1 : 24,000.000, jene zur Pyrenäen-Halbinsel aber (Nr. 29) in 1 : 21,000.000. — Der Kozenn'sche Atlas ist in dieser Hinsicht gleichmäßiger, nur sollten auch die Übersichtskarten unserer Monarchie (Nr. 47 und 48) in 1 : 5,000.000 ausgeführt sein.

Wie diese Pausen zu verwenden wären, wird im folgenden gezeigt werden. Bei allen Messungen und Vergleichen müssen natürlich die aus der Betrachtung unserer Monarchie gewonnenen Maße und Vorstellungen ausgiebig verwendet werden.

Europa.

Vom C. Matapan bis C. Nordkyn lässt sich die Strecke von der österr.-russisch-preußischen Grenze bis zum Südpunkte Dalmatiens (etwa 910 km) $4^1/_4$ mal auftragen. Man gelangt das erstemal etwas nördlich von der serbisch-bulgarisch-rumänischen Grenze, das zweitemal in die Breite von Warschau, das drittemal an einen Punkt nordöstl. von Helsingfors, das viertemal in die Breite von Kola.

Die Erstreckung Europas von der SW-Spitze Irlands bis zum Ostende am Tobol ist viermal größer als die Entfernung von der Mündung des Rheines in den Bodensee bis an die rumänische Grenze bei Suczawa (1240 km) [1. Südspitze Oldenburgs, 2. Quelle des Njemen, 3. Länge von Saratow].

Constantinopel-Porto = $2^1/_2$ Rheinmündung-Suczawa [1. Neapel, 2. Zaragoza].

Constantinopel-Helgoland = zweimal NW-Ecke Böhmens-Südspitze Dalmatiens (1070 km) [1. Donauknie bei Waitzen].

Balkanhalbinsel.

Legt man die Pause der Monarchie mit der Südspitze Dalmatiens auf C. Matapan, dann fällt die dreifache Grenze bei Krakau fast mit dem Eisernen Thor, Belgrad mit der Westspitze Schlesiens, Constantinopel mit der Quelle der Aluta zusammen.

Fiume-Sulinamündung der Donau (1125 km) = Fiume-Bordeaux = Landeck-Suczawa.

NW-Ecke Bosniens-Constantinopel (1125 km) = NW-Ecke Bosniens-C. Matapan = NW-Ecke Böhmens-SO-Ecke Siebenbürgens.

Italien.

Stilfser Joch-C. Spartivento = Nordspitze Böhmens-Südspitze Dalmatiens.

Mont Blanc-C. Spartivento = NW-Ecke Böhmens-SO-Ecke Siebenbürgens.

Mont Cenis-Pomündung (450 km) = Fiume-Belgrad.

Genua-C. Spartivento (940 km) = Rheinmündung-Südspitze Dalmatiens.

Genua-Splügen = Südspitze Tirols (bei Ala)-Nordspitze (bei Kufstein).

Tiber (225, 370)[1] = March (225, 340). Arno (120, 245) = Salzach (120, 222). Po (425, 670) = Drau von Villach bis zur Mündung (die ganze Drau 525, 720).

[1]) Die erste Zahl bedeutet die directe Entfernung von der Quelle zur Mündung, die zweite die Länge des Laufes.

Pyrenäische Halbinsel.

Legt man die Pause der Monarchie so auf Portugal, dass ie Minhomündung unter die sächsische Grenze nordwestlich von 'eplitz, die Nordostecke Portugals unter Braunau in Böhmen liegt, ann fällt die Grenze bei Grado auf C. S. Vincent, die Mündung er Sann in die Save auf die Mündung des Guadiana, Lissabon uf das Salzachknie bei St. Johann im Pongau.

C. Finisterre - C. Creus (1000 km) = Grenze bei Grado Küstenland) - SO-Ecke Siebenbürgens = NW-Ecke Böhmens - Grenze Galiziens bei Podwoloczyska (östlich von Tarnopol).

C. Creus - C. S. Vincent (1180 km) = Grenze bei Podwoloczyska - Ala (Tirol).

C. de Gata - C. Vares (910 km) = Eisernes Thor - Nordspitze Böhmens.

C. Tarifa - C. de Peñas (880 km) = Südspitze Dalmatiens-Mündung der Olsa in die Oder.

C. Finisterre - C. S. Vincent (690 km) = NW-Ecke Böhmens-Rimini = Tetschen a. d. Elbe - C. Promontore (Südspitze Istriens).

Tajo (650, 912) = Donau von der Quelle bis Pressburg (650, 950).

Inseln des mittelländischen Meeres.

Corsica reicht von Prag bis Linz, Sardinien von hier bis Görz.

Sicilien würde, auf unsere Monarchie übertragen, den Raum vom Großen Venediger bis gegen Wiener-Neustadt und einem Punkte östlich von Cilli (C. Passaro) einnehmen; Palermo wäre dann eine Stadt am Südufer des Wolfgangsees, Catania fiele etwa mit Graz, Siracusa mit Marburg zusammen; Malta wäre nordöstlich von Fiume zu suchen.

Kreta ist 260 km lang = Wien - Salzburg = Graz - Salzachursprung = Laibach - Trient = Troppau - Prag.

Cypern würde vom Salzachknie bis Wien reichen, obwohl es kleiner als Krain ist.

Großbritannien und Irland.

C. Lizard (Südspitze Englands) - C. Wrath (Nordwestspitze Schottlands) [980 km] = Prag - Norrköping (südwestl. von Stockholm) = Gran Sasso - Nordspitze Böhmens = Shardagh - Nordspitze Galiziens.

C. Lands End - Yarmouth (östlichster Punkt Englands) [565 km] = Wien - Lemberg = Bregenz - Olmütz.

C. Lands End - Dover (500 km) = Bregenz - Wien.

Legt man die Pause der Monarchie mit der Südspitze Istriens auf die Südspitze Englands, dann reicht Schottland bis Stettin; Yarmouth ist bei Szolnok an der Theiß zu suchen, Dover zwischen Maria Theresiopel und Zenta, London bei Szekszárd; Bristol fällt unter Warasdin, Birmingham ist an der Raab, südöstl. von Stein-

[illegible] zu finden. Die Savequelle deckt sich mit der SW-Spitze [illegible] Voralpe (die Grenze von Ober-, Niederösterreich [illegible] Steiermark) mit der Insel Anglesea, Wien mit Manchester [illegible] Severn entspringt in Graz; die Grenze Englands und Schottlands [illegible] sich von der Sazawaquelle (Moldausystem) nach Glatz [illegible] liegt in der Elbequelle; die Insel Man liegt bei B[illegible] [illegible] innersten Punkte Irlands sind durch den Splügen, die [illegible] Moldauquelle, durch die Stadt Eger und die Franken[illegible] [illegible]; Dublin liegt bei Berchtesgaden, Belfast bei Eise[illegible] [illegible] Böhmen, Cork südwestl. von Meran, Galway südl. von [illegible].

[illegible] (204, 348) = Waag (200, 398). Severn (128, [illegible]) = [illegible] (128, 304).

Schweiz.

[illegible] Finstermünz (350 km) = Trient - Graz.

[illegible] Joch - französ.-elsäss. Grenze (270 km) = Marburg-[illegible].

[illegible] bei Como - Nordspitze bei Schaffhausen (220 km) [illegible].

Deutsches Reich.

[illegible] Grenze - Illerquelle (910 km) = dreifache Grenze [illegible] Dalmatiens.

[illegible] russ. Grenze (960 km) = Nordwestecke Böhmens-[illegible].

[illegible] (1300 km) = Genua - Lemberg.

[illegible] (635 km) = Triest - Nordspitze Böhmens.

[illegible] - Mündung = Cattaro - Wien (670 km).

[illegible] - Mündung = Wien - Salzachmündung (250 km).

[illegible] - Wesermündung = Banjaluka - Wien (395 km) [illegible] an die Stelle von Oedenburg].

[illegible] - Mündung = Eisernes Thor - Wien (580 km) [illegible] mündung].

[illegible] - Mündung (bei Stettin) = Belgrad - Wien (490 km).

[illegible] - Mündung = Spalato - Wien (520 km) [War[illegible]].

[illegible] Breite von Meiningen - Illerquelle (370 km) = [illegible] der Elbe aus Böhmen längs des Meridians bis [illegible].

[illegible] - Innmündung (250 km) = Salzachmündung-[illegible]

[illegible] Würzburg - Aschaffenburg = Wien - Pilsen - Eger.

[illegible] Berlin - Stettin (120 km) = Wien - Brünn.

[illegible] (255 km) = Wien - Prag.

[illegible] Bremen (315 km) = Wien - Marienbad.

[illegible] Braunschweig - Hannover (250 km) = Wien - Attnang-[illegible]

Berlin-Magdeburg-Köln (450 km) = Wien-Waidhofen a. d. Y.-Arlberg.

Berlin - Halle - Erfurt - Frankfurt a. M. (390 km) = Wien-Leoben - Radstadt - Bozen.

Berlin - Metz (600 km) = Wien - Mailand.

Berlin - Meiningen - Stuttgart - Basel (680 km) = Wien - Pontebba - Ferrara - Pisa.

Berlin - Leipzig - Regensburg (405 km) = Wien - Graz - Pola.

Berlin - Breslau - Oderberg (455 km) = Wien - Kecskemét-Temesvár.

Berlin - Königsberg (520 km) = Wien - Przemysl.

Frankreich.

Legt man die Pause der Monarchie so auf Frankreich, dass sich die Nordspitze von Böhmen und von Frankreich decken, dann kommt der Gran Sasso (in der Breite von Ragusa) auf die Stadt Andorra (in der gleichnamigen Republik), Straßburg auf Brest, Budapest auf die dreifache Grenze zwischen Belfort und Basel, ein Punkt südwestl. von Florenz auf Bayonne, der bosnisch-serb.-türkische Grenzpunkt (Visegrad an der Drina) auf Mentone, Fünfkirchen auf Genf, die Oderquelle auf die belgisch-luxemburgische Grenze. In der Gegend von Bodenbach ist Calais, bei Reichenberg Lille, bei Prag Amiens zu suchen. Wien ist bei Troyes, Brünn bei Reims, Paris bei Krumau (an der Moldau), der Pass von Furth bei Rouen. Kirchdorf a. d. Krems (südl. von Kremsmünster in Oberösterreich) bei Orleans, Innsbruck bei Angers, Landeck bei Nantes, Ampezzo bei Poitiers, Grado bei Limoges. Stuhlweißenburg bei Besançon, Steinamanger bei Dijon, St. Etienne bei Agram, Sissek bei Grenoble, Mostar bei Marseille. Ancona liegt über Toulouse, Ferrara über Bordeaux, die Südspitze Tirols über der Garonnemündung. Der Krainer Schneeberg über dem Mont Dore, die Draumündung über dem Mont Blanc, der Shardagh über dem Monte Rotondo (Corsica).

Belgien und die angrenzenden Gebiete.

Brüssel : Prag, Ostende : Weipert (im Erzgebirge nördl. von Karlsbad), Gent : Saaz, Antwerpen : Melnik, Lüttich : Časlau, Maastricht : Pardubitz, Luxemburg : Znaim, Südspitze Belgiens : bei Horn (Niederösterreich), Metz : Stockerau.

Skandinavien.

C. Nordkyn - Ystad (Südpunkt) [1890 km] = Weichselquelle-Gabes (Tunis).

C. Nordkyn - C. Lindesnaes (1740 km) = Weichselquelle-Constantin (Algier). Oder es würde sich Skandinavien von Helsingfors in Finnland bis Zara und bis zum Ortler erstrecken.

Legt man die Pause der Monarchie so auf Süd-Skandinavien, dass Wien auf Christiania fällt, dann deckt sich Stockholm und

Debreczin, Upsala und Tokay, Gefle und Kaschau, Malmö und Sarajevo, Gotenburg und Szigetvár westlich von Fünfkirchen. C. Lindesnaes fiele auf den Predil, Bergen wäre südöstlich von Regensburg, der Sogne Fjord begönne östlich von Amberg, an der Naab, und zöge sich bis Přibram und an die Moldau, bei Prag wäre der Goldhöpig (2600 m, also höher als der Große Priel) zu suchen. Drontheim befände sich an der Oder unterhalb Breslau, bei Glogau.

Dänemark.

Stellt man die Pause so ein, dass sich Wien mit Aarhuus deckt, dann ist Aalborg (am Liim Fjord) bei Brünn, der Liim Fjord zieht sich bis an den niederösterr.-böhm.-mährischen Grenzpunkt. Skagens Horn befindet sich bei Mährisch-Schönberg. Die Grenze gegen Schleswig verläuft in der Breite von Bruck a. d. M., Kopenhagen liegt bei Komorn.

Island.

Es würden, auf die Monarchie übertragen, seine äußersten Punkte durch folgende Orte bezeichnet werden: Hiflau (am Knie der Enns), Passau, Eisenstein (im Böhmerwalde), Prag (Nord-Cap), dreifache Grenze bei Krakau, Kaschau. Die Südostseite ist dann durch das Matra- und Pilisgebirge und durch den Bakonyerwald gegeben. Reykjavik südlich von Mariazell.

Russland.

Vom Westende von russisch Polen bis ans Ostende von Europa am Tobol = $2^1/_2$ Bregenz-Suczawa.

Die Strecke Livadia-Jugor'sche Straße ist mehr als dreimal so groß wie die Strecke von der Südspitze Dalmatiens bis zur Nordspitze Galiziens.

Moskau-Petersburg = Wien-Braunschweig.

Moskau-Dünaburg = Wien-Straßburg.

Moskau-dreifache Grenze bei Krakau = Wien-Garonnequelle.

Moskau-Kiew = Wien-Insel Elba.

Moskau-Odessa (in der Breite von Laibach) = Wien-Palermo.

Moskau-Donaumündung = Wien-C. Sa. Maria di Leuca (Apulien).

Moskau-Wladikawkas = Wien-C. Matapan.

Moskau-Kasan = Wien-Suczawa.

Moskau-Archangelsk = Wien-Wisby (auf Gotland).

Olmütz. Dr. Julius Mayer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

H. Schmitt, Präparation zu Homers Ilias. Auswahl aus Gesang VII—XII. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1898. 61 SS. (Heft 29 der Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker, herausg. von Krafft u. Ranke.)

Anmerkungen zur Odyssee für den Gebrauch der Schüler von P. Cauer. 4. Heft, τ—ω. Berlin, Grote 1897. V u. 96 SS.

Über das Heft 23 der Präparationen, worin eine Auswahl aus den Gesängen I—VI mit grammatischen Noten versehen ist, habe ich im Jahrgang 1897 dieser Zeitschrift, S. 718 berichtet. Diesmal ist an dem Sachlichen noch weniger auszusetzen als bei dem vorher erschienenen Hefte. Zu bemerken ist, dass der X. Gesang nur dem Inhalte nach in deutscher Prosa aufgenommen ist und dass vom VIII. Gesange nur die Verse 78—170 für die Präparation berücksichtigt sind. Wie die Lectüre da aussieht, ist mir nicht recht verständlich. Im Hinblicke auf etymologische Andeutungen wäre als auffallend zu erwähnen, dass die Verff. *ἐγχεσίμωρος* zu VII 134 jetzt mit W. *μαρ-* oder mit W. *μερ-* in *μέριμνα* in Verbindung bringen, während sie zu IV 242 bei *ἰό-μωρος* als verwandt *ἔμ-μορος* anführten außer jener W. *μαρ*. Wir werden uns bescheiden müssen, vorläufig darüber nichts ausmachen zu können. VII 213 wird bei *κραδάω* angeführt cardo; so viel mir bekannt, hat man dies Verb immer mit *κραδίη*, cord-is in Verbindung gebracht und 'zucken' als passende Grundbedeutung angenommen. Zu VII 230 ist *ἀπο-μηνίω* mit 'sehr grollen' wiedergegeben, die Präpos. *ἀπό* hat aber nie eigentlich die Bedeutung der Steigerung, sondern nur in Verbindung mit Verben, welche an sich die Trennung bezeichnen; dieses Verbum heißt also 'in der Ferne weitergrollen', vgl. π 378. Die Gleichstellung von *ἄ-ποινα* IX 120 mit *ἄπ-ποινα* ist so, ohne Analogien, hingestellt, doch nicht ausgemacht. Mit der Etymologie von *μέλαθρον* IX 204 aus **κμελαθρον* camera ist den Schülern zu viel zugemuthet. Sie erscheint auch im Wörterbuche Autenrieths; camera ist übrigens Fremdwort im Latein, entlehnt aus dem Griechischen.

Die Anmerkungen Cauers zur Odyssee sind von mir schon in dieser Zeitschrift angezeigt worden, zuletzt 1896, S. 16, das Heft, welches sich mit den Büchern η—μ befasst. Die Bemerkungen, welche ich dort machte, wobei ich der Gesammtanlage große Anerkennung zutheil werden ließ, mochte der Verf., wohl um nicht in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, nicht berücksichtigen. Jene Bemerkungen betrafen das κέ beim Optativ in der Protasis η 315, die Wahl des Casus bei διά ϑ 82, den Casus in -φι ϑ 279, den Conjunctiv, wo wir den Optativ erwarten κ 24, die Form πέποσϑε κ 465. Gleichartige Fälle kommen in den Büchern τ—ω vor; vgl. τ 589; 154, χ 93, τ 279, ψ 53. Außer dem wiederholten Hinweis auf die dort gegebenen andersartigen Erklärungen habe ich in diesem Hefte mir noch Folgendes angemerkt: Die Längung von ῑ in Wörtern, wie ἱστίη (τ 304, υ 231) könnte, zumal in einem und demselben Hefte, mit einemmale abgethan werden, ebenso die Besprechung der kategorialen Verschiebung, die in Ausdrücken wie ἠματίη vorliegt; so hat es La Roche in seinem Schulcommentar zur Odyssee gehalten. An Einzelheiten ist anzumerken: δίκη heißt wörtlich „Weisung", daraus ergeben sich die mannigfachen Übersetzungen des Wortes je nach der Stelle; die Langmessung von Silben wie παρ- in παρέχῃ und in ähnlichen Fällen hat wohl nicht etymologische, sondern rein prosodische Begründung. In καὶ.. περ sehen wir das Beispiel einer Häufung. die unnöthig erscheint, aber vom Standpunte der historisch-psychologischen Sprachbetrachtung aus nichts Auffälliges bietet. Der Plural der Neutra wie τόξα ist zwar häufig bedeutungslos, aber der Grund der Wahl liegt im Metrum. An den beiden Stellen, wo ὢ πόποι vorkommt, ist die Übersetzung 'o Götter' ganz wohl möglich; C. gibt nur Umschreibungen der Gemüthsstimmung, in welcher das Wort ausgesprochen wird. Bei δύνατο φ 247 ist die Hauptcäsur und Interpunction schuld an der Längung, nicht das μ von μέγα; πρὸς Ἤλιδος ist richtiger mit „gegenüber von Elis" zu geben als mit „von Elis her"; das πρὸς 'regiert' nicht den Genitiv in dem Sinne wie den Accusativ oder Dativ, sondern ist Adverb mit dem Genitiv. Als Beispiel eines passivischen Particips im activischen Sinne eignet sich aus dem Latein in-festus zu χ 26 χολωτοῖσιν „erzürnt". Nach Cauer ist die αἰγίς ein Brustpanzer χ 297: was sagt W. Reichel dazu? Für σχέτλιος ist auch das Adj. „unbändig" sehr passend, was ich dem Verf. als Gesetzgeber der Übersetzungskunst gegenüber bemerke. Das εἰρύσϑαι ψ 82 halte ich für ein Perf. mit Präsensbedeutung von der W. ϝερυ-, hier, aber noch mehr π 463, heißt es ob-servare, wie Cauer richtig bemerkt. Ob die zahlreichen Formen, deren Stamm ἐρυ- oder εἰρυ- mit beweglichen σ lautet, auf zwei verschiedene Wurzeln, etwa σερυ- und ϝερυ- oder auf eine gemeinsame zurückgehen, lässt sich nicht entscheiden. Die Bedeutungen „ziehen, her oder an sich ziehen" (Gefallene) und „retten, schirmen" ließen sich vereinigen.

ι ψ 339 heißt es „πέρι κῆρι: gehören nicht zusammen“. Mir heint es, dass, wenn überhaupt im Ges. XXIII noch davon zu den ist, etwas mehr zu sagen war: πέρι ist Adverb und κῆρι ›cativ: also „überaus im Herzen“. So erklärt sich auch die att. ›deweise π. πολλοῦ ποιεῖσθαι, wo πολλοῦ gen. pretii ist und cht von περί abhängt. Die Construction αἰ γάρ mit Infin. ω 376, gl. η 311, ist entweder als Contamination zweier Constructionen ler als Anakoluth zu erklären.

Nur noch einige Worte über die Zweckmäßigkeit solcher Anmerkungen für Schüler. Cauer äußert sich in der Vorrede zu diesem Hefte folgendermaßen: Vielleicht sind diese Bemerkungen (nämlich dass die Anmerkungen sich eignen, Zeit zu sparen und der Privatlectüre dienen sollen) geeignet, Bedenken zu zerstreuen, die hier und da der Benützung des Buches entgegenstehen. Man sollte nur in solchem Falle nicht gleich auf Einführung oder Ausschließung die Frage stellen.“ Er meint dann weiterhin, dass sein Commentar nur einer unter den vielen sein soll, welche dem Schüler dienen können, mehr zu bewältigen, als es bei der knappen Zeit, welche der Lectüre in der Schule gegönnt ist, sonst möglich wäre, und welche den Schüler auf manches aufmerksam machen, was er sonst übersieht, wenn er allein liest. Der Lehrer möge bei der Controle der Privatlectüre dann darauf Rücksicht nehmen; so werde dem Gewissenhaften Erleichterung, dem Oberflächlichen — Erschwerung geschaffen. Man kann sich mit den Darlegungen C.s einverstanden erklären und nur wünschen, dass in dieser Art häusliche Lectüre getrieben und die Ausschließlichkeit für einen gedruckten Behelf ferngehalten werde. Einer unter den besten Behelfen für die angedeuteten Zwecke ist der hier angezeigte von Cauer.

Ludw. Adam, Homer der Erzieher der Griechen. Ein Beitrag zur Einführung in das Verständnis des erziehlichen Wertes seiner Werke. Paderborn, F. Schöningh 1897. VIII u. 148 SS. Preis 3 Mk.

Der Titel erinnert uns an einen Gegenstand, der nicht neu ist. Über die Wirkung der „homerischen“ Gedichte auf die Griechen in allen Zeiten, die uns geschichtlich bekannt sind, ist schon viel geschrieben worden. Der Verf. gibt uns eine stattliche Liste von Einzelschriften und von solchen Werken, in welchen über die Erziehung der Griechen überhaupt gehandelt wird. So eingehend und so einsichtig dürfte der Stoff noch nicht geboten und gegliedert worden sein, als es in dem Buche Adams geschieht, und in dieser Hinsicht ist es eine erfreuliche Erscheinung in der philologischen Literatur.

Die Darstellung zerfällt in eine Einleitung und zwei Haupttheile. In jener wird über Homer als Polyhistor, über dessen ethische Bedeutung, über seine Bedeutung in der Kunst und im öffentlichen Leben, über Gegner Homers im Alterthum ge-

sprochen; ferner werden dargestellt die Kunsturtheile der Alten über Homer und die Grundsätze altgriechischer Erziehung. Der erste Haupttheil, überschrieben: 'Homer der Erzieher Altgriechenlands', zerfällt in 3 Capitel, in dessen erstem von den Menschen Homers und ihrem Verhältnisse zur Gottheit in der Odyssee und in der Ilias die Rede ist. Das darauffolgende Capitel trägt die Überschrift: 'Die Weltregierung des Zeus nach Homer und die die *βουλὴ Διός*', das dritte dieses Theiles bespricht die Einheit der beiden Epen und ihr Verhältnis zu einander. Im zweiten Haupttheile wird Homer als Erzieher Junggriechenlands betrachtet und zunächst werden im 6. Capitel des Gesammtwerkes die neuen Grundsätze in der Pädagogik und die Lehrmittel besprochen; dann wird in zwei weiteren Capiteln von den Anschauungen über Erziehung bei Athenäus, Dio Chrysostomus, Plutarch und von den Nachrichten über die Erziehung Junggriechenlands in den Scholien und bei Eustathius gehandelt.

Vor allem werden die Überschriften der beiden Haupttheile in die Augen fallen und man wird gespannt sein zu erfahren, worin der Unterschied zwischen Alt- und Junggriechenland in Rücksicht auf die erziehliche Wirkung Homers besteht und wo der Schnitt in der Zeitlinie zu machen ist, soferne in geschichtlichen Dingen scharfe Zeitgrenzen möglich sind. Der Unterschied besteht darin, dass in Altgriechenland, dessen Zeit bis in den Beginn des Peloponnesischen Krieges reicht, Homer als Ganzes, der Aufbau und der Plan der Gedichte Ilias und Odyssee mit ihrer Idee einer rächenden Göttergewalt auf die Menschen wirkte, während später nur mehr die einzelnen Stellen, welche erzieherischen Gehalt haben, herausgelesen und mosaikartig verwertet worden sind, was eine banausische Auffassung der Erziehungsaufgabe verräth. Es wird damit wieder einmal der Nachweis geliefert, dass die Erziehung mit der jeweiligen Culturstufe und den wechselnden Tagesbedürfnissen ihre Ziele ändert, eine Erfahrung, welche wir ja auch in der Gegenwart machen, trotz der Gebundenheit unseres Unterrichtswesens. Sehen wir nur, wie heute Homer im Gymnasium gelesen werden soll nach den Forderungen der Pädagogik und vergleichen wir damit die Art, wie dies vor 20 Jahren der Fall war, so haben wir eine erlebte Parallele zu jenen Änderungen, die Adam berührt. Adam sagt es, und wir können es bestätigen, die Art, wie wir Homer lesen sollen, ist die wie Altgriechenland ihn las. Wenn Adam schließt wie folgt: „Die Darstellung des sittlichen und erziehlichen Gehalts der homerischen Werke hat uns durch den Nachweis ihrer Bedeutung für die älteste Zeit einen Fingerzeig dafür gegeben, wie diese Gedichte entstanden sein können, und gibt uns die Hoffnung, mit der Zeit der Lösung dieser Frage näher zu kommen usw...“, so hat er die Fingerzeige wohl benützt, ist aber über das, was im Alterthume der Name Homer bedeutete und was einem Dichter dieses Namens an Werken

geschrieben worden ist, nicht im Klaren. Welcher Art der einheitliche Plan der für uns jetzt ausschließlich als „der Homer“ bezeichneten Gedichte Ilias und Odyssee sei und wie sich die in der Ilias erwähnte βουλὴ Διός zur gleichen Wendung in den Kyprien verhält, müsste in Rücksicht auf die Endredaction und auf das Verhältnis unserer Gedichte zu den kyklischen erörtert werden. Sittlich kann eine schlichte Erzählung von Begebenheiten wirken, insofern verschuldetes oder unverschuldetes Menschenleid berichtet wird, insofern Menschen mit mannigfachen Charakteren von selbst zu einander in Beziehung treten, wie in unseren Märchen und in der Fabel, in letzterer unter der Maske von bekannten Thieren; aber mit Absicht Lagen und Erlebnisse erfinden, um dadurch zu belehren, darin besteht das, was man zumal im Alterthume unter dem sittlichen Gehalte verstand, und diese Absicht legte man dem Dichter der Ilias und Odyssee bei. Darum nennen Plato und Aristoteles den Homer den ersten Verfasser von Tragödien. — Für unsere Zeit und unsere Schüler muss Homer in Betracht kommen als derjenige Dichter, an den sich der culturhistorische (Mykenische Alterthümer), der ästhetische (Lessings Laokoon) und der philologische Unterricht (Fr. A. Wolf) anschließt und wobei er in seinen elementaren Grundlagen auf dem Gymnasium sich vermitteln lässt. Die erziehliche Seite der beiden Epen kommt für uns nur sehr beiläufig zur Geltung; es ist aber lehrreich, an der Hand des vielbelesenen Verf.s der vorliegenden Schrift die erziehliche Wirkung Homers bei den Griechen zu verfolgen.

Villach. G. Vogrinz.

The first Philippic and the Olynthiacs of Demosthenes, with introduction and critical and explanatory notes by J. E. Sandys. London, Macmillan 1897. 8°, LXXX u. 246 SS.

Der Name des Herausgebers, dem wir bereits eine Bearbeitung der Leptinea und einiger Privatreden des Demosthenes verdanken, verbürgt an sich eine tüchtige Leistung; als solche kann vorliegende Ausgabe in der That allen bestens empfohlen werden.

Die umfangreiche Einleitung behandelt das Leben des Demosthenes bis zum Jahre 351, die Geschichte Macedoniens vor Philipps Thronbesteigung, gibt hiebei eine sehr beachtenswerte Übersicht über die geographischen Verhältnisse des Landes und bespricht sodann die politischen Beziehungen Athens zu Philipp bis zum Ausgange des olynthischen Krieges. Dann folgt die Disposition der vier Reden des Demosthenes, die Erörterung über die Reihenfolge der olynth. Reden, über die Autorität der wichtigsten Handschriften und die Behandlung des Textes, endlich ein Verzeichnis der verschiedenen Ausgaben und Erklärungsschriften, in welchem auch kleinere Publicationen der deutschen Philologen nicht übersehen sind.

Der griechische Text, der mit den kritischen Fußnoten die ersten 69 Seiten füllt, lehnt sich im wesentlichen an die Bearbeitungen des Dindorf'schen Textes und der Rehdantz'schen Ausgabe von Blass an, ohne jedoch sich diesem in allen Punkten anzuschließen. Mit Rehd.-Blass schreibt Sandys z. B. 3, 35 *ὅτου θ' ἡλικίαν* (*τοῦθ' ὅτι καθ' ἡλ.* die Hss.), 1, 27 *πολέμου* für *πολεμίου* der besseren Hss. und *χρόνον* für *πόλεμον*, 4, 35 *ἐπιμελησόμενοι* mit der Vulg. gegen Par. *Σ*, wie denn überhaupt nicht selten von der Autorität dieses Codex zu Gunsten der Vulgata abgewichen wird (vgl. 1, 7 *ἐκπολεμῶσαι*, 11 *προϋπαρξάντων*, 2, 30 *τὸ λέγειν καὶ τὸ βουλεύεσθαι*, 4, 40 *πατάξῃ τις* etc.). Eigene Conjecturen finden sich nicht, nur in der vielbesprochenen Stelle 1, 3, wo S. mit Blass *τρέψηται καί* einklammert, bringt er in der kritischen Note *σφετερίσηται* in Vorschlag unter Hinweis auf [7], 41 und 18, 71. Er erwähnt auch eine ihm brieflich mitgetheilte Conjectur von A. Gennadios *στρέψῃ τε*, erklärt sich jedoch in der Vorrede für das von Schwarz vorgeschlagene *καταστρέψηται*, das in der That vor allen übrigen Vorschlägen den Vorzug verdient. Mit Blass (Text-Ausg.) sind 4, 43 die Worte *ἀλλὰ μὴν — κωλύσει*, weil den Zusammenhang störend, in kleiner Schrift gedruckt; im Commentar ist der von Blass vorgeschlagenen Umstellung dieses Passus billigend gedacht. Über meine gegentheilige Ansicht verweise ich auf das in dieser Zeitschr. 1894, S. 304 Bemerkte. Die Worte *παντὶ σθένει κατὰ τὸ δυνατόν* (3, 6) fasst S. als Citat aus dem Vertrage zwischen Athen und Olynth und stellt sie daher in abweichender Schriftform aus dem Texte heraus. — Die kritischen Nachweise unter dem Texte habe ich nur an einer einzigen Stelle lückenhaft gefunden: 1, 27 nämlich wird *μόνας* nach *ἡμέρας* weggelassen, ohne dass die Fußnote dies erwähnt. Das Wort hat bereits Blass gestrichen.

Den größten Raum des Buches (154 Seiten) nimmt der dem Texte folgende, erklärende Commentar in Anspruch, auf dem zugleich auch der Hauptwert der Ausgabe beruht. Als Leser hat der Verf. Studierende der Philologie vor Augen; er zieht daher nicht nur alle Seiten der Wort- und Sacherklärung heran, soweit es das Verständnis des Autors unmittelbar verlangt, sondern geht auch nicht selten über diesen Rahmen hinaus, in letzterem Falle meist in der Form, dass er in den Commentar Anmerkungen „für Vorgeschrittene" in kleinerem Drucke einstreut. Neben zahlreichen Übersetzungshilfen ist hier eine höchst brauchbare und verlässliche, aus den besten Quellen geschöpfte Zusammenstellung von allerlei Wissenswertem aus dem Gebiete der Sprach- und Alterthumswissenschaft enthalten. Im folgenden will ich daraus einige Beispiele anführen.

Zu 1, 24 ist die verschiedene Anwendung des bei Demosthenes beliebten *ἀφορμή* besprochen; zu 1, 28 die Redensart *καλῶς ποιεῖν* zum Ausdruck des subjectiven Urtheils des Sprechers

m Sprachgebrauche der attischen Redner überhaupt; ebendaselbst ie Verwendung des Dativs des logischen Subjectes beim Part. Perf. Pass. bei Demosthenes und den übrigen Rednern. Auch Fragen der sog. höheren Kritik werden erörtert. So erklärt sich S. zu §. 30 der I. phil. Rede in längerer Anmerkung gegen die von Dionysius behauptete Zweitheilung dieser Rede. — Zu §. 7 derselben Rede wird die Lesart *συνελόντι δ' ἁπλῶς* ausführlich behandelt. Das Adverb, welches Cobet zu beseitigen vorschlug, will S. von dem Particip trennen und zu dem folgenden *ἐὰν* ... *ἐθελήσητε* ('if you will absolutely resolve') beziehen. Dagegen ist zu bemerken, dass die significante Stelle für modale Adverbien nicht vor, sondern nach dem Satze zu sein pflegt; auch dürfte sich für *ἁπλῶς ἐθέλειν* kein Beleg finden, denn in der angezogenen Stelle der 16. Rede ist *ἁπλῶς* mit dem voranstehenden *πράττειν* zu verbinden.

Was die sachliche Erklärung anbelangt, so sei hier aufmerksam gemacht auf die längere Auseinandersetzung zu 1, 19 über die Theorika und das Wesen der von Demosthenes geplanten Neuerung, ferner auf die Unterscheidung des Hipparchen für Lemnos von den zwei attischen (zu 4, 27), worauf die aristotelische Schrift über die athenische Verfassung hingeleitet hat. — Gleichfalls auf Grund dieser Schrift bespricht S. zu 4, 35 die Frage, ob daselbst die *ἐπιμεληταί* der Dionysien vom Redner wirklich gemeint sind, wie Blass behauptete. Da nämlich in der Rede gegen Meidias, die wir in die Zeit zwischen 349 und 347 zu verlegen haben, jene Behörde als erwählt bezeichnet wird, diese Art ihrer Bestellung aber nach Aristoteles jünger ist als die durch das Los, von welcher in obiger Stelle die Rede ist, so hat Blass[1]) die Vermuthung einer zweiten Herausgabe der I. Philippica aufgestellt, welcher er ziemlich willkürlich den Einschub der Worte *τὴν τῶν Διονυσίων* und *ἑκατέρων* im §. 35 zuschreibt. Welchen Zweck dieser Einschub haben sollte, kann wohl niemand recht begreifen. Nun steht aber die Hypothese von Blass, wie S. nachweist, auf schwankendem Grunde, da in der ganzen Stelle die Behörde der *ἐπιμεληταί* eigentlich gar nicht genannt ist; der einzige Anhaltspunkt ist das „*ἐπιμελούμενοι*“ (oder *ἐπιμελησόμενοι*), ein Ausdruck, der nach S.s richtiger Bemerkung ganz allgemein auf die Leiter der Feste sich bezieht. Diese sind aber für die Panathenäen einerseits die Athlotheten, für die Dionysien anderseits der Archon (Eponymos), also beide erloste Behörden. Die dem Archon beigesellten zehn *ἐπιμεληταί* dabei mit in Rechnung ziehen zu wollen, wäre die reinste Pedanterie.

Den Beschluss der Ausgabe bildet ein griechischer und ein englischer Index.

Wien. Franz Slameczka.

[1]) Att. Bereds. III/1, S. 305².

Ausgewählte Komödien des T. Maccius Plautus. Für den Schulgebrauch erklärt von Julius Brix. II. Bändchen: Captivi. 5. Aufl. bearbeitet von Max Niemeyer. Leipzig, Teubner 1897. gr. 8°, VI u. 114 SS. Preis 1 Mk.

Die neue, dem Andenken Dr. Gustav Kiesslings gewidmete Auflage unterscheidet sich, was zunächst die knappe Einleitung (S. 1—8) anlangt, von der 4. fast gar nicht. Nur die von Brix aufgenommene Vermuthung, die griechische Vorlage könne auf einen Dichter der mittleren Komödie zurückgehen, gibt der neue Herausgeber auf und erklärt (S. 4) „jede Vermuthung über deren Verfasser für haltlos". Dazu kommen zwei wesentlich nach Leos „Plautinischen Forschungen" gemachte Zusätze, welche Plautus' Verhältnis zu seinen Originalen, die Wandlungen unseres Textes und die Unsicherheit der bisher angenommenen Streichungen (S. 4 f.) betreffen; endlich findet sich eine kleine Ergänzung in der Notiz über die Handschriften (S. 7).

Weit bedeutender sind die textlichen Veränderungen, welche vielfach durch die neuere Plautusliteratur, namentlich durch die Ausgabe Leos, die Ergebnisse der „Forschungen" dieses und Skutsch' sowie durch eigene Vorschläge des Verf.s veranlasst sind.

Während Brix[4] die V. 77, 324, 438, 664—666 als nachplautinische Zusätze und V. 1022 sowie zweifelnd V. 1011 ff. als Dittographien in Klammern gesetzt hatte, vertheidigt N. diese Verse in theils überzeugender, theils recht beachtenswerter Weise. Freilich die Sicherheit, mit welcher er den V. 1022, der im Codex *A* fehlt, schützt, vermag ich nicht zu theilen. Auch kann ich gegenüber den von Brix[4] vorgebrachten Bedenken die Rechtfertigung des V. 438 nicht für zureichend erklären. N. selbst tilgt nur den V. 968 *Si eris verax, ⟨ex⟩ tuis rebus feceris meliusculas* mit Leo als Doublette des V. 959. Diese Streichung bedingt aber noch die Umstellung der V. 958 f. nach 967. Mir will es aber scheinen, dass gegenüber der Fassung des V. 959 *Si eris verax, tua ex re: facies ex mala meliusculam* das eindringlichere und entschiedenere *feceris* und der Plural nicht auf einen *versus male fictus* hindeuten. Die Wiederholung der Aufforderung Hegios an Stalagmus, die (für den Ausgang des Stückes so wichtige) Wahrheit zu gestehen, und die nachdrückliche Betonung, deren Eröffnung werde einen Milderungsgrund bei der Bestrafung bilden, ist gerade dem frech verlogenen und heimtückischen Sclaven gegenüber m. E. sehr gut angebracht. Auch muss nach Leos und N.s Ansicht im V. 960, vor dem bei diesem das Personenzeichen für Hegio aus Versehen fehlt, die Verbalform in *Recte* (Codd. *-a*) *et vera loquere* im Gegensatze zu *fecisti* als *loqueris* gefasst werden, während die folgende Frage des Stalagmus *Quod ego fatear, credin pudeat quom autumes?* bei ungezwungener Erklärung den Imperativ *loquere* voraussetzt, wie ihn eben auch der Zusammenhang nach der Überlieferung verlangt. Ferner schließt

Falle der Umstellung V. 958 *Propemodum ubi loci fortunae ae sint, facile intellegis* nicht gut an das dann unmittelbar rhergehende *iam animum advorte ac mihi quae dicam edissere*, während er in der handschriftlichen Folge an Hegios Worte V. 954 *Age tu illuc procede, bone vir, lepidum mancupium eum!* und an des Sclaven eigenes unverfrorenes Bekenntnis, er i und bleibe ein nichtsnutziger Mensch, sich ohne Zweifel besser nd ohne ein wesentliches Bedenken anreiht.

Sonst kehrt N. in der Textgestaltung an vielen Stellen mit echt zur einstimmig oder besser überlieferten Lesart zurück. So lgt er den Handschriften hinsichtlich der Stellung in V. 59, 56 f. (nach Vahlen und Leo), 232 f., 316, 349, 372 (mit Anahme eines Hiatus) usw. oder in sonstigen Schreibungen, wie . 90 *Vel ire éxtra* mit Skutsch (statt *Vel extra*), V. 113 *iuncti*, 35 *miser a — macritudine*, 184 *irim* (nach der Erklärung des almasius und Leo), 246 *Perque conservitium* (nach Skutsch) und nit Annahme von Hiaten in den V. 331, 337, 395, 415 u. a. Der Überlieferung näher sind seine Schreibungen V. 34 *hosce e oraeda ambos de quaestoribus* (nach Studemund), 175 *Propterea — ⟨a⟩ te vocari ad te ad cenam volo* (mit Fr. Schöll), 236 usw. In bemerkenswerter Weise ergänzt er weiter den unvollständigen V. 102 statt durch *⟨cupide⟩ cupio, ut* durch *cupio ⟨et opto⟩, ut* unter Hinweis auf Cic. Laelius 59, wodurch die vereinzelte Verbindung vermieden wird. Gleichfalls erwägenswert sind die Änderungen V. 148 *Alienus? ego alienus illi? ⟨a⟩ha Hegio* (nach Bothe, Schöll und Richter), 176 *pauxillo* (Lambin), 199 *Et erili imperio eamque* (Nettleship und N.) sowie V. 204 der Einschub von *nunc* mit Fleckeisen u. a.

Hingegen bin ich nicht überzeugt, dass des Herausgebers Schreibung in V. 2 *⟨Ita vincti⟩ qui astant* anstatt des unmetrisch überlieferten *Illi qui ast.* richtig ist. Auch die in V. 202 und 420 aufgenommenen, allerdings bestechenden Vermuthungen Leos scheinen mir fraglich (vgl. mein Gutachten in dieser Zeitschr., S. 592 f.). Wenig wahrscheinlich ist mir ferner N.s schon von Brix[4] gebilligte Umstellung der V. 21 und 22 zwischen V. 4 und 5. Die Wiederholung derselben Wendungen: *Hegio est* ***huius pater***. ***Hic*** *nunc domi* ***servit suo patri*** *nec scit* ***pater***: *Enim vero di nos quasi pilas homines habent. Sed is quo pacto* ***serviat suo sibi patri*** scheint kaum erträglich. Kurz und bündig vertheidigte Leo in seiner Ausgabe die Stellung nach den Handschriften. Außerdem ist es natürlicher, wenn die Sentenz: „Die Götter machen uns gleichsam zu Spielbällen ihrer Laune“ den Bericht vom Schicksale des einen Sohnes abschließt, als wenn sie gleich zu Beginn der Erzählung erscheint. Nicht erwärmen kann ich mich weiter dafür, dass der V. 11, welcher bei Brix[4] *Negat hercle illic* (Codd. *ille*) *ultumus. Accedito* lautet, (zum Theil nach Bothe und Spengel) in *N. h. ille ultumus, ⟨qui stat. Abs⟩cedito* geändert worden ist.

Denn nach dem starken Befehle *Abscedito* ist der folgende Vers *Si non ubi sedeas locus est, est ubi ambules* sehr matt, ja überflüssig. Ich ziehe deshalb das überlieferte *Accedito* mit Dombarts Erklärung (die auch im kritischen Anhange übergangen ist) vor. Wäre eine Änderung nothwendig, so würde ich zunächst an *Assidito* denken. Zu V. 74 sucht N. die Lesung Brix' *sibi invocat* anstatt *scortum invocat* gegen Leo zu vertheidigen. Er wendet im Anhange wider den treffenden Hinweis dieses auf die bei Anrufungen beliebte Wiederholung ein: „Sehr hübsch, wenn die Bezeichnung *scortum* gerade als Anruf der Liebsten passend wäre." Jedoch spricht dieser Einwurf auch gegen die von N. angenommene Fassung (*scortum* .. *amator* ... *sibi invocat*). Mir scheint derselbe nicht berechtigt: Plautus macht eben in seinem groben Wortspiele keine genaue Unterscheidung zwischen *amica* und *scortum*. Sodann erregt mir die Einfügung von *canes* in V. 86 vor *Molossici* aus dem vorhergehenden Verse, dem das Substantiv offenbar nur als Glosse zu *venatici* beigeschrieben war, Bedenken; denn einerseits ist jener Begriff schon an und für sich aus den substantivischen Bildungen klar, anderseits wird man dem Dichter doch kaum zumuthen, er habe dem Parasiten eine derartige Bezeichnung seines eigenen Standes so unverblümt in den Mund legen wollen; vgl. V. 77 *Quasi mures* und V. 80 *Quasi* .. *cocleae*. Weiter ist im V. 212 nach *vobis* das überlieferte und durch den Sinn geforderte *nobis* (s. V. 210 *exorare vos sinite nos*) ausgelassen. Auch im Anhange ist die Ausscheidung dieses Wortes weder begründet noch erwähnt; in der Anmerkung zur Stelle aber wird der Rhythmus dieses verkürzten Verses als zweifelhaft bezeichnet. Endlich hat N. seine eigenen Vermuthungen zu V. 237 *Quod tibi sua⟨ve sit⟩, suadeam meo patri* statt des handschr. *Quod t. suadeam, suadeam m. p.* und V. 828 *Quo ⟨nunc⟩ homine adaeque nemo vivit fortunatior* an Stelle des von Camerarius herrührenden Vorschlages *Quo homine ⟨hominum⟩*, welchen Brix[4] und Leo vorzogen, mit zweifelhaftem Rechte in den Text gesetzt.

Die Anmerkungen sind in ihrem Grundstocke gleich geblieben. Die Abweichungen sind in erster Linie durch textliche Änderungen veranlasst, so zu V. 10 *optumest* (nach Leo), zu V. 77, 90 *ire* (nach Skutsch), 94, 102, 135, 148, 157 (nach Vahlen), 169, 179 ff., 184, 201 (nach Leo), 246 (mit Skutsch) usw. Andere sind aus Brix' kritischem Anhange unter den Text versetzt; so ist die Anmerkung zu V. 118 über den Gebrauch spondeischer Wörter im 2. Fuße des Senars im wesentlichen aus der Bemerkung jenes zu V. 86 im Anhange, die zu V. 133 über *Quis hic loquitur?* aus dessen Note zum gleichen Verse entlehnt. Mehrere neue Zusätze behandeln Metrisches und Prosodisches, so die sehr freie Zulassung des Hiats (im wesentlichen nach Leo), z. B. Argum. V. 1, 331, 349, 415, 449, 481, 823, 933, und die Verschleifung oder die Consistenz des auslautenden antevoca-

schen *m* V. 24, 31, 372 f., 395, 665, 850; den fallenden roceleusmaticus bespricht die Bemerkung zu V. 358, die zu . 109 die Aussprache von *unde, inde, quippe, nempe* wie *und(e)* sw., aber die zu V. 751 auch die mir nicht wahrscheinliche ynkope von *ille, illic, iste*. Zu V. 197 wird für die Messung von *uistis* neben der Möglichkeit der Synizesis die des Einflusses des ambenkürzungsgesetzes (*fúistis*) zugegeben und in den zweiilbigen Formen *fuit, meum, meo, suo, eum, deum* und anderen rohl richtig nach C. F. W. Müller und Skutsch Verkürzung der weiten Silbe angenommen. Weitere neue Bemerkungen betreffen Sprachliches und Stilistisches, so *igitur* zur Verstärkung der Auforderung V. 293 (Langen); *tute tibi* V. 371; *ἀπὸ κοινοῦ* V. 48, 35, 201 u. a. (nach Leo, *Analect. Plaut.* 1896); *σχῆμα καθ' ὅλον καὶ κατὰ μέρος* V. 232 (Leo); Zweideutigkeit im Ausdruck V. 392. Sachliche Bemerkungen sind hinzugefügt zu V. 98, 110 ff. (*istos*), 152, 199, 240 (*propterea*), 288 u. a. Weniger nöthig scheinen mir die dem Prologe und den einzelnen Scenen vorausgeschickten Inhaltsangaben (V. 69 ff., 110 ff., 195 ff., 251 ff. usw.). Manches andere hätte sich noch ergänzen lassen; so wäre V. 106 eine Bemerkung über die Bedeutung von *tranquillare*, das nach der scenischen Gebrauchsweise von *tranquillus* eigentlich „beruhigen, besänftigen“ heißen müsste, am Platze gewesen; zu V. 339 fehlt jede Bemerkung über *donicum* (vgl. z. B. A. Zimmermann in Wölfflins Arch. V 567 ff.); zu V. 406 wäre der objective Gebrauch von *egenus* zu erwähnen gewesen; über *spernunt se* (V. 517) könnten weiterhin die Bemerkungen F. Heerdegens in Reisigs Vorlesungen II (1890), 127 ff. Verwertung finden; aus der Anmerkung zu V. 573 ist nicht zu ersehen, dass das Fehlen der Präpositionen bei Ländernamen auch im alten Latein eine seltene Erscheinung war. V. 882 halte ich die Erklärung von *iam diu* als nachträglichen, schmerzlichen Ausruf für unwahrscheinlich; *diu* ist hier wohl die alte Form für *die* (wie häufig in *diu noctuque*). Hegio fragt also den Parasiten, ob er seinen Sohn schon bei Tageslicht, bei voller Helle, die eine Täuschung weniger leicht zulässt, gesehen habe. Dies ist deswegen passend, weil nach V. 127 *nocte hac* die Handlung, wie auch sonst gewöhnlich, am frühen Morgen beginnt. — Mehreres andere wäre zu verändern; so gehört die Anmerkung zu Arg. V. 9 *capteivei* schon zu V. 3, wo N. die Form *capteivos* aufgenommen hat; zu V. 8 ist die Note zu V. 760 über *surpuit* zu ziehen und die über *suo (-a) sibi* zu V. 46 statt zu 81. Erwünscht wäre eine genauere Angabe zu V. 262, in welchen Fällen bei *ita* das Verb *est* steht oder fehlt (vgl. Langens Beitr. S. 210 ff.). Zu V. 445 ist für *spes opesque* Ter. Phor. 470 und Ad. 331 heranzuziehen. Zu *sutelae* und *suere* V. 692 passt die Homerische Metapher *ὑφαίνειν* weniger genau als die tropische Verwendung von *ῥάπτειν* u. dgl. m.

Eine Reihe von Fehlern ist noch aus der vorigen Auflage stehen geblieben. So wird in der Anmerkung zu V. 28 *qui* (*mutare*) nicht richtig als synonym mit *quo* und *cum quo* erklärt; denn mit dem Ablat. wird das Tauschobject, mit *cum* der eine der Tauschenden bezeichnet, vgl. Sall. Iug. 44, 5 *lixae — pecoris et mancipiorum praedas certantes agere eaque mutare cum mercatoribus vino advecticio et aliis talibus*. Zu V. 88 findet sich das sonderbare Citat „Ariston (Athen. l. l.) in seinem Iatros" wieder abgedruckt, obwohl die Verweisung auf eine Athenaeusstelle im Vorhergehenden gar keine Stütze findet; gemeint ist Athen. VI 238 c und das Fragment des Komikers Aristophon: ὑπομένειν πληγὰς ἄκμων (εἰμί). Ähnlich gehört der im V. 165 angeführte Septenar *Saepe est etiam sub palliolo sordido sapientia* nicht dem Lucilius, sondern dem Caecilius (V. 266 Ribbeck[3]). Sodann ist zu V. 14 Ter. (st. Terc.) Hec. 435 *rumperet?* (st. *rumperem*), zu V. 250 Amph. 417 *memorat* (für *memorabat*), zu V. 280 statt Menaech. 280 vielmehr 387, zu V. 345 im Beispiel Ter. Phor. 974 anstatt *incensum* das Femininum zu schreiben. Der Hinweis im V. 522 auf die Anmerkung zu 429 ist dadurch, dass die Note über *operae* gestrichen ist, gegenstandslos geworden; ebenso das Citat V. 930 „*tecum* s. zu 337", da hier die entsprechende Anmerkung (über *tecum orare*) weggefallen ist. Auf dieselbe wird aber auch noch im Register sowohl unter *oro* als unter *cum* verwiesen usw.

Auffällig ist, dass trotz der bedeutenden Textänderungen, die doch vielfach eine nähere Darlegung und Begründung verlangen, als sie der knappe Rahmen der Anmerkungen gewähren kann, der bei Brix[4] 22 Seiten umfassende kritische Anhang auf 13 vermindert ist. Dies ist nur dadurch möglich geworden, dass N. bloß die allerwichtigsten Abweichungen von der Überlieferung verzeichnet, alles Orthographische sowie die Angaben über Personenvertheilung u. dgl. weggelassen hat. Aber auch eine ganze Reihe kritischer Bemerkungen Brix' hat der neue Herausgeber gestrichen; ja man erfährt aus der 5. Auflage nicht einmal. was Brix[4] zu V. 2, 10, 11, 86, 102, 135, 169, 179, 199, 201, 204, 212 usw. geschrieben und vertheidigt hatte. Eher hätten doch m. E. die gelegentlich aus der früheren Auflage übernommenen Citate von Lesarten der 3. Ausgabe fallen gelassen werden können. Dagegen hätte u. a. nicht unerwähnt bleiben sollen, dass die zu V. 420 aufgeführte Schreibung Gertz' von Brix[4] aufgenommen worden war und Lindemanns einfacher Vorschlag zu V. 950 auch schon bei diesem stand. Der Zweck der Ausgabe, die nach den heutigen Verhältnissen doch nicht in erster Linie für Gymnasialschüler, sondern für Philologen bestimmt ist, kann für diese Kürzungen nicht wohl als Entschuldigung geltend gemacht werden.

Im Register zu den Anmerkungen ließe sich auch noch manches nachtragen, so *exquaerere* V. 293; *familiaris filius* 273; Futur II., Bedeutung 293; *igitur* 293; Paronomasie 182, 274;

erque, Aussprache 246; *praestrigiae* 524 Anh. u. a. Unter *num-mam* sind die beiden ersten Stellen, V. 408 und 542, zu streichen, a die entsprechenden Anmerkungen von N. weggelassen wurden.

Der Druck ist ziemlich fehlerfrei,[1]) die Ausstattung trotz les niedrigen Preises der Officin würdig. Da auch der Text sammt ler Erklärung, um dies schließlich nochmals zu betonen, im ganzen gewonnen hat, wünschen wir dem Bändchen in der neuen Gestalt eine ähnliche Verbreitung, wie sie die von Brix' bewährter Hand besorgten Auflagen verdientermaßen gefunden haben.

Wien. Dr. Edmund Hauler.

Soltau Wilhelm, Livius' Geschichtswerk, seine Composition und seine Quellen. Ein Hilfsbuch für Geschichtsforscher und Liviusleser. Leipzig, Dieterich 1897. gr. 8°, VIII u. 224 SS.

Bei der heutigen Richtung der Wissenschaft, sich immer mehr in Detail- und Specialforschung zu verlieren, muss man es mit aufrichtiger Freude begrüßen, wenn für ein Gebiet oder für einen Auctor ein die zerstreuten und kaum übersehbaren Monographien sachlich zusammenfassendes Werk wie das vorliegende auf den Büchertisch gebracht wird. Der Verf. befand sich allerdings in einer günstigen Lage, freilich durch eigenes Verdienst; seine zahlreichen, so ziemlich über alle Theile der Frage sich erstreckenden Einzelarbeiten bilden den Krystallisationspunkt, an den sich die Forschungen Anderer bequem und passend ansetzen. In 24 Abschnitte oder Capitel ist der reiche Inhalt des Buches vertheilt, auf den im Folgenden mit den Überschriften hingewiesen werden soll.

In der Einleitung (Cap. I) hebt Soltau die Wandlungen in der Wertung des Livius im Laufe der Zeit hervor und entwirft ein Bild von Livius als Historiker, das im XXI. Capitel, S. 201 ff. erweitert und vervollständigt wird. Nach einer fast vollständigen Übersicht der Literatur wird in Kürze über die Abfassungszeit und die Art der Herausgabe des Werkes gehandelt. Ein Wort über den Gang der Methode bildet treffend den Übergang zum II. Capitel „Polybius als Quelle der IV. und V. Decade". Mit Recht macht der Verf. mit diesen Decaden den Anfang, weil die Forschung die Prüfung der Quellen dieser Theile zum Ausgangspunkte nahm. Soltau bekämpft mit Glück die Einwendungen gegen Nissens Resultate, restringiert aber in lobenswerter Weise das Geltungsgebiet

---

[1]) Zu den schon erwähnten kommen noch fehlende Icten V. 9, 31, 341, 431 u. a.; in den Anm. lies zu V. 13 Ter. Phorm. 18 *a studio*; S. 16, Anm. zu V. 76 (st. 70); V. 112 Trin. 17 (nicht 21); V. 333 Trin. (st. Tr.) 1115; V. 343 *Trin.* Einl.; V. 448 *aliud* (*me vis*)*?* für *al. me vis ?*; V. 966 *bene morem* (nicht *mori*) *gessit*; S. 98, Z. 9 *illum* (für *ilium*) u. dgl.

von Nissens Theorie. Das III. Cap. bietet eine Prüfung der „hauptstädtischen Quellen in Livius' IV. und V. Decade". Nach Ausscheidung der polybianischen Bestandtheile in diesen Decaden werden die übrigen annalistischen Partien auf Piso, Antias und Claudius vertheilt. Obwohl sich die Darstellung auf Vorarbeiten stützen konnte, sind die Resultate und die daraus gezogenen Folgerungen nicht einwandfrei. Im IV. Cap. „Claudius und Antias in der IV. und V. Decade" erreichen die Ausführungen selbst da, wo sie nur erschlossen werden, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Wichtig ist das V. Cap. „Die Spuren der griechischen Geschichtschreibung in der III. Decade". Im 21. und 22. Buche hat, wie Cap. VI nachweist, eine Benutzung des Polybius durch Livius nicht stattgefunden; die griechischen Abschnitte in den Büchern 24—29 sind von Livius nachträglich aus Polybius eingefügt worden; was sonst innerhalb dieser Partie auf Polybius zurückgeht, hat Livius von Claudius übernommen; von 30, 3 an ist Polybius von Livius direct benutzt. Das VII. Cap. führt den Titel „Coelius und Claudius im 23—30. Buche". Cap. VIII Die pontificalen Quellen der I. Decade. Antias und in geringerem Maße Piso. IX. Die Laudationenliteratur. Vertreter Macer und Tubero, die im XI. Cap. weiter ausgeführt werden, während im X. Cap. Claudius besprochen wird als Quelle für Livius von der zweiten Hälfte der I. Decade ab. Die Charakteristik dieser Annalisten ist gelungen. Als Quelle der zweiten Pentade werden (Cap. XII) Antias, Macer, Tubero, Claudius und Piso angegeben. Dieselben, mit Ausnahme des Claudius, wenn auch graduell differierend, bilden (Cap. XIII) die Quellen für Liv. II 1—33. Das XIV. Cap. handelt über chronologische Verschiebungen des 5. Jahrhunderts v. Chr. Als Quelle für Liv. II 33—III 65 und des IV. Buches werden (Cap. XV und XVI) Antias, Macer, Tubero und Piso namhaft gemacht. Dieselben Annalisten (gegen Ende kommt noch Claudius hinzu) bilden (Cap. XVII) die Quelle des 5. Buches. Im XVIII. Cap. wird das Verhältnis des Livius zu Dionysius und im XIX. Cap. das des Livius zu Dio Cassius erörtert. Im Cap. XXI „Die Quellen des 1. Buches" wird der Versuch gemacht, die einzelnen Partien den Annalisten (Antias und Tubero) zuzuweisen, ein Versuch, von dem der Verf. selbst sagt, dass zur wissenschaftlichen Gründlichkeit dieses Theiles noch vieles fehle, und S. 199 schreibt er ausdrücklich: „nur zur Exemplificierung und hypothetisch möge der Versuch gemacht werden, eine Vertheilung bei Liv. I 34—48 so vorzunehmen"; S. 206 ff., wo die Grundlinien einer Geschichte der Annalistik gezogen werden, werden die hier herausgestellten Resultate nicht weiter verwertet. Das durch die Analyse gewonnene reiche Material wird (Cap. XXII) dazu verwendet, ein Bild der römischen Annalistik vor Livius zu gewinnen. Wenn Soltau im Vorworte sagt, dass er für die Geschichte der römischen Annalistik eine gesichertere Grundlage gewonnen habe, ist dies ohneweiters zuzugeben; dass aber jetzt schon eine sichere Basis gewonnen sei, kann man nicht behaupten.

Wie schon die Inhaltsübersicht zeigt, wird vom Verf. ausgeführt, wie Livius sein Geschichtswerk aus den ihm zugebote stehenden Quellen mit glücklicher oder unglücklicher Hand die Auswahl treffend und die einzelnen Theile und Theilchen zusammenfügend wie ein Monument aufgebaut hat. Eine allgemeine, alle Seiten umfassende ästhetische Würdigung des Schriftstellers ist nicht beabsichtigt. Dann ist es aber begreiflich, dass von diesem einseitigen Standpunkte aus des Livius Bild etwas schief ausfallen muss. Livius wird immer nur als Geschichtsforscher beurtheilt, was er bei dem Riesenwerk weder sein wollte noch konnte. Wie vor nicht gar langer Zeit Universalgeschichten verfasst wurden von Männern, deren Namen den besten Klang hat, so wollte Livius, das ist allgemein anerkannt, ein patriotisches Unterhaltungswerk in vollendeter Form schaffen, in dem seine Leser die Größe und die Ruhmesthaten Roms bewundern sollten. Es fehlt zwar nicht an gelegentlichen Bemerkungen, welche es außer allen Zweifel stellen, dass dem Verf. Livius' Vorzüge wohl bekannt sind; aber sein Standpunkt lässt sie nicht zur Geltung kommen.

Soltaus Werk, seinem Lehrer Th. Mommsen zum 80. Geburtstage gewidmet, weist unleugbare Vorzüge auf; es ist für Geschichtsforscher, insbesondere aber für Lehrer, die Liviuslectüre treiben, ein sehr nützliches Hilfsbuch, indem es nicht nur übersichtlich die ganze Literatur bringt, sondern auch in leichtfasslicher Weise über den ganzen Complex von Fragen orientiert. Wenn auch Ref. gewünscht hätte, dass der Verf. von der großen Gewandtheit und Technik in Behandlung derartiger Fragen einen mehr zurückhaltenden Gebrauch gemacht hätte (vgl. S. 143, 144), kann er nicht umhin auszusprechen, dass Soltau für dieses Buch der aufrichtige Dank der Gymnasiallehrer gebürt.

W i e n. Jos Z y c h a.

Della così detta Patavinità di Tito Livio. Memoria del prof. Pietro Rasi. (Estratto dai Rendiconti del R. Ist. Lomb. di scienze e lettere, Serie II, Vol. XXX, 1897.) 8°, 27 SS.

An zwei Stellen seiner Institutio erwähnt Quintilian, der gestrenge Kritiker Asinius Pollio habe dem Livius 'quandam Patavinitatem' vorgeworfen. Wie Asinius Pollio diesen Vorwurf begründete und ob er ihn überhaupt begründete, sagt Quintilian mit keiner Silbe. Unbewiesene und oft genug unbeweisbare Machtsprüche in die Welt zu setzen, war seit jeher Recensentenbrauch. Und wenn nun gar ein Recensent von dem erhebenden Bewusstsein erfüllt ist, dass Hunderte nur auf sein Urtheil warten, um endlich von der peinlichen Ungewissheit befreit zu werden, ob ihnen ein Buch gefallen dürfe oder nicht, wie sollte er da nicht der Versuchung unterliegen, dem unglücklichen Autor mit einem einzigen

Worte aus seinem orakelspendenden Munde ein unauslöschliches Brandmal aufzudrücken? Haben wir irgend welchen Grund, bei Asinius Pollio größere Gewissenhaftigkeit, geringeren Dünkel vorauszusetzen, als bei so manchem illustren Recensenten unserer Zeit? Dass er eine gallige Natur war, wird uns ausdrücklich bezeugt. Ja noch mehr! Wir haben allen Grund zur Annahme, dass Livius durch eine ebenso witzige als spitzige Bemerkung den Zorn des gefürchteten Mannes auf sich geladen hat (dies gibt auch Rasi zu S. 26, Anm. 40). Was Wunder, wenn der ohnehin keineswegs fischblutige Mann von seiner üblen Laune übermannt wurde, wenn der vornehme Römer nicht säumte, dem kecken Gelbschnabel (Livius war um 17 Jahre jünger als Asinius Pollio!) aus der Provinz, der noch dazu als Geschichtschreiber sein erfolgreicher Concurrent war, einen Hieb zu versetzen! Übrigens einen recht plumpen Hieb. Indem Asinius Pollio, statt deutlich zu sagen, was ihm eigentlich an Livius missfalle, auf den Zufall der Geburt hinwies, hat er eigentlich das Recht verwirkt, dass seine Polemik gegen einen solchen Mann von ernsten Leuten ernst genommen werde. Wenn der treffliche Quintilian dennoch davon Notiz nahm, so geschah dies offenbar nur aus Respect vor dem literarischen Ansehen des Asinius Pollio. Worin eigentlich Livius verrathen habe, dass seine Wiege nicht in Rom, sondern in Padua stand, vermochte Quintilian nicht anzugeben. Er referiert lediglich die hämische Bemerkung des Asinius Pollio ohne ihr zuzustimmen; denn er ist im Gegentheil ein aufrichtiger und warmer Bewunderer von Livius' schriftstellerischer Größe. Alle Versuche der Philologen, in den uns erhaltenen Büchern des Livius Spuren der Patavinität zu finden, sind gescheitert. Es ist das bleibende Verdienst der Abhandlung Rasis, die gänzliche Erfolglosigkeit dieser Bemühungen umfassender und gründlicher nachgewiesen zu haben, als dies je vor ihm geschehen ist. Statt aber aus dieser Thatsache den einfachen Schluss zu ziehen, Asinius Pollio habe dem Livius einen unbegründeten Vorwurf gemacht, gibt er diesem Vorwurfe eine Deutung, durch welche jede Nachprüfung ausgeschlossen wird. Er meint nämlich, der Tadel des Asinius Pollio beziehe sich zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise auf die Aussprache des Livius. Dass die erste der beiden Quintilian-Stellen (Inst. or. I 5, 56) sich nur auf schriftstellerische Eigenthümlichkeiten des Livius beziehen kann, somit für seine Deutung nicht zu verwerten ist, muss auch Rasi anerkennen. Gegenüber dieser unbequemen Thatsache ist es ein etwas gar zu bequemes Auskunftsmittel, den Vorwurf der Patavinitas, für welchen die erhaltenen Bücher des Livius absolut keinen Anhaltspunkt ergeben, auf die verlorenen abzuwälzen (Rasi S. 11 f.). Aber wie verhält es sich mit der zweiten Stelle (Inst. or. VIII 1, 3)? Hier soll sich die Patavinitas ganz deutlich auch ('anche' Rasi S. 9) auf die Aussprache beziehen. Von vornherein macht es stutzig, dass

Quintilian das Urtheil des Asinius Pollio einmal auf den Stil und einmal auch auf die Aussprache des Livius bezogen haben soll. Einige Verwunderung dürfte es auch erregen, dass eine so gleichgiltige Sache wie die Aussprache eines Mannes, der sein Leben in der Studierstube verbrachte, den Gegenstand von Erörterungen bilden konnte. Die 'mira *facundia*', welche Quintilian an Livius rühmt, bezieht sich sicher nur auf seinen Stil, nicht auf seine Sprechweise. Wenn die Patavinitas in der Aussprache des Livius sich bemerkbar machte, dann durfte Quintilian nicht schreiben: in Tito Livio, mirae facundiae viro, *putat inesse* Pollio Asinius quandam Patavinitatem, sondern er musste vielmehr, da Livius schon längst todt war, entweder *putavit inesse* oder *putat infuisse* sagen. Die Anekdote von Theophrast und dem athenischen Marktweibe, welche Quintilian unmittelbar vorher anführt, hat dieser anders und allem Anscheine nach besser verstanden, als Cicero im Brutus 46, 172. Während Cicero meint, das athenische Marktweib habe den Theophrast an der Aussprache als Fremden erkannt, sagt Quintilian, sie habe dies gethan 'adnotata unius adfectatione verbi' und 'quod nimium Attice loqueretur'. Also nicht der Klang, sondern die ihr als Geziertheit erscheinende tadellose Correctheit seiner Sprache fiel ihr auf. Wenn jemand in Wien ein Marktweib fragen würde: „Liebe Frau, welchen Preis begehren Sie für diese Pflaumen?" statt „Was kosten die Zwetschen?" so wäre es ihr sofort klar, dass der Fragende ein Fremder ist. Somit beweist auch diese Anekdote in dem Zusammenhange, in welchen sie Quintilian erzählt, dass der Vorwurf der Patavinitas von Asinius Pollio nicht gegen die Aussprache, sondern gegen den Stil des Livius erhoben wurde. Asinius Pollio bezeichnete offenbar den Livius auch als einen von jenen 'quos curiose potius loqui dixeris quam Latine', über welche Quintilian an dieser Stelle spricht. Indem er die Bücher des Livius durch die Brille persönlicher Gehässigkeit betrachtete, erschienen ihm seine Vorzüge als Fehler. Er verfuhr nach dem bekannten Recepte des Ovid Rem. am. 323 bis 330: et mala sunt vicina bonis etc. Das literarische Ansehen des Asinius Pollio war allerdings nicht imstande, das Urtheil der Nachwelt über Livius zu beeinflussen, aber es bewirkte, dass seine leichtfertig hingeworfene, ungerechte Sentenz der Vergessenheit entrissen wurde. Hätte Asinius Pollio vorhergesehen, dass seine giftige Bemerkung dereinst den classischen Philologen so viel zu schaffen geben werde, so hätte er vielleicht seinen Groll gegen Livius lieber unterdrückt. Es wäre nur zu wünschen, dass Rasis Abhandlung, welche die vollständigste Auskunft über die 'Patavinistas-Literatur' gibt, durch den gründlichen Nachweis ihrer Unfruchtbarkeit jede weitere Vermehrung derselben verhindern möge.

Czernowitz. Isidor Hilberg.

Blümner Hugo, Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal in freier metrischer Übertragung. Leipzig, Teubner 1897. XIX u. 268 SS.

Aus dem Vorworte (p. IV) ersehen wir, dass Blümner in der Erkenntnis, dass es bis jetzt noch immer an einer Juvenalübersetzung gefehlt habe, deren Deutsch auch ohne Zuhilfenahme des lateinischen Textes verständlich wäre, ursprünglich den Plan gehabt habe, nach dem Muster der Wielandischen Horazübersetzung eine freie Übertragung des ganzen Juvenal zu versuchen, dass er aber, durch äußere Umstände gezwungen, sich auf die vorliegende Auswahl aus den drei röm. Satirikern beschränkt habe. Sie umfasst folgende Satiren: Horaz I 1, 3, 4, 5, 9, II 2, 3, 5, 6, 8; Persius 1, 3, 5; Juvenal 1, 3, 5, 6, 7. Diese Auswahl sowohl als die bei der Übersetzung befolgten Grundsätze: Aufgabe des wörtlichen Anschlusses an das Original und Vertauschung des Hexameters mit dem fünffüßigen Jambus, werden keinem Einwande begegnen. Das Hauptstreben des Verf.s geht dahin, seinen Text so zu gestalten, dass er sprachlich und inhaltlich jedem, auch nicht philologisch gebildeten Leser ohne Commentar möglichst verständlich wird. Um dies zu erreichen, werden kurze und dunkle Ausdrücke umschrieben, zerhackte Satzbildungen abgerundet, schroffe Übergänge durch vermittelnde Gedanken gemildert, kurz selbst umfangreiche Erweiterungen des Originals nicht vermieden, so dass beispielsweise zur Umschreibung der fünf Verse bei Horaz I 1, 105—110 mehr als dreizehn (Wieland begnügt sich mit sechs) und bei Juvenal 6, 70—75 fünfzehn Verse aufgewendet werden. Manche Verse scheinen freilich mehr durch den Zwang des Reimes, den sich der Übersetzer aufgelegt hat, als durch die Rücksicht auf größere Verständlichkeit des Originals hervorgerufen worden zu sein, wie Hor. II 5, 50 'in der erst der Verstorbene gewesen', Pers. 3, 50 'und daran war am meisten mir gelegen', Juv. 3, 150 'so lacht man über ihn viel ärger noch', 190 'Nun lass mich noch von etwas andrem sprechen', Pers. 5, 18 'die den Hass der Großen büßen'. Hie und da erhält dadurch der Gedanke eine der Vorlage fremde Färbung; vgl. Pers. 1, 71 rus saturum laudare 'wie die Weise | des satten Landmanns man entsprechend preise', 3. 73 disce nec invideas, quod .. 'Lass' dich auch das zu lernen nicht verdrießen, | dass man nicht mehr braucht, als man kann genießen', Juv. 3, 260 obtritum vulgi perit omne cadaver | more animae 'Zerschmettert liegt am Boden dort die Leiche, | und auch die Seele ist im Todtenreiche | gar übel dran'.

Trotz der breiten Ausführung der Gedanken ist es m. E. dem Übersetzer an einzelnen Stellen doch nicht gelungen, den Sinn des Originals vollkommen klar und richtig zum Ausdruck zu bringen, so Hor. I 5, 29 soliti componere 'ganz dazu gemacht', II 6, 115 haud mihi vita Est opus hoc 'aus so einem Leben mach' ich mir nichts' (Wieland treffend: ich danke für dies Leben);

'ers. 3, 40 f. 'wenn inmitten | der Tischgenossen .. mit Gefahr | es Todes schreckte des Damokles Schwert | die Nacken derer, die arunter lagen | im Purpurkleid' (der Dichter hat doch Damokles' Seelenpein allein im Auge, vgl. Cic. Tusc. V, §. 61), 3, 69 quis nodus argento 'wieviel man Wert dem Gelde habe zuzutheilen' die Stelle ist wohl Nachahmung von Hor. I 1, 92 denique sit inis quaerendi); ebenso wird modus Juv. 3, 310 (maximus in vinclis modus) übersetzt 'das Eisen hat nur Wert, | weil man in Menge Ketten draus kann schmieden (vielmehr: der Verbrauch von Eisen zur Verfertigung von Fesseln ist so groß, dass ...'); Pers. 3, 76 maenaque quod prima nondum defecerit orca 'Häringfässchen, die mit einem Schmause | man noch nicht völlig ausgeleert hat' (vielmehr: das erste Fässchen ist noch nicht geleert, und eine ganze Reihe steht noch unberührt); Juv. 1, 79 facit indignatio versum 'so lässt Entrüstung das Gedicht gelingen', 3, 107 si rectum minxit 'wenn er zur rechten Zeit | sein Wasser abschlug' (vielmehr: wenn er sein Wasser in kräftigem Strahl von sich gab).

Dass Bl. die Übersetzung nach den besten Texten gegeben hat und die besten Commentare, so namentlich die von Jahn und Friedlaender, gewissenhaft zurathe gezogen hat, versteht sich von selbst. Die Fälle, wo er von der üblichen Schreibung oder Auffassung abgehen zu müssen glaubte, finden in den kritisch-exegetischen Bemerkungen am Schlusse des Buches ihre Rechtfertigung. Wir heben daraus folgende hervor: Hor. II 3, 117 folgt Bl. der Conjectur Meinekes, der ulvae statt unde (octoginta) vorschlägt, da ein 79jähriger Greis doch etwas zu auffällig sei. Ist die Frau 'mit 85 Jahren am Hals' bei Juv. 6, 192 minder auffällig? Hor. II 5, 92 wird die Übersetzung nach seiner eigenen Conjectur multam st. multum gegeben 'als fürchte man sich vor 'nem Backenstreich', desgleichen Juv. 6, 170, wo nach Liv. XXX 13 vinctum Syphacem st. victum S. gelesen wird. Ein zwingender Grund, von der Überlieferung abzuweichen, liegt in beiden Fällen nicht vor. Juv. 1, 157 versteht Bl. sulcus von dem breiten Feuerscheine, den der brennende Leib der Opfer Neros durch die Arena hinwirft, und 6, 498 emerita acus von der sog. acus discriminalis, mit der die Haare gescheitelt wurden, nicht von der weiblichen Arbeit des acu pingere; ebenda V. 588 fasst Bl. agger nicht als den Mauerwall der Servius Tullius auf, sondern als den Wall, der mitten durch die Rennbahn sich erstreckt, so dass in circo et in aggere als Hendiadyoin zu nehmen ist, und V. 590 wird so gedeutet, dass die Plebejerin im Gegensatze zu den mediocres (582), die die Wahrsagerin im Circus befragt, und zu den divites (585), die einen Wahrsager zu sich kommen lassen, sich im Circus die billigste Art der Orakelbefragung verschafft, indem sie aus der Zahl der an den Säulen der spina sichtbaren Figuren, die den Zuschauern die Anzahl der Umläufe beim Wagenrennen anzeigen, ein Wahrzeichen für ihren Entschluss sich ent-

nimmt, wie wir in ähnlicher Weise das Blumenorakel haben, Knöpfe zählen u. dgl. Bei dieser Deutung muss es aber doch befremden, warum die Frau gerade im Circus sich ein solches Orakel suchen soll, da der Volksaberglaube gewiss viele andere näherliegende Zahlenorakel im Hause, auf dem Markte, auf dem Felde usw. an die Hand gegeben hat. Auch das adverbiale ante scheint mir dann recht müssig zu sein. Die atrae Esquiliae Hor. II 6, 32 sind Bl. 'der Esquilin mit seiner Bäume dichtem Schwarz', wobei er an die dunklen Cypressen daselbst denkt. Die alte Erklärung, die sich auf S. I 8, 15 f. stützen kann, scheint mir doch näher zu liegen.

In der Handhabung der Sprache und Metrik zeigt der Übersetzer große Gewandtheit; der Ausdruck ist klar und angemessen, die Jamben mit ihren männlichen und weiblichen Reimen sind regelrecht und fließen glatt dahin, Accent und Wortstellung erscheinen nur ganz vereinzelt unnatürlich. So lesen sich metrisch nicht gut die Verse S. 23 'Und da der Verse Fluss Schlamm mit sich führte' und 'er den Bibliotheken überreicht', S. 174 'geschniegelte Nachkommenschaft, zusammen', S. 177 'nichts weiter will ja für Reparatur'. Unschön klingt S. 8 'Dass die Verwandten, die dir die Natur', 97 'Denn wissen musst du's doch, da du so nah', 142 'Doch wenn du, da du ja noch kurz vorher'. Nicht zu loben sind Wendungen, wie S. 34 'zerdrischt die Lenden | und Kopf Maulthier und Fährmann', S. 135 'Mahlzeiten mit blut'gem Kopf und Füßen | der Kinder', S. 176 'wie in Orchestra und auf schlechtern Bänken', 'statt Ehrenkleides die Tunica anzulegen'. Statt 'zum Esquiline' S. 191 wäre besser 'zum Esquilinus' und statt Ulysses S. 84 die echt lateinische Form Ulixes gebraucht worden.

Den Text begleiten kurze, meist für den Laien berechnete Anmerkungen, welche noch genauere Aufschlüsse über die vorkommenden Persönlichkeiten und über verschiedene Gegenstände der Alterthumskunde geben. Über Veiento (Juv. 3, 185), Ursidius (6, 38), Aemilius (7, 124), über Frontos Platanenhain (Juv. 1, 12) und der Isis Silberschlange (6, 538) wird vielleicht mancher Leser mehr zu wissen begehren, dagegen geht ihm nichts verloren, wenn gelegentlich Eigennamen verallgemeinert werden, wie z. B. Massa (Juv. 1, 35) mit 'die ärgsten Schufte', Artorius und Catulus (3, 29 f.) mit 'die wackeren Leute', Flaminia (1, 61) mit 'auf offener Straße' (besser: auf der belebtesten Straße), Gyara (1, 73) mit 'Verbannung' wiedergegeben wird. Hie und da wünschte man eine bestimmtere Fassung. So lesen wir S. 136: Die Knaben (alle?) trugen ... die sog. toga praetexta, ein verbrämtes Purpurkleid. S. 189, Anm. 1: Helvidius Priscus, Führer der (welcher?) Opposition. S. 62 bedarf der Satz 'während sich sonst damals jedermann rasierte' einer Einschränkung; vgl. S. 207: Erst mit 40 Jahren pflegte man ganz bartlos zu gehen. S. 188, Anm. 4

auss es statt 450 v. Chr. heißen: 450 a. u. Vgl. Friedlaender u Juv. 5, 30.

Der Druck ist sorgfältigst überwacht, bloß S. 267 und 268 inden sich zwei leicht erkenntliche Zahlversehen (V. 182 st. 582, 596 st. 590), die Ausstattung ist sehr geschmackvoll, wozu nicht wenig die an der Spitze der einzelnen Satiren angebrachten kleinen Abbildungen beitragen, die zur Hälfte Wandgemälden aus Herculanum und Pompeji entnommen sind.

Wir wünschen, dass sich für das vorliegende Buch recht viele Liebhaber der römischen Satiriker finden mögen. Es ist für diejenigen, welche der Sprache des Originals nicht mächtig sind, ein verlässlicher, leicht verständlicher Dolmetsch ihrer besten Leistungen; die philologisch Geschulten, welche vor den Schwierigkeiten eines Persius und Juvenal zurückscheuen, erhalten in dieser erklärenden Übersetzung ein bequemes Hilfsmittel. Der Wunsch nach einer mustergiltigen Übersetzung des ganzen Persius und Juvenal hat freilich seine Berechtigung noch nicht verloren.

Wien. F. Hanna.

Dr. Rudolf Lange, Cäsar der Eroberer Galliens. Mit Titelbild und Karte. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1896. [24. Bändchen der Gymnasialbibliothek von Pohlmey u. Hoffmann.] 8°, 87 SS.

Nach einer kurzen Einleitung, in der Cäsar als Schriftsteller mit einigen treffenden Strichen charakterisiert wird, geht der Verf. zur Schilderung der Gallier und ihres Landes über und macht erst dort halt, wo Cäsar so machtvoll in die Geschicke des unglücklichen Landes eingreifen sollte. Nun gibt er einen kurzen Lebensabriss des großen Römers bis zu seinem Abgange nach Gallien, macht uns mit seinen Absichten auf dieses Land bekannt und führt uns Cäsars Heer und ihn selbst als Feldherrn vor, um dann das langwierige Ringen um die Herrschaft in Gallien an der Hand der Cäsarianischen Denkwürdigkeiten vom gallischen Kriege (das 8. Buch mit eingeschlossen) des näheren zu schildern.

Die Erzählung fließt ruhig dahin, die Schilderungen sind mitunter von packender Anschaulichkeit. Die Ausblicke in die Gegenwart oder in die unmittelbare große Vergangenheit des deutschen Volkes helfen außerordentlich dem Verständnisse. Den Standpunkt des Verf.s Cäsar gegenüber kennzeichnen folgende Worte: „Sehr bedauerlich ... ist es, dass auch heute noch, auch bei uns in Deutschland, viele das Buch vom 'Gallischen Krieg' lesen, ohne sich klar zu machen, welch unerhörte Anmaßung, welch rückichtsloser Eigennutz aus dem Berichte des Römers spricht" (S. 49). Es ist die Rede von der „Verschwörung" der Belgier, wie sie Cäsar im II. Buche des Gall. Krieges als Grund zum Einschreiten gegen

diese vorbringt. Trotzdem hat es aber der Verf. verstanden, objectiv zu bleiben und Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen. Seine Kritik stößt nicht ab, reizt vielmehr zu weiterem Nachdenken. Ich stehe nicht an, dieses Büchlein, das überdies mit der Neapler Büste Cäsars und der Meusel'schen Karte geschmückt ist, Lehrern und Schülern aufs wärmste zu empfehlen. Druck und Ausstattung sind gut.

Beiträge zur Cäsarforschung. I. C. J. Cäsars Unterfeldherren und seine Beurtheilung derselben von Walther Bensemann. Marburg a. d. L., Commissions-Verlag von Oscar Ehrhardts Universitäts-Buchhandlung 1896. 8°, 46 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

In der Einleitung setzt sich der Verf. mit dem Leser über die Glaubwürdigkeit von Cäsars Berichten auseinander, wie sich dieselbe aus den Untersuchungen der Gelehrten und den Darstellungen der zeitgenössischen und jener späteren Schriftsteller ergibt, die sich irgendwie mit Cäsar beschäftigt haben, hebt den tendenziösen Charakter der beiden Schriften Cäsars vom Gallischen und vom Bürgerkriege richtig hervor und behandelt dann im ersten Theile an der Hand der beiden genannten Schriften die Stellung der Officiere im Heere Cäsars, also der Tribunen, Legaten, Quästoren und Präfecten in ganz zutreffender Weise.

Der zweite Theil beschäftigt sich dann mit dem Nachweise, dass Cäsars Beurtheilung seiner Officiere vielfach nicht objectiv sei, es auch wohl nicht sein konnte, bezüglich der Tribunen nicht, weil für ihn vornehmlich politische Rücksichten maßgebend waren, und bezüglich der Legaten nicht, weil sie als seine Beauftragten handelten und daher je nachdem ihnen bei ihren Unternehmungen das Glück mehr oder weniger hold blieb oder gar je nach dem persönlichen oder politischen Verhältnisse zum Oberfeldherrn Lob oder Tadel ernteten.

Es ist, wie man sieht, nichts Neues, was uns der Verf. bietet, doch bleibt ihm das Verdienst, die Frage ruhig und sachlich in zusammenhängender und für den Mitforscher bequemer Art behandelt zu haben. Das Schriftchen sei hiermit besonders jenen Collegen, die es mit der Erklärung Cäsars in der Schule zu thun haben, bestens empfohlen.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

M. Tulli Ciceronis Tusculanarum disputationum l. I, II, V. Herausgegeben von Emil Gschwind. Mit 10 Abbildungen. Prag, Tempsky 1896. Preis geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr.

Die vorliegende Ausgabe muss als dem Zwecke, den der Herausgeber sich gesetzt hat, durchaus entsprechend bezeichnet

werden: Dass nur eine Auswahl aus den Tusculanen und nicht die ganze Schrift geboten wird, ist durchaus zu billigen. Auch dass die Auswahl sich gerade auf die Bücher 1, 2, 5 beschränkt, rechtfertigt sich mit Rücksicht auf die Bedeutsamkeit des Inhaltes dieser Bücher von selbst, denen gegenüber die übrigen Theile der Schrift, die ja freilich auch manche schöne und beherzigenswerte Stelle enthalten, naturgemäß zurücktreten müssen. Die Ausgabe will der Privatlectüre auf der obersten Stufe des Gymnasiums, für welche der Herausgeber gerade diese Schrift Ciceros mit Recht für besonders geeignet hält, zuhilfe kommen. Und dem Standpunkte, welchen im allgemeinen Schüler dieser Stufe einnehmen, ist auch die Anlage des Buches im wesentlichen angepasst. Hier könnte freilich eingewendet werden, dass das angehängte Wörterverzeichnis, das auch ganz einfache und sehr bekannte Wörter bietet, etwas unter das Niveau der bezeichneten Stufe hinuntersteigt; doch gestehe ich, dass mir, wenn überhaupt die Beigabe eines solchen Wörterverzeichnisses für wünschenswert erachtet wurde, Vollständigkeit desselben immer noch lieber ist als eine ganz willkürliche und zufällige Auswahl, durch welche der suchende Schüler häufig nur vexiert wird. Ob aber eine solche Beigabe überhaupt nöthig war, scheint mir fraglich, da ja doch jeder Schüler auf dieser Stufe ein lateinisches Lexikon besitzen muss. Indes folgte der Herausgeber in der Einrichtung seines Buches jener des ersten Bändchens dieser Sammlung (Livius B. XXVI, erkl. v. Stitz). — Die Einleitung bietet zunächst eine sehr sachgemäße Würdigung der Bedeutung der philos. Schriften Ciceros, in der mit Recht der Gedanke ausgesprochen wird, dass den Römer an der Philosophie nicht die scholastische Feinheit des Philosophierens noch der Aufbau philosophischer Systeme interessierte, sondern Normen für das Handeln sollte sie ihm aufstellen und dasselbe bieten, was wir von der Religion verlangen. Hierauf wird Ciceros eklektische Stellung in der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die Tusculanen erörtert. Auch die den Schülern zum Theil fremden Versmaße der in die Tusculanen eingeschalteten Dichterstellen werden in der Einleitung im Zusammenhange sorgfältig behandelt. Den Schluss der Einleitung bildet eine genaue Gliederung des Inhaltes der einzelnen Bücher mit Einschluss der in die Auswahl nicht aufgenommenen. Der Text fußt, wie billig, auf C. F. W. Müllers kritischer Ausgabe. Ein Verzeichnis der Abweichungen wäre nicht unerwünscht. In den erklärenden Anmerkungen bekundet G., wenn auch natürlich die vorhandenen Commentare gewissenhaft benützt wurden, selbständiges Urtheil und ein deutlich die Praxis des erfahrenen Schulmannes verrathendes Verständnis für das, was wirklich der Erklärung bedarf. Unangenehm fiel mir nur auf, dass gar zu oft in den Noten von der Erläuterung(?) in Form einer Frage Gebrauch gemacht wird. Oft wurde schon dagegen mit Recht Stellung genommen. Der Schüler geht

an solchen Fragen, weil er häufig die Antwort darauf nicht findet, dann ganz achtlos vorüber. — Auch bieten die Noten mancherlei, was Schüler auf dieser Stufe unbedingt wissen müssen, so I §. 4 '*laudi dare* zum Lobe anrechnen', ib. §. 6 '*hominis est* gen. possess.' u. a. m. Sehr zweckmäßig ist die übersichtliche Anordnung und Gruppierung des Textes, indem durch zahlreiche Abschnitte, Capitelüberschriften und kurze Notizen am Rande eine rasche Orientierung über den Inhalt der einzelnen Bücher ermöglicht wird. Das specielle Verdienst der Ausgabe liegt aber darin, dass der Herausgeber, der offenbar mit Vorliebe philosophischen Studien obliegt, die Concentration des Unterrichtes besonders nach der Richtung herbeizuführen bestrebt ist, dass er die philos. Darstellung Ciceros an die von den Schülern aus Logik und Psychologie erworbenen Kenntnisse anzuknüpfen sich bemüht. Es wurde daher mancher unzutreffende und unklare Ausdruck in den bisherigen Commentaren durch den entsprechenden philosoph. Terminus ersetzt, die vorkommenden Schlussformen werden zergliedert, auf logische Fehler in der Darstellung Ciceros wird aufmerksam gemacht u. dgl. m. Doch war es wohl m. E. bei derartigen Dingen nicht nöthig, auf ein bestimmtes Lehrbuch, wie Höflers 'Grundlehren der Logik' zu verweisen, da dieses doch nur einem Theile der Schüler bekannt sein dürfte. Doch auch sonst sucht G. die Ausführungen Ciceros dem Schüler dadurch näher zu bringen, dass er in geschickter Weise an dem Schüler bekannte Vorstellungen, sei es Thatsachen der Erfahrung, sei es Aussprüche moderner Dichter, anknüpft. — Noch mögen ein paar Bemerkungen über Einzelheiten hier Platz finden. I §. 6 scheint mir der immerhin etwas ungewöhnliche und dem Schüler nicht geläufige Gebrauch von *quemquam* einer Bemerkung würdig, vgl. hierüber die aufschlussreichen Ausführungen von C. F. W. Müller zu Laelius c. 2, §. 9, p. 42 f. — ib. §. 10 fehlt eine Notiz über Lucilius, dessen Verse dort angeführt werden, sowohl an der Stelle selbst als auch im Verzeichnisse der Eigennamen. — S. 7 A., Z. 8 v. u. lies *Graecos* für *Gracos*. ib. ist die Angabe über die Formen der bejahenden Antwort ungenau, weil dieselbe sehr häufig auch durch Wiederholung des Verbums gegeben wird, und bezüglich des unter denselben aufgeführten *immo vero* unrichtig, weil dies im wesentlichen bloß berichtigt, also zumeist gleich ist unserem 'nein, im Gegentheil'. — Mit der Bemerkung zu I 44 *iis aemulemur* 'Beachte den Dativ' wird der Schüler nicht viel anzufangen wissen, da, soviel ich sehe, unsere Grammatiken über den Unterschied von *aemulor c. dat.* und *acc.* nichts bieten. Es war also besser kurz anzugeben, dass aemulari mit dem Dativ nicht ein einfaches Nachstreben bedeute, sondern der Bedeutung von *invidere* sich nähere. — I §. 97 ist die zu dem überaus harten Zeugma *vadit in eundem carcerem et scyphum* von G. angeführte Parallel(?)stelle *Pompeius nudus in servorum ferrum et manus inciderat* ib. 35 (nicht 36!), 86 von völlig verschiedener

da sowohl *in ferrum incidere* als *in manus incidere* passend agt werden kann, nicht aber *in scyphum vadere*. — V 109 ist Note zu *stulte anteposuit* sehr zweckentsprechend und zutreffend; *lte* gibt hier in der That ein Urtheil ab über den ganzen Satz: ndelte er unvernünftig, dass er ... vorzog? Hier wäre es lleicht willkommen, auf Ähnliches, das die Lectüre bereits geten hat, hinzuweisen, speciell auf ein dem Schüler jedenfalls erinrliches Beispiel: *melius peribimus quam sine alteris vestrum t viduae aut orbae vivemus* (Liv. I).

Zum Schlusse kann Ref. nur noch einmal hervorheben, dass e ganze Anlage und Einrichtung des Buches alle Anerkennung rdient, und es sei hiemit den Fachgenossen für den vom Herausber beabsichtigten Zweck bestens empfohlen.

. Tullii Ciceronis Tusculanarum disputationum libri V. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Heine. 2. Heft, l. III—V. 4. verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1896.

Es sind keine wesentlichen Änderungen, die der treffliche ommentar in dieser neuen Auflage erfahren hat. Zu solchen lag uch bei dem bewährten Buche kein Anlass vor. Dennoch zeigen ext und Anmerkungen vielfach die nachbessernde Hand des sorgamen Herausgebers. Das Maß der in den Noten gegebenen rläuterungen ist wohl erwogen. Ganz zweckmäßig für die Beützung des Buches ist der Umstand, dass ein ziemlich ausführicher kritischer Anhang demselben beigegeben ist. Dabei ist jedoch das eine völlig unerfindlich, weshalb in jenem Anhange die Abweichungen von der Baiter-Halm'schen Ausgabe und nicht vielmehr von der heute doch grundlegenden Ausgabe C. F. W. Müllers aufgeführt werden. Das wäre einmal der Bedeutung der Müllerschen Ausgabe, auf die ja Heine im kritischen Anhange so häufig Bezug nimmt, entsprechend gewesen und hätte auch eine wesentliche Vereinfachung und Kürzung des kritischen Anhanges ermöglicht. In diesem einen Punkte wäre wohl bei der nächsten Auflage eine Änderung erwünscht.

Ciceros ausgewählte Reden erklärt von K. Halm. I. Band: Die Reden für Sex. Roscius aus Ameria und über das Imperium des Cn. Pompeius. 11. umgearb. Aufl. besorgt von G. Laubmann. Berlin, Weidmann 1896.

Gegenüber den Schulcommentaren oder, wie sie neuestens genannt werden, Schülercommentaren, die in letzter Zeit aufgetaucht sind, und die neben manchem Nützlichen, das sie für die Schulzwecke immerhin bieten, doch häufig in den gebotenen Hilfen und Erleichterungen zuweit gehen, es dem Schüler gar zu bequem machen, indem sie zuwenig bei ihm voraussetzen, hat Laubmann mit Recht den Grundcharakter und, ich möchte sagen, die vornehme Eigenart der Halm'schen Erklärungsweise unangetastet ge-

lassen. In den Halm'schen Commentaren zu Ciceros Reden wird das Verständnis der Rede bekanntlich durch vortreffliche, allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Einleitungen und durch gediegene sachliche und sprachliche Erläuterungen vertieft, ohne dass dem Schüler jede Denkarbeit erspart und dem Unterrichte in der Schule selbst alles vorweggenommen würde. Dennoch muss die Verbreitung dieses bewährten Unterrichtsbehelfes in der letzten Zeit stark abgenommen haben, wie daraus zu ersehen ist, dass die Neuauflage erst nach einem Zeitraume von zehn Jahren seit der 10. Auflage nöthig wurde, während früher jedes 3. oder 4. Jahr eine neue Auflage erschien.

Wenn aber auch, wie gesagt, der Grundcharakter der Ausgabe gewahrt wurde, so hat die Ausgabe doch im einzelnen so zahlreiche Änderungen durch Streichungen oder Zusätze erfahren, dass sie mit vollem Recht auf dem Titelblatte als eine umgearbeitete bezeichnet werden durfte. Es gibt keine Seite des Commentars, auf der die sorgsame Hand L.s nicht mancherlei geändert und verbessert hätte. Auch die Einleitung blieb von solchen Änderungen nicht verschont. — Sehr interessant ist in der Einleitung zur Rosciana S. 8 zu Anm. 67 die dort nach E. Brunnenmeister 'Das Tödtungsverbrechen im altrömischen Rechte' vorgetragene Ansicht über die Tödtung des Vatermörders durch den *culleus.* Brunnenmeister ist nämlich der Ansicht, dass das Stillschweigen Ciceros — bei seiner sonstigen *iuvenilis redundantia* in dieser Rede — über die nach den Pandekten 48, 9, 9 dem Vatermörder in den Sack mitgegebenen vier Thiere ein Beweis sei, dass dies erst eine spätere, wahrscheinlich durch die lex Pompeia hinzugekommene Strafverschärfung gewesen sei. — In den erklärenden Anmerkungen wurde zunächst vieles fortgelassen. So wurden, was auch Ref. wiederholt gewünscht hatte, die zahlreichen Verweisungen auf die längst nicht mehr in den Schulen gebrauchte Grammatik von Madvig und auch jene von Zumpt gestrichen. Es wurde an den betreffenden Stellen dafür einfach die Regel gleich selbst angeführt, auf welche jene Citate verwiesen. Auch Verweisungen auf Mommsens 'Röm. Geschichte' wurden aus den Anmerkungen mit Recht entfernt; doch nicht ganz gleichmäßig. So blieb eine stehen zu Pomp. 23, und auf Marquardt 'Röm. Staatsverwaltung' wird Rosc. Am. §. 100 und Pomp. §. 4 verwiesen. Auch die Citierung von Seyfferts 'Scholae Latinae' und mehr noch die von Kühners 'Ausführl. lat. Grammatik' zu Rosc. §. 148 hat in einem Schulcommentar keinen rechten Sinn. Wegfallen könnte überdies noch manches langathmige und schwerfällige Citat aus lateinischen Autoren, so Rosc. §. 38 die für die Schule — und nicht bloß für diese — wertlose Tüftelei des Gellius N. A. XV 5, 1 über die Bedeutung des Wortes *profligare,* oder ib. §. 61 die Erörterung über die *universi generis oratio* oder die sogenannte *θέσις* nach Cicero Top. 79. Für wen haben dergleichen Notizen

wohl ernstliches Interesse? Vollends zwecklos sind in einer nicht für wissenschaftliche Zwecke bestimmten Ausgabe nicht ausgeschriebene Citate, namentlich aus Autoren, die nicht der Schullectüre angehören, wie Gellius N. A. II 13 zu Rosc. §. 96, Valerius Maximus VI 9 zu Pomp. 16. Von kritischen und überhaupt rein wissenschaftlichen Erörterungen wurden die für die Schule bestimmten Anmerkungen unter dem Texte mit gutem Grunde entlastet. Nur an wenigen Stellen erscheint dieses wohlberechtigte Princip durchbrochen, so Rosc. §. 21, Pomp. §. 28, wo die kritische Controverse in der Note besprochen wird. Hier wäre eine vollständige Ausgleichung in den Anmerkungen wünschenswert. Sehr einverstanden ist Ref. damit, dass die in den Halmschen Anmerkungen ehedem häufig vorkommende Erklärung in Form der Frage gänzlich ausgemerzt wurde; nur Rosc. §. 52 blieb eine solche Note stehen. — Die erklärenden Anmerkungen selbst, die, wie bereits erwähnt, reichlich Umgestaltungen aufweisen, bekunden die sorgfältigste Benützung der mittlerweile zugewachsenen Literatur und sind geeignet, die Gedanken des Redners zum vollsten Verständnis zu bringen. An zwei Stellen wurde meine Erläuterung der Worte Ciceros (aus einer in diesen Blättern erschienenen Recension der Ausgabe Nohls v. J. 1884) wörtlich, allerdings unter Anführungszeichen, herübergenommen (Rosc. Am. §. 20 zu *insolentius*, §. 55 zu *inimicus*). Es wäre billig gewesen, mich da wenigstens im krit. Anhange auch zu nennen, wie dies zu *adimit* ib. §. 154 geschieht. — Rosc. §. 45 schiene mir die Bezeichnung der mit *at enim* eingeführten Stelle mit dem rhetorischen Terminus *occupatio,* der den Schülern, die einen Redner lesen, doch geläufig sein soll, recht wünschenswert, sicherlich nützlicher als jene ganz zwecklose Erörterung Rosc. §. 61 über die *duo genera quaestionum, alterum indefinitum, definitum alterum* nach Cicero Top. 79. — Rosc. §. 89 schreibt jetzt L. *pugna Cannensis accusatorem — fecit* mit den codd., früher *p. C. accusatorum f. pugna Cannensis* muss dann sprichwörtlich stehen für 'blutiges Morden'. Hart bleibt der Ausdruck auf alle Fälle und durch die Stelle, auf die L. verweist, ad Att. VI 1, 26 *pugna Leuctrica* = Ermordung des Clodius, m. E. nicht genügend gerechtfertigt, weil Cicero sich in den Briefen oft absichtlich einer mehr andeutenden Ausdrucksweise bedient. — Rosc. §. 92 schiene es mir geboten, jenes immerhin auffällige *impellerent* schärfer zu bezeichnen als *coniunct. potent.* der Vergangenheit. — Für unrichtig halte ich die Erklärung der Tempusverschiedenheit in den Consecutivsätzen §. 127. Die interessante Stelle lautet: *Ego haec omnia Chrysogonum fecisse dico, ut ementiretur, ut malum civem Sex. Roscium fuisse fingeret, ut eum apud adversarios occisum esse diceret, ut his de rebus doceri L. Sullam passus non sit.* Die von L. beibehaltene Erklärung Halms geht dahin, dass durch die Coniunctive Imperfecti die wiederholten Handlungen geschieden werden von dem ein-

maligen Factum von Volaterrae (*passus non sit*). Doch scheint mir diese Erklärung jener Verschiedenheit, obgleich sie die gewöhnliche ist, kaum zu halten. Der Coniunctiv des Imperfectum hat gar nicht die Fähigkeit, so wie der Indicativ, eine in der Vergangenheit sich wiederholende Handlung zu bezeichnen, sondern er bezeichnet hier in jenen Consecutivsätzen zu *fecit* in ganz correcter Weise das Verhältnis der relativen Gleichzeitigkeit. Einer Erklärung bedürftig ist bloß der Coni. pf. *passus non sit*. Dieses aber ist gewählt, um das Resultat all der im Vorausgehenden bezeichneten Handlungen in *Form eines präsentischen*, d. h. *für die Gegenwart des Sprechenden noch giltigen Urtheils* auszusprechen = dass also Chrysogonus die Schuld trägt, dass Sulla über den wahren Sachverhalt nicht aufgeklärt werden konnte. §. 116 wäre es vielleicht in der sehr instructiven Anmerkung zu *per fidem* recht zweckmäßig, auf ein ganz analoges, dem Schüler aus der Livius-Lectüre sicher bereits bekanntes Beispiel zu verweisen: *per fas ac fidem decepti* (Liv. I), wo genau dieselbe Verwendung der Phrase begegnet.

Der Text der Pompeiana wurde gleichfalls in sehr sorgfältiger Weise constituiert und beruht auf selbständiger und wohlerwogener Prüfung des seit der früheren Auflage hinzugekommenen, auch handschriftlichen Materials. Ich meine da die beiden Codices, den Parcensis und insbesondere den Coloniensis, den C. Clark in dem cod. Harleianus n. 2682 wiedergefunden und in den *Anecdota Oxoniensia* 1892 veröffentlicht hat. Clark hatte in begreiflicher Entdeckerfreude die Handschrift etwas überschätzt, ihm folgend auch Nohl. L. bietet nun im krit. Anhange, um ein zusammenfassendes Urtheil über den Wert dieser Handschrift zu erleichtern, eine sehr instructive und dankenswerte Zusammenstellung der abweichenden Lesearten des cod. Col. und entscheidet sich dahin, dass dieser Handschrift, wo sie Abweichendes bietet, keinerlei Einfluss auf die Gestaltung des Textes einzuräumen sei. Die Frage ist einer eingehenderen Prüfung wert, als sie im Rahmen eines Referates erfolgen könnte. Ich war ehedem auch geneigt, den Lesarten des Col., die, wie L. treffend bemerkt, von jeher nahezu fascinierend wirkten, eine größere Bedeutung beizumessen. So ganz aber möchte ich sie auch heute nicht verwerfen, wie es L. thut. Es ist ja sicher, dass die Handschrift zahlreiche Spuren von Flüchtigkeit des Abschreibers, wie Wortauslassungen u. dgl., aufweist. An anderen Stellen wieder lässt sich die Spur einer eigenmächtigen Correctur verfolgen, die bald mit den Modi der Verba willkürlich verfuhr, bald Composita von Verben an Stelle der Simplicia einsetzte, vgl. §. 22 *retardavit*, §. 37 *adferant*, §. 40 *pervenerunt*. An der letztgenannten Stelle scheint es mir freilich, dass der Fehler in Col. in irgendeiner Weise mit dem in dieser Handschrift im Vorausgehenden ausgefallenen *prope* (*in ultimas prope terras*) in Zusammenhang stehe, indem das Wort

n Abbreviatur hinter *terras* gerathen sein mochte und dann falsch gelesen wurde. Wieder andere Stellen in Col. erweisen sich bei näherer Prüfung als interpoliert, so §. 21 die Worte *atque odio*, die in Col. allein hinter *studio* eingefügt sind, offenbar deshalb, weil *studium* in dem Sinne 'Parteieifer, Parteiwuth" vom Abschreiber nicht verstanden wurde. — Ob aber auch §. 26 der so ganz eigenartige abl. qual. *confectis stipendiis* — Vulg. *confecti stipendiis* liegt ja so nahe — und §. 66 die gleichfalls nur in Col. sich findenden Worte *qui ab ornamentis fanorum atque oppidorum* auch nur auf eine willkürliche Correctur, bezw. Interpolation oder auf eine bessere Überlieferung zurückgehen, das wird sich schwer ermitteln lassen. Doch genug der Einzelheiten! L.s Neuausgabe dieses Commentars muss als eine den Anforderungen der Schule wie der Wissenschaft gleich entsprechende bezeichnet werden und wird sicher allseits die verdiente Anerkennung finden.

M. Tullii Ciceronis Cato Maior de senectute erklärt von J. Sommerbrodt. 12. Aufl. Berlin, Weidmann 1896.

Für diese neue Auflage hat Sommerbrodt den Text des C. M. neuerdings einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Er war diesmal in der Lage, eine neue, von de Vries bekannt gemachte Handschrift benützen zu können, die zu den ältesten uns bekannten Handschriften gehört. Sie stammt aus der Sammlung des Grafen Ashburnham und wurde nach mancherlei Irrfahrten durch die Bemühungen des Oberbibliothekars der Nationalbibliothek zu Paris, Herrn Delisle, endgiltig von dieser erworben und ihr einverleibt. Die Handschrift, deren Kenntnis uns de Vries in seinen *Exercitationes palaeographicae, Lugduni Batavorum 1889* vermittelte, und die nach dem Urtheile dieses Gelehrten der Mitte des 9. Jahrhunderts zuzuweisen ist, zeigt zwei Hände. Die zweite Hand insbesondere, welche die meist bloß orthographischen Abweichungen der ersten verbessert, geht nach de Vries auf eine der ersten mindestens gleichzeitige Handschrift zurück und bietet einen besonders wertvollen Text, durch den an manchen bisher strittigen Stellen größere Sicherheit des Urtheils gewonnen wird. Ich führe die wichtigeren Lesarten dieser Handschrift nach dem krit. Anhange von Sommerbrodt im folgenden an: §. 20 hat auch Ashb. *percontantur*, das demnach gegen jede Anfechtung geschützt bleiben muss. — §. 28 *facitque persaepe ipsa sibi audientiam*, wie schon Halm vermuthet hatte, Vulg. *f. per se ipsa s. a.* — §. 33 bietet Ashb. an einer vielumstrittenen Stelle eine jedenfalls höchst bemerkenswerte Lesung: *vires igitur has corporis an Pythagorae tibi malis vires ingenii dari?*, was S. wohl mit Recht in den Text aufnimmt. Ebenso möchte ich dem Herausgeber beistimmen, wenn er §. 34, Ashb. folgend, *audisse te* schreibt für das sonst überlieferte *audire te*. — §. 36 *se exercendo*] Ashb., S.; Vulg.

exercendo. — §. 59 wird die Lesart des *Leid.* '*communem erga Lysandrum*' nun auch durch Ashb. gestützt, Vulg. *comem.* — §. 61 erfährt Fleckeisens Vermuthung *notum est id totum carmen* eine glänzende Bestätigung durch Ashb., in dem sich die Corruptel *n. e. Itiotum carmen* findet. — Von Conjecturen wurde §. 28 Madvigs '*seni*' für Vulg. *senis* (es folgt *sermo!*) mit gutem Grunde in den Text gesetzt. — In demselben Paragraphen setzt S. hinter *splendescit* das Zeichen der Corruptel und spricht sich über die Stelle des weiteren in der Vorrede aus. Er hält nach Hennings in Fleckeisens Jbb. 1893, S. 781 das überlieferte *splendescit* für sinnwidrig und ist geneigt, dafür *sublentescit* (nach Hennings) oder etwa *subtenuescit* einzusetzen. Doch wäre dann in dem so hergestellten Satze: *omnino canorum illud in voce sublentescit etiam nescio quo pacto in senectute,* um von der verwegenen Neubildung *sublentescit* zu schweigen, sowohl *etiam* als insbesondere *nescio quo pacto* ganz unerklärlich; denn mit dem letzteren wird stets auf eine seltsame, auffällige Erscheinung effectvoll hingewiesen. Dass aber der helle Klang der Stimme im Alter abnehme, wäre wahrlich nichts, was einer solchen Hervorhebung bedürfte. Wohl aber passt *nescio q. p.* trefflich zu dem überlieferten *splendescit.* Auch wird durch die von Hennings empfohlene Schreibung der logische Zusammenhang mit dem Vorausgehenden m. E. arg gestört. Die Stelle bedarf jedoch einer eingehenderen Besprechung. Alles in allem ist es mir nicht verständlich, wie sich der sonst so besonnene Herausgeber durch Hennings Argumentation, die bei näherer Prüfung in nichts zerfällt, blenden lassen konnte. — Im übrigen bedarf der schöne Commentar, an dessen Ausfeilung und Vervollkommnung der gelehrte Herausgeber seit einem vollen Menschenalter arbeitet, keiner weiteren Empfehlung.

De Granii Liciniani fontibus et auctoritate scripsit Oscar Dieckmann. (Berliner Studien für classische Philologie und Archäologie. XVI. Band, 3. Heft.) Berlin, Calvary 1896.

Die vorliegende, Otto Hirschfeld gewidmete Untersuchung liefert eine sehr anerkennenswerte Probe methodischer Beweisführung, durch die es dem Verf., der mit erschöpfender Sorgfalt und mit eindringendem Scharfsinn das gesammte einschlägige Material verarbeitet, gelungen ist, in der Hauptsache zu einem sicheren Resultate zu gelangen und im wesentlichen nach dem heutigen Stande der Hilfsmittel die Frage zum Abschlusse zu bringen. Es wird nämlich von D. der sichere Nachweis erbracht, dass Madvigs Ansicht, das Geschichtswerk des Granius Licinianus beruhe nur auf einem Excerpte aus Livius — und Madvigs Autorität waren Teuffel, Müllenhoff, Wachsmuth u. a. gefolgt —, nicht zu halten sei. Es geht zwar die Darstellung des Licinianus nicht selten auch auf Livius zurück, aber gerade dadurch ist Licinianus, wie D. zeigt, bemerkenswert, dass er im Gegensatze zu den meisten Geschicht-

schreibern der Kaiserzeit nicht bloß den Livius und neben diesem vielleicht noch andere römische Quellen benützt, sondern geradezu mit Vorliebe aus griechischen Quellen schöpfte, wie aus Polybius, Posidonius u. a. — Allein, wenn auch im ganzen der Beweisführung Scharfsinn und Methode zuerkannt werden muss, so merkt man doch gar oft, auf wie unsicherem und schlüpfrigem Terrain die Argumentierung sich bewegt, und nicht selten rechtfertigen die Gründe, die D. anführt, die Zuversichtlichkeit, mit der sie vorgetragen werden, in keiner Weise. Ein Beispiel möge dies zeigen: Der erste Abschnitt behandelt das Fragment des Licinianus *'de rebus Asiaticis'*. Dieses zeigt in der Schilderung des Charakters des Antiochus IV. allerdings eine ziemliche Übereinstimmung mit Polybius. An einer Stelle freilich sucht D. eine größere Übereinstimmung mit Polybius dadurch zu erzielen, dass er annimmt, in dem von Licinianus benützten Polybius-Exemplar habe statt *εὐτελῆ ἵππον* vielmehr *εὐσκελῆ ἵ.* gestanden, was dem *asturco* bei Licinianus mehr entspricht. Hingegen bietet Licinianus in der Erzählung über die Ursache des Todes des Antiochus eine der Angabe des Polybius direct widersprechende Nachricht. Darüber gleitet D. mit der Bemerkung hinweg: *ex hac una discrepantia concludendum esse Licinianum non pendere ex memoria Polybiana mihi quidem non persuasum est.* Auch über das Schicksal der Leiche des Königs findet sich bei Licinianus eine ganz unglaubwürdige, sonst nirgends belegte Erzählung; Polybius ist hier lückenhaft. Dessenungeachtet meint D.: *'sed quamvis abhorreat illa fabula a veritate, non est concludendum eam apud Polybium defuisse!'* Man sieht, hier ist der Willkür und dem Spiele der Vermuthungen Thür und Thor geöffnet. Mir scheint in dieser Partie nur der Nachweis gelungen, dass nicht Livius allein die Quelle des Licinianus gewesen sein könne. — In dem Berichte des Licinianus über den Cimbernkrieg benützt D. einen scheinbar geringfügigen Unterschied, nämlich die ungleiche Reihenfolge der Kämpfe des Servilius Caepio und des Cn. Mallius mit den Cimbern in beiden Quellen in wirklich scharfsinniger Weise dazu, um die Unabhängigkeit des Licinianus von dem Berichte des Livius zu erweisen; ebenso deckt er in dem Fragmente, das über den Bürgerkrieg handelt, eine bemerkenswerte Discrepanz des Licnianus und des Livius in dem Berichte über die Einnahme von Ostia auf. — Zu p. 73 könnte die Verschiedenheit in den Berichten des Plutarch und des Licinianus, deren einer von Aulis, der andere von Delium spricht, vielleicht auf ein Versehen in der Lesung des griechischen Wortes zurückgehen; denn die beiden Wortbilder präsentieren sich in griechischer Schrift ziemlich ähnlich.

Die Latinität der Abhandlung ist im allgemeinen correct und fließend; doch ist sie nicht frei von zum Theil recht auffallenden Germanismen und anderen Verstößen, so p. 15 *in animo habuit, si Perseus victurus esset, Romanos bello persequi,* für

si vicisset, p. 19 *inimicissimum se gesserat*, p. 21 *nanciscimur* (!) *annum* 'wir bekommen das Jahr', p. 52 u. 66 *fons Mario infensus*, p. 33 *hoc obscuro loco mederi*, p. 54 *haec nostrae quaestioni* (!) *magnam vim habere censeo* 'hat eine große Bedeutung für unsere Untersuchung'.

Wien. A. Kornitzer.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Vol. XXVII. L. Caeli Firmiani Lactanti opera omnia. Recensuerunt S. Brandt et G. Laubmann. Pars II. Fascic. 1 et 2. Vindobonae, Pragae, Lipsiae 1893. 1897.

L. Caeli Firmiani Lactanti opera omnia. Pars II. Fasciculus 1. Libri De opificio dei et De ira dei. Carmina. Fragmenta. Vetera de Lactantio testimonia. Edidit S. Brandt. Vindobonae et Pragae, F. Tempsky. Lipsiae, G. Freytag 1893. p. I—LXXXII, p. 1—168. — Fasciculus 2. L. Caecilii qui inscriptus est De mortibus persecutorum liber uulgo Lactantio tributus. Recensuerunt S. Brandt et G. Laubmann. Indices confecit S. Brandt. Vindobonae et Pragae, F. Tempsky. Lipsiae, G. Freytag 1897. p. I—XXXVI, p. 169—568.

Wenn Lactantius, der christliche Cicero, vom Standpunkte der Dogmengeschichte für den Theologen nur untergeordneten Wert hat, so muss seine Bedeutung für den Philologen und Historiker nicht allein wegen der Eleganz der Sprache, welche die besten Muster nachahmt, sondern auch wegen der vielen Beziehungen zum classischen Alterthum, auf dessen Philosophie und Literatur überhaupt seine umfassende Bildung beruht, um so höher angeschlagen werden. Als der größte Stilist unter den kirchlichen Schriftstellern war er schon im christlichen Alterthum viel gelesen worden; seiner mit Talent und Geschmack nach Cicero gebildeten Sprache und seiner gefälligen Darstellung zollten auch die Gelehrten der Renaissance verdiente Bewunderung. In jeder Hinsicht aber bringt das Studium seiner Werke auch heutzutage reichliche Früchte. Wir finden bei ihm, um von den Griechen abzusehen, Ennius und Terenz, Cicero, aus dessen philosophischen Schriften große Partien entnommen sind, Lucrez, Sallust und Varro, sodann Horaz, Vergil und Ovid, ferner Quintilian, Seneca und Valerius Maximus verwertet. Die abweichende Überlieferung des Textes, die man bisweilen mit Befremden wahrnimmt, erweckt dabei besonderes Interesse.

Die verdienstvolle neue Ausgabe, die das in Betracht kommende handschriftliche Material, sowie die älteren Editionen nebst der einschlägigen Literatur mit bester Methode zurathe gezogen hat, liegt als eine der trefflichsten Leistungen des Corpus in ihrer Vollendung vor. Prof. S. Brandt in Heidelberg, der schon seit 1885 eine Reihe von Abhandlungen aus diesem Arbeitsgebiete in den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien hatte erscheinen lassen, förderte das Unternehmen mit emsigem Fleiße, so dass der ganze Autor in drei Partien 1890, 1893 und 1897 bewältigt ward.

Für das Hauptwerk *Diuinarum institutionum libri VII*, das nebst der *Epitome* im Volumen XIX 1890 von Brandt ediert worden war, dienten der Codex Bononiensis des 6. oder 7. Jahrhunderts nebst dem Cod. rescr. Sangallensis des 6.—7., zwei Pariser des 9. und einige Handschriften des 10. Jahrhunderts als Quelle; für die *Epitome* war außer dem Bononiensis und einem Parisinus des 9. Jahrhunderts, welche beide die Schrift nicht vollständig enthalten, der erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts bekannt gewordene Cod. Taurinensis des 7. Jahrhunderts grundlegend. Auch für die im Volumen XXVII als Pars II herausgegebenen Schriften wurden alte Handschriften verwendet. Für *De opificio dei* waren der Bononiensis, dann die Fragmente von Fleury aus dem 6.—7. Jahrhundert, der Valentianensis des 8.—9., der Palatinus des 8.—9. mit einem Fragment und für *De ira dei* der Bononiensis und ein Parisinus Puteani des 9. Jahrhunderts maßgebend. Das Gedicht *De aue Phoenice*, das man jetzt ohne Bedenken dem Lactantius zuschreibt, ist durch einen Colbertinus des 8.—9. Jahrhunderts am besten überliefert, neben welchem der Veronensis des 9. und der Vossianus des 10. in Betracht kommen. Die Schrift *De mortibus persecutorum*, die für die höhere Kritik ein schier ewiges Problem zu bilden scheint und auch der Textkritik eine Reihe von Schwierigkeiten bietet, ist durch den einzigen, leider sehr beschädigten Codex Colbertinus des 9. Jahrhunderts auf uns gekommen. Sie wurde von Brandt und Laubmann gemeinsam herausgegeben.

Der Bononiensis nimmt in mancher Hinsicht ein hohes Interesse in Anspruch. Der so alte Codex, der an mehreren Stellen die richtigen Lesarten allein überliefert, ist durch absichtliche, wohlüberlegte Interpolationen entstellt; doch hat er sprachliche Merkwürdigkeiten eigener Art. In dem Index rerum grammaticarum hat Brandt die auffallenden Formen der Vulgärsprache, die übrigens schon in den Prolegomena hervorgehoben waren, genau verzeichnet, auch wenn sie nicht in den Text aufgenommen sind, wie z. B. *prodeest*, *prodeesse*. Es ist nur schade, dass die altchristliche Form *Istrahel*, die man aus den Bibelcitaten nicht wird ausschließen dürfen (I 317, 18. 318, 3. 319, 4. 346, 8. 347, 4. 359, 12. 360, 1. 365, 7. 366, 8. 393, 11), nicht die gleiche Würdigung gefunden hat. Principiell kann man in der Sprache des Autors bei dessen Streben nach Classicität der Form die Vulgarismen leichten Herzens abweisen. Daher verdiente allerdings z. B. die Aspiration in *ab his* (I 174, 8) keine Berücksichtigung, so wenig wie in *hisdem* (II 213, 1), und es wurden mit Recht die sonst regelmäßigen Formen gesetzt.

Die reichhaltigen Indices werden auf den verschiedensten Wissenschaftsgebieten ihre guten Früchte bringen.

Die Edition ist eine ausgezeichnete Arbeit.

Wien. Franz Weihrich.

Harder Fr., Griechische Formenlehre zum Gebrauche an Schulen. 2. umgearb. Aufl. Dresden u. Berlin, L. Ehlermann 1897. 8°, IV u. 95 SS.

Im Verhältnis zur ersten Auflage hat diese Formenlehre einen Zuwachs von 24 Seiten (95 : 71) erfahren, der zum kleineren Theile der Vermehrung des Lernstoffes, zum größeren der Einführung der Tabellenform, so namentlich auch bei den unregelmäßigen Verben, und der Aufnahme einiger vollständiger Paradigmen, nämlich der Verba contracta und der bindevocallosen Aoriste, zuzuschreiben ist. Die ganze Anordnung des Lernstoffes ist namentlich durch die Wahl eines fetteren Druckes für die Hauptüberschriften, durch äußerlich ersichtlich gemachte Gliederung in einzelne Absätze, endlich durch die schon erwähnte, mit Recht jetzt wieder allseitig bevorzugte Anwendung der Tabellenform bedeutend übersichtlicher geworden und dadurch hat das Buch ebensosehr an Brauchbarkeit gewonnen, wie durch die Vervollständigung des Stoffes bei einer Reihe von Paragraphen; vgl. z. B. §. 16, 2 (Hinzufügung des Paradigmas von νεώς); §. 107 (Verzeichnis der wichtigsten Tempora secunda von sonst regelmäßigen Verben); §. 108; §. 127. Im einzelnen möchte man wohl noch diese oder jene Änderung wünschen. So ließe sich die Scheidung in die ω- und μι-Flexion doch wohl ohne Anstand durchführen; vgl. unter anderen die Bemerkung von Landgraf, Literaturnachweise und Bemerkungen zur lateinischen Schulgrammatik, 3. Aufl., S. 19 wegen des Lateinischen.

Paukstadt R., Griechische Syntax. Zum Gebrauche an Schulen. 2. verb. Aufl. Dresden u. Berlin, L. Ehlermann 1897. 8°, X u. 40 SS.

Diese zweite Auflage unterscheidet sich nur in einigen Einzelheiten von der früher in dieser Zeitschrift kurz angezeigten ersten Auflage. Da dort über Anlage und Inhalt des brauchbaren Schulbuches hinreichend Aufschluss gegeben ist, verweise ich die Leser dieser Zeitschrift auf jene Anzeige.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Lateinische Lehr- und Übungsbücher.

Lateinisches Lese- und Übungsbuch von G. R. Hauschild. Theil I für Sexta. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1896. XVI u. 151 SS. Preis geb. 1 Mk. 20 Pf.

Wörterbuch zum Lateinischen Lese- und Übungsbuch von G. R. Hauschild. Theil I, für Sexta. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1896. 51 SS. Preis 40 Pf.

In neun Abschnitten, die in 40 Lectionen zerfallen, wird der für die erste Classe bestimmte grammatische Stoff eingeübt, und zwar im 1. Abschnitte das Activum der 1. Conjugation im Indi-

:ativ neben der 1. Declination, im 2. das Passiv der 1. Conjugation und esse im Indicativ des Präsensstockes neben der 2. Declination, im 3. das Passiv der 1. Conjugation im Indicativ des Perfectstockes neben der substantivischen 3. Declination, im 4. die Nominalformen, Imperative und Conjunctive von esse und der 1. Conjugation neben der adjectivischen 3. Declination, im 5. die Comparation neben der 4. und 5. Declination, im 6. die Zahlwörter (Cardinalia und Ordinalia), im 7. die 2. Conjugation neben den Personalpronomina, ipse und is, im 8. die 3. Conjugation (I-Conjugation) neben qui und hic und im 9. die 4. (consonantische) Conjugation neben idem und ille.

Die Vertheilung des grammatischen Stoffes ist rationell, indem die Conjugation bei der Einübung der Declination zurücktritt und nur die 1. Conj. nebst esse diese begleitet, wodurch das Hauptinteresse der Declination zugewendet wird und doch eine große Mannigfaltigkeit in der Formierung der Sätze und zusammenhängenden Stücke ermöglicht ist, neben den übrigen Conjugationen dagegen, und zwar als letzter und schwerster der consonantischen an neuem Lehrstoff nur die Pronomina einhergehen, während der gesammte übrige Stoff nur der Repetition des früheren gewidmet ist. Auch im Übungsstoff ist darauf Bedacht genommen, den Schülern so viel als möglich ihre Aufgabe zu erleichtern. Da namentlich die Erlernung der consonantischen Conjugation die größten Schwierigkeiten bietet, hat der Verf., um die Aufmerksamkeit nur auf die Form zu concentrieren und nicht durch den Inhalt abzulenken, meist früheres Übungsmaterial umgestaltet. Auch wird auf bereits Eingeübtes durch Fußnoten bei Einübung neuen Stoffes zurückgewiesen.

Das Übungsmaterial besteht aus Einzelsätzen und 62 zusammenhängenden, zwischen oder hinter jenen angebrachten Stücken. Die Einzelsätze aber sind mit wenig Ausnahmen der Art, dass immer mehrere inhaltlich in einer gewissen, wenn auch losen Beziehung zu einander stehen. Der Verf. hat sich bemüht, den Inhalt der Sätze und zusammenhängenden Stücke lehrreich und interessant zu gestalten. Allerdings findet sich auch mancher inhaltsleere Satz wie 1 u. 2 S. 12; 1 u. 2 S. 13 B; 8 S. 94; 2 ff. S. 95 u. a. Ref. hofft, dass eine sorgfältige Sichtung dieses Gebrechen beseitigen wird. Bei der Wahl des Wortmaterials zur Einübung des grammatischen Lehrstoffes hat den Verf. das Streben geleitet, den Schülern nur das zu bieten, was er bei der Lectüre verwerten kann, also so viel als möglich Wörter und Phrasen aus Nepos und Cäsar. Die deutschen Übungsstücke schließen sich inhaltlich den lateinischen aufs engste an. Die Form beider bietet wenig Gelegenheit zu Ausstellungen. In den deutschen ist hie und da gegen den Sprachgebrauch gesündigt, z. B. durch Setzung des Futurums oder fut. exactum im Nebensatze eines Futursatzes statt Präsens oder Perfectum, wie S. 103, 13 u. a. oder durch

falsche Phrasen, wie „sich als einen tapfern Mann gewährt haben" 127 B, 3; auch wird durch eingeklammerte Wendungen zu unrichtiger Übersetzung angeleitet, wie S. 123, 34 Nebenflüsse ergießen (werfen) sich u. dgl. Übrigens hält Ref. das Übungsmaterial für zu umfangreich.

Das Wörterbuch ist genau nach dem Vorgange des Perthes'schen angelegt. Die auswendig zu lernenden Vocabeln. Wörter aus Nepos und Cäsar, erscheinen in fettem Druck an der Spitze, in nicht fettem Druck und durch einen Strich von diesen getrennt jene Wörter, die nur als gelegentliche Behelfe zur Bildung geeigneter Sätze für das Übungsmaterial dienen sollen. An diese schließen sich syntaktische oder phraseologische Angaben in kleinerem Drucke an, die genügendes Inductionsmaterial für syntaktische Erscheinungen bieten. Auch das Princip der etymologisch-gruppierenden Repetition ist durch denselben kleinen Druck innerhalb der 1. und 2. Gruppe der Vocabeln durchgeführt. (Vgl. d. Zts. 1875, S. 275.) Die große Sorgfalt, mit der das Wörterverzeichnis gearbeitet ist, muss anerkannt, aber auch hervorgehoben werden, dass das Ausmaß der zu lernenden Vocabeln ein sehr großes ist. Ref. zählt 1524. Auslassungen sind nur schwer bei der Wiederverwendung in den folgenden Abschnitten vorzunehmen. Eine Reducierung in dieser Beziehung würde die Verwendbarkeit, die dem Buch auch in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht abzusprechen ist, noch erhöhen. Druck und Ausstattung sind ganz entsprechend. Ref. empfiehlt die beiden Werkchen als recht brauchbare Unterrichtsmittel.

Dr. F. Bleskes, Elementarbuch der lateinischen Sprache. Formenlehre, Übungsbuch und Vocabularium. Für die unterste Stufe des Gymnasialunterrichtes bearbeitet von Dr. Albert Müller, Geh. Regierungsrath und kgl. Gymnasialdirector a. D. 11. Aufl. Berlin u. Hannover, Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior) 1897. 8°, XVII u. 148 SS. Preis 1 Mk., 40 Pf.,

Die neue Auflage hat bezüglich der Auswahl des Lehrstoffes und seiner Anordnung keine Änderung erfahren. Ref. kann daher auf seine Besprechung der 10. Auflage in dieser Zeitschrift 1894, S. 764 f. hinweisen. Dagegen hat der Verf. einige kleine Versehen und Unebenheiten beseitigt: S. 27, Z. 12 erscheint nunmehr erat st. est; S. 86, Z. 5 v. u. endete st. endet; S. 89, Z. 3 v. u. acerbae st. amarae; S. 27, Z. 19 ist et odore gestrichen; S. 85, Übungsstück 68 und 69, S. 102 und 103, Übungsstück 79 u. a. ist die gramm. Wortstellung von ante Chr. n. eingeführt. Wiederholt sind in den deutschen Abschnitten Bedeutungsangaben in Klammern behufs Wahl des richtigen Wortes angefügt, so S. 77, Z. 10; S. 79, Z. 10 v. u.; auch vereinzelt bei lateinischen Ausdrücken, die gelegentlich einmal behufs Übersetzung eines Satzes nöthig, jedoch noch nicht in der Grammatik gelernt sind, wie

. 65, Z. 7 tu (du). Zur Erleichterung der Analyse erscheint die
;uantitätsangabe hastā S. 65, Z. 12 v. u. Zu bemerken ist die
.infügung eines passenderen Übungsbeispiels S. 40, Z. 1 u. 2
. u., sowie die Umstellung soceri und libri S. 13, Z. 4 u. 5, und
ie durch das Jahr der neuen Auflage eingetretenen Änderungen
897 st. 1893, S. 82, Z. 7 u. 8 v. u. und 38 st. 34 Jahre S. 85,
. 10 v. u. Orthographische Änderungen wie S. 65. Z. 19 die Hülfs-
ruppen st. Hilfstruppen mögen nur als Exempel der Genauigkeit
ınseres Autors erwähnt sein.

Im Anschlusse an diese Änderungen will Ref. auf einige
Stellen, an denen er gleichfalls eine Änderung gern sähe, hin-
weisen: Die Stellung des Dativobjects S. 19, Z. 5 die Kriege
sind verhasst den Bauern, Z. 14 das Wasser der Bäche ist lieb
der Nachtigall, Z. 16 die Äcker sind lieb den Bauern, Z. 17 der
schattige Wald ist angenehm den Thieren, Z. 18 Anna ist theuer
dem Sohne des Landmanns; ebenso die Stellung des Prädicats
S. 40, Z. 21 ist nicht zu billigen. S. 32, Z. 13 wünschte
Ref. das Verbum „zerreißen" allein oder neben „verschlingen",
um keine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen. S. 27, Z. 15
ist besser erat als est zu schreiben; S. 80, Z. 10 v. u. hielten
(= bewahrten) Frieden; S. 69, Z. 1 v. u. unter st. mit. Pas-
sender wäre es §. 28, Anm. 4, den Stamm vom Genetiv Pluralis
st. Sing. abzuleiten. Genauer wäre S. 28, §. 31 Anm. „Das er-
zählende lat. Pft. muss stets durch das deutsche Impf. übersetzt
werden. Die Anm. §. 49 kann entweder wegbleiben oder muss
auch zur 4. Declination gesetzt werden. §. 83 ist die Regel un-
genau in der Fassung „wird" st. „kann". S. 103, Z. 8 ist die
Hinzufügung der 11. Auflage „von Adjectiven abgeleiteten" wieder
zu streichen, da der Schüler sonst glaubt, dass nur diese Adverbien
auf die Frage: auf welche Weise? antworten. Überflüssig ist
die Hinzufügung (Abl.) S. 76, Z. 11 v. u. und S. 77, Z. 5, da
die betreffende Regel ja schon §. 63 gelernt worden ist, bei der
übrigens eine Hinweisung auf S. 34, Z. 15 und S. 65, Z. 12
nicht undidactisch wäre. Auffällig ist schließlich sacer mit dem
Dativ S. 33, Z. 24, S. 40, Z. 6 u. 9 v. u. und S. 65, Z. 13
v. u., ebenso der Wegfall einer Bemerkung über die Construction
von communis S. 39, Z. 23. Sehr erwünscht wäre es, wenn
der Verf. statt dixi und dixit in der directen Rede inquam und
inquit angewendet hätte. Es genügt ja vorläufig, dem Schüler die
Form und ihre Bedeutung und Anwendung merken zu lassen, wie
manches andere, ehe er die volle Erklärung und das volle Ver-
ständnis erhält, z. B. Fälle von indirecter Reflexion, vereinzelte
Formen von velle u. a. Einmal Angewöhntes lässt sich schwer
abgewöhnen.

Auch dem Vocabelverzeichnisse zu den Übersetzungs-
aufgaben hat der Verf. große Sorgfalt angedeihen lassen, indem
er es vervollständigte durch Hinzufügung früher ganz weg-

gebliebener Wörter (21) oder erst zu späteren Abschnitten angeführte, zu vorausgehenden Abschnitten umstellte (6) oder wiederholt angeführte auf die Stelle des ersten Vorkommens beschränkte, sonst überall strich (7). Die richtige Bedeutung ist genau nach dem Inhalte der betreffenden Sätze angegeben. Nur an einer Stelle ist eine Änderung der Bedeutung nöthig, nämlich S. 132, col. 1, Z. 15 so lange st. während, mit Beziehung auf die Übungsaufgabe 59 Lat. Satz 12. Nach denselben Gesichtspunkten sind auch die zwei sachlich geordneten Vocabularien gewissenhaft revidiert worden.

An Druckfehlern ist dem Ref. nur aufgefallen S. 20, Z. 6 v. u. silva st. silvae; S. 83, Z. 17 Füße st. Füchse, da Füße kurz vorher in Nr. 29 steht, und S. 75, Z. 14 v. u. die Weglassung der Beistriche im Assyndeton.

Was die Verwendung des Buches anbelangt, hält Ref. sein a. a. O. über die 10. Auflage ausgesprochenes Urtheil auch über die vorliegende 11. Auflage aufrecht.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Quarta. Nach den Bestimmungen der preuß. Lehrpläne von 1892 und im Anschlusse an den Text des Nepos bearbeitet von Dr. Herm. Schindler, Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Spandau. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder) 1897. 8°, VII u. 120 SS. Preis cart. 1 Mk. 20 Pf.

Das für die 3. Classe bestimmte Übungsbuch von Dr. H. Schindler bietet 105 Übungsstücke in zwei parallelen Theilen, von denen der 1. Theil 55, der 2. Theil 50 umfasst. Sie bringen den Inhalt von 14 der gelesensten Lebensbeschreibungen des Nepos in entsprechender Umformung unter möglichster Wahrung des Gedankenganges des Schriftstellers in der Weise, dass in beiden Theilen dasselbe grammatische Pensum der 3. Classe, die Casuslehre, und zwar die verwandten, gleichartigen und gegensätzlichen Spracherscheinungen von allen Casus unmittelbar nacheinander zur Einübung hineinverwebt erscheinen, nämlich der Gebrauch der Casus bei Verben, doppelter Casus bei Verben und bei Adjectiven, Genetiv bei Substantiven, Ablativ bei Substantiven und als adverbiale Bestimmung. Dadurch wird es ermöglicht, durch Übergreifen aus dem einen Theile in den andern noch andere Zusammenstellungen als die vom Verf. gebotenen vorzunehmen oder einzelnes, wenn es nöthig ist, auch zu gründlicherer Durcharbeitung mancher grammatischer Partien zu verwenden. Spracherscheinungen, die bei Nepos nicht vorkommen, sind in den Übungsstücken nicht inbetracht gezogen; dagegen sind jene stilistischen Regeln berücksichtigt, die auf dieser Stufe eingeübt werden müssen. Gesperrter Druck zeigt an, wo dies der Fall ist.

Übersetzungshilfen bieten die zwei Wörterverzeichnisse durch Angabe der im betreffenden Neposcapitel nicht vorkommenden Wörter und Phrasen, ferner in Klammern angebrachte Andeutungen neben den zu übersetzenden Ausdrücken.

Dass der eingeschlagene Weg geeignet ist, die Schüler zum enken anzuregen und vom mechanischen Anwenden angedeuteter aragraphen der Grammatik abzuziehen, muss jeder vorurtheilslose eurtheiler zugeben, ebenso dass die Einübung von Gleichartigem, 'erwandtem und Gegensätzlichem neben- oder unmittelbar nachinander zu besserer Festhaltung des Gelernten beiträgt.

Die Auswahl und Umformung des Übungsstoffes zeugt von ädagogisch-didactischem Geschicke, der deutsche Ausdruck aber edarf einer genauen Durchsicht. Latinismen und andere 'erstöße gegen das deutsche Sprachidiom finden sich, und doch oll der Schüler schon auf der untersten Stufe sich gewöhnen, ;utes, correctes Deutsch zu sprechen und zu schreiben, natürlich nuss er solches auch in seinen Übungsbüchern finden. Ref. kann nur auf einzelnes hinweisen. Zu meiden ist die Anwendung des Perfects in der Erzählung, das sich auf allen Seiten wiederiolt findet; die Anwendung eines dass-Satzes nach überreden und ähnlichen Verben für zu mit dem Inf., wie S. 29, Z. 1; 35, 16; 39, 14 v. u.; 49, 12 und oft, die Auslassung von worden S. 9, Z. 14 v. u., 46, Z. 4 u. 13 v. u. und oft; die Wendung nicht eine st. keine S. 12, Z. 5; vom Rücken her st. im Rücken 13, 3 v. u.; das Futurum im Nebensatze eines Futursatzes st. des Präsens, wie 19, 5 u. a.; die Umschreibung des Conjunctivs mit würden im hypoth. Satze 31, 13 u. a.; Verbindungen wie das Meer überschreiten, hinübergehen, S. 41, Z. 2 v. u.; S. 21, Z. 13 v. u.; S. 5, Z. 15; den Rücken wenden st. fliehen 7, 17; so gieng er aus der Versammlung nachhause fort S. 23, Z. 6 v. u. die Feinde zu Boden schlug st. schlug S. 7, Z. 11 v. u.; der Plural Mitgiften S. 25, Z. 5 v. u.; möchte st. dürfte oder könnte S. 28, Z. 9 v. u.; nicht einmal st. auch nicht S. 39, Z. 15; die Stellung 'obgleich Eumenes den Grund nicht erkennen konnte, dennoch beschloss er' st. beschloss er dennoch 55, 7; dessen Ruf du keinem wirst verheimlichen können st. können wirst 33, 1 v. u. und der oftmalige Gebrauch von Lieblingswörtern, wie anfeinden, anscheinend S. 95, Z. 9; 43, 3 v. u. und dgl.

Trotz dieser stilistischen Mängel kann Ref. das Buch wegen der trefflichen Auswahl und Verarbeitung des Lesestoffes empfehlen. Die Ausstattung ist recht zweckmäßig und der Druck correct. S. 12, Z. 11 v. u. ist hinter Coni der Punkt weggeblieben.

Lehrbuch der lateinischen Sprache als Vorschule der Lectüre. Von Wilh. Wartenberg, Oberlehrer. Lernstoff der Sexta. 2. verb. u. verm. Aufl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1897. 8°, VIII u. 140 SS.

Der Umfang des im vorliegenden Lehrbuche einzuübenden grammatischen Lehrstoffes und die Anordnung desselben ist in der 2. Auflage gleich geblieben. Die Grundsätze, welche den Verf. bei der ersten Ausarbeitung leiteten, haben sich bei der Ver-

wendung trefflich bewährt. Aus der früheren Reihenfolge sind nur die Abschnitte über die Deponentien ausgeschieden und ist dafür am Schlusse des in der ersten Classe zu absolvierenden Lehrstoffes nur ein kleiner Ausblick auf dieselben eröffnet worden. Das Urtheil, welches Ref. über diese Seite des Lehrbuches bei Besprechung der 1. Auflage in dieser Zeitschrift 1890, S. 54 ff. ausgesprochen hat, gilt mithin auch von dieser 2. Auflage. Ref. will nur hinzufügen, dass vielfach die angeführten grammatischen Regeln in stilistischer Beziehung geändert erscheinen und so an Deutlichkeit und Fasslichkeit gewonnen haben. Die beigefügten Erklärungen grammatischer Formen sind möglichst gedrängt und darauf berechnet, den Schülern die Bildung derselben zu erleichtern. Alles unnöthige Beiwerk ist weggelassen, so dass sie leichter haften bleiben. Nicht ganz Zutreffendes erscheint gewissenhaft berichtigt (z. B. §§. 9, 15, 19 u. a.). Anzuerkennen ist auch die Neuerung, im Anhange eine einheitliche Zusammenstellung und Übersicht der Declinations- und Conjugationsformen zu geben. Dabei sind die Reimregeln, da sie in den Übungsbeispielen nicht berücksichtigt sind, ganz weggelassen.

Eine eingreifende Umarbeitung hat der Übungsstoff erfahren. Zunächst erscheint der Umfang desselben erweitert durch Einfügung neuer lateinischer und deutscher Übungsstücke (S. 8 u. 9 nach der 2. Declination ein lateinisches und zwei deutsche, S. 14 zur Wiederholung der §§. 1—6; S. 29 hinter dem Hilfsverb esse; S. 42 nach der 3. Declination; S. 55 bei der 3. Conjugation je ein deutsches und S. 66—68 zur Wiederholung der §§. 32—37 drei deutsche Fabeln), ohne jedoch, was Ref. besonders hervorheben zu müssen glaubt, die Grenze des Erlaubten zu überschreiten. Ferner hat eine Umarbeitung des früheren Übungsmaterials in der Weise stattgefunden, dass Sätze aus den einzelnen Abschnitten theils entfernt, theis neu eingeschoben, theils dem Umfange nach erweitert und zwei oder mehrere zusammengezogen worden sind, wodurch auch die an der Spitze der Abschnitte stehenden Vocabeln eine mehr oder minder große Verminderung und Verschiebung erfahren haben. Das Motiv für diese Veränderung war abgesehen von dem Principe des Fortschrittes vom Leichteren zum Schwereren, gleich von vornherein statt zusammenhangloser Einzelsätze, wenn auch nicht gerade zusammenhängende Stücke, so doch eine große Zahl von Sätzen zu bieten, die inhaltlich in einem und demselben Gedankenkreise sich bewegen. Durch diese Umarbeitung überragt der Übungsstoff der neuen Auflage in sprachlicher und inhaltlicher Beziehung den der 1. Auflage. Der Verf. hat die größte Sorgfalt darauf verwendet, ihn nach beiden Seiten hin vollkommen zu gestalten. Selten finden sich inhaltsleere Sätze, fast durchgehends sind sie anregend und belehrend. Der lateinische und deutsche Ausdruck ist correct. Im Deutschen sind Latinismen, unrichtige Stellungen und falsche Anwendung der Zeiten u. dgl. so

iel als möglich vermieden. Der Verf. gibt richtig als Übersetzung um latein. Perfect. das deutsche Imperf. und Perf. an (vgl. S. 31 B) der macht in einer Fußnote auf den divergierenden Gebrauch auf-merksam (vgl. S. 15) und bringt, bis der Schüler die richtige Anwendung des historischen Perfects gelernt hat, in den deutschen Beispielen in Klammern neben dem deutschen Impf. die Bemerkung Perf. Die neue Auflage weist eine große Anzahl derartiger Berichtigungen auf; es finden sich also Verstöße der Art nur noch selten, wie S. 48, S. 8; 52, 2; S. 39, E und auch diese werden nach und nach ganz schwinden.

Zu billigen ist das frühzeitige Verwenden von Fürwörtern, um die Satzbildung zu erleichtern und auch als Inductionsmaterial zu dienen für die spätere systematische Einübung derselben. Anzuerkennen ist auch die treffliche Verwendung typographischer Mittel zur Hervorhebung von mehr oder minder wichtigen Partien und zur Erzielung übersichtlicher Gruppierung des Stoffes.

Nicht einverstanden ist Ref. mit der Art und Weise das nicht stammhafte e in der 2. Declination, die Hilfsvocale e und i in der Conjugation, das ursprüngliche e des es-Stammes und das i und u vor den Personalendungen zu drucken. Einmal ist dies nicht nöthig und unschön, sodann soll nicht das Bild der werdenden, sondern der gewordenen Form als Paradigma dem Knaben geboten werden, damit diese, nicht jene festhafte. Man setze die werdende unter den Text.

Die beiden Wörterverzeichnisse wurden, wie sich bei der eingreifenden Umarbeitung des Übungsmaterials von selbst versteht, einer genauen Durchsicht unterzogen und auf die Angabe der dem lateinischen Worte genau entsprechenden Bedeutung Gewicht gelegt. Wenn man übrigens die Vocabeln beider Verzeichnisse, von denen das lateinische 925, das deutsche 615 enthält, ansieht, gelangt man sofort zur Überzeugung, dass erstens keine Überlastung der Schüler stattfindet und zweitens, dass mit wenig Ausnahmen nur solche Wörter in den Übungsstücken verwendet sind, denen der Schüler in seiner ersten Lectüre begegnet.

Ref. zweifelt nicht, dass das Buch, das in seiner vervollkommneten Gestalt auch durch seine Ausstattung und durch correcten Druck sich auszeichnet, sich neue Freunde erwerben wird.

Übungsstoff für die Mittelstufe des lateinischen Unterrichts. Unter Zugrundelegung und als neue Auflage der »Aufgabensammlung zur Einübung der lateinischen Syntax«. Von Dr. Ferdinand Schultz, weil. Geh. Regierungs- und Provinzialschulrath in Münster. Bearb. von Dr. A. Führer, Director des Progymnasiums in Wattenscheid. 2. Theil. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferdinand Schöningh 1896. 8°, X u. 180 SS.

Der zweite Theil des Übungsstoffes für die Mittelstufe des lateinischen Unterrichts ist der Ergänzung der Lehre über den Gebrauch der Adjectiva und Pronomina mit Rücksicht auf die Zahl-

wörter, der Tempus- und Moduslehre, den Gebrauch der Participien und Infinitive, sowie dem der Supina gewidmet. In zehn Abschnitten mit 113 zusammenhängenden Übungsstücken wird dies bewerkstelligt, während fünf weitere Abschnitte mit 126 Übungsstücken den Stoff zur Wiederholung der Syntax des Verbums bieten.

In inhaltlicher Beziehung ist die Wahl eine ebenso glückliche zu nennen, wie im ersten Theile (vgl. diese Zeitschr. 1896, S. 748 f.). Die Stücke enthalten theils Interessantes und Anregendes aus dem Alterthume, so dass der Schüler ein hübsches Stück antiken Lebens, antiker Sitten und Einrichtungen kennen lernt, theils lehnen sie sich an das 5.—7. Buch des Gallischen Krieges von Cäsar, an die 1. Decade des Livius und an Ciceros catilinarische Reden also an die Classenlectüre an. Die Bearbeitung ist ganz nach den im 1. Theile eingehaltenen Grundsätzen und Gesichtspunkten vorgenommen, weshalb Ref. auf die Besprechung des 1. Theils a. a. O. bezüglich dieser Seite des Buches verweisen kann. Nur einige Stücke, unter anderen die an Ovid-erzählungen sich anschließenden sind aus der alten Sammlung herübergenommen, aber in stilistischer Beziehung so gestaltet, dass sie den neuen vom Verf. hinzugefügten nicht nachstehen. Auf den Ausdruck hat der Verf. in diesem 2. Theile noch mehr Sorgfalt verwendet, als auf den des 1. Theiles. Er ist geradezu musterhaft zu nennen. Verstöße gegen das deutsche Idiom finden sich fast gar nicht und doch auch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bei der Übertragung in gutes Latein.

Was die Wahl des Wortschatzes anbelangt, lässt sich auch über diesen 2. Theil dasselbe sagen, wie über den 1., dass er nämlich nicht bloß dem augenblicklichen Bedürfnisse dient, sondern auch die spätere Lectüre im Auge hat.

Ref. kann daher sein günstiges Urtheil, das er über den 1. Theil ausgesprochen hat, auch auf diesen Theil, was Form und Inhalt des Übungsstoffes und der Wortkunde anbelangt, übertragen. Mögen beide im Interesse des Lateinunterrichts eine recht freundliche Aufnahme finden.

Die Kunst die lateinische Sprache zu erlernen. Kurzgefasste lateinische Grammatik von Dr. H. Verner. Mit einem Übungsbüchlein und Wörterverzeichnissen. 2. vollst. neu bearb. Aufl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag 1898. 8°, VIII u. 182 SS. Preis eleg. geb. 1 fl. 10 kr. = 2 Mk.

Was den Stoff und die Anordnung desselben im allgemeinen betrifft, unterscheidet sich das vorliegende Büchlein nicht wesentlich von den gangbaren Schulgrammatiken. Darin besteht aber ein Unterschied, dass alles, was nicht unbedingt zur Einführung in das Verständnis der leichteren lateinischen Autoren nöthig ist, alles Lexicalische, Stilistische, ferner alles Seltene und Nichtclassische aus der Formenlehre und Syntax ausgeschieden ist. Ref. ist der Ansicht, dass

lie ausführliche Erklärung über die Glieder des Satzes und ihre Benennungen wohl auch als aus der deutschen Sprachlehre bekannt wegbleiben konnte. Im übrigen hat die angestrebte Kürze vielfach, namentlich in der Syntax, zu Ungenauigkeit und Unklarheit geführt.

§. 42 wird bei der Anwendung des Reflexivs von innerlich abhängigen Sätzen gesprochen, ohne dass diese erklärt werden. §. 68 ist iutum und iuvaturus gesetzt st. adiutum unter Weglassung des singulären iuvaturus. §. 139 fordert bei posco, reposco, flagito einen doppelten Accusativ. In §. 145 fehlt eine Bemerkung zu nubo, da der Schüler dieses sonst auch vom Manne gebrauchen wird, ebenso die Erwähnung der Phrase „jemand um etwas beneiden“, desgleichen §. 147 die Bemerkung, dass adspergo nur in eigentlicher Bedeutung den Acc. und Abl., in übertragener den Dativ und Acc. regiert; auch kann hier circumdo ganz wegbleiben. §. 194 soll es nicht heißen „das Relativ steht für sogenannt und für gemäß, nach, vermöge“, sondern „ein Relativsatz“ und „für gemäß mit einem Substantiv kann statt pro mit einem solchen ein absoluter Relativsatz angewendet werden (quae tua prudentia est oder qua prudentia es)“. §. 200 ist der Zusatz „nicht dem eines Deponens!“ überflüssig und sonderbar, dafür könnte hinzugefügt werden „mit wirklich passiver Bedeutung“. §. 204 ist ungenau und unklar. Die §. 211, 3 angegebene Umschreibung futurum sit (esset) ut ist aus lateinischen Autoren nicht zu belegen. §. 218 muss doch der Unterschied der Tempora kurz erwähnt werden. Bei §. 224 wird der Anfänger fragen „Wann ne non?“ Ebenso §. 229 „Wie wird Bedenken tragen construiert?“ Ferner §. 235 „Wie werden irreale hypothetische Perioden behandelt im Falle ihrer Abhängigkeit von einem verbum dicendi?“ §. 249 fehlt die Angabe des Unterschiedes von nonne und num. §. 268, 2 fehlt die Erwähnung der rhetorischen Fragen. §. 71 konnte neo wegbleiben, wie auch §. 138 adulor und aemulor. Überhaupt konnte der Grundsatz festgehalten werden, alle Spracherscheinungen zu übergehen, die sich im Lateinischen und Deutschen decken. Dadurch würde der Memorierstoff außerordentlich vermindert werden, ohne dass, was in einem zum Selbstunterrichte bestimmten Lehrbuche doppelt bedenklich ist, Nöthiges der Kürze zuliebe wegbleiben müsste.

Wenn von diesen Gebrechen, die in der Tendenz des Büchleins wurzeln, abgesehen wird, ist die 2. Auflage eine anerkennenswerte Leistung. Der Herausgeber hat große Sorgfalt auf die Fassung der Regeln verwendet und sie kurz und klar zu gestalten gesucht.

Auch die Auswahl und Gruppierung der Übungssätze ist im allgemeinen gelungen und geschickt. Ob aber bei dem geringen Umfange derselben (23 SS.) das Ziel, das sich der Herausgeber mit diesem Werkchen gesteckt hat, erreicht werden kann, möchte Ref. zu bezweifeln sich erlauben und zwar umsomehr, als das

Übungsmaterial lauter zusammenhanglose Sätze enthält, die nur gar zu leicht dem Lernenden sammt den grammatischen Regeln entfallen. Der Herausgeber sollte bei der nächsten Auflage darauf sehen, wenigstens solche Sätze aufzunehmen, von denen immer eine größere Reihe einem und demselben Gedankenkreise angehört, wenn er schon vor der größeren Schwierigkeit und Mühe, durchwegs zusammenhängende Stücke zur Einübung der grammatischen Regeln zu bringen, zurückschreckt.

Die Ausstattung ist nett, der Druck correct, sollte aber etwas größer sein.

Kleine lateinische Sprachlehre von Dr. Ferdinand Schultz. Ausgabe für Österreich. 22. Aufl. Neu bearbeitet von Emanuel Feichtinger, Professor am k. k. Staats-Gymnasium im V. Bezirke in Wien. Mit Erlass des h. k. k. Min. für C. und U. vom 21. Juni 1896, Z. 14.711 zum Unterrichtsgebrauche an österr. Gymnasien zugelassen. Wien, Friese u. Lang 1896. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferd. Schöningh. VI u. 273 SS. Preis geh. 1 fl. 10 kr., geb. 1 fl. 30 kr.

Im allgemeinen ist der Lehrgang in der vorliegenden 22. Auflage des altbewährten Schulbuches derselbe geblieben wie in der 21., die Ref. im Jahrg. 1892 dieser Zeitschr., S. 331 ff., besprochen hat unter Hervorhebung der Verdienste, die sich der Herausgeber der Ausgabe für Österreich um dieselbe durch Beseitigung einer Reihe von Übelständen erworben hat. Allerdings blieb noch viel zurück, das der Verbesserung bedurfte. Der Herausgeber hat sich dieser Aufgabe gewissenhaft unterzogen, so dass das Buch bis auf die Gruppierung des Lehr- und Lernstoffes eine vollständige Umarbeitung aufweist.

Behufs übersichtlicher und zusammenfassender Darstellung sind innerhalb der einzelnen Capitel mannigfaltige, mehr oder minder umfangreiche Umstellungen vorgenommen worden. Ref. weist z. B. auf posse hin, das früher unter den Anomala stand, jetzt aber mit Recht unter die Composita von esse eingereiht ist, auf die Umstellung von quicumque unter die Relativpronomina, auf die Gruppierung der Arten des Ablativs, auf die Umstellung der reflexiven Pronomina Cap. 38, die auch eine eingehendere Behandlung gefunden haben, auf die Erörterung der dass-Sätze, die nicht mehr in einem zusammenhängenden Abschnitte, sondern unter den verschiedenen Conjunctionen, die zum Ausdruck derselben im Lateinischen gebraucht werden, berücksichtigt sind, u. a. Manche Partie, die früher als Anhang zu einer anderen behandelt war, erscheint jetzt als selbständiger Paragraph, wie z. B. die Zeiten im Briefstile.

Der Übersichtlichkeit in der Gruppierung hat der Herausgeber soviel als möglich durch Anwendung typographischer Mittel nachzuhelfen gesucht; vgl. z. B. die §§. 66, 67, 232 u. a. Überall tritt Wichtigeres gleich durch den Druck hervor.

Was den Inhalt anbelangt, wurde Unentbehrliches hinzugefügt und, wo nöthig, Vorhandenes erweitert, so im Anfang der Abschnitt über die Quantität der Silben und die Betonung der Wörter oder die Lehre vom Reflexivpronomen §. 224, dagegen Unnöthiges und Ungehöriges gestrichen; Poetisches erscheint nicht mehr wie früher gleichwertig mit Prosaischem, sondern ist entweder ganz beseitigt oder in Zusätzen und Fußnoten berührt. Kürzungen treten uns zum Vortheile des Buches überall in der Formen- und Satzlehre entgegen. Die Geschlechtsregeln sind dadurch gekürzt, dass die Reimregeln aufgegeben sind und die einfachste Form für jene gewählt ist. Allerdings sind inconsequenterweise die Reimregeln der dritten Declination beibehalten worden, aber auch diese erscheinen stark reduciert und hie und da in eine bessere Form gebracht. Die Paradigmen der Declinationen sind vermindert und bei der Declination der Adjectiva unter Hinweisung auf die der Substantiva ganz gestrichen. Bei den sogenannten unregelmäßigen Perfecten und Supinen ist sorgfältig alles ausgelassen, was in der classischen Sprache nicht üblich ist oder selten vorkommt und in der Schullectüre überhaupt nicht nachweisbar ist. So wurden 11 derartige Zeitwörter trotz der Sichtung in der 21. Auflage und die zu den Anomala gehörigen ausgeschieden. Belehrend und anregend ist die Anführung von demselben Stamme abgeleiteter lateinischer und deutscher Wörter unter dem Texte. Allerdings wäre es zweckmäßiger, statt des Supinums einer selbst abgeleiteten Form das Particip. perfect. pass. oder, wo dies nicht vorkommt, das Particip. fut. activ. als Stammform anzuführen. Berichtigungen dort anzubringen, wo noch Unrichtiges oder zu Missdeutungen Anlass Bietendes in der früheren Auflage sich fand, hat der Herausgeber nicht unterlassen. So ist nun auch unter anderem die Aufstellung eines Potential in Hauptsätzen neben dem unter der Rubrik des irrealen Conjunctivs angeführten hypothetischen Potential beseitigt.

Bezüglich der Form hat der Herausgeber vor allem Präcision und Klarheit angestrebt, so dass die Regeln fast überall gedrängt und fasslich sind und in dieser Beziehung die neue Ausgabe sich vortheilhaft von den früheren unterscheidet.

Besondere Anerkennung verdient, dass in dieser Ausgabe fast alle Memorierbeispiele und der größte Theil der übrigen aus Nepos und Cäsar entlehnt sind, soweit die vorgeführten und zu belegenden Spracherscheinungen sich eben bei diesen Autoren finden. Wenn der Schüler bei den Beispielen, aus denen er die grammatischen Regeln erschließen soll, sich auf bekanntem Gebiete befindet, wird dies ihm seine Aufgabe sehr erleichtern, abgesehen davon, dass die Beispiele nach Inhalt und Form fester in seinem Gedächtnisse haften und so auch die Regeln festhalten werden.

Nicht einverstanden ist Ref. mit der Parallelstellung der nichtreflexiven Personalpronomina der 1. und 2. Person und

des Reflexivpronomens der 3. Person. Warum nicht is, ea, id er, sie, es einführen? Dies geschieht ja jetzt schon aus didaktischen Gründen in mehreren Grammatiken Deutschlands, in K. Schmidt-Thumsers, Wien 1894, und in Bennetts Latin Grammar, Boston 1895. Ist es denn so schwer, von nichtreflexiven und reflexiven Personalpronomen zu sprechen und dem Schüler klar zu machen, dass beim Personalpronomen der 1. und 2. Person für beide Arten nur eine Form vorkommt, beim Pronomen der 3. Person besondere Formen existieren, und zwar für das nichtreflexive die Casus obliqui von is, ea, id, für das reflexive sui, sibi, se? Bei iuvo ist ebenfalls aus didaktischen Gründen nicht iutum oder, wie oben erwähnt, besser iutus als Stammform, sondern adiutus zu setzen. Iuvaturus kann dann ganz wegbleiben und bei der Sallustlectüre gelegentlich seines Vorkommens als singuläre, nicht nachzuahmende Form bezeichnet werden. Die bisherige Angabe führt nur zur Verwirrung der Schüler. Nicht einverstanden ist Ref. ferner mit der Fassung der Regel über die Betonung der Wörter, an die ein que, ve oder ne angehängt ist (Cap. 1, 10. Zusatz), ebensowenig mit der Weglassung der Phrase alicui dicto audientem esse und dem Fallenlassen der Warnung, nach den Verben des Fürchtens das deutsche Futurum nicht durch den Conjunctiv der Conjug. periphrast. auszudrücken (§. 236, 2); wenigstens war sie in einer Fußnote anzubringen. Dagegen war §. 194, Zus. 1 admirationi esse wegzulassen, da es nicht belegt ist. Zweideutig ist §. 236, Zus. 7: Ein negativer Finalsatz wird mit neve angeknüpft. An jeden Satz? Ungenau ist §. 239 der Zusatz über non dubitare. Warum §. 246, Zus. 2 das seltene quamobrem st. quod, cur oder quare mit est erwähnen? Für die Anwendung kleineren Druckes bei den Distributiv- und Multiplicativzahlen ist kein Grund ersichtlich. Doch genug! Der Herausgeber wird auf dergleichen Dinge, die den Wert und die erhöhte Verwendbarkeit der neuen Auflage nicht sehr beeinträchtigen, selbst aufmerksam werden und dieselben beseitigen.

Der Druck ist gewissenhaft. Ref. erwähnt nur §. 336, Z. 7 veve st. neve. Die Ausstattung entspricht, wie alle Erzeugnisse dieser Verlagsfirma, allen Anforderungen. Die neue Auflage wird gewiss dazu beitragen, die Stellung dieses Buches in der Schule zu befestigen. Ref. kann es nur empfehlen.

Lateinische Schulgrammatik. Erweiterte Ausgabe der »Kleinen lat. Sprachlehre« von Dr. Ferdinand Schultz, weil. geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath zu Münster, bearbeitet von Dr. M. Wetzel, Oberlehrer am Gymnasium zu Paderborn. 3. verb. Aufl. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferd. Schöningh 1896. VIII u. 367 SS.

Die Anordnung des grammatischen Materials, aus dem schon bei der 1. Bearbeitung durch den neuen Herausgeber alles ausgeschieden wurde, was über das Bedürfnis der Schule

hinausgieng (vgl. diese Zeitschr. 1886, S. 838), ist wie in der 2. Auflage (vgl. diese Zeitschr. 1890, S. 46 ff.) so auch in der vorliegenden 3. im allgemeinen unverändert geblieben. Umstellungen finden sich, um Gleichartiges auch local zu vereinigen, nur beim Ablativ. Diese sowie die anderen minder bedeutenden hat der Herausgeber auf S. VII zur Orientierung in einer übersichtlichen Tabelle angeführt.

Das Hauptaugenmerk wurde aber auf die Vervollkommnung im einzelnen gerichtet. Viele Regeln und Erklärungen in der Formenlehre und Syntax erscheinen reduciert, manche stilistisch gefälliger und durchsichtiger gestaltet, selten vorkommende Formen und syntaktische Spracherscheinungen sind nicht mehr erwähnt, und ebenso finden sich vielfach in der Formenlehre und Syntax Berichtigungen nach Inhalt und Form. Viele Partien sind übersichtlicher geordnet, manches, was früher in der Regel stand, erscheint jetzt als Zusatz oder Anmerkung und auch umgekehrt. Alle unnützen Erklärungen sind gestrichen, die vorhandenen, wo es nöthig war, kürzer, klarer und fasslicher gestaltet. Auch typographische Mittel wurden geschickt verwendet, um das Wichtigere hervortreten zu lassen und die Übersichtlichkeit zu fördern. Auch das Capitel von der Wortstellung und dem Satzbau ist kürzer gefasst und zum Theile übersichtlicher gruppiert worden und von den wichtigsten Synonymen haben einzelne Artikel erklärende Erweiterungen erfahren (arm, finden, Glück, Land, väterlich, Welt), einzelne auch Kürzungen (Mann, Mauer), neu hinzugefügt sind die Artikel „Freigelassener" und „Truppen", weggelassen ist der Artikel „warum nicht?".

Besonders anzuerkennen ist die Neuerung, statt der bisherigen Musterbeispiele für die syntaktischen Regeln noch solche aus den gelesensten Partien von Nepos und Cäsar zu setzen, soweit sich die Regeln eben aus diesen Autoren belegen lassen. Die Schüler werden die Regeln aus diesen ihnen bekannten Sätzen der Classenlectüre leichter erschließen als aus ihnen unbekannten Sätzen.

Das Lehrbuch hat durch diese neue Auflage wieder an Brauchbarkeit gewonnen, und Ref. hofft, dass allmählich auch die noch vorhandenen Verstöße und Ungenauigkeiten schwinden werden, wie die Erwähnung der Städtenamen als Feminina in der allgemeinen Genusregel, während doch ihr Geschlecht mit Ausnahme derer auf -us in der 2. Declination nach den Endungen sich richtet; die Einreihung von posse unter die Anomala, da es doch ein Compositum von esse ist; die nicht ganz genaue Fassung der Regel über den Conj. fut. in den Fällen, wenn das Verbum keine Conjug. periphrastica bilden kann, da der Paragraph 273 noch immer keine Aufklärung gibt, was zu thun ist und was man nicht thun darf; die Anführung von ut nach interest und refert, die

Bemerkung von der Nothwendigkeit des Infinitivs bei affirmativem dubitare Bedenken tragen u. dgl.

Die Ausstattung ist nett, der Druck correct. Ref. kann auch die 3. Auflage nur wärmstens empfehlen.

Wien. Heinrich Koziol.

Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—1844 nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung 1844—1846 nach den großentheils ungedruckten Originalen herausgegeben von Dr. Anton Schlossar, Custos an der k. k. Universitäts Bibliothek in Graz. Mit einem Briefe Lenaus an Emilie von Reinbeck in Facsimile-Wiedergabe. Stuttgart, Adolf Bonz u. Cie. 1896. 8°, XII u. 275 SS. Preis 4 Mk.

„Wir haben uns seit zehn Jahren, und länger, schon so oft geschrieben, in guten und bösen Stimmungen, wir haben uns hie und da ein bißchen mißverstanden, gezankt, stets wieder versöhnt. dann wieder ein wenig geärgert; und über allen den kleinen Wechselfällen blieb unsere Freundschaft fest und unwandelbar... Alle Uneinigkeit zwischen uns ist irrig und dummes Zeug, nur die Liebe ist wahr und vernünftig in ihrem Bestande.“ So schrieb Lenau an Emilie von Reinbeck zehn Jahre nach seiner Bekanntschaft mit ihr (Brief vom 21. Nov. 1842, Wien; bei Schlossar S. 169). Dass Lenaus und Emiliens Freundschaft unwandelbar geblieben ist, zeigt das reiche Briefmaterial, das Schlossar in seinem Buche der Öffentlichkeit übergab. Das Bild der fürsorglichen, fast mütterlich bekümmerten Freundin des Dichters, welche nach dem übereinstimmenden Zeugnisse unter allen Frauen, die Lenau auf seinem Lebenswege begegneten — selbst des Dichters Mutter nicht ausgenommen —, den wohlthätigsten Einfluss auf ihn ausgeübt hat, wird durch die vielen neu veröffentlichten Briefe vervollständigt, veredelt und verklärt. Zahlreiche herrliche Geistes- und Herzenseigenschaften der edlen Frau erschließen sich vor dem Auge des Lesers, und der Andeutungen und Beweise, welch großen Einfluss sie auf die Geistesrichtung und poetische Thätigkeit ihres Lieblings genommen hat, finden sich genug. Leider ist es uns nicht gegönnt, dies Bild, das wir aus den Briefen Lenaus an sie gewinnen, durch ihre an den Dichter gerichteten Briefe zu ergänzen. Emiliens Briefe theilen das Geschick der Briefe der Frau von Stein an Goethe und einer anderen Freundin des Dichters, der Sophie Löwenthal; sie sind uns wie diese unwiederbringlich verloren. Lenau hat sie gewiss mitsammt den Briefen Sophiens und anderen in der Zeit des Ausbruches des Wahnsinns verbrannt. Ob dies bereits in der Nacht vom 12. auf den 13. October 1844, wie Schlossar S. 13 sicher annehmen zu können glaubt, oder erst später am 18. October vor Tagesanbruch oder vormittags, als er zahl-

reiche Papiere zerriss, geschehen ist — diese dreimalige Vernichtung von Papieren meldet Emiliens Bericht (Schlossar S. 210, 216; Schurz, Lenaus Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Stuttgart u. Augsburg, Cotta 1855. 2 Bde. II. 224, 232, 233) — ist nicht festzustellen. Briefe Emiliens aber an andere Personen, wie an Kerner, Mayer, Emma Niendorf (Frau von Suckow), sind uns erhalten.

Das Verhältnis Lenaus zu Sophie Löwenthal wird durch diese Briefe nicht weiter aufgehellt. Die mageren Nachrichten, welche Lenau an Emilie über seinen Verkehr mit Sophie sendet, beziehen sich fast alle auf für uns unwichtige Dinge (SS. 72, 84, 85, 153). S. 107 nennt er sie, ohne jedoch ihren Namen anzuführen, „seine Weisheit". Nur die erste auf Sophie bezügliche Notiz S. 62 („Auf nächsten Mittwoch bin ich nach Penzing geladen, wo ich jene gepriesene Unwiderstehliche im hellen Tageslichte werde zu besehen bekommen. Neulich war mir dies Glück nur im Dämmerlichte des Abends zutheil geworden. ..... Löwenthals Frau scheint mir noch immer das interessanteste Glied dieser sehr zahlreichen Hausgenossenschaft") berechtigt uns zur Annahme, dass der Dichter seiner mütterlichen Freundin von Sophie bereits erzählt habe. Lenau war der Frau Löwenthal am 8. November 1833 — wie ich meinen Nachforschungen zufolge annehmen zu dürfen glaube — zum erstenmal begegnet, als er ihr durch ihren Gatten vorgestellt wurde. Dass er in den vielen Briefen an die Stuttgarter Freundin der Frau fast niemals gedachte, welcher er mit der leidenschaftlichsten Liebe zugethan war, darf uns nicht wundernehmen; denn Lenau verbarg seine Liebe zur Frau seines Freundes Löwenthal ängstlich wie ein Geheimnis selbst vor seinen Freunden und Verwandten; nur in den zahlreichen geheimen Briefen an sie, wie sie Frankl veröffentlichte, und in vielen an die Geliebte gerichteten Liedern hat er das Unglück seiner unbefriedigten Liebe niedergelegt.

Lenaus Briefe an Emilie stechen durch den ruhigen Ton aufrichtiger Verehrung und fast kindlicher Zuneigung, welche er ihr entgegenbrachte, wohlthuend ab von den in wild-leidenschaftlich aufgeregter Sprache geschriebenen Briefen an Sophie. Des Dichters offene Briefe an die Wiener Freundin reden allerdings nicht die Sprache ungebändigter und unbefriedigter Liebesglut wie die geheimen; sie sind zumeist in Worten maßvoller Freundschaft abgefasst. Aber sie gewähren uns nicht jenen Reichthum von Nachrichten verschiedenster Art, welche uns Lenaus Briefe an Emilie bieten. Wenn in den Briefen an Sophie die heftige Liebe reichlichere Nachrichten über Literatur und literarische Verhältnisse zurückdrängte und zumeist nur die Mittheilung persönlichen Wohlbefindens, Worte des Dankes und der Wertschätzung gegen die Freundin und Berichte über seine Gesellschaften und täglichen Arbeiten aufkommen ließ, so weisen uns die Briefe an Emilie das Gegentheil auf. Sie geben uns ein ziemlich genaues und klares

Bild von der poetischen Thätigkeit des Dichters in den Jahren 1832—1844.

Wenn ich im Nachfolgenden bei der Schilderung Emiliens auf analoge Stellen in den Briefen Lenaus an Sophie verweise, so thue ich es nur, um zu zeigen, dass Lenau oft die gleichen Worte und Gedanken in den Briefen an Emilie und Sophie gebrauchte, wie es ihm ja durchaus nicht fremd war, ein und dasselbe Lob verschiedenen Frauen zu spenden: die im Faust „zur Verherrlichung der österreichischen Küche“ eingefügten Verse (1481—1486) versicherte er, nach Schurzens Mittheilung, zu Ehren seiner Schwester Therese geschrieben zu haben; aber er sagte dies auch der Schleifer, der Reinbeck, der Kerner, vielleicht auch der Mayer, der Uhland, der Löwenthal (vgl. Schurz I 250).

Das Bedeutsamste und Interessanteste aus den bisher unveröffentlichten Briefen herauszuheben — die bereits veröffentlichten berücksichtige ich nicht —, scheint mir nicht unpassend. Emilie tritt uns in den Briefen als „treue“ (121), „unaussprechlich theure Freundin“ (125), als „köstliche Frau“, als „echte, deutsche Hausfrau“ (121), als die „theuerste der Frauen“ entgegen. Unermüdlich preist der Dichter ihre Vorzüge: ihre große Bescheidenheit (65), „einen schönen Zug ihrer schönen Seele“ (90), „die Fülle unverdrossenster und aufopferndster Liebe, womit Emilie und Georg von Reinbeck ihn in seiner Krankheit gepflegt, ertragen und beglückt, womit sie ihn gerührt und überzeugt haben, dass seine Sachen auf Erden noch immer recht gut stehen“ (150 f.); „kein Wort, betheuert er, kann sie nennen, und der wärmste Blick ist nur eine schwachschimmernde, vergängliche Spur der Verehrung, mit welcher ihr sein Herz ergeben ist“ (38); „sie hat seit einer Reihe von Jahren sein Leben mit ihrer unwandelbaren Liebe gesegnet“ (61); „ihre schöne, milde Hand hat ihm oft seine schwarzen Raben von seinem Haupte gescheucht, segenspendend, fluchabwehrend“ (126); „der Himmel hat sie reichlich beschenkt mit seltenen Gaben“ (182); Lenau segnet den Tag, an dem er ihr Haus betrat, und er segnet ihr Herz, „das ihm Trost und Freude bringt, so lang er lebt“ (88), gleichwie er Sophiens „Invasion segnet, dass sie in sein Leben eingedrungen war“ (Frankl, Lenau und Sophie Löwenthal. Stuttgart, Cotta 1881. S. 173). Wie der Dichter durch Sophie „besser geworden“ (Frkl. 87) und „in ihrem Umgang eine Bürgschaft des ewigen Lebens gefunden hat“ (Frkl. 11), so ist er es auch durch Emilien; „seine Aussicht über diese Erde hinaus ist durch sie schöner und heller geworden“ (S. 38). Emilie ist nicht nur „Freundin seines Herzens, sondern, wenn ihr schöner Glaube wahr ist, wie er selbst glaubt, Freundin seiner Ewigkeit“ (75). Sophiens Geburtstag ist sein „zweites Weihnachten“; „an diesen schönen Tag knüpfte sich seine tiefste Klage und sein unermessliches Glück“ (Frkl. S. 87, 59; Schurz I 380, II 199). Nicht anders ist ihm der Geburtstag der Stuttgarter Freundin

„ein gar theurer und lieber Tag, den er in Ehren hält, seit er sie kennt“ (191); „denn an ihm hat sein guter Lebensgenius soviel Tröstendes, Versöhnendes, Beglückendes und Erhebendes für ihn geknüpft“ (125). „Die hundert Meilen, die sich zwischen ihrem Hause in Stuttgart und ihm sich so schrecklich breitlümmeln (vgl. Frankl a. a. O. S. 150, 156, 161), sind ihm' der verhassteste Strich Landes auf Gottes weiter Erde“ (68). Wollte der Dichter öfters aus Sehnsucht nach Sophie von Reichenau alsogleich zu ihr aufbrechen (Frankl S. 4, 5), so drängt es ihn, von Esslingen und vom Rhein aus zu Emilie nach Stuttgart in die Friedrichsstraße zu laufen (S. 24, 40). Sieht er den Schlüssel an, den er in seiner Zerstreuung von Stuttgart nach Wien mitgenommen, so ist ihm dies „ein trauliches Anknüpfen an sein Zimmer in Stuttgart und an ihr Zusammenwohnen“. Sogar in der Ferne spürt er ihren wohlthätigen Einfluss, da sie ihm schreibt. Sie schickt außerdem „so schöne und korrekte Briefe, dass sie den minder korrekten Österreicherinnen damit Respekt einjagt“ (76). „Das Beste wäre jedoch“, meint er treuherzig selbst, „wir wären alle immer beisammen“ (74).

Hat er Sophie in seinen Briefen des öfteren mit „Sopherl“ angerufen, so nennt er Emilie „Millerl“ (107, 110, 115, 117), „Miltscherl“ (77, 96). Der Dichter mahnt sie, wie Sophie, oft zur Pflege ihrer Gesundheit (58, 63, 69, 71, 74, 78, 80, 128); hatte er Sophie ermuthigt, sie möge sich ihren Kunstzweig, die Blumenmalerei, nicht „entgöttern“ lassen (Schurz I 285), so treibt er Emilie fortwährend zur Ausübung ihrer Kunst an (46, 64, 86, 105, 139, 140, 168, 176, 184) und bittet sie, „sie möge sich die Freude an ihrer Kunst durch nichts in der Welt verkümmern“ (140). Manchmal hat er die Freundin mit rauhen und scheinbar kalten Ausbrüchen seiner üblen Laune gekränkt; doch sie stammten nicht aus bösem Grunde, sondern waren nur der Aufschrei eines kranken Herzens (70), wie er auch Sophie versichert (Frankl, S. 101). In „Poesie, Liebe und Freundschaft will er durchaus nichts Gemachtes haben“ (94); ein Gleiches schreibt er an die Wiener Freundin (Frankl, S. 128). Da lässt er gerne „das heilige, absolute Recht des Herzens walten und will sein Herz nicht behandeln wie einen Hund, den man mit Püffen dressiert“ (94).

Die begabte Künstlerin, die selbst Makamen verfasste, übte aber auch bedeutenden Einfluss auf Lenaus dichterische Thätigkeit aus. Er hat ihr allerdings nur ein einziges Gedicht („In das Stammbuch einer Künstlerin“) und dies bald nach seiner Bekanntschaft mit ihr gewidmet, während er Sophie in vielen Gedichten feierte. Aber dessenungeachtet erhielt er durch sie mannigfache Anregung zum Dichten. Das große Interesse, welches Emilie den Erzeugnissen seiner Muse entgegenbrachte, bewog den Dichter, fast in jedem Briefe über den Stand seiner poetischen Arbeiten, über die Marionetten, Anna, Mischka, Johannes Ziška, Faust,

Savonarola, Albigenser, Don Juan, über neue Entwürfe oder bereits verfasste Gedichte zu berichten. Oft legt er sogar die jüngsten Kinder seiner Muse den Briefen an die Freundin bei, bald um einer Bitte zu willfahren (48) oder ihr ein kleines Angebinde zu ihrem Geburtstage zu überreichen (191), bald um sie mit denselben zu überraschen und zu erfreuen. So sind denn nicht weniger als 29 Gedichte den Briefen an Emilie und deren Gatten beigegeben, nämlich: S. 25 Frühlingstod — S. 34—37 Atlantica (1. Freundlich wehn; 2. Still, jedes Lüftchen; 3. Wie fern, wie fern) — S. 39 Frühlingsblicke — S. 40 f. Asyl — S. 49 ff. Polenflüchtling — S. 51 f. Waldgang — S. 53 Bestattung — S. 53 f. Scheiden — S. 90 Crucifix (gedichtet am 21. Februar 1836) — S. 90 f. An den Tod — S. 91 An meine Mutter[1]) — S. 99 Frage („Bist du noch nie") — S. 107 f. Der schwarze See — S. 123 f. Der Kranich — S. 126 f. Sein Feld besät[2]) — S. 129 f. Herbstgefühl — S. 130 Einsamkeit[3]) — S. 132 Der Altaussee-See und Waldbachstrub[4]) (im Sommer 1839 von Lenau in ein Fremdenbuch in Aussee geschrieben) — S. 146 f. Naturbehagen (gedichtet am 14. Januar 1841 in der Nacht) — S. 161 f. Mein Herz — S. 175 f. Die Nonne und die Rose (gedichtet am 19. August 1843) — S. 179 ff. Waldlieder (1. Die Vögel fliehn; 2. Am Kirchhof; 3. Bist fremd du) — S. 191 f. Waldlieder (1. Der Nachtwind hat; 2. Rings ein Verstummen) — S. 193 Korybanten.

Durch Einfügung der Gedichte in die Briefe gewinnen wir nunmehr die Möglichkeit, eine theils genaue, theils annäherungsweise richtige Chronologie der Gedichte festzustellen. Zahlreiche in den Briefen gemachte Andeutungen liefern zudem wertvolle Beiträge zur Ermittlung der Abfassungszeit größerer Dichtungen, wie einzelner Partien derselben, so z. B. des Gesanges in den Albigensern: „Wanderers Gruß", zu dessen Abfassung Emilie selbst durch ihre Gewohnheit, vor ihren Fenstern in Stuttgart die Tauben zu füttern, Veranlassung gab (126). Auch das hübsche Motiv zum „Vogelnest" in den Albigensern gewann der Dichter, als er mit der Freundin in den Kreuzgang des ehemaligen Klosters

---

[1]) Nach zwei mir vorliegenden Handschriften am 19. Februar 1836 gedichtet. Die eine der beiden Handschriften hat keine Überschrift, die andere dagegen zwei: »Todeswunsch« und »Der Seelenkranke«, von welchen die erstere vom Dichter selbst gestrichen ist. Er nahm das Gedicht unter dem Titel: »Der Seelenkranke« unter die Sonette seiner »Neueren Gedichte«. Stuttgart, Hallberger 1838, S. 160 auf.

[2]) Bildet den 22. Gesang der »Albigenser« unter der Aufschrift: »Wanderers Gruß«, V. 2731—2768.

[3]) Nach einer mir vorliegenden Handschrift am 1. November 1838 verfasst. Die angeführten Handschriften der Gedichte sind Eigenthum des Herrn Baron Arthur Löwenthal.

[4]) Unter dem Titel: »See und Wasserfall« zuerst 1840 in die 2. Auflage seiner »Neuen Gedichte« aufgenommen.

n Wimpfen eintrat. Über die Albigenser selbst hatte ihm Emilie o „scharfsinnige und feinfühlige Winke“ gegeben, dass er „von hrem vorarbeitenden Beistand in der That wesentlichen und höchst ankenswerten Vortheil erwartete“ (154). Den Stoff zum Gedichte ‚Naturbehagen“ nahm er aus ihrem „unvergleichlichen, alten Valdbuch“ (146). Seinen „Mischka a. M.“ verdankte er einem hrer schönen Bilder (170). Ein andermal machte sie für den Dichter Auszüge aus einer Chronik und fügte selbst eigene Entvürfe für Dichtungen hinzu. Auch einen Trauerspielstoff theilte sie dem Dichter mit (119). Die „feine und gemüthvolle Art, wie sie einmal ein Crucifix an einer Felswand vertheidigte, hatte eine ästhetische Grille Lenaus zum Schweigen gebracht“ (90). Merkwürdig dabei aber war ihm, dass er und Emilie sich zu g l e i c h e r Z e i t mit dem Kreuze beschäftigten (90); denn er verfasste sein Gedicht „Crucifix“ um dieselbe Zeit, da Emilie ihre Vertheidigung niederschrieb. Auch Sophie und Lenau hatten im Jahre 1844 zu gleicher Zeit einen ganz gleichen Gedanken über den Frühling, und zwar „einen ganz specifisch eigenthümlichen“ (Schurz II 151). Emilie war ferner gar oft „eine theilnehmende Freundin seiner ästhetischen Leiden und Freuden“ (60). Auch „die Worte aus ihrer lieben Seele gehören wesentlich zu der Harmonie des Schönen, die ihn in den Bergen stärken und zu einer tüchtigen Arbeit beleben soll“ (155). Da er seinen „Savonarola“ anfängt, bittet er sie um ihren freundlichen Segen zu dieser Arbeit (93). Wenn Lenau nur einen bloßen Blick auf das von Emilie gemalte Bild „Lilla“ wirft, so geht ihm das Dichten gleich wieder besser von der Hand (45). Häufig liest er der Freundin Gedichte vor. Den „Faust“ hat er ihr so oft vorgelesen, dass er ihr nach dem Verluste des Manuscriptes mittheilte, die ersten Concepte sogleich aus dem Gedächtnis ergänzen zu können. Frühling und Sommer 1835 will er recht arbeiten und im Herbste „die Garben binden und zu ihr eilen“ (76). „Von den Früchten seines Herzens, seinen Gedichten, darf die Freundin als reichbetheiligte Miteigenthümerin derselben ohneweiters pflücken“ (112). War Lenau reich belohnt, wenn Sophie an seinen Gedichten Freude empfand, so sah er Emilie gegenüber den schönsten Erfolg seiner Poesie darin, dass sie einige seiner Gedichte „würdig befunden hatte, ihren Pinsel zu beschäftigen“ (54). Daher ersuchte er sie auch öfter, einzelne Scenen seiner Dichtungen zu malen, so Pierre von Castelnau a. d. Rhone, den Fischer (139). „Malen Sie fleißig,“ bittet er ein andermal, „liebe Emilie: Mischka, Klara Hebert, Faust und Anna!“ (177). Für eine neue Arbeit aber (Savonarola) war es ihm „eine gute Vorbedeutung, wenn sie im Entstehen schon ein Bild (z. B. „Savonarola und der Prior“) in ihrer Seele weckte“ (96 f.). Die mütterliche Freundin verschwieg aber bei aller ihrer Freude über Lenaus Dichtungen ihren Tadel nicht. So hat sie an dem Gedichte „Scheiden“ den Ausgang, „den kalten Trost“, wie sie ihn nennt,

auszusetzen (54). Auch verhehlt sie ihm nicht „die Klage seiner christlichen Freunde“ (= der Schwaben) über seine Albigenser. Doch da duldete der Dichter keine Einsprache: „Ich mag an meinen Freunden,“ erwidert er darauf, „nicht sehen, wie sie über mich und meine Tendenzen sauerliche, bedauerliche Gesichter schneiden. Sehe jeder, wie er's treibe und dass er mit dem Teufel fertig werde, der auch mit dem allerchristlichsten Symbolum zu hantieren und die himmlischen Papiere täuschend nachzuahmen weiß. Wir kennen uns!“ (168).

Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck bringen zudem interessante Notizen über verschiedene literarische Persönlichkeiten, wie über Berthold Auerbach 195, Dräxler Manfred 45, Eduard Duller 89, 91, Michel Enk von der Burg 177, Ferdinand Freiligrath, G. G. Gervinus 120, 144, 188, Betty Paoli (Elisabeth Glück) 167, Goethe 46, 52, 103, Franz Grillparzer 89, 246, Karl Grüneisen 42, 66, Georg Herwegh 158 f., Justinus Kerner 23, 38, 66, 89, 92, 112, 146 ff., 166, 183, 185, Theobald Kerner 168, Max Löwenthal 62, 68, 72, 104, 137, 158, 173 f., Sophie Löwenthal 62, 68, 72, 83, 84 f., 153, Johannes Martensen 92, 95, Karl Mayer 26, 31, 33, 38, 56 f., 69, 91 f., 116, 129, 146, 162, Gustav Pfizer 38, 92, 171, 213, Paul Pfizer 66, 92, 172, Karoline Pichler 47, 52, Friedrich Rückert 81, 156, M. G. Saphir 72, Ferdinand Sauter 126, Friedrich Schiller 71, 81, 85, 87, 155, M. L. Schleifer 43 f., 46, 107, 110, 118, 140, Gustav Schwab 38, 52, 66, 78, 92, 141, Alexander von Ungern-Sternberg 94, 96, Emma von Suckow (Niendorf) 152, Ludwig Uhland 66, 92, 109.

Ohne Rückhalt eröffnete Lenau ihr seine Ansichten über literarische Verhältnisse. So schilderte er ihr mit dem lebhaftesten Unmuth die „Censurpolizeisecatur“ (107), welcher er sich mehrmals in Österreich unterziehen musste (95, 107, 109, 111, 112, 113, 114; s. Frankl 117, Schurz I 372). An mehreren Stellen bricht des Dichters ungebändigter Stolz hervor. Da er aus einem Briefe Emiliens herauszulesen glaubt, „als hätte er schon einmal daran gedacht, im Grafen Alexander von Württemberg einen Mäcenas zu suchen“, bäumt er sich im hellen Zorne gegen diese Zumuthung auf: „Ich brauche keinen **Mäcen**,[1]) das ganze deutsche Volk ist mir zum Mäcen nicht gut genug ... Mäcen ist Gnadenherr, und das Wort Gnade hat ein Schuft erfunden“ (55). „Die bairische Musenhetze,“ schreibt er ein andermal, „die sovie. Ähnlichkeit hat mit der bairischen Gebirgsjagd am Bartholomäussee, wo die Hirsche ins Wasser gehetzt und schwimmend erschossen werden, — ist mir unerträglich. Wie alles Forcierte, bleibt auch diese Prachtparade des bairischen Musendrillmeisters des Königs

[1]) Vgl. in der 1. Auflage der Gedichte 1832, S. 11 „Der feile Dichter“: „Die Muse muss zur Metze sich erniedern, | Der Dichter sendet sie zum Mäcenaten.“

hne Wirkung aufs Leben" (138 f.). Gewaltigen Unmuth erregt ı ihm die Lieblosigkeit der Recensenten betreffs des Frühlings-lmanachs (1835) S. 83. Er rüstet sich aber auch wider seine tegner, da er sich allen Ernstes auf eine Professur der Ästhetik nit Studien, die ihm nie so vonstatten giengen, vorbereitet, und rill den dünkeldummen oder geradezu schlechten Kerlen einen Lampf auf Leben und Tod eröffnen (84 f.).

Nicht besser als den Recensenten ergeht es den Dichtern: „Die Gedichte eines Lebendigen machen auch hier Aufsehen. Neulich las ich in den Deutschen Jahrbüchern eine Anzeige derselben von Ruge. Er begrüßt Herwegh als den Begründer einer ganz neuen lyrischen Ära, und ich bin herzlich froh, dass wenigstens der lyrische Messias endlich erschienen ist und wenigstens das Geschrei nach diesem endlich verstummen wird. Dass in jener Anzeige die Leistungen Grüns vollkommen mit Stillschweigen übergangen werden, that mir im Interesse Grüns leid, obschon er durch sein zweideutiges Benehmen die verringerte Theilnahme an seinen Schriften zum Theil verschuldet hat. Auch seine Muse hat das Hetärenlos der politischen Muse überhaupt: schnell und ohne wahre Liebe genossen, bald und ohne Dank vergessen zu werden. Der Augenblick ist immer treulos, der unsere zumal ein Wüstling und nicht würdig, dass man sich ihm in die Arme werfe, was auch die Herren über unsere Zeit für schöne und hochpreisende Delierien absingen mögen" (159 f.). Das Treiben der Wiener Litteratoren (Herbst 1834) war ihm höchst unerquicklich und anwidernd: „Das feindet sich an," bemerkt er verächtlich, „das beneidet sich wechselseitig um jeden Bissen Ruhm und sucht solchen vom Maule wegzuschnappen" (65). Gegen das Wiener Publicum hatte er 1835 einen neuen Widerwillen gefasst, seitdem es sich ganz und gar von Herrn Saphir und seinem Anhange beherrschen ließ (72). Gegen den herrschenden Geschmack des Tages tritt er in lebhafte Opposition durch seinen Savonarola: „Dieser Geschmack ist, beiläufig gesagt, ein schlechter Bastard der französischen Revolution. Die höchsten Interessen der Menschheit werden noch immer durch die trübe Brille der französischen Encyklopädisten betrachtet, eine Brille, die durch den Blutdampf der Guillotine und die Napoleonischen Schlachten nicht durchsichtiger geworden ist, als da sie noch auf der Nase Voltaires saß. Aber es gibt, wenn auch wenige, Herzen, die dem Geschmack des Tages so wenig huldigen, als ich. Und für diese schreibe ich mein Gedicht. Wird mir einiger Beifall, so ist dieser umso unzweideutiger, als ich ihn nicht durch lose Accommodation an die Launen des Publicums werde erschlichen haben" (98 f.). Selbst Goethe kommt nicht ungerügt weg: „Dass die Poesie den profanen Schmutz wieder abwaschen müsse, den ihr Goethe durch 50 Jahre mit classischer Hand gründlich einzureiben bemüht war; dass die Freiheitsgedanken, wie sie jetzt gesungen werden, nichts seien als ein conventioneller

Trödel; dass eine Zeit kommen werde, wo das jetzt für Unsinn Geltende sich als Tiefsinn erweisen soll, davon haben nur wenige eine Ahnung. Die Morgenstrahlen einer wahrhaft geweihten Kunst werden immer nur die Bergesgipfel empfangen, in den Schluchten aber werden sie nie populär werden, weil die Sonne in die letzteren erst hinabschaut, wann der Morgen bereits vorüber ist“ (103).

Ja sogar die eigenen Freunde schont er nicht. Welch harte Worte spricht er nicht über den „liebenswürdigen“ Karl Mayer (60), über seinen von ihm so hochgeschätzten, wackeren Schleifer (140). Aber dabei fehlt es auch nicht an erheiternden, humorvollen Stellen in seinen Briefen. Sehr humoristisch zeichnet Lenau Eduard von Feuchtersleben, den Bruder des Dichters (135). Von großem Interesse sind auch seine Urtheile über verschiedene, in der Kunstausstellung in Wien (Januar 1839) aufgestellte Gemälde von Karl Marko, Karl Rottmann, Friedr. Loos, Friedr. Gauermann, Friedr. Amerling und Franz Schrotzberg (114, 115); auch mehrere im Museum zu Amsterdam befindliche Gemälde von Ruisdael, Nikolaus Berghem, Nikolaus Bauer, Haarlem und Corregios „weinende Magdalena“ bespricht er (S. 27, Schurz I 184).

Wie alle Briefe Lenaus sind auch die an Emilie reich mit treffenden Vergleichen durchsetzt. Wie schön ist nicht der Vergleich vom Ebben und Fluten in seiner Seele, wobei ihm die Ebbe als heitere Stimmung, der Schmerz als Flut gilt (77, 78)! Der ihn begleitende Gedanke Emiliens ist ihm ein Schmetterling (22); fünf Instrumentalstimmen klingen wunderbar zusammen wie fünf harmonische, liebende, in wechselseitiger Umschlingung hinscheidende Seelen (22); die Freuden bei Emilie sind seiner Erinnerung grüne, ewig grüne Gestade, auf die er sich gerne zurückflüchten wird aus den Wellen seines bewegten Lebens (24); der Großvater Hartmann ist ihm eine ehrwürdige Familieneiche (77); die vielfach durchfurchte Stirne Baaders erscheint ihm als ein wahrer Exercierplatz der Gedanken (100), die Blitze seines Geistes steigern sich zu einem beständigen Wetterleuchten (101); sein poetisches Wirken ist ihm nur wie ein fortgeführter Jugendtraum (102); eine heimliche Zelle ist sein Herz (102); die Morgenstrahlen einer wahrhaft geweihten Kunst werden immer nur die Bergesgipfel empfangen (103); er schläft die Zinsen des Capitals der Müdigkeit aus, welches er in seinen Gliedern stecken hat (106); der unselige Haudererwagen ist ein vierräderiger Backofen (108); „welche Stimmen“, ruft er einmal aus, da er „Almerinnen“ singen hört. „Eine schwindelnde Höhe, wie die der steirischen Felsen, eine Reinheit, wie die der Alpenluft, und eine süße Stärke, gleich jener des steirischen Weins“; und dergl.

In sprachlicher Hinsicht sind mehrere Eigenheiten anzumerken: Eingedenken (= eingedenk sein) 52; Weibling (= weibischer Mann) 54; genießen einer Sache 122; lehren mit Acc. der Sache und Dat. der Person 65; durchlesen (Partic. Perf. für durch

·lesen) 129; das feindet sich an, das beneidet sich (vgl. Schiller, 'allenstein: „Das denkt wie ein Seifensieder") 65; Ich bin in ·r Traube (= Gasthaus in München) abgetreten (für abgestiegen) 50; Mahnerbrief (für Mahnbrief) 162; Schillersvorstellung 57; e zusammengesetzten Worte: dünkeldumm 84, herzgediegen 150, umenblutrothschimmernd 132; die der Sprache des gewöhnlichen ebens angepassten Worte: Censurpolizeisecatur 107, Lachgewieher 35, Allerweltskerlerei 185, Schnauzenhaftigkeit 135; auch Wortpiele kommen zahlreich vor: außer der Ordnung, in der Ordnung 6, Forscher, Geforschten. Durchforschten 62, München, tünchen, bertünchen 150, lecken oder necken 183, Kehle, Seele 104.

Schlossars Buch bringt uns im ganzen 90 Briefe Lenaus an Emilie und 13 Briefe an ihren Gatten, Georg von Reinbeck; ferner inen Brief des Dichters an Mariette Zöppritz (Schwester Emiliens), Vien, 21. October 1834 (S. 15—17), in welchem er für das ihm 'on Mariette gemalte Bild Emiliens dankt. Dem Briefe ist das Gedicht „An einen Trauernden" beigelegt (in der Ausgabe: Neuere Gedichte. Stuttgart, Hallberger 1838, S. 182 betitelt: „Zuflucht"); einen Brief Lenaus an Kerner (Stuttgart, 8. December 1835, S. 15), mit dem Beileide über Ehemanns, Kerners Schwiegervaters, Tod. Außer diesen Lenau'schen Briefen bietet Schlossar noch einen Brief Schurzens an Emilie, Wien, 24. Februar 1834, sammt dem Gedichte „Ahnung" (S. 11—13), endlich ein bisher ungedrucktes Gedicht Lenaus: „An Fräulein Julie (Hartmann) zu ihrem Geburtstage", gedichtet zu Salzburg am 14. August 1834 (S. 18).

Von den 90 Briefen Lenaus an Emilie sind 45 theils von Schurz (32), theils von Schlossar (13) schon veröffentlicht, und zwar hat Schurz 5 Briefe fast vollständig, 27 nur in Bruchstücken mitgetheilt. Es wäre nun sehr erwünscht gewesen, wenn der Herausgeber bei diesen Briefen oder wenigstens im Vorworte angemerkt hätte, wo sie bereits und ob sie mehr oder minder getreu bekannt gemacht worden sind. Die Ansicht Schlossars (S. VI), dass die von Schurz gebotenen Brieffragmente in dessen Werke vielfach nur ganz ungenau zum Abdrucke gebracht seien, kann ich nicht theilen. Ein Vergleich zeigt, dass nur unbedeutende Abweichungen vorkommen. Wenn ferner der Herausgeber dem Wunsche der Verlagsbuchhandlung entsprechend die moderne einheitliche Orthographie durchgeführt hat (S. VI), so kann ich dies nicht billigen und hätte einen diplomatisch-getreuen Abdruck vorgezogen. Auch hat er ja selbst die Regel nicht streng beachtet. So liest man z. B. „Production" neben „Produktion", „Delierien" neben „Delirien".

Als Anhang hätten auch die vier Briefe Sophiens an Emilie beigegeben werden können, welche in der Neuen Freien Presse vom 23. Juli 1891 von Schlossar und im Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 1891, S. 614 ff. von G. Karpeles mitgetheilt sind, da sie eine willkommene Ergänzung des Krankenberichtes Emiliens bilden.

Zweimal weiß Schlossar Briefdaten nicht genau zu bestimmen. So schreibt er S. 43: Salzburg, September oder October 1833. Nach meiner Ansicht soll es heißen: Salzburg, 26. September 1833. Meine Annahme fußt nämlich auf folgenden Gründen: 1. Im Briefe Lenaus an Schurz, Augsburg, 22. September 1833 (Schurz I 229) heißt es: „Morgen (also den 23. September) reise ich nach Salzburg und von dort ohne Verzug zu unserem lieben Schleifer.“ Demnach erfolgte am 23. September die Abreise von Augsburg. 2. Nach Lenaus Brief an Schurz, Gmunden, 27. September 1833 (Schurz I 230) war er am 27. September bereits in Gmunden und hatte Schleifer besucht. 3. Im vorliegenden, zu datierenden Briefe schreibt Lenau: „Gestern um Mitternacht hier angekommen, sehr müde und schläfrig von der weiten Tagreise (von München bis hierher).... Morgen reise ich zu meinem Schleifer... Von hier (Salzburg) geht mein Weg nach Ischl, nach Hallstadt, von Hallstadt nach Gmunden. Abends bin ich da.“ Am 27. abends kam Lenau nach Gmunden; am Tage vor seiner Abreise dorthin, am 26. schrieb er in Salzburg seinen Brief an Emilie; in Salzburg war er am 25. September um Mitternacht eingelangt. Der 26. September wird also aus den nachstehenden Angaben erschlossen: Abreise von Augsburg 23. September; Ankunft in München 23. September abends oder nachts; Ankunft in Salzburg 25. September um Mitternacht; daselbst Brief geschrieben; Abreise nach Gmunden 27. September früh; Ankunft daselbst abends; nach seinem Einlangen schrieb er noch an Schurz. Lenau war ja gewohnt, halbe Nächte, selbst auf Reisen mit Schreiben zu verbringen. — S. 60 soll es statt: Wien, 20. September 1834 richtiger vielleicht: Wien, 15. September heißen; denn nach dem Briefe Lenaus an Schurz, Wien, 22. September (Schurz I 274 f.): „Mittwoch habe ich in Penzing bei Max gespeist“, war Lenau Mittwoch, den 17. September, bei Max zu Gaste gewesen. Da es in unserem Briefe heißt: „Auf nächsten Mittwoch bin ich nach Penzing geladen, wo ich jene gepriesene Unwiderstehliche im hellen Tageslichte werde zu sehen bekommen“, muss er vor dem 17. September geschrieben worden sein. Er wurde aber jedenfalls erst nach dem 10. September abgefasst, weil Reinbeck am 10. September dem Dichter von der Cholerine Emiliens Mittheilung gemacht hatte. (Vgl. Lenau an Emilie, Wien, 5. October 1834, Schlossar S. 64: „Reinbeck schrieb mir am 10. September, Sie seien von der Cholerine befallen worden.“) Reinbecks Brief vom 10. September konnte, da ein Brief von Stuttgart nach Wien gewöhnlich in fünf Tagen befördert wurde, bereits am 14. September abends oder längstens am 15. in Wien sein. Lenau hatte ihn jedenfalls noch vor der Abfassung des seinigen erhalten; denn er schreibt in demselben (S. 63): „Auch die fatale Cholerine, an der Sie litten...“ Es ergibt sich daher als wahrscheinlichstes Datum der 15. September. — S. 113 findet sich ein Brief, datiert (Wien), 16. Januar 1839.

Schurz (II 1) datiert den Brief: „Wien, etwa den 15. Januar 1839.“ Der Brief scheint demnach im Originale kein bestimmtes Datum zu tragen. Das Datum 16. Januar ist übrigens nicht anzufechten. — S. 206, Z. 17 steht der Bericht Emiliens „über Lenaus Erkranken“: „den 20. September kam Niembsch aus Wien zu uns zurück“ im Widerspruche mit Lenaus Brief an Sophie, Stuttgart, 24. September 1844 (Schurz II 200): „den 21. bin ich hier angekommen.“ Doch dürfte sich Lenau hier geirrt haben, da auch durch seinen Brief an Sophie, München, 19. September 1844 (Schurz II 199): „Heute Nachmittag 3 Uhr gehe ich von hier nach Augsburg und um 7 Uhr abends mit dem Eilwagen nach Stuttgart, wo ich morgen mittags eintreffen werde“ der 20. September als Tag der Ankunft angegeben wird.

Ferner sind dem Herausgeber zwei Briefe Lenaus an Georg von Reinbeck entgangen. Der eine der beiden Briefe, welcher S. 77 einzureihen gewesen wäre, trägt das Datum: Wien, 5. Mai 1835 und enthält Nachrichten über die Beiträge des Erzherzogs Karl (400 fl. C. M.), des Generals Grafen Grünne(?) (70 fl. C. M.) und des Hofrathes Kleyle (10 fl. C. M.) für das Schillerdenkmal in Stuttgart, sowie Mittheilungen über Lenaus Thätigkeit und den von ihm an Schwab gesandten Beitrag zum Musenalmanach. Dieser Brief wurde schon im Schwäbischen Merkur 1880, Nr. 235, Sonntagsbeilage veröffentlicht und in der Neuen Freien Presse vom 4. October 1880, Nr. 5785 (Abendblatt) nachgedruckt. — Der zweite Brief: Wien, 19. April 1842, dessen Lenau im Briefe an Emilie, Wien, 20. April 1842 (S. 162) Erwähnung thut: „Zu der traurigen Erwartung des Todesfalles im Hause meiner Schwester, wovon ich in meinem Briefe an Reinbeck gestern Meldung gethan ...“, wird vom Herausgeber weder in der Briefsammlung noch in den Anmerkungen erwähnt. Ob der Brief verloren gegangen ist oder sich vielleicht noch in Stuttgart befindet, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich habe ihn nirgends veröffentlicht gefunden.

S. 103 (im Briefe: Wien, 30. October 1837) heißt es: „Hier folgen 4 Sonette. Eine meiner jüngsten Productionen.“ Schlossar bringt die vier Sonette nicht. Da Lenau in seinen späteren Briefen die Stelle von der Sendung der vier Sonette nicht berichtigt, was er gewiss mit Worten der Entschuldigung gethan hätte, falls er sie nicht wirklich übersandt hätte, so muss angenommen werden, dass Lenau die vier Sonette an Emilie richtig geschickt hatte. Vielleicht waren sie von Lenau auf ein eigenes Blatt geschrieben und später vom Briefe getrennt worden, so dass sie Schlossar nicht mehr vorlagen. Dass sie im Drucke weggeblieben, ist nicht anzunehmen, weil Schlossar sonst überall die den Briefen beigeschlossenen Gedichte denselben anfügt. Jedenfalls hätte Schlossar in seinen Anmerkungen S. 247, wo er ohnehin eine Notiz über den Brief bringt, ein Wort der Erklärung geben sollen, warum

die vier Sonette nicht abgedruckt, ja nicht einmal genannt werden. Jedenfalls waren die vier Sonette: Stimme des Windes, Stimme des Regens, Stimme der Glocken, Stimme des Kindes. Lenau hatte sie gedichtet: „Zur Versöhnung und Begrüßung in der Stadt 25. October 1837“ und an Sophie gerichtet, wie eine mir vorliegende Handschrift[1]) dieser Gedichte besagt. Sie sind auf ein feines Octavbriefpapier (Goldschnitt) geschrieben. Auf jeder der vier Seiten steht ein Gedicht. Ein halbes Briefblatt, in der Mitte zusammengebogen, dient als Umschlagblatt und trägt die genannte Aufschrift. Vgl. zu Sonett IV (Frankl, a. a. O. S. 93) das Briefchen vom „20. October 1837“ (so zeigt die Handschrift, nicht 28. October, wie Frankl in seinem Buche bringt): „Nach einer guten Weile entließ ich mein kleines Auditorium (Lenau hatte den Kindern Sophiens Märchen erzählt) und machte noch ein Sonett.“ Es ist dies aller Wahrscheinlichkeit nach das IV.: „Stimme des Kindes“. — S. 238 ist Schlossars Urtheil über den Abdruck des Briefes (Lisbon am Ohio, 5. März 1833) bei Schurz (I 204 ff.) und Emma Niendorf (S. 83 f.) wenig zutreffend. Nach ihm ist der Brief bei Schurz „auszugsweise, jedoch gekürzt und verstümmelt“, bei Niendorf „in vielen Punkten geändert“ abgedruckt. Schurz und Niendorf bringen den Brief allerdings mit Auslassungen, aber sonst ganz wortlautend mit dem Original; denn dass Schurz „Maienkränzchen“ statt „Maiensträußlein“ und „Reinbeck“ statt „würdigen Reinbeck“, Niendorf aber, welche vom ganzen Briefe nur zwölf Zeilen auslässt, „Maiensträußchen“ statt „Maiensträußlein“ und wie Schurz „Reinbeck“ statt „würdigen Reinbeck“ schreibt, ist doch zu wenig Grund, um von Verstümmlungen und Veränderungen in vielen Punkten zu sprechen. Ein Theil des Briefes (Z. 42—75: „Die schlimmste .... Reinbeck“) ist außer bei Schurz und Niendorf auch bei Karl Mayer (Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund, 2. Aufl. Stuttgart, Mäcken 1853, S. 102 f.) abgedruckt. — S. 242. Unrichtig ist die Bemerkung Schlossars: „Fritz Kleyle .... war der B r u d e r Sophie Löwenthals“; denn Fritz Kleyle war nur ein C o u s i n Sophiens. Schlossar theilt eben die irrige Ansicht Emil Barthels (Nikolaus Lenaus Sämmtliche Werke. Einleitung S. XXVI u. LXXI) sowie G. Karpeles' (Gartenlaube 1889, S. 574 „Lenaus Muse“). Vgl. Frankl, a. a. O. S. 214; auch bei Schurz ist Fritz Kleyle immer und überall ein Cousin Sophiens. — S. 246 vermisst man beim Briefe: Wien, 15. October 1835, die Bemerkung, wer das Knäblein sei, von welchem Sophie jüngst entbunden wurde. Es ist Arthur Löwenthal, dessen Lenau so oft in seinen Briefen an Sophie gedenkt, und welchen er gewöhnlich seinen lieben „Trutschi“, „Trutsch“ nennt. Er war am 13. September 1835 als Sohn des Max und der Sophie Löwenthal geboren. — S. 247. Irrig ist Schlossars Notiz Z. 7: „... Gräfin

[1]) Im Besitze des Herrn Baron Arthur Löwenthal in Wien.

Helene ..., welche Lenau als geistvolle Gattin des edlen Freundes hochverehrte." Mehrere handschriftliche Stellen in den Briefen des Dichters an Sophie, welche Schurz in seiner Ausgabe unterdrückte, zeigen das Gegentheil. — S. 247, Z. 19 ist das Datum: „Schreiben des Philosophen an Lenau vom 8. Mai 1837, das auch Schurz, Lenaus Leben (I, S. 351) veröffentlicht", falsch. Bei Schurz findet sich das Datum, 8. November 1837. Dieses ist das richtige. Denn Lenau hat Baader am 13. September 1837 zum erstenmal gesprochen. Vgl. Frankl, a. a. O. S. 84 den Brief, München, 13. September 1837 (an Sophie): „Der heutige Tag bleibt mir ein wichtiger. Ich habe Franz Baader gesprochen." Ebd. Z. 3 v. u. muss es gleichfalls „8. November" statt „8. Mai" heißen. Übrigens findet sich das Datum: „8. November 1837" auch auf S. 567 des 15. Bandes der von Dr. Franz Hoffmann herausgegebenen Werke von Baader. — S. 248 hätte der Herausgeber zur Stelle aus dem Briefe Uhlands an seine Frau: „Löwenthal (als Dichter Otto von Walden)" bemerken können, dass Löwenthals Pseudonym sonst „Leo von Walther" (Anagramm von Löwenthal) lautete. Vgl. Frankl, a. a. O. S. 187 (Leo Walther). — S. 263 ist statt Karl Schurz Anton Xaver Schurz zu lesen.

Die Zahl der Druckfehler ist gering; wichtig S. 247, Z. 25 9. (October) statt 6.

Begründeten Zweifel erregen folgende Worte: S. 80, Z. 13: das Bleistift; Lenau schreibt sonst der Bleistift. Vgl. Frankl, a. a. O. S. 25 (9. Februar 1837): „Der Bleistift brach mir ab bei Deinem Namen." — S. 112, Z. 9 v. u.: theuren; Lenau schreibt in den Handschriften stets „ern" statt „ren", wie theuern, unsern u. a. — S. 142, Z. 7 u. 10 v. u.: November; es soll heißen October. Der Brief ist nämlich datiert vom 29. November. Bis zu diesem Tage erhielt Emilie wirklich nur einen Brief Lenaus, nämlich den vom 9. November. Ob die vorliegenden Worte sich in der Form, wie sie das Buch bringt, bereits in den Handschriften vorfinden oder sich erst in den Druck einschlichen, vermag ich nicht zu entscheiden.

Schlossar hat mit der Herausgabe seines Buches die Lenau-Literatur um einen sehr wertvollen Beitrag bereichert. Die Einführung des Lesers in den Hartmann-Reinbeck'schen Familienkreis ist trefflich. Ein genaues chronologisches Verzeichnis der Briefe zu Beginn und ein alphabetisches Namenregister, dessen Frankls Bücher[1]) leider ebenso entbehren wie die Werke von Schurz, Niendorf und Mayer, zu Ende des Buches erleichtern die Benützung desselben wesentlich. Dass der Herausgeber die den Originalbriefen beigelegten Gedichte in den Druck aufgenommen hat, verdient Anerkennung. Die „Anmerkungen und Erklärungen" sind mit

---

[1]) „Lenau und Sophie Löwenthal" und „Zur Biographie Nikolaus Lenaus" (Wien, Hartleben 1885).

großem Fleiße zusammengetragen; freilich bieten sie oft mehr, als nöthig ist. Auch scheint der Verf. die Bedeutung der literarischen und künstlerischen Persönlichkeiten bisweilen zu überschätzen. Nicht ohne Wert sind die handschriftlichen Beigaben, welche sich unter den „Erklärungen" finden: so zwei Briefe Dr. Albert Zellers, des Irrenarztes in Winnenthal (Winnenthal, 20. Februar 1846, S. 260 f., und 26. Februar 1846, S. 262), an Emilie von Reinbeck, ein Brief Schurzens an Lenaus Braut, Fräulein Marie Behrends (Wien, 11. October 1850 nachts, S. 263 f.); ein Brief der Therese Schurz, Lenaus Schwester, an dieselbe (Wien, 11. October 1850, S. 264 f.); ein Brief der Marie Behrends an Mariette Zöppritz (Stuttgart, 17. October 1850, S. 265 f.); ein Brief Lenaus an den Geheimrath August Hartmann (Hütteldorf, 18. Juni 1835, S. 243 f.) sammt dem Gedichte: „An meinen Türkenkopf". Das dem Werke beigegebene Facsimile des Briefes vom 6. September 1833 ist trefflich; Papier, Druck und Ausstattung verdienen alles Lob.

Kremsmünster. P. Friedrich Mayer, O. S. B.

Hilfsmittel für den deutschen Unterricht.

a) Schullectüre.

Deutsches Lesebuch für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit literarhistorischen Darstellungen und Übersichten von Prof. Dr. J. Hense. III. Beschreibende und lehrende Prosa. 2. Aufl. mit fünf Abbildungen. Freiburg i. Br., Herder 1897. 8°, VII u. 367 SS.[1])

Dieses prosaische Lesebuch, welches selbstverständlich auch den stilistischen Zwecken des Unterrichtes durch Vorlage bedeutender Muster dienen will, verfolgt nach wie vor das Ziel, „die Bekanntschaft mit den wichtigsten Abschnitten der Geschichte unserer Dichtung an der Hand des Gelesenen" zu vertiefen und im Zusammenhange mit dem Lehrstoff des deutschen Unterrichtes „den Gedanken- und Gesichtskreis des Schülers zu erweitern", also die im Verlaufe der Gymnasialstudien gewonnene Bildung zu einem gewissen Abschlusse zu bringen. Die 2. Auflage hat wesentliche Veränderungen aufzuweisen. In dem literarhistorischen Theile des Buches wurden die auf die Literatur des classischen Alterthums bezüglichen Aufsätze ausgeschieden, nur ein Aufsatz über den Ursprung der homerischen Gedichte (Bonitz) wurde neu hinzugefügt. Auch die übrigen Abtheilungen haben wesentliche Änderungen erfahren. Der Förderung des patriotischen Sinnes wurde durch die Aufnahme geschichtlicher Documente und Reden, die auf die neueste

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. 1890, S. 223.

Geschichte bezugnehmen, Rechnung getragen. Durch einen Artikel über den deutschen Handel und den Reichthum der deutschen Städte zur Zeit der Hansa soll die Aufmerksamkeit der Schüler auch auf die maritimen Bestrebungen Deutschlands, die in jüngster Zeit so bedeutsam hervorgetreten sind, gelenkt werden. Die „Grundzüge der philosophischen Propädeutik" sind den neuen Lehrplänen entsprechend ausgeschieden worden. Die Ausstattung des Buches hat durch Beifügung schöner Abbildungen, die das Verständnis der kunstgeschichtlichen Abhandlungen erleichtern sollen, wesentlich gewonnen.

Deutsches Lesebuch für die Oberclassen höherer Schulen. Herausgegeben von Dr. Ed. Schauenburg und Dr. Richard Hoche. Erster Theil, bearbeitet von R. Hoche. 5. Auflage. Besorgt von Dr. Heinrich Rinn. Essen, G. D. Baedeker 1897. X u. 380 SS.

Das Lesebuch wird denjenigen, die schon auf dem Gymnasium deutsche Philologie treiben wollen, gewiss vortreffliche Dienste leisten. In der neuen Auflage ist sogar das Altdeutsche berücksichtigt worden: Hildebrandslied, Ludwigslied, Proben aus dem Heliand, sind allerdings mit nebenstehender Übersetzung dazugekommen. Wer die Zeit dazu findet, außer dem Nibelungenliede und Walther noch die Kudrun, Hartmann, Wolfram, Gottfried von Straßburg, die übrigen Minnesänger, Freidanks Bescheidenheit, Johannes Tauler, Meistergesang, Volkslied, Reinke de Vos, Seb. Brant, Johannes Geiler von Kaisersberg, Luther, Murner, Hans Sachs und Fischart in ausführlichen Proben den Schülern vorzuführen, wird damit allerdings mehr geleistet haben, als derjenige, der ihnen Namen und Titel und ein paar Schlagworte darbietet. Dass dergleichen aber in der dem deutschen Unterricht zugemessenen Zeit ausführbar sei, möchte ich bezweifeln. Gelingt es dem Lehrer, seine Schüler anzuregen, das Buch selbst zu benützen, so wird dem Einzelnen daraus gewiss mehr Nutzen erwachsen, als aus der Lectüre literaturgeschichtlicher Handbücher, die den Schülern nicht selten in die Hand gegeben werden. — Anmerkungen, Vorbemerkungen, der verbindende Text usw. sind abscheulich klein gedruckt.

Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen von Theodor Echtermeyer. 32. Aufl., herausgegeben von Ferdinand Becher. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1897.

Habent sua fata libelli! Der alte Echtermayer! Mehr als sechzig Jahre sind seit seinem ersten Erscheinen verflossen, eine ganze Reihe seiner Herausgeber ist dahingeschieden (Hiecke, Eckstein, Masius) und eine ganze Reihe von Dichtern hat inzwischen Aufnahme gefunden, die zur Zeit seines ersten Erscheinens noch gar nicht das Licht der Welt erblickt hatten. So muss sich das Buch, um den Anforderungen einer neuen Zeit gerecht zu werden,

immer aufs neue verjüngen. Der alte Bestand classischer Dichtung bleibt dabei natürlich ungeschmälert, aber vieles ist rasch veraltet und muss ersetzt werden. Die neueste Auflage hat namentlich an patriotischen Dichtungen reichlichen Zuwachs erhalten. Dass auch Heinrich Heine etwas mehr als bisher herangezogen worden ist, glaubt der Herausgeber in seinem Vorworte entschuldigen zu müssen. Aber es wäre besser, ihn zu verbannen als zu verstümmeln. In der Romanze „Schlachtfeld bei Hastings" ist die 28. Strophe aus leicht begreiflichen Gründen weggefallen:

Auf seiner Schulter erblickte sie auch —
Und sie bedeckt sie mit Küssen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Lust,
Die sie einst hineingebissen.

Aber für Heine, glaube ich, bildet gerade diese Strophe mit ihrer schauerlichen Contrastwirkung den Mittelpunkt des ganzen Gedichtes.

Schöninghs Ausgaben deutscher Classiker mit Commentar. XXIII. Ausgewählte Gedichte Schillers. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von Adolf Weinstock. Paderborn, Schöningh 1897.

Die Ausgabe enthält 74 Gedichte Schillers mit ausführlichen Anmerkungen unter dem Texte, zu denen Viehoffs Erläuterungen das Material geliefert haben. Zuweilen wird diese Quelle ausdrücklich genannt, aber auch dort, wo sie nicht genannt wird, verrathen zahlreiche Anklänge ihren Ursprung.

Schöninghs Ausgaben deutscher Classiker mit Commentar. Ergänzungsbände. I. Sammlung deutscher Musterdichtungen für Schule und Haus. Methodisch geordnet von Dr. Josef Hense. Paderborn, Schöningh 1897. XV u. 203 SS.

Ungefähr 100 lyrische und epische Gedichte, die der „christlichen Schule und Familie" unbedenklich dargeboten werden dürfen. Von neueren Dichtern ist namentlich Weber mehrfach vertreten.

Deutsche Schul-Ausgaben von H. Schiller und V. Valentin. Dresden, Verlag von L. Ehlermann.

Die vorliegenden Ausgaben, die in Format und Ausstattung genau den in Tempskys Verlag erscheinenden Classiker-Ausgaben gleichen, legen ein Hauptgewicht auf die ästhetische Seite des Kunstwerkes, auch fremde Dichtungen werden herbeigezogen, die durch gute Übersetzungen Eigenthum des deutschen Volkes geworden sind und zum festen Bestande seiner Bildung gehören.

Nr. 19. Die Dichtung der Befreiungskriege (Auswahl). Herausgegeben von Dr. Julius Ziehen, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium zu Frankfurt a. M. 88 SS. — Voran geht eine kurze Einleitung. Das Büchlein bietet Gedichte von E. M. Arndt, Schenkendorf, Rückert und Körner. Den einzelnen Abtheilungen gehen kurze

Biographien voran, jedem Gedichte kurze, erklärende Bemerkungen. Ein fünfter Theil bietet Befreiungslieder von Dichtern anderer Kreise, Uhland, Brentano usw.

Nr. 20. Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören. Von Friedrich v. Schiller. Herausgegeben von Dr. Veit Valentin, Professor an dem Realgymnasium Wöhlerschule zu Frankfurt a. M. 95 SS. — Die vorangeschickte Einleitung orientiert über das künstlerische Problem der antiken Tragödie, das von Schiller auf einen mittelalterlichen Stoff übertragen wird, über die künstlerische Gestaltung der Handlung und den dramatischen Aufbau.

Nr. 21/22. Homers Odyssee. Übersetzt von Johann Heinrich Voß. In verkürzter Gestalt herausgegeben von Dr. Julius Ziehen. 166 SS. — Die Einleitung bietet knappe Anmerkungen über die Bedeutung des Gedichtes, eine kurze Geschichte der Homerübersetzungen und Daten zur Biographie des Übersetzers. Der Umfang des Gedichtes ist durch Weglassung unwichtiger Episoden und einzelner, leicht entbehrlicher Stellen auf die Hälfte verkürzt.

Nr. 23. Hermann und Dorothea von Wolfgang v. Goethe. Herausgegeben von Dr. Veit Valentin. 72 SS. — Eine treffliche Einleitung bietet in gedrängter Kürze eine Übersicht all der Fragen, die bei der Erklärung des Gedichtes in der Schule in Betracht kommen. Zunächst wird das künstlerische Problem festgestellt, das an einen einzelnen Fall die höchsten Fragen der Culturentwicklung anknüpft, ferner im Anschlusse an die Schlegel'sche Recension gezeigt, wie der Dichter seinen Stoff künstlerisch gestaltet, die Handlung aus den Charakteren entwickelt, die Entwicklung der Handlung schon durch die Benennung der Gesänge andeutet. Auf den Stil des epischen Gedichtes, das Verhältnis zu Homer usw. wird dagegen nicht eingegangen.

Nr. 24. Luthers deutsche Schriften (Auswahl). Herausgegeben von Dr. Ernst Schlee. 90 SS. — Das Bändchen enthält eine kleine Auswahl von Luthers deutschen Schriften, die weniger im deutschen Unterrichte, als beim Unterrichte in der Reformationsgeschichte an protestantischen Schulen Verwendung finden dürfte. Die Einleitung handelt auf Grund der Arbeiten von Pietsch und Kluge über Luther als den Begründer unserer hochdeutschen Schriftsprache.

Goethes Faust. I. und II. Theil; nach psychischen Einheiten für den Schulgebrauch zusammengezogen von Aug. Mühlhausen. Gera, 1897. 114 SS.

Ein Versuch, der eine ausführlichere Besprechung verdiente, als ich ihm hier widmen kann. Der Herausgeber hat die Faustdichtung mit ihren 12.000 Versen auf ungefähr 4000 Verse zusammengezogen. Dabei ist natürlich der 1.—3. Act des II. Theils fast ganz gestrichen worden. Die Kürzungen sind mit großem Geschick

veranstaltet. Dabei ist der Zusammenhang im großen und ganzen gewahrt. Auf S. 86 vor der Scene „Offene Gegend“ klafft allerdings eine Lücke, übrigens fehlt die Landzutheilung auch bei Goethe. Ob mit einer solchen Ausgabe der Schule gedient ist? Ich glaube, man soll von der Schule nicht alles verlangen. Genug, wenn wir in diesem Falle zur Lectüre anreizen. Mit der Dichtung selbst muss sich dann jeder selbst abfinden. Der Schüler wird sich immer die Gretchentragödie auswählen, das andere gliedert sich an; je älter er wird, der Faust will eben immer und immer wieder gelesen werden.

Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich v. Schiller. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. O. Lehmann. Leipzig, Verlag von Richard Richter 1897. 144 SS.

Die Schulausgabe bietet den Text mit spärlichen Erklärungen in Fußnoten, nach jedem Aufzuge Fragen, die sich auf den Inhalt und Aufbau des Dramas beziehen, und am Schlusse zusammenfassende Betrachtungen über das Drama und den Dichter. Was S. 139 über die metrischen Verhältnisse des Dramas gesagt wird, genügt wohl den einfachsten Ansprüchen nicht. Dass II 7 im jambischen Trimeter verfasst ist, wird weder unter dem Texte, noch an dieser Stelle erwähnt.

Schillers Lied von der Glocke. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Fr. Wegener, Rector der III. Mädchenschule zu Wandsbeck. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1897. 66 SS.

Das Büchlein bietet eine für untere Stufen des Unterrichtes völlig ausreichende Erläuterung des Gedichtes, der eine Darstellung des Glockengusses vorangeht. Lehrern des Deutschen in der 8. Classe unserer Gymnasien dürfte es schwerlich Anregungen bringen, da man sich auf dieser Stufe wohl eingehender mit der prachtvollen Composition des Gedichtes zu beschäftigen hat. Zu S. 38: Der Hexameter „Saat von Gott gesäet, dem (nicht „am“) Tage der Garben zu reifen“ ist nicht ein Theil von Klopstocks Grabschrift, sondern ein Vers aus dem XI. Gesange des Messias, den Klopstock auf das Grab seiner ersten Gemahlin Meta setzen ließ.

Freytags Schulausgaben classischer Werke für den deutschen Unterricht. Theodor Körner, Zriny. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl Ludwig. Mit 1 Abbildung. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1897. 125 SS.

Eine sorgfältige Einleitung, die in gründlicher Weise über das Verhältnis der Dichtung zur Geschichte, über den Aufbau der Handlung, das Verhältnis zu Schiller usw. orientiert, gibt Zeugnis davon, dass sich der Herausgeber auch sonst liebevoll mit Körners Dichtungen beschäftigt hat. Nicht zu billigen sind die Abwei-

chungen des Textes, die mir wenigstens ein Vergleich mit der Ausgabe der sämmtlichen Werke (Streckfuss 1834) ergibt: v. 6 „hülfst“ st. hilfst. (Der Indicativ ist viel bezeichnender!) — v. 7 „träger“ st. „lasser“ — v. 112 „Wien“ st. „Wiens“. — v. 460 „Kraft“ st. „Pracht“ — v. 477 „was“ st. „war“ — „fodern“ wird durchweg in „fordern“ umgeändert. Die Anmerkungen sind sorgfältig und überall belehrend.

Die deutschen Classiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von H. Kuenen, M. Evers und einigen Mitarbeitern. 13. Bändchen: Schillers Wallenstein. 3. Heft. Von M. Evers. Leipzig, Heinrich Bredt 1897. 8°, VIII u. 90 SS.

Das 7. Bändchen dieser Sammlung hat die historisch-dramaturgische Gesammtübersicht des Stoffes, das 8. Bändchen Prolog, Gang der Handlung, technisch-dramatischen Aufbau geboten. Das vorliegende Heft ist Wallensteins Lager gewidmet; voraussichtlich werden also noch mehrere Hefte erscheinen müssen, um die Erläuterung der ganzen Trilogie abzuschließen. Man hat den Eindruck, dass dabei des Guten zu viel geboten werde. Sein Hauptaugenmerk wendet der Verf. der Charakteristik der Personen zu; dass die Soldatentypen eine „steigende Reihe einander überragender Größen“ bilden (S. 14), hat vor Frick schon Scherer in der Literaturgeschichte (III S. 594) in sehr sorgfältiger Weise dargethan.

Die gründliche Arbeit kann auch nach den Arbeiten Bellermanns, Fricks u. a. mit Ehren bestehen; nur wird zu viel schematisiert und gruppiert, der Gesichtspunkt der Darstellung zu oft gewechselt; möchte doch eine zu weit gehende Sorgfalt wenigstens in der Schule nicht statt der Klarheit Verwirrung, statt des frischen und lebendigen Eindrucks Ermüdung und damit Überdruß erzeugen!

Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes „Hermann und Dorothea“. Von Dr. L. Cholevius. 3. verb. Aufl. von Dr. Gotthold Klee. Leipzig, B. G. Teubner 1897. 8°, XVIII u. 252 SS.

Mir erschien es stets als ein besonders glücklicher Gedanke unserer Instructionen, Gedichte wie Schillers „Lied von der Glocke“ und Goethes „Hermann und Dorothea“ in die 8. Classe, also an den Schluss des Unterrichtes zu stellen, obwohl in beiden die sachlichen Schwierigkeiten überaus gering sind. Auch auf einer viel niederen Stufe des Unterrichtes ließe sich ein Verständnis der Gedichte erzielen. Gerade dadurch wird der Lehrer angeleitet, seine Aufmerksamkeit Fragen zuzuwenden, die eine gewisse Reife und Erfahrung des Schülers zur Voraussetzung haben. Er wird es mit Glück versuchen können, die Schüler gewissermaßen in die Werkstätte des Dichters einzuführen und die Kunstabsichten des Dichters auseinander zu setzen. Dazu scheint kein Stoff so geeignet wie Goethes Gedicht. Der Lehrer wird in die Lage kommen, nicht nur zu

zeigen, wie es der Dichter gemacht hat, sondern auch warum er es so gemacht hat. Die Lectüre dieses Gedichtes wird sich so zu einer sehr fruchtbringenden gestalten und der Schüler eine Anleitung erhalten, wie ein Kunstwerk gewürdigt werden muss. Zu einer derartigen Behandlung des Gedichtes bietet nun die vorliegende Schrift des trefflichen Cholevius eine sehr anregende Grundlage. Klee hat es sich angelegen sein lassen, alles was an dem Buche früher Anstoß erregen mochte, zu entfernen und mit Benützung neuerer Arbeiten manches hinzuzufügen. Den Erläuterungen hätte ich manches hinzuzusetzen; vielleicht bietet sich mir bald die Gelegenheit, in dieser Hinsicht einen lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Das gediegene Büchlein sei auch in seiner jetzigen Gestalt wärmstens empfohlen!

b) Schülerbibliothek.

Bayerischer Sagenkranz. Ein Buch für Haus und Schule von Dr. Alphons Steinberger, kgl. Gymnasialprofessor. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping) 1897. 8°, VIII u. 272 SS.

Ein bayerischer College, der sich bereits durch Erzählungen „Aus Bayerns Vergangenheit" bekannt gemacht hat, erzählt nicht ohne Geschick eine reiche Fülle bayrischer Sagen. Einzelnes verdiente freilich bloß die Bezeichnung „Schwank" oder „Erzählung". Der Ton naiver und gemüthvoller Darbietung ist zumeist glücklich getroffen. Das seit Schröders Hinweis auf die Grimm'schen Märchen so verpönte „derselbe" wirkt zuweilen recht störend. S. 3 „Der Greis betete; weinte etwa derselbe? — S. 27 „Hierauf befahl er, sich einander den Friedenskuss zu geben". S. 83 „einen allenfallsigen Widerstand". Das einleitende Gedicht in reimlosen Jamben erinnert zu sehr an Goethes „Zueignung", um nicht den Abstand in unangenehmster Weise fühlbar zu machen. Den Schülerbibliotheken sei das Büchlein bestens empfohlen.

Im Strome der Zeiten. Acht Erzählungen aus Niederösterreichs Vergangenheit. Von A. Groner. Mit vier Farben- und vier Tondruckbildern. Wien u. Teschen. Verlag der k. u. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska 1898. IV u. 332 SS.

Der stattliche, schön ausgestattete Band bietet acht Erzählungen aus der Vergangenheit Niederösterreichs in chronologischer Reihenfolge. „Freund und Feind zugleich" führt in Römerzeiten: Kämpfe der Quaden und Römer. Das Local ist der Wald an der Marchmündung oder das befestigte Lager von Vindobona oder die Gegend des heutigen Baden. „Cunalds Becher". spielt im Jahre 984 n. Chr.: Klostergründung, Deutsche, Slaven und Magyaren, im Hintergrunde die Gestalt Leopold des Erlauchten. Gemahnt die erste der Erzählungen an Gustav Freytag und andere Schilderer altdeutschen Lebens, so hat sich die Verfasserin, wie es

cheint, hier etwa Ganghofers „Martinsklause" zum Vorbilde geommen. „Die Rache ist des Herrn" führt in die Mitte des 12. ahrhunderts. Schauplatz ist Wien (Schottenstift, Bognergasse usw.), m Hintergrunde die Gestalt Heinrichs II. Jasomirgott. „Ein großer 'ürst." In dieser Erzählung tritt die Gestalt Leopold VI. mehr in en Vordergrund; Gründung des Klosters Lilienfeld. „Furchtlos und reu" behandelt einen Rechtsfall aus der Zeit Rudolfs von Habsurg. „Muth und Übermuth", eine Alt-Wiener Studentengeschichte, ersetzt uns in das Jahr 1450: Händel zwischen Studenten und Bürgerssöhnen, die Gestalt des Bürgermeisters Konrad Hölzler im Vordergrunde. „Ein österreichischer Erfinder" behandelt die Schicksale Josef Straßers, des Erfinders der Pierres de Strass; die Gestalt der großen Kaiserin Maria Theresia wieder im Hintergrunde. Die letzte der Erzählungen „Das goldene Wienerherz" (ein etwas abgeschmackter Titel), knüpft an die Schlacht bei Znaim an und spielt wieder zumeist auf Wiener Boden.

Wir können das gutgeschriebene Buch — aufgefallen ist mir nur der nicht immer geschickte Gebrauch des praesens historicum — auf das wärmste empfehlen. Es erscheint sehr geeignet, das Unterhaltungsbedürfnis jugendlicher Leser zu befriedigen, zugleich aber den historischen Sinn zu wecken und zu fördern und die Liebe zur Heimat zu befestigen. Was dem Buche besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, dass die Verfasserin ihre Absicht nirgends in aufdringlicher Weise zu erreichen sucht und sich von den tönenden Phrasen eines hohlen Patriotismus gänzlich frei hält, ein Umstand, den auch die Jugend zu würdigen weiß.

Wien. Franz Spengler.

Erscheinungen auf dem Gebiete der modernen Philologie.

Zur Geschichte des französischen ə. I. Die Entstehung des ə Lautes. II. Übersicht der geschichtlichen Entwicklung des ə. Von G. Rydberg. Upsala, Almqvist u. Wiksell 1896 u. 1897. Lex.-8°, 202 SS.

In dem ersten Hefte führt der Verf. wohl mit Recht die Entstehung des dumpfen e-Lautes im Französischen auf den exspiratorischen Accent des Lateinischen zurück, infolgedessen die Vocale der unbetonten Silben namentlich im Volkslatein — die Schriftsprache suchte nach Möglichkeit dieser Tendenz entgegenzuwirken — eine Verkürzung ihres Lautwertes, zum Theil sogar völligen Schwund erfuhren, eine Neigung, welche, durch den in noch höherem Grade exspiratorischen Accent des Keltischen unterstützt, im Galloromanischen umso stärker zum Ausdrucke kam. Nachdem der Verf. in einem weiteren Capitel die graphischen Darstellungen des reducierten Vocals in den ältesten französischen Denkmälern vorgeführt hat, macht er es unter Herbeiziehung ver-

schiedener Argumente höchst wahrscheinlich, dass derselbe schon in den ältesten Zeiten den Lautwert des heutigen e hatte.

Das zweite Heft bringt von der angekündigten „Übersicht über die geschichtliche Entwicklung des e in alt- und neufranzösischer Zeit bis Ende des 17. Jahrhunderts" nur ein allerdings umfangreiches Capitel, nämlich das über das Verhalten der Postsyllaba auf e + Vocal, behandelt also die Elisions- und Hiatuserscheinungen, zunächst im lateinischen, dann namentlich im altfranzösischen Vers auf Grund eines reichen Beobachtungsmateriales.

Die lichtvolle Darstellung des Verf.s, sowohl in den sprachhistorischen, wie auch in den metrischen Untersuchungen, die so manche bisher wenig oder gar nicht beachtete Punkte der älteren Geschichte des Französischen aufzuhellen imstande sind, lässt die baldige Fortsetzung dieser Abhandlung als höchst wünschenswert erscheinen.

Französisches Reallexikon. Unter Mitwirkung namhafter Fachgelehrter herausgegeben von Dr. Cl. Klöpper. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung 1897. gr. 8°. Bis jetzt erschienen 3 Lieferungen. 288 SS. Vollständig in etwa 25—30 Lieferungen à 6 Bogen zu 2 Mk.

Ein großartig angelegtes Werk, das sich vornimmt, „ein Bild des französischen Volkes, seiner Lebensführung, seiner Sitten und Einrichtungen, wie sie gegenwärtig sind, und wie sie ehedem waren", zu geben. Zur Bewältigung dieser „umfangreichen und schwierigen Aufgabe" hat sich der Herausgeber mit 31 (auf dem Titelblatte genannten) Mitarbeitern verbunden, „von denen jeder ein Gebiet bearbeitet, das er vollständig beherrscht". Es finden sich demnach nicht bloß Artikel historischen, geographischen, literarhistorischen, juridischen, politischen Inhalts in reichster Menge, sondern es sind alle Richtungen des so vielseitigen modernen Lebens, wie es sich namentlich in Frankreich entwickelt hat, wo nöthig mit Zuhilfenahme der neuesten statistischen Angaben im weitesten Umfange berücksichtigt. Es ist, wie der Prospect sich ausdrückt, ein Conversationslexikon in deutscher Sprache für französische Realien. Nicht bloß jeder, dem es um das volle Verständnis eines französischen Schriftstellers zu thun ist, sondern jeder, der sich mit der Geschichte, der Literatur, der Politik, den socialen Verhältnissen Frankreichs beschäftigen will, wird nach diesem Werke greifen müssen. Dieses selbst aber macht deutschem Forschertriebe und deutschem Fleiße alle Ehre.

Bibliothek phonetischer Wörterbücher. Erster Band: Dictionnaire phonétique de la langue française. Par H. Michaelis et P. Passy. Avec préface de G. Paris. Hannover u. Berlin, C. Mayer 1897. XVI u. 318 SS.

Ein zuverlässiges phonetisches (nicht bloß orthoepischen Zwecken dienendes) Wörterbuch des gesammten Wortschatzes der

französischen Sprache gehört wohl schon lange zu den Wünschen aller, die sich für den Lautstand dieser Sprache interessieren. Es muss demnach das vorliegende Werk der beiden Verff., von denen sich namentlich P. Passy durch seine Arbeiten auf diesem Gebiete einen wohlverdienten Namen erworben hat, hoch willkommen geheißen werden. Wie in den anderen Publicationen dieses rührigen Phonetikers kommt auch hier das Transcriptionssystem der Association phonétique mit seinen 37 Zeichen, entsprechend der Zahl der französischen Laute, zur Anwendung. Jedes Wort erscheint zuerst in Umschrift, dann in der gewöhnlichen Orthographie. Diesem lexikalischen, 305 Seiten umfassenden Hauptheile des Buches sind als Beigaben angehängt: ein kurzer (8 SS. langer) Abriss der französischen Lautlehre und eine wertvolle Zusammenstellung (von 3 SS.) der in der Aussprache gebildeter Nordfranzosen sich findenden Abweichungen von der als Norm angenommenen P. Passys. Wenn das Werk nicht bloß Lehrern und Studierenden praktische Dienste leisten, sondern, wie G. Paris in der dem Buche vorgedruckten Vorrede bemerkt, auch die Wissenschaft nicht unwesentlich fördern wird, schon dadurch, dass es zur Erörterung von Punkten, die zum Widerspruche herausfordern, Anlass gibt, so werden sich die Verff. für ihre sechsjährige angestrengte Thätigkeit sicherlich belohnt halten.

Die phonetische Literatur von 1876—1895. Eine bibliographisch-kritische Übersicht von H. Breymann. Leipzig, A. Deichert 1897. 170 SS.

Ähnlich wie in seinem bibliographischen Werke über die neusprachliche Reform-Literatur hat auch hier der Verf. mit bewundernswerter Ausdauer alle auf dem Gebiete der Phonetik in den zwei Decennien von Mitte der Siebzigerjahre bis Mitte der Neunzigerjahre erschienenen Leistungen zusammengetragen und nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: I. Allgemeine Phonetik; II. Phonetik der einzelnen Sprachen (Französisch, die übrigen romanischen Sprachen, Deutsch, Englisch usw.); III. Phonetische Zeitschriften. In diesen drei Capiteln werden außer den genauen Titeln von bedeutenderen Werken auch ein kurzer Inhalt gegeben, ferner die in Zeitschriften usw. niedergelegten Urtheile mit Angabe des Fundortes sammt event. ergänzenden Anmerkungen. Darauf folgt IV. ein Rückblick, in welchem sowohl auf die Nothwengkeit einer solchen zusammenfassenden Darstellung, wie auch auf den inzwischen in der Methode der phonetischen Untersuchungen eingetretenen Umschwung hingewiesen wird, indem die Experimental-Phonetik, deren hervorragendster Vertreter derzeit der Abbé Rousselot ist, eine objective Basis geschaffen hat, mit früher nicht gekannter Zuverlässigkeit, die nunmehr auch für die Sprachgeschichte sich verwerten lässt. Das Werk wird abgeschlossen mit drei Indices: 1. Abkürzungen;

2. Personenverzeichnis; 3. Sachverzeichnis. Die Sprachforscher, die ja heutzutage alle mehr oder weniger phonetisch gebildet sein müssen, sind dem Verf. für die ihnen gewidmete Arbeit zu besonderem Danke verpflichtet.

Von dem in dieser Zeitschrift 1894, S. 82 angezeigten Führer durch die französische und englische Schulliteratur. Zusammengestellt von einem Schulmanne (2. Aufl., Wolfenbüttel. J. Zwissler 1892) ist ein Zweiter Nachtrag, enthaltend die neuen Erscheinungen und Besprechungen aus den Jahren 1894—1896 (92 SS.), erschienen. In den Besprechungen ist unsere Zeitschrift auch diesmal nicht berücksichtigt. Sonst gilt das an der angezogenen Stelle Gesagte auch von diesem Nachtrage.

Neoglottia. Kritische Rundschau auf dem Gebiete der neueren Sprachen und Literaturen mit Berücksichtigung der Schulwissenschaften. Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter und Schulmänner herausgegeben von Dr. A. Kressner. 1. Jahrgang. Nr. 1/2, 1. Oct. 1897. Leipzig. Renger'sche Buchhandlung. Lex.-8°, 16 SS.

Diese neue, am 1. und 15. jedes Monats erscheinende Zeitschrift — auch eine Frucht der Erweiterung des Rahmens der philologischen Forschung auf die lebende Sprache und die neuere und neueste Literatur — stellt sich die Aufgabe, ihre Leser über „das Regen des modernen Geistes, wie er in den zeitgenössischen Schöpfungen der Culturvölker sich kundgibt, wie er in den Werken auf dem Gebiete der Belletristik, der Poesie, des Theaters sich offenbart“, und zwar möglichst rasch zu orientieren. Auch auf geeignete Unterrichtsmittel zur Erlernung der modernen Sprachen will sie aufmerksam machen. In erster Linie sollen die Schöpfungen der Franzosen und Engländer, in zweiter die übrigen romanischen, germanischen und slavischen Völker berücksichtigt werden. Diesem reichhaltigen Programme sucht bereits die erste Doppelnummer gerecht zu werden. Sie enthält Besprechungen von Romanen, Novellen und Dramen des französischen, spanischen, englischen und schwedischen neueren und neuesten Schriftthums, von Werken literaturgeschichtlichen und literarisch-kritischen Inhalts von Franzosen, Spaniern und Engländern; Anzeigen über Hilfsmittel zur praktischen Aneignung, bezw. zur Förderung der Kenntnis der Realien des Französischen, Rumänischen, Englischen und Russischen. Nicht recht klar ist, wie die Besprechung eines philologisch-kritischen Textes Dantes in das Programm dieser Zeitschrift passt. Die Artikel der zahlreichen, großentheils bereits vortheilhaft bekannten Mitarbeiter sind durchaus mit Sachkenntnis und in objectivem Tone gehalten. Wenn die Zeitschrift sich auf dieser Höhe erhält, wird sie sich sicher bald einen bedeutenden Leserkreis erobern.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Holder A., Alt-celtischer Sprachschatz. 9. Lieferung, i—Livius. Leipzig, Teubner 1897. Lex. 8°, 256 Sp.

Seit ich zum letztenmale in dieser Zeitschrift (1895) über A. Holders altceltischen Sprachschatz berichtet habe, ist mit der 8. Lieferung der I. Band bis einschließlich des Buchstabens *h* zum Abschlusse gelangt. Jetzt liegt die 1. Lieferung des II. Bandes vor und zeugt davon, dass der Verf. unverdrossen weiter arbeitet und dass das große Werk in absehbarer Zeit vollendet sein dürfte, besonders da die umfassendsten Artikel *Celti, Galates, Gallia* u. dgl. ja schon erledigt sind. Da ich also wieder einmal auf das Unternehmen hinweise, mögen auch wiederum einige Bemerkungen wie bei früheren Heften erlaubt sein.

Iberiaci wird mit einem Stern versehen. Soll das heißen, dass die Form nur aus dem heutigen *Inveriaghi* (bei Pavia) erschlossen ist, so ist dagegen zu bemerken, dass *Inveriaghi* aus *Invriaghi* entstanden sein kann, mithin *Ibriacu*, auf das verwiesen wird, auch genügt, auch das *-ghi* nicht auf lat. *-ci* zurückweist, sondern erst in später Zeit aus *-g(o)* umgebildet worden sein kann. Unter *Icciodurus* werden vier Ortschaften angeführt, die heute *Yseures, Issoire, Yzeure, Izeure* lauten. Unter den Belegstellen findet sich die Schreibung mit *cc* nur für das zweite öfter, wogegen für das erste *Isiodurum* oder *Iciodurum*, nur einmal auf einer Münze *Icciodurum* geschrieben ist. Für das dritte wird *Isiotrum* angeführt, für das vierte nichts. Für das erste findet sich, wie gesagt, *Isiodurum*, und in der That verlangt das franz. *s*, *z* als Vorlage lat. (gall.) *s*, wogegen *ss* auf *c* oder *cc* weist. — **Lameăcon, Lamaecum*, Ort in Lusitanien, jetzt *Lamego*. Zu dem Ansatze *Lameacon* fehlt jeder Grund. Die Belege geben nur das Adjectivum *lamecensis, lamicensis*, das auf ein *Lamecu* weist; portg. *Lamego* zeigt, dass das *e* betont war, würde auch, wenn die Aussprache bekannt wäre, entscheiden, ob *Lamecum* oder *Lamaecum* anzusetzen ist. Vermuthlich wird wohl das letztere richtig sein, und wir haben eine Bildung wie *Gallaecus, Gallaecia*. Ob das nun keltisch oder iberisch sei, mag unentschieden bleiben, jedenfalls fehlt aber jeder Anhaltspunkt für die ohnehin linguistisch schwer verständliche Umstellung von *e-a* zu *ae*, wie sie vorausgesetzt wird, wenn man *Lameacon* ansetzt. — *Latofao*, jetzt *Laffaux*, bei Fredegar. Das *f* spricht nicht sehr zu Gunsten gallischen Ursprungs. Ist das Wort als (ad) *latum fagum* 'zur breiten Buche' zu deuten? — **Lautra*, Name von vier Flüssen in Deutschland. Ist *lautra* nicht einfach das deutsche Adjectivum 'lauter' = 'klar', umso eher, als der einzige alte Beleg *lutra* lautet? Vgl. Lauterbrunn im schweizerischen Canton Bern. — Statt *Lentenacum*, jetzt *Lentigny*, ist *Lenteniacum* zu schreiben. — *Leona* wird aus *Leonensibus* erschlossen. Da der Ort heute *Léon* lautet, ist *Leone-* oder *Leono-* vorzuziehen. Lautlich steht übrigens nichts im Wege, dieses *Léon* wie das span. *Leon* auf *Legione* zurückzuführen. —

Linguacum soll heutiges *Langeais* sein, doch ist das nur unter der Voraussetzung möglich, dass *Linguacum* für *Lingacum* verschrieben sei, vgl. *langue*, nicht *lange*, aus *lingua*.

Öfter werden für ein und denselben Namen ganz verschiedene Formen angeführt, ohne dass doch immer von dem einen Artikel auf den andern verwiesen wäre, so '*Idōnea* Fluss, jetzt *l'Haisne* Nebenfluss links der Sarthe' und '*Iogrinia* Fluss, jetzt *l'Haisne* Nebenfluss der Sarthe', leider beidemal ohne Beleg, so dass es nicht möglich ist, sich über das gegenseitige Verhältnis der Formen, bezw. über die richtige Gestalt des Wortes Klarheit zu verschaffen. So wird neben dem schon genannten *Latofao* auch *Leucofago* angeführt, das die oben gegebene Deutung von *fao* bestätigt, dessen erster Theil aber weder mit *lato-* noch mit dem heutigen *la-* vereinbar ist. — Neben '*Leptinas fisco*, jetzt *Les Estinnes* in Belgien' findet sich ein längerer Artikel '*Listinas* Ort, jetzt *Estinnes*', aus dem hervorgeht, dass die Schreibung mit *pt*, *pht* älter ist als die mit *st*. Allerdings ist mir der Wandel von *pt* oder *ft* zu *st* unklar, wenn nicht etwa ein Laut wie das engl. *th* in dem *ph* steckt.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Lehrbücher der Geschichte.

G. Richter, Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter. Von der Gründung des fränkischen Reiches bis zum Untergang der Hohenstaufen. III. Abtheilung: Annalen des deutschen Reiches im Zeitalter der Ottonen und Salier. II. Bd., 1. u. 2. Hälfte: Annalen des d. R. im Zeitalter Heinrichs IV., Heinrichs V. und Lothars von Supplinburg. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1898. 8°. XIII u. 782 SS.

Richters Handbücher für das wissenschaftliche Studium der deutschen Geschichte im Mittelalter haben in den Kreisen der Fachleute und darüber hinaus die wohlverdiente Anerkennung gefunden. Ref. darf mit Befriedigung darauf hinweisen, dass er schon vor 25 Jahren beim Erscheinen der ersten Abtheilung auf das Verdienstliche des Werkes hingewiesen und seine vielen Vorzüge hervorgehoben hat. Seit jener Zeit sind auch die beiden Hälften der zweiten und der erste und zweite Band der dritten Abtheilung erschienen. Dieser letztere enthält in der ersten Hälfte die Regierung Heinrichs IV. (S. 1—538), in der zweiten die Geschichte Heinrichs V. und Lothars von Supplinburg. Er ist dem Fürsten Bismarck, „dem Meister deutscher That", zugeeignet. Eben dieser Band wird von den Freunden der deutschen Geschichte willkommen geheißen werden, denn kaum auf einem Gebiete dieser Geschichte ist in den letzten Jahren so viel und so durchgreifend gearbeitet worden als auf diesem: von dem großen Buche Meyers

von Knonau angefangen bis zu den kleinsten Dissertationen und Programmaufsätzen. In allen diesen Arbeiten ist es vornehmlich der große Investiturstreit, um den sich alles bewegt und dessen Kenntnis heute durch alle diese Arbeiten eine viel genauere ist als früher. Dazu trugen die zahlreichen Vorarbeiten zu der großen Ausgabe der Streitschriften im Investiturstreit (Libelli de lite imperatorum et pontificum saeculis XI et XII conscripti), wie sie jetzt in drei großen Bänden der Quartausgabe der Monumenta Germ. historica vorliegen, und diese Ausgabe selbst wesentlich bei. Wie gut man jetzt selbst über bisher noch ziemlich dunkle oder strittige Partien dieses Kampfes unterrichtet ist, wird man der trefflichen, vor vier Jahren erschienenen Arbeit von Karl Mirbt, Die Publicistik im Zeitalter Gregors VII., entnehmen können (vgl. meine Besprechung in den Gött. Gel. Anzeigen 1895). Alle diese größeren und kleineren Arbeiten zur Geschichte des Investiturstreites sind in dem vorliegenden Annalenwerke sorgsam verzeichnet und verwertet, und so besitzt denn auch der vorliegende Band die Vorzüge der früheren. Auch hier werden die Ereignisse je eines Jahres knapp zusammengefasst, durch die einschlägigen Quellen belegt und an diesen durch einen Hinweis auf die entsprechende ältere und neuere Literatur Kritik geübt. Diese Kritik ist auch hier eine besonnene und in den meisten Fällen zutreffende; sie sucht überall das Wesen der Sache zu erfassen, wofür man in diesem Bande einen guten Beleg an der Darstellung des Sachsenkrieges und seiner Ursachen findet. Unter diesen Umständen wird auch dieser Band namentlich den Lehrern die größten Dienste leisten, denen weder die große noch auch die Schulausgabe der deutschen Geschichtschreiber zugebote steht oder die sich über den historischen Wert der einen oder anderen Quellen näher unterrichten wollen. Es ist auf diese Weise heute nicht mehr so schwer, zu einer gerechten Beurtheilung der Politik Gregors VII. einerseits, Heinrichs IV. andererseits zu gelangen; wir dürfen hier nur auf die treffliche Charakteristik verweisen, die Heinrich IV. schon in dem vorliegenden Werke (S. 521—531) gefunden hat, oder auf die historische Würdigung, die Richter der Charakteristik folgen lässt.

Verhältnismäßig schwierig gestaltete sich die Arbeit für die Geschichte Heinrichs IV. und Lothars von Supplinburg, für die eben so gute Vorarbeiten, wie die Meyers von Knonau, noch nicht vorlagen. Mit besonderem Danke wird man den von Ernst Devrient ausgearbeiteten Anhang „Die deutsche Reichsverfassung unter den sächsischen und salischen Kaisern“ begrüßen. Den Schluss bildet ein Verzeichnis der benutzten Hilfsmittel.

Dr. J. Jastrow und Dr. G. Winter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). 1. Band (1125 bis 1190). Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1897. (Bibliothek deutscher Geschichte usw.)

Das erste Buch des vorliegenden Werkes, der Seitenzahl nach ungefähr ein Drittel, stammt aus der Feder Jastrows, der die Bearbeitung des Ganzen übernommen hatte, sie aber infolge von Veränderungen in seiner Lehr- und literarischen Thätigkeit abzugeben genöthigt war. Da ist es denn ein Glück, dass er an Georg Winter einen Mitarbeiter fand, der den Gegenstand vorläufig bis zu dem Tode Friedrich Barbarossas führte. Gerade dieser Band der Bibliothek stellte große Ansprüche an die Forschung und Darstellung: „Zu dem unfertigen Zustand der Forschung", darin sich dieser Theil der deutschen Geschichte noch befindet, „und dem Mangel umfassender Vorarbeiten trat noch eine fernere Schwierigkeit in den Aufgaben der Darstellung hinzu. Den Lesern der Bibliothek musste außer dem fortlaufenden Faden der histor. Erzählung an irgendeiner Stelle des Sammelwerkes auch ein ruhiges Bild mittelalterlicher Culturzustände in Staat und Kirche, im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben geboten werden. Der geeignete Punkt für die Erfüllung dieser Aufgabe war am Eingang der staufischen Periode, in deren Verlauf die große Wandlung vom früheren zum späteren Mittelalter in den entscheidenden Fragen sich vollzogen hat." Man muss gestehen, dass Jastrow diese in der Sache gelegenen Schwierigkeiten glücklich besiegt hat: der Aufbau ist geradezu ein glänzender zu nennen, wie man aus dem Capitel „Das deutsche Land und seine Bewohner" leicht abnehmen kann. Aber auch die anderen Theile des Werkes sind in trefflicher Weise durchgeführt: man merkt überall die solide Forschung und freut sich der schönen abgerundeten Darstellung. Auch die Gliederung des Stoffes ist eine durchaus entsprechende.

Der vorliegende Band enthält drei Bücher: das erste „Land und Leute zu Beginn der Hohenstaufenzeit" (S. 1—317) schildert in eilf Abtheilungen: 1. Das Morgen- und Abendland in ihren bisherigen Beziehungen, 2. Westeuropa in kirchlicher Einigung, 3. Das deutsche Land und seine Bewohner, 4. Sociale Gliederung, Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, 5. Recht und Gericht, 6. Das Heer, 7. Fürstenthümer, Bisthümer, Stadtgemeinden, 8. Der König, 9. Gesammtcharakter der Verfassung. Das Lehenswesen. 10. Kunst, Literatur und geistiges Leben, und 11. Aus den Ländern des Reiches: Schilderungen aus Lothringen, Schwaben und Bayern, Thüringen, Hessen und Sachsen, den slavischen Landschaften, aus Burgund und Italien. Schon oben ist die Aufmerksamkeit der Leser auf den dritten Abschnitt gelenkt worden: man wird die charakteristischen Eigenschaften der einzelnen deutschen Stämme selten in so sachlicher, anziehender und anschaulicher Weise geschildert finden als hier. Gleich lobend mag des achten Abschnittes

gedacht werden, Mit dem zweiten Buche beginnt Winters Arbeit, doch sind ihm hiefür und das Folgende noch Jastrows Theilentwürfe vorgelegen. Das zweite „Das Zeitalter Bernhards von Clairvaux“ (S. 317—426) behandelt in drei Abschnitten: 1. das Kaiserthum im Dienste der kirchlichen Reformpartei, 2. den Höhepunkt der geistlich-kirchlichen Übermacht und den Rückschlag gegen diese, dann den zweiten Kreuzzug, und 3. Deutschland während des Kreuzzuges und den Ausgang König Konrads III. Ein breiterer Raum war begreiflicherweise dem dritten Buche „Zeitalter Friedrich Barbarossas“ (S. 427—644) zugewiesen. In zweckmäßiger Gruppierung des Stoffes schildert der Verf. hier 1. den neuen Aufschwung des Kaiserthums und der weltlichen Interessen, 2. die Überwältigung Mailands und die Constituierung des Königreichs Italien, 3. das päpstliche Schisma, 4. Friedrich I. und Alexander III. und den lombardischen Bund, 5. die Monarchie Heinrichs des Löwen, 6. das kaiserliche Walten in Deutschland und Italien und 7. Friedrich Barbarossas Kreuzzug und Tod. Auch in diesem Buche merkt man überall die kritische Methode des Verf.s, die Beherrschung des weitschichtigen Stoffes und die sachgemäße Erörterung. Als Probe gelungener Charakteristik möchte ich hier auf das Bild hinweisen, das von Barbarossa (S. 639) geboten wird. Hinter den politischen und militärischen treten die literarischen Momente nicht zurück und eben sie sind es, welche die Darstellung in gelungener Weise abschließen: „Die Generation von 1125—1152 lebt ein politisch und literarisch ödes Leben. Das Geschlecht von 1152—1190, das unter der Führung seines ruhmvollen Kaisers stand, sah den politischen Erfolgen die literarischen sich anreihen, Deutschland war ein Land geworden, in dem fröhlicher Sang und ernste Dichtung zu den Ereignissen des Tages zu gehören anfiengen.“

H. von Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). 1. Band: Die Zeit des Rheinbundes und die Gründung des deutschen Bundes. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1897. (Auch unter dem Titel: Bibliothek deutscher Geschichte .. Zwiedineck usw.)

Der Verf. des vorliegenden Buches hatte eine ebenso lohnende als schwierige Aufgabe vor sich und hat sie, um das gleich von vornherein zu sagen, in trefflicher Weise gelöst. Lohnend ist die Arbeit, weil die Darstellung dieser Zeitperiode an sich eine anziehende ist und bleiben wird — bleiben trotz 1870 und 1871 — und die Forschung doch noch manches Neue zutage gefördert hat, das in den Zusammenhang des Ganzen eingefügt werden muss; schwierig, weil es galt, den Wettkampf mit großen Meistern in der Kunst historischer Darstellung aufzunehmen. Es darf hier nur an die großen Historiker Ludwig Häußer und Treitschke erinnert werden, von

denen namentlich jener sich gern in die Zeit der Befreiungskämpfe vertieft hat. Wenn sich das Buch nach so guten Vorbildern behauptet, und das thut es, so ist das ein großes Lob, das ihm gespendet wird; es ruht auf einer guten Kenntnis des einschlägigen Quellenmaterials und stellt den Gegenstand in einer durchaus entsprechenden Form vor, die sich von chauvinistischen Anschauungen freihält und doch dem deutschen Standpunkte durchaus gerecht wird. Man hätte vielleicht gut gethan, an einzelnen Stellen die Stimmen von Zeitgenossen, die selbst Historiker waren, wie E. M. Arndt u. a., ertönen zu lassen. Es hätte der Darstellung an manchen Stellen einen unvergleichlichen Reiz gewährt; wer z. B. die Worte liest, die E. M. Arndt 1814 geschrieben hat, wird sagen, dass er wie ein Prophet gesprochen hat: ein Zeugnis für die politische Begabung dieses Mannes. Die Gliederung des Stoffes in dem vorliegenden Buche ist eine durchaus sachgemäße; der Verf. schildert die Zeit des Rheinbundes und die Gründung des deutschen Bundes in zwei Büchern, deren erstes die Überwältigung Preußens durch Napoleon und Österreichs Aufschwung und Fall 1809 vorführt und das zweite in vier Capiteln die Wiedergeburt Preußens und des deutschen Nationalgefühls, den Befreiungskrieg, den Krieg gegen Frankreich 1814 und den Wiener Congress und die Bundesverfassung behandelt. Besonders hervorzuheben ist die sorgsame Behandlung der militärischen Begebenheiten, deren Studium der Verf. seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat.

E. Stutzer, Deutsche Socialgeschichte, vornehmlich der neuesten Zeit für Schule und Haus. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1898. kl. 8°, 272 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Ein Buch, das auch außerhalb der engeren Fachkreise seine Freunde finden wird. Auch den älteren unter den Lehrern der Gegenwart, die den socialen Kampf und die gesammte sociale Bewegung der abgelaufenen 30 Jahre mitverfolgt haben und denen die einzelnen Phasen dieser Bewegung ganz geläufig sind, wird das Buch dadurch, dass es von der Urgeschichte des deutschen Volkes ausholt, viel Anregung bieten. Gleich die einleitenden Worte bilden ein Programm, das vielen aus der Seele gesprochen ist: „Häufig wird in unserer Zeit naturwissenschaftliches Gesetz auf Socialgeschichte angewandt und ebenso einseitig die Bedeutung des wirtschaftlichen Lebens überschätzt. Demgegenüber räume ich der staatlichen und geistigen Entwicklung größeren Platz ein." Es ist das ungefähr dasselbe, was vor Jahren ein geistvoller Historiker mit den Worten ausgedrückt hat: Geschichte ist politische Geschichte. Von dem reichen Inhalte des Buches geben schon die Titel eine Übersicht: 1. Die Gemeinfreiheit der Urzeit. 2. Grundherren und Grundholde in der fränkischen Zeit. 3. Das Lehenswesen und die ritterliche Gesellschaft während der Machthöhe des römischen Kaiserthums deutscher Nation. 4. Aufkommen

nd erste Machtentfaltung des Bürgerthums. 5. Der Bauernstand
1 der 2. Hälfte des Mittelalters. 6. Die socialen Gegensätze in
er Reformationszeit. 7. Socialer Stillstand unter der unumschränkten
'ürstengewalt bis auf Friedrich den Großen. 8. Fortschritte in
ler socialen Entwicklung zur Zeit des aufgeklärten Absolutismus.
). Die Einwirkungen der französischen Revolution auf Deutschland
m allgemeinen und Preußen im besonderen. 10. Das Aufkommen
les vierten oder Arbeiterstandes. 11. Der Bauernstand und der
Eintritt des Bürgerthums ins Staatsleben in der ersten Hälfte des
19. Jahrhunderts. 12. Die Arbeiterbewegung in der zweiten Hälfte
les 19. Jahrhunderts und die Entwicklung der Socialdemokratie.
13. Die Socialreformbestrebungen der neuesten Zeit. 14. Die
socialen Gegensätze der Gegenwart und 15. Rückblick und Ausblick.

Mit Recht verweilt der Verf. vornehmlich an der Behandlung der socialen Frage in der neuesten Zeit. Man wird seinen durchaus sachgemäßen, ruhig gehaltenen Erwägungen und Erörterungen durchaus zuzustimmen in der Lage sein.

Frankreich. Seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. Aus Professor Jos. Sarrazins Nachlass herausgegeben, bearbeitet und vervollständigt von Dr. R. Mahrenholz. Leipzig, O. R. Reisland 1897. V u. 348 SS.

Wer sich über die Frage, wie das moderne Frankreich entstanden ist, über seine Zustände in Verfassung und Verwaltung, über die Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse, das Armeewesen, über Kirche und Schule, Wissenschaft und Kunst und die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart belehren will, dem wird das vorliegende Buch gute Dienste leisten. Leider hatte der Verf. selbst nicht mehr die letzte Hand anlegen können, er hatte, wie der Herausgeber bemerkt, die Absicht, eine Schrift über Frankreich zu veröffentlichen, die ein Seitenstück von G. Wendts England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen werden sollte. Im Nachlasse Sarrazins fanden sich aber nur $5^1/_4$ Bogen gedruckt vor und daneben viele zerstreute Notizen. Aus diesen hat der Herausgeber gemacht, was unter Umständen möglich war. Ich möchte eigentlich den späteren statistischen Capiteln den Vorzug vor dem geschichtlichen Abschnitt mit seinen eilf Unterabtheilungen einräumen, denn gerade hier findet sich noch vieles Veraltete, namentlich in den Literaturangaben, die als solche hätten verzeichnet werden müssen. Die historischen Erörterungen sind trotz der angefügten Noten meist doch zu kurz gehalten, manches ist nicht deutlich genug dargelegt. Daneben finden sich Partien, die sehr wertvoll sind, die über die socialen Einrichtungen der älteren Zeit, den Ausbau des Feudalstaates, das Zeitalter Philipps des Schönen, die Reformen Karls VII.; zu knapp ist die Zeit der französischen Revolution behandelt: die Verschiedenheit in der Auffassung dieser großen Umwälzung in den älteren und neueren

Geschichten, wie sie, um nur zwei Namen zu nennen, durch Thiers und Taine gegeben ist, hätte scharf betont werden müssen. Recht gut ist, was über den Napoleoncultus (S. 115), über die Bedeutung und den Charakter Napoleons III. gesagt wird. Den Hauptwert möchte ich aber, wie schon bemerkt, in den folgenden Capiteln suchen, wenngleich da manches, wie z. B. der Abschnitt über die französische Colonisation, hätte anders gefasst werden können. Ein gutes Namens- und Sachregister dient zur Bequemlichkeit bei der Benützung des Buches.

Franz Kurz, Der Einfall des von Kaiser Rudolf II. in Passau angeworbenen Kriegsvolkes in Oberösterreich und Böhmen (1610—1611). Aus dessen Nachlass mitgetheilt und mit einer Einleitung versehen von Albin Czerny. Linz. Verlag des Vereines Museum Francisco-Carolinum 1897. 8°, 376 SS.

Man muss es dem verdienten Bibliothekar des Stiftes St. Florian, dessen literarischen Verdienste ja von den österr. Historikern gern gewürdigt werden, Dank sagen, dass er diesem hinterlassenen Werke des bekannten österreichischen Geschichtsschreibers zu der verdienten Auferstehung geholfen hat. Schon die 57 Beilagen, Briefe, die Franz Kurz in verschiedenen Archiven gesammelt hatte — Czerny zählt die Archive S. 1 auf —, verdienten publiciert zu werden; dazu kommt ja noch all das Material, das Kurz verarbeitet in seiner Darstellung vorlegt. Es ist, wie Czerny mit Recht sagt, „ein Buch, mit welchem sich, was die Vorgänge in Oberösterreich während der Einlagerung der wilden Soldatesca anlangt, keine seither erschienene Arbeit vergleichen kann“. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, die zugleich von der Solidität der Forschung zeugt, dass seine Resultate nach dem überraschend reichen Urkundenzufluss, den die Werke von Hammer, Hurter und Gindely gebracht haben, in der Auffassung der Ereignisse und Klarlegung der Ziele der damaligen politischen Factoren mit dem der neuesten Geschichtschreiber der Zeit Rudolfs II. von 1600—1612 im großen und ganzen übereinstimmen. Der Herausgeber hat mit großer Sorgfalt die sieben Capitel, welche das Buch zählt, auf die Ergebnisse der neueren Forschung hin überprüft und lässt es nicht an den einschlägigen Stellen an Citaten fehlen. Ganz aus seiner Feder stammt die Einleitung, die gleichfalls auf die neueren Forschungen Hammers, Hurters und Gindelys Rücksicht nimmt, so dass sich nunmehr das Buch als ein solches darstellt, das, trotzdem sein Verfasser schon seit vielen Jahrzehnten das Zeitliche gesegnet hat, durchaus dem Stande der neueren Forschung entspricht. Irrthümer sind mir keine aufgefallen, die belangreich wären, allenfalls wäre zu S. 10 zu bemerken, dass Leopold keineswegs der jüngste Sohn Erzherzog Karls war. Dies war der seinen Namen führende Hoch- und Deutschmeister, der 1624 gestorben ist.

Graz. J. Loserth.

Geographischer Jahresbericht über Österreich. **Mit Unterstützung des hohen k. k. Ministeriums für Cultus u. Unterricht herausgegeben von F. v. Czerny, O. Lenz, F. Löwl, J, Palacky, A. Penck, A. Rehmann, E. Richter, W. Tomaschek und F. v. Wieser. Redigiert von Dr. Robert Sieger. 1. Jahrgang 1894. Wien, Ed. Hölzel. 8°, 205 SS. Preis geh. 2 fl.**

Im unscheinbaren Kleide eines Jahresberichtes ist ein bedeutendes und für die Landeskunde unseres Vaterlandes höchst wichtiges Unternehmen begonnen, für das dem Redacteur und den Herausgebern die größte Anerkennung gebürt. Die geographischen Jahresberichte, deren 1. Jahrgang vorliegt, werden uns Jahr für Jahr eine kritische Übersicht der geographischen Literatur über die österreichischen Länder, sowohl der Einzelwerke, als auch der in geographischen, geologischen, naturhistorischen und historischen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen bringen. Die Vorrede gibt kurz die Vorgeschichte des Unternehmens an und spricht sich deutlich über den Zweck und den Inhalt der Jahresberichte aus. Wir entnehmen ihr, dass der vorliegende 1. Jahrgang die im Jahre 1894 erschienenen Arbeiten umfasst. Für die weiteren Jahrgänge ist ein engerer Anschluss an das Berichtsjahr in Aussicht genommen. Im vorliegenden Bande ist von 53 Mitarbeitern über 635 Arbeiten berichtet. Die Anordnung nach einem allgemeinen und einem besonderen Theile bietet eine vorzügliche Übersicht. Die Inhaltsangaben sind knapp und streng sachlich. Detailkritik und Polemik sind ausgeschlossen.

Das schwierige Werk so glücklich begonnen zu haben, ist der Energie und Erfahrung Rob. Siegers zu danken, der auch bei jeder Partie des Buches, im ganzen über 170 mal das Wort ergriffen hat. Diese geographischen Jahresberichte über Österreich werden ein wichtiges Nachschlagebuch für österreichische Landeskunde werden.

Wien. A. Mayr.

Dr. Franz Heiderich, Länderkunde der außereuropäischen Erdtheile. **Mit 11 Textkärtchen und Profilen. (Sammlung Göschen.) Leipzig. Göschen'sche Verlagshandlung 1897.**

Der Verf. geht bei der Behandlung des Stoffes nach den gleichen Grundsätzen vor, wie in der bereits besprochenen „Länderkunde von Europa“. Was über dieselbe gesagt wurde, kann daher auch auf diesen zweiten Theil einer allgemeinen Länderkunde in compendiöser Form übertragen werden. Dass bei der Besprechung von vier Erdtheilen auf einem sogar noch kleineren Raume als dem für die Darstellung Europas verwendeten eine im allgemeinen mehr übersichtliche und vielfach nur andeutende Schilderung platzgreifen musste, ist selbstverständlich. Leider haben aber dabei manche Partien der physikalischen Geographie, wie beispielsweise die klimatischen Factoren und ihr Einfluss, eine vielleicht allzu

knappe Behandlung erfahren. Zu viel Gewicht scheint auf das ja doch nur recht unsichere Zahlenmateriale dieser Erdtheile gelegt worden zu sein, welches bei dem Mangel quellenmäßiger Nachweise vielfach nicht recht verwendbar erscheint. Es wäre gut gewesen, wenn der Verf. in der Einleitung schon angegeben hätte, welches Jahr er den verschiedenen Zahlen namentlich hinsichtlich der Bevölkerungsziffern seiner Darstellung zugrunde legte. Es finden sich eben neben Zahlen neueren Datums auch veraltete und außerdem manche Unrichtigkeiten, die wohl durch Druckfehler zu erklären sind. Es sei im Folgenden nur auf eine Reihe von Differenzen zwischen den gewöhnlichen und des Verf.s Angaben in Bezug auf Höhenzahlen hingewiesen: S. 28 Issyk-Kul 1650 m statt 1615 m, S. 30 Kuhibaba 5500 m st. 5175 m, S. 38 der Isthmus von Krah mit 30 m st. 76 m, S. 41 der Korinzschi mit 3736 m st. 3690 m, der Vulcan Apo mit 2686 m st. 3100 bis 3300 m, S. 48 die Nilgiriberge mit 2546 m st. 2670 m, S. 67 Teheran mit 1262 m Meereshöhe st. 1132 m, S. 71 Erdschias mit 3850 m st. 3960 m, bezw. 4000 m, S. 73 Hermon mit 2860 m st. 2760 m, S. 116 M. Brown mit 4480 st. 4880 m, S. 129 Pick von Orizaba mit 5450 st. 5580 m. Ähnliches gilt von den Einwohnerzahlen. Die Bevölkerung der indischen Städte erscheint fast durchgehends zu klein angegeben. Bei den zum mindesten sehr schwankenden Einwohnerzahlen Chinas ist eine Angabe von 87 Einwohner pro km² (S. 53) wohl etwas gewagt, da die relative Bevölkerung von anderen sogar auf rund 100 geschätzt wird. Fraglich ist die Zahl bei Peking, wohl zu klein die bei Hangtschou (400.000), zu hoch vielleicht die von Nanking. Bahia (S. 138) besitzt 200.000 und nicht 80.000 Einw., ebenso zählt Bogotá (S. 142) schon mindestens 100.000 Einw. Auch Caracas' Bevölkerung beziffert sich auf mehr denn 41.000. Der mit 9,724.000 km² S. 161 verzeichnete Antheil Spaniens in Afrika ist wohl nur auf einen Druckfehler zurückzuführen. Unklar ist S. 64 der Satz: „Das iranische Hochland wird .... im Innern von dem bis 1700 m ansteigenden Kohrudgebirge durchzogen“, da dieses im Kuh i Hasar sogar bis über 4000 m ansteigt. S. 96 ist das Areal des Victoriasees zu klein angegeben. Überhaupt wären hier nach H. Wagners Muster auf Tausende von Kilometern abgerundete Zahlen am Platze gewesen. Der Suezcanal wurde bereits im November 1869 dem Verkehre übergeben (S. 12). S. 49 hätte wohl auch das Cardamumgebirge Erwähnung finden sollen. Der Kaisercanal führt bis Hangtschou, also über den unteren Jangtsekiang hinaus (S. 52). S. 56 sollte es 2. Z. v. o. besser heißen Nonni-Sungari, S. 64 statt Seee Seen und statt Alburs- Elburs- oder Alborsgebirge. S. 77 findet sich bei Cap Verde als geographische Länge die Zahl 14° 35′ statt 17° 35′. 1506 ist das Todesjahr Las Casas', der Beginn des Sclavenhandels fällt erst in das Jahr 1510, im größeren Umfange erst in das Jahr 1517 (S. 115). Die Haupt-

stadt von Bolivia ist jetzt wieder La Paz (S. 141). In der letzten Zeile der Seite 142 liegt eine Vertauschung von Cayenne und Paramaribo vor. S. 155 sollte es besser heißen: „nachdem Cooks' zweite Reise 1772/75 .... zerstört hatte".

Ungar.-Hradisch. Dr. Johann Müllner.

Das Gesetz der kleinen Zahlen. Von Dr. L. v. Bortkewitsch, Privatdocent in Straßburg. Leipzig, B. G. Teubner 1898. 52 SS.

In der vorliegenden Abhandlung wird zum erstenmale der Versuch gemacht, statistischen Reihen, die aus kleinen Zahlen bestehen, vom Standpunkte der Wahrscheinlichkeitsrechnung aus näher zu treten. Derartige Reihen sind von der wissenschaftlichen Statistik bis jetzt sehr wenig gewürdigt worden und zwar deshalb, weil bei kleinen Zahlen die Wirkung der zufälligen Ursachen zu stark hervortrete. Diese Missachtung der kleinen Zahlen ist aber durchaus nicht am Platze, sobald es darauf ankommt, gerade die Gesetze des Zufalls an den statistischen Daten zu untersuchen, d. h. zu ermitteln, ob die Lehren der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Statistik anwendbar seien. Dieser Gedanke schwebte dem Verf. bei seinen Untersuchungen vor, deren mathematische Grundlegung im 1. Capitel gegeben wird. Im 2. Capitel werden die entwickelten Formeln verwendet, um einige Daten der Selbstmord- und der Unfallstatistik, die sich als Reihen kleiner Zahlen darbieten, nach der Methode der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu behandeln. Dabei zeigt sich, dass die bei den untersuchten Reihen vorhandenen Schwankungen den Voraussetzungen der Theorie sehr nahe entsprechen, worin eben das Gesetz der kleinen Zahlen besteht. Dem Verf. kam es nun weiter darauf an, dieses günstige Ergebnis mit einem anderen scheinbar ungünstigen in Einklang zu bringen, das darin besteht, dass die aus großen Ereignissen abgeleiteten Verhältniszahlen der Statistik, von wenigen Fällen abgesehen, der Unterwerfung unter die Formeln des Poissons'schen Gesetzes der großen Zahlen ersichtlich trotzbieten. Zu dieser Untersuchung diente ihm die im wesentlichen aus einem Aufsatze von Lexis übernommene, aber in etwas abweichender Weise begründete Theorie des Fehlerexcedenten, was den Inhalt des 3. Capitels des für den Fachmann schätzenswerten Schriftchens ausmacht.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

Die Elemente der Mathematik. Für höhere Lehranstalten bearbeitet von Fr. Bussler, Professor am Sophiengymnasium zu Berlin. Theil I Pensum für die Quarta bis Untersecunda. Theil II: Pensum für die Obersecunda und Prima. 2. Aufl. Dresden u. Berlin, Verlag von L. Ehlermann 1897.

Mathematisches Übungsbuch. In zwei Theilen. Für die Obersecunda und Prima, sowie für die Quarta bis Untersecunda. Von demselben. Ebendaselbst 1897.

Bei der Bearbeitung der vorliegenden Bücher wurde den Lehrplänen und Lehraufgaben für höhere Schulen vom Jahre 1891 für die preußischen Gymnasien Rechnung getragen. Für jede Classe wurde das entsprechende Pensum aus jeder einzelnen Disciplin zusammengestellt, ohne den Zusammenhang innerhalb derselben zu schädigen. In den ersten Abschnitten werden der Fassungskraft der Schüler angemessen die einzelnen Probleme ausführlicher behandelt, dann aber diese Darstellung durch eine knappere und präcisere ersetzt. In dem Pensum für Quarta wurden die Elemente der Planimetrie aufgenommen. Hier hätte es sich empfohlen, die Sätze, welche auf die achsiale Symmetrie bezugnehmen, mehrfach und erweiterter anzuwenden, als es thatsächlich geschehen ist. Dieses planimetrische Pensum erstreckt sich auf die Grundanschauungen und Grundsätze, betreffend die gerade Linie, den Winkel und den Kreis, auf die Winkelbeziehungen, auf das Dreieck, soweit die allgemeinen Eigenschaften und die Congruenz derselben in Betracht kommen. In dem sich anschließenden Pensum für die Untertertia werden die allgemeinen Sätze vom Viereck und Vieleck vorgeführt, es wird auf die grundlegenden Sätze vom Kreise eingegangen und das Wesen der geometrischen Constructionsaufgabe an mehrfachen Beispielen besprochen. In Obertertia wird die Flächengleichheit, Ausmessung, Verwandlung und Theilung geradliniger Figuren vorgenommen, an die Proportionalität gerader Linien und die Ähnlichkeit der Figuren geschritten. Der arithmetische Lehrstoff setzt in dieser Unterrichtsstufe mit der Lehre von den Potenzen und Wurzeln ein und erstreckt sich bis zur Lehre der Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und den Proportionen. Es wäre zu wünschen, dass in einer zukünftigen Auflage der Gebrauch der Klammern dort angewendet würde, wo die Außerachtlassung derselben zu Zweifeln Anlass geben kann.

Im ersten Theile der Elemente finden wir noch die Berechnung regulärer Polygone und des Kreises, die Lehre von den quadratischen Gleichungen mit einer Unbekannten, die Theorie der Potenzen mit negativen und gebrochenen Exponenten und der Logarithmen, sowie eine Einleitung in die ebene Trigonometrie und in die Stereometrie, wobei ausschließlich der Oberflächen- und Volumsberechnung der Körper gedacht wird. Die Planimetrie wird im zweiten Theile (Pensum für Obersecunda) beschlossen und an dieser Stelle in anschaulicher Weise der Sätze von den Trans-

ersalen (Theorem von Menelaos, Ceva, Pascal) Erwähnung ethan. Es fehlt hier, sowie im ganzen Verlaufe des Buches nicht n historischen Einstreuungen, die geeignet erachtet werden, den nathematischen Unterricht zu beleben. Recht klar ist auch der Abschnitt über die stetige und harmonische Theilung verfasst worden, ebenso dürfen wir der Bearbeitung der Lehre von den Ähnlichkeitspunkten, Ähnlichkeitsachsen und Ähnlichkeitsstrahlen, sowie der Potenzörter die Anerkennung nicht versagen. In derselben Unterrichtsstufe (Obersecunda) wird die Trigonometrie soweit geführt, als sie zur Auflösung der einfachsten Dreiecksfälle erforderlich ist, während in dem Pensum für Prima die trigonometrische Berechnung des Dreieckes aus mittelbaren Bestimmungsstücken, die trigonometrische Berechnung des Viereckes und die Ableitung der Grundformeln der sphärischen Trigonometrie abgehandelt wird. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn in diesem Abschnitte in eingehenderer Weise die Anwendung der Trigonometrie auf die praktische Geometrie gelehrt worden wäre. Sehr gelungen ist die Deduction der Probleme des Kugeldreiecks vorgenommen; daselbst wurden auch einige Anwendungen auf stereometrische Aufgaben und auf solche der Astronomie vorgenommen.

Der algebraische Lehrstoff, welcher im zweiten Theile aufgenommen ist, kann als ein sehr reichhaltiger bezeichnet werden; die Erweiterung der Wurzellehre, die Lehre von den quadratischen und Exponentialgleichungen, sowie der unbestimmten Gleichungen ersten Grades und der Gleichung für die pythagoräischen Zahlen, die Theorie der arithmetischen und geometrischen Progressionen und die Anwendung der letzteren auf die Probleme der Zinseszins- und Rentenrechnung, die Anwendung der complexen Zahlen und des Moivre'schen Binominaltheorems, die wichtigsten Sätze aus der Combinationslehre und der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Theorie der höheren Differenzenreihen und der Kettenbrüche, letztere allerdings in sehr dürftiger Weise, finden wir in diesem Abschnitte berücksichtigt. Ein Anhang bezieht sich auf die Auflösung der kubischen Gleichungen mit genügend scharfer Betonung des irreduciblen Falles; der zweite Anhang, der die Ausdehnung des binomischen Lehrsatzes für beliebige Exponenten, die wichtigsten Theoreme von der Convergenz der Reihen (Anwendung auf die logarithmischen), endlich die Verbindung der Binomialformel mit dem Moivre'schen Theoreme enthält, kann nur in der obersten Unterrichtsstufe und in dieser mit gut vorbereiteten Schülern vorgenommen werden.

Die Stereometrie, welche ebenfalls in dem zweiten Bande aufgenommen erscheint, hat unzweifelhaft dadurch gewonnen, dass auf die Probleme derselben die Grundlehren der Trigonometrie in Anwendung gebracht wurden. Besonders gelungen müssen wir die in diesem Abschnitte dargestellte Berechnung der Oberflächen und

der Volumina der Körper betrachten. Ebenso wird anerkennend hervorzuheben sein, dass der Verf. in einem Anhange die Bestimmung der Maxima und Minima von Functionen gelehrt hat und zwar vorzugsweise nach der Methode der gleichen Ordinaten.

Sehr zutreffend ist auch die analytische Geometrie behandelt worden. Es wäre nur zu wünschen gewesen, dass die Normalgleichung der Geraden in die Betrachtungen eingeschlossen worden wäre, dass dann die Fruchtbarkeit derselben an mehreren Problemen dargethan worden wäre. Ansprechend ist auch die Kegelschnittslehre behandelt worden, und in dem betreffenden Abschnitte sind auch synthetische Betrachtungen einbezogen. Die allgemeine Gleichung zweiten Grades wurde nicht in Erwägung gezogen, doch sind die Kegelschnitte in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen dargestellt worden. Den Schlusstheil dieses Abschnittes bildet die Cubatur der durch die Curven zweiten Grades erzeugten Umdrehungskörper. Mit der hier gegebenen Einführung des Guldin'schen Theorems kann sich der Ref. nicht befreunden; dieses wichtige Theorem hätte in einfachster Weise ganz allgemein aus theoretischen Principien der Mechanik abgeleitet werden sollen.

Die in den beiden vorliegenden Bändchen enthaltenen Übungsaufgaben sind nach den Pensen der einzelnen Jahrgänge geordnet und zwar in Gruppen zu je vier gleichartigen und ziemlich gleich schweren zusammengestellt, was aus mancherlei didaktischen Rücksichten geboten war. Schwierige Aufgaben wurden fast gänzlich vermieden, schwierigere sind durch ein Kreuzchen, welches der Angabe beigesetzt ist, gekennzeichnet. Auch Auflösungen wurden den einzelnen Exempeln beigegeben und zwar in einem besonderen Hefte, das nur an die Lehrer abgegeben wird. Der zweite Theil der Übungsaufgaben enthält unter anderen auch sehr wertvolle Beispiele über kubische Gleichungen und Textaufgaben zu denselben, sowie über Gleichungen höheren Grades, welche sich auf kubische reducieren lassen, ferner eine Reihe von zu lösenden Problemen aus der mathematischen Geographie und Aufgaben über den ausgezeichneten Wert von Functionen einer Variablen. Es wäre vortheilhaft gewesen, diesen Abschnitt noch zu vermehren und noch einige andere Methoden zur Bestimmung der Maxima und Minima von Functionen anzugeben.

Ref. kann nur wünschen, dass die vorliegenden Bücher sich einbürgern möchten, sicherlich zu Nutz und Frommen des mathematischen Unterrichtes; die ausgezeichnete Darstellung der in dem Buche vorgeführten Lehren, die sorgfältige Auswahl und Behandlung des Gebotenen, die durchwegs präcise Diction werden dem Buche, einem der besten, welche der Ref. kennt, nur Freunde erwerben.

ehrbuch der Analysis (Cours d'Analyse) von Ch. Sturm. Übersetzt von Dr. Theodor Gross, Privatdocent an der kgl. technischen Hochschule zu Charlottenburg. 1. Band. Berlin, Fischer-M. Krayn 1897. Preis 7 Mk. 50 Pf.

Es ist ein großes Verdienst, das sich der Übersetzer des 'ours d'Analyse von Sturm durch die Herausgabe des voriegenden Buches erworben hat, da ja dasselbe durch die Reichıaltigkeit des vorgetragenen Lehrstoffes, namentlich der mannig'achen Anwendungen der höheren Analysis, durch die Klarheit der Darstellung und durch die methodische Anordnung des reichen [nhaltes zu den vornehmsten Büchern auf diesem Gebiete zu rechnen ist. Die vorliegende Übersetzung erfolgte nach der 8. Auflage des Originals: sie enthält einige von dem Herausgeber zugesetzte Bemerkungen, ist aber im großen und ganzen ein im wesentlichen unveränderter Abdruck des übersetzten Textes.

Nach einer kurzen Notiz über das Leben und die Schriften von Sturm wendet sich der Bearbeiter zum ersten, von der Differentialrechnung handelnden Abschnitt. In demselben werden die Theoreme über die Ableitungen und Differentiale und die Differentiationsregeln entwickelt, dann wird zur Betrachtung der Convergenz der Reihen übergegangen, und zwar hauptsächlich zu dem Zwecke, um den Begriff der Exponentialfunction zu verdeutlichen. Die Differentiation der transcendenten Functionen, der unentwickelten Functionen, der Vertauschung der unabhängigen Veränderlichen, die Differentiation der Functionen von mehreren unabhängigen Veränderlichen vervollständigen diesen ersten einleitenden Theil. Das Weitere ist den analytischen und geometrischen Anwendungen der Differentialrechnung gewidmet. Mit großer Klarheit sind die Entwicklungen von Taylor und Mac Laurin gegeben und die gebürende Aufmerksamkeit der Darstellung des Restes der Taylorschen Reihe gewidmet. Sehr bemerkenswert und von eminent praktischer Bedeutung sind die Deductionen der Formeln zur Berechnung der Logarithmen und die Betrachtung der Logarithmen als Grenzwerte algebraischer Ausdrücke. In diesen sowie im ganzen Verlaufe des Buches finden wir jedem Abschnitte Beispiele zugegeben, durch deren Lösung die Vertiefung des vorgetragenen Lehrstoffes angestrebt und bei gewissenhafter Beachtung derselben sicher auch erreicht wird. Die Moivre'sche Binomialformel und die mannigfachen Anwendungen derselben (darunter auch die Auflösung der binomischen Gleichungen) werden für die weiteren Betrachtungen nur belangreich bezeichnet werden können. Als fernere Anwendungen analytischer Art der Differentialrechnung, die in dem vorliegenden Buche zur Behandlung gelangen, müssen die Erörterungen über vieldeutige Ausdrücke, sodann nach der Ausdehnung des Taylor'schen Lehrsatzes auf die Entwicklung der Functionen mehrerer Veränderlicher die Behandlung der Maxima und Minima von Functionen gelten.

Die geometrischen Anwendungen der Differentialrechnung werden in großer Ausführlichkeit und so dargestellt, dass der Lernende ohne mühevolle Zwischenrechnungen sich in den wichtigsten Theil dieser Lehre hineinfinden kann. Meistens wird ein und dasselbe Problem von mehreren Seiten, so von der analytischen und der geometrischen, in Angriff genommen. Dies kann bei einem einführenden Buche nur mit besonderer Anerkennung hervorgehoben werden. Mit besonderem Geschicke wurden in diesem Abschnitte die Berührungen verschiedener Ordnung zwischen ebenen Curven und zwischen Raumcurven behandelt und der Evoluten und einhüllenden Curven ebener Curven in allgemeiner Weise und in sehr instructiven Beispielen gedacht. Eine specielle Untersuchung wurde der Cycloide, dieser geometrisch und mechanisch so wichtigen Curve, zutheil. Unter den singulären Punkten der ebenen Curven gedenkt der Verf. der vielfachen Punkte, der Rückkehrpunkte, der isolierten Punkte, der End- und Eckpunkte.

Was in dem vorliegenden ersten Bande über den Integralcalcül gesagt ist, bezieht sich wohl nur auf die Elemente desselben; es werden die Regeln für die Integration der Functionen angegeben, mit ziemlicher Ausführlichkeit die Integration rationaler und irrationaler Functionen behandelt, hierauf wird auf die Integration binomischer Differentiale eingegangen und jene der transcendenten Functionen vorgenommen. In der Theorie der bestimmten Integrale sind die grundlegenden Theoreme mit großer Klarheit auseinandergesetzt und auch die annähernde Berechnung derselben an Beispielen und in allgemeiner Weise dargethan. Die Eigenschaften der bestimmten Integrale leiten den Verf. zu einer neuen Beweisführung des Taylor'schen Satzes. Wesentlich ist die Betrachtung jener Integrale, in denen die Function unter dem Integralzeichen zwischen oder an den Integrationsgrenzen unendlich wird. Von den geometrischen Anwendungen der Integralrechnung ist die Quadratur ebener Flächen, die Rectification ebener Curven und die Cubatur der Körper angegeben worden; in dem letztgenannten Abschnitte finden wir die Volumina, die durch eine einzige Integration berechenbar sind, berücksichtigt, ebenso werden die von verschiedenen Flächen begrenzten Volumina berücksichtigt. Die sogenannte Complanation der Flächen erfolgt nach einem kleinen Excurse auf das Gebiet der mehrfachen Integrale.

Das vorliegende Buch ist nach den Erfahrungen, welche schon seinerzeit auf Grund des Studiums des Originales der Ref. gemacht hat, für das erste Studium der Differential- und Integralrechnung und der Anwendungen derselben in der höheren Geometrie ein vortrefflicher Behelf. Es ist dem Übersetzer der Dank für die gelungene, an allen Stellen klare Bearbeitung des Buches ins Deutsche auszusprechen. Durch dieselbe wird dem Studium des Infinitesimalcalcüls sicher mächtig Vorschub geleistet werden. Die Ausstattung des Werkes, dessen Fortsetzung wir mit Spannung entgegensehen, ist in jeder Beziehung eine sehr vortheilhafte.

Elemente der mathematischen Theorie der Elektricität und des Magnetismus von J. J. Thomson, Professor der Physik an der Universität zu Cambridge. Autorisierte deutsche Ausgabe von Gustav Wertheim, Professor am Philanthropin zu Frankfurt a. M. Mit 133 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1897.

Professor Thomson hat in diesem Buche, das nicht mit vollem Rechte „Elemente der mathematischen Theorie der Elektricität und des Magnetismus" bezeichnet wurde, eine Reihe von Problemen der Elektricität theoretisch behandelt, welche geeignet sind, den Leser in die Theorie dieses Wissenszweiges, welche von Faraday und Maxwell geschaffen wurde, einzuführen. Diese Einführung erfolgt in durchaus gründlicher Weise, womöglich elementar; bei manchen Aufgaben der Lehre vom Magnetismus und der Elektricität konnte jedoch der Hilfsmittel der höheren Analyse nicht entrathen werden. Immer hat Thomson angestrebt, einige Fälle, die eine sehr einfache mathematische Darstellung zulassen, in den Vordergrund der Betrachtungen zu rücken, da diese — wie er zutreffend bemerkt — geeignet sind, „die physikalische Erscheinung ebenso gut zu begründen und zu erläutern, wie die eingehendste analytische Behandlung der allgemeinsten Fälle". Dadurch wurde aber auch das erreicht, dass der dieses vorliegende Buch benützende Studierende frei von analytischen Schwierigkeiten sich mit der physikalischen Seite der einzelnen Fragen intensiv beschäftigen kann. Die Übersetzung des Originalwerkes ist sehr gelungen und schließt sich enge an den Originaltext an.

In dem Abschnitte über „allgemeine Principien der Elektrostatik" finden wir eine sehr lichtvolle Darstellung des Theorems von Gauss, dass die gesammte elektrische Normalinduction auf irgendeiner im elektrischen Felde befindlichen, geschlossenen Oberfläche das Vierfache der gesammten elektrischen Ladung innerhalb dieser Oberfläche ist. Die Fruchtbarkeit dieses Satzes wird an einigen schönen Beispielen dargethan. Die Einführung in die Potentiallehre ist ebenfalls als eine durchwegs zweckentsprechende zu bezeichnen. Die Beziehung zwischen den Potentialen und den Ladungen auf den Conductoren und das Princip der Superposition der elektrischen Wirkungen leitet den Verf. zur Betrachtung der Capacitäts- und der Inductionscoefficienten und zu dem weiteren, sehr ergiebigen Satze, dass das von der Einheit der Ladung auf einem Conductor herrührende Potential eines zweiten Conductors, wenn derselbe isoliert und ungeladen ist, gleich dem von der Einheit der Ladung auf dem zweiten Conductor herrührenden Potentiale des ersten Conductors ist, wenn dieser isoliert und ungeladen ist. Ganz im modernen Sinne der theoretischen Elektricitätslehre verfasst ist der Abschnitt über die Energieverhältnisse im elektrischen Felde, ebenso die sinngemäße

Einführung in die Lehre von den Kraftlinien und Kraftröhren. Die Maxwell'sche Theorie wird durch die Zurückführung der auf einem Conductor wirksamen Kraft auf einen Spannungszustand der Faraday'schen Röhren angebahnt. Als Anwendung der allgemeinen Principien der Elektrostatik finden wir im Folgenden die Berechnung der Capacität von Conductoren und Condensatoren, wobei auch die Theorie des Quadrantenelektrometers gegeben wird. Sehr zutreffend sind die Erscheinungen, welche durch die specifische Inductionscapacität bedingt sind, theoretisch erläutert worden. Die Messung dieser wichtigen elektrostatischen Constanten ist nur angedeutet worden. Einer der in diesem Buche mit besonderer Sorgfalt ausgearbeiteten Abschnitte ist der, welcher von den elektrischen Bildern und der elektrischen Inversion handelt. Diese zuerst von Murphy in die Elektricitätslehre eingeführte Methode gestattet, mit außerordentlicher Bequemlichkeit und in vollkommen elementarer Weise auch schwierigere Fälle zu behandeln. So konnte auch der Fall einer dielektrischen Kugel in einem elektrischen Felde vollständig erörtert werden. Theoretisch größere Schwierigkeiten verursachte die Methode der Inversion und jene der elektrischen Bilder auf den Fall eines zwischen zwei unendliche, leitende Ebenen, die auf dem Potential Null erhalten werden, gestellten kleinen elektrisierten Körpers. In der Lehre vom Magnetismus werden namentlich die Kraftverhältnisse zwischen zwei kleinen Magneten eingehend betrachtet und der Gauss'sche Beweis, dass die zwischen zwei Magnetpolen wirkende Kraft umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung der Pole voneinander variiert, in ausführlicher Weise gegeben. Für den Erdmagnetismus belangreich ist die genaue Erörterung der Wirkungsverhältnisse einer magnetischen Schale und des von einer gleichmäßig magnetisierten Kugel erzeugten magnetischen Feldes. Als classische Beispiele der magnetischen Induction betrachtet Prof. Thomson den Fall einer Kugel in einem gleichförmigen magnetischen Felde, die Schirmwirkung einer eisernen Schale und das Verhalten von Ellipsoiden im magnetischen Felde. Die in dieser Beziehung erhaltenen Formeln werden auf ein Ellipsoid im elektrischen Felde zur Anwendung gebracht und bei dieser Gelegenheit gezeigt, dass scharf zugespitzte Conductoren sehr geeignet sind, Elektricitätsladungen entweichen zu lassen. Von großem theoretischen Interesse sind die nun folgenden Betrachtungen über das Verhalten der Faraday'schen Röhren bei der Entladung zweier Conductoren, die durch einen Draht verbunden sind. Die Theorie des Volta'schen Elementes, wie sie in diesem Abschnitte gegeben wird, ist die chemische; der Verf. berechnet auch auf Grund der in den Elementen stattfindenden chemischen Processe und deren thermischen Werte die elektromotorischen Kräfte dieser Elemente. Die wirkliche Vertheilung der Ströme in einem System von Zweigen

wird nach Thomson auch dadurch leicht hergeleitet, dass der Ausdruck für die Wärmeerzeugung in diesen Leitern, welche die Zerstreuungsfunction genannt wird, zu einem Minimum gemacht wird, wobei an der Bedingung festgehalten wird, dass die algebraische Summe der Intensitäten der in einem Punkte zusammentreffenden Ströme Null ist. Das zweite Gesetz von Kirchhoff über Stromverzweigung in Verbindung mit dem ersten ist jenes, bei welchem die kleinste Wärmemenge in der Zeiteinheit erzeugt wird. In sehr eleganter Weise ist die Stromvertheilung in einem unendlichen Conductor auseinandergesetzt worden. Es wurde auch der Bedingungen gedacht, die erfüllt werden, wenn ein Strom von einem Medium zu einem andern fließt. Die Grundgesetze des Elektromagnetismus sind in sehr anziehender, vielfach origineller Weise entwickelt und auf mehrfache Fälle angewendet worden. Die Erörterung der Messinstrumente ist nur insoweit vorgenommen worden, als es sich um die Bestimmung der Stromintensitäten und der Widerstände handelt. Die für die Induction geltenden Grundgleichungen werden mit den Bewegungsgleichungen eines dynamischen Systems verglichen, ebenso die Formeln für die kinetische Energie des mechanischen Systems mit der Energie des von dem Stromsysteme erzeugten magnetischen Feldes. Auf Grund dieser Vergleiche wird der Verf. dahin geführt, ein System elektrischer Ströme als mit Trägheit behaftet anzusehen. Wenn die Anzahl der durch die Fläche der Stromkreise gehenden Röhren der magnetischen Induction vergrößert wird, also z. B. durch die Einführung von Eisenmassen in die Nähe der Stromkreise, dann wird die Trägheit des Systems vergrößert. Diese mechanischen Analogien werden weitergetrieben und untersucht, welche Größen in dem dynamischen Systeme den Coefficienten der Selbstinduction und der wechselseitigen Induction entsprechen. Die Berechnung der durch einen Impuls in einer Metallmasse inducierten Ströme führt zu Formeln, welche denen der Wärmeleitung entsprechen, so dass der Schluss erlaubt ist, dass die elektrischen Ströme und die magnetische Kraft sich in einem Metalle in derselben Weise verbreiten wie die Temperatur, wenn die Oberfläche des Metalles erwärmt würde und sodann sich die Wärme verbreiten könnte. Mittels dieser Gleichungen wird auch die Vertheilung eines Wechselstromes in einem Conductor studiert. Die elektrischen Schwingungen werden auch im Zusammenhange mit ihren mechanischen Analogien betrachtet; so findet Thomson das Verhalten einer Leydenerflasche demjenigen einer Masse analog, die an einer Spiralfeder befestigt ist, deren Bewegung von einer der Geschwindigkeit proportionalen Kraft Widerstand erfährt. Ganz im Geiste der Theorie von Maxwell ist der Abschnitt über dielektrische Ströme und die elektromagnetische Theorie des Lichtes verfasst worden. Wenn man an der

Ansicht festhält, dass die magnetische Kraft durch die Bewegung der Faraday'schen Röhren erzeugt wird, so erhalten wir sehr leicht das Ergebnis, dass die elektrischen und die magnetischen Wirkungen durch die Luft sich mit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes verbreiten. Zum Schlusse behandelt der Verf. noch die Theorie der thermoelektrischen Erscheinungen.

Das vorliegende ausgezeichnete Buch wird nicht verfehlen, in den Kreisen der Forscher auf dem Gebiete der Elektricität Beachtung zu erfahren; es ist eine der schönsten Einführungen in die mathematische Theorie der elektrischen und magnetischen Erscheinungen, welche der Verf. kennen gelernt hat. Ref. muss auch die gediegene deutsche Bearbeitung dieses Buches besonders hervorheben.

Handbuch der Geophysik von Dr. Siegmund Günther, ord. Professor an der technischen Hochschule in München. Zwei Bände. 2. gänzl. umg. Aufl. 1. Band (Bogen 1—8). Stuttgart, Ferdinand Enke 1897. Preis 3 Mk. 1. Lieferung.

Das vortreffliche Handbuch der Geophysik von Professor Günther erscheint nunmehr in 2. Auflage und zwar in zehn Lieferungen zu acht Druckbogen zum Preise von je 3 Mk. und soll im Frühjahre 1898 fertiggestellt sein. Das Buch soll in erster Linie jenen, die, sei es in der Geographie, sei es in den dieser Wissenschaft verwandten naturwissenschaftlichen Disciplinen, selbständige Studien und Forschungen betreiben wollen, sich nützlich erweisen und zwar sowohl durch die sehr genaue Skizzierung der einzelnen Forschungen — der neuesten mit eingeschlossen — als auch durch die sehr umfassenden literarischen Angaben. Zum Verständnisse des in dem Buche abgehandelten umfangreichen Studienstoffes sind die elementaren Kenntnisse in der Mathematik, der Mechanik und Physik erforderlich. Das Buch soll als Lehrbuch der Physik der Erde betrachtet werden, es soll in demselben sowohl die Rolle der Erde als Weltkörper (astronomische Geographie) als auch das physikalische Verhalten der Erde (Wärmevertheilung, magnet-elektrische Erscheinungen auf der Erde, Physik der Atmosphäre, Oceanographie) ins Auge gefasst werden; aber auch das Problem des geologischen Baues der Erde soll in Angriff genommen und der terrestrischen Morphologie, „welche die augenblickliche Beschaffenheit irgendeiner Erdstelle auf das regelrechte, gesetzmäßige Wirken der in den früheren Abschnitten des Werkes untersuchten Naturkräfte zurückzuführen sich bemüht“, ihr Recht werden. Die Biologie ist aus dem Verbande der Geophysik ausgeschlossen, da es vorzugsweise chemische und physiologische Kräfte sind, welche sie bedingen.

Der Verf. leitet sein großes Werk durch einen geschichtlich-literarischen Abschnitt ein und zeigt in demselben, welche Aufgaben und wie die erwähnten Probleme der Geophysik in den

inzelnen Stadien menschlicher Forschung behandelt wurden. Der Überblick über die allmähliche Entwicklung der physikalisch-geographischen Übergangswissenschaft ist ein sehr gelungener, ebenso die nachfolgende Darlegung der Grundsätze für die Bearbeitung des immensen Stoffes, welche der Verf. sich zum Ziele gesteckt hat. Die Begriffsbestimmung der Geophysik wird in sehr klarer Weise gegeben und das Verhältnis der Geophysik zur Geologie skizziert. Der Verf. betont, da die Methode, nach der in der Geophysik gearbeitet wird, eine physikalische, die Objecte, an welchen sich diese Methode versucht, geographische sind, dass man die Geophysik von dem exactnaturwissenschaftlichen Theile der Geographie nicht trennen kann.

Weiter finden wir in dem vorliegenden ersten Hefte die Betrachtungen über die kosmische Stellung der Erde; es wird die Kant-Laplace'sche Hypothese eingehend betrachtet und auch eine Würdigung der Einwände gegen dieselbe vorgenommen. Die von dem bayrischen Astronomen Gruithuisen erfundene, von dem englischen Astrophysiker Lockyer in neuester Zeit vertretene Conglomerattheorie wird ebenfalls auseinandergesetzt; dann werden die astronomischen und physikalischen Consequenzen aus der Nebularhypothese gezogen.

Die Betrachtung der physischen Constitution der Körper unseres Sonnensystems bildet den Gegenstand des zweiten Capitels; es wird namentlich auf die astrophotographischen und spectralanalytischen Forschungen die gebürende Rücksicht genommen. In der Physik der Sonne finden wir ein besonderes Eingehen auf die neueren wissenschaftlichen Hypothesen der Fleck- und Fackelbildung, auf die Studien über Fleckvertheilung und Fleckenperiodicität, die Chromosphäre, die Corona, die Protuberanzen. Besonderes Augenmerk wurde auch der Physik der Kometen und Meteorschwärme geschenkt; in letzterer Beziehung sind es namentlich die Forschungen von Schiaparelli, welche in entsprechender Weise interpretiert werden. Die Eintheilung der Meteoriten in zwei verschiedene Classen, je nachdem die Geschwindigkeit eine mäßige oder über die gewöhnlichen Verhältnisse hinausgehende ist, wurde auf Grund der Ergebnisse von Berberich vollzogen.

Im dritten Capitel kommen die der Erde ähnlichen Planeten und der Erdmond zur Besprechung. Nachdem die Forschungen über Licht, Wärme und Atmosphäre des Mondes auseinandergesetzt wurden, betrachtet der Verf. die geschichtliche Entwicklung der Mondtopographie und geht zur allgemeinen Beschreibung der Mondoberfläche über; die lunaren Gebirgsformen können entweder durch vulkanische Action oder nach einer andern Theorie durch Collision des Mondes mit frei im Weltraume sich bewegenden Körpern entstanden sein. Eine jede dieser Theorien wird sachgemäß geprüft und besonders der Verknüpfung der Erscheinungen des lunaren und des tellurischen Vulkanismus nähergetreten.

Wenn man das wohlgeordnete und ansprechend dargelegte Material der ersten Lieferung des Handbuches der Geophysik ins Auge fasst, so darf man wohl die Erwartung schon jetzt aussprechen, dass dieses Buch in seiner neuen Form in hohem Grade geeignet sein wird, ein treffliches Nachschlagebuch für den Forscher zu bilden und denselben zu weiteren Studien anzuregen. Die literarischen Angaben wurden bis in die neueste Zeit fortgeführt, und — wie sich der Ref. zu überzeugen Gelegenheit hatte — es wurde keine der wesentlichen Abhandlungen übersehen.

Leitfaden der Physik mit Einschluss der einfachsten Lehren der mathematischen Geographie nach der Lehr- und Prüfungsordnung von 1893 für Gymnasien. Von Dr. William Abendroth, Conrector und Professor an der Kreuzschule zu Dresden. 1. Band: Cursus der Unter- und Obersecunda. 2. Aufl. Mit 155 Holzschnitten. 2. Band: Cursus der Unter- und Oberprima. 2. Aufl. Mit 172 Holzschnitten und einer Farbentafel. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1897. Preis des 1. Theiles 3 Mk. 60 Pf., des 2. Theiles 4 Mk.

Die vorliegenden beiden Bände passen sich dem vorgeschriebenen Lehrgange möglichst genau an. Im ersten Theile finden wir namentlich die gründliche Erörterung der fundamentalen Begriffe, Messungen und Beobachtungen ausgeführt und die meisten der Erscheinungen schon in dieser Unterrichtsstufe dem Principe von der Erhaltung der Energie untergeordnet, was nur mit Anerkennung hervorgehoben werden muss. Auch die Einführung in die neueren Begriffe der Physik wurde zumeist in zweckentsprechender Weise gegeben; so ist die grundlegende Lehre vom Potential im Verlaufe des Buches berücksichtigt worden, allerdings in einer Weise, welche — wie später genauer angegeben werden soll — nicht durchwegs die Billigung des Ref. finden konnte. Ebenso wurde schon in den in Secunda zu behandelnden Abschnitten das absolute Maßsystem eingeführt, doch — womit wir uns einverstanden erklären — nicht im Zusammenhange vorgetragen, sondern stufenweise in allmählicher Entwicklung gewonnen. Die wichtigsten Errungenschaften auf dem Gebiete der technischen Physik wurden ins Auge gefasst; so ist der Abschnitt über Elektrotechnik in zufriedenstellender Weise bearbeitet worden. Die Grundzüge der Meteorologie wurden nicht an abgesonderter Stelle gegeben, sondern im Zusammenhange mit der Physik im engeren Sinne dargestellt. Die Chemie entfiel in der neuen Auflage, da nach der Lehr- und Prüfungsordnung für die sächsischen Gymnasien vom Jahre 1893 die Grundbegriffe dieser Wissenschaft in der Obertertia dieser Gymnasien mit der Mineralogie zu verbinden sind.

Die in dem ersten für die Unter- und Obersecunda bestimmten Bande enthaltenen Abschnitte beziehen sich der Reihe nach auf die allgemeinen Eigenschaften der Körper, auf den Magnetismus, die Reibungselektricität, den Galvanismus und die Wärmelehre.

zu bemerken wäre an dieser Stelle, dass die S. 15 gegebene Definition des Grammgewichtes unvollständig ist, da das Gewicht von der geographischen Breite und Seehöhe eines Ortes, an dem die Gewichtsbestimmung vollzogen wird, abhängt. Dass die Methode des Wägens durch Beobachtung der verschiedenen Ausschläge des Zeigers der Wage erörtert wird, ist nur zu billigen. S. 19 ist der schon so oft gerügte Fehler gemacht worden, dass das specifische Gewicht als eine unbenannte Zahl definiert wurde, die anzeigt, wie vielmal der Körper wiegt als das gleiche Volumen Wasser. Eine Seite vorher ist dieselbe Größe richtig definiert worden. Solche Inconsequenzen darf man nicht beim Schüler, geschweige denn in einem Schulbuche dulden. Die Lehre vom Gewichte und dem Drucke der Atmosphäre wäre besser in die Aerostatik verwiesen worden, also einem Zeitraume aufgespart geblieben, in dem der Schüler den Zusammenhang der diesbezüglichen Erscheinungen schon erkennen kann. Anstatt Kilogrammometer ist wohl Kilogrammeter zu setzen. In der Potentiallehre ist die Analogie zwischen Elektricitätsmenge und Potential einerseits, Wassermenge und Niveauhöhe andererseits hervorgehoben worden. Dass das Potentialgefälle die elektrische Kraft ihrer Größe nach ausdrückt, ist richtig; Potentialgefälle kann wohl in Zusammenhang mit elektromotorischer Kraft gebracht werden, nie soll aber Potentialgefälle mit Spannungsdifferenz identificiert werden. Sehr zweckentsprechend ist die elektrische Wirkung von Spitzen und Flammen durch geeignete Versuche dargestellt worden. Sehr genau sind in dem vorliegenden Buche die Töpler'schen Influenzmaschinen beschrieben, die auch dem Ref. in vielfacher Beziehung überlegen zu sein scheinen. In der Lehre vom Galvanismus hätte es sich empfohlen, statt Spannungsdifferenz das dem modernen Standpunkte der Elektricitätslehre entsprechende Wort „Potentialdifferenz“ zu gebrauchen. Die Betrachtung der constanten Elemente hätte erst dann vorgenommen werden sollen, wenn die Polarisationserscheinungen des elektrischen Stromes zur Sprache gebracht worden sind. Die Folgerungen aus dem Gesetze von Ohm sind in sehr ansprechender, vollkommen schulgerechter Weise gezogen worden. Die praktischen Anwendungen der Elektricität haben entsprechende Berücksichtigung gefunden; so sind in dieser Beziehung zu erwähnen die Abschnitte, welche von der Telegraphie, der Telephonie, der Mikrophonie und den neueren Inductoren handeln. Durch die darauf bezugnehmenden Abschnitte wird immerhin ein ganz zutreffendes Bild der Errungenschaften auf diesem Gebiete gegeben. Nicht nothwendig war es, in der Wärmelehre die specifische Wärme als das Verhältnis der Wärmemenge, welche einen Körper um 1° C. erwärmt, zu jener Wärme, welche die Temperatur des gleichen Gewichtes Wasser um 1° C. erhöht, zu bezeichnen. Sehr zutreffend ist der Abschnitt ausgearbeitet worden, in welchem von dem mechanischen Wärmeäquivalente und von den Grundzügen der mechanischen Wärme-

theorie die Rede ist; auch das über die Einrichtung und Wirkungsweise der Dampfmaschinen Gesagte ist klar und übersichtlich.

Der zweite Band ist für die Unter- und Oberprima bestimmt und enthält die einzelnen Lehren deshalb schon mit tieferer mathematischer Begründung, die noch vollständigere Heranziehung des Energieprincipes und jene Partien, welche zu ihrem verständnisvollen Erfassen eine größere geistige Reife erfordern, so die Wellenlehre, Akustik, Optik einschließlich der theoretischen Optik und die einfachsten Lehren der mathematischen Geographie. Namentlich die Mechanik, die vom Verf. als die Mathematik der Materie bezeichnet wird, ist in diesem Bande fast durchwegs deductiv bearbeitet worden. Der Verf. hat in der Meinung, dass der Lehrer unabhängig vom Texte des zugrunde gelegten Leitfadens arbeitend nur auf die Hauptsätze in dem Buche verweist, die beschreibende Art der Darstellung gewählt, um das Buch für die Schüler lesbarer zu gestalten. Man erkennt aus diesem Bande den erfahrenen Schulmann, der durchdrungen von den neueren Fortschritten auf dem Gebiete der theoretischen und experimentellen Physik dieselben in schulgerechte Anwendung zu bringen versteht und dabei sehr genau die Menge des in der Schule Erreichbaren in Erwägung zieht. Der allgemeine Satz vom Gleichgewichte an den Maschinen oder das Princip der virtuellen Arbeiten wird an die Spitze der Lehre von den Maschinen gestellt, damit die Gleichgewichtsbedingungen an denselben dann einheitlich abgeleitet werden können. Ebenso wird die Begründung des Satzes vom Kräftenparallelogramm mittels des Principes der virtuellen Arbeiten gegeben. Um die Schwingungsdauer eines Pendels zu berechnen, verwendet der Verf. den Satz von den harmonischen Bewegungen; bei der Betrachtung des zusammengesetzten Pendels leistet das Princip von der Erhaltung der Energie wieder ersprießliche Dienste. Die Erscheinungen der Präcessionsbewegung, welche sehr genau beschrieben sind, hätten auch erklärt werden sollen. Die Anwendung des Energieprincipes bei der Ableitung der Gesetze des elastischen Stoßes hätte manche Vortheile geboten. Die mathematische Theorie der Wellenbewegung, wie sie hier gegeben ist, hat den Ref. vollständig befriedigt. Sie wird unter allen Umständen den Vorzug vor der constructiven Methode verdienen. Eingehend ist auch die Interferenz zueinander geneigten Schwingungen behandelt worden; ebenso die sinnreichen Vorrichtungen experimenteller Art, welche die betreffende Theorie bestätigen. Auch die Lehre vom Schalle kann als meisterhaft bearbeitet angesehen werden. Die Methoden zur Bestimmung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes hätten durch einige Figuren verdeutlicht werden sollen. In der geometrischen Optik hätten wir in den einzelnen Zeichnungen nicht nur den Gang von einzelnen Strahlen, sondern von Strahlenbüscheln berücksichtigt gewünscht. Die Theorie des Regenbogens, wie sie hier vorgetragen wurde, müssen wir als unzureichend bezeichnen.

Der Begriff der „wirksamen Strahlen“ ist in dieser Theorie gar nicht gewürdigt worden. Gut bearbeitet ist die Lehre von der Spectralanalyse und der physiologischen Optik. Dasselbe kann auch von der Behandlung der physikalischen Optik ausgesagt werden. — In der Astronomie wäre eine eingehendere Erörterung der scheinbaren Bewegung des Mondes, unterstützt von Zeichnungen, erwünscht gewesen. Die Coordinatensysteme der sphärischen Astronomie werden angegeben und einige rechnerische Betrachtungen mit denselben angestellt. Dabei werden nur die Grundformeln der sphärischen Trigonometrie angewendet. In der mathematischen Geographie erweist es sich zweifelsohne zweckmäßig, dass der Erdglobus und seine Verwendung beschrieben wurde, dass ferner das Wesentlichste über Kartenprojectionen angegeben erscheint. Wir würden wünschen, dass an allen Anstalten die Gelegenheit geboten wäre, die mathematische Geographie und Astronomie in dem hier angegebenen Ausmaße zu lehren; doch fürchten wir, dass die zu beschränkte Zeit, dann die erforderliche Rücksichtnahme auf andere Unterrichtsgegenstände diesem Wunsche eine Schranke setzen.

Der vorliegende Leitfaden der Physik verdient jedenfalls, den Lehrern derselben bestens empfohlen zu werden. Ref. hält überhaupt das vorliegende Buch in den Händen jener, welche berufen sind, den Physikunterricht zu ertheilen, ersprießlicher, als in den Händen der Schüler, die bei der Fülle des Gebotenen sehr leicht das Wesentliche vom Unwesentlichen oder weniger Wichtigen zu scheiden vergessen. Ein guter Lehrer wird auch bewirken können, dass die Schüler, die dem Unterrichte mit Interesse gefolgt sind, aus dem vorliegenden Buche bei ihren Repetitionen großen Nutzen ziehen können. Die Ausstattung des Buches muss als eine sehr gediegene bezeichnet werden.

Grundriss der Experimentalphysik für humanistische Gymnasien nach dem ministeriellen Lehrplane bearbeitet von Dr. Wilhelm Donle, Gymnasialprofessor an der k. bayr. Militär-Bildungsanstalt und Privatdocent an der Universität München. Mit 136 in den Text gedruckten Figuren und 240 Übungsaufgaben. München u. Leipzig, Verlag von Dr. E. Wolff 1897.

Der Verf. hatte in demselben Verlage ein Lehrbuch der Experimentalphysik für Realschulen und Realgymnasien herausgegeben; der vorliegende, für die humanistischen Gymnasien bestimmte Grundriss der Experimentalphysik unterscheidet sich wesentlich von dem Lehrbuche sowohl in inhaltlicher als auch formeller Beziehung. Es erwies sich selbstverständlich als erforderlich, den Lehrstoff, der an den Gymnasien in verhältnismäßig geringer Zeit absolviert werden muss, in passender Weise auszuwählen und zu beschränken und das Experiment in den Vordergrund treten zu lassen, die mathematische Behandlung der Physik aber nur in den unumgänglich nothwendigen Fällen vorzunehmen.

Anerkennend hervorzuheben ist die den einzelnen Capiteln beigegebene Aufgabensammlung, welche Beispiele und Aufgaben rein physikalischer Natur enthält. Die Eintheilung des Lehrstoffes ist die übliche: nach einer allgemeinen Einleitung werden die Eigenschaften der Naturkörper besprochen, dann in einem Abschnitt über den „Unterschied zwischen Physik und Chemie" die Aufgabe der Chemie erörtert und auf einige Beispiele der chemischen Erscheinungen näher eingegangen. Das daselbst Gebotene ist auch für einen Elementarcurs der Chemie am Gymnasium ganz unzureichend. Gebilligt kann es wohl werden, dass die chemischen Versuche mit den einfachsten Hilfsmitteln angestellt werden, eigenthümlich ist es aber, dass der Verf. es vermeidet, solche Experimente einzubeziehen, die den Gebrauch von Wärmequellen erfordern. Demgemäß wurde die Erzeugung des Sauerstoffes durch Erhitzen von Kaliumchlorat übergangen und jene gelehrt, bei welcher durch Übergießen von Bariumsuperoxyd und Mangansuperoxyd mit verdünnter Salzsäure Sauerstoff erzeugt wird.

Der Abschnitt über die Adhäsion und deren Wirkungen hätte am besten der Hydromechanik untergeordnet werden sollen. Dass die Erscheinungen der Statik denen der Dynamik vorangestellt werden, ist den erprobten didaktischen Erfahrungen in dieser Beziehung zuwider. Insbesondere kann es nicht gebilligt werden, dass die Statik und Dynamik durch die Lehre vom Schall und der Wärme getrennt wurden. Die Behandlung der Elektricitätslehre vor der Optik im zweiten Jahre hat den nicht zu unterschätzenden Vortheil, dass — wie der Verf. richtig hervorhebt — die Experimente mit Reibungselektricität ohne besondere Maßnahmen nur im Winter sicher gelingen und im Sommer manches optische Experiment mit Sonnenlicht bequemer und besser ausgeführt werden kann. Im einzelnen hätten wir Folgendes zu bemerken: Dass im gasförmigen Aggregatzustande zwischen den Molecülen keine Cohäsion vorhanden ist, ist nach den Versuchen von Thomson und anderen unrichtig. Bei der Definition der Einheit des Gewichtes hätte es anstatt „unter der Breite von Paris" heißen sollen „unter der Breite und Seehöhe von Paris". Die Definition des specifischen Gewichtes ist unrichtig, es ist hier die schon oft an dieser Stelle gerügte Verwechslung mit der relativen Dichte eingetreten. Die Beispiele von chemischen Erscheinungen sind in einer nicht methodischen Weise vorgeführt, und dem Schüler wird durch dieselben kein Einblick in chemische Vorgänge, auch nicht in die chemische Atomenlehre eröffnet. Warum die Resultante zweier an einem Punkte angreifenden Kräfte durch die Diagonale des sogenannten Kräftenparallelogrammes ihrer Richtung und Größe nach gegeben ist, hätte in strenger Weise begründet werden sollen; ebenso hätte die Zusammensetzung paralleler Kräfte durch ein einfaches, auf Construction beruhendes Raisonnement erläutert werden sollen. Der Begriff der Arbeit hätte auch auf den Fall erweitert werden sollen,

in dem die Kraftrichtung und Bewegungsrichtung nicht zusammenfallen. Bei der Wage hätten die Betrachtungen über die Richtigkeit derselben und über deren Empfindlichkeit platzfinden sollen. Das archimedische Princip bedarf auch einer theoretischen Begründung und in dieser Beziehung ist die einfache Betrachtungsweise Stevins sehr empfehlenswert, weil sie ohne Rechnung zu dem gewünschten Resultate führt. Das Gesetz der Abnahme des Luftdruckes mit der Höhe hätte wenigstens erwähnt, wenn auch nicht begründet werden sollen. Anstatt der nicht mehr gebrauchten Hahnluftpumpe hätte die Ventilluftpumpe beschrieben werden sollen. Das über Wellenlehre Gesagte erscheint dem Ref. ganz unzureichend, ebenso die auf vier Seiten zusammengedrängten Bemerkungen über den Schall. Wie die specifische Wärme mittels des Calorimeters bestimmt werden kann, muss gezeigt werden. Die Wärmeerscheinungen in der Atmosphäre hätten eingehender behandelt werden sollen, die Beeinflussung des Wetters infolge der Bewegung der Luftdruckminima muss in einem Lehrbuche der Physik eine sachgemäße Erklärung finden. Die Folgerungen aus den für den verticalen Wurf aufwärts aufgestellten Formeln für die Geschwindigkeit, mit welcher der Körper den Boden erreicht, und für die Zeit des Zurückgelangens des Körpers dürfen nicht übergangen werden. Das Princip der Erhaltung der Energie muss an einem einfachen dynamischen Beispiele klar gemacht werden, ferner der Nachweis geliefert werden, dass in jedem Momente der Bewegung die Summe der kinetischen und potentiellen Energie constant ist. Die Theorie des Bewegungsparallelogramms wird vermisst. Der schiefe Wurf wurde in constructiver Weise vorgenommen, was im allgemeinen gebilligt werden kann. In welchem Zusammenhange das Gravitationsgesetz mit den Gesetzen der Centralbewegung steht, hätte erörtert werden sollen. Wir vermissen in dem vorliegenden Buche die Lehre vom Stoße, die nicht außeracht gelassen werden darf. Recht dürftig behandelt ist das, was über den Erdmagnetismus gesagt werden soll. Das Flunkern mit den Kraftlinien hat didaktisch keinen Sinn, wenn von denselben keine weitere Anwendung gemacht wird. In der Elektricitätslehre vermissen wir die rechtzeitige Einführung des Potentialbegriffes in der Lehre von der statischen Elektricität. Die elektrische Spannung und das Potential zu identificieren, ist unrichtig. Die Einführung des Potentialbegriffes ist in einer sehr wenig von Geschick zeugenden Weise vorgenommen, obwohl in dieser Beziehung auf dem Gebiete der physikalischen Didaktik schon genug wertvolle und beachtenswerte Arbeiten vorhanden sind. Die heute angenommene chemische Theorie des galvanischen Elementes erfährt in diesem Buche gar keine Beachtung, wie überhaupt der Theorie desselben aus dem Wege gegangen wurde. In der Lehre von der Magnetinduction hätte sich passende Gelegenheit gefunden, die Kraftlinientheorie in ausgiebiger Weise dem Unterrichte zugrunde zu legen. Das

über die dynamoelektrischen Maschinen Gesagte dürfte ebenfalls kaum als genügend erachtet werden.

Die Aufstellung der Formel für den Hohlspiegel bleibt uns der Verf. schuldig; ebenso ist die Ablenkung in einem Prisma unzureichend erläutert. Von der wichtigen Thatsache der sogenannten Umkehrung des Spectrums erfährt der Studierende aus diesem Buche ebenfalls nichts. Die Constructionen und Zeichnungen für die optischen Instrumente entsprechen in den meisten Fällen nicht den thatsächlichen Verhältnissen. Die Photographie wurde ganz übergangen, desgleichen die beim Sehen auftretenden Erscheinungen.

Zusammenfassend kann der Ref. sagen, dass das vorliegende Buch, welches an unseren österreichischen Anstalten sich nicht einmal für die Unterstufe eignen würde, eine solche Menge von Mängeln und Unvollkommenheiten zeigt, dass dessen Wert beim Physikunterrichte dem Ref. sehr fraglich erscheint. Für Obergymnasiasten ist jedenfalls das Niveau des Wissenswerten durch dieses Buch sosehr herabgedrückt, dass bei einem derart gestalteten Unterrichte der Wert desselben sehr in Frage gestellt werden muss. Wenn auch der Verf. es sich zur Pflicht machte, auf kurze Weise die Grundlehren der Physik darzustellen, so hätte dies immer geschehen können, ohne dass die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes derartige Einschränkungen erfahren hätte, wie wir sie in dem Buche antreffen. Die bemängelten Auslassungen dürfen in einem für die Oberstufe bestimmten Buche keinesfalls vorkommen.

Physikalische Chemie für Anfänger von Dr. Ch. M. van Deventer. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. J. H. van 't Hoff. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1897.

Die Ergebnisse der physikalischen Chemie wurden von dem Verf., der im Laboratorium des berühmten Professors van 't Hoff arbeitete und die praktischen Übungen für Mediciner leitete, so zusammengefasst, dass dieser bedeutende Zweig der neueren Chemie auch denen zugänglich werden sollte, die nicht eingehende Studien auf dem Gebiete der Physik und Mathematik gemacht haben. Es ist eine Übersetzung nach dem Niederländischen, welche in diesem Büchlein dem Leser vorgeführt wird. Die Anerkennung, welche demselben von van 't Hoff gezollt wird, findet der Ref. vollkommen gerechtigt, da es der Verf. in hohem Grade verstanden hat, unter Anwendung der größtmöglichen Kürze Klarheit und Übersicht in die wichtigsten Lehren der allgemeinen und physikalischen Chemie zu bringen, dabei aber auf die neuesten Forschungen stete Rücksicht zu nehmen. Die Methoden der einzelnen Forschungen wurden in sehr anschaulicher Weise skizziert.

Im ersten Capitel finden wir die grundlegenden Definitionen der Chemie in kurzer Fassung angegeben. Sodann werden die Grundgesetze über die Zusammensetzung aufgestellt und des Ge-

setzes von der Erhaltung des Gewichtes, der constanten Zusammensetzung, der multiplen Proportionen, der constanten Proportionen, des Gesetzes von der Äquivalenz der Elemente im besonderen gedacht. Sehr bemerkenswert sind die Erläuterungen, die sich auf die Aufstellung von chemischen Gleichungen beziehen. Ganz kurz wird auch des Gesetzes von Gay-Lussac über die Zusammensetzung der Elemente im Gaszustande Erwähnung gethan. In dem Abschnitte über das Verhalten von Gasen finden wir die Methoden zur Bestimmung der Gasdichte erläutert und im Anschlusse an die Vorstellung über die Natur der gasförmigen Körper die Hypothese von Avogadro berücksichtigt und auf die Folgerungen aus derselben eingegangen. Welche Bedeutung diese Lehren bei der Bestimmung der Atomenzahl im Molecüle haben, erhellt aus den diesfälligen Erläuterungen. Die Theorie von van 't Hoff und Le Bel, welche einige wichtige Isomerien zu erklären imstande ist, wird auseinandergesetzt, ebenso gezeigt, dass die Auffassung des Molecüls als eines Tetraeders geeignet ist, die optische Isomerie in Formeln auszudrücken. Im Anschlusse an die Avogadro-sche Hypothese findet man auch grundlegende Bemerkungen über die Valenz der Elemente.

Im Folgenden sind einige Punkte aus der chemischen Wärmelehre herangezogen worden, so in erster Linie das Gesetz über die Constanz des Productes aus dem Atomgewichte und der specifischen Wärme im starren Zustande eines Elementes (Gesetz von Dulong und Petit), dann das Gesetz von Joule, dass ein Element in einer festen Verbindung dieselbe Atomwärme wie im festen freien Zustande hat, ferner wird die Anwendung der beiden Gesetze zur Bestimmung der Atomgewichte gezeigt und auf die Bildungs- und Zersetzungswärme einer Verbindung, auf die Reactionswärme die Sprache geführt. Ganz besonders fruchtbar erweist sich das Gesetz von Hess, dass die gesammte Wärmeentwicklung, von welcher der Übergang eines chemischen Systems in ein anderes begleitet ist, unabhängig von den Zwischenzuständen ist. Für den Theoretiker und Praktiker gleich wertvoll sind die folgenden Tabellen über die Bildungswärme einiger Verbindungen von Metalloiden bei normaler Temperatur und einiger Metallverbindungen, ferner über die moleculare Verdampfungswärme einiger organischer Verbindungen, über die Neutralisationswärme von Basen, dann von Säuren durch Natron und endlich über einige Lösungswärmen. Von ganz besonderer Wichtigkeit für die physikalische Chemie ist das im Folgenden behandelte Princip der größten Arbeit, dass nämlich Substanzen, welche chemisch aufeinander wirken können, wenn sie ihrer freien wechselseitigen Wirkung überlassen sind, der Production jenes Systems zustreben, das sich mit der größten Wärmeentwicklung bildet. Als Anwendungen dieses Princips werden die Erscheinungen betrachtet, dass eine Reaction eher eintritt, wenn deren Producte sofort eine zweite Reaction ausüben können, ferner

das Vorhersagen der Reactionen, die Bildung von Verbindungen mit negativen Bildungswärmen, der Fall von explosiblen Substanzen und Gemengen. Das Princip des beweglichen Gleichgewichtes fasst einige in dem Buche besprochene Abweichungen vom Principe der größten Arbeit zusammen. Im engsten Zusammenhange mit dem Vorgetragenen stehen die weiter folgenden Erörterungen über das chemische Gleichgewicht und die von Berthollet aufgestellten Gesetze; durch diese wird das Vorhandensein eines Gleichgewichtes zwischen zwei Formen ausgesprochen und der Begriff der Massenwirkung in die Betrachtung eingeführt. Mit der Erörterung des Principes von Watt und einiger wesentlicher Anwendungen desselben schließt der Verf. diesen gehaltvollen Abschnitt. Den osmotischen Erscheinungen bei verdünnten Lösungen, den Anwendungen der betreffenden theoretischen Errungenschaften zur Bestimmung der Moleculargewichte ist das Nachfolgende gewidmet. In dem Principe der elektrolytischen Dissociation ist der Satz enthalten, dass ein lösliches Salz sich in Wasser löst, indem seine Molecüle zum Theil in Jonen zerfallen. Die Lichterscheinungen, welche vom chemischen Standpunkte belangreich sind, werden dann auseinandergesetzt und namentlich die gefärbten Flammen, dann die photochemischen Wirkungen, die Entwicklung eines photographischen Bildes und die Fixierung desselben, die Farbenphotographie eingehender beschrieben. Recht klar und übersichtlich zusammengestellt findet der Ref. die auf das periodische System und auf die Anwendungen des periodischen Gesetzes bezugnehmenden Erläuterungen. In letzterer Hinsicht ist es die Correction der Atomgewichte, die Vorhersagung der Existenz noch unbekannter Elemente, die Bestimmung des Atomgewichtes und die Einheit der Elemente, welche in Erwägung gezogen werden.

Durch das vorliegende, kurz verfasste Lehrbuch der physikalischen Chemie ist die deutsche Literatur der Chemie um ein sehr beachtenswertes Buch vermehrt worden, welches geeignet ist, den Jünger der Wissenschaft in dieses neue Arbeitsgebiet der Chemiker in sicherer und rascher Weise einzuführen. Auch dem vorgeschrittenen Chemiker, ja sogar dem Forscher wird dieses Buch sich zweifelsohne nützlich erweisen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Die Dynamik der Systeme starrer Körper von Edward John Routh, deutsch von Adolf Schepp. 1. Band. Leipzig, Teubner.

So bedauerlich einerseits der Umstand wirkt, dass die wissenschaftliche englische Literatur nur ungern jene der anderen Völker berücksichtigt, so bildet er doch anderseits die Grundlage zu einer sehr originellen Entwicklung derselben, und der Deutsche, welcher im Vollbesitze eigener wissenschaftlicher Reichthümer sich nicht

scheut, den Leistungen anderer Nationen gerecht zu werden, zieht auch hieraus seinen Nutzen. Ein solches Werk englischer Eigenart, das uns in trefflicher deutscher Übersetzung vorliegt, ist Rouths Dynamik. Wenn dasselbe mit deutschen Werken, wie Kirchhoffs Vorlesungen über Mechanik und Hertzs Principien der Mechanik, nicht wetteifern kann, was philosophische Auffassung, Anregung zu selbständiger Forschung, ja auch systematische Anordnung des Stoffes anlangt, so zeigt es sich ihnen überlegen in der Durcharbeitung der mannigfaltigsten Anwendungen, die erst das Wissen zu sicherem Können umgestalten. Während sich eben der Deutsche zumeist begnügt, Goldbarren an das Tageslicht zu bringen, prägt sie der Engländer in leicht cursierendes Kleingeld um.

Als größte Eigenthümlichkeit des Buches fallen dem Leser sofort die zahlreichen, gründlich durchgearbeiteten Beispiele auf, welche die abstracten Lehren illustrieren, ferner die jedem Capitel angehängten Aufgaben und Probleme, welche zum großen Theile den an der Universität Cambridge üblichen examination papers entstammen und von verschiedenen Autoren herrühren. So gelangt der Leser allmählich in den Besitz wertvoller Methoden, praktischer Winke, mitunter auch Kunstgriffe, Dinge, die sich meist nur durch Tradition fortpflanzen und deren selbständiger Erwerb schon manchem ein gutes Stück Zeit und Arbeit gekostet haben mag. Dabei wird auf jeden Umstand Gewicht gelegt, der schwierigere Probleme auf einfachere zurückzuführen gestattet, z. B. auf die Ableitung von Trägheitsmomenten aus schon bekannten durch Differentiation, auf Anwendung der affinen Transformation, ferner die schon von Möbius aufgestellte Analogie zwischen Statik und Kinematik u. a. Auch wird manche Aufgabe auf mehrere Arten gelöst, um den Leser in den Stand zu setzen, verschiedene Methoden zu vergleichen.

Die Mannigfaltigkeit der Beispiele ist erstaunlich. Bald dienen sie nur zur Veranschaulichung von Lehrsätzen, bald haben sie vorwiegend praktisches Interesse, aber auch die Verhältnisse an lebenden Wesen finden gebürende Beachtung, und es wird nicht nur erklärt, wie eine auf der Schaukel schwingende Person den Schwingungswinkel dadurch vergrößern kann, dass sie sich im höchsten Punkte zusammenkrümmt und im tiefsten längs des Seiles aufrichtet, sondern auch wie es die Katze anstellt, um beim Fall aus hinreichender Höhe schließlich den Boden zuerst mit den Beinen zu erreichen. Über die Zusammenstellung selbst entscheidet der innere Zusammenhang, und planvoll umfasst jedes Capitel alles auf den Gegenstand Bezügliche, z. B. das Capitel über Bewegung um eine feste Achse sowohl die Pendelbewegung und das ballistische Pendel als auch die Bewegung der Unruhe einer Uhr und die Theorie des Robinson'schen Anemometers.

Der stete Ausblick auf die Praxis zeigt sich auch in der ausführlichen Besprechung des Problems der Reactionen und

Anfangsbewegungen, welche durch den Bruch einer Stütze in einem im Gleichgewichte befindlichen Körpersystem entstehen, während später wieder die Veränderungen infolge der plötzlichen Fixierung von Punkten eines bewegten Systems erörtert werden.

Flüchtig geht der Verf. über den Begriff der potentiellen Energie hinweg, zählt aber dafür wieder einzeln die Kräfte auf, welche bei der Anwendung des Principes der lebendigen Kraft außeracht zu lassen sind.

Der großen Vorliebe der Engländer für die Illustration der verschiedensten Vorgänge durch mechanische Modelle entspricht die umfassende Darlegung des Princips der mechanischen Ähnlichkeit und seine Anwendung zur Beantwortung der Frage, unter welchen Umständen die nach dem Modell ausgeführte Maschine ebenso zufriedenstellend wie jenes arbeitet. Zu dem einen Ähnlichkeitsverhältnisse geometrisch ähnlicher Systeme treten bei der mechanischen Ähnlichkeit noch drei neue, nämlich das der homologen Massen, der Kräfte und der Zeiten, zu welcher die Systeme verglichen werden.

Das Werk, welches vom Verleger trotz des deutschen Preises elegant in englischer Manier ausgestattet wurde, beginnt mit einem Vorwort von Dr. Felix Klein und schließt mit dankenswerten Anmerkungen von Dr. H. Liebmann, welch letztere ergänzende, insbesondere auf die deutsche Literatur bezügliche Nachweise bringen. Man kann wohl mit Sicherheit voraussagen, dass das Buch eine rasche Verbreitung finden wird.

Physik und Chemie. Gemeinfassliche Darstellung ihrer Erscheinungen und Lehren von Dr. B. Weinstein. Berlin, J. Springer 1898. 427 SS.

Das Buch entstand durch Überarbeitung eines kleineren Werkes, welches sich ursprünglich den Bedürfnissen eines kleineren Kreises praktisch beschäftigter Männer angepasst hatte. In seiner gegenwärtigen Form gibt es eine zusammenfassende Darstellung physikalischer und chemischer Erscheinungen, welche nicht nur in großer Vollständigkeit, sondern auch in passender Verbindung vorgeführt werden. So gelangt der Leser allmählich zu einer modernen Naturanschauung, die selbst neueste Forschungsergebnisse, wenn auch nur in großen Zügen, berücksichtigt. Beispielsweise wird von dem Hertz'schen Princip der Bewegung in geradester Bahn gesprochen, der Planet Jupiter hat im Gegensatze zu manchem unserer Lehrbücher bereits seine fünf Monde, die Condensation der schwer coërciblen Gase, die Begriffe Zustandsgleichung der Körper, correspondierende Zustände werden beleuchtet und von Kathoden-, Lenard- und Röntgenstrahlen erhält der Leser eine hinreichende Information. Dabei ist die Darstellung lebendig und von einem wohlthuenden Patriotismus angehaucht, der insbesondere die Leistungen deutscher Forscher rühmend hervorhebt,

ohne aber in die Einseitigkeit der Engländer zu verfallen, die gewöhnlich überhaupt nur englische Arbeiten citieren. In methodischer Weise schließt sich an die Mittheilung der Thatsachen die Besprechung ihrer Bedeutung an, wobei wieder interessante Fälle als Beispiele auftreten. So wird unter anderen auf die Gleichheit der Energie der Kugel und des Rückstoßes der Kanone hingewiesen und der Umstand erwähnt, dass die Kräfte des Menschen innere Kräfte sind, welche zwar die einzelnen Körpertheile bewegen, nicht aber eine Bewegung des ganzen Menschen hervorrufen können, und dass z. B. beim Gehen eine äußere Kraft, der Widerstand des Bodens, dazu kommen muss. Fügen wir noch bei, dass der Verf. in der Einleitung eine populär gehaltene Erkenntnistheorie gibt und an passenden Stellen auch theoretische Ausblicke nicht scheut, so sind wir wohl allen Vorzügen des Buches gerecht geworden.

Einige Mängel rühren von dem Bestreben her, Dinge doch noch klar zu machen, die der Popularisierung widerstreben, weil ihre exacte Darlegung eine Summe mathematischer Kenntnisse beim Leser voraussetzt. Ich erwähne in dieser Beziehung nur die Ausführungen über das Potential und über den Einfluss von Interferenz und Beugung auf das Zustandekommen des Bildes in optischen Instrumenten. Vielleicht wäre auch eine schärfere Scheidung von Begriffen, wie Masse und Gewicht, absolute und relative Dichte, ferner eine strengere Definition anderer, wie Moment einer Kraft, Expansivkraft eines Gases (Druck per Flächeneinheit), elektromotorische Kraft, elektrischer Widerstand u. a. möglich, ohne dass die Fasslichkeit darunter litte. Etwas befremdend wirkt auch der Umstand, dass die allgemein üblichen Einheiten Ohm, Volt, Ampère nicht einmal dem Namen nach angeführt erscheinen, wiewohl die Gesetze von Ohm, Kirchhoff und Joule nicht übergangen werden. Eine größere Anzahl von Abbildungen würde die Brauchbarkeit des Buches, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist, noch erhöhen.

Wien. Dr. J. Pitsch.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur Hauslehrerfrage.

Wie wir vernehmen, hat der n. ö. Landesschulrath in Angelegenheit des Hauslehrerwesens an den Mittelschulen Niederösterreichs Erhebungen gepflogen und auf Grund derselben einen Erlass an die Mittelschuldirectionen gerichtet, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist:

Die angeordneten Erhebungen und Verhandlungen über das Hauslehrerwesen, die, wie der k. k. n. ö. Landesschulrath mit Befriedigung aus den Berichten der Directionen und aus den Conferenz-Protokollen ersehen hat, fast an allen Anstalten mit Verständnis und mit dem der Wichtigkeit der Sache angemessenen Ernste gepflogen wurden, haben erwiesen, dass an einer größeren Zahl insbesondere von Wiener Mittelschulen derzeit noch die Verhältnisse in dieser Hinsicht keineswegs gesund und normal erscheinen. Denn an 9 Gymnasien erhebt sich die Zahl der Schüler, die sich zur Erklärung bereit finden ließen, häusliche Nachhilfe zu genießen, von 25 bis 46, an 6 Realschulen von nahezu 21 bis 38%. Allerdings sind dies durchwegs Anstalten, die zumeist von Söhnen wohlhabender Familien besucht werden; es muss sogar hervorgehoben werden, dass ein großer Theil der Hauslehrer an diesen Anstalten von den Lehrkörpern als ganz unnöthig bezeichnet wurde, wie ja überhaupt an allen Mittelschulen Fälle constatiert wurden, in denen ganz unnöthigerweise und ohne Vorwissen der Anstalt häusliche Nachhilfe genommen wurde.

Allein immerhin kann die auch noch so missliche Thatsache nicht in Abrede gestellt werden, dass ein sehr großer Theil der bemittelten Eltern ihren die Mittelschule besuchenden Söhnen häusliche Nachhilfe hält. Es machen sich dabei sicherlich eine Reihe von Umständen geltend, die sich vielfach der Kenntnis und zumeist der Einwirkung der Schule entziehen. Trotzdem muss die Kenntnis der Sachlage an und für sich schon die Überzeugung aller einsichtigen Schulmänner erwecken, dass in diesem Punkte nach einer allmählichen Gesundung der Verhältnisse mit aller Energie zu streben ist ......

Um jedem Missverständnisse vorzubeugen, erklärt der Landesschulrath, dass die Mittelschule ihrerseits nur bis zu einem gewissen Grade dem Übel entgegenwirken kann; sie hat ihre Pflicht erfüllt, wenn sie ihren Unterrichtsbetrieb so einrichtet, dass aufmerksame und fleißige Schüler, kurz jene, die einen guten Willen zeigen und nicht völlig ungeeignet sind, den an sie zu stellenden Anforderungen ohne übermäßige Anstrengung aus eigenen Kräften auch wirklich durchwegs zu entsprechen vermögen, wenn sie ferner ihrerseits alles thut, dem Unterrichte das Interesse und die Aufmerksamkeit der Schüler zu sichern, und wenn sie endlich eingelerntem, erborgtem Scheinwissen unerbittlich entgegentritt. Auf die Eltern kann die Schule nur durch Vertrauen erweckende Belehrung und Aufklärung einwirken. Ob sie also zweckmäßig handelt, wenn sie in solchen Fällen, in denen die Eltern ihrem wohlgemeinten Rathe nicht folgen und trotz desselben einen Hauslehrer aufnehmen wollen, principiell ihre Unterstützung versagte, muss dem Ermessen im einzelnen Falle anheim gestellt bleiben. Keinesfalls kann sie den Eltern bindende Vorschriften ertheilen wollen.

Nachdem nunmehr die Directionen und Lehrkörper den Stand des Hauslehrerwesens an ihrer Anstalt kennen, wird es räthlich sein, ihn in fortwährender Evidenz zu erhalten und zu diesem Zwecke etwa in der zweiten Monatsconferenz jedes Schuljahres den jedesmaligen Stand zu constatieren und vielleicht geradezu in die Anmerkungsrubrik des Classenkatalogs einzutragen.

Auch das mag noch empfohlen werden, dass von Zeit zu Zeit jeder Lehrer in seinem Gegenstande, jeder Ordinarius in seiner Classe und auch der Director, wenn er Grund zu haben glaubt, persönlich einzugreifen, sich die Gewissheit verschaffe, ob die Anforderungen an den häuslichen Fleiß der Schuljugend nicht über das durch das Wohlwollen für die Jugend und durch die Sorge um die harmonische Ausbildung des Körpers und Geistes gebotene, durch die Vorschrift normierte zulässige Maß hinausgehen. Wenn so die Ordinarien im Geiste der Weisungen (S. 47 ff.) die Erfüllung ihrer Stellung in der Mitte aller Collegen, die in einer Classe unterrichten, wirklich sich angelegen sein lassen und wenn sie etwa nicht in Wirklichkeit sich begnügen, die Strafe zu vollstrecken und die versäumten Lehrstunden einzutragen, dann kann sich selbst in stark besuchten Anstalten das in vieler Hinsicht so bewährte Fachlehrersystem vor den unzweifelhaft ihr anhaftenden Gefahren mit Sicherheit bewahren.

Über das Ziel des Gesangsunterrichtes an österreichischen Mittelschulen, und wie dasselbe zu erreichen ist.

Der Grund, warum der Gesangsunterricht an österr. Mittelschulen in den meisten Fällen nicht ebenso befriedigende Resultate aufzuweisen hat, wie der Unterricht in den anderen unobligaten Gegenständen, z. B. Stenographie und Turnen, liegt wohl in dem Mangel eines bestimmt

ausgesprochenen und vom Fachlehrer zu erreichenden Lehrzieles, was theils der subjectiven Ansicht des letzteren einen zu großen Spielraum lässt, theils zu einem planlosen, oft nicht einmal zielbewussten Unterricht verleitet; dazu tritt noch der Umstand, dass ein nach bestimmten Gesichtspunkten gearbeiteter und systematisch durchgeführter Leitfaden für diesen Unterricht an unseren Mittelschulen bis jetzt noch nicht erschienen ist. Das Ziel, das der Lehrer der Stenographie zu erreichen hat, liegt demselben schon infolge der Beschaffenheit des Gegenstandes selbst klar vor Augen, dem Schüler nämlich einen solchen Grad von Fertigkeit anzueignen, dass derselbe wenigstens für seine eigene Person das Können praktisch verwerten kann. Ähnlich verhält es sich mit dem Turnunterricht; in beiden Gegenständen wird das Erreichen des Zieles auch durch Lehrbücher, welche von Stufe zu Stufe weiterführen, wesentlich erleichtert. Beim Gesangsunterricht aber fehlen diese Voraussetzungen. Soll der Lehrer nur darnach streben, dass die Schüler mit Treffsicherheit alles, was vorgelegt wird, vom Blatte singen? Dies ist aber ohne Kenntnis der wichtigsten Punkte aus der Harmonielehre unmöglich. An der Hand welches Lehrbuches könnte er die Schüler darin unterweisen und wieweit? Oder sollte er etwa durch ununterbrochen fortgesetzte technische Übungen die Stimmittel des Zöglings auszubilden versuchen? Diese Richtung des Unterrichtes aber gehört nur den Fachschulen an, in welchen musikalische Ausbildung einziger und letzter Zweck der Unterweisung ist, und würde mehr Zeit in Anspruch nehmen, als einem unobligaten Gegenstande an der Mittelschule zugestanden werden kann. Soll er schließlich das Hauptgewicht darauf legen, dass der Schüler ein klares Bild von der geschichtlichen Entwicklung der Musik erhalte und mit dem Leben und den Werken der wichtigsten Vertreter derselben vertraut werde? Dadurch aber müsste der Gesangsunterricht zu Vorträgen über Musikgeschichte herabgedrückt werden, was entschieden der Stellung, die der Gesang an Mittelschulen einnehmen soll, widerspricht. Und doch wird es nothwendig sein, in alle diese Gebiete einzugehen, wenn sich der Gesangsunterricht nicht mit dem Auswendiglernen einzelner Lieder begnügen soll.

Um das Ziel irgendeines der in den Unterrichtsplan der Mittelschulen aufgenommenen Lehrgegenstände zu bestimmen, wird man vor allem die Stundenanzahl, die demselben zugestanden wird, berücksichtigen müssen. Für die meisten Anstalten sind zwei Curse mit je zwei Stunden wöchentlich bewilligt. Die Mutation der Knabenstimme, eine Zeitperiode von 3–4 Jahren, innerhalb welcher Knaben vom 13. und 14. bis zum 16. und 17. Lebensjahre vom Gesange unter jeder Bedingung fernzuhalten sind, lässt einen ununterbrochenen Besuch des Gesangsunterrichtes nicht zu. Es werden sich demnach nur Schüler der I., II., VII., VIII. Classe und nach gewissenhafter Prüfung eine Auswahl aus der III. und VI. Classe an dem Unterrichte betheiligen können. Dem Fachlehrer ist es bis jetzt freigestellt geblieben, die beiden Curse so zu theilen, dass die eine Abtheilung nur Schüler des Untergymnasiums, also Knabenstimmen, die andere nur Schüler des Obergymnasiums, also nur Männerstimmen,

enthält. Diese Eintheilung besteht an vielen Anstalten, ist aber nicht empfehlenswert. Denn die Schüler des Untergymnasiums müssen durch zwei, auch durch drei Jahre dieselbe Abtheilung besuchen und alljährlich mit den neu eintretenden Knaben, denen zum großen Theile jede Kenntnis auf dem Gebiete der Musik, selbst die Kenntnis der Noten und das Gefühl für rhythmische Aufeinanderfolge fehlt, diese Anfangsgründe von neuem durch viele Wochen hindurch ununterbrochen wiederholen, wodurch jedes Interesse an dem Gegenstande getödtet werden muss. An die Schüler des Obergymnasiums aber stellt der bloße Männerchor zu hohe Anforderungen, da er namentlich in den Eckstimmen, dem 1. Tenor und dem 2. Bass, vollkommen entwickelte Männerstimmen, wie sie Jünglingen in diesem Alter nur selten zur Verfügung stehen, verlangt. Auch wird die Anzahl der Sänger, welche bei der gewöhnlich geringen Frequenz der obersten Classen der Mittelschulen dem Lehrer zugebote stehen, auf einen günstigen Erfolg nicht schließen lassen. Aus diesen Gründen empfiehlt sich für unsere Mittelschulen die Pflege des gemischten Chors, wobei aber nicht ausgeschlossen ist, dass von Zeit zu Zeit ein dem Stimmumfange angepasstes zweistimmiges Lied, ein dreistimmiger Knaben- oder vierstimmiger Männerchor zur Einübung gelange. Unter dieser Voraussetzung ergibt sich die Theilung der beiden Curse von selbst: I. Curs für Schüler, welche noch keinen systematischen Gesangsunterricht genossen haben, also Schüler der I. Classe und diejenigen der II. und III. Classe, welche erst jetzt zum Unterrichte sich melden; II. Curs als Fortsetzung des ersten für alle übrigen Schüler. Dieser Curs aber könnte, da sich nur Schüler zweier aufeinanderfolgenden Classen betheiligen, als zweijähriger Curs betrachtet werden, dessen beide Jahrgänge sich wechselseitig ergänzen, natürlich nur dann, wenn das Wichtigste des theoretischen Theiles im ersten Curse durchgenommen wurde. Es werden sich demnach, das Schuljahr zu 40 Unterrichtswochen gerechnet, für den I. Curs etwa 80, für den II. Curs etwa 160 Lehrstunden ergeben. Wenn man ferner erwägt, dass der Unterricht im Gesange, als einem unobligaten Gegenstande, an den Fleiß des Schülers außerhalb der Schule gar keine oder doch nur sehr geringe Anforderungen zu stellen pflegt, wird man das durch den Gesangsunterricht zu erreichende Ziel nicht allzu hoch stellen können.

Als ersten Zweck des Gesangsunterrichtes an Mittelschulen muss man musikalische Ausbildung ansehen, wozu vor allem andern ein gewisser Grad von Treffsicherheit gehört. Es wird sich ein Mittelschüler nicht befriedigt fühlen, wenn er nach wiederholten Übungen, die beim Studieren eines jeden neuen Liedes stimmweise durchzuführen sind, die in einem Liede aufeinanderfolgenden Töne denn doch schließlich richtig wiederzugeben imstande ist, was beinahe dem mechanischen Lesen, ohne den Sinn des Gelesenen erfasst zu haben, gleichkommt; derselbe wird sich vielmehr angeregt fühlen, wenn er infolge seiner eigenen Kenntnisse die Takteintheilung erfasst und das betreffende Intervall zu erklären und ohne fremde Hilfe richtig zu treffen vermag. Und da der letzte Zweck der Musik, veredelnd auf Charakter und Gemüth einzuwirken, niemals

durch die Arie allein, sondern nur durch die Harmonie erreicht wird, ist es Pflicht des Fachlehrers, die einzelnen, durchzunehmenden Lieder entweder aus einem Lehrbuche oder aus sich selbst mit guten Harmonien begleitet dem Schüler zu Gehör zu bringen. Denn das Einlernen kleiner, ein- oder höchstens zweistimmiger Volks- und Marschlieder, ohne dass dem Kinde die Harmonie zum Bewusstsein kommt, wie es nach dem jetzt herrschenden Brauche an Elementar- und sogar Bürgerschulen gepflegt wird, wird dem Geiste der Mittelschule, welche berufen ist, im einzelnen wie im ganzen ein abgerundetes Wissen zu verleihen, nicht entsprechen.

Die Schüler dahin zu bringen, dass sie mit einiger Treffsicherheit singen, ist bei dem Mangel einer Vorbildung und bei der Verschiedenheit der musikalischen Anlage der eintretenden Schüler eine schwierige Aufgabe des Fachlehrers, der er nur dann gerecht werden kann, wenn er von jeder Unterrichtsstunde mindestens den vierten Theil zu Treffübungen verwendet. Diese müssen von den einfachsten Erscheinungen ausgehen und anfangs nur sehr langsam weiterschreiten; auch werden die einzuübenden Lieder den Kreis des bereits Gelernten nicht überschreiten dürfen. Diese Treffübungen werden in folgender Reihenfolge am besten vorgenommen werden:

I. Abtheilung.

1. Kenntnis der fünf Noten c, d, e, f, g sammt der italienischen Bezeichnung do, re, mi, fa, sol. Das Beschränken auf diese fünf Noten wird hauptsächlich dadurch empfohlen, weil sie bei Alt und Sopran ohne Wechsel des Stimmregisters angesungen werden können;
2. man gehe von der Viertelnote und dem $^4/_4$-Takt aus, weil sich aus diesen die anderen Tonlängen und Taktarten am leichtesten entwickeln lassen. Bei Erklärung des Taktes geht man vom gleichmäßigen Schritte aus; es folgt die Erklärung der $^1/_4$-Pause, der Halben Note und der Halben Pause;
3. Erklärung des Intervalls, Secund, Terz; Ganze Note und Ganze Pause;
4. Erweiterung der Notenkenntnis, a, h, c = la, si, do; Begriff des Einklangs; C-dur-Tonleiter; Übungen von Secunden und Terzen innerhalb dieser acht Töne;
5. Allabreve-, $^3/_4$- und Auftakt; Erklärung der Viertel- und Halben Note mit Punkt. — Übungen im Legato- und Staccato-Singen; es werden sich schon einige Volkslieder auffinden lassen, welche sich innerhalb der Grenzen des bisher Gelernten bewegen;
6. Erweiterung der Notenkenntnis, für Sopran aufwärts bis f, für Alt abwärts bis g; die Quart; Beginn mit zweistimmigen Übungen der einfachsten Art;
7. die Achtel-Note und Pause; der $^2/_4$- und $^3/_8$-Takt;
8. die Quint; die Verbindung des Grundtones mit der Terz und der Quint als Dreiklang;
9. Unterschied der großen und kleinen Secund an den Tönen c—d—e, f—g—a—h und e—f, h—c zu erklären; darauf folgt unmittelbar die Bildung der C-dur-Tonleiter;

10. die Erhöhung und Erniedrigung der Töne um eine halbe Stufe; für die erste Abtheilung reicht die Kenntnis von fis, cis, gis — be und es aus; die chromatische Scala, aus welcher analog der C-dur-Scala das G-dur-System entwickelt wird; die Schüler werden nun ohne Hilfe die ihnen bekannten Intervalle und auch den Hauptdreiklang bilden und singen;
11. die $^{1}/_{16}$-Note und $^{1}/_{16}$-Pause; die $^{1}/_{8}$-Note mit Punkt; die Sext; dieselbe ist anfänglich aus dem Dreiklang e—c, g—e, h—g, d—h zu erklären, erst dann fortlaufend singen zu lassen;
12. Entwicklung des F-dur-Systems, Scala und Dreiklang;
13. die Triole, daran anschließend der $^{6}/_{8}$- und $^{9}/_{8}$-Takt;
14. D-dur- und B-dur-System, Scalen und Dreiklänge.

Somit ist als Ziel des Unterrichtes im ersten Curs zu betrachten: Kenntnis der Noten und gewöhnlichsten Taktarten, die Intervalle der Secund, Terz, Quart, Quint, Sext, Octave, und die Dur-Tonarten von C, G, F, D und B sammt den betreffenden Scalen und Dreiklängen. Was das Material anlangt, an welchem dieser Lehrstoff eingeübt werden soll, kann Folgendes empfohlen werden: Die ersten Übungen kann der Fachlehrer an der Tafel vorschreiben und dieselben von Fall zu Fall selbst erfinden. Später kann er Rud. Weinwurms »Methodische Anleitung zum elementaren Gesangsunterricht«, Wien, Pichlers Witwe & Sohn, und Anton Vogls »Liederbuch«, Wien, Pichlers Witwe & Sohn (Vorübungen für den mehrstimmigen Gesang) benützen. — Sehr wertvolle Übungen finden wir in: 1. 40 petits exercices von C. H. Zöllner, 2. Banck, Singübungen op. 64, 3. 50 leçons de chant par J. Concone; 4. Bruckners Gesanglehre, 5. Chorübungen von Kortschak, 6. Solfeggien von Manzoni. Schließlich empfehlen sich die Tafeln von Joh. Niernberger. Der Vorgang bei der Einübung dieser Übungen und Solfeggien ist folgender: Die Schüler lesen zuerst die Noten und dann solfeggieren sie dieselben; hierauf werden die Noten ohne Rücksicht auf die Tonhöhe nur nach ihrer Tonlänge ausgesprochen, wobei vorausgesetzt wird, dass die Kinder stets zum Taktgeben mit der Hand angehalten werden. Erst bis das Lesen der betreffenden Noten und ihre Eintheilung in den Takt sicher ist, werden die Noten nacheinander nach ihrer Tonhöhe bestimmt und von den Schülern aufgesucht; dieser anfangs wohl schleppende Vorgang vereinfacht sich mit der wachsenden Sicherheit der Schüler von selbst. Für die Lieder aber, welche in der 1. Abtheilung durchzunehmen sind, wird man in der unerschöpflichen Quelle des Volksliedes hinlänglich viel Material finden, wobei man auch in der Mittelschule sich durchaus nicht scheuen darf, zu jenen ganz kleinen Volksliedern zurückzugreifen, wie sie in den zahlreichen Liedersammlungen für die Volksschulen enthalten sind, da ja gerade dieses trotz der Natürlichkeit der Arie zur kunstvollen Harmonisierung genug Anlass bietet und einen oft fürs ganze Leben unverwischbaren Eindruck hinterlässt (ich erinnere nur an »Alle Vögel sind schon da« oder »Der Mai ist gekommen«); aus ihm ist ja auch das kunstgemäße Lied hervorgegangen. Neben dem Volksliede wird man auch in der classischen Musik so manches Lied finden, das schon auf dieser Stufe gesungen werden kann: z. B. Mendelsohns »Leise zieht durch

mein Gemüth« zweistimmig nach C-dur transponiert; Schuberts »Das Wandern ist des Müllers Lust« in A-dur; aus Jos. Haydns Schöpfung »Die Himmel erzählen« bis zur Fuge; Mozarts »Komm', lieber Mai« u. s. w.

II. Abtheilung.

Auch in dieser Abtheilung wird den technischen Übungen der vierte Theil der Stunde gewidmet werden müssen. Nach gründlicher Wiederholung der Scalen und Dreiklänge der bekannten Dur-Tonarten wird man zum Unterschiede der großen und kleinen Terz schreiten und hierauf die Moll-Tonarten von A, E, D, H und G erklären; von den drei Gattungen der Moll-Scalen genügt die melodische Tonleiter.

Nach der Erklärung des Leittones wird man die Dominant-Septimenaccorde der bekannten Dur- und Moll-Tonarten durchnehmen, womit das Intervall der Septime gegeben ist. Es folgen nun noch die Dur-Tonarten A, Es, E, As, H, Des sammt den entsprechenden Moll-Tonarten, ihre Dreiklänge und Hauptseptimenaccorde, hierauf der verminderte Septimenaccord und schließlich einige seltener gebräuchliche Taktarten, der $^3/_2$-, $^6/_4$-, $^{12}/_8$-Takt und die Erklärung der $^1/_{32}$-Note.

Die Kenntnis dieser wichtigen Punkte der Musiklehre wird im allgemeinen genügen, um den Schüler zu einem ziemlich treffsicheren Chorsänger heranzubilden.

Über Auswahl und Aufeinanderfolge der in die II. Abtheilung aufzunehmenden Lieder und Chöre werde ich anderer Stelle ausführlich sprechen.

Um die musikalische Ausbildung der Zöglinge zu vervollkommnen, wird es nothwendig sein, neben der praktischen Ausübung auch die Musikgeschichte zu berücksichtigen. Es würde mit dem Wissen eines Mittelschülers, der die Literaturgeschichte seines eigenen und auch fremder Völker nicht bloß in großen Umrissen, sondern auch mit Berücksichtigung des inneren Entwicklungsganges studieren musste, und der auch mit der allgemeinen Kunstgeschichte vertraut sein soll, in Widerspruch stehen, wenn demselben trotz mehrjährigen Unterrichtes in der Musik nicht einmal die wichtigsten Daten aus dem Leben der größten Tondichter und ihre hervorragendsten Werke bekannt wären. Übrigens wird eine, wenn auch nur übersichtliche Kenntnis dieses Gebietes geeignet sein, das Bild, das der Schüler von den einzelnen Perioden des geistigen Aufschwunges sich gebildet hat, zu vervollständigen; denn die Zeit der Renaissance, die Sturm- und Drangperiode, die Romantik, ebenso die neueste Zeit der realistischen Richtung hat ebenso wie in der Poesie, Malerei und Plastik, auch in der Musik ihre charakteristischen Vertreter. Man wird gelegentlich bei der Einübung von Liedern Biographisches über die einzelnen Compositeure mittheilen, ebenso wie die Notizen über die Dichter bei der Lectüre von Gedichten in den unteren Classen gesammelt werden. Es wird im ersten Curse genügen, das Wichtigste aus dem Leben Jos. Haydns, Mozarts, Schuberts und Mendelsohns erwähnt zu haben. In der II. Abtheilung könnte der Fachlehrer außerdem fünf Stunden im Jahre dazu verwenden, um einen zusammenhängenden Überblick über die Entwicklung der Musik zu geben. Zu diesen Stunden

werden auch die mutierenden Schüler aus der IV., V. und VI. Classe zugelassen werden. Der zu besprechende Stoff aus der Musikgeschichte kann aber eingetheilt werden:

I. Stunde: Entwicklung des christlichen Kirchengesanges aus der griechischen Musik — der Choral — Einfluss der Kreuzzüge — das weltliche Lied — Troubadours und Minnesänger (Vergleich mit den Barden und Rhapsoden) — die Meistersänger — die ersten Anfänge des kunstmäßigen Gesanges;

II. Stunde: Entwicklung des Oratoriums und der Oper im 16., 17. und 18. Jahrhundert — G. Händel, J. S. Bach, Chr. Gluck;

III. Stunde: Ausbildung der reinen Instrumentalmusik; Jos. Haydn, Wolfg. Mozart, Ludw. v. Beethoven, Fr. Schubert;

IV. Stunde: Die romantische Schule; K. M. Weber, Fel. Mendelsohn — Bartholdy, Chopin, Rob. Schumann; deren Nachfolger: Rob. Franz, Max Bruch, Joh. Brahms;

V. Stunde: Die neueste Zeit; die moderne Oper; Meyerbeer, Richard Wagner; Übersicht der vaterländischen Tondichter.

Es möge kein Fachlehrer die Mühe scheuen, die aus dem Unterrichte in diesen theoretischen Zweigen erwächst; denn obwohl das Singen an und für sich und die Kenntnis schöner Lieder, deren Töne uns durch das Leben begleiten mögen, Hauptsache des Gesangsunterrichtes an Mittelschulen ist und bleiben muss, so wird dennoch der Unterricht in der Harmonielehre und der Musikgeschichte, auch wenn er sich nur auf das Nothwendigste beschränken sollte, nicht ganz unterbleiben dürfen, weil ja das Können nicht nur die Liebe zur Ausübung steigert, sondern auch das Verständnis und das tiefere Eindringen in das Werk erleichtert.

Neben der musikalischen Ausbildung aber soll der Gesangsunterricht an Mittelschulen noch einen andern Zweck verfolgen, die Gesundheit der Schüler zu kräftigen.

Dass Sänger und Sängerinnen von Beruf sich einer größeren Rüstigkeit und anhaltenderen Gesundheit erfreuen als Leute, die anderen Berufszweigen angehören, ist durch statistische Ausweise, die bei Ärzteversammlungen vorgelegt wurden, wiederholt nachgewiesen worden und lässt sich mit Sicherheit daraus erklären, weil durch das naturgemäße Singen, durch das ruhige, tiefe Athemholen und das langsame, regelmäßige Ausathmen der Luft der Brustkorb erweitert, die Lungenflügel gestärkt und Kehlkopf sowie Luftröhre auf das beste entwickelt werden. Lungengymnastik, d. h. tiefes Einziehen und gewaltsames Auspressen der Luft aus den Lungenzellen, wird auch von ärztlicher Seite z. B. bei Emphysem als Heilmethode empfohlen. Bei Kindern aber, deren innere Organe noch nicht vollkommen ausgebildet, sondern in fortwährender Entwicklung begriffen sind, wird beim Anstrengen der Lunge die größte Vorsicht geboten sein, so dass es mir bedenklich erscheint, Kinder bei Turnübungen, Übungsspielen und Dauermärschen singen zu lassen; beim Bergsteigen darf es unter keiner Bedingung gestattet werden. Denn bei allen körperlichen Übungen, beim Turnen, Tanzen, Ringen, Schwimmen usw. wird die Lunge ohnehin zu starken, kurzen und hastigen Athemzügen gezwungen und muss, käme ein Singen von längerer Dauer hinzu, über-

anstrengt werden. Aus demselben Grunde kann jedes, nicht naturgemäße Singen, durch Jahre lang fortgesetzt, der Lunge schaden. Auch ist es durch vielfache Erfahrung erwiesen, dass das Singen unter gewissen Umständen der Stimme selbst geradezu schädlich werden kann. Statt ruhig singen schreien, wozu Kinder in jugendlichem Eifer allzu häufig geneigt sind, beim Singen eine unrichtige Körperhaltung einnehmen, die Grenzen des Stimmumfanges, den ein Kind ohne Anstrengung beherrscht, überschreiten, die einzelnen Vocale schlecht oder undeutlich, d. h. bei falscher Zungen- und Lippenstellung aussprechen, dies alles wird, durch Jahre hindurch fortgesetzt, auf die spätere Entwicklung der Stimme verderblich einwirken. Diesem auf die Kräftigung der Gesundheit gerichteten Zwecke des Singens, der beim Unterrichte an Mittel- und besonders auch an Volksschulen nicht übersehen werden sollte, ist bis jetzt trotz der wahren Flut von für Schulen bestimmten Liederheften und Gesangslehrbüchern fast nirgends Rechnung getragen worden. Wenigstens allgemeine Kenntnisse in der Pädagogik des Gesanges sollten, um diesem Übelstande abzuhelfen, von den Lehramtscandidaten sowohl an den Lehrerbildungsanstalten als auch für das Musiklehramt gefordert werden, damit man Gesanglehrer heranbilde, die nicht nur selbst naturgemäß singen, sondern auch den Gesang methodisch lehren können. Auch in Deutschland wird dieser Zweck des Gesangsunterrichtes, obwohl schon vor 14 Jahren Prof. Oskar Wermann, Musikdirector in Dresden, in seiner Abhandlung (Über Tonbildung, Aussprache und Athmen beim Singen. Essen, Baedeker 1884) darauf hingewiesen hat, noch immer nicht in vollem Maße berücksichtigt. Nur in Schweden, wo auch der Schulturnunterricht aus hygienischen Gründen umgewandelt wurde, wird auf das naturgemäße Singen in der Schule gesehen.

In dieser Beziehung möge der Fachlehrer auf Folgendes achten:

1. Die berühmtesten Gesangslehrer stimmen darin überein, dass mit dem Gesangsunterrichte bei Mädchen die Formation, beim jungen Manne die Mutation abzuwarten sei; wenn aber in der Schule mit dem Singen in früher Jugend, wo der Organismus, namentlich der Kehlkopf, noch nicht vollkommen formiert sein kann, begonnen wird, muss der Lehrer darauf sehen, dass die Stimme womöglich geschont werde und sich größtentheils in der Mittelstärke und Mittellage bewege.

2. Die Körperhaltung ist nicht nur beim Sitzen und Gehen, sondern auch beim Singen von großem Einfluss auf die Gesundheit. Der Schüler darf vor allem niemals sitzend singen; er soll gerade, aber ungezwungen, mit geschlossenen Fersen stehen; die Brust darf nicht übernatürlich herausgebogen, aber auch nicht eingezogen sein, denn beides hindert die Lungenflügel an freier Bewegung; die Hände sind, wenn sie nicht durch das Halten eines Notenheftes in Anspruch genommen sind, leicht zu kreuzen; der Kopf ist gerade und natürlich zu halten, da ein Aufwärtsheben desselben den Kehlkopf spannt, ein Abwärtssenken denselben drückt. Natürlich wird der Lehrer auf die körperliche Individualität der Schüler nicht selten Rücksicht nehmen müssen und namentlich Kinder, deren äußeres Aussehen Schwäche verräth, oder die für Halskrankheiten leicht empfändlich sind, was besonders in den nördlich gelegenen Pro-

vinzen nicht selten vorkommt, zum Gesangsunterrichte nicht zulassen. Hier sei noch erwähnt, dass der Lehrer vor dem Unterrichte für hinlängliche Ventilation des Schulzimmers zu sorgen hat. Denn der Unterricht im Gesange, als einem unobligaten Gegenstande, wird meistens anschließend an die obligaten Fächer ertheilt, also zu einer Zeit, wo die im Lehrzimmer befindliche Luft infolge des vorangehenden fünf- bis sechsstündigen Unterrichtes besonders zum Singen nicht mehr tauglich ist.

3. Das Athemholen. Die Schüler sind daran zu gewöhnen, durch ruhiges, tiefes Athmen die ganze Lunge zu beschäftigen, weil dies der Gesundheit am förderlichsten ist und allein die Möglichkeit bietet, über den Athem frei zu verfügen und ihn zu beherrschen. Daher ist es nothwendig, dass der Lehrer sowohl bei den technischen Übungen, als auch bei den einzelnen Liedern genau den Zeitpunkt bestimmt, wo Athem zu holen ist.

4. Tonbildung und Aussprache. Die in dieser Richtung erforderlichen Übungen gehen mit den Treffübungen Hand in Hand und können derart mit denselben verbunden werden, dass die drei Vierteltheile einer Stunde, die zum Singen von Liedern bestimmt sind, dadurch nicht verkürzt werden. Über die Stellung der Zunge und der Lippen bei der Aussprache der Vocale und Diphthonge, auf welche Art und wodurch die einzelnen Gruppen der Consonanten am deutlichsten ausgesprochen werden, inwieweit die sprachliche Phrase mit der musikalischen in Einklang zu bringen ist, darüber findet der Fachlehrer in der vorerwähnten Schrift von Prof. Oskar Wermann hinreichenden Aufschluss; dieselbe ist für den Gesangsunterricht an Elementarschulen berechnet, wird aber jedem Gesangslehrer die besten Dienste erweisen.

Mähr.-Trübau. Johann Gallina.

Betrachtungen über den neuen Lehrplan und die Instructionen für den Unterricht im Turnen an den österreichischen Mittelschulen.

Der Umstand, dass das Turnen schon an 32 Gymnasien und 86 Realschulen obligater Gegenstand ist,[1]) noch mehr aber die Thatsache, dass unter den 297 Turnlehrern bereits 84 Professoren (Supplenten) wirken, welche außer Turnen auch noch andere Gegenstände lehren, wird es als gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn diese Zeitschrift einer ausführlicheren Betrachtung des neuen, vielfach angefeindeten Lehrplanes für Turnen die Spalten öffnet.

Es wird den Lesern dieser Zeilen bekannt sein, dass über den neuen Lehrplan einige Stimmen lautgeworden sind, welche die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf dieses Thema lenken. Es sind dabei schwere Bedenken gegen manche Forderungen und mancherlei Vorwürfe in Bezug auf die darin befolgte Methodik erhoben worden. Diese Be-

---

[1]) 6 Realschulen haben noch keinen obligaten Turnunterricht.

denken kommen am schärfsten zum Ausdruck in dem »Memorandum dem hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht hinsichtlich des Lehrplanes für den Unterricht im Turnen an den Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen in aller Ergebenheit unterbreitet vom ausführenden Ausschuss des Vereins österr. Turnlehrer«. Wien 1898, Verlag des Vereins. Der Kürze halber wird diese Schrift im Folgenden einfach mit »Memorandum« bezeichnet werden.

Schon vor Erscheinen dieser Schrift war das allgemeine Interesse dahin gerichtet, zu wissen, worin der neue Lehrplan sich vom alten unterscheidet, ob er manches verbessert oder vielleicht gar verschlechtert hat. Zum Vergleiche lagen uns deshalb vor: Der alte Lehrplan für Turnen vom 15. April 1879, Z. 5607, der unter dem Zeichen »Alter Lehrplan« angeführt erscheint, während der neue Lehrplan vom 12. Februar 1897, Z. 17.261, kurz mit »Neuer Lehrplan« bezeichnet wird.

Sehr naheliegend ist auch der Umstand, dass ein Lehrplan, der im Auftrage des Vereines österr. Turnlehrer ausgearbeitet worden ist und als »Entwurf eines Lehrplanes für den Turnunterricht an den Gymnasien und Realschulen sowie an ähnlichen Lehranstalten Österreichs« in der Zeitschrift »Österreichische Mittelschule«, XI. Jahrgang, II. und III. Heft, erschienen ist, mit den bereits angeführten Schriften verglichen wird; dieser Lehrplan wird kurz mit »Entwurf« angeführt werden. Dieser wie auch das »Memorandum« sind im Auftrage des Vereines österr. Turnlehrer ausgearbeitet worden.

Ferner hat es uns noch interessiert zu erfahren, welche Anforderungen im Auslande, z. B. an den gleichen Anstalten in Preußen gestellt worden, und deshalb war uns der »Lehrstoff für den Turnunterricht an höheren Lehranstalten, nach Classen geordnet, im Auftrage des Berliner Turnlehrervereines herausgegeben«, Berlin, Gaertner 1897. sehr willkommen. Da dieses Werk hauptsächlich Berliner Verhältnisse berücksichtigt, wird es unter der Marke »Berliner Lehrplan« angeführt werden.

Endlich haben wir bei diesen vergleichenden Studien noch unsere an Wiener Mittelschulen gemachten Erfahrungen zurathe gezogen.

Die »Betrachtungen« können selbstverständlich von verschiedenen Standpunkten aus vorgenommen werden und fördern dann entsprechende Ansichten zutage. Es konnte z. B. der Standpunkt der Abweisung der im »Memorandum« enthaltenen Angriffe gewählt werden; diesen Gesichtspunkt haben wir gemieden, weil das nicht nur ein neues Memorandum, sondern ein ganzes Buch geben würde, und dann halten wir es nicht für unsere besondere Aufgabe, solche Angriffe zurückzuweisen. Dann könnte der Standpunkt der Belehrung gewählt werden, den wir aber deshalb meiden, um nicht den Vorwurf der Überhebung auf uns zu laden. Es liegt uns vor allem daran, die Verschiedenheiten in den uns vorliegenden Lehrplänen aufzudecken. Indem wir sie gegenüberstellen, wird es dem geneigten Leser nicht schwer werden, sich über die verschiedenen Seiten der Materie seine eigene Meinung zu bilden. Unser Streben ist demnach auf vollste Objectivität gerichtet. Von diesem Standpunkte aus sind wiederum nicht sämmtliche strittige,

sondern nur die wesentlichsten Punkte ins Auge gefasst worden, um nicht durch die zu große Mannigfaltigkeit in den Einzelheiten die Deutlichkeit des Gesammtbildes zu trüben. Endlich sind die »Betrachtungen« von einigen Wünschen begleitet, von deren Verwirklichung wir uns eine Förderung der körperlichen Erziehung der Jugend versprechen.

Im allgemeinen ist zu bemerken, dass von vielen Seiten dem neuen Lehrplane der Vorwurf gemacht wird, »dass mit den Anforderungen viel zu hoch gegriffen sei«. In dieser Beziehung weisen die vorliegenden Pläne die größten Verschiedenheiten auf. »In vielen Fällen aber wird über die Frage, ob eine Übung dieser oder der folgenden Classe zu überweisen ist, selbst unter Lehrern, welche unter denselben Verhältnissen unterrichten, nicht leicht eine Einigung zu erzielen sein« (siehe »Berliner Lehrplan« S. 2). Nach diesem nun sind z. B. in den Berliner Schulen schon in der 1. Classe Übungen am Reck, an den Ringen, am Rundlauf, dann auch Sturmspringen angesetzt (woraus an und für sich eine Reihe von Mehrforderungen entspringt), während die erstern Geräthe in Österreich erst von der 2. Cl., der Rundlauf im »Neuen Lehrplan« erst von der 3. Cl., das Sturmspringen erst von der 4. Cl., die beiden letztern Geräthe im »Entwurf« aber gar nicht angeführt erscheinen. Dabei sind im »Berliner Lehrplan« nur die dort gemachten Erfahrungen an höheren Lehranstalten maßgebend, »wo die Zahl der von einem Lehrer zu unterrichtenden Schüler eine relativ hohe ist; meist erhalten zwei Classen von zwei Lehrern gleichzeitig (!) Unterricht. Beiden Umständen, welche die Arbeit an dem einzelnen Schüler erschweren, ist in Auswahl und Anordnung des Stoffes Rücksicht getragen worden.« Und dennoch stellt der aufgestellte Plan dort das Mindestmaß dar, »weil die Ausdehnung eines Classenzieles durch den Stoff der folgenden Stufe sich unschwer bewirken, und eine Erweiterung des Endzieles hier wie überall die leichteste Aufgabe ist« (siehe »Berliner Lehrplan« S. 2). Allerdings sind die beträchtlich höheren Forderungen an den höheren Schulen in Preußen schon dadurch gerechtfertigt, dass dort die Schüler in die höheren Schulen eine bessere turnerische Vorbildung mitbringen; dann sind dort für jede Classe drei wöchentliche Turnstunden vorgeschrieben und endlich ist dort das Turnen schon seit dem Jahre 1842 obligater Gegenstand. Trotz alledem braucht man in der 1. Classe nicht gleich Reck, Ringe, Rundlauf, Sturmspringen vorzunehmen, weil man in dieser Classe ohnedem sehr viel in körperlicher Beziehung zu bilden und zu erziehen hat.

Andererseits gibt es aber auch hier Turnlehrer, welche keinen Anstand nehmen, schon in der 1. Classe die genannten Geräthe zu verwenden, und diesen Vorgang auch begründen können.

Die gänzliche Auslassung mancher Geräthe im »Neuen Lehrplan« und im »Entwurf« ist nicht nothwendig, weil z. B. den Übungen am Schwebebaum ein praktischer und auch bildender Wert innewohnt. Dieses Geräth lässt der »Neue Lehrplan« ganz aus, der »Entwurf« verlangt es für die ersten vier Classen, der »Alte Lehrplan« hat es für die ersten fünf und der »Berliner Lehrplan« für die ersten zwei Classen

vorgeschrieben. Die Übungen am Schwungseil sind wegen ihrer maßvollen Anforderungen für die Schüler der beiden ersten Classen ein sehr geeignetes Bildungsmittel. Der »Alte Lehrplan« hat dieses Geräth für die ersten drei Classen vorgeschrieben, der »Neue« und der »Berliner Lehrplan« haben es auf die beiden ersten Classen beschränkt und der »Entwurf« weist es von der Mittelschule ab. Würde die Streichung des Rundlaufs nach dem »Entwurf« bewilligt, dann würde den Schülern eines ihrer liebsten Geräthe entzogen werden. Der »Neue Lehrplan« verlegt die Vornahme dieses Geräthes in die 3. bis 6. Classe, der »Alte Lehrplan« von der 3. Classe aufwärts und der »Berliner Lehrplan« schreibt es für alle Classen vor. Das Sturmspringen hat der »Entwurf« gestrichen, weil es »für eine gemeinsame Bethätigung der Schule minderwertig, allzuschwer und gefährlich erscheint«. Der »Alte Lehrplan« hat es in der 2. Cl. angesetzt, der »Berliner Lehrplan« lässt es schon von der 1. Cl. an vornehmen (obere Brettkante kniehoch); der »Neue Lehrplan« schreibt es von der 4. Cl. an vor (obere Brettkante 60—110 cm hoch). Das Sturmspringen könnte aber von der 3. Cl. an getrost durchgeführt werden. Übrigens lässt sich auch mittelst dieses Geräthes der Tiefsprung üben, der in keinem österr. Lehrplan ausdrücklich verlangt wird, im »Berliner Lehrplan« aber als besondere Übungsgattung erscheint.

Mit Recht lassen die neueren Lehrpläne den Liegestütz am Boden als besondere Gruppe ganz weg, während der »Alte Lehrplan« diese noch für die ersten fünf Classen vorgeschrieben hat.

Ein lebhaftes Bedauern haben wir durch die Nichtberücksichtigung der sogenannten volksthümlichen Übungen empfunden, wie z. B. Wettlauf auf kurze Strecken, etwa bis 100 m, Stabspringen, Ger-, Speer- und Discuswerfen, Steinstoßen u. dgl. Von diesen Übungen hat der »Alte Lehrplan« das Stabspringen für die 6. Cl. vorgeschrieben, der »Berliner Lehrplan« lässt es von der 4. Cl. an vornehmen und der »Entwurf« hat Steinstoßen und Gerwerfen für die 7. Cl. angesetzt.

Das »Memorandum« macht auf S. 5 dem »Neuen Lehrplan« den Vorwurf der Unklarheit bei Abfassung der Übergangsbestimmung »dass bei Einführung dieses Gegenstandes in den ersten Jahren für die oberen Classen etwa die Bewältigung des für das Untergymnasium bestimmten Stoffes als Ziel angesehen werden müsse«. Dieses »müsse« ist im »Neuen Lehrplan« nicht gesperrt gedruckt. Der folgende Absatz dieses Lehrplanes verlangt in dieser Beziehung, dass den »grundlegenden Übungsformen« besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Ist es nicht besser, wenn der Obergymnasiast z. B. das Schrittwechseln noch am Gymnasium erlernt, als dass es ihm beim Militär empfindliche Ungelegenheiten bereitet?

Die bemängelte »allzubreite Detaillierung des Lehrstoffes« ist gerade dem Anfänger sehr erwünscht, während der erfahrene Fachmann selbst diese noch mannigfach ausgestalten und vertiefen wird.

Nun wollen wir zu den einzelnen Übungsgattungen einige besondere Bemerkungen machen. Gleich bei den Ordnungsübungen ist zu bemerken, dass mehrere Übungen des »Alten Lehrplanes« in dem »Neuen« nicht mehr zu finden sind; z. B. das Vorziehen der Reihen in der 1. Cl.

Das Ziehen auf verschiedenen Linien erscheint in die 2. Cl. verlegt, während der »Entwurf« es für die 1. Cl. beibehält. Das Schwenken verlegt der »Neue Lehrplan« aus der 1. in die 2. Cl., der »Entwurf« in die 3. Cl. Eine so weite Verschiebung scheint aber nicht praktisch zu sein, weil das Schwenken für die geordnete Fortbewegung wichtig, ja unerlässlich ist. Das Schwenken um die Mitte und in Flankenreihen ist von der 2. in die 3. Cl. und das Schwenken um ungleichnamige Flügel von der 2. in die 4. Cl. verlegt worden. In dieser letzteren Maßregel erblickt das »Memorandum« S. 6 »einen groben Fehler« und sagt, dass das Schwenken um ungleichnamige Flügel dem Schwenken um die Mitte vorangehen müsse. Darüber lässt sich aber streiten. Viele sind der Meinung, dass der »Neue Lehrplan« im Recht ist; sein Weg führt von A über B nach C, während der »Entwurf« den Weg zeigt von A über C nach B. Das bemängelte Kreisen und die Reihungen mit Kreisen der 3. Cl. wird nach dem »Berliner Lehrplan« schon in der 1. Cl. vorgenommen. Der »Entwurf« verlangt neben Viertel- und Halb- auch noch ganze Windung in der 2. Cl. Der »Neue Lehrplan« enthält dieses nicht. Hier sind auch nicht mehr zu finden: Schlängeln durch offene Reihenabstände, Reihungen 2. Ordnung, Kette und Reigenaufzüge. — Das »Memorandum« S. 6 aber sagt: »Überhaupt hätte hier (bei den Ordnungsübungen) eine weise Beschränkung der Übungsformen eintreten sollen.«

In Bezug auf die Freiübungen ist zu bemerken, dass anstatt des gebräuchlichen Ausdruckes »Grundstellung« die Bezeichnung »Schlussstellung« angenommen wurde. Das »Memorandum« bemängelt die Hervorhebung der Schrittarten als besondere Gruppe und ihre Ausdehnung, doch dürfte es niemand verübeln, wenn manche Schrittarten gar nicht vorgenommen würden. Ferner wird dem »Neuen Lehrplan« vorgeworfen, dass nicht zu entnehmen ist, bis zu wieviel Taktzeiten manche Freiübungen auszuführen gestattet sind. Die Instructionen S. 26 aber enthalten folgende Stelle: »Formen, die eigentlich nur das Gedächtnis belasten (mit 12—24 Taktzeiten), sind nicht zu empfehlen.« Hie und da sind auch sehr minderwertige Übungen zu finden. So verlangt der »Entwurf« Kopfübungen für die 1. Cl. und der »Berliner Lehrplan« schreibt das Fußkreisen für die 2. Cl. vor.

Die größten Verschiedenheiten sind in den Anforderungen im Dauerlauf wahrzunehmen, welche folgende Tabelle ausweist:

Classe	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
»Alter Lehrplan«	2′	3′	5′	8′	10′	—	—	—
»Neuer Lehrplan«	3′	4′	5′	6′	8′	10′	10′	10′
»Entwurf«	2′	4′	6′	8′	10′	12′	14′	15′
»Berliner Lehrplan«	5′	8′	10′	12′	15′	*	*	*

Die Erläuterung dieser Tabelle würde zu weit führen.

* Da heißt es nur »Laufübungen«, dann »Wiederholungen unter Steigerung der Dauer«. Aber auch der »Lauf über Hindernisse« wird gepflegt.

Wenn die Übungen mit Belastung oder mit Handgeräthen. wie sie auch genannt werden, unter die Freiübungen aufgenommen wurden. so ist diesem Vorgange eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen. Die Skizzen sind zu allgemein gehalten und stellen an die Vorbereitung des Lehrers große Anforderungen. Das ist aber auch bei anderen Unterrichtsgegenständen der Fall. Warum das »Memorandum« dem »Neuen Lehrplan« den Vorwurf macht, die Eisenstabübungen erst von der 4. Cl. an vornehmen zu lassen, ist umso weniger zu begreifen, als der »Entwurf« ganz die nämliche Vorschrift enthält! Die Holzstabübungen verlegt dieser in die 2. und 3. Cl., der »Neue Lehrplan« in die 1., 2. und 3. Cl., der »Alte Lehrplan« in die 1. und 2. Cl. (hat aber für die 3. Cl. weder Eisen- noch Holzstabübungen vorgeschrieben), der »Berliner Lehrplan« in die 3. und 4. Cl. und lässt die Eisenstabübungen mit der 4. Cl. beginnen. Eine größere Verschiedenheit in der Auffassung dieser Übungsgattung ist kaum zu denken. Wenn das »Memorandum« S. 8 verlangt, »dass schon von der 2. Cl. an Eisenstäbe zu verwenden seien und die Holzstabübungen der 1. Cl. füglich wegbleiben könnten«, dann würde bei Verwirklichung dieser Absicht eine nothwendige Mittelstufe fehlen. Ja es gibt sogar Holzstabübungen, die, ohne Gefahr zu langweilen oder zu wenig anzustrengen, selbst für die oberen Classen sehr gut passen. — Die Hantelübungen werden im »Berliner Lehrplan« erst in der 5. Cl. verlangt, während sie der »Neue Lehrplan« und der »Entwurf« von der 3. Cl. an vorschreiben. Beide Lehrpläne verlangen. dass die in früheren Classen gelernten Freiübungen nun mit Hanteln auszuführen sind (vgl. hiezu »Memorandum« S. 8). In Bezug auf das Gewicht der Hanteln geht der »Alte Lehrplan« am weitesten; er gestattet die Verwendung von Hanteln im Gewichte von 1 kg bis über 2 kg. Dann folgt der »Entwurf«, welcher sich für 1 kg bis 2 kg schwere Hanteln ausspricht. Die geringsten Anforderungen stellt der »Neue Lehrplan« mit 1 kg bis 1$^1/_2$ kg. Der »Berliner Lehrplan« gibt kein Gewicht an.

Bezüglich des Gerätheturnens führt das »Memorandum« S. 10 mehrere Übungen an und sagt dazu: »Keine dieser Übungen dürfte von sämmtlichen Schülern dieser Classe (6.) mustergiltig und bei tadelloser Haltung ausgeführt werden.« Dem kann man nur vollkommen beipflichten. Allein in welchem andern Gegenstande wird denn der vorgeschriebene Stoff von sämmtlichen Schülern vollkommen und tadellos angeeignet? Sollen wir vom Turnunterricht verlangen, was im wissenschaftlichen Unterrichte nirgends so bestimmt ausgesprochen wird? Mit gutem Grunde heißt es im »Berliner Lehrplan« S. 6 oben: »So gut wie im wissenschaftlichen Unterrichte einzelne Schüler infolge mangelnder Befähigung oder nicht zu bekämpfender Trägheit das gesteckte Ziel nicht erreichen werden, so wird es immer auch im Turnunterricht sein.«

Beim Springen gibt der »Neue Lehrplan« die oberen Grenzen an, bis zu welchen gesprungen werden darf. Die übrigen hier in Betracht gezogenen Lehrpläne thun dies nicht. Jedenfalls wirken die oberen Grenzen beengend. Dasselbe wäre auch bei Angabe der unteren Grenzen der Fall. Wie sich die Praxis zu den aufgestellten Grenzen verhält, geht aus den folgenden Tabellen über Hoch- und Weitspringen hervor:

Forderung des »Neuen Lehrplanes« im Hoch- und Weitspringen:

Classe	1 A	1 B	2 A	2 B	3 A	3 B	4 A	4 B	5	6	7	8
Hochspringen	bis 90		bis 100		bis 110		bis 120		bis 130	mehr als 130	= 6	= 6
Weitspringen	bis 200		bis 250		bis 300		bis 350		bis 400	mehr als 400	= 6	= 6

Erzielte Leistungen: *A.* am I. Staatsgymnasium in Graz 1896/97:

			1 A	1 B	2 A	2 B	3 A	3 B	4 A	4 B	5	6	7	8
Hoch-springen	Durchschnitt	1. Sem.	92	89	98	92	111	104	112	106	121	118	127	122
		2. "	94	96	97	97	118	104	115	115	122	126	130	125
	Beste Leistung	1. "	135	125	135	130	150	125	135	145	150	155	155	145
		2. "	130	125	130	120	150	125	135	155	160	160	155	150
Weit-springen	Durchschnitt	1. "	260	212	272	261	309	286	311	301	337	326	327	323
		2. "	268	265	277	261	318	335	324	322	339	350	355	343
	Beste Leistung	1. "	350	310	370	360	390	340	380	400	420	420	400	380
		2. "	340	330	380	370	380	360	390	420	420	480	450	420

B. am Elisabethgymnasium, Wien, 1. Semester 1897/98 und
C. am Staatsgymnasium, Wien, III., 1. Semester:

		1 A	1 B	2 A	2 B	3 A	3 B	4	5	6	7	8
Hoch-springen	Durchschnitt ..	—	—	93	100	107	109	106	125	130	140	130
	Beste Leistung	—	—	125	130	130	140	145	160	150	170	150
Weit-springen	Durchschnitt ..	206	244	234	222	250	252	212	375	390	400	400
	Beste Leistung	300	310	370	320	350	330	380	500	440	490	480

Vom Elisabethgymnasium sind nur die unteren Classen angeführt, weil das obligate Turnen am Obergymnasium noch nicht eingeführt war. Zum Ersatze dieses Ausfalles erscheinen die Leistungen der oberen Classen vom Staatsgymnasium im III. Bezirke von Wien. Auf die Ergebnisse dieser Statistik üben die angewendeten Maßstäbe einen merklichen Einfluss aus. Am Elisabethgymnasium dürfen die Schüler beim Hochspringen nur einen Sprung wiederholen; wer überhaupt ein zweites Mal wirft, muss zur Seite treten. Ausnahmen hievon werden nur den letzten zwei oder drei Turnern gewährt. Beim Weitspringen hat jeder Schüler zuerst einen mäßigen, dann einen größeren, schließlich einen möglichst großen Sprung auszuführen; dieser wird angeschrieben. Wenn ein Schüler dabei zu Falle kommt, werden 10 cm abgerechnet. Die Weite des Sprunges ist gleich der Entfernung vom Rande des Sprungbrettes bis zum Eindruck der Fersen. Von diesem Punkt eine Senkrechte auf den Maßstab gefällt, ergibt die dem Sprunge zukommende Länge.

An den Gymnasien, wo das Turnen als verbindlicher Gegenstand eben erst eingeführt wird, werden in verschiedenen Classen sich Schüler befinden, die noch niemals geturnt haben; diese beeinträchtigen selbstverständlich das durchschnittliche Resultat ganz außerordentlich. Das ist z. B. an der 4. Classe des Elisabethgymnasiums der Fall. Verlässliche Resultate wird man daher erst nach mehreren Jahren erhalten können. Diese werden aber nur dann vergleichbar sein, wenn überall derselbe Vorgang bei ihrer Aufnahme beobachtet werden wird.

Will man aber **verlässliche Durchschnittsziffern** erhalten, welche aus verschiedenen Gründen den oberen wie auch den unteren Grenzen vorzuziehen wären, dann müssten die Ergebnisse nach dem **Alter der Schüler** geordnet werden, wie das in manchen Richtungen am Theresianischen Gymnasium in Wien seit 1888 der Fall ist. Eine solche Zusammenstellung auf die unteren Classen des Elisabethgymnasiums angewendet, ergibt die in der Tabelle ersichtlichen, **merkwürdigen und sehr beachtenswerten Resultate:**

In Classe	1A	1B	2A	2B	3A	3B	4	Zusammen	Entsprechende Leistung in		
									Hochsprung	Weitsprung	Classe
sind im Alter von 10—11 Jahren	2	5	—	—	—	—	—	7	—	—	—
„ „ „ „ 11—12 „	21	22	4	8	—	—	—	55	—	220	I.
„ „ „ „ 12—13 „	8	11	15	18	4	4	—	60	100	235	II.
„ „ „ „ 13—14 „	3	1	11	13	17	16	4	65	105	250	III.
„ „ „ „ 14—15 „	1	—	4	—	4	3	21	33	110	280	IV.
„ „ „ „ 15—16 „	—	—	—	—	—	3	11	14	—	—	—
„ „ „ „ 16—17 „	—	—	—	1	1	1	2	5	—	—	—
„ „ „ „ 17—18 „	—	—	—	—	1	—	2	3	—	—	—

Auf jeden Fall aber wäre zu wünschen, dass beim Springen die Haltung, die Weckung des Verständnisses für eine richtige und schöne Bewegung, guter Anlauf und besonders guter Niedersprung die Hauptsachen bleiben.

Bei Gelegenheit des **Bockspringens** heißt es im »Memorandum« S. 12: »Da aber die Instruction jede thatsächliche Hilfeleistung von Seite der Schüler entschieden ablehnt usw.« Der betreffende gesperrt gedruckte Absatz der Instructionen lautet aber: »**Gefahren, denen nicht durch richtige Anweisung und methodisches Vorgehen, in letzter Linie durch Hilfen begegnet werden kann, sind vom Turnplatz durchaus fernzuhalten.**« Dann auf der nächsten Seite: »In höheren Classen ist es zulässig, ... dass bei der Grätsche über den Bock .... am besten je zwei Schüler als Helfer Verwendung finden.

Sehr große Verschiedenheiten kommen auch beim Turnen am **Pferd** vor. Der »Alte« und der »Neue Lehrplan« lassen dieses Geräth von der 5. Cl., der »Entwurf« von der 4. Cl., der »Berliner Lehrplan« bereits von der 3. Cl. an benützen. Dann wird die Wende aus der 6. Cl. des »Alten Lehrplanes« und des »Entwurfes« in die 5. Cl. des »Neuen Lehrplanes« verlegt, während der Diebssprung aus der 6. Cl. des »Alten« in die 7. Cl. des »Neuen Lehrplanes« verwiesen wird und stimmt dadurch mit dem »Berliner Lehrplan« überein. Der »Entwurf« verlangt diese Übung nicht. Dieser Lehrplan hat das Schraubenaufsitzen in die 5. Cl. verlegt, welches der »Neue Lehrplan« erst in der 6. Cl. vornehmen lässt. Nach dem »Entwurf« ist die Schere beim Rück- und

'orschwung am Pferd lang erst in der 6. Cl. vorzunehmen, während die leiche Übung am breit gestellten Pferd, gleichwie im »Neuen Lehrplan« chon in der 5. Cl. verlangt wird. Die von diesem Plane aufgestellten 'orderungen sind wohl keine geringen, aber auch nicht unerreichbar; :r ist ausführlicher als der »Entwurf« gehalten, der für die 8. Cl. z. B. ıur ganz allgemein »Geschwünge« am Pferd breit vorschreibt. Die Beıandlung der Hocke an diesem Geräthe stimmt mit unserer Erfahrung ìberein; das »Memorandum« S. 13 ist gegentheiliger Ansicht.

Auf den Reckunterschwung wird mehr Sorgfalt als früher verwendet. Er ist für alle oberen Classen vorgeschrieben, während ihn der »Entwurf« nur in der 7. Cl. namentlich anführt; der »Berliner Lehrplan« lässt ihn schon von der 3. Cl. an vornehmen. Hier möchten wir uns die Bemerkung erlauben, dass die Auffassung über den »gemischten Sprung«,[1]) zu welchem der Reckunterschwung ja auch gehört, eine sehr unklare ist. Wenn die Sprünge, welche in oder über den Barren führen, unter der Bezeichnung »Barrenspringen« zusammengefasst werden, so könnten folgerichtig auch alle Sprünge, welche unter oder über das Reck hinwegführen, in dem Begriff »Reckspringen« vereinigt werden. Durch diese Gruppierung würde mehr Klarheit in die Anordnung des Stoffes, wie in die Anwendung des Geräthes als Sprunggeräth kommen.

Das Ringspringen ist wohl nicht gefährlicher als das Reckspringen (vgl. hiezu »Memorandum« S. 15). Der »Neue Lehrplan« setzt diese Übung von der 6. Cl. an fest, während der »Berliner Lehrplan« diese Sprungart erst von der 7. Cl. und der »Entwurf« sie gar nicht vornehmen lässt. Das ist einer der wenigen Fälle, wo hier mehr als in Berlin verlangt wird. Doch möge die Bemerkung gestattet sein, dass dieses Springen nicht nur von der 5. Cl. schon sehr gut, sondern auch sicher ausgeführt wird. Dasselbe gilt von dieser Übung mit Überdrehen zum Schwebehang beim Rückschwung für die 8. Cl.

Das Barrenspringen ist von der 6. Cl. an vorgeschrieben. Der »Berliner Lehrplan« und der »Entwurf« führen diese Bezeichnung nicht ein, sondern bringen die betreffenden Übungen beim Barren selbst. Dagegen enthält der »Entwurf« schon für die 5. Cl. sogenannte Hintersprünge, welche schon von Schülern der 4. Cl. gut ausgeführt worden sind. Sie erwecken das lebhafte Interesse der Schüler und sind auch ungefährlich, daher zu empfehlen.

Was den Übungsstoff an den wagrechten Leitern anlangt, so ist sowohl der »Neue Lehrplan«, als auch der »Entwurf« besser als der »Alte«, doch weist der erstere einen bedeutend größeren Übungsreichthum auf. Das Hangschwingen in der 2. Cl. (vgl. »Memorandum« S. 16) kann doch nur in dem Sinne gedacht sein, dass die Schüler mit dem bei der Fortbewegung entstehenden Schwunge vertraut gemacht

---

[1]) Nur nebenbei sei hier noch bemerkt, dass Dr. J. C. Lions »Gemischter Sprung«, ein Werk, das bereits drei Auflagen erlebt hat, sowie dessen gleichnamige Artikel im »Encyklopädischen Handbuch des gesammten Turnwesens« bei Pichler, Wien 1897, sowohl in Bezug auf Definition wie Stoff keineswegs erschöpfend sind.

werden. Übungen im Streckhang möchten wir in allen Classen empfehlen, weil da die Haltung am leichtesten allen Anforderungen entsprechen kann.

An den schrägen Leitern betont der »Neue Lehrplan« gleich von der 1. Cl. an neben dem Steigen auch das Hangeln, und das mit Recht. Zudem könnte aber noch das Steigen mit Griff nur einer Hand, wie es an der senkrechten Leiter für die 4. Cl. vorgeschrieben ist, und ganz besonders der Übergang aus dem Liegehang zum Liegestütz hinzugefügt werden. Der »Berliner Lehrplan« und der »»Entwurf« schreiben diese Übung für die 7. und 8. Cl. vor.

Der Übungsstoff für die senkrechten Leitern weist in den österreichischen Plänen höhere Forderungen auf, als im »Berliner Lehrplan«, weil dort in keiner Classe Hangzucken verlangt wird. Der »Entwurf« gleicht theils dem »Alten«, theils stimmt er mit dem »Neuen Lehrplan« überein. Merkwürdigerweise stellt er in der 5. und 8. Cl. höhere Anforderungen als der »Neue Lehrplan« auf. Jener verlangt Hangzucken abwärts mit Speichgriff in der 5. Cl., dieser erst in der 8. Cl. und der »Berliner Lehrplan« in der 6. Cl. Das »Memorandum« S. 18 macht dem »Neuen Lehrplan« den Vorwurf zu hoher Anforderungen, dass das Zuckhangeln aufwärts im Beugehang bei Speichgriff — mit Anlegen der Füße versuchsweise auszuführen ist. Der »Entwurf« verlangt aber eben dieselbe Übung nicht »als Versuch«, wohl aber als eine von allen Schülern zu leistende Forderung.

In Bezug auf Klettern weisen alle neueren Lehrpläne eine Erleichterung auf, weil das Hangeln mit Schwingen nicht mehr vorkommt. Wenn aber der »Berliner Lehrplan«, wie der »Entwurf« das Klettern am Tau erst für die 2. Cl. vorschreiben, so sind viele Fachmänner der Ansicht, dass das Klettern an den Tauen den Schülern weniger Schwierigkeiten als an den Stangen bereitet; wahrscheinlich ist die größere Schmiegsamkeit der Taue die Ursache dieser Erscheinung. Deshalb wäre die Vornahme der Taue vom 2. Semester der 1. Cl. an zu empfehlen. Im ganzen bietet der »Neue Lehrplan« eine kräftigere Kost, als der alte. Das Überdrehen kann im 2. Semester der 2. Cl. deshalb erfolgreich und gefahrlos durchgeführt werden, weil es schon in der 1. Cl. am Barren, dann in der 2. Cl. auch an Reck und Ringen genügend vorgeübt erscheint. Das im »Memorandum« S. 19 bemängelte Hangeln mit gestreckten Armen scheint doch leichter zu sein, als das mit gebeugten Armen!

Der Übungsstoff für das Turnen am Reck hat im »Neuen Lehrplan« gegenüber dem alten eine Vermehrung und theilweise auch eine Erschwerung erfahren, welche aber geeignet ist, bei den Schülern Interesse und Freude am Turnen zu wecken. Dabei sind die Übungen nicht zu schwer und können von den meisten Schülern erlernt werden. Besonders schön ist der Weg zum freien Felgeumschwung angedeutet. Ähnlich ist es mit vielen anderen wichtigen Übungen bestellt. Wir können deshalb die Ansicht Hergels, dass die Übungen an diesem Geräthe viel zu schwer sind, nicht theilen. Der »Entwurf« hat noch manches aus dem »alten Lehrplan« gestrichen. Doch lässt er neben der Kehre, welche auch der »Neue Lehrplan« (8. Cl.) verlangt, auch Wende und Flanke in der

7. Cl. ausführen, was mit gutem Gewissen zu empfehlen ist. Wenn der »Berliner Lehrplan« noch viel mehr als der »Neue Lehrplan« verlangt, wie z. B. Kniewellaufschwung vorwärts schon in der 1. Cl. (hier erst in der 3. Cl.), oder Kniewellaufschwung rückwärts in der 3. Cl. (hier erst in der 5. Cl.), oder Kreuzaufschwung in der 4. Cl. (hier erst in der 7. Cl.), wenn in den beiden obersten Classen Hocke, Grätsche, Flanke, Kehre, Wende aus dem Stütz und Kippen verlangt wird, so wird man nicht nur zugeben, dass der »Neue Lehrplan« dem gegenüber sehr bescheidene Anforderungen stellt, sondern wird auch die hohen Anforderungen in Preußen aus den eingangs angeführten Gründen gerechtfertigt finden. Außerdem kommt aber noch ein sehr wesentliches Mittel in Betracht, welches die Erreichung des dort gesteckten Zieles überhaupt ermöglicht, und das ist das K ü r t u r n e n, für das Director H e r g e l wiederholt auf das wärmste eingetreten ist. Die Turnlehrervereine treten hiefür schon seit den Siebzigerjahren ein. Ausgezeichnet und beherzigenswert sind die im »Berliner Lehrplan« S. 7 über das Kürturnen gemachten Bemerkungen.

Große Verschiedenheiten weist der Übungsstoff an den R i n g e n auf. Während der »Neue Lehrplan« das Schwingen mit 1/2 Drehung aus der 3. Cl. des alten in die 4. Cl. verlegt, verschiebt er das Abspringen am Ende des Rückschwunges aus der 5. Cl. in die 3. Cl. Merkwürdig ist die Auffassung über die Schwierigkeit der Übung: im Beugehang abstrecken eines Armes. Der »Alte Lehrplan« enthält diese Übung in der 7. Cl., der Neue und der »Berliner Lehrplan« in der 5. Cl. und der »Entwurf« in der 4. Cl. Sehr hübsche, nicht zu schwierige und durchaus ungefährliche Übungen ergeben sich aus dem Knieliegehang an diesem Geräthe, welche der »Berliner Lehrplan« und der »Entwurf« von der 6. Cl. an vorschreiben (sogenanntes Durchschlagen). Die die Hauptübung einleitenden Übungen können aber anstandslos auch schon in früheren Classen, z. B. schon von der 3. Cl. an, vorgenommen werden. Die Schüler verfolgen diese Übungsgruppe mit vielem Interesse.

Der Übungsstoff am B a r r e n ist auch nicht zu schwierig, aber recht interessant gestaltet und geeignet, bei den Schülern Freude am Turnen zu wecken. Die im »Memorandum« S. 22 und 23 ausgedrückte Ansicht, dass Sitzwechsel hinter den Händen o h n e Z w i s c h e n s c h w u n g für die 5. Cl. zu schwer sei, können wir nicht theilen, weil z. B. der Reitsitzwechsel schon von der 4. Cl. befriedigend erledigt wird; andererseits ist das Armbeugen und -strecken im Liegestütz für diese Classe nicht zu leicht.

Sehr wesentliche Verbesserungen hat das Capitel der S p i e l e erfahren. Während früher Ballspiele erst in der 4. Cl. und da gleich Fußball und Schlagball angesetzt waren, sind jetzt schon »einfache Ballspiele mit besonderer Berücksichtigung des Ballwerfens und Ballfangens« vorgeschrieben. Die Laufspiele heben sich von den Ballspielen deutlich ab, wenn auch nicht so sichtbar, wie im »Berliner Lehrplan«. Sehr erfreulich ist der Umstand, dass der d e u t s c h e S c h l a g b a l l, u n s t r e i t i g d a s s c h ö n s t e u n d e d e l s t e S p i e l, das noch vor dem Fußball ohne

Aufnehmen genannt zu werden verdient, bereits von der 3. Cl. aus angesetzt erscheint. Doch könnte es schon in der 1. und 2. Cl. durch andere vorbereitet werden, wie z. B.: Dreiball, Schlagball mit Aufrücken (»Berliner Lehrplan« S. 58), Meta u. a. Indem der »Neue Lehrplan« den Abschnitt über Spiele mit den Buchstaben u. a. (und andere) schließt, eröffnet er den ausführenden Organen die Freiheit, den örtlichen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, und da besonders volksthümliche Überlieferungen in ihre besondere Obhut zu nehmen. Bei Anführung des englischen Fußballs wäre es wünschenswert, die nähere Bezeichnung »ohne Aufnehmen des Balles« hinzuzufügen, weil an einigen Anstalten in Österreich auch das Fußballspiel »mit Aufnehmen des Balles« eingeführt wurde, das wir aber nicht empfehlen können. Die Spiele sind gut gewählt und so zahlreich, dass jedem Bedürfnisse Rechnung getragen werden kann. Die Aufnahme von Ziehen, Schieben, Heben, Tragen und ähnlichen Übungen unter die Spiele im »Entwurf« ist geeignet den Begriff der Spiele zu verdunkeln und zu verwirren. Diese Übungen führt der »Berliner Lehrplan« in einem besonderen Capitel und der »Neue Lehrplan« in einer besonderen Zeile an. Zu dieser Zeile möchten wir einen kleinen Anhang empfehlen. Er besteht nur in dem Worte Verschiedenes. Damit würde dem Turnlehrer die Berechtigung ertheilt, den jeweiligen örtlichen Verhältnissen entsprechend, die gerade vorhandenen Mittel benützen zu dürfen; das betrifft z. B. das Gehen auf dem Schwebebaum, das Stabspringen u. v. a.

In Bezug auf die Turnsprache bleibt wohl bei jedem turnerischen Werke etwas zu wünschen übrig. Das »Kreisschwingen im Hangstand« der 2. Cl. des »Alten Lehrplanes« ändert der »Neue L.« mit Recht in »Kreisen aus dem Hangstand« um. Der »Berliner Lehrplan« nennt diese Übung »Hangstandkreisen«, was mit der Bezeichnung des »Neuen Lehrplanes« übereinstimmt. Beide sprechen dann von einem Kreisschwingen im Streckhang. Der »Entwurf« hat die Bezeichnung des »Alten Lehrplanes« beibehalten. Bezeichnungen wie: Affenwende, halbe Spreitze, Gaffel, Hexentanz u. a. sollten wohl vermieden werden, selbst auf Kosten der Kürze im Ausdruck.

Die Instructionen im allgemeinen gehören zu dem Besten, das die turnerische Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Neben einer Fülle vortrefflicher Winke zeigen insbesondere die Hinweise auf die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist, zwischen dem Turnunterrichte und dem Unterricht in anderen Schulgegenständen, wie der gesammten Erziehungsaufgabe der Schule, zwischen dem Leben im Turnsaale und dem Leben im Staate und in der Gesellschaft eine scharfe und umfassende Durchdringung dieser schwierigen Materien. Für die Behandlung der Schüler findet jeder Lehrer sehr beherzigenswerte Weisungen vor. Die Richtschnur für die Beurtheilung der Schüler ist von humanem Geiste getragen, und besonders werden die schwächlichen und von Natur aus stiefmütterlich bedachten der Fürsorge des Lehrers empfohlen.

Im einzelnen möchten wir die Übungen, wobei es auf ein unmittelbares Erproben und Wirken der »lebenden Kräfte« ankommt, nicht

ohneweiters aus dem Schulturnen streichen. Es gibt eine große Reihe einschlägiger Übungen, welche durchaus ungefährlich und harmlos sind und den Schülern viel Freude bereiten. Das eigentliche Ringen, bei dem Verletzungen ohne Absicht dennoch vorkommen können, kann ausgeschieden bleiben.

Das über den Wert militärischer Übungen in der Mittelschule Gesagte ist durchaus zu billigen. Das schließt aber nicht aus, dass die gemeinschaftlichen Übungen ohne Belastung und mit Belastung, dann Drehungen und andere Thätigkeiten recht kurz und scharf, zuweilen auch hörbar ausgeführt werden. Durch die größere Wirkung auf das Gehör werden die Schüler zu größerer Aufmerksamkeit geweckt, bequeme und zerstreute Schüler werden gleichsam mitgerissen und zu reger Mitarbeit gezwungen.

Zu dem Besten innerhalb der Instruction gehört das, was über die Haltung und über die Entwicklung des Schönheitssinnes im Turnen gesagt ist. Dieses ästhetische Moment scheint aber so wichtig zu sein, dass wir ihm gleich zu Anfang des Lehrplanes bei Angabe des Zieles einen Platz anweisen möchten, etwa durch die an den ersten Absatz anzuschließenden Worte: »und zu guter Haltung«.

Neben einer häufigen Untersuchung der Geräthe durch den Turnlehrer wäre es noch wünschenswert, die gesammten Räumlichkeiten und das Material der Geräthe auf ihre Festigkeit und Sicherheit ein- oder zweimal im Jahre durch die betreffenden Gewerbetreibenden untersuchen zu lassen.

Die im Lehrplan angeführten, wie überhaupt alle Spiele lassen sich im Turnsaale einüben. Hier werden auch die Spielgesetze besser gehört, können gleich erläutert, vorkommende Fehler können rascher und leichter als im Freien verbessert werden. Es gibt sogar manche Spiele, die im Turnsaale besser als im Freien zu spielen sind; daher ist das Spielen im Turnsaal nicht von vornherein abzulehnen. Der Wunsch, »die Schüler zu vollkommener Selbständigkeit beim Spiele zu erziehen, damit mehrere Spielabtheilungen oder Schulclassen (oder gar alle Classen, wie z. B. in Troppau) unter Überwachung eines Lehrers zu gleicher Zeit auf demselben Raume Beschäftigung finden können«, ist entschieden zu begrüßen und möge überall mit allen Mitteln angestrebt werden.

Das »Memorandum« S. 29 versucht im 8. Absatze des V. Abschnittes der Instruction einen Widerspruch nachzuweisen, indem es die Instruction folgendermaßen interpretiert: »Hier wird den schwächeren Schülern, deren Kraft bei der Darstellung der Übung nachließe, wohl mit gutem, pädagogischem Grunde anheimgestellt, die Übung mit einer oder mit mehreren Pausen von Unterbrechungen auszuführen [also die Übung in Dauer später zu vollenden]«. Schon drei Absätze weiter widerspricht sich der Verf. in derselben Bestimmung, indem er ausdrücklich verlangt, »dass, wenn schon Erleichterungen in der Übungsform nöthig werden, die Übungsdauer für alle gleichzeitig Beschäftigten gleich sein müsse«. Nun sind aber die von uns in eckige Klammern

eingeschlossenen, im »Memorandum« zumtheil gesperrt gedruckten Worte wohl die Ursache des Widerspruches. Da sie aber in den Instructionen nicht enthalten sind, entfällt auch der auf sie gebaute Widerspruch.

Seitdem die öffentlichen Prüfungen an den Mittelschulen abgeschafft wurden, ist es nur zu billigen, dass Schauturnen nicht mehr empfohlen werden. Sie stehen auch selten in einem günstigen Verhältnisse zur aufgewendeten Mühe.

Somit glauben wir, wenigstens die wichtigsten Punkte berührt und einiges zur Klärung beigetragen zu haben. Mögen diese »Bemerkungen« den geneigten Leser ermuntern, selbst einige Vergleiche anzustellen. Und so sei uns nur noch gestattet, unsere Ansicht über den »Neuen Lehrplan« kurz in folgendem zusammenzufassen: Durch die Schaffung eines auf acht Jahre vertheilten Lehrplanes für Turnen ist die Unterrichtsverwaltung einem lang gehegten Bedürfnisse nachgekommen. Seine praktische Durchführung wird unter Beobachtung der Instructionen zweifellos die an den österreichischen Mittelschulen wirkenden Fachmänner aufs wohlthätigste anregen. Mit ruhigem Gewissen und aus vollem Herzen können auch wir den Worten des Directors Hergel[1]) zustimmen, welcher sagt: »Die herrlichen Früchte eines ausgedehnten (weil obligatorischen), geregelten Turnbetriebes, sie werden nicht ausbleiben, weder für die Gesundheit der Schüler, noch für die Zucht und Ordnung des gesammten Schul- und Unterrichtsbetriebes, noch für das Wohl unseres theueren Vaterlandes.«

Wien. **Max Guttmann.**

Über Ferienreisen der Schüler.

Im Wechsel von nutzbringender Arbeit und Vergnügen liegt das Geheimnis aller Leistungsfähigkeit, sowohl der physischen, als auch geistigen Kräfte, und Lehrer und Schüler wissen schon aus diesem Grunde die wohlthätige Einrichtung der Ferien nach ihrem vollen Werte zu schätzen. Vorausgesetzt dass nicht ein Rest des Pensums des Schuljahres nachgetragen werden muss, ist dann durch die geraume Zeit von zwei Monaten der Schulzwang gelöst, der Schüler dem Hause und sich selbst überlassen, er kann frei über seine Zeit und Beschäftigung verfügen. Schon das äußere Gepräge von Schulstädten zeigt den Wandel der Dinge. Hochgemuth sieht man helle Scharen den Bahnhöfen zueilen, die Straßen werden stiller, denn ein sehr lautes und lebhaftes Element hat sich aus denselben verflüchtigt, um dem Elternhause, oder wenn die Verhältnisse es einem Stadtkinde gestatten, einem Sommerfrischorte zuzueilen. Nur für die am Schulorte ansässigen Schüler, deren Eltern nicht mit Glücksgütern gesegnet sind, hat sich wenig verändert. Sie bleiben zuhause und suchen im besten Falle die nächste Umgebung zu Spaziergängen auf, wenn nicht etwa die Ausdehnung der Stadt das Freie schwer

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1897, S. 566.

gewinnen lässt und auch dieses bescheidene Maß der Erholung einschränkt, so dass man sich in dem wenigen Lichte und der verdorbenen Luft einer Seitengasse der Großstadt die Langeweile durch allerlei zu vertreiben gezwungen ist. Solche bedauernswerte Jungen haben eigentlich von den Ferien nichts, besonders wenn sie noch in einem Alter sind, in welchem die von des Tages Arbeit in Anspruch genommenen Eltern nicht wagen, die Kinder allein auf Excursionen zu schicken. Diese Schüler haben vielleicht aus den herrlichen Schilderungen der Dichter, welche sie in der Schule gelesen haben, oder aus der Zeit ihres kurzen Aufenthaltes in einer Feriencolonie die Schönheit von Gottes freier Natur kennen gelernt und gedenken wohl manchmal mit einem begreiflich menschlichen Gefühle des Neides ihrer glücklicheren Mitschüler, ja sie sind vielleicht sogar genöthigt, im Kampfe um das trockene Brot und zur Unterstützung nothleidender Eltern zurückgebliebenen Schülern Unterricht zu ertheilen, so dass sie einen Theil der für geistige und körperliche Erholung im Principe gewidmeten Zeit einem höchst undankbaren Geschäfte opfern. Die Studierenden 'aus gutem Hause' leben inzwischen nicht selten in Bädern und sonstigen Landsitzen ein süßes Schlaraffendasein; behütet von den Eltern oder bezahlten Erziehern besuchen sie fashionable Vergnügungen, Sommerfeste, Tanzreunionen, Theater und lernen mit dem 'savoir vivre' auch vieles von dem früher kennen, was ihnen später noch genug schadet. Es scheint daher nicht überflüssig, dass den Eltern und der Jugend auch hinsichtlich der Verwendung der Ferienzeit von der Schule aus Rathschläge gegeben werden, kurz, dass Haus und Schule auch während der Erholungszeit in Wechselwirkung bleiben, damit selbe, die nicht weniger kostbar ist, als die übrige Zeit des Jahres und nur eine angenehmere Aufgabe, nicht aber etwa keine Aufgabe hat, wirklich so verwendet werde, dass der Schüler, gekräftigt an Körper und Geist, wieder mit frischem Eifer an die strenge Arbeit der Studien gehe. In erster Linie ist klar, dass die Ruhe der Ferien nicht in lethargischen Müßiggang ausarten dürfe, denn 'Müßiggang ist aller Laster Anfang'; als unmittelbare Folgerung ergibt sich, dass auch in dieser Zeit der Rast dem naturgemäß nicht stillestehenden Geiste der Jugend eine gewisse Summe von Aneignung nicht vorenthalten werden dürfe, wenngleich dieselbe ebenso unzweifelhaft auf anderem Wege als auf dem der Lehrbücher durchzuführen ist. Die Langeweile, die sich auf der Esplanade eines Badeortes ebenso sicher als in der dumpfen Seitengasse der dunstgeschwängerten Vorstadt einstellt, ist aber weder Erquickung noch Erholung. Hier gilt mehr denn irgendwo das alte 'variatio delectat'. Was könnte sich nunmehr mehr eignen, sowohl die Zeit zu verkürzen, als auch dem Geiste die nöthige Nahrung zuzuführen, als jene patriarchalischen Fußwanderungen, die in früheren Zeiten viel mehr als heute bei der studierenden Jugend in Übung gewesen sind? Man weiß, mit welch aufrichtiger Freude schon während des Schuljahres, wo Excursionen infolge der zeitlichen Beschränkung nur in kleinerem Stile, etwa in der Form von Turnfahrten, oder botanischen Ausflügen usw. unternommen werden können, von größeren und kleineren Schülern solche

Veranstaltungen unter Führung der Lehrer begrüßt werden: es ist dies jene unverfälschte Freude an etwas als nothwendig Empfundenem, die der Hungerige bei der Aussicht auf Speise hat. In den Ferien ist es nun durch das Vorhandensein eines größeren, geschlossenen Zeitausmaßes für solche Zwecke leicht gemacht, dass Wanderungen in bedeutenderem Umfange mit einer vorgefassten Aufgabe durchgeführt werden, wobei nebst der geistigen Erquickung auch noch der zweite Hauptzweck der der Ferien, die Kräftigung des Körpers, damit erreicht ist. Da infolge der durch die modernen Verkehrsmittel gebotenen Bequemlichkeit das Reisen zu Fuß in dem Sinne, in welchem Jahn mit seiner Schülerschaft Kreuz- und Querzüge unternommen hat, geschwunden ist, so erwirbt sich der Lehrer gewiss ein Verdienst, wenn er schon während des Schuljahres etwa gelegentlich der Lectüre oder des geographischen und naturwissenschaftlichen Unterrichtes unter Hinweis auf den Nutzen von Fußwanderungen im allgemeinen, dann durch Mittheilung selbsterlebter Reiseeindrücke die Wanderlust rege macht und auf bestimmte Schönheiten der engeren Heimat das Augenmerk lenkt. Und jedes Kronland unseres schönen Österreich bietet solche in Fülle! Nicht ist es nöthig, 'in die Ferne zu schweifen' und in geisttödtender Weise Rundreisebillets auszufahren, auch ist es überflüssig, gerade das Großartige und Groteske der Hochgebirgsnatur, was oft mit größeren Kosten und Gefahren verbunden ist, aufzusuchen, das herrlich umwaldete Mittelgebirge mit seinen Bergen und Burgen, seinen traulichen Thälern, stillen Einsamkeiten und lockenden Fernsichten bilde das Wanderziel, hier blättere der Schüler in dem Buche der Natur, und er wird genießen und gründlich das Große in den kleinsten Erscheinungen derselben erkennen, der stimmungsvolle Hauch echter Naturandacht wird in sein Herz einziehen, der zum Theile todte Buchstabe der Schule wird durch die unmittelbare Anschauung lebendig. Die 'Lieder' Uhlands und die 'Studien' Stifters sind unvergängliche Gedenkblätter zweier Wanderer, welche sich nur auf die enge Welt der Naturschönheiten ihrer bescheidenen Heimat beschränkt haben. Wie herrlich beseelt uns Adalbert Stifter den ganzen stillen Haushalt seines Böhmerwaldes! Mit kindlicher Verwunderung versenkt er sich in alle scheinbar unbedeutenden Einzelheiten, gewinnt weihevolle Stimmungen, in denen er selbst Erscheinungen, die auf den ersten Blick als etwas Alltägliches sich bieten, wie ein bedeutsames Wunder anstaunt. In den Alpenländern ist das Wandern der Schüler auch heute noch nicht abgekommen, und gar mancher 'Fahrende' zieht da von Thal zu Thal, von Alm zu Alm. Aber in anderen Kronländern scheint es vonnöthen, dass der Lehrer die Schüler auf die Herrlichkeiten naheliegender Gebiete verweise, sie im Gebrauche unserer vorzüglichen Generalstabskarten unterrichte und bestimmte Gegenden gelegentlich analysiere. Wochenlang mag ein Wiener Student mit bescheidenen Mittel den Wienerwald, das Kampthal, das ganz gefahrlose Wechselgebiet, das Leithagebirge, ein Grazer Student das Jockelland (die ob ihrer Billigkeit gepriesene nordöstliche Steiermark), ein Linzer und Prager Student den Böhmerwald, die aus Mähren und Schlesien die Sudeten, das Glatzer- und Riesengebirge, die

mährische Schweiz' durchstreifen. Man warne vor Flüchtigkeit, die nur zu oberflächlichen Anschauungen — schlechter als gar keine — führt, mache auf Aussichtspunkte, welche viele Einzelheiten erst zu einem Gesammtbilde von bestimmten Contouren runden, aufmerksam; dort verweile der Schüler und suche gründliche Erkenntnisse zu gewinnen. Non multa, sed multum! An Regentagen fahre der Schüler nicht blasiert vorwärts, sondern halte still, um in gastlicher Herberge durch handschriftliche Aufzeichnung des Gesehenen und Erlebten sich zu sammeln und sich ein unschätzbares Andenken für spätere Tage zu bewahren. Schreiber dieses blättert selbst oft mit Vergnügen in den schmucklosen Tagebüchern, die er auf seinen Wanderungen in Österreich-Ungarn, Deutschland, der Schweiz, Frankreich und England skizziert hat. Welche Fülle geographischer Typen weist die nächste Umgebung Wiens auf! Die Abstürze der 'Hohen Wand' mit ihren pittoresken Felscoulissen, die wenig bekannte, vollständig gefahrlose 'Würflacher Klamm' (zwischen Würflach und Grünbach a. Schneeberge) sind in ihrer Art wahre Perlen zu nennen.

Die gründliche Betrachtung einer kleinen Welt eröffnet dem Schüler für spätere Zeit die Fähigkeit, Größeres mit Verständnis anzublicken und zu begreifen; sein Selbstbewusstsein und seine Selbstständigkeit hat durch eine solche Wanderung, bei der er in letzter Linie auf seine eigenen Dispositionen und seine eigene Kraft angewiesen war, gewonnen, obendrein hat er manche Strapazen ertragen, ja als Annehmlichkeiten leicht überwunden und empfunden und die Widerstandskraft seines Körpers erprobt und gestärkt. Die edle und gewiss dankbare Arbeit des Lehrers besteht hiebei mithin nur in der Anregung, in der Angabe zweckentsprechender Richtungen für die Bethätigung jugendlicher Kraft, in der empfohlenen Zusammenstellung passender Cameraderien von Schülern für derartige Wanderungen, bei denen dann wohl auch ein armer Schüler mithalten kann. Man mache die Schüler insbesondere auf die von Gebirgsvereinen in neuester Zeit so zahlreich gewährten Begünstigungen der wandernden Studenten aufmerksam, die von Deutschland her in den Ferien einen förmlichen Strom wanderlustiger Gymnasiasten nach den Alpen und den Randgebirgen Böhmens und Mährens geführt haben. Man überlasse, mit solchen Anweisungen ausgerüstet, den 'fahrenden Scholaren' ruhig seinem Schicksale! Er wird auf den Fichtelberg hinaufkommen, und nicht, wie es dem Rector Fälbel und seinen Primanern geht,[1]) aus lauter Pedanterie und Kleinlichkeiten auf halbem Wege umkehren.

Mährisch-Trübau. Dr. Karl Fuchs.

[1]) Jean Paul, 'Rector Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberge' 1795. — Der Rector unternimmt mit zwölf Primanern und seiner Tochter Cordula eine Reise auf den Fichtelberg. Der Zweck der Reise ist Erholung und Belehrung; jeder Tag hat sein bestimmtes Pensum, bald Feldmessen, bald Naturgeschichte usw. Auf den Berg aber kommen die Reisenden gar nicht, weil schlechtes Wetter inzwischen eintritt und die Zeit um ist.

Dr. Karl Oppel, Das Buch der Eltern. Praktische Anleitung zur häuslichen Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts vom frühesten Alter bis zur Selbstständigkeit. 4. Aufl. Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1896. 368 SS. Preis 4 Mk.

Nicht gar oft wird man ein Buch finden, das so wie dieses ohne viel Doctrinarismus ein Thema so eingehend und treffend, so überzeugungsvoll und überzeugend behandelt. Der Verf. schöpft aus dem nimmer versiegenden, tiefen Borne reicher Lebenserfahrung, und was er uns sozusagen in anspruchsloser Tagebuch- oder Briefstilform mittheilt, ist äußerst wertvoll zunächst für die Eltern, dann aber auch nicht minder für die Lehrer, die nicht nur in Taglöhnerweise sich der ihnen zugewiesenen Aufgabe zu entledigen trachten, sondern ihren hehren Beruf dahin auffassen, erfolgreich mitzuwirken an der schwierigen, aber auch segensreichen Arbeit der Erziehung unserer Jugend. Und deshalb mag das Buch an dieser Stelle allen Berufsgenossen aufs wärmste empfohlen sein. Jeder wird daraus noch so manches dazulernen, jüngeren Lehrern aber wird überdies durch diese Lectüre so manche bittere Erfahrung in der strengen Schule des Lebens erspart bleiben. Man lese beispielsweise nur, was S. 107 f. berichtet wird von den Folgen eines unüberlegt gebrauchten Scheltwortes von Seite eines Lehrers gegenüber einem älteren Schüler. Mit Recht heißt es am Abschlusse dieses Abschnittes — sowie später einmal (S. 170) behauptet wird, dass nicht die Autorität des Vaters das Höchste sei, was es gebe, dass vielmehr auch er sich der Vernunft unterwerfen und ihren Gesetzen fügen müsse — von der Autorität des Lehrers: »Ja, die Autorität des Lehrers zu erhalten, ist etwas überaus Wichtiges und Hohes, aber nicht das Allerhöchste; das ist: die Autorität der Moral und Sittlichkeit zu erhalten und die Überzeugung, dass auch ein Kind nicht nach Willkür gekränkt oder misshandelt werden darf.«

Die ideale Begeisterung, die sich dieser nunmehr achtzigjährige, aber körperlich und geistig frische Lehrerveteran für den herrlichen Erziehungsberuf bis an den Abend seines erfahrungsreichen Lebens zu bewahren verstanden hat, und die so recht gegen Schluss des Buches zum Durchbruche kommt (S. 328—330, vgl. auch S. 180), erinnert uns mitunter an die von unserem erhabensten Lehrmeister gepredigte christliche Milde und Sanftmuth; man lese z. B. nur das Capitel über das Strafen nach (S. 192 ff., s. auch S. 100).

Trotz dieses uneingeschränkten Lobes, das diesem vortrefflichen Buche gezollt werden muss, kann aber manches vielleicht auch anders gemacht werden. So würde ich die Belehrungen des Kindes mitunter kürzer fassen, denn kein Kind liebt weitläufige Auseinandersetzungen über eine Sache, die schließlich nicht nach seinem Willen oder — vielleicht besser gesagt — nach seiner ersten Neigung erledigt wird, manche solcher Belehrungen wird es aber auch gar nicht voll zu erfassen imstande sein, wie z. B. über das Gebaren eines »Ehrenmannes«[1], »über die

[1] Vor nicht langer Zeit wurde die Verpflichtung der Schüler zur Abgabe des Ehrenwortes an einem Gymnasium förmlich untersagt.

othwendigkeit des Gehorsams in Familie und Staat« (S. 163, vgl. auch S. 250). Ebenso wird das »Entweder« (aufhören zu schreien) — »oder« hinaus in die Kinderstube! S. 161) uns nicht immer befriedigen. Noch bevor ich das Buch in die Hand bekommen hatte, hatte ich meinem Knaben dieselbe Alternative gestellt; es kam zum »oder«; und was geschah den nächsten Tag bei einem gleichen Anlasse? Noch bevor ich dem Kinde die Alternative stellte, erklärte es, in das Kinderzimmer gehen zu wollen, mein Hauptzweck aber, dass es aufhöre zu weinen, war nicht erreicht. In dem S. 166 geschilderten Falle wird es doch nothwendig sein, dass die Mutter das Entscheidungswort spricht, dass nämlich Betty nicht in das Theater gehen dürfe, sondern ihre französische und englische Übersetzung arbeiten müsse, sonst fürchte ich, wird Betty, auch wenn sie eine fleißige Schülerin ist, einerseits wegen der allzugroßen Verlockung, anderseits aber bei der bei Kindern nicht seltenen Überschätzung ihrer Willenskraft und Leistungsfähigkeit doch mit in das Theater gehen, und die Übersetzung wird, wenn sie wirklich noch bis morgen zur Schule fertig wird, gewiss weder dem Lehrer Freude machen, noch dem Kinde Lob eintragen.

Bilderbücher dem Kinde erst dann in die Hand zu geben, wenn es selbst dieses oder jenes auf die Schiefertafel oder auf Papier zeichnet, also im 4. oder 5. Lebensjahre (S. 127), halte ich für verspätet, desgleichen würde ich meinem Kinde auch nicht alle Märchen vorenthalten (S. 138), obwohl zugegeben werden muss, dass gerade in dieser Hinsicht den Kindern unglaublich viel Wider- und Unsinniges aufgetischt wird; also nur gute Bilderbücher und wahrhaft schöne Märchen! Allerdings sind diese selten, jene nicht häufig.

Irrig könnte aufgefasst werden die Auseinandersetzung über die Schadenersatzpflicht einer ganzen Classe, wenn der Thäter unentdeckt bleibt (S. 194), und über das Aufgeben von nicht genau controlierbaren schriftlichen Hausarbeiten (S. 239).

Auffallend sind in diesem sonst so vorzüglichen Buche Stellen, an welchen dem Vegetarismus uneingeschränktes Lob gespendet wird (S. 46 f.) oder für die ersten Lebensjahre des Kindes ein Federbett als Unterlage (!) geradezu für nothwendig erklärt wird (S. 57).

Aussig. Dr. G. Hergel.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Feodor Gloeckner, Homerische Partikeln mit neuen Bedeutungen. Beiträge zur Lexikographie und zur Interpretation der homerischen Gedichte. I. Heft: *KE*. Leipzig, Teubner 1897. 58 SS.

Das im Titel gekennzeichnete Unternehmen wäre an sich als wünschenswert zu begrüßen. Die Durchsicht älterer Sammlungen vom Standpunkte heutiger Sprachkenntnis und Texteskritik wäre eine beachtenswerte Aufgabe mit lohnenden Ergebnissen. Ein Beispiel hiefür sind die von L. Lange angebahnten, vom Ref. fortgesetzten Untersuchungen über die *EI*-Sätze in den homerischen Gedichten. Glöckner hat von der Natur seiner Aufgabe keine Ahnung; die Literatur, welche er heranzieht, ist veraltet; so citiert er einmal die 22. Auflage der Schulgrammatik von Curtius. Die Grammatiken des homerischen Dialectes eines Monro oder des Ref. sind ihm offenbar unbekannt; ebenso die fleißige und nicht ergebnislose Arbeit A. Polascheks in den Programmen von Czernowitz 1890, 1891 (in d. Zeitschr. angezeigt von Stolz 1891. S. 559, und 1893, S. 1044).

Von der Eigenart des epischen Stils hat der Verf. keine Kenntnis: er behandelt die homerischen Gedichte wie etwa eine Schrift Xenophons. Was glaubt er nun gefunden zu haben? κέ(ν) ist ihm überall das schwach betonte 'da'; irgendein (wohl: bedeutungs?) verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen κέ und ἄν lasse sich nicht constatieren. Was die Etymologie betrifft, so stellt er nach dem Vorgange Passow-Rosts (vgl. auch im Anh. Hentzes zu *Γ* 229, 2. Aufl. 1877, die Mittheilung Autenrieths) gleich τῇ bezw. τεῖ : τά bezw. τέ = κῇ bezw. κεῖ (ἐκεῖ — κεῖνος, ἐκεῖνος) : κά bezw. κέ (κέν). Weiteres mitzutheilen ist da wohl überflüssig. Es werden uns die Stellen, wo κέ vorkommt, nach Büchern geordnet innerhalb der Gruppen Nebensätze, Hauptsätze zum großen Theile vorgeführt mit der unaufhörlichen Übersetzung »da«; eine Arbeit, die gänzlich entbehrlich war. Dass κέ vielfach eingedrungen sein kann an Stelle einer anderen Partikel, dass die alte Meinung, durch die begreifliche Buntheit der epischen Sprache erzeugt, es könnte gar manches homerisch sein, was sonst nicht zulässig war, hie und da dem Texte geschadet hat, davon bei Glöckner keine Spur. Der Verf. befindet sich augenscheinlich im Irrthum über die Art, wie er seine Aufgabe zu lösen hatte, und erweist der Wissenschaft keinen Dienst; die Forschungen der letztverflossenen 20 Jahre hat er nicht kennen gelernt oder nicht kennen lernen wollen. Fast scheint letzteres, wenn man es an seinem Leibe erfahren musste, dass eine fachgemäße Besprechung der Bedeutungs-

ıd Satzlehre, also von 220 Seiten der Grammatik des homeschen Dialectes, die vom Ref. im Jahre 1889 — 385 Seiten ohne die ıdices — erschien, in Deutschland nie geliefert worden ist; dort kann an dasjenige, was wir über ἄν und κέν wissen können, hauptsächlich 244—246 finden.

Villach. G. Vogrinz.

I. Giercke, Das erste Jahr des lateinischen Unterrichtes nach dem jetzigen Lehrplane des kgl. französischen Gymnasiums. (Progr. Berlin 1897.)

Nach dem Lehrplane des obigen Gymnasiums hatte Giercke innerhalb eines Jahres den ersten Lateinunterricht in der Ausdehnung durchunehmen, dass seine Schüler nach dieser Zeit mit Erfolg Cäsars b. g. esen konnten. Den zur Lösung dieser Aufgabe eingeschlagenen Weg childert der zu besprechende Aufsatz. Giercke hatte Schüler zu unterichten, die bereits ein Studienjahr am Gymnasium zurückgelegt und während desselben Französisch gelernt hatten. Natürlich beutete G. die französischen Kenntnisse seiner Schüler bei passender Gelegenheit während ies wöchentlich achtstündigen Unterrichtes aus. Unsere Primaner bringen nur Vorkenntnisse aus der Muttersprache, wenngleich nicht immer in zu reichem Maße mit. Da sie aber auch mehrere dem Latein entlehnte Wörter kennen, wird auch an unseren Gymnasien in der ersten Lateinstunde von Bekanntem ausgegangen und somit gleich der erste Eindruck der lateinischen Sprache für den zehnjährigen Knaben anheimelnd gestaltet werden können. Das Neue unter geschickter Anknüpfung an den Ideenkreis der Schüler mitzutheilen, dieser wohlbekannte, aber vielleicht nicht allseits ausgiebig verwertete pädagogische Grundsatz zieht sich wie ein rother Faden durch G.s mit eisener Consequenz durchgeführte Lehrweise. Einige Einzelnheiten seien aus seinem inhaltsreichen Berichte herausgegriffen.

Die Zahl der von G.s Schülern erlernten Vocabeln betrug an die 1500; täglich wurden durchschnittlich sechs neue Vocabeln gelernt, der Wortschatz war hauptsächlich den sieben Büchern des b. g. entlehnt. Auch unseren lateinischen Übungsbüchern würde ein noch engerer Anschluss an den Wortschatz der Nepos- und Cäsarlecture wohlthun. Vor allem sollten jene Vocabeln schwinden, die der Primaner erst nach zwei oder mehreren Jahren oder gar nicht wiedersieht. Wer da glaubt, sechs bis sieben Vocabeln seien für einen Primaner eine zu magere Lection, vergisst an den anderen, in der Prima täglich zu bewältigenden Gedächtnisstoff. Im 16. Jahrhunderte, einer Zeit, in der Latein Hauptfach war, hatten die Schüler täglich zwei Vocabeln zu lernen! (vgl. Hochreiter in der Zts. f. ö. G., Bd. 37, S. 122). G.s Forderung, dass die Sätze anfangs nicht einfach genug sein können, unterschreiben wir vom Herzen. Denn nicht nur in der Kleinstadt, auch in der Großstadt weist ein großer Theil der Primaner einen Überfluss an Unbeholfenheit und Gedankenlosigkeit auf. Fort mit den historischen Namen in den ersten Paragraphen, sie sind für die mit der alten Geschichte nicht vertrauten Schüler nur „tönendes Erz". Schwierige Sätze zerlegte G. zuerst in einfachere Theile. So ward die Aufmerksamkeit aller Schüler in Spannung erhalten. In ihrer Gesammtheit entmuthigen die Schwierigkeiten den Schüler, einzeln vorgeführt regen sie an. G.s Vorschlag, bei der Conjugation mit den Perfectformen zu beginnen, „weil hier die Endungen in allen Conjugationen gleich sind und die Anschaulichkeit der Sätze gewinnen würde", vermag ich nicht zu empfehlen. Der Schüler ist von der Volksschule her gewohnt, zunächst das Präsens anzugeben; es müsste ihn befremden, ja irreführen, wenn er im Latein das Perfect als erste

Zeit lernte. Doch würde ich vorschlagen, dem Inhalte der Sätze zuliebe an das Präsens die Perfectformen anzuschließen. Auch der Ausdruck »das Perfect bezeichne den Fortschritt der Handlung« dürfte manchem Primaner schwer fasslich sein. Vielleicht würde folgende Regel sich empfehlen: »Das erzählende deutsche Imperfect wird lateinisch durchs Perfect, das beschreibende oder eine Wiederholung bezeichnende deutsche Imperfect wird auch lateinisch durchs Imperfect übersetzt.« Treffend erläuterte G. das Wesen des Indic. und Conj. an folgenden Sätzen: 'innocentiam laudamus = wir loben wirklich, aber innocentiam laudemus = wir stellen uns vor zu loben, lasst uns loben.' Dann konnten auch die Schüler unterscheiden: 'laudabant, quod patriam servaverat' (Wirklichkeit) und 'servavisset' (Vorstellung). — Bei der Behandlung der Declinationen berücksichtigte G. nicht die Stammtheorie, weil sie »mehr verwirre als nütze«. In dieser Frage stehe ich auf Thumsers Seite (vgl. Zts. f. ö. G. 1887, S. 712). Für den Unterschied von quisquam und quisque stellte G. treffend quisquam mit nunquam und usquam zusammen; daraus ergab sich auch die Regel für die Anwendung des quisquam in negativen Sätzen. Wird ferner nach G.s Vorgang der Unterschied des Infinitivs der Gleich-, Vor- und Nachzeitigkeit gelehrt, dann bedarf es keiner eigenen Regel für sperare, iurare u. dgl., denn der Inf. nach sperare ist eben wie auch bei anderen Verben nur durchs Zeitverhältnis bedingt.[1]) Endlich war ständige Umwandlung der abhängigen »Dass-Sätze« in die unabhängige Form das beste Mittel, die Schüler zur richtigen Übersetzung der abhängigen Sätze zu führen. So begriff auch der Schüler, dass nach persuadere = überzeugen (von einer Thatsache) der Acc. c. Inf., in der Bedeutung »überreden« (zu einer Vorstellung), ut zu setzen sei. Auch die Regel von der doppelten Construction nach persuadere, admonere usw. könnte aus der Grammatik gestrichen werden.

Doch wir haben den Rahmen des Referates bereits überschritten. So sei denn zum Schlusse besonders jüngeren Lehrern, die den zwar schwierigen, von seiner methodischen Seite aber unstreitig mit einem gewissen Reize verbundenen ersten Lateinunterricht noch selten zu leiten hatten, Gierckes Arbeit aufs wärmste zu genauem Studium empfohlen.

Eger. Dr. Simon.

Giov. Meli, Grundriss der italienischen Grammatik. 4. Aufl. Leipzig, J. A. Brockhaus 1897. 157 SS. Preis geh. 1 Mk. 25 Pf.

Wer zum Zwecke der Erlernung der italienischen Sprache für eine systematische Anordnung und eine kurze und bündige Darstellung eingenommen ist und auf das sprachvergleichende Moment und auf Phonetik kein Gewicht legt, wird mit dem kleinen, anspruchslosen Büchlein sein Auskommen finden; das ganze ist übersichtlich geordnet und beschränkt sich fast ausschließlich auf den morphologischen Theil, daher syntaktische Bemerkungen absichtlich von dem kleinen Werke ferne gehalten werden. Die Frage über die Aussprache von offenem und geschlossenem e und o nennt der Verf. selbst eine müssige, und damit ist auch sein Standpunkt gegeben; es mag ja richtig sein, dass hinsichtlich der Aussprache der unterrichtende Lehrer maßgebend ist; trotzdem ist es auffallend, dass der Herausgeber einer italienischen Grammatik die bisher erzielten Resultate auf dem Gebiete der Lautlehre einfach ignoriert; und wenn der Verf. meint, dass die toskanische Aussprache nicht den

---

[1]) Auch die neueste Bearbeitung der Schulz'schen kl. lat. Sprachlehre von Feichtinger erwähnt im §. 260 die doppelte Regel für sperare.

geringsten praktischen Wert hat und hiebei bemerkt, dass er bei etwa zweihundert latein. ē in der toskanischen Aussprache fast immer è offen statt é geschlossen gefunden habe, so übersieht er, dass die meisten hiebei angeführten Wörter gelehrte Bildungen und daher nicht beweisend sind. Die Auswahl der Übungen, die stets vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten, ist befriedigend; Conversationsübungen sind mit Recht ausgeschlossen worden, da solche am besten dem Lehrer überlassen bleiben. Das Büchlein, das auf wissenschaftlichen Wert keinen Anspruch macht, kann für den Schul- und Privatgebrauch nützlich sein, insofern man nur eine mechanische Erlernung der Grundformen der italienischen Sprache anstrebt. Zu lesen ist: S. 4, Z. 3 ricevuto st. ricevuta, Z. 2 v. u. all' st. all, S. 10, Z. 4 gia st. gio, S. 17, Z. 7 v. u. stata st. stato, S. 19 unter Wörter: abbiano st. abbaino, S. 28, Z. 6 Non st. No, S. 35, Z. 9 inviámo inviáte st. invíamo inviate, S. 60, Z. 7 offéndi st. offendì, S. 78, Z. 3 essere st. esseri, S. 83, Z. 2 ci st. c, S. 93, Z. 17 dopo st. dope, S. 141, Z. 5 v. u. mala st. male, S. 153, Z. 2 v. u. eresse st. cresse.

Dr. Oskar Hecker, Die italienische Umgangssprache in systematischer Anordnung und mit Aussprachehilfen. Braunschweig, George Westermann 1897, XI u. 312 SS.

Im Gegensatze zu Arbeiten ähnlicher Art — ich erinnere an A. Fiori, J. Lardelli, E. Keller — zeichnet sich vorliegendes Werk durch größere Weitläufigkeit und namentlich durch eine genaue Auswahl des Besten und Nützlichsten aus dem was das Toskanische bietet, aus. Als Muster für seine Arbeit diente dem Verf. das von B. Schmitz in seiner deutsch-französischen Phraseologie aufgestellte Schema; auch P. Petrocchis Novo dizionario universale della lingua italiana wurde, namentlich hinsichtlich der Redensarten und Sprichwörter, fleißig benützt. Die betonten Vocale e und o, sowie die Consonanten s und z wurden je nach ihrem Lautwerte mit besonderen Merkzeichen versehen. Neu ist die Beachtung und Veranschaulichung des Gesetzes der Verdoppelung der anlautenden Consonanten bei vorausgehendem Vocale, indem letzterer mit dem folgenden Consonanten gebunden wird, so dass zwischen den betreffenden Wörtern keine Pause eintritt. Die ganze Arbeit, die ich eher als eine sorgfältige Blumenlese der italienischen Umgangssprache bezeichnen möchte, wird von dem, der die deutsche und italienische Sprache beherrscht — denn für Anfänger ist das Buch wohl nicht berechnet — mit Interesse und Vortheil gelesen werden; das Wörterverzeichnis am Ende trägt wesentlich zur Hebung des Wertes dieser Blumenlese bei. Ausstattung und Druck sind tadellos; zu lesen ist S. 21, Z. 7 und S. 80, Z. 6 v. u. punto st. punta, S. 202, Z. 2 sitzst st. sitzt, S. 268, Z. 8 v. u. ti st. di.

Sauer-Motti, Italienische Gespräche. 4. gänzlich neu bearb. Aufl. Heidelberg, Jul. Groos' Verlag 1897. 174 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Wer eine gute italienische Sprachlehre gewissenhaft durchgearbeitet hat und mit der italienischen Sprache einigermaßen vertraut ist, dem wird vorliegendes Buch gute Dienste leisten. Die dem wirklichen Leben entnommenen Gespräche sind anfangs leicht, daher auch dem Anfänger leicht verständlich und wecken trotzdem größeres Interesse, als zerrissene Übungssätze; später, wo die Sache etwas schwieriger wird, wird der Schüler durch den Inhalt und die mit Geschick ausgeführte Zusammenstellung der einzelnen Gespräche gefesselt; namentlich ist es der letzte Theil, Reisebeschreibung in Italien, der sich nicht nur sehr interessant, sondern auch instructiv gestaltet. Ein kleines Glossar am Schlusse hätte den Wert des fleißig bearbeiteten und recht hübsch ausgestatteten Büchleins nicht unwesentlich erhöht; jedenfalls hätte die Bedeutung von

Wörtern wie imbottitma S. 125, raggiera, foggiato, carpire S. 126, filza, ressa, S. 127, a tutto spiano S. 128, rifoullare S. 129, stalattite S. 130, carronio S. 131, amor di campanile S. 136, scorcio S. 139, spalti, grachinate, pulvinare S. 142, scambietti, sgattaiolare S. 143, che si canzona S. 160 u. a. vor den einzelnen Gesprächen angegeben werden sollen, denn das Buch ist ja doch zunächst für Anfänger bestimmt, die über einen großen Wortschatz in der Regel nicht verfügen. Zu lesen ist S 16, Z. 8 v. u. Perchè st. Perche, S. 21, Z. 8 v. u. ora st. oro, S. 44, Z. 7 le st. la, S. 46, Z. 7 un st. un', S. 49, Z. 15 l., S. 50, Z. 8 r. È st. E, S. 73, Z. 6 r. era st. ero, S. 76, Nr. 42, Z. 12 r. rotta st. rotto, S. 82, Z. 4 parti st. parte, S. 86, Z. 1 v. u. l. le st. e, S. 130, Z. 7 v. u. frastagliata st. frastigiiata, das. Z. 6 v. u. splendida st. splendita, das. quella st. qulella, S. 140, Z. 3 v. u. nativo st. native, S. 144, Z. 5 v. u. parola st. parole, S. 153, Z. 8 v. u. lo strale st. il strale, S. 157, Z. 1 v. u. è st. e, S. 158, Z. 4 faremo a st. faremo, S. 160, Z. 19 conterello st. conerello.

Wien. Joh. Alton.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von August Sauer. Nr. 63. Neue Folge Nr. 13. Ein deutsches Vorspiel verfertiget von Friederica Carolina Neuberin (1734) zur Feier ihres 200jährigen Geburtstags 9. März 1897. Mit einem Verzeichnis ihrer Dichtungen herausgegeben von Arthur Richter. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1897. XVI u. 28 SS.

Die Vorrede (I—XVI) registriert die Urtheile der Zeitgenossen über die dichterische Begabung der Neuberin und schließt daran ein Verzeichnis ihrer Dichtungen. Das zum Abdrucke gebrachte Vorspiel, eines der wenigen, die durch den Druck veröffentlicht wurden, ist für die Theatergeschichte nicht ohne Wert. »In diesem Vorspiele wird in allegorischer Weise der Streit zwischen der Müller'schen und der Neuberschen Gesellschaft um das sächsische Hofcomödianten-Privileg vorgeführt.« »Der Wert des Stückes liegt vor allem in der klaren Gegenüberstellung der Neuber'schen Tendenzen zu denen der Müller'schen Truppe.«

Der Bote für deutsche Literatur, ausgesandt an die Deutschen der Erde. I. Jahrgang, Heft 2. Verlag von Georg H. Mayer in Leipzig. (Abonnementspreis pro Quartal 60 Pf.)

Das Blatt will »rasch und zuverlässig über unser geistiges Leben Bericht erstatten«. Monatlich erscheint ein Heftchen. Das vorliegende enthält eine ausführliche Würdigung Adolf Pichlers, Gedichte Adolf Pichlers, eine Novelle von J. J. David u. a. Es zeigt sich also das Streben, auch guten österreichischen Autoren Pflege und Förderung angedeihen zu lassen.

Ausgewählte deutsche Dichtungen. Für Lehrer und Freunde der deutschen Literatur erläutert von Karl L. Leimbach. 11. Band, 1. u. 2. Lieferung. 230 SS. — Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach, Lic. theol. Dr. phil., kgl. Provincial-Schulrath in Breslau. 7. Band. 1. und 2. Lieferung. Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Die vorliegenden Hefte des eigenartigen Werkes reichen von Moy de Sons, Graf Karl bis Friedrich Notter. Leimbach bietet kurze, aber

zuverlässige, nicht selten persönlichen Mittheilungen der Dichter entnommene Biographien; sein theologischer Standpunkt verführt ihn kaum zu engherziger Beurtheilung, da er sich zumeist auf Inhaltsangaben, die in ihrer Art sehr dankenswert sind, beschränkt; die sorgfältig ausgewählten Proben aus lyrischen und epischen Dichtungen bieten dazu eine willkommene Ergänzung. Eine gewisse Einseitigkeit war mit Rücksicht auf den Umfang des groß angelegten Werkes nicht zu vermeiden. Außer den Lyrikern und Epikern finden nur die Dramatiker Beachtung; Roman und Novelle sind ausgeschlossen. Das Unternehmen verdient Förderung, selbst sehr kundige Leser dürften das Buch nicht ohne Belehrung empfangen zu haben, aus den Händen legen.

Deutsche Kinderreime und Verwandtes, aus dem Munde des Volkes vornehmlich in Pommern gesammelt von Friedrich Drosihn, weil. Oberlehrer am Gymnasium zu Neustettin. Nach seinem Tode herausgegeben von Karl Bolle in Berlin und Friedrich Polle in Dresden. Leipzig, Teubner 1897. IV u. 209 SS.

Die beiden Herausgeber erfüllten einen Act der Pietät, indem sie die von ihrem Freunde Drosihn gesammelten Kinderreime für den Druck bearbeiteten. Der Hauptantheil gebürt Friedrich Polle, der zu dem Nachlasse seines Freundes mancherlei beigesteuert hat. Der Wert solcher Sammlungen ist seit Simrocks Kinderbuch nicht zu bezweifeln. Freilich darf der Sammeleifer nicht zur Aufnahme von Dingen verführen, die schwerlich als Reste urwüchsigen Volksthums betrachtet zu werden verdienen. Dieser Vorwurf dürfte auch der vorliegenden Sammlung kaum erspart bleiben.

Wien. Franz Spengler.

Die Elemente der mathematischen und der astronomischen Geographie. Für die Prima höherer Lehranstalten bearbeitet von Fr. Bussler, Professor am Sophien-Gymnasium zu Berlin. Dresden u. Berlin, Verlag von L. Ehlermann 1897.

Das vorliegende Buch ist für die oberste Classe höherer Lehranstalten bestimmt und enthält in kurzer und bündiger, dabei doch immer klarer Weise die Grundlehren der mathematischen Geographie und der Astronomie, außerdem eine Reihe von recht lehrreichen Aufgaben, zu deren Lösung die Kenntnis der ebenen und sphärischen Trigonometrie, dann der Stereometrie und der Grundzüge der analytischen Geometrie erfordert wird. Wertvoll sind die historischen Notizen, welche an passender Stelle eingeschaltet erscheinen. Die getroffene Eintheilung ist die von trefflichen Schulmännern wiederholt in Vorschlag gebrachte: Zuerst wird die Erde als Weltkörper betrachtet und die durch deren Achsendrehung erzielte scheinbare Bewegung der Himmelskugel erörtert; daran schließt sich die Darstellung der astronomischen Coordinatensysteme, die Erörterung der astronomischen Zeitmaße und des Kalenders. Nun geht der Verf. zum Studium der Bewegung der Erde um die Sonne, bespricht die Weltsysteme von Ptolemäus und Kopernikus, die Kepler'schen Gesetze und das Gravitationsgesetz von Newton, und schildert nach Erläuterung der Erdbahn und der Geschwindigkeitsverhältnisse der Erde in ihrer Bahn die durch die Stellung der Erde bedingten Erleuchtungs- und Erwärmungserscheinungen derselben. Die Beschreibung des Sonnensystems (Sonne als Centralkörper, Planeten, Monde unseres Planetensystems, Kometen, Meteoriten, Fixsterne) erfolgt sowohl in astronomischer als auch in astrophysischer Hinsicht. Dem letzten Theile ist eine kleine Sternkarte beigegeben, welche die Fixsterne des nördlichen

Sternenhimmels aufgezeichnet enthält. Die Knappheit des Buches an manchen Stellen, so z. B. bei Besprechung der Gradmessungen, wird es erforderlich machen, dass der das Buch gebrauchende Lehrer derartige Partien in seinem Vortrage weiter ausdehne. Es soll durch diese Bemerkung dem Autor der vorliegenden Schrift kein Vorwurf gemacht sein, im Gegentheile kennen wir die präcise Darstellung der vorgetragenen Lehren an, die namentlich bei Repetitionen sich sehr vortheilhaft erweisen wird. Erwünscht wäre es gewesen, wenn gelegentlich der Besprechung der astronomischen Coordinatensysteme die Zählung des Azimuts, der Rectascension und der Länge eines Gestirnes schärfer, als es hier der Fall ist, gegeben worden wäre. Wie man aus den Venusdurchgängen die Sonnenparallaxe bestimmen kann, wird in recht treffender Weise auseinandergesetzt. Ziemlich dürftig ist das über die Mondbewegung Gesagte; eine constructivere Betrachtung hätte hierbei wesentliche Dienste geleistet. Die astrophysikalischen Erörterungen sind wohl kurz, aber immerhin belehrend; doch wäre auch hier in manchen Partien eine genauere und bestimmtere Sprache angezeigt gewesen; so z. B. scheint es dem Ref. nicht genügend zu sein, wenn von dem Funkeln der Fixsterne bloß gesagt wird, dass es zunächst von dem Einflusse der verschiedenen Luftschichten unserer Atmosphäre, welche der Lichtstrahl durchläuft, herrührt. Im allgemeinen wird das Buch, dem Unterrichte zugrunde gelegt, sich nur nützlich erweisen und namentlich dem Lehrer eine Grenze dessen angeben, was in der Mittelschule von der mathematischen und astronomischen Geographie gelehrt werden soll.

Hauptsätze der Differential- und Integralrechnung, als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen zusammengestellt von Dr. Robert Fricke, Professor an der technischen Hochschule zu Braunschweig. 3. Theil. Mit 9 in den Text gedruckten Figuren. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1897. Preis 1 Mk.

In dem vorliegenden Hefte hat der Verf. den Lehrstoff aus der Infinitesimalrechnung zusammengestellt, welcher an der technischen Hochschule zu Braunschweig im dritten Studiensemester den Hörern der Ingenieurschule geboten wird. Dementsprechend werden in diesem Theile die gewöhnlichen Differentialgleichungen erster Ordnung mit zwei Variablen, dann die gewöhnlichen Differentialgleichungen höherer Ordnung mit zwei Variablen behandelt und kurze Andeutungen über Differentialgleichungen mit mehr als zwei Variablen gegeben. Anerkennend hervorgehoben werden muss auch in diesem Theile, dass der Verf. den Bedürfnissen des Unterrichtes Rechnung tragend den geometrischen Anwendungen Aufmerksamkeit geschenkt und auch mehrfach Gelegenheit genommen hat, die analytischen Ergebnisse geometrisch zu deuten. Die Aufnahme der Theorie der isogonalen Trajectorien einer Curvenschar entspricht einem praktischen Bedürfnisse. Die mehrfache Zugabe von Beispielen dürfte den Studierenden sehr willkommen sein. In der Theorie der linearen, nichthomogenen Differentialgleichungen nter Ordnung wird die Methode der Variation der Constanten, wie sie von Lagrange aufgestellt wurde, gelehrt. Bei der Besprechung der Lösung von Differentialgleichungen durch unendliche Reihen wird jene Differentialgleichung im speciellen gelöst, welche mittels der sogen. hypergeometrischen Reihe von Gauss integriert werden kann. Sehr dürftig ist das, was über die partiellen Differentialgleichungen mit einer gesuchten Function gesagt wurde. Ein kurzer Abriss über das Wesentlichste aus der Lehre von jenen Differentialgleichungen, wie sie auch für den Techniker beim Studium physikalischer Probleme wesentlich sind, hätte nicht fehlen sollen.

Zusammenfassend kann Ref. mit vollster Befriedigung bemerken, dass dieser kurze Abriss der Differential- und Integralrechnung für die Einführung in dieses Gebiet sehr zweckmäßig ist und dass namentlich dem Praktiker derselbe eine willkommene Stütze bieten werde.

Die Geometrie der Wirbelfelder. In Anlehnung an das Buch des Verf.s über die Maxwell'sche Theorie der Elektricität und zu dessen Ergänzung. Von Dr. A. Föppl, Professor der Mechanik an der techn. Hochschule in München. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1897.

In diesem Buche findet man eine sehr ansprechende Theorie der Vectorfunctionen und im Zusammenhange damit ein ausführliches Studium der rein geometrischen Eigenschaften physikalischer Felder. Die Darstellung ist so gehalten, dass sich in das Studium des Buches auch solche Leser hineinfinden werden, welche das frühere Buch des Verf.s nicht kennen. Als Vorbild für die Darstellung hat dem Verf. die von Boltzmann in den Classikern der exacten Wissenschaften herausgegebene Abhandlung Maxwells „Über Faradays Kraftlinien" gedient.

Im ersten Theile wird die Abbildung der Vectorfunctionen vorgenommen und das Studium wirbelfreier Felder gepflegt, die Ableitung des Vectorfeldes aus dem Potentialfelde, des Vectorfeldes aus dem Quellenfelde, des Potentialfeldes aus demselben wird vorgenommen. In dem Abschnitte über die linearen Vectorfunctionen wird der Satz von Stokes für das lineare Feld und die Übertragung des ersteren auf beliebige Felder gelehrt. Weiters gelangen zur Behandlung Studien über das quellenfreie Feld mit einem Wirbelfaden, in welchem Abschnitte auch die Lösung von Gauss aufgenommen wurde, ferner wird die Wirbelintegration der quellenfreien Vectorfunctionen durchgeführt und der Fluss zwischen zwei Wirbelfäden eingehend betrachtet, ebenso dem Vectorpotentiale verschiedene Deutung gegeben. Im Folgenden wird gezeigt, dass sich jede beliebige Vectorfunction, die stetig ist und sich nicht ins Unendliche erstreckt, auf die Form von wirbelfreien oder quellenfreien Vectorfunctionen zurückführen lässt. In diesem Abschnitte erfährt auch das Theorem von Green und dessen Anwendung manche schätzenswerte Erläuterung.

Einleitung in die projectivische Geometrie der Ebene. Ein Lehrbuch für höhere Lehranstalten, sowie für den Selbstunterricht. Nach den Vorträgen des Herrn C. Küpper bearbeitet von Dr. Karl Bobek. Mit 36 Textfiguren. 2. wohlfeile Ausgabe. Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Prof. C. Küpper hielt seit dem Jahre 1867 an der technischen Hochschule in Prag Vorträge über Geometrie in der Lage, welche nunmehr in dem vorliegenden Buche gesammelt und bearbeitet erscheinen. Die Zusammenfassung ist eine sehr gelungene und knappe und die Darstellung sowohl für den Techniker, als auch für den Lehramtscandidaten sehr geeignet. Die Theoreme und die Constructionen werden so dargelegt, dass sie für reelle und imaginäre Elemente gleiche Geltung haben. Nach Angabe der wesentlichsten Definitionen werden die Sätze über projectivische Gebilde und über die Involution aufgestellt, speciell auf die collineare Verwandtschaft von ebenen Systemen eingegangen, der Kegelschnitt, dessen Construction (durch seine Punkte und seine Tangenten), ferner die projectivischen Gebilde auf demselben betrachtet und eine gelungene Theorie des Poles und der Polaren, sowie der Poldreiecke eines Kegelschnittes gegeben. Die Construction des Kegelschnittes aus imaginären Bestimmungsstücken, die sogenannte adjungierte Involution, das Polarsystem und eine entsprechende Erläuterung der metrischen Eigenschaften der Kegelschnitte finden wir im Folgenden behandelt. In demselben Abschnitte ist es auch die Lehre von der Reciprocität geometrischer Gebilde, welche in lichtvoller Weise zur Darstellung gelangt. Im Anschlusse daran finden wir die Lehrsätze, welche auf die Haupt-

punkte einer Collineation bezugnehmen, angegeben und auf die Steinersche Verwandtschaft des Näheren eingegangen. Die Schnittpunkte zweier Kegelschnitte, die gegenseitige Lage derselben, deren gemeinschaftliche Tangenten werden durch einige diesem Abschnitte beigefügte Aufgaben in das gehörige Licht gesetzt. Klar auseinandergesetzt finden wir den Begriff des Kegelschnittsbüschels und der Kegelschnittschar, sowie der doppelten Berührung, welche die Kegelschnittslinien darbieten können. Für den elementaren Unterricht geeignet hält Ref. die folgenden, auf die Brennpunktseigenschaften der Kegelschnitte bezugnehmenden Sätze. Die Anwendung der Polkreise, d. i. jener Kreise, welche durch ein Tripel conjugierter Pole eines Polarsystemes gehen, führt zu schönen und auch praktisch wichtigen Ergebnissen. Den auf die Kegelschnittslinien hinweisenden letzten Abschnitt widmet der Verf. der Betrachtung der Projectivität im Kegelschnittsbüschel, dem Kegelschnittsnetze, ferner zwei Büscheln, die nicht in einem Netze liegen, und endlich den biquadratischen und cubischen Involutionen. Weil das Erzeugnis eines Kegelschnittsbüschels und eines ihm projectivischen Strahlenbüschels eine Curve dritter Ordnung ist, so werden auch diese Curven in den Rahmen der Betrachtungen einbezogen. Dieser letzte Abschnitt des reichhaltigen und sehr anregenden Buches ist sehr knapp verfasst und dürfte dem Studierenden an manchen Stellen Schwierigkeiten bereiten. Es sollte aber durch denselben nichts weiter beabsichtigt werden, als den Leser zu weiteren Studien und Forschungen auf diesem Gebiete anzuregen, und das ist dem Verf. — wie Ref. sicher annehmen kann — vollkommen gelungen. Das vorliegendeBuch kann zur Einführung in die Geometrie der Lage und namentlich in die projectivische Geometrie der Kegelschnitte aufs Beste empfohlen werden, zumal die Darstellung der vorgetragenen Lehren eine sehr klare und übersichtliche ist und gerade durch diesen Umstand Schwierigkeiten, die in der Natur des Gegenstandes gelegen sind, beseitigt erscheinen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Franz Kerntler, Die elektrodynamischen Grundgesetze und das eigentliche Elementargesetz. Budapest, Buchdruckerei der Pester Lloyd-Gesellschaft 1897.

Die wahrhaft classischen Ausführungen unseres ebenso genialen Forschers, als gediegenen Lehrers Stefan, welcher die elektrodynamischen Grundformeln auch schriftlich fixiert hat (Wien 1869), gaben dem Verf. die Anregung, über die Frage aufgrund der neueren großen praktischen Leistungen eine literarische Arbeit zu liefern. Zur Ehre unseres Stefan und zu Nutz und Frommen von Fachleuten, welche über die Elemente der Infinitesimalrechnung hinausgekommen sind, ist das Buch geschrieben. Es sollen die Verdienste des unsterblichen Ampère nicht geschmälert werden, aber die wissenschaftliche Überschwenglichkeit desselben, die vielleicht auf jüngere verwirrend wirken könnte, wird durch die Stefan'sche Klarheit und Nüchternheit wohlthätig ersetzt.

Wien. J. Kessler.

Vorlesungen über mathematische Physik. Von Gustav Kirchhoff. Mechanik. 4. Aufl. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Wien. — Leipzig, Teubner 1897.

Die vorliegende vierte Auflage des classischen Compendiums der Mechanik ist die erste, welche nicht mehr von dem berühmten Verfasser

besorgt wurde. Der neue Herausgeber beschränkte in pietätvoller Verehrung seine Thätigkeit auf die Verbesserung von Druckfehlern und kleinen Unrichtigkeiten des Textes, wobei jeder Zusatz ausdrücklich als solcher bezeichnet wird.

Wiewohl die vierte Auflage des Werkes aus technischen Gründen um eine Seite weniger zählt als die dritte, kann doch jedes auf eine frühere Auflage bezügliche Citat mit Leichtigkeit nachgeschlagen werden.

Wien. Dr. J. Pitsch.

Roscoe-Schorlemers Kurzes Lehrbuch der Chemie nach den neuesten Ansichten der Wissenschaft von Sir Henry Roscoe und Alex. Classen. 11. verm. Aufl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1898. 554 SS.

Die Anordnung des Stoffes ist in der vorliegenden 11. Auflage die gleiche wie in der vorhergehenden Auflage geblieben. Der Inhalt des Buches erscheint einer sorgfältigen Revision unterzogen und im anorganischen Theile desselben Argon und Helium neu aufgenommen. Im organischen Theile fanden nicht nur neue Verbindungen und Synthesen von größerem Interesse, sondern auch die wichtigsten Arzneimittel besondere Berücksichtigung. Die neue Auflage des oft besprochenen Buches wird den Fachgenossen aufs wärmste empfohlen.

Das öffentliche Unterrichtswesen im Deutschen Reiche und den übrigen europäischen Culturländern. Von Dr. A. Petersilie. 2 Bände. Leipzig, Hirschfeld 1897.

Vorliegendes Werk bildet einen Theil des bekannten Werkes: Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften, in selbständigen Bänden herausgegeben von Kuno Frankenstein, u. zw. den 3. Band der III. Abtheilung, welche den selbständigen Titel »Staats- und Verwaltungslehre« führt. In unserem Werke wird das öffentliche Unterrichtswesen vorwiegend nach der schulverfassungs- und schulverwaltungsmäßigen Seite hin dargestellt. Der I. Theil behandelt die theoretische Grundlage und die geschichtliche Entwicklung des öffentlichen Unterrichts, der II. Theil die verwaltungsrechtliche Gliederung des öffentlichen Unterrichts, der III. Theil die verfassungsmäßige Organisation des öffentlichen Unterrichts. Das Werk beschließt eine Inhaltsübersicht der Bibliographie von S. 479—608.

Die Arbeit umfasst das gesammte Schulwesen und, wie schon der Titel besagt, insbesondere das des Deutschen Reiches. Als Nachschlagebuch wird es daher allgemein von Nutzen sein. Was vom Schulwesen des übrigen Culturländer Europas geboten wird, ist recht dürftig. Es liegt hier nahe, von der Berücksichtigung Österreich-Ungarns mehr zu bemerken. Was davon geboten wird, ist nicht viel mehr als was in dem betreffenden Artikel in Schmids Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtsweseens zu lesen ist. Unvollständig ist weiter die Bibliographie über unser Unterrichtswesen, in der z. B. die betreffenden Arbeiten von Hochegger fehlen. Gleichwohl enthält das Buch im allgemeinen viel Interessantes und behandelt gewisse Fragen, wie »die Reform des Unterrichtes« mit Sachkenntnis und einer erfreulichen Objectivität. Wir können dem Verf. nur beistimmen, wenn er das genannte Capitel mit den Worten beginnt (S. 83): »Auf keinem Gebiete, das kirchliche nicht ausgenommen, ist es so gefährlich zu reformieren, als gerade im Unterrichtswesen; denn hier ist eine veraltete Institution fast immer noch vortheilhafter, als ihre Umgestaltung. Doch gibt es auch in der Unterrichtsverwaltung solche, die nach dem Kalender reformieren und denen eine Institution schlecht ist, wenn und weil sie alt ist. Aber man kann nicht die Lehrpläne erneuern, wie man die Schmiere eines Wagens erneuert.«

Das Buch wird als Nachschlagewerk gute Dienste leisten, daher es für Bibliotheken empfohlen werden kann. Freilich ist der Preis desselben (28 Mk.) nicht gering.

Die Grundregeln des Anstandes oder das Warum und Weil der guten Sitte. Eine Ergänzung zur Schul- und Hauserziehung für die reifere Jugend, von einem Schulmanne. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung. Preis 30 Pf.

Dass die Schule in gleicher Weise wie das Haus die Pflicht hat, die Kinder zu Anstand und Höflichkeit zu erziehen, ist nicht zu bestreiten. Es fragt sich nur, in welcher Weise und in welchen Grenzen dies geschehen soll. Dazu will das vorliegende Büchlein anleiten. Es besteht aus folgenden sieben Abschnitten: I. Einführung. Körperhaltung und -pflege. II. Das Benehmen bei Tische. III. Das Grüßen und das Benehmen außer dem Hause. IV. Die Kleidung und der Besuch. V. Unterhaltung und Unterredung. VI. Ehrerbietung und besondere Rücksichten. VII. Glückwunsch und Beileid, Bitt- und Dankschreiben, Lob und Tadel. Jedes Capitel trägt ein passendes Motto. Schon das Vorwort schließt mit den Fulda'schen Versen:

Willst du, dass wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Lass es dir gefallen, Stein,
Dass wir dich behauen.

Schüler, welche infolge ihrer ärmlichen Verhältnisse bessere Sitte durch den Verkehr zu lernen nicht in der Lage sind, werden die theoretischen Erläuterungen mit Vortheil in sich aufnehmen, daher wird das Büchlein für Schülerbibliotheken bestens empfohlen.

Programmenschau.

62. **Langer, Dr. Leo, Eine Sichtung der Streitschriften über die Gliederung der Hellenika von Xenophon.** Progr. des k. k. II. deutschen Staatsgymn. in Brünn 1897, 8°, 31 SS.

Der Verf. verhält sich seinem Thema gegenüber vollständig objectiv; er referiert fast nur wie der Protokollführer und bietet als wenig tröstliches Resultat die Worte Classens: „Es wird der scharfsinnigsten Combination nicht gelingen, bei dem Mangel an sicheren Zeugnissen über diesen Punkt zur Gewissheit zu gelangen“. Nur so viel scheint ihm gewiss, dass man Dittenbergers Theilung der Hellenika in drei nach ihrer Abfassungszeit auseinander liegende Partien (1. I—II 3, 10; 2. II 3, 11—V 1; 3. V 2—VII) festzuhalten habe. Übrigens macht die Art der Darstellung Langers Schrift vorzüglich geeignet, in die Entwicklung der Streitfrage einzuführen.

63. **Schüller, Dr. Karl, G. Fr. Ungers Hypothese über das Feldherrnbuch des Cornelius Nepos.** (Eine Nachlese nach den Entgegnungen von B. Lupus und J. Rosenhauer.) Progr. des k. k. Staatsgymn. in Görz 1897, 8°, 36 SS.

Unger stellte seinerzeit die Hypothese auf, dass der bekannte Bibliothekar C. Julius Hyginus der Verf. des dem Nepos zugeschriebenen Feldherrnbuches sei. Lupus, N. Jahrb. 1882 und Rosenhauer, Ph. Anz. 1883 haben sich gegen Unger gewendet. Sch. ergänzt nun die sachliche Seite der beiderseitigen Widerlegungen — in sprachlicher Hinsicht konnte

auch das freilich nicht sehr tiefsinnige Schriftchen von A. Mayer, Stimmt der Cato und Atticus des C. N. in Sprache und Stil mit den demselben Schriftsteller zugeschriebenen Vitae überein oder nicht? Cilli 1883, erwähnt werden — indem er den politischen Standpunkt des Verf.s, dessen Stand, Beruf und Nationalität, das Verhältnis des Ampelius und Aurelius zu dem Feldherrnbuche, die geographischen und geschichtlichen Irrthümer, den Atticus des Vorwortes, den Plan des Werkes, die Abfassungszeit des Feldherrnbuches und endlich die Herausgabe des Werkes „de viris illustribus“ des näheren betrachtet. — Wenngleich das Resultat dieser Untersuchung von vornherein feststehen musste, so ist dieselbe doch nicht wissenschaftlich wertlos: von einer Wiederaufnahme der Frage im Sinne Ungers kann nach Schüllers Betrachtungen kaum mehr die Rede sein.

64. **Braungarten Ferdinand, Ein Beitrag zur Formen- und Wortfügungslehre Cäsars in den Comment. de bello Gallico.** I. Theil: Formenlehre. Progr. der k. k. deutschen Staatsgymn. in Smichow 1897, 8°, 32 SS.

Offenbar hat der Verf., der mit keinem Worte die Tendenz seiner Arbeit verräth, eine in den Dienst der Schulgrammatik zu stellende statistische Zusammenstellung der im bell. Gall. vorkommenden grammatischen Erscheinungen im Sinne. Diesmal bietet er das für die Formenlehre zu verwertende Material. Die Mittheilungen machen durchaus den Eindruck unbedingter Verlässlichkeit. Schon der Umstand, dass der Verf. nöthigenfalls auf die Überlieferung zurückgeht und die Lehren der alten Grammatiker heranzieht, beweist, dass er die bei Lösung seiner Aufgabe in Betracht kommenden Momente wohl kennt. Zu erwähnen wäre nur, dass die Art, wie die lateinischen Grammatiker citiert werden, etwas absonderlich ist. Das vielzifferige Citat Prisc. 11, 6, 24 S. 924 (Seitenzahl nach Putsch) lautet heute einfach Prisc. II, 564, womit Volumen und Seite der Keil'schen Ausgabe bezeichnet werden.

65. **Dressler Ferdinand, Constructionswechsel und Inconcinnität bei den römischen Historikern.** Progr. des k. k. Staatsgymn. im VI. Bezirke von Wien 1897, 8°, 21 SS.

Der Verf. sieht als Ursache der Ciceronischen Ebenmäßigkeit und Concinnität die Eigenart des Stoffes an, der, größtentheils aus der Reflexion geschöpft, plastischer und bildsamer als der des Historikers sei, der über die Form nicht frei verfüge, sondern jedesmal den passendsten und bestimmtesten Ausdruck zu wählen habe, weshalb Vielseitigkeit, Mannigfaltigkeit und Wechsel in den Wort- und Satzformen für ihn charakteristisch seien. Daher habe man als ergiebigste Fundstätte von Inconcinnitätsfällen historische Werke zu betrachten. Daneben constatiert nun D. Fälle, die, auch bei Cicero vertreten, in einem gewissen Mangel des Lateinischen ihre Erklärung finden, so namentlich Präpositionalausdrücke, die Adjectiva vertreten und solchen coordiniert sind, z. B. *brevis et ad tempus* Cic. Off. I. 8. Endlich findet D. eine Anzahl von Erscheinungen, „die sich kaum anders als aus der Willkür des Schreibenden und der in späterer Zeit immer mehr sich steigernden Vorliebe für inconcinne Ausdrucksweise erklären lassen“. Die Untersuchung erstreckt sich auf Caesar, Nepos, Sallust, die gelesensten Partien des Livius und auch auf Tacitus, und theilt sich in die Rubriken: *A.* Wechsel im Bereich der Wortclassen und Wortformen. *B.* Wechsel in der Satzconstruction. — Da D. die sein Thema berührende Literatur bis ins Detail kennt, muss Ref. annehmen, er habe E. Kučera, Die taciteische Inconnität, Olmütz 1882 absichtlich unerwähnt gelassen; aus welchem Grunde, ist freilich nicht ersichtlich.

66. Wagner Josef, Textprobe zu einer lateinischen Schulgrammatik. Progr. des I. deutschen k. k. Gymn. in Brünn 1897. 8°, 12 SS.

W. klagt — und mit Recht — dass bei dem in den letzten Jahren hervortretenden Streben der Schulgrammatik, Überflüssiges auszuscheiden und eine wissenschaftliche Behandlung einzuführen, nicht immer das Richtige getroffen wurde: „Oft fehlen ziemlich wichtige sprachliche Erscheinungen, dagegen finden sich sogar rein lexikalische Dinge aufgenommen. Auch das Streben nach wissenschaftlicher Behandlung hat zu weit geführt. So gehört gewiss die Behandlung der Genesis der Wortformen, wie sie vielfach mit einer gewissen Vorliebe betrieben wird, nicht ins Gymnasium, sondern auf die Hochschule". W. bietet nun auf 11 Octav-Seiten die ersten Paragraphen der Grammatik und die Declination nebst ihren Besonderheiten. Ein flüchtiger Vergleich mit den gangbarsten Schulgrammatiken zeigt allerdings äußerlich eine Reduction des Stoffes — die 3. Declination ist einschließlich der Adjectiva auf vier Seiten abgethan — und übersichtlichere Anordnung. Allein im einzelnen hat W. hiermit kaum den Streit, was in die Elementargrammatik gehört und was nicht, gebannt. Er nimmt z. B. nun mit seinem Gen. plur. murium unter die zu memorierenden Eigenthümlichkeiten der 3. Declination auf, trotzdem die Form murum gut bezeugt ist. — Ref. steht in solchen Dingen auf Landgrafs Seite: s. dessen Literatur-Nachweise und Bemerkungen zur lat. Schulgrammatik. 3. Aufl. Bamberg 1894. Entschieden zu streichen ist der Abl. continenti (sc. terra), da die Überlieferung, sowie die Ausgaben, namentlich bei Caesar, zwischen continenti und continente schwanken.

Wien. J. Golling.

---

67. Österreicher, Dr. Josef, Beiträge zur Geschichte der jüdisch-französischen Sprache und Literatur im Mittelalter. Progr. der gr.-or. Oberrealschule in Czernowitz 1896, 8°, 32 SS.

Der Verf. gibt jüdisch-altfranzösische Bruchstücke aus Manuscripten mit erklärenden Noten; ferner kritische und sprachhistorische Erläuterungen zu jüdisch-altfranzösischen Glossen und Glossaren. Die fleißige und verständig durchgeführte Arbeit wird Kenner der jüdisch-mittelalterlichen Literatur gewiss interessieren.

Auf diese Abhandlung folgt ein das Leben und Wirken des zweiten Leiters der Anstalt, Dr. W. Korn, schildernder Aufsatz vom Director Constantin Mandyczewski (12 SS.).

68. Schmid David, William Congreve als Lustspieldichter. Progr. der deutschen Communal-Realschule in Göding 1896, 8°, 21 SS.

Auf Grund fleißiger Benützung der einschlägigen Literatur gibt uns hier der Verf. eine eingehende Darstellung von Congreves Leben und Werken.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

---

69. Bam Arnold, Motive und Stil im Hildebrandslied. Progr. der Landes-Oberrealschule in Iglau 1896, 8°, 20 SS.

Das vorliegende Programm ist — bis auf den Versuch, den Stil des jüngeren Hildebrandsliedes zu beschreiben (S. 16—20), — eine bloße Com-

pilation. Und was für eine! Bare Auszüge, theils in wörtlicher Abschrift, theils unter leichter Veränderung der Wortwahl oder des Satzbaues — hauptsächlich aus der Ausgabe der Brüder Grimm 1812, aus Uhlands Schriften, Miller Herrigs Archiv Bd. 33, 258 ff., Lambel Germ. 10, 338 — werden aneinandergereiht, meist unter Citierung des Titels der Quelle, gewöhnlich aber — auch bei wörtlicher Entlehnung — ohne Anführungszeichen. Gelegentlich wird aber auch die Quelle verschwiegen, so beim Lai de Milon (S. 12) und besonders in der Beschreibung des Stils im älteren Liede, die gänzlich aus Heinzels bekannter Schrift »Über den Stil der altg. Poesie« nicht bloß geschöpft, sondern abgeschrieben ist.

Dabei schreibt der »Verfasser« gelegentlich auch schlecht ab: S. 15 (3. Abs. v. u.) wird an die Stelle der »malenden oder pathetischen Ausdrücke« (bei Heinzel S. 4) »Epitheton ornans« gesetzt; er verballhornt die Quelle durch eigene Zusätze: so wird wieder S. 15 (1. Abs. v. u.) zur Copie aus Heinzel (S. 5, 1b: Trennung der epischen Apposition von ihrem Beziehungswort) der tiefsinnige Satz gefügt: 'Damit ist die Verschiedenheit der altepischen Wortfolge von der jetzt beliebten(!) dargethan.' Man vergleiche ferner, wie einem Satze Uhlands mitgespielt wird:

Uhland, Schriften I, 171:

»Erwägen wir nun, dass alle diese Heldensagen eine Poesie des Kampflebens seien, dass eine solche Poesie die mannigfachen Verwicklungen, die im Kampfe möglich sind, in ihren Bereich ziehen, dass sie als Poesie die herzergreifenden Scenen mit Vorliebe erfassen und pflegen werde, so müssen wir sehr natürlich finden, dass der Kampf zwischen Vater und Sohn, die einander nicht kennend zusammentreffen, fast unvermeidlich einen beliebten Gegenstand der Darstellung ausmache.«

Bam, S. 13 oben:

»Die Motive entspringen dem reichen und abwechslungsvollen Kampfleben eines muthigen Volkes, dessen poetischer Ruhm(!) herzergreifende Scenen mit besonderer Vorliebe erfasste und pflegte. Tragischeres und Rührenderes, denn der Kampf zwischen innigen(!) Blutsverwandten, die trotz aller Liebe zu einander vom Schicksale zu gegenseitiger(!) Vernichtung gezwungen werden, lässt sich kaum denken.«

Auf die formell wie inhaltlich bedenklichen Sätze, die Bam S. 14, Z 17—1 v. u. aus Gedanken und Worten bei Heinzel S. 25 und 30 zusammenschweißt, weise ich nur hin, weil vollinhaltlich sie zu citieren Raumverschwendung wäre.

Geradezu unglaublich ist der Umstand, dass ein deutsches Programm vom Jahre 1896 die Bearbeitungen des alten Textes nur bis zu Greins Ausgabe 1858 kennt, von Benützung der Denkmäler und der dort verzeichneten jüngeren Erklärungsliteratur ist keine Spur zu bemerken. So redet der Verf. denn auch vom jüngeren Liede und will seinen Stil beschreiben, ohne die Ausgabe Steinmeyers (Denkm.[3] II, 20 ff.) zu kennen. Ebensowenig weiß er etwas von jüngeren Forschungen über das Hauptmotiv des alten Gedichtes, und seine Parallelen in skandinavischer Literatur beschränken sich auf das von den Grimm 1812 und von Uhland Beigebrachte: die wichtige Parallele in der Ásmundarsaga Kappabana (vgl. Detter, Zwei Fornaldarsögur XLIII ff., dazu jetzt Kauffmann in den Philolog. Studien für Sievers S. 162 ff.) fehlt daher gänzlich, trotzdem schon W. Grimm, DHS 261 und Uhland, Schriften VI 121 f., darauf hingedeutet hatten. In der Übersetzung von Hbl. 1 ff. schreibt er Heinzel, Stil S. 30 aus, er übernimmt daher unbesehen die dortige (damals herrschende) Auffassung von V. 2 und weiß nichts davon, dass Heinzel selbst sie später Wiener Sitzungsber. 119, 42 zurückgenommen hat.

Dass unter solchen Umständen dieses Mosaik fremder Gedanken nicht irgendwie unsere Kenntnis der beiden Denkmäler fördert, braucht

nicht mehr gesagt zu werden. Und wir wundern uns nicht mehr über einen Satz wie S. 16 'Auch die Kenningar (so!) fehlt', auch darüber nicht, dass Bam (ebenda) trotz Heinzel S. 19 auch in der ags. Poesie keine Kenning findet (bezüglich der deutschen vgl. jetzt Heinzel WSB 119, 50). Auch das, was S. 16 ff. zum Stil des jüngeren Liedes beigebracht wird, geht über das an der Oberfläche Liegende nicht hinaus. In 4. 4 *als lieb ich im mög sein* sucht Bam einen Vergleich und er erwägt ernstlich, ob in 16, 1. 2 Enjambement vorliege; aber von den Formen der Satzverbindung, zweigliedrigem Ausdruck u. a. redet er gar nicht; literarische Parallelen fehlen natürlich ganz.

Man fragt sich: was soll ein solches Programm? Da ihm schon jeder wissenschaftliche Wert fehlt — soll es vielleicht wenigstens den Schülern, in deren Hände es kommt, eine unterhaltende und belehrende Lectüre sein? Ich gehöre zu denjenigen, die überzeugt sind, dass, gar für die Jugend, nur der über geschichtliche Dinge allgemeinfasslich schreiben soll und schreiben kann, der sie von Grund aus versteht; aber wenn ich auch in unserem verzweifelten Falle davon absehen wollte, so müsste ich dennoch die Schüler warnen, die Stilform von Sätzen in sich aufzunehmen, wie des oben genannten S. 14, oder unklar Gedachtes, wie S. 4 '.. mit ihrem (der weltlichen Lieder) Verschwinden haben wir auch jene Denkmäler .. verloren, durch die wir den größten Theil der frischen poetischen Auffassung der Natur und des Lebens, die dem deutschen Geiste überhaupt verliehen war, erkennen konnten', oder Phrasen, wie S. 15 'Die Gemüthsbewegung des Helden ist hier in wenigen knorrigen Worten ausgedrückt'.

Dazu kommt noch sehr oberflächliche Correctur des Satzes; Druckfehler sind stehen geblieben, wie S. 7 *vroeudiu* statt *vrömdiu*, S. 8 Kampfe, schlog (so!) statt Kampfe, schlug, S. 10, Z. 4 v. o. poetischen statt persischen, Z. 3 v. u. XXIII statt XXXIII, S. 11 Connot statt Connal, S. 13 Nerad statt Nenad, S. 14 Epitetheta usw.

Gegen Veröffentlichung von Programmen, wie dieses ist, muss in jeder Hinsicht entschieden Einsprache erhoben werden. Leider ist das Mittel erst zu finden, das solche entstellende Flecke von der Programmliteratur fernhält.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

---

70. **Ludwig, Dr. Karl, Der Bacher und Possruck, eine geographische Skizze.** 1. Theil. Progr. der Staats-Oberrealschule in Olmütz 1896, 8°, 39 SS.

Den Bacher, dessen Nordgrenze nicht das Drauthal, sondern eine etwas südlich davon verlaufende Furche bilde, bezeichnet der Verf. als eine submarine Eruptivmasse, die aus einer zusammenhängenden Bruchlinie langsam hervorgequollen und in einer Meerestiefe von etwa 1000 m zu Granit erstarrt sei; den rechts und links von der Drau verlaufenden Possruck dagegen als ein Schichtengebirge, dessen Entstehung auf eine brackische Strandbildung zurückzuführen sei. Die Drau selbst bilde keine ernstlichen Anhaltspunkte für eine grundsätzliche Trennung der beiden Züge des Possruck, sei vielmehr eine rein äußerliche Scheidungslinie, ein Erosionsgraben, dessen Ausbildung erst in nachtertiärer Zeit erfolgte. Gletscherspuren, die schon früher in den Koralpen und am Nordfuße des Possruck gefunden worden waren, weist der Verf. auch auf der Südseite desselben nach und zwar aus dem buntgemischten Gewirre erratischer Blöcke und Gesteintrümmer, die er als Oberflächenmoräne anspricht, und aus den lössartigen, mit größeren und kleineren Geschieben durchspickten Lehmmassen, die er als Grundmoräne bezeichnet. Der Aufsatz, dessen Ergebnisse zum Theile auf persönlichen Untersuchungen des Verf.s beruhen, ist sehr anregend und lesenswert.

71. Kott Julius, Vorstudien zur geographischen Monographie der Julischen Alpen. 1. Theil. Progr. der k. k. Oberrealschule in Görz 1896, 8°, 34 SS.

Durch eine eingehende Schilderung des geologischen Aufbaues der Julischen Alpen sucht der Verf. zunächst zu beweisen, dass die angenommenen Grenzlinien nicht etwa willkürlich gewählt seien, sondern durchaus aus Bruchlinien bestehen, die Gruppe demnach als geologische Einheit zu betrachten und ihre heutige Gestalt als das gemeinsame Ergebnis der Faltenbildung und der Ausnagung hauptsächlich während der Eiszeit anzusehen sei. Über den genaueren Verlauf der südlichen Grenze, die er als letzte in ausgesprochen west-östlicher Richtung verlaufende Bruchlinie bezeichnet und wobei er auch auf die jüngsten Erdbeben hinweist, spricht er sich nicht mit der wünschenswerten Bestimmtheit aus, sondern begnügt sich, die Annahme Pencks wiederzugeben, wonach die »Tiefenfurche zwischen Laibach und Isonzo über Idria« als solche bezeichnet werden müsse, während er an einer anderen Stelle erklärt, dass sie im Osten auf Lack stoße und daher auch Lacker-Linie genannt werde. Im zweiten Absatze, der über prähistorische Denkstätten handelt, werden die Gegenden von St. Lucia bei Tolmein, Karfreit und das Wocheinerthal mit ihren der Hallstätter-Periode angehörigen Gräberfunden als die ältesten Wohnstätten bezeichnet. Den Schluss bildet eine allgemeine Übersicht der oro- und hydrographischen Verhältnisse, dessen besonderer Theil in einem folgenden Jahresberichte erscheinen soll. Druck- und Sprachfehler finden sich leider in dem Aufsatze in überreicher Menge.

72. Bass Josef, Die Eintheilung der Alpen und die Schule. Progr. der Staats-Oberrealschule im 15. Bezirke Wiens 1896, 8°, 22 SS.

Zweck des Aufsatzes ist, für die Schule eine Übereinstimmung bezüglich der Abgrenzung und Gliederung der Alpen anzubahnen. Der Verf. geht von der bekannten Thatsache aus, dass die Vertreter der Wissenschaft in dieser Frage noch lange nicht zu einem abschließenden Urtheile gekommen sind, da nach dem Ausspruche Klödens »jede Grenzlinie nicht anders, als mehr oder weniger willkürlich sein kann«. Er bespricht die verschiedenen Eintheilungsversuche, die schon die Römer und in unserer Zeit hauptsächlich Ritter, Sonklar, Steinhauser, Böhm, Ilwof, Simony usw. gemacht haben, wendet sich darauf zu den Schulbüchern, welche sich bald an diese, bald an jene Eintheilung halten, und stellt die von Seydlitz, Umlauft, Herr, Klun-Trampler, Kozenn-Jarz, Ptaschnik, Steinhauser-Rieger, Richter, Mayer, Kirchhoff, Supan, Seibert und Hannak vorgenommenen Gruppierungen einander gegenüber. Daraus ist denn zu ersehen, dass nicht nur alle untereinander, sondern sogar verschiedene Ausgaben desselben Verf.s oft stark voneinander abweichen. Bass erklärt aber, dass es ihm durchaus nicht einfalle, mit einem neuen Vorschlage hervorzutreten, dem er allgemeine Geltung wünschte, sondern bezeichnet es als eine dankenswerte Aufgabe des deutschen Geographentages, diese bis jetzt noch mangelnde Übereinstimmung für Schulzwecke herzustellen.

73. Bartelmus, Der vergleichende geographische Unterricht. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Troppau 1896, 8°, 34 SS.

Der aus drei Theilen bestehende Aufsatz ist ein Beitrag zur Methode des geographischen Unterrichtes. Der 1. Theil verbreitet sich über die Statistik Österreich-Ungarns und zeigt, wie mit Zuhilfenahme relativer Zahlenwerte das Wichtigste aus der Statistik ohne Anstrengung zum bleibenden Eigenthum des Schülers gemacht werden könne. So legt

der Verf. bezüglich der Größe, Einwohnerzahl und Dichte Schlesien als Einheit zugrunde, so dass also beispielsweise Mähren und Niederösterreich die Zahlen 4, 4, 1 erhalten. Bei so einfachen Verhältnissen prägen sich natürlich diese relativen Zahlen viel leichter dem Gedächtnisse ein als die wirklichen, obwohl man nicht aus dem Auge verlieren darf, dass alle diese Zahlen sozusagen in der Luft hängen. Bezüglich der Religion der Bewohner Österreich-Ungarns kommt der Verf. zu folgenden Verhältnissen: Katholiken 15, Protestanten 2, orientalische Griechen 2, Juden 1. Das ist unzweifelhaft sehr anschaulich und leicht zu merken. In ähnlicher Art gliedert er die Bewohner auch nach ihrer Sprache und ihrem Berufe. Desgleichen sucht er die statistischen Verhältnisse bezüglich der Bodencultur, der Kohlen-, Eisen-, Gold-, Silbergewinnung und des Verkehrs durch relative Zahlen auszudrücken. In den Zahlen selbst sind wohl hie und da Versehen mitunterlaufen. So sind die relativen Zahlen mit Bezug auf die Dichte bei Krain und dem Küstenlande verwechselt, auf S. 7 ist von 5327 Mohammedanern in Bosnien die Rede, auf S. 14 sollte es statt $^1/_2$ kg Gold $^1/_2$ Million kg heißen usw. Der 2. Theil ist der Hauptsache nach eine wissenschaftliche Erörterung über die beste Art, die Küstenentwicklung zu bestimmen. Der 3. Theil bringt geographische Vergleiche, unter denen z. B. die Vertheilung der Landmassen auf der Erdoberfläche, die Fjordbildung usw. recht anschaulich durchgeführt sind. Weniger gelungen erscheint bei der Gliederung der Inseln die gesonderte Aufführung der Festlands- und Continentalinseln, sowie der Vergleich des Westrandes der Sahara mit der Wüste Atacama. Der wichtigste Erklärungsgrund für die Wüste Atacama, der vorüberziehende kalte Strom, fehlt der Sahara. Die Inseln Madagascar und Ceylon will der Verf. nicht in die Gruppe der »Continentalinseln« aufnehmen, obwohl sie aller Wahrscheinlichkeit nach genau so entstanden sind wie die anderen, wenn auch in einer früheren Zeit. — Auf jeden Fall ist der Aufsatz sehr lesenswert.

74. **Trampler R., Der geographische Anschauungsunterricht und das geographische Schulcabinet.** Progr. der k. k. II. Staats-Realschule im II. Gemeindebezirke in Wien 1896, 8⁰, 28 SS.

Zweck des Aufsatzes ist, die Nothwendigkeit eines geographischen Schulcabinetes an unseren Mittelschulen nachzuweisen, sowie dem Fachlehrer die Mittel und Wege anzudeuten, wie ein solches zu schaffen und zu benützen wäre. Der Verf. spricht sich zunächst über die Vorzüge des Anschauungsunterrichtes überhaupt aus. Vor allem müsse sich der Geographielehrer selbst, und zwar durch Reisen, möglichst klare Vorstellungen über alle einschlägigen Begriffe, Gebirge, Städte, Bewohner usw. zu verschaffen suchen. Wenn aber der Verf. behauptet, dass viele Geographielehrer Namen wie Arrowroot, Betel, Catechu, Valonen usw. »vielleicht schon Jahrzehnte im Munde führen, die Schüler sie auswendig hersagen lassen, ohne zu wissen, wie sie aussehen, noch weniger, wozu sie dienen«, so dürfte er doch etwas gar zu wenig pädagogischen Takt bei seinen Fachgenossen voraussetzen. Das geographische Schulcabinet soll sich nach der Absicht des Verf.s auf folgende zehn Gruppen erstrecken: 1. Apparate für die mathematische Geographie und Globen. 2. Schulwandkarten und Atlanten. 3. Reliefs. 4. Geographische Charakterbilder und Tafeln. 5. Photographien. 6. Illustrationen. 7. Gebirgsgesteine und Mineralien. 8. Rohstoffe, Halbfabricate und Industrieartikel. 9. Zur Ethnographie: *a*) Rassentypen und Rassenbilder, *b*) Volkstypen, *c*) ethnographische Bilder und Gegenstände. 10. Münzen. Was der Verf. über die Verwendung des Stereoskops und des Skioptikons sagt, wird sich aus verschiedenen Gründen praktisch in der Schule schwer durchführen lassen. Über die Schaffung seines geographischen Schulcabinetes erzählt der Verf., dass ihm auf sein Ansuchen binnen fünf Monaten theils von

schülern, theils von Verlagshandlungen und Buchdruckereien über 7000 Illustrationen zugekommen seien. Die empfohlene Art der Bildung des Cabinetes wäre sonach die denkbar einfachste und billigste, ob sie aber, allgemein geübt, sich mit der Würde der Anstalten vertrüge, wäre doch zu erwägen. Nicht so einfach ist das, was über die Art der Benützung dieses Cabinetes gesagt wird. »Der Lehrer wird sich bei jedem Lande sogleich erinnern, welche Karten, Gesteine, Photographien, Abbildungen und ethnographische Gegenstände in der Sammlung vorhanden sind.« Wenn aber die Zahl der Abbildungen allein schon 7000 beträgt, so dürfte auch das etwas fraglich sein. Und wie sollen sie eingeordnet werden, damit sie Stunde für Stunde rasch und sicher benützt werden können? Der empfohlene Zettelkatalog würde ihre Benützung zwar ermöglichen, aber doch nur auf eine recht umständliche Weise. Was endlich die vorgeschlagenen Ausstellungen sämmtlicher Anschauungsmittel betrifft, die sich auf das eben in einer Classe behandelte Land beziehen, so setzen sie bei dem Fachlehrer, von anderen Dingen ganz abgesehen, ein Maß verfügbarer Zeit voraus, das sich wohl bei den wenigsten finden dürfte. Der Aufsatz ist sehr beachtenswert.

Wien. L. Weingartner.

---

75. **Minařík Karel, Zatmění měsíce a slunce, řešeno použitím methody grafické (Graphische Behandlung der Mond- und Sonnenfinsternisse).** Progr. des k. k. böhm. Staats-Obergymn. in Olmütz 1896, 8°, 20 SS.

Der Verf. hat bereits im Programme des k. k. böhm. Staats-Obergymn. in Brünn 1890 die Occultation von Fixsternen durch den Mond sowohl analytisch als auch graphisch behandelt und die Vorzüge der letzteren Methode dargelegt. Im vorliegenden Aufsatze wird nun nach dem Vorgange von Baills die graphische Methode zur Bestimmung der Umstände von Mond- und Sonnenfinsternissen angewandt. Die Lösung ist verhältnismäßig einfach und gewährt ein anschauliches Bild des ganzen Verlaufes des Phänomens. Um die Brauchbarkeit des Verfahrens beurtheilen zu können, mögen hier die Unterschiede Platz finden, welche sich in den zwei vom Verf. gewählten Beispielen zwischen Rechnung und Construction ergeben; der Maßstab war 2 mm für eine Bogenminute. Bei der Mondfinsternis beträgt der Fehler beim Beginne der Finsternis + 50°, beim Ende derselben — 6°; bei der Sonnenfinsternis sind die analogen Fehler — 51°, bezw. — 3°; die construierten Positionswinkel und die graphisch gefundene Größe der Verfinsterung stimmen fast vollkommen mit den berechneten Werten überein. Überhaupt übersteigt der Fehler in den Zeitangaben bei dem angegebenen Maßstabe in den seltensten Fällen eine Zeitminute, ist also für die Praxis ziemlich belanglos. Sowohl durch klare und correcte Darstellung als auch durch praktische Verwendbarkeit empfiehlt sich diese Programmarbeit aufs beste.

76. **Horváth Z., O Crookesově zářící hmotě a objevech Röntgenových (Die strahlende Materie von Crookes und Röntgens Entdeckungen).** Progr. der k. k. böhm. Oberrealschule in Brünn 1896, 8°, 14 SS.

In der Einleitung des Aufsatzes, welcher für Studierende von Mittelschulen bestimmt ist, erklärt der Verf. den Unterschied zwischen Geißler'schen und Crookes'schen Röhren und bespricht die Eigenschaften der »strahlenden Materie« von Crookes. Die Lenard'schen Kathodenstrahlen vermitteln den Übergang zum eigentlichen Gegenstande der

Abhandlung, den Röntgen'schen X-Strahlen. Die Erzeugung derselben, ihre wichtigsten Eigenschaften, ihr muthmaßliches Verhältnis zu den übrigen Arten der strahlenden Energie finden eine kurze, aber vollkommen ausreichende Besprechung. Den Schluss der Abhandlung bildet eine Beschreibung der photographischen Versuche, die der Verf. selbst mittelst der Röntgenstrahlen angestellt hat; als Stromquelle dienten anfangs kleinere Schulapparate, später ein Ruhmkorff'sches Inductorium von 15 cm Schlagweite; die Ausdauer des Verf.s im Experimentieren verdient alle Anerkennung. Die beigegebenen Reproductionen von Photogrammen sind minder gelungen; insbesondere hätte die erste Tafel entfallen können. In die Angabe der Wellenlänge der äußersten ultrarothen und ultravioletten Strahlen S. 10 hat sich ein störender Druckfehler eingeschlichen.

77. **Novák, Dr. Vladimír, O fotografování paprsky Röntgenovými (Über Photographie mittelst der Röntgen'schen Strahlen).** Progr. der Privat-Mittelschule für Mädchen in Prag 1896, 8°, 13 SS.

Der Abhandlung liegen die Versuche zugrunde, welche der Verf. als Assistent des physikalischen Institutes der k. k. böhm. Universität in Prag angestellt hat. Die Arbeit, welche sich auf die Anwendung der Röntgenstrahlen in der Photographie beschränkt, zerfällt in drei Abschnitte. Im ersten Theile bespricht der Verf. unter genauer Angabe von Quellen die verschiedenen Arten der Vacuumröhren, den Einfluss des Verdünnungsgrades, den Betrieb der Röhren sowohl mittelst Inductorien und Influenz-Elektrisiermaschinen als auch durch den Tesla'schen Transformator. Im zweiten Theile wird auf Grund eigener Arbeiten des Verf.s die verschiedene Durchlässigkeit diverser Substanzen für die Röntgenstrahlen betrachtet. Zum Schlusse wird die Abkürzung der Expositionsdauer mittelst hochempfindlicher Platten und Verstärkungsschirme erwähnt. Die Darstellung verräth einen geübten Experimentator, und es ist darum zu bedauern, dass der Abhandlung keine Copien von Photogrammen beigefügt sind.

Brünn. Dr. Joh. Mayer.

---

78. **Hemmelmayr Franz Edler von Augustenfeld, Über die Ermittlung der Zusammensetzung organischer Verbindungen.** Progr. der k. k. Staats-Realschule in Linz 1896, 8°, 19 SS.

Hervorhebung der zwei Methoden der chemischen Forschung (die analytische und die synthetische) und gegenseitige Ergänzung derselben.

Bei anorganischen Verbindungen macht die geringe Zahl der Elemente eines Molecüls sowie auch die geringe Atomenzahl unter Rücksichtnahme auf die Wertigkeit den Schluss auf die Structur der Verbindung verhältnismäßig leicht. Bei organischen jedoch genügt die bloße Kenntnis der Elemente und die Zahl der Atome im Molecüle nicht, so weitgehende Schlüsse zu ziehen, weil 1. meist mehr Atome am Aufbau der Verbindung betheiligt sind und 2. die Zahl der die Verbindungen aufbauenden Elemente eine verschwindend kleine ist im Verhältnisse zur Zahl der bekannten organischen Verbindungen. Da im wesentlichen die Gruppierung der Atome für den chemischen Charakter der Substanzen ausschlaggebend ist, so ergibt sich als Endziel der Forschung, die Anordnung der einzelnen Atome im Molecül zu erfahren. Als ein sehr brauchbares Hilfsmittel zur Erreichung dieses Zieles wird das Studium der chemischen Eigenschaften

von häufig wiederkehrenden Atomgruppen (Radicalen) und des Einflusses, welchen sie auf den Charakter einer Verbindung ausüben, bezeichnet. Die Erkenntnis dieses Einflusses, sowie die Ermittlung der gegenseitigen Beeinflussung der Radicale geschieht auf synthetischem Wege.

Bei der analytischen Untersuchung eines neu entdeckten, organischen Körpers sind folgende Aufgaben zu lösen: I. Aufsuchung der darin enthaltenen Elemente, II. Bestimmung der Zahl der Atome, welche von jedem vorhandenen Element im Molecül enthalten sind (relative Zahlen der Atome, Moleculargewicht), III. Ermittlung der Gruppierung der Atome im Molecül (Aufsuchung der Radicale und deren Anordnung).

Im speciellen Theile bemüht sich der Verf. mit Erfolg zu zeigen, »wie die moderne Chemie die durch Synthese gesammelten Erfahrungen zur Erschließung der Structur bisher unerforschter Körper verwertet (S. 7). Hiebei wird der Gang der Untersuchung nur skizziert; bei Aufsuchung der Radicale werden hauptsächlich nur jene gewählt, die für natürlich vorkommende Substanzen eine gewisse Bedeutung haben.

In Bezug auf qualitative Elementaranalyse werden die charakteristischen Verbindungen angegeben, in welche man die Elemente überzuführen hat, sowie die Mittel, mit denen dies erreicht wird (S. 8). Hierauf folgt eine hübsche Skizze der quantitativen Elementaranalyse und der Grundlagen der Molecülgewichtsbestimmung (S. 10): »Gleiche Volumina aller Gase enthalten unter denselben Bedingungen von Druck und Temperatur dieselbe Zahl von Molecülen« (Avogadio) und »Sind zwei Stoffe in derselben Menge desselben Lösungsmittels gelöst, so sind von beiden Stoffen gleich viel Molecüle vorhanden« (van t'Hoff).

In weiterer Folge werden einige Schwierigkeiten angegeben, die sich den bisher berührten Untersuchungsmethoden entgegenstellen können: 1. Bei hochmolecularen Verbindungen fallen die unvermeidlichen Analysenfehler zu schwer ins Gewicht, 2. die Moleculgewichtsbestimmung mittels der physikalischen Methode ist nur möglich, wenn der Körper flüchtig oder löslich ist, 3. die Substanzen, besonders natürlich vorkommende, können nicht leicht genügend rein gewonnen werden Dies gilt hauptsächlich von amorphen Stoffen (Eiweißkörper).

Im Abschnitte »Aufsuchung der wichtigsten Radicale« wird zuerst besprochen die „Bestimmung der Stammsubstanz“, nämlich die Entscheidung, ob der vorliegende Stoff ein Methanderivat oder eine cyklische Verbindung ist. Es werden die Wege angegeben, welche oft zum Ziele führen: Behandlung mit rauchender Jodwasserstoffsäure unter Druck, Reduction mit Zinkstaub, Destillation mit Kalk oder anderen basischen Substanzen (S. 12). Nun kommt die »Aufsuchung sauerstoffhältiger Radicale« an die Reihe. Hiebei wird der Einfachheit wegen angenommen, die Substanz enthalte bloß C, H und O, und es werden unter diesem Gesichtspunkte abgehandelt: 1. Alkohole inclusive Phenole (Nachweis der Hydroxylgruppe), 2. Äther (Auffindung des an zwei Alkoholradicale gebundenen Sauerstoffs), 3. sauerstoffhältige Säuren (Erkennung der Carboxylgruppe), 4. wahre Säureanhydride und Lactone, 5. Aldehyde und Ketone (Erkennung der Carbonylgruppe); endlich sind die Gesichtspunkte angegeben, unter denen man zu arbeiten hat, wenn außer auf O-hältige auch auf N-, S- usw. hältige Radicale Rücksicht zu nehmen ist.

Nunmehr wird die »Ermittlung der Anordnung der Radicale im Molecüle« abgehandelt. »Diese zu finden gelingt meist nicht mit der ursprünglichen Substanz, sondern erst mit den auf irgendeine Art erhaltenen Spaltungsproducten, indem man dieselben auf Substanzen bereits bekannter Constitution zurückführt.« »Für die Gewinnung von

Spaltungsproducten sind besonders zwei Reactionen von Bedeutung die Oxydation und das Erhitzen mit Kaliumhydroxyd« (S. 18).

Mit dem Hinweise auf die Wichtigkeit, außer dem bereits Erörterten auch die Lagerung der Atome im Raume zu berücksichtigen, sowie auf die Möglichkeit, dies zu erreichen (Zuckergruppe), findet die schöne, lesenswerte Abhandlung ihren Abschluss. Ihr Hauptzweck ist zu zeigen, dass, obschon es mangels eines systematischen Ganges bei Untersuchungen organischer Verbindungen »in jedem besonderen Falle dem Scharfsinne des Analytikers überlassen bleiben muss, welche Methode er in Anwendung zu bringen hat«, es für diese Arbeiten genügende Anhaltspunkte gibt und dass die Constitutionsermittlung organischer Körper kein planloses Arbeiten ist (S. 19).

79. Reichl Cyrill, Versuche für den chemischen Unterricht an Mittelschulen. (Absorptionsversuche, Analyse der Luft. Volummetrische Bestimmung gasförmiger Bestandtheile und Verbindungen.) Progr. der k. k. I. Staats-Realschule im II. Bezirke von Wien 1896, 8°, 34 SS.

Skizzierung der den Realschulen bei ihrer Gründung im Jahre 1851 zugewiesenen, beim Unterrichte in der Chemie zu lösenden Aufgabe, sowie der Aufgabe, die sie diesbezüglich seit ihrer Reorganisation im Jahre 1870 anzustreben haben.

»Eine Hauptaufgabe beim chemischen Unterrichte wird es bleiben, die meisten Thatsachen durch Experimente zu veranschaulichen. Diese werden ihrem Zwecke am vollkommensten entsprechen, wenn sie möglichst einfach sind, wenn ferner diejenigen Erscheinungen, welche hervorgerufen werden sollen, um eine Thatsache zu beweisen, durch keine begleitenden nebensächlichen Erscheinungen verdunkelt oder gar in den Hintergrund gedrängt werden, wenn sie nur kurze Zeit in Anspruch nehmen, und wenn insbesondere das Resultat der Experimente thatsächlich beobachtet werden kann« (S. 4). Das muss Ref. als ganz selbstverständlich unterschreiben; nicht minder aber die Hervorhebung der Thatsache, dass »viele der bisher üblichen Experimente diesem Ideale nicht entsprechen«. Dieser Umstand bewog den Verf., »einige gebräuchliche Versuche abzuändern und neue ausfindig zu machen, um einige Erscheinungen festzustellen und manche Thatsachen wirklich darlegen zu können« (S. 4).

Folgende Inhaltsangabe möge eine beiläufige Vorstellung vom gebotenen Material liefern: I. Absorptionsversuche. 1. HCl durch H_2O, 2. NH_3 durch H_2O, 3. SO_2 durch H_2O, 4. CO_2 durch H_2O, 5. CO_2 durch Ätzlaugen, 6. H_2O durch trockenes Calciumchlorid. II. Analyse der Luft. 1. Analyse der atmosphärischen Luft: *a*) Bestimmung des O und des N, *b*) Bestimmung des Wasserdunstes, *c*) Bestimmung des CO_2. 2. Analyse der ausgeathmeten Luft: *a*) Bestimmung des CO_2. *b*) Bestimmung des Wasserdunstes. III. Volummetrische Bestimmungen von gasförmigen Bestandtheilen durch Zerlegung von Verbindungen: 1. Volummetrische Analyse von HCl: *a*) Zerlegung durch Fe und Mg behufs Ermittlung des H, *b*) Bestimmung des CO_2. 2. Volummetrische Bestimmung des N im NH_3. 3. Volummetrische Bestimmung des H gasförmiger Säuren: *a*) im HCl, *b*) im H_2S, *c*) in wässeriger schwefliger Säure. 4. Volummetrische Bestimmung gasförmiger Säuren: *a*) des durch HCl abgeschiedenen CO_2, *b*) des durch HCl abgeschiedenen H_2S, *c*) Bestimmung des CO_2 in Carbonaten durch Abscheidung mittel SO_3. 5. Volummetrische Bestimmung des bei der geistigen Gährung entstehenden CO_2.

Jedem neuen Versuche ist eine oft recht weitläufige Erörterung der bisher üblichen vorausgeschickt, um eine Vergleichung zu erleichtern.

Die Wichtigkeit mancher der empfohlenen Experimente sucht der Verf. dadurch zu begründen, dass etwas ausführlicher auf die Thatsachen, deren Klarlegung wünschenswert erscheint, eingegangen wird. Zur Ausführung aller beschriebenen Experimente dient die Stammer'sche Gasmessröhre theils in einer Form, wie sie auch anderweitig Verwendung findet, theils in vom Verf. etwas abgeänderter Ausführung. Dieselbe ist an zwei Illustrationen erläutert. In jedem Abschnitte wird die für den obschwebenden Fall geeignetste Füllungs- und Handhabungsart genau angegeben.

Damit sich der Leser wenigstens ein beiläufiges Bild machen könne von der Durchführung der anempfohlenen Versuche, so möge über einige wenige ein Gerippe des Textes platzfinden.

Bei der »Absorption der HCl durch H_2O« heißt es: »Man füllt die Messröhre mit Hg, dann mit trockenem HCl und lasse dann vom Füllgefäße der Röhre aus durch den Hahn eine kleine Menge Wasser einfließen. Das eingedrungene Wasser nimmt das HCl-Gas auf, während das Hg emporsteigt und die Messröhre bis auf einen kleinen, vom Wasser eingenommenen Raum erfüllt.« Es kann »damit beim Unterricht dargethan werden, dass das Wasser ein mehrhundertfaches Volumen HCl aufzunehmen vermag« (S. 7).

Bei Ermittlung der Hauptbestandtheile der Luft »wird das untere Ende der Messröhre mit einem Kautschukpfropfen verschlossen, durch dessen centrale Bohrung eine fast bis zum untersten Theilstriche der Röhre reichende Glasröhre geht, wodurch ein zu rasches Herausfließen der von oben in die Messröhre gelangenden Pyrogallussäurelösung verhindert werden soll« (S. 13). In der Röhre werden dann etwa 50 cm^3 Luft durch Wasser abgesperrt und aus dem Füllgefäße kleine Mengen einer nach Vorschrift bereiteten alkalischen Pyrogallussäurelösung langsam einfließen gelassen. Nach etwa 10 Minuten ist die Absorption der abgeschlossenen Luft vollzogen. Der Versuch ergab circa 21 Volumen % O (S. 13).

Bei Bestimmung der Feuchtigkeit der Luft wurde so verfahren, dass z. B. die Feuchtigkeit von 100 cm^3 in der Messröhre befindlichen Luft durch concentrierte Schwefelsäure beseitigt wurde. Infolge der geringen Menge von Wasserdunst — circa 0·84 Vol. % — konnte die Volumabnahme der eingeschlossenen Luft nach Absorption des Wasserdunstes durch Schwefelsäure in einiger Entfernung nicht mehr deutlich wahrgenommen werden. Dieser Umstand veranlasste den Verf., den Apparat zu modificieren. »Der neue Apparat besteht aus einem offenen Füllgefäße und einer Messröhre, die oben erweitert ist und unten ein 5 mm weites Rohr besitzt; die Communication zwischen dem Füllgefäße und der Messröhre wird durch einen vollkommen luftdicht schließenden Glashahn vermittelt. Der ganze Apparat hat eine Höhe von 60 cm, wovon 10 cm auf den weiteren Theil und 36 cm auf den engen Theil der Röhre entfallen.« Die ganze eigentliche Messröhre fasst 100 cm^3, der enge Theil nur 5 cm^3; die einzelnen Theilstriche befinden sich an letzterem in Entfernungen von 6 mm. »Nach kurzer Zeit ist die Absorption des Wasserdunstes der eingeschlossenen Luft beendet, und die Schwefelsäure steht nun im engen Theile der Messröhre höher als vor dem Versuche. Der Stand der Säure kann ersichtlicher gemacht werden, wenn sie mit Indigo oder Lackmus gefärbt wird (S. 16).

Bei Zerlegung des HCl durch Fe und Mg behufs Ermittlung des H wird die Messröhre zunächst mit Hg gefüllt, dann ein Theil desselben durch Einleiten von trockenem HCl verdrängt. Hierauf lässt man eine geringe Menge Wasser aus dem Füllgefäße in die Messröhre eintreten, wodurch die Absorption des HCl erfolgt und die geringe Flüssigkeitsmenge vom Hg bis zum Hahn gehoben wird. Nun gibt man feinstes Fe-Pulver in das Füllgefäß und lässt es wieder

mit wenig Wasser in die Messröhre gelangen. Das sich entwickelnde H-Gas drängt das Hg zurück und nimmt nach einiger Zeit und nach Gleichstellung der beiden Niveaux die Hälfte desjenigen des zerlegten HCl ein (S. 25).

Die volummetrische Bestimmung von Cl in HCl dadurch, das Cl isoliert aus einem gemessenen Volumen HCl-Gase abzuspalten, so dass sein Volumen direct abgelesen werden könnte, ist dem Verf. trotz vieler Mühe in befriedigender Weise nicht gelungen (S. 27).

Bei der volummetrischen Bestimmung des N in NH_3 füllt man das Messrohr mit einem bestimmten Volumen von trockenem NH_3, welches durch Hg abgesperrt werden muss, lässt hierauf vom Füllgefäße der Stammer'schen Röhre zunächst etwas Wasser zur Absorption des vorhandenen Gases und dann einige cc. einer Lösung von Br in Lauge zum NH_3 gelangen. Der H des NH_3 wird durch das KBrO zu Wasser oxydiert, während sich der N gasförmig abscheidet und in der Röhre zurückbleibt. Nach Herstellung der Niveaugleichheit ergibt sich, dass das N-Volumen die Hälfte des ursprünglichen NH_3-Volumen ausmacht.

Ref. möchte wünschen, dass durch die Durchsicht obiger Zeilen recht viele Fachleute zur Lesung des Originalaufsatzes angeregt würden, wo eine Fülle interessanten Materials aufgespeichert liegt. Ref. muss aber auch gestehen, dass wohl nur weniges davon sich in die Schulpraxis einbürgern dürfte, weil, leider muss es gesagt werden, an unseren Realschulen die Zeit für unser so schönes Fach gar so kurz bemessen ist. Was dem Ref. in dieser Hinsicht am geeignetsten schien, hat er in der vorliegenden Besprechung etwas ausführlicher hervorgehoben.

Wie dem auch sei, in dem schönen und edlen Streben, für die Schule alles Gute zu sammeln, um das Beste für die Praxis auswählen zu können, ist der Verf. des vorliegenden Aufsatzes gewiss sehr nachahmenswert.

80. **Weinberg Alexander, Unsere Lebensmittel und deren Verfälschungen.** Eine hygienische Studie. Progr. der k. k. deutschen Staats-Realschule in Trautenau 1896, 8°, 39 SS.

In dieser »hygienischen Studie« werden abgehandelt: Fleisch, Fische, Vogeleier, Milch, Butter, Kunstbutter, Käse, Honig, Brot, Mehl, Zucker, Kaffee, Thee, Chocolate, Cacao, Wein, Bier, Branntwein, Cognac, Liqueure, Essig, Gewürze, Obst, Gemüse, Salz, Trinkwasser.

»Es sei,« heißt es S. 5, »jeder einzelne imstande, wenigstens annähernd zu bestimmen, ob eine Speise, ein Trank gut oder verdorben, echt oder verfälscht ist. Diese wichtigen Kenntnisse zu erweitern, sei Zweck dieser populären Studie, die sich auf viele eigene Untersuchungen und die umfangreiche Literatur stützt.«

Bei der Behandlung der einzelnen Lebensmittel wird meist folgender Gang eingehalten: Chemische Zusammensetzung, Aussehen guter Ware, Sorten der Ware, Rolle als Nahrungs- oder Genussmittel, Verdaulichkeit und Wirkungen auf den Organismus, Fälschungen, eventuelle Conservierungsarten, Nachweis der Verfälschungen. Bei wichtigeren Lebensmitteln wird die Geschichte ihrer Verbreitung und Anwendung angegeben, bei anderen (Zucker, Bier usw.) die ganze Industrie der Gewinnung beschrieben.

Das Capitel »Nachweis der Verfälschungen« ist bei verschiedenen Lebensmitteln sehr verschieden ausführlich behandelt. An manchen Stellen sind leicht ausführbare und völlig ausreichende Methoden des Nachweises beschrieben, an manchen anderen aber sind die Beimengungen bloß aufgeführt ohne ein Wort über eigentliche Erkennung derselben.

Die über die Bierbrauerei gegebenen statistischen Daten sind schon etwas veraltet (aus dem Jahre 1880 stammend). Die umfangreiche

Literatur, auf die sich die Studie stützt (S. 5), wird gar nicht namhaft gemacht; nur an zwei Stellen wird auf des Verf.s »Lehrbuch der Warenkunde« und einmal auf Muspratts »Handbuch der technischen Chemie« hingewiesen.

Wünschenswert wäre: 1. eine kurze Erläuterung über das Ovoskop, 2. eine genauere Angabe über die Art der Eierprüfung, wenn man sie »mit der hohlen Hand gegen das Licht hält« (S. 8): 3. eine nähere Angabe über das »sehr lange«, das sich auf das Halten von Wein in Fässern und Flaschen bezieht (S. 30, da würden einige der Erfahrung entnommene Beispiele packend wirken); 4. Angabe eines Grundes, warum zum längeren Lagern der Cognacsorte »Fine bois« »besondere Fässer« benützt werden müssen (S. 33); 5. Angabe über die Darstellungsart der Borovicka, die kurzweg »ein Destillat der Wachholderbeeren« genannt wird (S. 34); 6. S. 24 sollte gesagt werden, worauf sich das »wieder zurück« bezieht.

Der Kaffeegenuss bei den Arbeitern und ärmeren Volksclassen scheint dem Ref. nicht nur deshalb erfreulich, »da Kaffee der stärkenden Wirkung des Branntweins nahekommt und diese allmählich zu verdrängen vermag« (S. 22), sondern auch und zwar mehr noch deshalb, weil »Kaffee« doch wohl selten allein genommen, sondern mit Milch, Zucker, Brot genossen wird und das Gericht infolge dessen weit nahrhafter sein muss als »Branntwein«.

S. 23 wird von den Theeblättern gesagt, »sie besitzen einen schwach gezeichneten Rand«. S. 31 werden unter den im Biere gelösten festen Stoffen, welche den Extractgehalt ausmachen, auch Glycerin und Milchsäure aufgeführt.

In stilistischer Hinsicht könnten bei einer Neuauflage der Studie folgende Stellen umgegossen werden: S. 5, A. 3: ... man kann beobachten, dass das Fleisch ... wieder in Zartheit übergeht; S. 10: die Bereitung der Butter war zuerst bei den Germanen, Scythen und Phrygiern im Schwunge; S. 14: es geht aus der oft citierten Rede eines indianischen Häuptlings von Crevecoeur hervor; S. 33 wäre im letzten Absatze die Schreibung »Französische Cognace« zu vermeiden; wie müsste denn dies ausgesprochen werden?

Im allgemeinen aber ist das hier vorliegende Stück Warenkunde sachkundig zusammengestellt und hübsch geschrieben; die Sprache hebt sich stellenweise sogar zu dichterischem Schwung. Von den Schülern der Anstalt und deren Angehörigen wird der Aufsatz gewiss nicht ungelesen geblieben sein.

Wien. Joh. A. Kail.

---

81. **Princ V., Sovy české.** Progr. des k. k. böhm. Obergymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) 1896, 8°, 16 SS.

Nach einer kurzen Bemerkung, dass die Eulen für sich eine geschlossene und sehr typische Familie der Raubvögel bilden und mit Unrecht Nachtraubvögel genannt werden, weil die nordischen Genossinnen gezwungen sind, ihre Nahrung bei Tageslicht zu suchen, und selbst viele von unseren Eulen bei Tage der Beute nachjagen, geht der Verf. zur Beschreibung der Eulen überhaupt über.

Nach einer Schilderung der äußeren Merkmale, als Kopf, Hals, Rumpf, Gefieder, Füße mit der Wendezehe, geht er zur Beschreibung der inneren Organe über, durch welche sich die Nachtraubvögel von den Tagraubvögeln so gewaltig unterscheiden, und führt zunächst diejenigen Unterschiede an, die sich auf das Skelet (Schädel, Thränenbein, Brustbein, Gabelbein, Rabenbein) und seine pneumatischen Eigenschaften beziehen.

Nach einer Bemerkung, dass das Verdauungsrohr keinen Kropf besitzt, macht der Verf. auf das Gehör- und Gesichtsorgan aufmerksam, welche beide für die Eulen von großer Wichtigkeit sind, so dass diese Vögel durch ihr scharfes Gesicht und Gehör, sowie durch ihr lockeres und elastisches Gefieder sozusagen für das Nachtleben geschaffen sind.

Nach der Schilderung der Zeit und der Art ihres Nistens geht der Verf. zur Ernährungsweise der Eulen über, durch welche sie, mit Ausnahme des Uhu, zu den nützlichsten Vögeln beizuzählen sind und deshalb geschont werden sollten; er knüpft jedoch daran die Bemerkung, dass meistens das Gegentheil dessen geschieht, indem viele trotz ihres Nutzens jährlich vernichtet werden. Von der allgemeinen Verbreitung der Eulen wird bemerkt, dass die 23 Gattungen mit den 180 Arten in allen Klimaten der beiden Halbkugeln wohnen, den entferntesten Norden nicht ausgenommen, woselbst die Schneeeule der letzte Raubvogel ist.

In Böhmen nisten nach der Angabe des Verf.s acht Arten, vier Arten erscheinen daselbst als Gäste. Nach der Häufigkeit, wie sie in Böhmen erscheinen, ordnet der Verf. die Eulen also: Syrnium aluco, Otus vulgaris, Athene noctua, Bubo maximus, Strix flammea, Nyctale Tengmalmi, Athene passerina, Syrnium uralense; von den Gästen: Brachyotus palustris, Surnia nisoria, Nyctea nivea und Scops Aldrovandi.

Hierauf lässt der Verf. einen Bestimmungsschlüssel folgen, nach welchem man leicht eine befiederte Eule bestimmen kann, wobei hauptsächlich die Länge des Körpers, der Flügel und der Schwungfedern, dann die Befiederung der Zehen und des Kopfes in Betracht gezogen werden.

Zum Schlusse werden alle zwölf vorgenannten Arten in vier Gruppen zusammengefasst: 1. Ohreulen (Buboninae), 2. Kleinköpfige Käuze (Surninae), 3. Großköpfige Käuze (Syrninae), 4. Schleiereulen (Striginae); jede Art wird einzeln beschrieben, ihre Verbreitung hervorgehoben und auf ihren Nutzen und Schaden aufmerksam gemacht.

Wenn auch in dieser vorliegenden Arbeit so manches als bekannt vorausgesetzt wird, was jedenfalls zur Vervollständigung des Ganzen verwendet wurde, so stützt sie sich dennoch mehrfach auf eigene Erfahrungen und Beobachtungen und verdient volle Anerkennung, weil der Verf. keine Mühe scheute, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, und es wäre zu wünschen, dass er mit dieser seiner Arbeit, welche jedenfalls hauptsächlich den Zweck hatte, auf den Nutzen der Eulenvögel aufmerksam zu machen, sein Ziel erreicht haben würde.

82. **Matzner Joh., Analytische Chemie.** Progr. der böhm. Realschule in Budweis 1896, 8°, 28 SS.

Diese Arbeit ist eine Fortsetzung der im Vorjahre unter dem nämlichen Titel publicierten Programmabhandlung. Der Verf. bespricht hier zunächst recht ausführlich nach Inhalt und Form das Wesen der qualitativen Analyse auf trockenem Wege. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Löthrohranalyse, über ihre Vortheile und Nachtheile, wird das Princip derselben angeführt und die Löthrohrflamme besprochen.

Hierauf beschreibt der Verf. die verschiedenen Hilfsmittel (Holzkohle, Aluminium, Platin, Glas), die hiebei verwendet werden, führt die wichtigsten Reagentien an, bespricht dann die Kerzen-, beziehungsweise Ölflamme und die Weingeistflamme und knüpft daran den Zweck und die Anwendung des Löthrohres.

Nachdem das Wesentlichste über die Oxydations- und Reductionsflamme gesagt und angeführt wird, wie man sich im Blasen mit dem Löthrohre einüben kann, z. B. Verwandlung eines Stückchens auf Kohle gelegten Bleies mit äußerer Flamme in Oxyd, später Überführung des gebildeten Oxydes durch die innere Flamme in metallisches Blei, geht der Verf. zu den Methoden der Prüfung über. Zunächst werden hier

mehrere unerlässliche Vorarbeiten besprochen (Beobachtung der festen Stoffe nach ihren physikalischen Eigenschaften, Pulverisieren des Stoffes, Verhalten der Körper an der Luft; bei Flüssigkeiten Eindampfen zur Trockenen) und angegeben, wo die zu untersuchende Substanz erhitzt werden kann. Im weiteren wird dann die Ausführung der vorangeführten Versuche besprochen, als Prüfung in einer an einem Ende zugeschmolzenen und in einer offenen Röhre, Prüfung auf der Kohle und in der Borax- und Phosphorsalzperle, und dann auf verschiedenartige berücksichtigungswerte Umstände aufmerksam gemacht.

Anschließend folgt eine tabellarische Übersicht der einzelnen Oxyde in Bezug ihres Verhaltens in der Borax- und Phosphorsalzperle sowohl in der Oxydations-, als auch in der Reductionsflamme. In der weiteren Arbeit werden die Flammenproben mit Zuhilfenahme durchsichtiger, gefärbter Gläser durchgeführt.

Bei dem hierauf folgenden systematischen Vorgange der Löthrohranalyse lässt der Verf. zunächst die Vorgänge der Vorprüfung und dann erst die eigentliche Prüfung auf Basen und Säuren folgen. Bei der Vorprüfung werden zuvörderst Erscheinungen angeführt, welche beim Erhitzen der gepulverten Substanz sich wahrnehmen lassen, als Farbe, Schmelzbarkeit, Flüchtigkeit. Gasentwicklung, Reaction des ausgeschiedenen Wassers, Decrepitation, Bildung von Sublimat, Verkohlung, Phosphorescenz, falls das Erhitzen in einer auf einem Ende zugeschmolzenen Glasröhre stattfindet. An diese reihen sich Erscheinungen, die beim Erhitzen der Substanz in einer offenen Röhre bemerkbar werden. Bei der Untersuchung der Substanz auf der Kohle in der inneren Löthrohrflamme wird auf den Geruch, die Schmelzbarkeit, Farbe des Restes, auf den Anflug. eventuelle Metallreduction, rascheres Verbrennen der Kohle und Färbung der Flamme aufmerksam gemacht.

Zum Schlusse wird dann die eigentliche Prüfung auf Basen und Säuren in kurzer und bündiger Weise besprochen und die benützten literarischen Quellen werden angeführt.

Aus der ganzen Arbeit geht hervor, dass der Verf. in der Literatur dieses Zweiges der Chemie wohl bewandert ist, und er dürfte mit dieser seiner übersichtlichen Arbeit wohl manchem Collegen bei der Untersuchung der Körper auf trockenem Wege ein Hilfsmittel geboten haben.

Ung.-Brod. Joh. Rain.

---

83. Pfoser G., **Die Ameisenpflanzen.** Progr. des Schottengymn. in Wien 1897, 8°, 50 SS.

Von den mannigfachen Beziehungen, in welche die Ameisen zu den übrigen organisierten Wesen treten, beleuchtet der Verf. ausführlich die freundschaftlichen Verhältnisse jener Thiere zu den Pflanzen. Die der Vegetation schädlichen Eingriffe mancher Arten werden dabei ganz übergangen.

»Alle die Ameisen betreffenden Berichte der Naturforscher und Reisenden stimmen darin überein, dass man sich in Europa nur schwer eine richtige Vorstellung über die ungeheuren Mengen dieser Thiere machen könne.« Dies ist der leitende Gedanke der Schrift, welche sich zur Aufgabe stellt, dem Leser zu gestatten, tiefere Einblicke in das Treiben der Ameisenwelt zu machen, und manche in jüngster Zeit bekannt gewordene biologische Verhältnisse einem größeren Leserpublicum vorzuführen. Die durch eine Fülle von Thatsachen ausgezeichnete Schrift erhält einen ganz besonderen Wert noch dadurch, dass der in der Literatur sehr belesene Verf. Mittheilungen und Citate aus größeren Werken vorbringt, die nicht leicht zu haben sind und selbst der Sprache nach, worin sie abgefasst sind, nicht von jedem gelesen werden können.

Die Natur der resumierenden Arbeit erlaubt es nicht, einen Auszug aus der vorliegenden Abhandlung zu geben; ganz besonders sei aber auf dieselbe hingewiesen für jeden, der sich für wichtige biologische Fragen interessiert und über Ameisenpflanzen allgemein orientiert sein will.

Die Arbeit gliedert sich folgendermaßen: In einer weitläufigen Einleitung wird der Leser über den Stand der Frage orientiert. Das erste Capitel bespricht »die extranuptialen Nektarien«, d. h. die Anlockungsmittel, welche durch außerhalb der Blütenregion vorkommende Honigdrüsen und -Behälter gegeben sind, die die Ameisen zum Schutze der Pflanze heranziehen, und nicht bloß dieselben von einem Blütenbesuche ablenken und dementsprechend einen Honigraub verhindern. Zweitens werden die »Futterkörperchen« erörtert, die sich bei einigen fremdländischen Gewächsen vorfinden und von Schimper in »Müller'sche Körperchen« und »Belt'sche Körperchen« unterschieden werden. Schließlich gelangen die »Ameisenwohnungen« zur Sprache, soweit diese im Innern des pflanzlichen Organismus, und zwar an Stammgebilden (»Pflanzen mit axilen Wohnräumen«) oder an Blatttheilen (»Pflanzen mit Blattschläuchen«) vorkommen.

84. Heimerl A., Beiträge zur Systematik der Nyctaginaceen. Progr. der k. k. Realschule im XV. Bezirke von Wien (Fünfhaus) 1897, 8°, 40 SS.

Nach der in Engler-Prantls „Natürliche Pflanzenfamilien“ (1889) publicierten monographischen Bearbeitung der Nyctaginaceen hat der Verf. Gelegenheit gehabt, »an reichem Materiale aus den verschiedensten Gebieten eine Menge von Eintheilungsgründen auf ihre Stichhaltigkeit nachzuprüfen und insbesondere einige Gattungen zu studieren, welche seinerzeit entweder gar nicht oder nur in ganz ungenügender Weise vorlagen«.

Im ersten Theile der vorliegenden Beiträge werden drei solcher Gattungen eingehender besprochen, genauer diagnosticiert und auf ihre Affinitätsverhältnisse mit den anderen bekannten Gattungen, somit in ihre richtige taxonomische Stellung zurückgeführt.

Die erste Gattung ist *Phaeoptilum* Radlk., eine aus Südafrika typische Pflanze, von welcher bereits zwei Arten bekannt waren; sie gehört unzweifelhaft zu den Mirabileen, welche jedoch eine Änderung in ihrer Gruppierung erfahren müssen, da das früher als selbständig aufgefasste Genus *Nyctaginia* Chois. zu *Boerhavia* eingereiht werden muss, *Eggersia* Hook. fil. »ihrer Inflorescenzverhältnisse wegen höchstens der Rang einer Section von *Neea*« gebürt. Die drei *Ph.*-Arten lassen sich aber nur misslich voneinander trennen; der Verf. vereinigt sie daher als Formen zu einer einzigen, nämlich zur emendierten Radlkofer'schen Art *Ph. spinosum* und unterscheidet dieselben als: α) *typica*, β) *intercedens* (die von Prof. Schinz dem Verf. zur Verfügung gestellte und von diesem näher studierte Pflanze), γ) *Heimerlii* (*Ph. Heimerlii* Engl.).

Die zweite Gattung ist *Andradaea* Allm., in Herbarien äußerst selten, vom Verf. seinerzeit nur anhangsweise angeführt. Von derselben bekam er sowohl die authentischen Exemplare von F. Allemão (in De Candolles Herbar), als auch ein Blatt mit mehreren Blüten aus Brasilien zu Gesicht, wodurch er in die Lage kam, die Zugehörigkeit von *Andradaea* zu den *Leucastereen* zweifellos darzuthun. »Die Inflorescenzverhältnisse, das aus Sternhaaren gebildete Indument der Pflanze und des Fruchtknotens, die fehlende Sonderung des Perianthes in einen zarten oberen und einen derbhäutigen unteren Theil, die an der Basis nicht vereinten Stamina, das sitzende Ovar usw., all das spricht zu Gunsten dieser Ansicht; durch die Trimerie des Perianthes und die Pleiandrie nimmt *A.* freilich eine Sonderstellung ein.«

Die letzte Gattung ist *Ramisia* Baill., gleichfalls eine typische Leucasteree »mit Schülfernbekleidung, sehr deutlicher Sonderung des Perianthes in einen unteren kesselförmigen und oberen ausgebreiteten Abschnitt, Zweizahl der Stamina, Fehlen der Ringverbindung der Stamina, sternhaarigem Fruchtknoten, geringer Entwicklung der sitzenden Narbe usw. Durch den inneren Perianthwulst, das tief-vierlappige Perianth, die eigenthümliche Ausbildung der Stamina steht sie wohl charakterisiert da.«

Die Familie der Nyctaginaceen würde somit in folgende Unterfamilien zerfallen: I. *Mirabileae* mit den Tribus: *A. Boerhaviine, B. Bougainvilleinae, C. Abroniinae* und *D. Colignoniinae*; II. *Pisonieae* mit den Gattungen *Pisonia* und *Neea*; III. *Boldoeae* mit *Boldoa* und *Cryptocarpus*; IV. *Leucastereae.*

Der zweite Theil der Beiträge bringt eine Übersicht der systematischen Gliederung der Familie, worauf an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann. Doch mögen die vom Verf. vorausgesandten Bemerkungen hier Platz finden. Die Übersicht »dürfte zu pflanzengeographischen Studien und als Beihilfe bei Bestimmungen nicht ganz unwillkommen sein. Sie soll zugleich einen Vorläufer der monographischen Bearbeitung, an der ich seit Jahren arbeite, bilden; für letztere wurde der übliche synonymische Apparat, die ausführliche Diagnosierung der Species, Varietäten und Formen reserviert. In der vorliegenden kurzen, übersichtlichen Darstellung habe ich alle mir bekannt gewordenen, gut unterscheidbaren Arten aufgenommen und von Fundorten nur solche angeführt, von welchen mir Exemplare zur Untersuchung vorlagen; wenn möglich habe ich auch Werke, welche eine gute Abbildung der betreffenden Pflanze enthalten, sowie einige der häufigsten Synonymen angeführt.«

85. **Lanner H., Die Bedeutung unseres Küstenlandes als naturhistorisches Excursionsgebiet.** Progr. der k. k. Realschule in Olmütz 1897, 8°, 24 SS.

Der Verf., welcher bekanntlich für eine alljährliche Verleihung von Ferialstipendien zwecks Durchführung von Studienreisen auch an Mittelschullehrer der naturwissenschaftlichen Fachgruppe thatkräftig eingetreten ist, hat selbst ein derartiges Reisestipendium zu einer Studienreise durch das Küstenland verwendet. Im Vorliegenden stellt er, von lebhafter Begeisterung für das Gesehene durchdrungen, die Wichtigkeit dar, welche das einigermaßen noch wenig gewürdigte Gebiet für jeden Naturhistoriker haben sollte. »Auf einem Flächenraume von ungefähr 80 my² drängt sich Alpenwelt und Karstgebiet, Hügelland und Tiefebene, Küste und Meer zusammen. Man kann sich wohl kaum größere und wirksamere Gegensätze vereinigt denken, als die Alpen mit ihren hart an die Schneegrenze reichenden Gipfeln, den grotesken Formen, die dem Dolomit und Kalkstein zueigen sind, den wilden Thälern und Schluchten, der alpinen Fauna und Flora; dann den Karst, hier zum Theile noch mit ausgedehnten Waldungen, im übrigen aber mit Steinhalden und spärlichem Grün bedeckt, mit den ihm eigenen Phänomenen, den Dolinen und Poljen, den Eishöhlen und großartigen Grotten, den unterirdischen Flüssen und der eigenthümlichen Thier- und Pflanzenwelt, und das in üppiger Fruchtbarkeit prangende Hügel- und Tiefland mit seiner südlichen Vegetation, den Hainen von Laurus, Castanea und Pinus, den mit Weinreben, Feigen, Oliven, Granatapfelbäumen bepflanzten Gärten, der Agave und dem Schalmeienrohr.«

Schöner ließe sich nicht in solcher Kürze die Gesammtheit der Erscheinungen fassen, welche im Küstenlande gedrängt nebeneinander vorkommen.

Im einzelnen führt der Verf. durchaus nicht, wie sonst bei Berichten der Fall ist, seine Reiseroute und -Erlebnisse vor, sondern er

verweilt mit richtigem Scharfblick bei den Momenten im Lande, die eines eingehenden Interesses wirklich bedürfen: das Meer und seine Schätze; die Nothwendigkeit der Gründung einer der österreichischen Monarchie würdigen zoologischen Station, da die in Triest bestehende durchaus nicht zweckmäßig eingerichtet ist und bei der Unzulänglichkeit der Mittel nicht auf der Höhe der Zeit stehen kann. Dieses Institut bedarf derzeit einer durchgreifenden Reorganisation, wenn es die Wissenschaft fördern, seinen Zweck »die naturwissenschaftliche Forschung der Fachmänner Österreichs in den Wettkampf mit denjenigen der Forscher der übrigen europäischen Culturvölker treten lassen zu können« erfüllen, weiterhin auch »der Weiterbildung zoologischer Studien Beflissener« dienen soll.

Die Entstehung des Karstes, in wenigen Zügen hingeworfen, die Grottenphänomene von S. Canzian und die kurze Darstellung des Monte Maggiore, welche nur berührt werden, ferner das Innere von Istrien mit den Braunkohlenlagern von Carpano, die Salinen von Capodistria und Pirano, die landschaftlichen allgemeinen Züge des Friaulischen bilden weitere wesentliche Gesichtspunkte des vorliegenden Berichtes. Des städtischen naturhistorischen Museums sowie des bedeutenden Fischplatzes in Triest gedenkt der Verf. noch ganz besonders.

86. Noë F., Der Schulgarten des k. k. Karl Ludwig-Gymnasiums im XII. Bezirke von Wien. I. Theil. Progr. der genannten Anstalt 1897, 8°, 24 SS. und 1 Plan.

Die für den botanischen Unterricht an Mittelschulen in größeren Städten geradezu zu einer Nothwendigkeit gewordene Einrichtung einer Gartenanlage bei der Schule wurde vom Verf. bereits in dieser Zeitschrift (1893) und auf dem V. deutsch-österreichischen Mittelschultage in Wien (1894) eifrigst erörtert, als eine nicht zu umgehende Voraussetzung für eine intensivere Pflege der Pflanzenkunde im Sinne des neuen Lehrplanes. In der That wird wohl jeder Fachmann, welcher in einer größeren Stadt wirkt oder in einem Centrum dociert, dessen Umgebung sich weniger günstig zur Herbeischaffung des erforderlichen Anschauungsmaterials eignet, den Ansichten des Verf.s völlig beistimmen. Erwächst dadurch dem Lehrer eine nicht geringe Überbürdung und Einschränkung seiner freien Zeit, so sind doch die Vortheile, die ihm daraus erwachsen, und der hohe Gewinn für das Studium der Schüler von ausschlaggebender Wichtigkeit, so dass man für eine allgemeinere Einführung von passenden Schulgärten auch eine allgemeinere Übereinstimmung der Collegen erwarten dürfte. Ref., der sich in einer der oben berührten Lagen befindet und selbst durch mehrere Jahre an anderem Orte einem botanischen Garten vorzustehen hatte, daher die Mühseligkeiten und Unannehmlichkeiten einer derartigen Beschäftigung kennt, stimmt dennoch dem Verf. vollkommen bei und tritt gleichfalls für eine baldmögliche Errichtung von Gärten an Mittelschulen kräftig ein.

Der Verf. erörtert in dem einleitenden Theile seiner Arbeit diese Frage nach allen Seiten und weist auf die Verhältnisse in Deutschland sowie auf die erzielten Resultate mit den Schulgärten einiger Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten in Österreich hin. Im Anschlusse daran werden die Verhältnisse des Schulgartens, welcher dem k. k. Karl Ludwig-Gymnasium in Unter-Meidling seit 1893 beigegeben ist, dem Leser vorgeführt, und zwar wird zunächst die Entstehungsgeschichte des Gartens besprochen, sodann die Einrichtung desselben, dessen Betrieb und Benützung, die Beschaffung des Pflanzenmaterials zur Sprache gebracht. S. 15—20 ist eine systematische Übersicht (nach Willkomms Schulflora) des Pflanzenbestandes im Sommer 1896 gegeben, während der Plan (S. 30) die Vertheilung der Familien und Pflanzengenossenschaften im Garten darstellt.

Der hier besprochene Garten ist »der erste größere Versuch einer derartigen Anlage in Österreich«, eine Institution, die bei uns wohl völlig neu genannt werden muss, wiewohl dieselbe in directem Zusammenhange mit der »Ausgestaltung und Erweiterung des naturgeschichtlichen Unterrichtes an unseren Gymnasien« steht.

»Mögen recht bald, recht viele solcher Gärten entstehen!«

Triest. R. Solla.

---

87. **Katz Eberhard, Herbarts Regierung, Unterricht und Zucht nach dem Inhalte reproduciert.** Darauf bezüglich Lohn und Strafe, Internate. Progr. des öffentl. Stifts-Untergymn. der Benedictiner zu St. Paul 1896, 8°, 25 SS.

Da der Verf. ausdrücklich im Titel und Vorwort hervorhebt, dass es ihm nur um eine Wiedergabe des Inhalts von Herbarts »Umriss päd. Vorlesungen« sowie der einschlägigen Partien aus den Werken von Rein, Nahlowsky, Schrader, Ziller und Willmann zu thun war, so braucht sich diese Anzeige mit dem Inhalte der Arbeit selbst nicht zu befassen. Es war aber gewiss ein glücklicher Gedanke, eine Lanze für das Internatwesen unter dem Schilde Herbarts einzulegen. Es ist so viel über Wert und Unwert des geschlossenen Schulwesens geschrieben worden, dass die Bemühungen des um das Gymnasium hochverdienten Benedictinerordens im Internate zu St. Paul nicht trefflicher und bescheidener ins Licht gestellt werden konnten, als es in diesem Programmaufsatze vom Leiter des Josephinums in St. Paul geschehen ist, der jetzt zugleich Director des dortigen Stiftsgymnasiums ist. Übrigens ist dem Verf. der Abhandlung auch die Zusammenordnung Herbart'scher Gedanken über den erziehlichen Unterricht nach dessen einzelnen Theilen nicht übel gelungen, so dass sie wohl geeignet ist, auf kürzestem Wege in den Herbart'schen Gedankenkreis denjenigen einzuführen, der das 1. Heft der Pädagogischen Studien von Dr. W. Rein, worin dieser über »Herbarts Regierung, Unterricht und Zucht« handelt, nicht zur Hand hat. Zu kurz kommt in der Darstellung jedenfalls das Capitel vom Unterrichte; der Verf. scheint gefürchtet zu haben, diesen Theil des »Umrisses« anzuschneiden: die Versuchung lag nahe, ausführlich zu werden. Aber es musste wenigstens gezeigt werden, ob der Leser noch irgendwo bei Herbart, sei es im Umriss oder in seinen anderen pädagogischen Schriften, praktische Winke für die Durchführung der im Aufsatze nur ganz allgemein angedeuteten Ziele des Unterrichtes finden könne.

88. **Zaunmüller Josef, Kritik des Herbart'schen Unterrichtssystems, enthaltend die Widerlegung dieses (!) und die Grundlegung eines neuen Systems.** Progr. des Kaiser Franz Joseph-Staatsgymn. zu Freistadt in Oberösterreich 1896, 8°, 16 SS.

Beginnen wir mit der Schlussangabe des Titels! Auf 16 Octavseiten die Widerlegung des Herbart'schen Unterrichtssystems und die Grundlegung eines neuen — allen Respect! Das muss eine scharfe Klinge sein, mit der der Verf. ficht, oder es ist ein Scherz, den er mit uns treibt. Was von beiden das Richtige ist, werden zum Theil folgende dem Aufsatze wörtlich entnommene Stellen ergeben: »Ich (Zaunmüller) bediene mich bei der Erklärung der Begriffe nicht immer der Worte Herbarts, welche oft schwer verständlich und dunkel sind, sondern einer mehr verständlichen Ausdrucksweise. Wenn die Erklärung nicht immer scharf dem Sinne Herbarts entsprechen sollte, so kommt es bei der

folgenden Erörterung (der Verf. ist nämlich gerade daran, die Grundbegriffe des Herbart'schen Unterrichtssystems klarzulegen) nicht darauf an, sondern auf eine ungefähre Darstellung der Begriffe vom Standpunkte der Unterrichtslehre.

Auf S. 4: »Ich erkläre noch einmal, dass es mir bei der Auseinandersetzung der Grundbegriffe des Herbart'schen Unterrichtssystems nicht darauf ankam, eine Darstellung der Herbart'schen Begriffe mit scharfer Abgrenzung im Herbart'schen Sinne zu geben, sondern nur darauf, die Stellung derselben anzugeben und ihren Inhalt in der Weise, wie ich (Zaunmüller) selbst zu denken pflege, kurz anzudeuten oder zu skizzieren, ähnlich etwa wie ein Übersetzer auch die Worte des fremdsprachlichen Autors nicht immer scharf wiedergeben kann, sondern oft nur den Sinn der Wortverbindungen wiedergibt.«

S. 4: »Wir brauchen über den Begriff (»Interesse«) selbst nicht weiter zu sprechen; es versteht ja jeder erfahrungsgemäß, was Interesse heißt und damit bezeichnet wird, und Herbart hat ja das Wort in dem üblichen Sinne gebraucht.« Schade nur, dass gerade das nicht richtig ist, und umso bedauerlicher, als Z. von hier aus den Herbart'schen Bau aus den Angeln zu heben bemüht ist.

Wie wenig sich der Kritikus zutraut, den Sinn der Herbart'schen Aufstellungen zu treffen, also Herbart zu verstehen, geht nicht nur aus den gewundenen Ausdrücken in der obigen Auslese, sondern auch aus folgenden Redewendungen deutlich hervor: »Unter Erfahrung versteht er (Herbart) offenbar die Auffassung der Natur« (S. 5); »die Besinnung Herbarts entspricht, glaube ich, dem, was wir Gesammtauffassung nennen« (S. 13); »Unter Vertiefung versteht er ungefähr das, was wir Detailauffassung nennen ..... ich werde vielleicht zu einer anderen Anordnung der Grundbegriffe gelangen wie Herbart« (S. 7). Und trotz dieses wenig zuversichtlichen Redetones, nachdem Herbart abgethan und Zaunmüller auf den Thron gesetzt ist, auf S. 18 folgender Ausdruck des gehobenen Selbstbewusstseins: »Ich habe ein scharfes Urtheil über die Herbart'sche Unterrichtslehre gefällt, allein dasselbe ist die unerbittliche Consequenz der Denkarbeit, welcher ich die Unterrichtsbegriffe unterzogen habe.« Du armer Herbart, dass Du aber auch gar so unvorsichtig warst, Dein ganzes Gebäude auf einen so unterwaschenen Grund zu stellen, dass es über Nacht weggeschwemmt werden konnte. Aber es ist Dir ein wenn auch nur schwacher Trost geblieben. Zaunmüller glaubte sich eben verpflichtet, »die Wahrheit so zu sagen, wie er sie gefunden hat«, und versichert Dir auf S. 14 und 18, dass Du Dir doch wenigstens durch die Darstellung der Form des Unterrichtes um die Technik des Unterrichtes Verdienste erworben hast, und dass es gar nicht seine Absicht war, Deine Verdienste um die Pädagogik herabzusetzen.

Wer die Gedankengänge Zaunmüllers und sein neues Unterrichtssystem näher kennen lernen will, wird freilich das Freistädter Gymnasialprogramm vom Jahre 1896 selbst in die Hand nehmen müssen: so viel lässt sich nicht in so wenigen Zeilen sagen.

Wien. J. Loos.



Dem Andenken unserer allgeliebten, unvergesslichen Kaiserin

Elisabeth,

gestorben am 10. September 1898,

der erhabenen Schätzerin und Freundin der griechischen Sprache und deren Literatur.



Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Behandlung der Neposlectüre nach formalen Stufen, durchgeführt an einer methodischen Einheit.

So mancher Lateinlehrer hat beim Unterrichte im Obergymnasium die traurige Erfahrung gemacht, dass die Schüler auf dieser Unterrichtsstufe manchmal über die gewöhnlichsten grammatischen und sprachlichen Erscheinungen schlecht unterrichtet sind; und doch lässt sich nicht behaupten, dass die betreffenden Unterrichtspensen seinerzeit im Untergymnasium nachlässig durchgearbeitet worden seien. Dieser Mangel zeigt sich vor allem bei den schriftlichen und mündlichen Übersetzungen aus dem Deutschen; er beeinflusst aber auch die Lectüre der Classiker, so dass infolge der vielfach sich ergebenden Verbesserungen grammmatischer Fehler der Zweck der alten Lectüre, die Beschäftigung mit dem antiken Leben, nicht in entsprechender Weise erreicht werden kann. Zugleich ist nicht selten bei den Schülern während des Lesens eine erstaunliche Gedankenlosigkeit und Gleichgiltigkeit zu bemerken, die dieselben unfähig macht, über das Gelesene nachzudenken, und die es ihnen nahezu unmöglich erscheinen lässt, das Vergessene nachzuholen oder sogar Neues hinzuzulernen. Kein Wunder, wenn in unserer von dem großartigen Aufschwunge der Naturwissenschaften in Staunen versetzten Zeit Vorwürfe über Erfolglosigkeit und Unzweckmäßigkeit der philologischen Studien auf dem Gymnasium immer wieder erhoben werden.

Dieser Gedankenlosigkeit und Vergesslichkeit der Schüler soll schon vom Beginne des lateinischen Unterrichtes an vorgebeugt werden, es soll schon vorher in der Volksschule entgegengearbeitet worden sein. Man biete dem jugendlichen Lateiner einen Stoff, der sein Interesse wachruft und der reichlich Gelegenheit schafft, auf früher Gelerntes zurückzugreifen, [1]) und man hat beide

---

[1]) Leider lässt das in Österreich weit verbreitete Übungsbuch von Hauler für die 1. und für die 2. Classe in beiden Beziehungen noch viel zu wünschen übrig.

Forderungen erfüllt. Concentration in sachlicher und in sprachlicher Beziehung ist die Voraussetzung eines gedeihlichen Sprachunterrichtes. Die sachliche Concentration fordert zusammenhängende Gesinnungsstoffe, der sprachlichen Concentration dient die zweckmäßige Wiederholung. Doch nicht an die Wiederholung von ganzen Partien der Grammatik oder des Übungsbuches sei hier gedacht, die dann einzutreten pflegt, wenn das Gelernte schon vergessen ist, die aber bei ihrer Raschheit noch weniger zu einem sicheren Wissen führt; das Sprichwort „Wiederholung ist die Mutter der Studien" möge hier den Sinn haben, dass das einmal Gelernte so lange in den folgenden Unterrichtseinheiten sich wiederfinden soll, bis es sicheres Eigenthum der Schüler geworden ist; es soll auch späterhin ab und zu wiederkehren, damit es nicht aus dem Gedächtnisse schwinde. Doch eine solche immanente Wiederholung fordert Zeit, die durch maßvolle Beschränkung des grammatischen Lehrstoffes gewonnen werden kann. Wird auf jeder Unterrichtsstufe alles das übergangen, was auf derselben für die Schüler noch entbehrlich ist oder was ihrem Verständnisse noch Schwierigkeiten bereitet, so kann der vorgenommene Lehrstoff tüchtig eingeübt und immer wieder vorgeführt werden, bis er jeder Wiederholung entbehren kann, so dass nun wieder etwas Neues zu immanenter Einübung gelangen mag.[1])

Gehen endlich die Schüler in der dritten Classe an die Lectüre des ersten lateinischen Schriftstellers, so erhebt sich mit aller Entschiedenheit die Forderung, auf den Inhalt vertiefend einzugehen, wenn anders die Lectüre nicht in ein leeres Sätzeübersetzen ausarten soll. Ist hiemit die Möglichkeit geboten, die sachliche Concentration zu pflegen, so ist andererseits auch Stoff genug vorhanden, um in sprachlicher Beziehung für immanente Repetition zu sorgen, während die Vermehrung und Erweiterung des sprachlichen Wissens zum Theile der Lectüre, zum Theile dem Grammatikunterrichte zufällt. Es ist nun Sache einer angemessenen Methode, die richtige Verbindung aller dieser geistigen Thätigkeiten herzustellen. Natürlich wäre es unrichtig, wollte man den Gang der Lectüre allenthalben durch grammatische Erörterungen und sachliche Besprechungen unterbrechen; es müssen alle diese Dinge an geeigneter Stelle für sich vorgeführt werden, so dass der Schüler wenigstens in einem Theile der Stunde wirklich Lectüre treibe, d. h. möglichst anstandslos die Worte des Schriftstellers lese und auch verstehe; eine durch Correcturen und Erklärungen unter-

[1]) Die hier geschilderte Beschränkung führte in meiner Classe zu dem erfreulichen Resultate, dass am Schlusse des dritten Lateinjahres alle Schüler, die an meinem Unterrichte von der ersten Classe an theilgenommen hatten, den absolvierten Lehrstoff vollständig beherrschten. Nachlässige oder unfähige Schüler dürfen nicht dagegen angeführt werden.

brochene Lectüre ist eben keine Lectüre, sondern geisttödtendes Abmühen. Doch ist hiebei zu beachten, dass die Schüler schon am Beginne der dritten Gymnasialclasse in sachlicher und sprachlicher Beziehung auch wirklich entsprechend vorgebildet sein müssen, sonst käme eine Lectüre nicht in Gang; dabei ist nicht ausgeschlossen, dass Einzelheiten, die zwar schon eingeübt, aber noch nicht sicheres Besitzthum aller Schüler geworden sind, für die zu lesende Stelle schnell noch einmal vorgenommen werden. Jede Lectüre beruht auf zuverlässigen Kenntnissen, sie folgt auf eine angemessene Vorbereitung und endigt in Erklärungen und Überlegungen, oder um die Kunstausdrücke der Herbart-Ziller'schen Schule zu gebrauchen, jeder Lectüre muss eine Analyse vorausgehen, während sie selbst die Synthese bildet, die mit Concentrationsfragen abschließt. Die an geeigneten Stellen vorzunehmenden Rückblicke würden bei entsprechender Behandlung die Stufen der Association, des Systems und der Function bilden.

Die im Voranstehenden kurz angedeuteten Gesichtspunkte habe ich zum Gegenstande einer längeren Untersuchung gemacht, welche im Programme des k. k. Staatsgymnasiums in Eger vom Jahre 1897 veröffentlicht ist und den Titel führt: „Die formalen Stufen Zillers in ihrer Anwendung bei der Lectüre des Cornelius Nepos in der dritten Classe des österreichischen Gymnasiums". Ich habe daselbst versucht, nach einer Darstellung der Lehre von den formalen Stufen und aller auf dieselben bezüglichen Fragen zu zeigen, in welcher Weise die lateinische Lectüre am österreichischen Gymnasium unbeschadet der in den Instructionen und Erlässen gegebenen Vorschriften nach diesen formalen Stufen eingerichtet werden könnte. Dieser Untersuchung wurde die Neposlectüre der dritten Gymnasialclasse zugrunde gelegt, weil hier der geistigen Entwicklung und Ausbildung der Schüler entsprechend das pädagogische System in seiner weitesten Ausgestaltung erscheint, sowie auch deshalb, weil auf diesem Gebiete meine praktische Erfahrung die Theorie ergänzte. Theoretische Erwägungen und deren praktische Durchführung führten mich allmählich zu zwei Schemen des Unterrichtes, die ich S. 27 und S. 28 meiner Abhandlung aufgestellt habe und die ich hier wiedergeben will mit dem Bemerken, dass Veranlagung und Ausbildung der Schüler, sowie die Beschaffenheit des Unterrichtsstoffes mannigfache Abänderungen erfordern.

Die erste Tabelle bezieht sich auf Analyse und Synthese:

I. Angabe des Zieles der methodischen Einheit oder eines Theilzieles.

II. Analyse. 1. Sachliche Analyse. 2. Sprachliche Analyse. *a*) onomatische; *b*) syntaktisch-stilistische; *c*) begriffliche (termini technici).

III. Synthese. 1. Vorausgehende Angaben und Erklärungen. 2. Vorlesen durch den Lehrer und rohe Totalauffassung des Schülers. 3. Nachträgliche Analyse unerwarteter Anstöße und Winke für die

Übersetzung. 4. Übersetzung des Schülers unter Anwendung des Construierens. 5. Concentrationsfragen: *a*) sprachliche; *b*) sachliche. 6. Geläuterte Totalauffassung und Überschrift. 7. Musterübersetzung. 8. Erwartungsfragen behufs Aufstellung des nächsten Zieles (Theilzieles).

Die zweite Tabelle schildert den Rückblick nach erfolgter Durcharbeitung einer methodischen Einheit:

I. Sachliche Association. 1. Geläuterte Totalauffassung und Disposition. 2. Fachwissenschaftlicher Gewinn.

II. Sprachlicher Abschluss. 1. Onomatische Association. 2. Retroversionen. 3. Lateinische freie Wiedergabe. 4. Mustergiltiges Lesen und Übersetzen.

III. Psychologische und ethische Association und System.

IV. Function (deutsche und lateinische Ausarbeitungen).

Die folgende Skizze der Behandlung einer methodischen Einheit aus der Biographie des Miltiades möge ein Bild von einer Reihe zusammenhängender Lectürestunden entwerfen, die nach formalen Stufen eingerichtet sind. Zweck derselben ist nicht, dem Lehrer eine Präparation in die Hand zu geben und ihn einer Arbeit zu entheben, sondern es soll gezeigt werden, durch welche Veranstaltungen eine Gliederung in den Lehrstunden erzielt werden kann, die den gegebenen Erörterungen entspricht und Concentration in sachlicher und sprachlicher Beziehung begünstigt. Ich wähle hier die durch in Österreich übliche Lehrbücher zuerst gebotene methodische Einheit, „Miltiades am Hister", nach dem Wortlaute, der in den Memorabilia von Schmidt und Gehlen, 6. Aufl. 1894, S. 75, Z. 1—27, erscheint, mit welchem der Wortlaut in Joh. Schmidts Latein. Lesebuche für die 3. Classe nahezu übereinstimmt. Die Rücksicht auf die in der dritten Classe noch geringe Gewandtheit der Schüler forderte zunächst die Streichung der indirecten Reden, Z. 12—15 und Z. 18—22, welche im Einvernehmen mit dem Fachlehrer der Parallelabtheilung vorgenommen wurde.

1. Stunde.[1])

Hauptziel. „Es ist zunächst unsere Aufgabe, den Bericht eines lateinischen Schriftstellers zu lesen, *inwiefern Miltiades seinem Vaterlande mit Rath und That beigestanden hat*".

Analyse. „Was möget Ihr wohl schon über Miltiades wissen?" — (Die Schüler eines österreichischen Gymnasiums werden in der Regel für unsere Zwecke zu viel mittheilen, so dass der Lesestoff sehr wenig Neues mehr bietet. Dies wäre im allgemeinen ein Fehler, doch mag zugegeben werden, dass am Anfange des

1) Es empfiehlt sich, schon die zweite Hälfte der vorausgehenden Stunde den folgenden Ausführungen zu widmen, so dass das erste Pensum etwa $1^1/_2$ Stunden umfasst.

Lectüreunterrichtes eine derartige Erleichterung der ohnedies schwierigen Stelle erwünscht ist. Es dürfte wohl angezeigt sein, das zweite Semester mit der im Detail weniger bekannten Alexanderbiographie des Curtius auszufüllen.) — „Wo aber trat Miltiades zum erstenmale dem Perserkönige Darius entgegen?“ „Am Hister.“ Es folgt nun:

1. Erwartungsfrage und 1. Theilziel. „Was war der Anlass, dass Miltiades am Hister sich als Gegner des Darius zeigte? Darüber gibt uns Cornelius Nepos — so heißt unser Schriftsteller — Auskunft. Doch bevor wir lesen, muss ich noch einiges fragen.“

1. Sachliche Analyse. „Wer ist dieser Darius? Wann regierte er? Was weiß von ihm die Weltgeschichte zu berichten? Wo befindet sich der Hister? Welche Länder und Völker umgeben ihn? Auf welchem Wege gelangte Darius an den Hister?“

2. Sprachliche Analyse. *a*) onomatische: „Es werden Euch folgende Wörter wohl noch bekannt sein: über einen Fluss setzen (Antwort: flumen traicere, transire), nach Asien übersetzen, beschließen (statuere, constituere, decernere, consciscere), eine Brücke über einen Fluss schlagen, führen, hinüberführen, anwesend sein, abwesend sein, zurücklassen, im Stiche lassen, bei sich tragen, mit mir u. s. f., geben; was ist wohl das: den Persern den Krieg ins Land tragen? und wie heißt es im Lateinischen?“ [1])

b) Grammatisch-stilistische Analyse. 1. „Treffet Ihr noch: nach Besiegung des Feindes (der Feinde)? (hoste victo, hostibus victis), nach Eroberung der Stadt, nach Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres? Dann wisset Ihr auch: nach Übersetzung des Heeres? Wie hätte es im Deutschen besser gelautet?“ [2]) 2. „Wie übersetzt Ihr: Der Feldherr ermahnt die Soldaten, tapfer zu kämpfen? und wie: Der Feldherr ermahnte die Soldaten, tapfer zu kämpfen? Warum dieser Unterschied?“ 3. „Ihr kennet wohl noch die Ausdrücke: während er lobte, so lange als er lobte?“

---

[1]) Man sehe darauf, dass die Schüler viele Synonyma nennen, worauf sie in der zweiten Classe eingeschult werden müssen.

[2]) Ich hatte in der zweiten Classe, entgegen der herrschenden Übung, den ablativus absolutus als Verkürzung eines Nebensatzes darzustellen, denselben unmittelbar mit den deutschen Adverbialsubstantiven zusammengestellt und war dabei von den allen Schülern bekannten Wendungen: ante (post) Christum natum, ante (post) urbem conditam ausgegangen, indem ich dieselben auf andere präpositionale Verhältnisse und andere Wortverbindungen übertrug. Denselben Weg empfehlen auch Nägelsbach, Gymnasialpädagogik, herausg. von Autenrieth, Erlangen 1862, S. 100, Perthes, Zur Reform des latein. Unterrichtes, 4. Art., S. 127, Schiller, Praktische Pädagogik, Leipzig 1886, S. 376 und Dettweiler, Didaktik und Methodik des Lateinischen = Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, 3. Bd., 3. Abth., S. 88. Die Warnung Thumsers (Zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes, Progr. Troppau 1896, S. 13), betreffend die „Verdeutschungen zur Erklärung von Constructionen, die dem deutschen Sprachgebrauche zuwider sind“, dürfte der hier vorgetragenen Ansicht nicht sonderlich im Wege stehen.

c) Begriffliche Analyse. Ich hätte nur noch zu fragen, was die copiae eines Feldherrn sind?"

Synthese. 1. „Ich muss Euch noch auf Aeolis und Ionia aufmerksam machen; perpetuus heißt: andauernd, fortdauernd."

2. „Nun gebet acht, wie viel Ihr versteht, während ich langsam vorlese", S. 75, Z. 1—5 der bezeichneten Ausgabe. — (Der Lehrer liest langsam, Schwieriges auch zweimal, unter deutlicher Hervorhebung zusammengehöriger Wortgruppen. Es ist auch gestattet, behufs Erleichterung des Verständnisses Wörter umzustellen und periodenartige Satzconstructionen durch Zerlegung zu vereinfachen.) — Verschiedene Schüler melden sich zum Übersetzen; vorher aber müssen sie Rechenschaft ablegen über das, was sie verstanden haben, indem sie das Gelesene mit eigenen Worten erzählen (rohe Totalauffassung).[1]) Irrthümer, die sich herausstellen, sind sogleich durch Besprechung der betreffenden Stellen zu verbessern; ebenso kann mancher Vorschlag für die zu liefernde Übersetzung vom Lehrer oder von den Schülern gemacht werden (Punkt 3).

4. Beim Übersetzen wird jeder Schüler angehalten, vor allem sinngemäß zu lesen, ferner zu analysieren und zu construieren; es genügt, dass der Schüler die Satzglieder der Reihe nach kurz heraushebt und sogleich die deutsche Bedeutung jedes Gliedes angibt; zuletzt wird er die Stelle in möglichst gutem Deutsch übertragen. Verstöße ließ ich gewöhnlich von dem übersetzenden Schüler selbst, oft schon bei der Satzanalyse, beseitigen. Die Übersetzung soll ja nach Möglichkeit das Werk des übersetzenden Schülers sein; er soll demnach angeleitet werden, selbst an seinem eigenen Werke zu bessern. Dass trotzdem für die Mitbeschäftigung der übrigen Schüler gesorgt werden muss, ist selbstverständlich. — Im zweiten Satze werden die Schüler qua traduceret wiedergeben durch: um hinüberzusetzen. Aufmerksam gemacht, werden sie den relativen Finalsatz erkennen, wie sie deren schon in der zweiten Classe kennen gelernt haben. Ich theile ihnen mit, dass qua = damit (er) auf solchem Wege, lasse aber übersetzen: um auf solchem Wege. Im dritten Satze schlage ich für dum ipse abesset vor: für die Zeit seiner Abwesenheit, fordere jedoch die Erklärung des Conjunctivs. Custodes reliquit principes könnte lauten: Zur Bewachung ließ er die Tyrannen zurück. Quibus singulis = jedem von ihnen; der relative Anschluss war in der zweiten Classe bekannt geworden. Bei suarum urbium kommt die Frage zur Besprechung, wessen Städte gemeint seien, und ob die Wortstellung Aufschluss gebe; warum der Plural perpetua imperia?[2]) Solche Erklärungen können

---

[1]) Bei diesem ersten Versuche mag vielleicht die rohe Totalauffassung weniger gelingen, doch die fortgesetzte Übung wird ganz gute Leistungen erzielen.

[2]) Die hier und im Folgenden zu besprechenden syntaktischen Eigenheiten sollen allmählich gesammelt und geordnet werden, bis die Grammatikstunde den systematischen Abschluss bringt. Hiebei können

entweder sogleich bei der Herausarbeitung der Übersetzung oder nach Vollendung derselben gegeben werden. Nachdem die Schüler rasch noch einmal übersetzt haben, folgt gegen Ende der Stunde

5. die sprachliche Concentrationsfrage: „Was habt Ihr heute aus dem Lateinischen Neues gelernt?" Von dem Vielen, das die Schüler vielleicht bemerken, hebe ich als neu bloß Folgendes heraus: 1. qua und füge sogleich bei: ea, hac, illac, istac; 2. den relativen Finalsatz. Zum Abschluss der Stunde gebe ich die Musterübersetzung, falls die Übersetzung der Schüler noch nicht allen Anforderungen des deutschen Stiles entspricht. „Und wie würdet Ihr nun schreiben, wenn dies Eure deutsche Arbeit wäre?" Die Musterübersetzung kann von einem Schüler wiederholt werden.

2. Stunde.

Die Stunde beginnt mit der Wiederholung der Totalauffassung (geläuterte Totalauffassung) und Bestimmung der Überschrift: „Aufstellung einer Brückenwache". Nachdem die Vocabeln und Redewendungen nebst den besprochenen grammatischen Regeln durchgeprüft worden sind, wird die Stelle nochmals gelesen und möglichst gut übersetzt. Hiedurch sollen die Schüler zeigen, dass sie sich mit Nutzen in die Worte des Schriftstellers vertieft haben; schließlich ergibt sich eine Reihe von Concentrationsfragen: „Wer sind wohl jene aus Jonien und Äolis mitgeführten Tyrannen? Und was sind das für Städte, in denen sie herrschten? Griechen erscheinen hier als Gewaltherrscher in den kleinasiatischen Griechenstädten; wie kommt aber Darius zu dem Rechte, so zu verfügen?" Ein historischer Umblick wird das Verhältnis aufklären. „Welches war nun die Stellung dieser Tyrannen? Warum wurden die Griechenstädte nicht den königlichen Satrapen, sondern besonderen Tyrannen anvertraut? Darüber gibt auch unser Schriftsteller, Cornelius Nepos, Auskunft, Z. 5 bis 9". — 2. Theilziel.

Analyse: „Wir sprachen von Kleinasien; wie nannte man die Halbinsel im Alterthum? Welche Theile derselben sind uns schon bekannt? Von welchen Volksstämmen wurde es bewohnt? Was versteht Ihr unter dem schon gebrauchten Ausdrucke: die kleinasiatischen Griechen?"

„Was heißt im Lateinischen: wohnen, bewohnen (habitare, incolere), ein Land bewohnen, sprechen, in lateinischer Sprache sprechen (in = ?), wer sind wohl die Latino sermone loquentes?

---

folgende Sammlungen dem Lehrer gute Dienste leisten: Lopot, Beispiele zur Einübung der lateinischen Syntax aus Cornelius Nepos. Pr. Weidenau 1891, 1892; Michl, Sätze und zusammenhängende Abschnitte aus Cornelius Nepos, Wien 1891; Brand, Neposätze zur Einübung der lateinischen Casuslehre, Bielitz 1889; Korb, Lateinische Übungssätze zur Casuslehre aus Curtius Rufus, Prag 1887.

zurückhalten, übergeben (tradere, dedere), schützen, unterdrücken, nach Unterdrückung des Feindes, nach meiner Unterdrückung, leicht (zu machen), nebst Comparation und Adverb, gar keine Hoffnung, denn der Vater, unter den Freunden (in amicis, inter amicos)?"

„Wie übersetzet Ihr: 1. ich glaube, dass Sokrates; ich glaube, dass ich; Sokrates glaubt, dass er;[1]) 2. der Feind hofft zu siegen; 3. durch Besiegung der Feinde (hostibus victis, hostibus vincendis); vor, nach, bei Vertheidigung der Stadt?"

Synthese: „Ihr werdet vielleicht schon aus den Worten des Schriftstellers entnehmen, weshalb gerade Griechen zu Tyrannen der unterworfenen Griechenstädte auserlesen wurden." Der Lehrer liest Z. 5—9, die Schüler geben ihre rohe Totalauffassung, der die nothwendigen Verbesserungen folgen. Sie liefern hierauf unter geeigneter Nachhilfe auf Grund der Satzanalyse und des Construierens eine möglichst entsprechende Übersetzung, wobei der übersetzende Schüler vor allem angehalten wird, selbst die besten Wendungen aufzusuchen. Während oder nach der Übertragung kommen zur Besprechung: 1. oppida tuenda tradere, den Schutz der Städte übergeben, die Städte zum Schutze übergeben; vgl. custodes pontis principes relinquere; es handelt sich aber darum, die Städte für die Perser zu wahren, daher: Obhut; 2. spes salutis, Hoffnung auf; 3. se oppresso, im Falle seines Unterganges, falls er unterliege; 4. in hoc numero, unter diesen; 5. Graeca lingua loquentes, qui Asiam incolunt, die kleinasiatischen Griechen. 6. Es folgt noch die Frage, weshalb in diesen Sätzen vielfach der Conjunctiv stehe; schon hier sind Beispiele genug vorhanden, um den für die Lectüre unentbehrlichen Satz zu entwickeln, dass der Schriftsteller die Gedanken des Dareus in allen Conjunctional- und Relativsätzen durch den Conjunctiv bezeichne. Zuletzt folgt die Musterübersetzung, die von einem Schüler wiederholt wird.

3. Stunde.

Die Stunde beginnt wieder mit der geläuterten Totalauffassung und mit dem Abprüfen des sprachlichen Theiles, wobei auch auf die vorherige Lection zurückgegriffen wird. Es folgen auf den Inhalt bezügliche Concentrationsfragen: „Wer sind wohl die amici, denen Dareus Machtstellen verliehen hat?" Vielleicht sind den Schülern welche bekannt? (Histiäus, Hippias). Die kluge Berechnung des Dareus in der Wahl und Ausnützung dieser Leute. Nachdem die Stelle nochmals gelesen und übersetzt worden ist, wird kurz der Inhalt bezeichnet: „Gründe des Dareus für die Wahl der griechischen Tyrannen", sowie auch des Inhalts von Z. 1—9: „Dareus lässt zur Bewachung der Histerbrücke die kleinasiatischen

---

[1]) In solchen stehenden Formeln war in der zweiten Classe der accusativus (nominativus) cum infinitivo eingeprägt worden.

Tyrannen zurück; denn ihnen brachte er das größte Vertrauen entgegen." Sogleich ergibt sich die Erwartungsfrage,

das 3. Theilziel: „Wird das Vertrauen des Dareus bezüglich dieser Männer gerechtfertigt?"

Analyse: Man erinnere sich an die Handlungsweise mehrerer dieser Tyrannen, z. B. des Hippias, des Histiäus oder des Aristagoras. Auch des Miltiades' Rath mag den Schülern bekannt sein. „Welches waren nun die Gründe für den Rath des Miltiades? Dies erfahren wir aus Z. 9—16" (wobei die für den Anfang zu schwierige indirecte Rede Z. 12—15 gestrichen, der Satz Z. 15—16 vorläufig durch esse putabat ergänzt wird).

„Wie heißt im Lateinischen: herzubringen (Conjugation!), ohne Erfolg kämpfen, bedrängen, ermahnen (Construction!), aus der Hand lassen, eine Brücke bauen, abbrechen, wiederherstellen, zugrundegehen (Conjugation!), am Tage, in der Nacht, in wenigen Tagen?"

„Wie übersetzt Ihr: 1. wann er lobt, wann er loben wird, als er lobte, nachdem er gelobt hatte; 2. bei der Befreiung Griechenlands, zur Befreiung Griechenlands, die Gelegenheit zur Befreiung Griechenlands (Griechenland zu befreien); 3. er glaubt, dass der König?"

Synthese: Vorlesen, rohe Totalauffassung nebst Verbesserung, Übersetzung unter Anwendung des Analysierens. — Bemerkungen in sprachlicher Rücksicht: crebri nuntii afferunt, ein Bote über den andern kommt mit der Meldung; hostium ferro, durch das Schwert der Feinde; in der folgenden Musterübersetzung mag vorgeschlagen werden: Als eine Nachricht über die andere kam; inopia = Mangel an Lebensmitteln. Hier lernt der Schüler zwei Ausdrücke kennen, die im Deutschen durch bezeichnendere ersetzt werden müssen, ferro, inopia.

4. Stunde.

Geläuterte Totalauffassung und Überschrift: „Rath des Miltiades", Abprüfen des sprachlichen Theiles mit Einschluss der wichtigeren Erscheinungen aus den früheren Lectionen.

Hier wird vor allem die Erwartungsfrage rege geworden sein: „Wie kam es, dass auch Miltiades, der Athener, unter den kleinasiatischen Tyrannen zur Bewachung der Histerbrücke zurückgelassen wurde?" Die Biographie in unserem Lesebuche gibt auf diese Frage keine Antwort; erst S. 77, Z. 27 findet sich die Bemerkung: Nam in Chersoneso perpetuam obtinuerat dominationem tyrannusque fuerat appellatus, sed iustus. Doch wie kam er in den Besitz dieser Herrschaft auf der thrakischen Chersones? Diese Frage kann auch in der Deutschstunde ihre Beantwortung finden, wenn das aus Herodot bekannte Erlebnis des Oheims Miltiades als Aufsatzthema gestellt wird. (Vgl. Instr. S. 87: Beginnen mag man mit einer classischen Erzählung.)

Wir wenden uns sogleich zu den Übergangsfragen: „Wurde also das Vertrauen des Dareus ganz gerechtfertigt? Welches war der Grund für das Verhalten des Miltiades? Wie heißt die lobenswerte Charaktereigenschaft, die Miltiades hier gezeigt hat? Dachte er hiebei bloß an die kleinasiatischen Griechen oder auch an die im Mutterlande? Wie verhielten sich aber die übrigen Wächter an der Brücke?" — 4. Erwartungsfrage und 4. Theilziel, Z. 17—24 mit Ausschluss von 18—22.

Die sachliche Analyse erstreckt sich bloß auf Milet. — Sprachliche Analyse: viele, mehr, die meisten, recht viele (plerique, mit plurimorum), herankommen (appropinquare, accedere), zu Ende bringen (finire, perficere, conficere, Imperativ!), entgegentreten, entgegenstehen, nachfolgen (sequi naturam), hingelangen, stark sein; — 1. unter der Regierung des Romulus (Romulo regnante), beim Nahen der Nacht, unter Mitwissen aller (wohl omnibus scientibus?); 2. ich hindere, dass, ich zweifle nicht, dass; 3. man muss loben, man muss den Schüler loben, der Lehrer muss den Schüler loben, der Lehrer muss loben; 4. aus Athen, nach Athen, in Athen.

Synthese: Ich gebe an, dass conscius = mitwissend, bewusst ist. — Folgt Vorlesen und rohe Totalauffassung, Verbesserung der Unrichtigkeiten, Übersetzung unter Anwendung des Analysierens nebst den nothwendigen Aufklärungen. — In der Concentrierung des Erlernten ergibt sich: 1. ad consilium accedere, sententiam sequi, einen Rath befolgen, einem Plane beipflichten, sich anschließen; 2. res = Vorhaben; vgl. inopia; 3. ratio valet, ein Rath dringt durch; 4. omnium libertas, die gemeinsame Freiheit; 5. multis consciis = multis scientibus, unter dem Mitwissen so vieler Menschen; Adjectiva participialer Bedeutung im ablativus absolutus; 6. wie steht es mit suae dominationi? vgl. suarum urbium; suus in beiden Fällen = der eigene. — Die nachfolgende Musterübersetzung mag zeigen, wie dem Deutschen mehr Substantiva und mehr Hauptsätze angemessen sind als dem Lateinischen.

5. Stunde.

In der angegebenen Weise: geläuterte Totalauffassung, Abprüfen der Vocabeln und Phrasen, Wiederholung der Übersetzung. Aufschrift: „Widerspruch von Seiten des Histiäus". — Concentrationsfrage: „Warum mögen sich wohl die Griechen dem Histiäus angeschlossen haben, welchen Rath mag dieser gegeben haben?"

Nachdem die vier Theileinheiten durchgearbeitet worden sind, die zusammen eine methodische Einheit ausmachen, gehen wir daran, unsern Blick auf das Ganze zu richten; dies geschieht auf den Stufen der Association und des Systems, die auf dem sachlichen, sprachlichen und psychologisch-ethischen Gebiete durchzuführen sind.

Nach dem Vorgange Justs könnte man den Associationsprocess einleiten mit dem Associationsziel: *„Welche Erfahrungen musste Dareus auf seinem im Jahre 513 unternommenen Feldzuge gegen die Skythen machen?* Wollet nun vor allem den ganzen Hergang erzählen" (geläuterte Totalauffassung); zugleich werden die Hauptmomente im Verlaufe des Ereignisses angegeben und die drei Punkte der Disposition festgestellt. Hierauf werden Betrachtungen angeknüpft: 1. über die staatlichen Zustände im Reiche des Dareus, besonders über die Verhältnisse in den neu eroberten kleinasiatischen Küstenstädten; 2. über die politischen Verhältnisse Griechenlands, besonders über den Charakter der Tyrannis; 3. über die schlaue Berechnung des Dareus *a*) in der Behandlung der unterworfenen Griechen, *b*) in der Zusammenstellung der Brückenwache; welche menschliche Schwäche wusste er auszunutzen? 4. über die hervorstechenden Charakterzüge des Miltiades.

Associationsfrage: „Kennet Ihr noch andere historische Ereignisse, bei welchen ein ähnlicher Gegensatz zwischen Herrschsucht und Vaterlandsliebe hervorgetreten ist?" Die Schüler werden vielleicht auf die Eroberungsgelüste der Römer im germanischen Lande und auf die Uneinigkeit der germanischen Stammesherzoge verweisen; sie werden vielleicht auch die Napoleonische Zeit zum Vergleiche heranziehen. Allen diesen Fällen ist gemeinsam, dass der Welteroberer die Eitelkeit und die Herrschsucht hervorragender Persönlichkeiten zur Unterjochung ihrer Mitbürger und Landesgenossen ausnützt, dass aber wahre Vaterlandsliebe einem solchen Ansinnen feindlich entgegentritt.

System: 1. Herrschsucht verleitet zum Verrath am Vaterlande. 2. Ein Reich ist übel daran, das seine Macht auf Vaterlandsverräther gründet. 3. Die Vaterlandsliebe strebt nicht nach Herrschaft auf Kosten des Vaterlandes.

6. Stunde.

Zuerst werden die gewonnenen Systemsätze ins Gedächtnis zurückgerufen und mit den dazu gehörigen Beispielen belegt; hierauf folgt das Durchprüfen des Vocabel- und Phrasenvorrathes der ganzen methodischen Einheit, anschließend Retroversionen und Variationen; zuletzt eine durch diese sprachliche Association angebahnte lateinische freie Wiedergabe, eine mustergiltige Übersetzung und ein geschmackvolles Lesen. Die sprachliche Function findet in den deutsch-lateinischen Übungen, insbesondere in den lateinischen Haus- und Schularbeiten ihren Ausdruck; es wäre hiebei wohl denkbar, dass diesen Arbeiten ein anderer, doch inhaltlich und sprachlich verwandter Stoff zugrunde gelegt werde; die sachliche Function kann Gegenstand eines deutschen Aufsatzes werden; ein passendes Thema wäre: „Die Brückenwache am Hister. Nach Cornelius Nepos".

Eine solche Behandlung ließ ich, soweit es die Verhältnisse gestatteten, nicht bloß den beiden noch übrigen Einheiten der Miltiadesbiographie zutheil werden, sondern sämmtlichen Abschnitten der als Jahrespensum vorgeschlagenen Lectüre. Es ist wohl klar, dass die einzelnen Tagespensen allmählich größer wurden, so dass deren Ausmaß bis auf den Umfang eines mäßigen Capitels heranreichte; auch die methodischen Einheiten durften an Umfang gewinnen, sobald die Schüler sich die Fähigkeit angeeignet hatten, auch im Lateinischen ein größeres Ganzes zu überschauen; vor allem musste aber im Verlaufe der Lectüre zweimal eine Änderung vorgenommen werden, die den Schülern gegenüber eine Steigerung in den Anforderungen bedeutet. Schon während der Behandlung der zweiten methodischen Einheit überließ ich die Herausarbeitung der Übersetzung der häuslichen Arbeit der Schüler; die Vorpräparation brach somit ab mit der rohen Totalauffassung und mit der Berichtigung der Irrthümer; in diesem Falle gab ich jedoch manche Winke für die Übersetzung im vorhinein, die sonst erst während des Übersetzens gegeben worden wären. Später wurde auch die rohe Totalauffassung in die folgende Stunde verlegt; die Übersetzungswinke durften aber auch dann nicht versäumt werden, wenn sie voraussichtlich für die häusliche Arbeit nothwendig waren. Auch sonst werden sich von Fall zu Fall Abweichungen ergeben; weder bei der Behandlung der Theileinheiten, noch bei der zusammenfassenden Bearbeitung der methodischen Einheiten ist es unumgängliche Forderung, dass jederzeit alle oben angedeuteten Ausführungen und Übungen und auch jederzeit in derselben Reihenfolge einzutreten haben, sowie ich absichtlich in den Musterbeispielen mich nicht fest an die oben aufgestellten Tabellen gehalten habe. Nur eine Schwierigkeit ist zu befürchten, dass sich nämlich nicht leicht für jede Stunde ein einheitlicher Abschnitt von angemessenem Umfange finden lasse; abgesehen davon, dass ja auch eine größere Theileinheit in zwei Stundenpensa zerlegt werden kann, die jedoch ihre gegenseitige Verbindung und Beziehung dadurch keineswegs verlieren dürfen, kann auch durch Verkürzung der Wiederholungen für eine größere Lection Raum geschafft werden. Nur bei einer solchen auf den Inhalt eingehenden Lectüre, die durch rechtzeitige Beseitigung der sprachlichen Schwierigkeiten gefördert wird, werden die Schüler mit Lust und Liebe bei der Sache verweilen, und so mancher schwächere Schüler kann mit verhältnismäßig geringer Anstrengung an der gemeinsamen Arbeit theilnehmen. Wie viel die Schüler bei einem solchen Verfahren an Wissen und Können gewonnen haben, das mögen die befähigteren schon im zweiten Semester der dritten Classe durch freiwillige Mehrleistungen, durch eine Privatlectüre im Kleinen, nachweisen; allerdings, soll die Prüfung aus derselben nicht entmuthigend wirken, muss der Lehrer auch hier rathend und helfend den Schüler unterstützen.

Brüx. Eugen Bolis.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Anthologia lyrica sive Lyricorum Graecorum veterum praeter Pindarum reliquiae potiores. Post Th. Bergkium quartum edidit E. Hiller. Exemplar emendavit atque novis Solonis aliorumque fragmentis auxit O. Crusius. Lipsiae in aed. B. G. Teubneri 1897.

Der Herausgeber, aus dessen Hand wir die 5. Auflage des 2. und 3. Bandes der *Poetae lyr. Gr.* mit Sehnsucht erwarten, hat sich der wenig erquicklichen Aufgabe unterzogen, vorher die vergriffene Hiller'sche Anthologie einer Neubearbeitung zu unterziehen. Das Buch hat unter seinen bewährten Händen in dreifacher Hinsicht gewonnen: erstens dadurch, dass die Literatur in ihren wichtigsten Erscheinungen ergänzt ist (Hillers 'Praefatio' umfasste 20 SS., jetzt füllt die 'Adnotatio' 76 SS.), zweitens dadurch, dass der Verf. in den Fragmenten der griechischen Melik den wissenschaftlich unanfechtbaren Theorien der äolischen Barytonose (die er in der 'Praefatio' in Kürze neu begründet) und Psilose (irrthümlich Alcaeus *fr.* 74 V. 1 *ὁ* [V. 2 *ἀ*]) gegen Hillers starre Weigerung zum Siege verhilft, endlich dadurch, dass die inzwischen neu hinzugekommenen Fragmente (z. B. die des Solon aus Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία*) aufgenommen sind (der Text zählte früher 366 SS., jetzt 372).

Aber auch die Textgestaltung weist einen großen Fortschritt auf: man fühlt, dass der Verf. aus wohlgefüllten Kammern darbietet, wie man denn überhaupt die sichere Hand eines das gesammte Gebiet beherrschenden Kenners auf Schritt und Tritt wahrnimmt. Das Buch wird so seine Bestimmung, als Grundlage akademischer Vorlesungen zu dienen, vollauf erfüllen.

Ich erlaube mir zum Schlusse zwei Notizen *pro domo* anzufügen. p. XLVI der *adnot.* (zu Alcm. fr. 3) rührt die vom Verf. gebilligte Verbindung von fr. 8 mit fr. 1 nicht von Bergk her, sondern vom Ref. Zu fr. 23, 32 heißt es daselbst: *Jur. metro non consuluit*: ich kann diese Einwendung nicht hinnehmen, da mein Ergänzungsversuch *ἐξένιξσεν Ἀΐδας* mit Vorbedacht aus-

geführt ist. *'Αΐδας* ist für Alkman wahrscheinlicher als *"Αιδας* und die Auflösung der Länge des Trochäus begegnet auch V. 2 *ἐν χαμοῦσιν ἀλέγω* (= – ◡ ⏑́ ◡ ◡◡ –).

Pindari carmina cum deperditorum fragmentis selectis iterum recognovit W. Christ.

Kurz nach dem Erscheinen seiner großen Pindarausgabe, die Ref. in diesen Blättern (1897, 12. Heft, S. 1071—1086) einer eingehenden Besprechung unterzogen hat, veröffentlicht Christ seine kleine Ausgabe der Teubner'schen Sammlung in neuer Bearbeitung, deren dieselbe schon sehr bedurfte. Da die einstigen Prolegomena jener Ausgabe einverleibt sind, so beschränkt sich der Verf. in der Praefatio der vorliegenden darauf, die Zugaben der vorliegenden mitzutheilen. Es sind dies 1. die detaillierte Angabe der Handschriften in der *varia lectio*, 2. bei jeder einzelnen Ode die muthmaßliche Zeit ihrer Abfassung, 3. Fasti Pindarici (p. 325—330), endlich 4. die fast vollständige Sammlung der zahlreichen Fragmente mit genauer Angabe ihrer Quellen (die frühere Ausgabe enthielt nur *Fragmenta selecta*). Es ist aber auch die knappe *adnotatio critica* im Vergleiche mit jener der größeren Ausgabe ergänzt und zum Theile auch überarbeitet: letzteres gilt auch von den metrischen Diagrammen. Leider fehlen in dieser Neubearbeitung alle Behelfe der Scansion, die gerade bei Pindar so wünschenswert sind. Die kurze Begründung dieses Ausfalles in der Praefatio will dem Ref., der mit der älteren Ausgabe in dieser Beziehung die besten Erfahrungen gemacht hat, nicht völlig einleuchten. — Es besteht kein Zweifel, dass diese Gabe eines Pindarkenners erster Größe beim Handgebrauche die trefflichsten Dienste leisten wird.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Bakchylides. Berlin 1898. 8°, 34 SS.

Wenn ich gewisse Stellen dieses Büchleins wohl verstanden habe, so besteht dessen Hauptzweck darin, jene, die etwa die Lust verspüren sollten, den neuaufgetauchten Dichter des classischen Alterthums (von F. G. Kenyon in musterhafter *editio princeps*[1]) herausgegeben) als solchen mit enthusiastischer Lobpreisung zu begrüßen, rechtzeitig eines Besseren zu belehren. Indes ist dies einerseits heutzutage überhaupt nicht mehr zu befürchten, andererseits hat Kenyon selbst in der Praefatio hinreichend betont, dass wir es in Bakchylides nicht mit einem Sterne erster Größe zu thun haben (s. auch Th. Gomperz im Feuilleton der Neuen Freien Presse vom 24. Dec. 1897). Dazu kommt, dass der Verf. mit

[1]) *The poems of Bacchylides from a papyrus in the British Museum edited by F. G. Kenyon 1897.*

seiner ästhetischen Kritik der Dichtungen des B. entschieden über das Ziel hinaus geschossen hat. Denn so viel kann man wohl ohne Bedenken behaupten, dass B. ein echter und wahrer Dichter ist: ja, Prof. V. Inama in Mailand (*Rendiconti del R. Inst. Lomb. di sc. e lett.*, ser. II, vol. XXXI [1898], S. 20) hat es gewagt, ihn geradezu einen *grande poeta* zu nennen, und auch in der jüngst erschienenen Textausgabe von F. Blass in der Teubner'schen Sammlung (praef. cap. II) wird seine Dichtergröße gegen die Anwürfe des Verf.s mit warmen Worten in Schutz genommen. Mit Recht fragt Blass, welche Stelle man etwa dem Isyllos von Epidauros (den bekanntlich v. Wilamowitz selbst herausgegeben hat) oder einem Horaz anweisen sollte, wenn man schon den Bakchylides unter die Dichterlinge werfen müsste. Auch frage ich, ob es denn nicht mit dieser Anschätzung unseres Dichters im Widerspruche steht, wenn der Verf. an einer andern Stelle (*Gött. Gel. Anz.* v. 1898, S. 155) erklärt, dass Bakchylides eine Stelle aufzuweisen habe — man könnte die Zahl solcher Stellen bedeutend vermehren —, *deren sich kein Dichter der Welt zu schämen haben würde.* Und schließlich, wer die beigegebenen Übersetzungsproben des Verf.s liest, müsste, um mit ihm übereinstimmen zu können, annehmen, er habe, um dem schwachen Dichter etwas auf die Beine zu helfen, aus dem Schatze der eigenen poetischen Begabung beigesteuert und sonach gar keine getreue Nachbildung geben wollen. — Dass die von Pindar und Bakchylides gefeierten Sieger der großen Nationalspiele der Hellenen keine sonderlich hochstehenden Persönlichkeiten waren, hat uns der Verf. schon in seiner Einleitung zu Euripides' Hippolytos gelehrt, und er thut im Dienste dieser Idee im vorliegenden Büchlein noch ein Übriges (S. 14 'ein Mann, der sein Leben lang von Festplatz zu Festplatz zog, selbst mit zerquetschten Ohren und eingedrückter Nase, stolz darauf, eine Überzahl von Nasen und Ohren also zugerichtet zu haben, würde uns schwerlich als ein Held erscheinen . . .'). Also hätten wir anzunehmen, dass ein Pindar, der solche Leute im Schimmer der Göttlichkeit vor sich sieht, sich in ein unwahres Pathos hineingesungen habe und somit gar nicht ernst zu nehmen sei. Ich glaube, ehe wir uns zu solch einer Verurtheilung des thebanischen Sängers entschließen, werden wir doch lieber annehmen, dass die Hellenen eben selbst über solche Sieger ein ganz anderes Urtheil hatten als wir heutzutage. Ich fürchte übrigens nicht, dass des Verf.s Broschüre auf die *συνετοί* allzu nachhaltig einwirken wird: sie haben sich allmählich gewöhnt, v. Wilamowitz'sche Verdicte mit Vorsicht aufzunehmen.

Wien. Hugo Jurenka.

Carolus I. Hidén, De casuum syntaxi Lucretiana. I. Helsingforsiae 1896 (Verlag von Mayer u. Müller in Berlin). XI u. 22 SS.

Der Verf., welcher in dem dieser Doctordissertation vorangestellten „Index librorum" eine gute Kenntnis der einschlägigen Literatur zeigt und sich im ganzen als einen Anhänger der localistischen Casustheorie darstellt, führt in der Einleitung einleuchtende Gründe an, warum er nach den Arbeiten Holtzes und seiner Nachfolger gerade die Casussyntax dieses Dichters einer nochmaligen eingehenden Behandlung unterziehen wolle. Das allgemeine Urtheil über das auf Lucrez Bezügliche in Drägers historischer Syntax dürfte aber in solcher Fassung wohl etwas zu streng sein (S. IV, Anm. 1). Es werden dann in der vorliegenden Abhandlung, welche sich als ersten Theil einführt, Nominativ, Vocativ, Accusativ und Dativ behandelt, wobei die möglichst vollständige Stellensammlung mit kritischer Sichtung anzuerkennen ist. In dieser Vollständigkeit des Materials und in der gleichzeitigen Beherrschung der neueren Textforschung liegt der Hauptwert der Arbeit und wir können deshalb den versprochenen zweiten Theil über den Genetiv und Ablativ als willkommene Gabe erwarten. Von eigenen Conjecturen werden zwei mitgetheilt, von denen jene zu IV, 51 (44 Bern.) vielleicht der Beachtung wert ist (S. 72). Die Darstellung ist angemessen, der Druck im ganzen correct; einige am Rande abgesprengte Buchstaben (z. B. S. III) stören wenig.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Ovids Verbannung. Von Dr. M. Heitler. Wien, M. Perles 1898. 8°, 46 SS. Preis 60 kr.

Eine neue Hypothese über die Ursachen von Ovids Verbannung! 'Augustus verbannte Ovid, weil er seine Muse nicht in seine Dienste gestellt, weil er sich weigerte, der Sänger seiner Thaten zu sein!' Und der Beweis? 'Die Herrschaft über Rom zu erlangen, die erlangte Herrschaft ruhig zu genießen, war Augustus' Lebensziel. Dieser Zweck bestimmte und entschied seine Handlungen; kalt und ruhig fasste und vollführte er seine Entschlüsse, keine zarte Regung des Gemüths trat seinen Plänen hinderlich in den Weg.' Dass Augustus in der That an Ovid die Aufforderung ergehen ließ, seine Thaten zu besingen, erschließt H. aus Stellen wie Am. I 1, 1 ff. Arma gravi numero violentaque bella parabam | edere, materia conveniente modis; | par erat inferior versus: risisse Cupido | dicitur atque unum surripuisse pedem, ganz besonders aber aus der 'Vertheidigungsrede' Trist. II 317 ff., wo Ovid auf die Richtung seiner Poesie, die der epischen Muse ferne stehe, des näheren eingeht. Zwingendes liegt in diesen Stellen nichts.[1]) Man wird weiter billig fragen dürfen, wie so es

[1]) Bekanntlich äußert sich Propers ganz ähnlich über die Änderung seiner poetischen Richtung.

komme, dass das Verhältnis zwischen Horaz und Augustus das denkbar intimste bleiben konnte, trotzdem Horaz ähnliche Zumuthungen des Augustus wie die angeblich an Ovid ergangenen zwar höflich aber entschieden abgelehnt hat. Und wie steht es mit Ovids Behauptung, 'carmen et error' sei die Ursache seiner Verbannung? H. antwortet bezüglich des error: 'Es ist überflüssig, dem geheimnisvollen Ereignis nachzuspüren, das Vergehen war nur die Gelegenheitsursache für die Bestrafung des Dichters.' Allein das müsste erst bewiesen sein, bevor wir uns mit H.s Hypothese befreunden könnten. Eines hat H. für den Ref. überzeugend dargethan, nämlich dass des Augustus Verhalten in sexuellen Dingen keine Handhabe zu der Behauptung bietet, der Herrscher habe die Verbannung mit dem lasciven Inhalte der Ars amandi motiviert.

Schulwörterbuch zu Ovids Metamorphosen sowie zu einer Auswahl aus den elegischen Dichtungen. Von Hugo Jurenka. Mit 82 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Freytag 1898. gr. 8°, VIII u. 336 SS. Preis 3 Mk. 40 Pf.

Bekannt ist Jurenkas Wörterbuch zu Sedlmayers ausgewählten Gedichten Ovids, über dessen 2. Auflage Ref. in dieser Zeitschrift seinerzeit berichtet hat. Der gesunde pädagogische Tact, den Ref. damals zu rühmen hatte, hat den Verf. auch bei der Bearbeitung des vorliegenden Werkes nicht verlassen. Man hat es nicht mit einem Specialwörterbuche gewöhnlicher Sorte zu thun, das, mit Stellenbelegen und Übersetzungen überladen, fast den unerlaubten Hilfsmitteln zuzuzählen ist: ganze Spalten finden sich bei J. ohne Zahlencitate, so dass von rein mechanischer Ausnützung des Buches keine Rede sein kann. Dabei hütet sich J. wohl, dem Schüler zuviel zuzumuthen und das Suchen zu erschweren: Kürze und Übersichtlichkeit sind die charakteristischen Merkmale auch der verhältnismäßig ausgedehnten Artikel. Im einzelnen verfährt J. in der Weise, dass er je ein einziges, möglichst instructives Beispiel aus mehreren lexikographisch zusammengehörigen auswählt, dass er, um Missverständnisse fernzuhalten, knapp gehaltene Fingerzeige gibt und nöthigenfalls den Sinn der Stelle je nach dem Grade der Schwierigkeit mehr oder minder ausführlich andeutet oder endlich — in der Minderzahl der Fälle — eine möglichst wörtliche Übersetzung beibringt. Hat dieses Verfahren mehr pädagogische Bedeutung, so ist anderseits die Klarheit, womit J. die semasiologische Entwicklung jedes Wortes so weit thunlich in der Anordnung der betreffenden Artikel hervortreten lässt, auch von wissenschaftlichem Wert und in dieser Beziehung bezeichnet das Werk nicht minder einen Fortschritt über seine Vorgänger hinaus. Dass dadurch auch die Einsicht des Schülers in die Genesis der jeweiligen Wortbedeutung gefördert wird, ist nicht erst zu betonen. Kurzum, Ref. ist der Ansicht, dass das Buch in seiner wohl

durchdachten Anlage geeignet ist, die schärfsten Gegner der für Unterrichtszwecke angelegten Specialwörterbücher zu entwaffnen.

Des weiteren sei die reichbedachte illustrative Seite des Werkes erwähnt, ohne dass Ref. hierin wesentlich mehr als einen wohl etwas kostspieligen Luxusartikel erblicken kann: wenigstens hat die Mehrzahl der Illustrationen nur archäologische Bedeutung. Nützlich hingegen ist der allerdings etwas kurz ausgefallene Abschnitt 'Die wichtigsten Eigenthümlichkeiten des dichterischen Sprachgebrauches'. — In der Vorrede liest man: 'Das Lexikon erstreckt sich übrigens nicht bloß auf die Metamorphosen, sondern auch auf besonders wichtige Partien aus den elegischen Gedichten Ovids und zwar ungefähr in dem Umfange der Sammlung von Dr. Martin Fickelscherer (Leipzig, Teubner 1894).' Hier wäre doch eine präcisere Angabe dringend zu wünschen.

Wien. J. Golling.

C. Iulii Caesaris commentarii cum A. Hirtii aliorumque supplementis ex recensione Bernhardi Kübleri. Vol. III. pars prior. Commentarius de bello Alexandrino. Rec. B. Kübler. Commentarius de bello Africo. Rec. Ed. Wölfflin. Editio maior. Lipsiae in aedib. B. G. Teubneri MDCCCXCVI. 8°, XLIV u. 104 SS. Preis 1 Mk.

Ebendasselbe. Editio minor. Preis 60 Pf.

Der I. Band der Kübler'schen Cäsarausgabe, das b. G. enthaltend, wurde von mir in dieser Zeitschrift 1895, S. 23 ff., der II. Band mit dem b. c. ebendort S. 602 ff. angezeigt. Ich muss darauf verweisen, weil dort die Arbeit des Herausgebers näher charakterisiert ist. Dieses Bändchen macht, das sei im vorhinein bemerkt, einen recht günstigen Eindruck. Die wichtigsten Hss. lagen dem Herausgeber in Neuvergleichungen vor, so S und W[1] von Rostagni, nachverglichen von Helm (S) und Hildebrandt (W), V von mir, T verglich K. selbst, und nur bezüglich F und U traute er noch Dübner.

Wie ich schon an den genannten Stellen auseinandersetzte, geht K. bei der Constituierung des Textes mit der nöthigen Vorsicht und Umsicht zuwerke, so dass er nicht nur einen lesbaren, sondern unter den gegebenen Umständen den möglichst besten Text zu geben sich bemüht. Auch hier wählt er sorgfältig aus den Vermuthungen der Gelehrten, steuert nicht selten aus eigenem bei, und wenn man ihm auch, was ja bei der Art der Überlieferung selbstverständlich ist, nicht immer beistimmen kann, so lässt sich doch immer ein Grund für seine Ansätze finden.

Um die eine oder die andere Bemerkung zu machen, so mag beispielsweise hervorgehoben werden, dass er gegen R. Schneiders

---

[1]) Ich halte mich an Küblers Bezeichnungen.

Ausgabe an über 20 Stellen Einschiebe macht, anderseits auch ab und zu Einklammerungen vornimmt. Alles zu besprechen, fehlt der Raum. Man könnte schließlich bei jeder Stelle etwas gegen, natürlich auch für K. vorbringen. Ich hätte XX 3 'sine ratione' — K. folgt hier Forchhammer —, das das 'sine signis certisque ordinibus' gewissermaßen abschließend charakterisiert und seine Parallele im unmittelbar folgenden 'temere' hat, nicht eingeklammert. K. wird freilich sagen können, eben wegen des temere ist es überflüssig. Ebensowenig hätte ich in dem wortreichen Satze XXVI 1, 2 Gemoll nachgegeben und 'multiplici praesidio' beanstandet. Ich gebe dem Herausgeber zu bedenken, was ich in den Serta Harteliana 224 f. über Wiederholungen im b. G. gesagt habe. Man muss sich da gewiss auch in den kleineren, unter Cäsars Namen gehenden Schriften mit dieser Sache abzufinden suchen. Aus demselben Grunde könnte ich auch nicht der Einklammerung in XXXXV 3, die K. selbst vornimmt, beistimmen.

Öfter bringt auch K. wieder die handschriftliche Überlieferung zu Ehren; hier wird ihm wohl niemand widersprechen. XXV 3 nimmt er eine Lücke nach 'marituma' an. Ich muss gestehen, mir fehlt dort nichts. Die zeugmatische, wohl auch nicht gewöhnliche Verwendung des 'conficere' in Verbindung mit dem anaphorisch gebrauchten 'nulla' scheint doch zu der pathetischen Fortsetzung 'At fortuna eqs.' ganz gut zu passen.

Die adnotatio critica ist trotz der 22 eng bedruckten Seiten sehr knapp gehalten, so knapp, dass so manche wichtige Vorschläge, sogar solche, die Eingang in den Text, z. B. 25, 5 bei Schneider gefunden haben, fehlen. Und meine Veröffentlichung von Vielhabers Vermuthungen aus seinem Kraner-Handexemplar in dieser Zeitschrift 1892, S. 396 ff., ist K. vollständig unbekannt geblieben.

Nur noch einiges den cod. V Betreffendes. 3, 3 ist *agabin* selbstverständlich nur der Abkürzung wegen von mir nicht ganz ausgeschrieben worden: also ante a Gabinium; 11, 1 cornu war al. m. suprascr. zu bemerken; 14, 1 u. 3 hat auch V colloca(n)t, was aus meiner Collation zu entnehmen war; weil ich doch nur Correcturen oder Ergänzungen zu Dübner gab. So steht auch XVIII 4 ·VI· statt sex milium der Herausgeber. XIX 2 hat auch V optentis; XXII 2 sors für fors; ib. exhortacio für hortatio; XXIV 2 soll es iocundius heißen (bei mir sind die Punkte leider ausgefallen); ib. 5 auch V hat c̄loquio; XXVI 2 hat V[1] egyptus, V[2] Aegyptus; ib. maritimo auch V; ib. collocavit; XXVII 3 L ex; XXIX 5 collocarent; XXXI 1 circūire = circumire; XXXIII 5 c̄locatis; XXXIV 1 regnum vor Ariobarzanis om.; XXXV 2 capadocie decess...; XXXVII 4 collocabantur; XXXVIII 1 nocte proxima; XXXIX 1 collocavit; ib. 2 c̄locatis; warum wurde XXXXII 4 nicht notiert collectis, da sonst die Nichtanähnlichung der Präposition in der Zusammensetzung gebracht wird? XXXXIII 3 salonē;

XXXXVIII 4 novam scribit, was bei mir zu corrigieren ist; LI 2 esse, nicht aber 'esset om. V.'; LV ad cruciandum; LVIII 1 veterē legiones V[1], legionē V[2]; LXI 8 c̄locatis; LXII 2 paucis diebus cassi; LV 4 concurrerunt; LVIII 1 frequent, was ich nicht hinschrieb; ebenso LXXVI 1 c̄locata. Der Vermerk LXXVIII 5 i. e. Bellum Africum wurde explicandi causa von mir hinzugefügt.

Es folgt nun das bellum Africum, von E. Wölfflin herausgegeben. Bekanntlich hatte W. im Jahre 1889 unter dem Titel 'C. Asini Polionis de bello Africo commentarius' diese pseudocäsarianische Schrift veröffentlicht und — das muss gesagt werden — in einer, wie es von ihm gar nicht anders zu erwarten stand, geradezu bestechenden Art den Beweis zu führen gesucht, dass niemand Geringerer als Asinius Polio der Verfasser dieses Schriftchens sei. Ich habe ihm rückhaltlos zugestimmt (in dieser Zeitschr. 1890, 404 ff.) und in anderweitigen Besprechungen hieher gehöriger Schriften (in dieser Zeitschr. 1891, 207 ff., u. 1892, 500 ff.) seine Theorie auch weiter zu stützen gesucht. Freilich sind mir selbst angesichts seiner Beweisführung lediglich auf Grund des sprachlichen Materials allmählich immer größere Zweifel aufgestiegen, wie das aus meinen Besprechungen unschwer zu entnehmen ist. W.s Ansatz hat eine ganz gewaltige Erörterung gezeitigt, die freilich wohl nur das eine Ergebnis lieferte, dass die Lösung der Verfasserfrage für das b. Afr. eben noch nicht gefunden ist. Man konnte daher gespannt sein, wie sich W. in einer zweiten Ausgabe der genannten Schrift stellen werde. Indes, was er sagt, ist nur dies: 'cum ante hos quattuor annos Teubnero scriberem de Caesaris commentariis denuo edendis, bellum Africum mihi reservavi, non ut novis coniecturis libellum emendarem, sed ut, quae in editione mea (Lips. 1889) minus recte administraveram, et usu edoctus et novis subsidiis instructus ipse corrigerem' (p. XXIII).

Und jeder Cäsarforscher wird ihm großen Dank für seine Arbeit zollen. Er gab, was er geben konnte, eine nach den besten Hss. neu hergestellte Ausgabe. Seinen früheren Standpunkt, auch den über den Wert der einzelnen Hss., hat er aufgegeben. Und so unterscheidet sich diese Ausgabe von der 1892er ganz bedeutend. Die vielen eckigen Klammern sind größtentheils ganz verschwunden. Ich zähle ihrer nur noch 18, wenn ich recht gesehen habe; sie sind wohl mit Recht stehen geblieben. Nur V 1 klammerte er noch überdies das im V fehlende 'et die' ein. Auch das mag richtig sein. Wie sehr die Hss. maßgebend geworden sind, zeigt z. B. die Wiederaufnahme des dum in XXVI statt des bisher üblichen 'cum' der Herausgeber. Auch W. hat so früher ediert. Die Lücken II 3, VIII 2 und XXXXI 3 nahm er aus seiner früheren Ausgabe herüber, in XXXXIII 1 aber schloss er sich wieder an die Herausgeber an, die hinter Acyllam punktieren. Seine frühere Heilung der Stelle durch Einklammerung des et hat er also aufgegeben. Auch bezüglich der Umstellungen beschied

er sich mit den codd. XXII 2 stellte er mit Kübler 'funditas deletam' hinter 'Romanam', gewiss schön ausgedacht, aber die handschriftliche Überlieferung geht eben auch. Dasselbe gilt von der Umstellung XXXV 4 und LXXVIII 5. Wo der Herausgeber sonst umstellte, da waren die Hss. maßgebend oder sie gaben doch wenigstens die Anhaltspunkte. Darum hätte er aber auch LXXXVIII 4 atque, LXXXV 5 fuit und ebd. 9 uti [1]) an den handschriftlich gewährleisteten Stellen belassen sollen. Übrigens ist die Sache mit den Umstellungen von ganz außerordentlicher Schwierigkeit. Ich habe darauf schon öfter hingewiesen, z. B. in dieser Zeitschrift 1895, S. 28 f. Viel Subjectives läuft da vorläufig noch immer mit.

W. hat auch recht häufig Vermuthungen aufgenommen; das entspricht der Tendenz der Kübler'schen Cäsarausgabe. Vom Standpunkte der Lesbarmachung des Textes wird man dagegen grundsätzlich nichts einzuwenden haben, zumal zugegeben werden muss, dass der Herausgeber mit aller gebotenen Vorsicht in dieser Beziehung vorgieng. Man wird nur selten mit ihm nicht übereinstimmen. Z. B. XXIIII 1 ergibt sich eine Beziehung auch ohne die Einschaltung von a Caesaris castris.

Wenn ich noch hinzufüge, dass W. auch der Rechtschreibung und der Zeichensetzung erneuerte Aufmerksamkeit schenkte, so habe ich so ziemlich alles angeführt, was sich von dieser schönen Ausgabe sagen lässt.

In der adnotatio critica hätte ich nur noch einiges wenige anzumerken, soweit es den cod. V betrifft. IV 4 hoc tempore hat auch V; XX 1 hat auch V ductis; XXVIII 1 hat V exercitu; ebd. 3 hat V Virgilio traderent; XXXIII 5 ad cylitanos; XXXVIII 2 hat auch V egressus; ebd. 3 hat V a castris suis; LXII 5 lässt es sich beim ersten Anblick nicht entscheiden, ob cohttione oder cohitione zu lesen ist, weil die drei hastae durch einen gemeinsamen Querstrich verbunden sind; allein Analogien in der Hss. selbst führen auf meine Angabe cohitione; XCI 2 hat V[1] pR. Orthographische Kleinigkeiten übergehe ich.

Nr. 2 stimmt mit Nr. 1 vollkommen überein, nur dass die adnotatio critica fehlt. Der Druck ist correct, die Ausstattung die bekannte.

C. Iulii Caesaris commentarii cum A. Hirtii aliorumque supplementis ex recensione Bernhardi Kübleri. Vol. III, pars altera. Commentarius de bello Hispaniensi, C. Iulii Caesaris et A. Hirtii fragmenta. Lipsiae in aed. B. G. Teubneri 1897. kl. 8°, XXII u. 266 SS.

Bezüglich des b. Hisp. sieht sich der Kritiker in einer wohl noch peinlicheren Lage als der Herausgeber. Der letztere kann für sich wenigstens den guten Willen in Anspruch nehmen, einen

[1]) Über die zwei letzten Stellen fehlt eine Notiz in der adn. crit.

lesbaren Text geben zu wollen, der Kritiker dagegen hat fast keinen Halt, um den so gebotenen Text auf seine Richtigkeit zu prüfen. Denn mit den Hss., die gerade hier alles zu wünschen übrig lassen, ist kein Auskommen möglich, und Vorarbeiten gibt es auch nicht viele. Die elende Überlieferung und die Überzeugung von der noch schlimmeren Latinität war eben auch kein Lockmittel für die Bethätigung der Gelehrten. Freilich mit der schlechten Latinität, wie namentlich Literarhistoriker sie schildern (vgl. Teuffel-Schwabe, GdRL[4] 365), hat es seine guten Wege. Wüssten wir vom Volkslatein mehr, dann würde sich auch unser Text voraussichtlich anders ausnehmen. Dass der Schreiber nicht ein ganz ordinärer Soldat war, dagegen sprechen doch wohl unter allen Umständen die eingestreuten Citate, wenn auch zugegeben werden soll, dass z. B. Ennius als Schulautor keinem Römer eben unbekannt geblieben sein mag. So viel scheint freilich gewiss zu sein, dass der Verfasser, der einmal auch in erster Person spricht (29, 6), mit der Feder nicht eben sonderlich umzugehen wusste, wenn er auch seine rhetorischen Studien hinter sich hatte. Dergleichen Kunst verlernt man ja auch im Waffenlärm. Hoffentlich werden die Studien über die älteren Kirchenväter und namentlich der im Werden begriffene Thesaurus so manches Streiflicht auf diese Schrift werfen.

K. standen neben den Neuvergleichungen der wichtigsten Hss. namentlich die Arbeiten Fleischers, Mommsens, der ihm auch bisher unveröffentlichte Bemerkungen mittheilte, Nováks und die Münchener Dissertation von Vulić zugebote.

Vielhabers Bemerkungen zum b. Hisp., die ich mit einigen Bemerkungen in dieser Zeitschrift 1891, 386 ff. veröffentlicht habe, blieben K. ebenso unbekannt, wie die zum b. Alexandrinum, was ich schon anderweitig getadelt habe.

Der Text ist im allgemeinen lesbar gemacht. Oft genug ist K. auf die Hss. zurückgegangen und das mit Recht, z. B. XXXVIII 2 'ablatus', 'inferebatur'; freilich erscheint der Nachsatz 'in ea ferebatur Lusitanis (mit Mommsen) more militari' eigentlich doch inhaltsleer. Was soll auch das more militari in diesem Zusammenhange? Die Heilung ist hier kaum gefunden. Vielleicht steckt in dem *ea* der Ort, wohin sich Pompeius tragen ließ. Dann könnte auch das Lusitanus der Hss. bleiben, natürlich in der gangbaren Satzconstruction. Ich hätte auch V 2 'tenebat' nicht geändert. Als Schifferausdruck vielleicht der gewöhnlichen Sprache zugehörig, bedeutet es doch dasselbe, wie das von Kraner vorgeschlagene und von K. aufgenommene 'tendebat'.

Gegen so manche Ergänzungen, die K. in den Text aufgenommen hat, lassen sich Einwendungen erheben. Ich bezweifle die Nothwendigkeit des Einschubes von 'consumptis' in V. 7. Nicht unbedenklich sind auch die Einschaltungen des Hilfsverbs in XVII 2, XXV 7 und XXXXII 5, das greift schon sehr in die

Stilfärbung des Schriftstellers. XXV 2 schiebt K. *distenti* hinter 'in opere' ein. Das hat freilich Analogien. Warum hat er dann aber nicht z. B. XX 1 nach VI 2 auch *re*scisset geschrieben? Ob XXXI 1 *se* vor 'defendebant' nothwendig ist? Paläographisch ist es allerdings möglich. Das wird wohl ein militärtechnischer Ausdruck gewesen sein, so dass die Ergänzung des *se* wirklich überflüssig sein dürfte.

Ob es sich wohl empfiehlt, solche Einschübe wie Mommsens VI 2 'nactus est, relinquens montes' drucken zu lassen? Im Texte doch wohl nicht; K. punktiert ja auch sonst fleißig oder macht Zweifelskreuze hin.

Ich begnüge mich mit diesen Bemerkungen. Sie ließen sich, wie es in der Natur der Sache gelegen ist, unschwer vermehren.

An das b. Hisp. schloss K. 'C. Iulii Caesaris et A. Hirtii fragmenta' an. Die Sammlung dürfte, soweit ich sehe, vollständig sein. Sie umfasst die SS. 135—225 im Kleindruck. Vermehrt sind die gewöhnlich abgedruckten Bruchstücke um eine tabula fastorum Iulianorum, die auch sonst recht instructiv ist, und durch die leges, senatusconsulta, decreta Cäsars. Ein von Wilh. Nachstädt angefertigter Index nominum zum ganzen Corpus Caesarianum beschließt das Bändchen.

Hiemit hat K. ein Stück mühevoller, aber dankbarer Arbeit hinter sich. Machte das bellum Gallicum noch den Eindruck der Übereilung, so wuchs er von Bändchen zu Bändchen, so dass der Cäsarforscher ihm für seine Gabe aufrichtigen Dank zollen muss. Seine Gesammtausgabe ist zur Zeit die einzige, die auf wissenschaftlicher Höhe steht. Freilich muss man es aber trotzdem bedauern, dass Meusel nicht mehr die Zeit finden kann, dort, wo er aufgehört hat, fortzusetzen.

Die Ausstattung ist die bekannte, der Druck bis auf dcernere statt decernere XXXXI 1 richtig.

1. C. Iulii Caesaris commentarii de bello Gallico. Zum Schulgebrauch mit Anmerkungen herausgegeben von Prof. Hermann Rheinhard. 8. Aufl. Ausgabe B (Text und Anmerkungen getrennt) mit 1 Karte von Gallien, 25 Bildertafeln und 3 Registern. Herausgegeben von Prof. Dr. Sigmund Herzog. Stuttgart, Paul Neff Verlag 1896. gr. 8°, VII u. 148 u. 84 SS. Preis geh. 2 Mk. 70 Pf., geb. 3 Mk. 20 Pf.
2. Dasselbe. Ausgabe D, ohne Abbildungen (Text und Anmerkungen getrennt). Mit 3 Registern und 1 Karte von Gallien. 1897. 148 u. 84 SS. Preis geh. 1 Mk. 80 Pf., geb. 2 Mk. 20 Pf.
3. Dasselbe. Ausgabe E (Textausgabe). Mit 2 Registern (Geographie- und Personenregister) und 1 Karte von Gallien. 1897. XI u. 148 SS. Preis geh. 75 Pf., geb. 1 Mk.

Ich habe im Jahrgange 1896 dieser Zeitschrift, S. 592 ff. die nunmehr C genannte Cäsarausgabe des Neff'schen Verlages, die sich von Nr. 2 nur dadurch unterscheidet, dass die Anmer-

kungen unter dem Texte angebracht sind, angezeigt und darf wohl hier auf meine dortigen Ausführungen verweisen. Namentlich möge dort das nachgelesen werden, was ich lobend über die Textesbehandlung durch Herzog erwähnt habe. H. hat auch in diesen drei Ausgaben die von mir dort beanstandeten Stellen nach meinen Ausführungen stillschweigend geändert. Wie weit er andere Kritiker berücksichtigt hat, habe ich nicht nachgesehen, nur glaube ich diesen Sachverhalt erwähnen zu sollen, weil H. in der Vorrede zu Nr. 1, S. V bemerkt: 'Der Text ist ohne Änderungen herübergenommen aus der im Jahre 1895 erschienenen Ausgabe, nunmehr Ausgabe C."

Der Unterschied der Ausgaben untereinander ergibt sich aus den Titelbemerkungen. Wir haben also im ganzen fünf Ausgaben. Ausgabe A unterscheidet sich von B dadurch, dass die Anmerkungen unter dem Texte, die Pläne im Texte vorkommen. Es ist somit durch den Verlag gesorgt, dass alle möglichen Wünsche bezüglich der Ausgabe von Schulautoren berücksichtigt erscheinen. H. hat auch hinsichtlich des Anschauungsmaterials, das ja bekanntlich seit jeher den eigenthümlichen Vorzug der Rheinhard'schen Ausgabe gebildet hat, das Möglichste geleistet. Es wurde an dem alten Bilder- und Kartenschmuck entsprechend den neueren Forschungen gebessert, manches ganz neu gemacht, nur weniges unverändert gelassen. Die Katapulte aber auf Taf. XXII–XXIII z. B. müsste doch ganz neu gezeichnet werden. Von der Lade- und der Abzugsvorrichtung sieht man dort nichts. Die letztere ist übrigens auch an der Balliste kaum zu erkennen. Die Abrundung der Lagerecken scheint wohl auch unvermeidlich zu sein.

Die Anmerkungen stimmen mit der Ausgabe C. Ab und zu sind aber auch hier Änderungen angebracht, so z. B. im Anhang in den Bemerkungen zum Brückenbau.

Die Ausstattung ist glänzend, der Preis der Ausgaben A—D allerdings hoch, aber doch im Verhältnisse zu dem Gebotenen entsprechend. Der Druck ist richtig. Auch diese Ausgaben seien bestens empfohlen.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

P. Weissenfels, Griechische Schulgrammatik in Anlehnung an H. J. Müllers Lateinische Schulgrammatik. Leipzig, B. G. Teubner 1897. VII u. 226 SS.

Es ist ein gewiss richtiger Gedanke, der zur Herausgabe dieser Schulgrammatik geführt hat, die den Zweck hat, sich möglichst nahe an die von den Schülern früher gebrauchte lateinische Grammatik anzuschließen. Dieser enge Anschluss bezieht sich in unserem Buche nur auf die Syntax, während die Formenlehre ihre eigenen Wege geht. Es scheint mir, dass der Verf. gut gethan

hat, diese Einschränkung vorzunehmen, da wirklich bei der Eigenart der beiden Sprachen ein in allen Punkten übereinstimmender Lehrgang in der Formenlehre schwerlich gefunden werden kann. Dementsprechend ist die Anordnung des Lehrstoffes genau nach dem älteren System vorgenommen, nach welchem speciell in der Verballehre die Eintheilung nach dem Stammcharakter getroffen ist. Ich möchte im allgemeinen betreffs der Anordnung des Stoffes und des gewählten Ausdruckes keine Einwendungen erheben, aber im besonderen wäre manches verbesserungsfähig. So scheinen mir die in §. 8 gegebenen Accentregeln zu compliciert. Was hier im Zusammenhange über die Betonung gewisser Nominalcasus gelehrt wird, könnte besser, wie es ja auch in den meisten Grammatiken geschieht, bei den einzelnen Declinationen untergebracht werden. Als Charakter ist für die *A*-Declination (§. 13) nicht ᾰ, sondern wenigstens ᾰ̄ anzusetzen, wie es beispielsweise Kägi thut. Dass γέρων für *γέροντ stehe (S. 16), widerspricht einem bekannten, schon europäischen Kürzungsgesetze, demzufolge aus den von W. angesetzten Formen hätte *γέροντ, γέρον werden müssen. Vgl. der Kürze halber G. Meyer[3] §. 298 (S. 385). Ebenso kann πεπαιδευκός nicht aus *πεπαιδευκότ hervorgegangen sein (daraus hätte *πεπαιδευκό werden müssen), es steht aber nichts im Wege, die Existenz zweier Doppelstämme auf -οσ- und -οτ- anzunehmen, wenn man sich nicht, wie Kägi §. 45, 6, heraushelfen will. Die Accusativformen πόλεις, ποιήσεις (S. 24), ἡδεῖς (S. 27) sind eigentlich, wie bekannt, die Nominativformen, nimmer aber können sie aus denen auf -εας, woraus ja im Attischen nur -ης hätte werden können, durch Contraction hervorgegangen sein. Die S. 70 als zusammengesetzt bezeichneten Verba ἀδικέω, εὐτυχέω, δυστυχέω sind in Wirklichkeit ja gar nicht zusammengesetzt, sondern Ableitungen von den zusammengesetzten Adjectiven ἄδικος, εὐτυχής, δυστυχής. Dass τείνω nicht durch Epenthese entstanden ist, wie S. 82 wieder gelehrt wird, ersieht man klar aus aiol. κτέννω, und dass θές, ἕς, δός aus *θέτι, *ἕθι, *δόθι entstanden seien (S. 94), sollte, nachdem schon so oft auf die Unhaltbarkeit dieses veralteten Erklärungsversuches aufmerksam gemacht worden ist, jetzt denn doch nicht mehr gelehrt werden. Dass S. 94 ἕσταμεν usw. wieder als „abgekürzte" Formen bezeichnet werden, trotzdem sich der richtige Thatbestand so leicht lehren lässt, wird man in einem Lehrbuche begreiflich finden, das noch der alten Lehre vom Tempuscharakter mit all ihren Schwächen huldigt. Wie soll man aber begreifen, dass der Präsensstamm von βαίνω und ἐλαύνω aus dem reinen Stamme gebildet sein soll „durch ν mit Dehnung des Stammvocals"? Und reine Willkür ist es, wenn S. 117 gelehrt wird, ἤνεγκον sei aus *ἠνένεκον entstanden. Wie man aus den angeführten Ausstellungen ersieht, wäre wirklich im einzelnen in der Formenlehre noch manches zu bessern.

Betreffs der Syntax sei darauf aufmerksam gemacht, dass sie in offenbarem Anschlusse an H. J. Müllers Darstellung der lateinischen Syntax, die dem Ref. nicht bekannt ist, sechs eigene Paragraphen (101—106) über „Orts-, Raum- und Zeitbestimmungen" enthält. Besonders abweichend ist die Anordnung der Lehre vom Verbum, welche mit dem Infinitiv und Particip beginnt. Auch im einzelnen weicht dieselbe von den meisten bisher üblichen ab, so durch Einführung der Unterscheidung in selbständige und bezogene Tempora, die naturgemäß ebensosehr Haupt- als Nebensätze trifft.

Beigegeben ist Einiges aus der homerischen Formen- und Verslehre.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Lateinische Lehr- und Übungsbücher.

Lateinische Schulgrammatik von Dr. F. Friedersdorff. 2. Aufl., durchgesehen und umgearbeitet von Dr. Franz Friedersdorff, Gymnasialdirector in Halle a. S., und Dr. Heinrich Begemann, Gymnasialdirector in Neu-Ruppin. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1897. VII u. 204 SS. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf.

Der grammatische Bau, den der alte Zumpt aufgeführt hatte, genügte bekanntlich den Bedürfnissen der Neuzeit nicht mehr; er fiel und aus seinem Materiale wurde von Friedersdorff ein Neubau nach modernem Plane aufgeführt. Dass dieser nicht ungeschickt ausgeführt wurde, hat Ref. in dieser Zeitschrift 1895, S. 34 f. dargelegt. Die Verwendbarkeit desselben bestätigt der Umstand, dass nach verhältnismäßig kurzer Zeit die vorliegende 2. Auflage nöthig wurde. Der grammatische Stoff und der innere Aufbau sind im allgemeinen derselbe geblieben und Ref. kann in dieser Beziehung auf seine Bemerkungen a. a. O. hinweisen, aber im einzelnen ist eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Neuerungen vorgenommen worden, die den Wert des Buches nicht unwesentlich erhöhen.

Zunächst ist anzuführen, dass durchgehends die Längen in den lateinischen Wörtern angegeben sind und die Reihenfolge der Casus in der Declination dahin geändert erscheint, dass an den Nominativ der Vocativ sich anschließt und dann der Accusativ, Genetiv, Dativ und Ablativ folgen. Bei der Angabe der Stammzeiten ist nun statt des Supinums das Part. perf. pass. im Masculin und bei neutralen Verben im Neutrum und, wo auch dieses nicht vorkommt, das Part. fut. act. im Masculin angeführt. Ferner sind in inhaltlicher Beziehung eine Reihe von Mängeln und vereinzelte Unrichtigkeiten, die sich eingeschlichen hatten, beseitigt worden. Was die Form des Ausdrucks betrifft, so fällt vor allem angenehm auf die Beseitigung unnöthiger Breite, an deren Stelle nun wohlthuende Kürze getreten ist, d[illegible]

welche die Regeln an Fasslichkeit gewonnen haben; dazu kommen stilistische Änderungen, die Missdeutungen und falsche Auffassungen hintanhalten. Erleichterung in der Auffassung des Lateinischen bezwecken auch die nunmehr häufigen Hindeutungen auf den Ausdruck im Deutschen. Wo zur Erreichung dieses Zweckes besondere Winke nothwendig waren, sind Erweiterungen nicht unterlassen, wenn auch im allgemeinen Kürzungen vorherrschen. Mit diesem Streben steht im schönsten Einklange die klare, logische Gliederung im Aufbau des Ganzen und der einzelnen Abschnitte, unterstützt durch die strenge, gleichmäßige Setzung der die Co- und Subordinierung der einzelnen Abtheilungen markierenden Zeichen. Die Klarheit der Übersichtlichkeit des Gesammtstoffes erleichtert auch die rasche und sichere Einprägung im einzelnen wesentlich. Diesen trefflichen Aufbau stützt auch die Anwendung bezeichnender Termini und die lapidare Kürze der Überschriften. Ref. weist vor anderem auf die Tempus- und Moduslehre und im einzelnen auf die Eintheilung und Behandlung der Nebensätze und unter diesen auf die Causalsätze, ferner auf die Gruppierung der Fragesätze, von denen die abhängigen Fragesätze gesondert von den unabhängigen unter die Nebensätze eingereiht erscheinen. Wie hier sind auch sonst innerhalb einzelner Abschnitte Umstellungen vorgenommen worden, um Zusammengehöriges zu vereinigen oder Divergierendes zu trennen. Vgl. §. 184, 185, 200 und im grammatisch-stilistischen Anhange §. 210, 225 V u. a. Einschiebungen sind selten. Außer dem größeren Zusatze (§. 120) finden sich sachliche Erweiterungen zu dem Zwecke, um den Schülern ein tieferes Verständnis der Spracherscheinungen zu ermöglichen.

Zu Ausstellungen bietet das Buch nur selten Anlass. Nicht einverstanden ist Ref. mit der Fassung des §. 76, 2, da die classische Prosa und die häufiger vorkommende Construction zu berücksichtigen ist, ferner mit §. 83, da adspergo mit Dativ und Accus. nur in übertragener Bedeutung, in eigentlicher mit Acc. und Abl. verbunden erscheint, und circumdo in der Prosa mit Acc. und Abl., nur selten mit Dat. und Acc. vorkommt. In §. 115 fehlt eine Andeutung, wie der Schüler vorkommendenfalls „in Rom selbst“ übersetzen soll. In §. 190 ist wohl, wie die Erfahrung lehrt, zu futurum esse oder fuisse ut die Hinzufügung „mit Imperfect Conjunctivi“ nöthig, ebenso §. 191, 2 „wenn das Verb ein Particip fut. activ. bildet, wenn nicht, bleibt auch hier der Nachsatz unverändert“. Doch das und vielleicht noch einiges Andere der Art beeinträchtigt den Wert des in dieser Auflage vervollkommneten Lehrbuches nicht.

Ref. empfiehlt auch diese 2. Auflage, die sich wie die 1. durch nette Ausstattung und correcten Druck auszeichnet, wärmstens.

Lateinische Satzlehre. Von Dr. Karl Reinhardt, Director des städtischen Gymnasiums in Frankfurt a. M. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1896. XI u. 197 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Das vorliegende Lehrbuch ist ein Versuch, an den Anstalten, an welchen die französische Sprache dem Beginne des lateinischen Unterrichtes vorausgeht, eine gemeinsame Grundlage für die Eintheilung und Gliederung zu suchen und dort, wo beide Sprachen sich decken, den syntaktischen Regeln gleichen Wortlaut zu geben. Vorausgegangen ist hierin Dr. Max Banner mit seiner französischen Satzlehre. Das bisherige Princip der Anordnung ist aufgegeben und die Lehre vom Satze, seinen Gliedern, den Arten desselben und dem zusammengesetzten Satze zur Grundlage der Eintheilung und Gliederung der Syntax genommen, ein Vorgehen, das ja auch im deutschen Unterrichte üblich ist und auf diese Weise auch ein stetes Vergleichen mit dieser Sprache ermöglicht.

Zunächst werden die Theile des Satzes behandelt, das Verbum finitum, die Ergänzungen des Subjectes und Prädicates, die übrigen Satzbestimmungen, nämlich Object, Adverbiale und Attribut, und zwar als Satzbestimmungen durch Casus und durch Präpositionen mit einem Casus (der frühere Abschnitt von der Casuslehre), ferner Satzbestimmungen durch Adverbien, Satzbestimmungen im Infinitiv (acc. und nom. cum. inf.), Satzbestimmungen im Gerundium (Gerundivum) und Supinum und endlich die angeglichenen Satztheile, nämlich Attribute und Prädicative (Substantiva, Adjectiva und Participia). Daran schließt sich die Behandlung der Arten des einfachen Satzes als Behauptungs- oder Urtheilssätze, und zwar reale, potentiale und irreale, Fragesätze, und zwar die Arten und Modi derselben, endlich Begehrungssätze und zwar Aufforderungs- und Wunschsätze. Zeit und Modus richten sich nach dem Inhalte und der Beschaffenheit des Satzes. Dieser ist überall das Erste. Den Schluss bildet die Lehre vom zusammengesetzten Satze, nämlich von den subordinierten Nebensätzen und der coordinierenden Satzverbindung. Die Lehre von den Nebensätzen enthält zunächst allgemeine Regeln über diese, ihre Arten nach ihrem Verhältnisse zum regierenden Satze und nach ihrem Inhalte (Modi), über die Tempora derselben, über ihre Verbindungen (unterordnende Conjunctionen und Fragepartikeln), dann besondere Regeln über die Subject- und Objectsätze, über die Adverbialsätze (Absicht-, Folge-, Zeit-, Causal-, Concessiv-, Bedingungs- und Vergleichungssätze), schließlich über die Attributsätze (Relativ- und Erklärungssätze). Die Lehre von der coordinierenden Satzverbindung handelt von den beiordnenden Conjunctionen und der relativen Anknüpfung. Im Anhange wird der Gebrauch und die Stellung einiger Pronomina besprochen.

Neben den grammatischen Regeln in klarer und kurzer Fassung finden sich Sätze in großer Anzahl unter Angabe des Fundortes aus Cäsars Gall. Krieg und bellum civile, aus Sallust, dem 21.—

Buche des Livius und den gelesensten Reden Ciceros, sowie aus dem Lesebuche von Wulff-Perthes, damit der Schüler aus diesen die grammatischen Regeln entwickle. Zunächst ist auf die Regeln Gewicht gelegt, die zuerst in der Lectüre entgegentreten. Der Verf. hat auch die Arbeiten Heynachers, Fügners und Ziehens sorgfältig benützt, um zu erfahren, welche Spracherscheinungen überhaupt in Cäsars bell. gall., im 21.—23. Buche von Livius und in Sallusts Schriften für die Behandlung der Syntax in einer Schulgrammatik maßgebend sind. Auf diese Weise wurde nur das berücksichtigt, was in der Schullectüre vorkommt, und von diesem ist das, was erst in den obersten Classen durchgenommen worden soll, durch kleineren Druck kenntlich gemacht.

Das Buch zeichnet sich durch seinen lichtvollen Aufbau und durch die Kürze und Klarheit der Regeln, durch die Zweckmäßigkeit der gewählten Beispiele, die Beseitigung alles dessen, was sich in der Schullectüre nicht findet, aus und Ref. ist überzeugt, dass es nicht bloß an den Anstalten, für die es vorläufig bestimmt ist, mit Erfolg verwendet werden wird, sondern überhaupt auf die Behandlung der Syntax in der Schulgrammatik Einfluss üben wird.

Druck und Ausstattung sind, wie es von der renommierten Verlagsfirma nicht anders zu erwarten war, correct und zweckentsprechend. Ref. empfiehlt das Buch der Aufmerksamkeit der Fachgenossen.

Abriss der lateinischen und griechischen Moduslehre in paralleler Darstellung von Dr. Ludwig Scheele, Oberlehrer am Progymnasium zu Thann i. Els. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1895. IV u. 73 SS.

In 51 Paragraphen sind auf 72 gegenüberstehenden Seiten links die Regeln über den Gebrauch der lateinischen und rechts über den der griechischen Modi angeführt und mit kurzen Beispielen versehen, von welchen im Falle der Übereinstimmung beider Sprachen die griechischen nur eine Übersetzung der lateinischen sind. §. 1—4 behandelt die Modi in unabhängigen Sätzen, §. 5 bis 27 in abhängigen (Folge-, Absichts-, Zeit-, Causal-, Bedingungs-, Concessiv- und Relativsätze), §. 28—41 den Gebrauch der Verbalnomina, §. 42—49 die Fragesätze, §. 50 die indirecte Rede und §. 51 das Gerundiv und die Verbaladjectiva.

Da bei vorkommenden Eigenthümlichkeiten der einen Sprache der gegenüberstehende Raum der anderen Sprache leer bleibt, sieht der Schüler sofort das den beiden Sprachen Gemeinsame und die Behandlungsweise desselben, sowie das jeder Sprache Eigenthümliche und auch, dass die Moduslehre beider Sprachen in den Hauptpunkten, ja vielfach bis in die kleinsten Einzelheiten übereinstimmt. Auf diese Weise braucht er bei vorkommender Gleichheit das in der einen Sprache Gelernte nur auf die andere zu übertragen und erleichtert sich so seine Arbeit, während die selten

vorkommenden Abweichungen bei der parallelen Darstellung leicht auffallen und dadurch festhaften bleiben. Der Nutzen einer solchen parallelen Behandlung der beiden Sprachen, deren grammatisches Gebäude trotz vorkommender Verschiedenheiten nach demselben Grundplane aufgeführt ist, wird wohl unschwer zu erkennen sein. Zudem wird dadurch einem alten Grundsatze der Unterrichtslehre Rechnung getragen, neue Vorstellungen immer an alte, vollständig verstandene anzuknüpfen.

Der Versuch kann daher im Interesse des Unterrichtes nur willkommen geheißen werden. Ref. empfiehlt ihn den Fachgenossen und wünscht, dass er zur Nachahmung anrege. Ausstattung und Druck verdienen Anerkennung.

4. Lateinische Stilistik für die oberen Gymnasialclassen. Von O. Drenckhahn, Gymnasialdirector. 2. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1896. IV u 135 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Die lateinische Stilistik von O. Drenckhahn ist aus dem Leitfaden zur lateinischen Stilistik des Verf.s hervorgegangen. Die Gliederung und Methode ist dieselbe geblieben; vgl. hierüber die Besprechung des Ref. in dieser Zeitschr. 1888, S. 428 f. und 1892, S. 515 f. Während aber der Leitfaden sich auf die stilistischen Erscheinungen beschränkt, die dem Schüler in seiner Lectüre vorkommen und deren Kenntnis für die Anfertigung der eigenen schriftlichen Arbeiten nothwendig ist, will die „lateinische Stilistik" Vollständiges bieten, also den ganzen Stoff behandeln, doch immer mit Betonung dessen, was der Schüler auch praktisch bei seinen Arbeiten verwerten kann. In der „Stilistik" sind auch die stilistischen Eigenthümlichkeiten der Zahlwörter und Präpositionen in Betracht gezogen worden, die im Leitfaden übergangen sind. Im übrigen findet sich in beiden die Behandlung der Fragesätze, der Wortstellung, der Perioden, ferner der Hauptformen der tractatio (Propositio, Partitio, Transitio, Conclusio, Präteritio), doch immer mit dem oben angedeuteten Unterschiede. Daran schließen sich die wichtigeren Synonyma. Den Abschluss beider bildet ein kurzer Index, in den aber die Synonyma nicht mitaufgenommen sind.

Was die Methode anlangt, so sind in beiden Büchern kurze Beispiele gegeben mit knapper Hinweisung auf den Punkt, auf den es ankommt. Daraus hat der Schüler die stilistische Regel zu entnehmen. Die Beispiele sind in beiden aus gelesenen Schriften (Caesar b. Gall. 1.—7. Buch, Livius XXI. u. XXII. Buch, Cicero de imp. Cn. Pompei, in Cat., de senect., pro Archia) entnommen.

Für den Wert und die Verwendbarkeit der vorliegenden lateinischen Stilistik spricht das Erscheinen derselben in 2. Auflage nach neun Jahren. An dem Inhalte derselben ist nichts Wesentliches geändert worden, nur einige minder entsprechende Beispiele sind mit geeigneteren vertauscht worden und hie und da ist zu

allzu apodiktischen Behauptungen ein beschränkender Ausdruck hinzugefügt worden.

Druck und Ausstattung machen der Verlagsfirma Ehre. Ref. wünscht diesem Werkchen dieselbe freundliche Aufnahme, wie sie der Leitfaden des Verf.s gefunden hat.

Buchners Sammlung lateinischer Übungsbücher. VI. Theil: Übungsbuch der lateinischen Elementarstilistik von Dr. Heinrich Reich, Professor am K. Wilhelmsgymnasium in München. 2. Aufl. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. XV u. 139 SS.

Hilfsbüchlein zur Einübung der lateinischen Elementarstilistik von Dr. Heinrich Reich, Professor am K. Wilhelmsgymnasium in München. 2. Aufl. Ebend. 124 SS. Preis beider geb. 2 Mk. 20 Pf.

Das Übungsbuch der lateinischen Elementarstilistik von Reich hat in seiner neuen Auflage, was das Übungsmaterial und dessen Gliederung anlangt, keine andere Änderung erfahren, als dass 23 neue Stücke aufgenommen und an sieben Stellen je zwei kleinere Stücke in eines zusammengezogen wurden. Die Vermehrung des Übungsstoffes ist aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, etwas mehr Material zur Wiederholung der syntaktischen Partien und des gesammten, in dem Buche zur Einübung gebrachten stilistischen Lehrstoffes zu haben. Diese 23 neu eingefügten Stücke sind den anderen nach Inhalt und Form vollkommen gleichwertig. Ref. verweist bezüglich dieser Punkte auf das, was er gelegentlich der Besprechung der 1. Auflage in dieser Zeitschr. 1894, S. 1012 f. ausführlich gesagt hat.

Die Anmerkungen unter dem Texte wurden reduciert und die Einzelwörter in das nunmehr ausführlichere und vollständigere Wörterverzeichnis des Hilfsbüchleins aufgenommen. Ref. kann dies aus didaktischen Gründen nur billigen.

Eine größere Umgestaltung als das Übungsbuch hat das Hilfsbüchlein erfahren, über dessen Inhalt und Anordnung Ref. a. a. O. gesprochen hat. In der vorliegenden 2. Auflage haben die Einzelbeispiele mit den Synonymen den Platz gewechselt und gehen diesen voraus. Inhalt und Aufeinanderfolge der Einzelsätze, die nun numeriert sind, haben im wesentlichen keine Änderung erfahren, nur sind die Sätze, welche früher unter den §§. 249 und 250 standen, in einen Abschnitt unter §. 249 zusammengezogen, so dass die §§. 250—255 in den beiden Auflagen auseinandergehen und erst die folgenden sich wieder decken. Der Umfang hat wesentlich zugenommen, da der Verf. außer den sieben Sätzen in §. 238 und den Sätzen 3—6 in §. 253 als Anhang 40 mehr oder minder lange Übungssätze über Wortstellung und Satzbau hinzugefügt, dagegen nur je einen Satz in §§. 258, 262 und 279 ausgeschieden hat. Aber auch die Art der Anleitung, das Richtige zu treffen, ist geändert worden. Die fortlaufende Hinweisung auf die zusammen-

hängenden Übungsstücke in den Einzelsätzen ist weggefallen, da, wie erwähnt, das Wörterverzeichnis durch Einverleibung der meisten früher unter dem Texte angebrachten Übersetzungshilfen derart vervollständigt ist, dass der Schüler alles Nöthige nunmehr in ihm findet. Im Texte der Einzelsätze sind nun in Klammern Hinweisungen auf die betreffenden Nummern der Phraseologie, ferner Anleitungen zur Wahl der richtigen Ausdrücke häufiger als früher angebracht (30) oder auch diese selbst (43). Sonst sind noch einige stilistische (4) und orthographische (1) Änderungen zu bemerken. Die Synonymik ist bis auf die Vervollständigung zweier Artikel (Land fines, drohen videri), einen einschränkenden Zusatz zu zwei anderen (gebrauchen adhibere, müssen) und die Hinzufügung eines drastischen Beispieles ganz unverändert geblieben. In der Phraseologie wurden abgesehen von der Aufnahme der den neu aufgenommenen Stücken entlehnten Ausdrücke solche Phrasen ausgeschieden, die allzu selten vorkommen oder wieder so allgemein sind, dass sie des Festhaltens in einer Phraseologie nicht bedürfen; auch solches wurde ausgeschieden, was keinen Anspruch auf allgemeine Geltung hat.

Über die Erweiterung des Wörterverzeichnisses und den Grund derselben ist schon oben gesprochen worden. Das Einzige, was hier noch etwa auszustellen wäre, ist der allerdings scharfe, aber doch etwas zu kleine Druck gegenüber dem den Augen wohlthuenden im Übungsbuche sowohl als auch in den drei ersten Abschnitten des Hilfsbüchleins.

Für die äußere Ausstattung gebürt der Verlagshandlung Anerkennung. Der Druck ist correct. Das Werkchen hat, soweit es eben noch möglich war, an Verwendbarkeit gewonnen. Ref. wünscht ihm die weiteste Verbreitung.

E. Bergers Lateinische Stilistik für obere Gymnasialclassen. 9. theilweise umgearb. Aufl. von Dr. E. Ludwig. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1896. VII u. 238 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Vor 38 Jahren ist dieses Hilfsbuch für den lateinischen Unterricht erschienen und hat seither in einer Reihe von Auflagen vielfache Verbesserungen erfahren, ohne zu veralten. Bedarf es da noch vieler Worte über die Brauchbarkeit desselben? Auch die vorliegende 9. Auflage weist eine Reihe von Änderungen auf, die den Wert des Buches bedeutend erhöhen. Gegenüber den Erweiterungen und Zusätzen, die einige Paragraphe erfahren haben, ist der Umfang des Lehrstoffes im allgemeinen reduciert worden durch Beseitigung alles dessen, was in die Grammatik gehört, und durch Streichung dessen, was zu sehr ins einzelne eingieng, besonders in dem etwas ausgedehnten Abschnitte über Wort- und Satzstellung, der übrigens nicht zu seinem Nachtheile umgearbeitet ist. Aber auch so wird eine systematische Durcharbeitung in der Schule bei uns kaum möglich sein. Sache des Lehrers wird es daher

sein, bei der Übersetzung aus dem Autor die trefflichen Bemerkungen über die Bedeutung einzelner Wörter, über die Einfachheit und Schönheit des lateinischen Ausdruckes, über die Abweichungen beider Sprachen, wie sie das Buch in Fülle enthält, den Schülern mitzutheilen und sie so durch stetes Vergleichen der beiden Idiome und durch vollständiges Erfassen der Bedeutung der lateinischen Wörter zum Vertiefen ihres Wissens im Lateinischen zu führen und zu einer genauen, aber echt deutschen Wiedergabe des Gelesenen anzuleiten.

Bei solchem Ausnützen des Buches und der nunmehr von den Unterrichtsbehörden geforderten Art der Übersetzungsaufgaben aus dem Deutschen ins Lateinische, die sich an die Lateinlectüre anzulehnen haben, wird es den Schülern auch gelingen, das Deutsche in correctes Latein zu übertragen. Die systematische Durcharbeitung ist Sache des angehenden Philologen, und diesem sei vor allem das Buch, das in seinem Aufbau keine Änderung hat und außer seinen früheren Vorzügen noch neue in dieser neuen Auflage aufweisen kann, wärmstens empfohlen.

Für die schöne Ausstattung und den correcten Druck verdient die Verlagshandlung alle Anerkennung.

Hermes Vergleichende Wortkunde der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache für Tertia und Secunda an Gymnasien sowie für den Selbstunterricht bearbeitet von Karl Erbe, Professor am Eberhard Ludwig-Gymnasium zu Stuttgart. 2. Aufl. Stuttgart, Paul Neffe Verlag 1896. XII u. 279 SS.

Der Zweck und die Einrichtung des Werkchens ist in seiner 2. Auflage im allgemeinen gleich geblieben, und Ref. weist auf seine Besprechung der 1. Auflage in dieser Zeitschr. 1885, S. 267 f. hin. Die eine Sprache soll immer die feste Einprägung der andern bewerkstelligen. Die vielfachen Ähnlichkeiten, welche die griechische, lateinische und deutsche Sprache in ihrem Wortschatze und ihrem Satzbau haben, erleichtern gegenseitig die Erlernung. Mit Recht hat daher der Verf. in die neue Auflage einen neuen Abschnitt am Anfange eingefügt, in dem die Verwandtschaft des Griechischen mit dem Lateinischen und Deutschen erörtert, der zahlreichen Entlehnungen gedacht und dann des weiteren zu den urverwandten oder Erbwörtern übergegangen wird, die in der Weise gruppiert erscheinen, dass solchen mit gleicher Form und Bedeutung solche mit lautlichen und Bedeutungsveränderungen folgen. Da aber die Ähnlichkeit in dem Wortschatze dieser Sprachen noch größer wird, wenn man eine Art von regelmäßigem Wechsel der ursprünglichen momentanen Consonanten des Indogermanischen, die sogenannte Lautverschiebung kennen gelernt hat, so hätte Ref. gewünscht, dass das Lautverschiebungsgesetz in aller Kürze dem Schüler in diesem Abschnitte vorgeführt worden wäre. Der Schüler würde sich den Wechsel in

Formen verwandter Wörter leichter erklären und solcher Verwandtschaft auch selbständig dort nachzugehen angeregt fühlen, wo er ohne die Kenntnis jenes Gesetzes Verschiedenes und Divergierendes zu sehen wähnt.

Im übrigen ist der folgende Abschnitt, der die Gesetze der Wortbildung in allen drei Sprachen an allen Wortarten veranschaulicht, und der dritte, der eine Sammlung von 12? Gruppen wissenswerter Redensarten, nach den Anfangsbuchstaben der Hauptbegriffe in ihrer deutschen Bedeutung geordnet, enthält, sowohl was den Inhalt als auch die Gliederung des Stoffes anlangt, im allgemeinen gleich geblieben. Nur stilistische Änderungen finden sich, und minder entsprechende Ausdrücke und Redensarten sind durch wichtigere oder zweckentsprechendere ersetzt worden. Ferner haben hie und da Umstellungen einzelner Gruppen stattgefunden; so sind z. B. die Redensarten der ehemaligen ersten Gruppe „Absicht und Zweck" nunmehr unter „Wunsch, Wille" eingereiht unter Auflassung jener. Auch Erweiterungen der Phrasen und der einzelnen Rubriken finden sich vielfach.

Die Auswahl des Materials zeugt von dem pädagogisch-didaktischen Geschick des Verf.s. Der Ausdruck ist durchwegs correct. Ähnlichkeit und Verschiedenheit der drei Sprachen im Ausdruck derselben Gedanken, die Anwendung gleicher oder verschiedener Metaphern u. dgl. werden zur Schärfung des Sprachgefühles und zur Anwendung des richtigen Ausdruckes bei der Übersetzung viel beitragen.

Ein Druckfehler ist wohl S. 42 f. „in beiden Sprachen" statt übereinstimmend mit S. 36 h „in beiden alten Sprachen" oder „in den drei Sprachen", da ein großer Theil der angeführten Zusammensetzungen auch die deutsche Sprache trifft. Fast auf jeder Seite (vgl. 6, 7, 8, 10, 11, 12 usw.) ist ʂ statt ç gedruckt. Im übrigen ist der Druck correct. Die äußere Ausstattung ist elegant.

Ref. empfiehlt das Werkchen den Lernenden und Lehrenden.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für den Schulgebrauch mit sachlicher Einleitung, erläuternden Anmerkungen und einem Register der Eigennamen von J. Meuser, weil. Oberlehrer am Gymnasium zu Bochum. 6. Aufl. besorgt von Dr. Alfons Egen Oberlehrer am kgl. Paulinischen Gymnasium zu Münster i. W. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferdinand Schöningh 1896. VI u. 207 SS.

Die 6. Auflage von J. Meusers Auswahl der schönsten (36) Stücke aus den Metamorphosen Ovids für den Schulgebrauch hat, was den Lesestoff und die Anordnung des Ganzen anlangt, keine Änderung erfahren und dies mit Recht, da kaum Entsprechenderes an die Stelle des Vorhandenen treten konnte. Nur an 20 Stellen, die der neue Herausgeber hinter dem Vorworte angeführt hat, wurde den Ergebnissen der Ovidforschung Rechnung getragen durch Aufnahme entsprechenderer Lesarten.

Dagegen haben die Anmerkungen (S. 112—176), die zur Erleichterung der Vorbereitung angebracht wurden und ganz geeignet sind, den Schülern die Schönheit der Darstellung zum Bewusstsein zu bringen, in dieser Auflage eine durchgehende Sichtung erfahren, um nicht durch ein Zuviel an einzelnen Stellen zu ermüden und Unlust zu wecken. Den Schülern wird nunmehr in knapper Form nur das geboten, was ihnen das volle Verständnis der vorliegenden Dichtungen nach Inhalt und Form erschließt. Die Anmerkungen bringen häufig neben grammatischen und ästhetischen Erläuterungen Phrasen hervorragender deutscher Dichter für lateinische Wendungen, um den Ausdruck voll auf das Gemüth wirken zu lassen und zu ähnlichen Versuchen an anderen Stellen anzuregen. Auch auf Gedichte deutscher Dichter, in denen ähnliche Stoffe behandelt sind, weisen sie hin. So unterstützen sie keineswegs die Unthätigkeit und Bequemlichkeit der Schüler, wie dies häufig Anmerkungen thun, sondern regen zum Denken und Nachbilden an.

Auch das Register der Eigennamen (S. 177—207), das den Schülern ausreichende Aufklärung bietet über alles, was sie zum Verständnis in dieser Hinsicht benöthigen, ist sorgfältig revidiert worden.

Dass bei dieser Gewissenhaftigkeit des neuen Herausgebers auch der Druck correct ist, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung. Ref. kann zu den wenigen S. 207 vom Herausgeber angeführten Berichtigungen nur S. 160, Z. 2 v. u. „ließ am Bogen sich festwurzeln" st. „Boden sie" anführen.

Die Ausstattung ist nett und der Text übersichtlicher gedruckt als bisher. Ref. ist überzeugt, dass das Werkchen mit Nutzen beim Lateinunterrichte verwendet werden kann, und empfiehlt es bestens.

Wien. Heinrich Koziol.

O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte. Erste Hälfte. Iw. v. Müllers Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft V 2, 1. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1897. 884 SS. Preis 7 Mk.

In der Einleitung wird nach Vorbemerkungen über Aufgabe und Anordnung ein Überblick über die Quellen und über die Entwicklung der neueren mythologischen Literatur geboten, wobei der Verf. in letzterer Beziehung mit Hinweis auf seine Auseinandersetzungen im ersten Bande der „Griechischen Culte und Mythen" sich verhältnismäßig kurz fasst. Es folgt dann im großen Haupttheile dieses ersten Halbbandes eine „Übersicht über die wichtigsten Mythen, geordnet nach den Cultusstätten", im engen Anschlusse an die S. 2 betonte Anordnung. Hier sind nament-

lich da die einzelnen Capiteln vorangestellten Zusammenstellungen über die Quellen und über die neuere Literatur bis zum Neuesten und Kleinsten herab als verdienstlich hervorzuheben; vgl. z. B. Eleusis S. 48 oder Arkadien S. 193, wo dem Immerwahr'schen Buche nun auch das Weitere seit 1891 angereiht ist; Allerneuestes wurde auch noch bei der Correctur eingeschaltet, z. B. S. 121. Die eingeflochtenen Ansichten über die Zusammenhänge und Wechselwirkungen von Culten zeugen meist von einem eingehenden und selbständigen Forschungseifer; Manches ist auch zur Wahrscheinlichkeit gebracht, gar Manches bleibt aber auf diesem so schwierigen Gebiete freilich noch immer unsicher. Der zweite Haupttheil „Übersicht über die wichtigsten mythischen Vorstellungen und Überlieferungen, geordnet nach den Mythencomplexen" ist in diesem Halbbande nur erst mit den fünf ersten Seiten (S. 380 bis 384) begonnen und wir sind auf die Fortsetzung gespannt. Es möge darum diesmal diese vorläufige Anzeige genügen; sobald das ganze Werk vorliegt, werden wir mit dem Gesammturtheile auch einige nähere Bemerkungen über Einzelheiten verbinden können.

Innsbruck. Anton Zingerle.

M. Collignon, Geschichte der griechischen Plastik. II. Bd. Deutsch von F. Baumgarten. Mit 12 Tafeln und Chromolithographie oder Heliogr. und 377 Abbildungen im Texte. Straßburg, K. J. Trübner 1898. Lex.-8°, 763 SS. Preis 24 Mk.

C. ist der erste Franzose, der eine zusammenfassende Geschichte der griechischen Plastik zu schreiben unternahm, und sein zweibändiges, vornehm ausgestattetes Werk hat sich rasch auch in deutschen Kreisen zahlreiche Freunde erworben. Verbindet es ja eindringendes Studium und selbständiges, auf feinem Kunstverständnis beruhendes Urtheil mit fesselnder, ja glanzvoller Darstellung. Der Gedanke, den Leserkreis des Buches durch eine Übersetzung zu erweitern und seinen reichen Inhalt auch denjenigen zugänglich zu machen, denen die originale Form unbequem wäre, ist umsomehr als ein glücklicher zu bezeichnen, als es dem Verleger gelungen ist, diesem Unternehmen geeignete Kräfte zu gewinnen. Der erste Band, dessen Übersetzung E. Thraemer in fünf Lieferungen von 1894 bis 1896 besorgt hat (vgl. Reichels Besprechung der 1. Lieferung in dieser Zeitschrift 1895, S. 518), befasst sich mit der Entwicklung der griechischen Plastik von den Anfängen bis einschließlich Phidias, der zweite, der nunmehr von Baumgarten übersetzt vorliegt, setzt bis in die römische Zeit fort. Er behandelt zunächst den Einfluss der großen Meister des 5. Jahrhunderts und beginnt mit den Tempelbauten in Athen. Die Baugeschichte der Akropolis wird im wesentlichen nach Furtwängler dargestellt, der Niketempel nach 426/5 angesetzt. Ausführlich

wird die Schule des Phidias, Myron, Polyklet besprochen. Es folgt in einem zweiten Buche die Behandlung der Blütezeit im 4. Jahrhundert. Bei Skopas und Praxiteles sucht man vergebens nach einer Erwähnung der Niobegruppe. Die Pliniusstelle beweist weder etwas für die Meister noch für die Zeit, und so wird das Werk nach dem Vorgange anderer mit den malerischen Gruppen wie dem farnesischen Stier verglichen und in die hellenistische Epoche verwiesen. Von der Mantineabasis wird hingegen wenigstens die Composition dem Praxiteles zugemuthet, wenn auch die Ausführung die Hand eines Ateliergehilfen verrathe. Der Jüngling von Subiaco findet seine Stelle neben dem Hypnos von Madrid und zu seinen bisherigen Deutungen werden zwei weitere unmögliche vermuthungsweise hinzugefügt. Dem Ganymed des Leochares stellt C. mit Recht den in Gewandbehandlung und Haltung übereinstimmenden Apollo vom Belvedere an die Seite. Hier wie im vorigen Abschnitte finden die herrlichen attischen Grabreliefs gebürende Berücksichtigung, und eine lichtvolle Darstellung der lysippischen Kunst bildet den Abschluss. Das dritte Buch behandelt ausführlich die hellenistische Kunst, das vierte die griechische Kunst unter römischer Herrschaft, doch schließt es mit dem Beginne der Kaiserzeit ab, d. i. mit dem Zeitpunkte, wo die griechische Kunst sich dem römischen Geschmack anbequemt und ihre Selbständigkeit verliert. Das Ganze ist ein lebensvolles, in der Charakteristik einzelner Meister und größerer Epochen, ebenso wie in der feinen Durchdringung des Details ungemein anziehendes Bild, das uns der Verf. von dem Werdegange der griechischen Bildnerei entwirft. Mit Liebe versenkt er sich in das Wesen einer jeden künstlerischen Individualität, sucht die Einflüsse zu ergründen, unter denen sie sich entwickelt, und verfolgt die Wirkungen, die sie auf die Zeitgenossen und Epigonen geübt hat. Mit klarem Blicke werden die bezeichnenden Merkmale der Schulen hervorgehoben und zu systematischer Einreihung erhaltener Kunstwerke benützt, und ist es auch nur in seltenen, besonders günstigen Fällen möglich, ihren Urheber mit einiger Sicherheit zu bestimmen, so gelingt es doch meistens, sie durch eingehende stilistische Analyse in den richtigen Zusammenhang einzureihen und so den gegebenen Rahmen der Kunstentwicklung mit immer reicherem Inhalte zu füllen. Nicht immer wird der Leser den einzelnen Aufstellungen rückhaltlos beistimmen können, aber auch das Verfehlte wird ihn anregen und durch die gewandte Darstellung und Verknüpfung interessieren. Die beiden Übersetzer verfolgen nicht genau die gleichen Principien. Thraemer hatte den ersten Band nicht bloß verdeutscht, sondern auch durch zahlreiche, in der Zwischenzeit von 2—4 Jahren nothwendig gewordene Nachträge und eigene Zusätze vermehrt, die durch eckige Klammern von dem Originaltexte geschieden wurden. Letzteres hat Baumgarten im zweiten Bande mit Recht fast ganz unterlassen, und seine Bemerkungen beschränken sich gewöhnlich auf Anmerkungen

unter dem Texte, die meist evidente Berichtigungen des Collignon-schen Textes enthalten. Diese werden dem außerhalb der Forschung Stehenden gewiss dienlich sein können. Eine willkommene Bereicherung gegenüber dem französischen Originale bilden aber namentlich die neuen Illustrationen. Nicht weniger als 16 Abbildungen sind hinzugekommen, darunter solche, die man ungern vermisst hatte, wie 76 a die eine Gibelfigur von Lokroi, 138 a die Münchener Aphrodite, 196 a das Ilissosrelief, 218 a Bogenspannender Eros u. a. Die Übersetzung ist überaus gewandt und entspricht allen billigen Anforderungen. Störende Versehen sind mir nicht aufgefallen, bis auf die Verwechslung von Vienne in Frankreich mit Wien (Fig. 302 und im Texte) als Fundort einer badenden Aphrodite im Louvre. Die französische Orthographie türkischer Namen auch in der Übersetzung beizubehalten (Fig. 248 Guzel-Hissar) ist nicht zu empfehlen. Unsere Landkarten zeigen freilich das bunteste Gemisch von Schreibarten, was jedoch nur zu falscher Aussprache Anlass gibt. Die endgiltige Feststellung einer Einheitlichkeit wäre sehr zu wünschen. Im ganzen bedeutet die Übersetzung des Collignon'schen Werkes eine entschiedene Bereicherung der deutschen wissenschaftlichen Literatur, und als die derzeit beste Geschichte der griechischen Plastik in deutscher Sprache sollte sie bis zum Erscheinen eines auch deutsch gedachten Handbuches schon mit Rücksicht auf den reichen Bilderschmuck und den relativ niedrigen Preis auch jeder Lehrerbibliothek einverleibt werden.

Prag. Julius Jüthner.

Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol mit Abhandlungen über ihre Entwicklung, Composition, Quellen, Aufführungen und literarhistorische Stellung. Herausgegeben in „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer“ I. von J. E. Wackernell. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria 1897. 4°, CCCXIV u. 550 SS.

Vor zehn Jahren trat der Innsbrucker Universitätsprofessor Dr. J. E. Wackernell in den „Wiener Beiträgen zur deutschen und englischen Philologie“, II. Band, mit einer wissenschaftlichen Abhandlung über „Die ältesten Passionsspiele in Tirol“ hervor, die schon ein bedeutsames Licht auf die zahlreichen Überlieferungen geistlicher Volksschauspiele in Tirol warf. Wohl hatte der greise Tiroler Dichter Adolf Pichler schon vordem diese alten Volksüberlieferungen Tirols aus dem Dunkel hervorgezogen, allein die eigentliche Erweckung verlangte einen ganzen Mann der Fachwissenschaft, und dieser erstand in dem Germanisten J. E. Wackernell. Wir haben vor zehn Jahren in unserer Zeitschrift 1888, S. 350 f. sehr anerkennend besprochen, wie W. in seiner ersten Abhandlung hauptsächlich die drei ältesten Spiele, den Sterzinger-, Pfarrkircher-

und Haller-Passion nach dem ästhetischen Werte und den merkwürdigen Textverhältnissen sehr erfolgreich untersucht hatte, allein wir konnten damals die Ergebnisse jener Untersuchungen nicht gehörig prüfen, da die Textausgabe der Tiroler Passionsspiele noch fehlte. W. hat nun sein damaliges Versprechen, eine Textausgabe mit dem ganzen wissenschaftlichen Rüstzeug zu liefern, ehrlich und gründlich eingelöst. W.s Werk ist ein großes Denkmal in der wissenschaftlichen Literatur und konnte bei der Massenüberlieferung und den unentwirrbar scheinenden Abhängigkeitsverhältnissen nur nach jahrelanger, liebevoller und unermüdlicher Hingabe an den volksthümlichen Stoff zu so überraschender Klarheit und ergebnisreicher Vollendung ausreifen.

W.s umfangreiches Buch enthält 7 SS. Vorwort, 314 SS. Abhandlung in 23 Abschnitten, 480 SS. Text, 40 SS. Anmerkungen, 20 SS. Glossar, endlich ein Inhalts- und Druckfehlerverzeichnis, sowie einige Nachträge.

Wir sahen zunächst mit Spannung der Textbehandlung entgegen. W. bietet keinen eigentlichen kritischen Text, sondern löst jedes Hss.-Individuum von den anderen los und bestimmt es nach jeder Richtung. Er scheidet für seine Untersuchungen der altdeutschen Passionsspiele aus Tirol nicht bloß die weltlichen, sondern auch jene religiösen Spiele aus, die den alten Passionen ferner stehen. Die zahlreichen alten Passionsüberlieferungen werden zunächst dem Orte ihrer Aufführungen nach und zwar sowohl rücksichtlich der hs. Überlieferung, als der erst mühsam ausgeforschten Verzeichnungen untersucht, wobei die Anmerkungen sowohl der Hss., als der Raitbücher sehr wichtige und wissenswerte Aufschlüsse über die ganze Einrichtung und Aufführung dieser Spiele geben. Dann folgt die textliche Prüfung und die Bestimmung des jeweiligen Abhängigkeitsverhältnisses auf Grund scheidender Wörter und Wortformen, Reime und Verse nach Form und Inhalt; auch das Kleinste ist nicht übersehen, und doch wird kein Anhaltspunkt überschätzt und so lange nach Beweisgründen weitergeforscht, bis die Behauptung bewiesen, die Annahme erhärtet ist. Sind nun auf diesem mühsamen Wege alle Hss.-Individuen bestimmt und die Zusätze späterer Überlieferungen der Reihe nach losgelöst, so bleibt endlich von selbst die älteste Fassung des Tiroler Passions übrig. Wir stimmen dieser Textbehandlung W.s vollständig bei. Anders wäre die Sache bei bedeutenden Kunstwerken besonders lyrischer oder epischer Dichter, wo ein kritischer Text rücksichtlich des Kunstwerkes und des Künstlers von höchster Wichtigkeit ist. Doch hier liegen die Verhältnisse anders. Die ursprüngliche Fassung des T. P., die weder unmittelbar, noch durch die nächsten Abkömmlinge mittelbar, sondern erst nach mehreren Mittelgliedern in stark veränderten und eigenartigen Überlieferungen auf uns gekommen ist, sie und ihre Abzweigungen schätzen wir zunächst weder als Kunstwerk, noch als das Werk eines merkwürdigen Dichters, sondern als merk-

würdige dramatische Darstellungsweisen, die uns das Leiden Christi in eigenartigen, volksthümlichen Formen von der Blütezeit der deutschen Passionsspiele bis zu ihrem Verfalle vorführen. Hier ist demnach nicht so sehr der ursprüngliche Text, dessen kritische Darstellung W. auf Grund seiner eingehenden textlichen Untersuchungen ein Leichtes gewesen wäre, als vielmehr die Entwicklung und Gestaltung der Spiele, Spielbücher und Spieltexte maßgebend. Es verdient sogar besondere Anerkennung, dass W. mit richtigem Blicke den Schwerpunkt der Untersuchungen in die Entwicklung der Tiroler Passionsspiele und ihrer Überlieferungen verlegt hat, dadurch ist W.s Arbeit so wertvoll und fruchtbar geworden.

Die Aufnahme, Anordnung und Wiedergabe der Texte war eine besonders schwierige Aufgabe. Die Vergleichung der vielen Texte und Varianten ermüdet auch den versierten Leser, und es ist keine kleine Arbeit, hinter dem Verf. durch diese Passions-Dornhecke zu dringen. Gleichwohl wüssten wir nicht, wie es bei diesem Stoffe anders oder besser zu machen gewesen wäre. Vielleicht wäre am Schlusse der Abhandlung noch im besonderen ein kurzer, zusammenhängender Überblick über alle genealogischen Verhältnisse der Überlieferungen (nach S. CCCXIV) von Nutzen gewesen

Nachdem W. die Eigenheiten, die genealogische Stellung und den Wert der einzelnen Handschriften bestimmt hatte, ergab sich die Anordnung der Texte von selbst. Der Sterzinger und Pfarrkircher Passion stehen dem ursprünglichen T. P. am nächsten, daher gibt im ersten und zweiten Spiele der Sterzinger Passion den leitenden Text, in den Lesarten ist der Amerikaner, Bozener, Pfarrkircher, Brixener Passion und die Mischhandschrift verzeichnet. Im dritten Spiele dagegen lässt der Sterzinger aus und dafür tritt nun der Pfarrkircher mit dem leitenden Texte ein; in den Lesarten der Amerikaner, Bozener und Brixener, im zweiten Theile bloß der Haller Passion. Dann folgt der Haller Passion mit dem leitenden Texte, in den Lesarten für das erste Spiel die Mischhandschrift, ferner der Brixener Passion mit dem leitenden Texte der jüngeren Theile des Brixener Passions. Mit einem Vorspiele, dessen leitenden Text die Mischhandschrift und die Lesarten aus Rabers Passion bilden, und einem Nachspiele nach dem Pfarrkircher Passion finden die Texte ihren Abschluss. Doch nicht ganz, denn trotz aller Nachforschungen W.s in Archiven und Privatsammlungen kam doch nach dem Drucke der Texte noch eine interessante Passionshandschrift zum Vorscheine, die W. in der Abhandlung S. CCCV f. bestimmt und in den Rahmen des Ganzen einfügt. Eine wichtige Ergänzung zu den Texten bilden Anmerkungen und Glossar; was dort nur störend und zerstreuend gewirkt hätte, wird hier passend untergebracht und unterstützt das Ganze.

Am lehrreichsten wäre es, in die Abhandlung über die einzelnen Spiele genauer einzugehen, doch müssen wir uns dies

wegen Raummangels versagen. Es sei nur im allgemeinen bemerkt, W. entrollt uns hier auf Grund erforschter zahlloser Kleinigkeiten culturgeschichtliche Bilder aus den Passionsspielen des 15. Jahrhunderts, wie sie reizender und überraschender, besonders für einen Erneuerer der Passionsspiele, wie es Ref. ist, nicht wohl sein könnten. Auch Prof. R. Heinzel bedauert in seinem neuesten, gleichfalls hochinteressanten Buche „Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. Beiträge zur Ästhetik IV. Hamburg und Leipzig 1898", W.s Werk mit der reichen, auch kunstkritischen Einleitung nicht mehr haben benützen zu können.

Was W. S. CCCLXXXVII über die gedächtnismäßige Überlieferung gegenüber Wirt, Oster- und Passions-Spiele. S. 228 f., bemerkt, ist vollständig richtig. Der Vorgang beim Tweraser Passion, wo der ganze Text bloß aus dem Gedächtnisse der Spieler wieder zusammengesetzt, resp. -geschrieben wurde, steht nicht allein da; das ist eine bei Volksschauspielen allgemein übliche Erscheinung und war gewiss immer stärker im Gebrauche, je weiter wir ins Mittelalter, als der Zeit erprobter Gedächtnisstärke, zurückgreifen. Ich werde im wissenschaftlichen Theile meiner Ausgabe der „Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde" weitere Belege bringen. Als Verfasser des ursprünglichen Tiroler Passions nimmt W. einen Geistlichen an, was wohl sehr wahrscheinlich ist; als Ort der Entstehung Sterzing, das Hauptlager der tirolischen Passionsüberlieferungen; als Zeit den Übergang vom 14. zum 15. Jahrhundert. Gelungen ist, dass bei der Beweisführung für den Entstehungsort das berühmte Sterzinger Moos eine ungeahnte Rolle spielt. Im dritten Spiele 220 nach dem Pfarrkircher Passion droht nämlich der secundus miles Christus, wenn er aus dem Grabe aufstehe, wolle er ihn in das Moos versenken, gewiss ein unmittelbarer Anhaltspunkt für Sterzing. Die für den T. P. gewonnene chronologische Grundlage gibt nun einen wichtigen Ausgangspunkt zur Bestimmung so vieler anderer mit ihm zusammenhängender Spiele. So erweist sich z. B. das bis 1443 zurückreichende Egerer Frohnleichnamspiel, das heuer durch den Verein für Egerländer Volkskunde nach dem Höritzer Vorbilde eine Neuaufführung erfahren sollte, vom T. P. vielfach abhängig. W. gedenkt die vielfachen Wechselwirkungen dieser Spiele im besonderen noch weiter zu verfolgen. W. überblickt am Schlusse die Entwicklung der altdeutschen Passionsspiele volksthümlicher Art und stellt eine Zeitperiode der Anfänge, der Ausbildung, der Blüte und des Verfalles fest, und zwar füllt der T. P. die große Lücke zwischen dem älteren Frankfurter Passionsspiele (1380) und dem jüngeren (1467) aus und reicht aus der besten Blütezeit bis in den Verfall hinein. Am glänzendsten waren die Aufführungen in Bozen, wo sie sieben Tage in Anspruch nahmen und die Frauenrollen zuerst durch Frauen dargestellt wurden; von 1580 an wurde das Passionsspiel auch schon in Sterzing von der Kirche und Osterzeit

losgelöst und im Sommer an einem Tage nach heutiger Art aufgeführt.

W. hat seine Untersuchungen auf die altdeutschen Passionsspiele beschränkt, wirft aber nach seiner weitausschauenden Art auch oftmals einen Blick über diese Grenzen, denn das Ziel seines Strebens ist ja eine tirolische Literaturgeschichte. So weist er gelegentlich auf andere geistliche Spiele, sowie die Ausläufer der Passionsspiele hin. Wenn man auch nicht wüsste, dass Tirol heute noch reich an Volksüberlieferungen aller Art ist, so könnte man darauf schon aus dem Reichthum früherer Zeit schließen. In der That hat sich bis auf unsere Tage im Saruthale ein bäuerliches Passionsspiel erhalten, das sich nach dem Erlöschen der glanzvollen städtischen Aufführungen aufs Land geflüchtet hatte. Auch gibt es in Tirol, wie sich Ref. bei seinen letztjährigen Wanderungen dort selbst überzeugt hat, geistliche Spiele jüngeren Ursprungs, die die alten Spieltraditionen in sich aufgenommen haben und so eine Verbindung zwischen Mittelalter und Neuzeit herstellen. Eine tirolische Literaturgeschichte setzt die genaue Kenntnis auch all dieser Volksüberlieferungen voraus, und es ist erfreulich, dass W. sich auch dieser jüngeren Denkmäler anzunehmen verspricht. Wer wäre besser dazu berufen? Nur wünschen wir, dass dies nicht im Auszuge, sondern mit eben der Gründlichkeit geschehe wie bei den altdeutschen Passionsspielen. Man schaut gewöhnlich von einem Blütepunkte aus geringschätziger auf das Epigonenthum herab, allein auch dieses verdient und findet einmal Beachtung, wie es der ganze Entwicklungsgang der deutschen Literaturgeschichte beweist. Fehlt auch der äußere Glanz, so stellen sich dafür andere neue Gesichtspunkte ein, die bedeutend und wichtig werden, besonders für eine Geschichte der Literatur. Durch eine Herausgabe und gründliche Bearbeitung der jüngeren dramatischen Volksüberlieferungen Tirols würde gewiss, wie eben bei den älteren, wieder mancher Lichtstrahl auch auf benachbarte Lande und ihre verwandte Volksliteratur fallen.

Was Druck und Ausstattung anbelangt, lässt W.s Buch nichts zu wünschen übrig. Druckfehler sind mit seltener Sorgfalt vermieden. Versehen, wie S. XIX, Z. 2 von unten „hervor", S. LIV. Z. 7 von oben „Personen", S. CCCII, Z. 9 von unten „er aufhört", verdienen kaum Erwähnung.

Alles in allem ist W.s Buch ein bahnbrechendes Werk für die tirolische Literatur und von weitreichender Bedeutung für die ganze wissenschaftliche Forschung.

Krummau. J. J. Ammann.

Hilfsmittel für den deutschen Unterricht.

a) Aufsatzbücher.

Deutsche Dictierstoffe in Aufsatzform für den Unterricht in der Rechtschreibung. Zum Gebrauche in Mittel- und Bürgerschulen und im Privatunterrichte. Zusammengestellt von O. Langer, k. k. Professor an der Staats-Oberrealschule in Linz. 2., verb. u. verm. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1898. XII u. 112 SS.

In der neuen Auflage des brauchbaren Büchleins sind 84 neue Dictierstoffe hinzugefügt, vier ausgeschieden worden. Im einzelnen bemerke ich Folgendes: S. 4, St. 13 sind die Tempora nicht in Ordnung — S. 5, St. 17 „Sprichworte“ statt „Sprichwörter“ — S. 6, St. 20 „der letztere“ statt „dieser“, „derselbe“ statt „er“ (diese Vorliebe für schwerfällige Pronomina auch sonst: S. 35, 36, 37, 75) — S. 8, St. 15 uncorrect ist der Satz: „Das Kameel erreicht von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende zwei bis drei Meter Länge“ — S. 26, St. 87 könnte entfallen. Schlecht ist namentlich der Schlussatz: „Die Tische dienen zum Darauflegen verschiedener Gegenstände, besonders aber zum Einnehmen von Speisen“ (zum Einnehmen (?) von Speisen dienen Löffel und Gabel) — S. 50, St. 168 „spielte“ statt „gespielt hatte“ — S. 60 „dass keine Menschenleben zu beklagen sind“ statt „Verluste an Menschenleben“ — S. 68, St. 221, Z. 3 „den“ statt „und“ — S. 71 „Seine medicinischen Werke füllten einen kleinen Katalog“ statt „Die Titel seiner m. Werke“ — S. 71, St. 230 „empfiengen“ statt „fanden“ — S. 74, St. 236 „deren“ statt „ihr“ — S. 79, St. 248 „Zur Regelung der Temperatur dienen zahlreiche Thermometer.“ Zunächst doch nur zum Ablesen!

Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden nebst Einleitung in die Stilistik und Rhetorik und Proben zu den Hauptgattungen der prosaischen Darstellung für Gymnasien, Seminarien, Realschulen. Von Josef Kehrein. Nach dem Tode des Verf.s neu bearbeitet von Dr. Valentin Kehrein. Professor am Gymnasium zu Koblenz. Paderborn, F. Schöningh 1897. 8°, XXIII u. 533 SS.[1])

Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches (1853) ist nahezu ein halbes Jahrhundert verflossen. Wenn noch immer neue Auflagen nothwendig werden, so muss dies als Beweis dafür gelten, dass das Buch noch immer gerne benützt wird, freilich nicht als Beweis für die Trefflichkeit des Buches. Trotz der zahlreichen Änderungen, die es im Laufe der Zeit erfahren hat, ist die Eintheilung dieselbe geblieben, auch der positiv-christliche Standpunkt des Buches ist sorgfältig gewahrt worden. So bietet es nach wie vor eine reiche Auswahl von Themen; wenn auch vieles für die Benützung in der Schule wertlos erscheint, da die nöthigen

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. 1890, S. 231 ff.

Grundlagen des Unterrichtes zu seiner Benützung fehlen, so bleibt doch noch eine stattliche Anzahl von brauchbaren Themen übrig. Vor anderen Büchern dieser Art ist die vorliegende Sammlung durch Sorgfalt und Gründlichkeit ausgezeichnet. Im einzelnen mag noch manches der Verbesserung bedürftig sein. Gleich auf S. 3 liest man folgendes Thema: „Die Wichtigkeit der äußeren Verhältnisse auf die geistige Bildung des Menschen.“ S. 7 „pflegmatisch“ statt „phlegmatisch“, S. 12 „beweisen“ statt „bewiesen“, S. 24 „Der Anblick des Sternenhimmels an einem Sommerabend.“ S. 34 „Höflichkeit bezieht sich auf unsere Äußerungen, liegt also in Worten, Mienen und Geberden.“ Das heißt doch den Begriff zu eng fassen, es gibt doch auch höfliche Handlungen. Der Entwurf 61 (S. 270) „Die patriotischen Dichter Arndt, Schenkendorf, Körner“ enthält fast nichts als Daten, Namen und Zahlen. Nr. 203 „Der Bär in der deutschen Thierfabel“ mengt allerlei durcheinander. Nr. 204 „Die Nachtigall in der deutschen Dichtung.“ Die zahlreichen Belegstellen aus Dichtern werden den Schüler bei der Bearbeitung dieses wenig geeigneten Themas kaum fördern; das einzig Interessante daran sind eben die Stellen. Nr. 220 „Der Monotheismus ist die ursprüngliche Religion der Menschheit“ scheint mir ebensowenig geeignet; man lese nur nach, aus welchen und aus wieviel Autoren der Verf. seine Belege herholt; aber was soll der Schüler damit anfangen? Nr. 249 „Über die Abnahme des Studiums der Dichter und der Dichtkunst bei der studierenden Jugend.“ Darüber mag der Lehrer nachdenken, Schüler werden bei ähnlichen Erwägungen schwerlich zu Resultaten kommen.

Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Unterstufe des humanistischen Gymnasiums von Dr. Johann Schmaus, k. Gymnasiallehrer. I. Theil. Bamberg, C. C. Buchners Verlag 1898. IX u. 92 SS.

Unter den vielen Aufsatzbüchern doch wieder eines, das die Sache wesentlich fördert. Der Verf. hat über eine methodische Behandlung der Aufsatzübungen auf der Unterstufe sehr erfolgreich nachgedacht und bietet nun Theorie und Proben in ansprechender Form: Erzählungen, in denen die Anforderungen allmählich gesteigert werden, Umbildungen, Zusammenfassungen, Erweiterungen, Anwendung der Briefform, Beschreibungen von Vorgängen usw. Den theoretischen Auseinandersetzungen kann man zumeist beipflichten (die Zusammenziehung zweier Fabeln in eine wird in den meisten Fällen eine zu hohe Forderung sein), die Proben bedürfen hie und da der Feile. Auch in Dispositionen soll schlechtes Deutsch vermieden werden: S. 13 Die Besitznehmung des Räuberhauses, S. 40 die Erzählung „Der bestrafte Räuber“ kann nur vom Standpunkte einer hausbackenen Moral gebilligt werden, S. 41 in der Erzählung „Der Habicht und die Katze“ wird zum Schlusse aus dem Habicht ein Geier.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze in Regeln, Musterbeispielen und Dispositionen, besonders im Anschlusse an die Lectüre classischer Werke nebst Aufgaben zu Classenarbeiten für die mittleren und oberen Classen höherer Schulen von Dr. Julius Naumann. 6. Aufl. Leipzig, Teubner 1897. XVI u. 548 SS.

Als Naumanns Buch im Jahre 1870 zum erstenmal erschien, zählte es nur 192 Seiten, jetzt ist der Umfang dreimal so groß geworden. Die Aufnahme des Buches war keine günstige (vgl. Zs. f. d. Gymnasialw. 1871, S. 671 ff.). Trotzdem hat es bereits sechs Auflagen erlebt, ein Umstand, der es wohl erklären kann, warum gerade auf diesem Gebiete eine solche Überproduction herrscht und verhältnismäßig so wenig Gutes zutage gefördert wird. Ich verweise auf die ausführliche Besprechung, die die 5. Auflage des Buches in dieser Zeitschrift durch C. Tomanetz erfahren hat (1891, S. 908 ff.). Seitdem ist das Buch nicht besser geworden, die Regeln sind ebenso kahl und unfruchtbar wie früher und die Musterbeispiele ebensowenig musterhaft. S. 20 steht *ἀρχῆν* für *ἀρχὴν*, S. 53 wird Regensburg noch immer von dem Kurfürsten von Bayern genommen usw. Auch die sonderbaren Aufsätze über Vergil und Homer, die auf das Urtheil der Schüler nur verwirrend wirken können, da sie die Begriffe von Volks- und Kunstpoesie vermengen, sind in dem Buche noch immer zu finden.

Material zu deutschen Aufsätzen in Stilproben, Dispositionen oder kürzeren Andeutungen für die mittleren Classen höherer Lehranstalten. 1. Bändchen. Von G. Tschache. 5. Aufl., neu bearbeitet und vermehrt von Fr. Drischel und Rud. Hantke. Breslau, J. U. Kerns Verlag 1897. VIII u. 176 SS.

Das Buch enthält Aufsätze im Anschluss an die deutsche Lectüre und an andere Unterrichtsgegenstände, sowie Aufsätze allgemeinen Inhalts. Die Aufsätze im Anschluss an die Lectüre sind häufig Inhaltsangaben. Ihre Form ist von Mustergiltigkeit weit entfernt. Häufig ist auch die Form des Vergleiches. Sonderbar klingt es, wenn der Vergleich von Chamissos „Alter Waschfrau“ mit Goethes „Schatzgräber“ mit den Worten eingeleitet wird: „Beide Gedichte haben zwar nicht viele Ähnlichkeiten gemeinsam, weisen aber viele Verschiedenheiten auf.“ Zumeist bilden mehrere Aufsätze eine Gruppe, indem sie ein Gedicht von verschiedenen Standpunkten behandeln. Das ist für die Aufsatzübung von geringem Werte, da man ja doch in der Regel nur ein Thema wählen kann. Die biographischen Themen, die nur knappe Mittheilungen über das Leben der Dichter bringen, sind ganz wertlos. Überhaupt erweist sich das Buch, wie allerdings der Titel andeutet, hauptsächlich als Stoffsammlung, und dabei wird die Form wenig berücksichtigt. Nur noch eine Probe: S. 164 Morgenstunde hat Gold im Munde. „Die Morgenstunde wird hier personificiert, das

heißt als Person dargestellt, **die als solche einen Mund hat** und die einem jeden, der sie liebt und mit ihr umgeht, Gold schenken kann." Wie lange wird man es noch wagen, solche Albernheiten aufzutischen! Das muss doch die Schule immer mehr in Misscredit bringen.

Themata zu deutschen Aufsätzen in Dispositionen und Ausführungen. Für obere Classen höherer Lehranstalten. Nebst 175 Übungs-Aufgaben aus Schulprogrammen. Herausgegeben von G. Tschache. 5. Aufl. Breslau, J. U. Kerns Verlag 1897. VIII u. 216 SS.

Auch dieses Buch kann ich, trotzdem es in 5. Auflage erscheint, nicht empfehlen: wüste Stoffansammlung, von allen Seiten zusammengerafft, nur demjenigen Lehrer dienlich, der die Auswahl seiner Themen nur vom Zufall abhängig macht. Unangenehm wirkt schon die (bei Aufsatzbüchern übrigens nicht seltene) marktschreierische Art des Titels; man sieht, worauf es ankommt: nur durch die Masse des Stoffes will man imponieren und anlocken, der Inhalt und die Form sind Nebensache. Als Beleg für die nachlässige Art des Buches diene S. 15. „Inhalt und Gedankengang der Klopstockischen Ode „Der Eislauf"." Einleitung und Inhaltsangabe fließen zusammen, die Gliederung in Abschnitte ist ganz willkürlich vorgenommen. Ebenso willkürlich ist die Interpretation: Str. 9 „Die Begier nach dem Mahl", das daheim der Freunde harrt. — Str. 9 „Es sei nichts zu befürchten, beruhigt ihn Klopstock, unerfahrene Läufer tummeln sich dort, und so lange keine Lastwagen über die Mitte des Sees gegangen und die Fischer des Fischfangs wegen Löcher in das Eis gehauen haben, drohe keine Gefahr." Der Sinn der Strophe ist dieser Erklärung gerade entgegengesetzt. Unerfahren sind die Läufer, die sich in die Mitte des Sees wagen, ehe noch das Eis so stark ist, dass Wagen darüber fahren und die Schiffer Löcher ins Eis schlagen können. Ebenso unrichtig ist die nächste Strophe erklärt. — S. 18 „Was hat Klopstock im Messias zu dem Stoffe der Evangelien hinzugenommen, und hat er es mit Glück gethan?" Diese Frage ließe sich doch nur nach einer genauen Vergleichung des ganzen Gedichtes mit den Evangelien beantworten. Daran denkt der Verf. allerdings nicht und holt seine Belehrung aus Zurbonsen, Gelzer u. a.

Meditationen. Eine Sammlung von Entwürfen zu Besprechungen und Aufgaben für den deutschen Unterricht in den oberen Classen höherer Lehranstalten von Dr. Ferdinand Schultz. 3. Band. Dessau, Paul Baumann 1898. IV u. 157 SS.

Wie vornehm wirkt im Gegensatze zu den früher besprochenen ein solches Buch! Und doch gieng der um die Förderung des deutschen Unterrichtes hochverdiente Verf. (seine „Geschichte der deutschen Literatur", Dessau 1889, ist unter allen Darstellungen der Literaturgeschichte für die Schule, die ich kenne, weitaus die

brauchbarste und gediegenste) nur zögernd an die Veröffentlichung. Auch bietet das Buch nicht mehr als 50 Aufsätze. Manches davon wird man nicht verwerten können, weil es zu schwierig ist oder die Voraussetzungen dazu fehlen, aber es ist offenbar nicht die Absicht des Verf.s, die Bequemlichkeit des Lehrers zu unterstützen, sondern an Beispielen zu zeigen, wie ein Thema vom Lehrer durchdacht und vorbereitet werden muss, damit es in nutzbringender Weise von den Schülern bearbeitet werden könne. Dem entspricht ja auch der Titel. Das Buch enthält nationale, religiöse, moralische, literarische Stoffe und solche aus Natur- und Erdkunde; ein Anhang bringt Skizzen zu kleineren deutschen Arbeiten.

b) Grammatik.

Leitfaden für den Anfangsunterricht in der deutschen Grammatik. Von Franz Kern, weiland Professor und Director des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin. 2. Aufl. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker) 1897. VIII u. 77 SS.

Kerns Versuch, das für die untersten Stufen Nothwendigste aus der Satz- und Formenlehre in schlichter Form und durchaus nach inductiver Methode in diesem Büchlein darzubieten, hat wenig Zustimmung erfahren; wenigstens sind seit dem Erscheinen der 1. Auflage 10 Jahre verstrichen, für ein Schulbuch gewiss ein langer Zeitraum. Der Grund für diese ablehnende Haltung der Schule ist wohl in den Widersprüchen zu suchen, die sich nothwendig ergeben müssen, wenn die im deutschen Unterrichte verwendete Terminologie nicht gleichzeitig auf alle anderen in der Schule betriebenen Sprachen Anwendung findet. Übrigens geht auch das Streben nach Einfachheit zu weit. Alle Arten von Objecten und adverbiellen Bestimmungen unter dem gemeinsamen Namen der Prädicatsbestimmungen zusammenfassen und sich mit einer ganz äußerlichen Unterscheidung begnügen, heißt den Knoten der Schwierigkeiten nicht entwirren, sondern zerhauen. Die vorliegende, von Kerns Sohne besorgte Ausgabe weist keine wesentlichen Veränderungen auf.

Der Aufbau des deutschen Satzes. Lehrbuch und Aufgabensammlung von Dr. Karl Gotthelf Haebler. 2. Aufl. Wiesbaden, Gustav Quiel 1897. VI u. 39 SS. Dazu Lösungen: 10 SS.

Der Verf. hat für die Analyse des einfachen und des zusammengesetzten Satzes eine Art Zeichensprache ersonnen. So lautet der Satz: Von dorther sendet er ohnmächtige Schauer körnigen Eises in Streifen über die grünende Flur: dd^{a} — a — b — $cccc^{a}$ — dd^{c} — $dddd^{a}$. d^{a} = adverbiale Bekleidung des Ortes (jeder Buchstabe wird so oft gesetzt, als der Satztheil Wörter hat), a = Prädicat, b = Subject, c^{a} = directes Object, d^{c} = adverbiale Bekleidung der Weise. Die Bekleidungen zweiter Stufe sind hier

nicht bezeichnet, dafür gibt es eine andere Bezeichnung. Wieder andere Bezeichnungen dienen der Analyse des zusammengesetzten Satzes. Die Sache ist also sehr compliciert. Im Schlussworte sagt der Verf.: „Eine derartige Analyse gewöhnlich machen zu lassen, wäre freilich eine himmelschreiende Zeitvergeudung. Aber sich ein klares Verständnis ihrer Grundsätze anzueignen, ist eine Sache von nicht 30 Stunden.“ Ich habe diese Zeit nicht aufwenden können. Dagegen gibt das Büchlein für die Terminologie der Syntax sehr gute Winke und ist aus diesem Grunde, ganz abgesehen von der Zeichensprache, jedenfalls beachtenswert.

c) Varia.

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Prof. Dr. O. Weise. 3., verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1897. VIII u. 269 SS.

Die 3. Auflage dieses Buches, das seine Entstehung einem Preisausschreiben des allgemeinen deutschen Sprachvereines und seinen Erfolg der gewandten Darstellung verdankt, ist ein nur in Einzelnheiten (Literaturnachweise und Beispiele) verbesserter Abdruck der 2. Auflage. In dieser wieder war der Verf. bemüht, den überschwänglichen und allzu lebhaften Ton, der sich in der Darstellung der 1. Auflage hie und da bemerkbar machte, abzudämpfen. Nunmehr bietet sich das Büchlein in sehr geschmackvoller Form dar. Die Einleitung gibt in großen Zügen die Geschichte der deutschen Sprache, der Haupttheil charakterisiert in 13 Capiteln das Wesen der neuhochdeutschen Sprache. Wegen der zahlreichen culturgeschichtlichen Bezüge empfiehlt sich das Büchlein zur Belebung des deutschen Unterrichtes auf das beste, wie denn einzelne Capitel ihren Ursprung geradezu den Anregungen Hildebrands und seinen Bemühungen um den deutschen Unterricht verdanken.

Sammlung Göschen 61. Deutsche Redelehre von Hans Probst, Gymnasiallehrer in München. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1897. 142 SS.

Das Büchlein bietet die Regeln der Prosadarstellung, also das, was man sonst als Stilistik und Rhetorik bezeichnet, in knapper und anmuthiger Form, so dass die Regeln und ihre Begründung nur den verbindenden Text zu den zahlreichen und mit Geschmack ausgewählten Belegstellen aus Prosaschriftstellern darstellen. Dabei beschränkt sich der Verf. nicht auf die Classiker, sondern zieht auch ältere Sprachperioden herbei, wodurch seine Darstellung den Reiz der Mannigfaltigkeit und trotz dem geringen Umfange eine gewisse Geschlossenheit gewinnt. Der 1. Theil, die Lehre vom Ausdrucke, handelt über Sprachrichtigkeit, Fremdwörter, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, über Tropen und Figuren und den Satzbau; der 2. die Lehre vom Inhalt, über den Wahrnehmungsstoff und die verschiedenen Arten der Darstellung, über

die Sammlung, Gliederung und Ausarbeitung des Stoffes; der 3. Theil bietet eine Aufzählung musterhafter Prosaisten und charakterisiert ihre wesentlichen Stileigenschaften.

Grundriss der Stilistik, Poetik und Ästhetik für Schulen und zum Selbstunterricht. Von Gerhart Gietmann S. I. Mit drei Abbildungen und einer Farbentafel. Freiburg i. Br., Herder 1897. 387 SS.

Was der Verf. bieten will, erklärt er gleich im ersten Abschnitte; zunächst eine Stilistik, die Lehre vom „dichterischen Stil“ (82—242) und eine Ästhetik „die Theorie der übrigen schönen Künste“ (243—387). Die Poetik umfasst also den größten Raum, da der Verf. hier das größte Gewicht auf die Proben legt, durch die er die Regeln erläutert. Natürlich führen in der Darstellung des Verf.s alle Wege zur Religion; die Musik interessiert ihn hauptsächlich als Kirchenmusik, die Malerei und Baukunst als kirchliche Kunst. Auch in der Poetik werden die hebräische Poesie, die Kirchenväter und die poetischen Werke katholischer Schriftsteller mit Vorliebe herbeigezogen. Polemik wird vermieden und selbst den modernen Kunstrichtungen eines Zola und Ibsen gegenüber macht der Verf. in maßvoller Weise seinen Standpunkt geltend. Das Buch ruht auf gründlicher Bildung und umfassender Belesenheit.

Johann August Ehrhards Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 15. Aufl. Nach der von Dr. Friedrich Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon. Leipzig, R. Griebens Verlag 1896. XLIV u. 1011 SS.

Die vorliegende Auflage des stark verbreiteten Werkes ist die 15. seit dem Erscheinen desselben (1802), die 3. durch Otto Lyon besorgte. Das Handbuch wurde auch diesmal einer gründlichen Durchsicht unterzogen und hat vielfältige Vermehrung und Verbesserung erfahren. Ein Vergleich mit der 14. Auflage lehrt, dass die einzelnen Artikel durch die neueren lexikalischen und etymologischen Arbeiten, die gewissenhaft benützt wurden, vielfach Zusätze ergänzender und berichtigender Art erhalten haben. Die Zahl der Artikel selbst wurde um 30 vermehrt, diese Zusätze betreffen sonderbarerweise durchaus den Buchstaben Z. Wahrscheinlich hängt dies mit der Einrichtung der früheren Auflage zusammen, wobei der Herausgeber an einen gewissen Umfang des Buch gebunden sein mochte.

Vollständigkeit kann auf diesem Gebiete wohl angestrebt, nie aber erreicht werden. Am ehesten dürfte der Herausgeber durch die Aufstellung von Gruppen erkennen, an welchen Stellen das Buch der Ergänzung bedarf. Synonymische Bezeichnungen für Thiere z. B. finde ich in der vorliegenden Auflage nur folgende: Aar, Adler — Biene, Imme — (Drache, Lindwurm) — Eber, Keuler, Keiler — Hammel, Schöps — Huhn, Henne — Pferd,

Ross, Gaul, Mähre, Klepper — Ur, Urochs, Auerochs — Ziege, Geiß — Zweifalter, Pfeifhalter, Schmetterling (das bei Wieland noch häufige „Sommervogel“ fehlt). Ich glaube nicht, dass damit die Synonyma der zoologischen Gruppe erschöpft sind, selbst wenn man nur darauf ausgeht, das Allerwichtigste zu verzeichnen. (Rind, Kuh, Stier, Bulle, Farre, Sau, Schwein, Hund, Köter usw.)

Sorgfalt verdient auch die Zusammenstellung der Gruppen und, was damit zusammenhängt, das Wörterverzeichnis. Art. 619 behandelt „Geburtsland“ und „Vaterland“. Sollte nicht auch „Heimat“ an dieser Stelle behandelt werden? Das Wörterverzeichnis enthält dieses Wort nicht, gleichwohl findet es sich in Art. 867.

Im übrigen sei das Buch auch in seiner neuen Gestalt wärmstens empfohlen. Auch in der Schule wird es gelegentlich treffliche Dienste leisten. Ich habe zuweilen den Versuch gemacht, einzelne besonders beachtenswerte Artikel auch für die Zwecke des Aufsatzes heranzuziehen.

Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauches. Von Dr. Theodor Matthias. 2., verb. u. verm. Aufl. Leipzig, Friedrich Brandstätter 1897. XIV u. 484 SS.

Seit Sanders (1872) mit seinem „Kurzgefassten Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten“ das allgemeine Interesse auf diese Fragen wieder hingelenkt hat, ist die Zahl ähnlicher Bücher sehr groß geworden. Offenbar ist eine gewisse Unsicherheit in weiteren Kreisen vorhanden, sonst wäre die Nachfrage nach derlei Büchern nicht so groß. Keller, Andresen, Lehmann, Wustmann, Heintze — alle haben mit ihren Büchern mehr oder weniger Erfolg gehabt. Auch das umfangreiche Buch, das uns hier vorliegt, hat rasch seine 2. Auflage erlebt.

Das gerne benützte Handbuch hat in seiner neuen Ausgabe an Übersichtlichkeit gewonnen, da der Verf. sich bemüht hat, den reichen Stoff „nach Möglichkeit dem grammatischen System“ anzupassen, wie er es bereits in seinem „Kleinen Wegweiser“ versucht hatte. Übrigens scheint auch das kräftige Wörtlein, das Jakob Minor in Sachen der Sprachrichtigkeit gegen Wustmann und andere gesprochen hat, nicht nur dem §. 99, sondern auch dem Tone des ganzen Werkes zugute gekommen zu sein. Denn es unterscheidet sich von den meisten ähnlichen Büchern durch den Geist der Duldung, und auch die witzelnde Art der Darstellung, die sich für Humor ausgibt, fällt hier weniger unangenehm auf. So wird man das Buch gerne zurathe ziehen, wenn auch vielleicht bisweilen nur aus dem Grunde, um sich aus den zahlreichen Belegstellen, die Matthias beibringt, die beruhigende Überzeugung zu verschaffen, dass dies oder jenes doch auch da oder dort vorkommt. Denn gerade heute, wo durch die zahlreichen neuen oder doch erweiterten Anwendungen der Sprache wieder alles

mehr in Fluss gekommen ist, wird man sich an stets erneute Concessionen immer mehr gewöhnen müssen. Auch gewissen landschaftlichen Eigenthümlichkeiten gegenüber ist Nachsicht und Duldung auf dem Platze, ja für gewisse Dinge ist geradezu der im Lande herrschende Sprachgebrauch maßgebend. So spricht M. in seinem Buche an den verschiedensten Stellen von dem „Mähren“ Proskowetz. Aber in ganz Mähren, soweit dort die deutsche Zunge klingt, wird man das Wort kaum verstehen. Denn so richtig die Beobachtung ist, dass der Bewohner Böhmens ein Böhme (vgl. übrigens Böhmer (Uhland), Böhmerwald), der Bewohner Sachsens ein Sachse ist, so nennen sich die Bewohner Mährens doch selbst „Mährer“. Wenn man in Österreich Commissär sagt, so ist das ebenso fest eingebürgert, wie das „Referendar“ in Deutschland, und uns erscheinen die Formen auf -ar ebenso alterthümelnd, wie dem Verf. jene auf -är „französelnd“.

Von spitzfindigen Tüfteleien hält sich auch Matthias nicht vollkommen frei. §. 220 wendet sich gegen den Gebrauch declinierter und mit Artikel versehener Aussagewörter („Sein Aussehen war ein gutes“ statt „gut“). Zu bemerken wäre, dass dieser Gebrauch nicht so zu beschränken ist, wie M. es wünscht. „Der Eindruck der Rede war gewaltig“, aber auch „ein gewaltiger“. Nach meiner Ansicht ist die zweite Ausdrucksweise nachdrucksvoller als die erste. Wo also dieser Nachdruck gewünscht wird, mag man ohneweiters das Adjectivum flectieren. S. 215 ff.: „Die Gleichmäßigkeit der Blutvertheilung im Gehirn ist eine gestörte.“ An diesen von ihm beanstandeten Satz schließt M. folgende Argumentation: „Die Gleichmäßigkeit ist also e i n e, nämlich eine Gleichmäßigkeit. Herr Dr. med. XY? und doch wollten Sie sagen, dass sie gestört, nicht mehr vorhanden ist! Ja zu solchem Widersinn kann man es bringen auch in der Sprache, wenn man eine steife — Mode mitmacht usw.“ Ich muss gestehen, dass ich den Widersinn nur in den Worten des Herrn Dr. Matthias entdecken kann. Wäre seine Behauptung richtig, dann könnte man ja auch von einer gestörten Gleichmäßigkeit nicht sprechen. Wenn z. B. die Schläge des Herzens in gewissen Intervallen gleichmäßig aufeinanderfolgen, so ist Gleichmäßigkeit vorhanden; wenn aber bei gewissen Krankheitserscheinungen etwa jeder fünfte oder sechste Schlag unregelmäßig erfolgt, so ist noch immer Gleichmäßigkeit vorhanden, nur ist sie gestört, oder wenn Dr. XY will, eine gestörte.

Wie sehr wir übrigens alle der Nachsicht bedürfen, sei durch einen Satz belegt, den ich der Vorrede des Buches (p. VII) entnehme: „Aber mag auch der Ernst, mit welchem er viele wirkliche Schäden unserer heutigen Sprache verfolgt, mag auch die schmucke Form und die sichere, muntere Sprache, i n d e n e n er von seinem erträumten festen Standpunkte freilich leichter als einer, der die verschiedenen Möglichkeiten gegeneinander abwägt, über wirkliche und angebliche Fehler s p o t t e n h a t, die Menge

Rathloser zu Zehntausenden gerade nach seinem Büchlein greifen lassen; mag es auch bei solchen, denen es noch gut ist, an knappe, wenn auch zu enge Regeln gebunden zu sein, viel Gutes wirken können: alle die, welche größere Freiheit verdienen und sich selber einen tieferen Einblick in das Schaffen, Werden und Wesen der Sprache verschafft haben, werden umso öfter durch ihn zum Widerspruche herausgefordert." Hier spricht der Sprachverbesserer Matthias gegen den Sprachverbesserer Wustmann. Aber ich glaube, es gäbe auch daran noch mancherlei zu verbessern.

Fünfmal sechs Sätze über die Aussprache des Deutschen. Als Grundlage für eine Verständigung über die Aussprache des Deutschen zusammengestellt und der Zehnten Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines gewidmet von Karl Erbe. Stuttgart, Paul Neffs Verlag 1897. 16 SS.

Der Herausgeber der „Süddeutschen Blätter für höhere Unterrichtsanstalten" und Verfasser der „Leichtfasslichen Regeln für die Aussprache des Deutschen" (Stuttgart 1893) bietet in gedrängter Form das, was von allen Lehrern deutscher Unterrichtsanstalten hinsichtlich der Aussprache unablässig betont und gefordert werden sollte. Schwaben gilt ihm als die Heimat sowohl unserer Schrift- als unserer Bühnensprache. Er bekämpft die Ansicht, dass die Bühnensprache wesentlich Berlinisch sei, und theilt die Ansichten der Professoren Schröer und Vietor, die „das Wiener Burgtheater als die Heimstätte unserer Bühnensprache betrachten: das Burgtheater hat die Sprache des kaiserlichen Hofes angenommen, und diese war eben auch die kaiserliche Kanzleisprache mit schwäbischem Grundcharakter."

Die einheitliche Aussprache im Deutschen. Theoretisch und praktisch dargestellt von L. Link. Paderborn, F. Schöningh 1898. 46 SS.

Dieselben Zwecke, wissenschaftliche Resultate der Schule zugänglich zu machen, verfolgt, aber in dilettantischer Weise, auch das vorliegende Büchlein. Auch Link vertritt die allgemeine Ansicht, dass die Bühnensprache die mustergiltige sei. Er charakterisiert sie mit anderen als „Oberdeutsche Sprache in niederdeutschem Munde". Nach einem kurzen Abriss der Lautlehre bietet er Bemerkungen über die Aussprache der Vocale und Consonanten, Betonung usw. Seine Regeln weichen von denen Erbes nur in wenigen Punkten ab. Zu der Aussprache „Tach" für Tag, „Kriech" für Krieg werden sich Süddeutsche niemals bequemen.

Wien. Franz Spengler.



Detter Ferd., Deutsches Wörterbuch. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1897. 8°. XXIII u. 145 SS. (In der Sammlung Göschen als Nr. 64.) Preis 80 Pf. (48 kr.)

Aus dem Titel ersehen wir es zwar nicht, aber ein Blick in das Buch belehrt uns, dass wir es ausschließlich mit einem etymologischen Wörterbuche des Neuhochdeutschen zu thun haben, nicht etwa mit einem, das den modernen Sprachgebrauch der einzelnen Worte in erster oder zweiter Linie zum Gegenstande hätte. Ein etymologisches Wörterbuch für weitere Kreise zu schreiben, für die doch vor allem die Sammlung Göschen bestimmt ist, mag immerhin gewissen Schwierigkeiten begegnen. Da man selbstverständlich von vorneherein darauf verzichten muss, ein möglichst vollständiges Material zu bieten, so handelt es sich vor allem darum, was aufgenommen werden soll und was nicht. Auch hinsichtlich der Form, wie der betreffende Wortschatz wiederzugeben sei, wird man vielleicht manche Scrupel haben, denn lexikalisches Material ist in der Regel sehr spröde und lässt sich schwer behandeln. Man kann sagen, dass der Verf. des vorliegenden Werkes mit großem Geschick seine Aufgabe löste.

Detter hat vor allem gut daran gethan, dass er dem Werke eine orientierende Einleitung voranschickte, die für weitere Kreise bestimmt ist und zunächst über die indogermanische Ursprache und das Urvolk der Indogermanen möglichst kurz handelt. Diese Einleitung war nothwendig, denn gerade auf diesem Gebiete hat man es häufig mit patriarchalischen, durchaus antiquierten Anschauungen zu thun. Bei den Beispielen, welche die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen zeigen sollen, bietet sich zugleich die Gelegenheit, die erste oder germanische Lautverschiebung und im Anschlusse daran auch die zweite oder die hochdeutsche und das Verner'sche Gesetz zu erörtern. An der Hand treffend gewählter Beispiele aus dem Deutschen werden die mannigfachen Schicksale eines Wortes, denen es unterliegen kann, namentlich hinsichtlich der Bedeutung, kurz besprochen. Es wird den Nichtfachmann gewiss interessieren, wenn er darüber belehrt wird, wie einheimische Worte von fremden verdrängt werden oder sich nur als Glieder in Zusammensetzungen erhalten, wie die Lautform namentlich durch die Volksetymologie entstellt wird. Der Pessimist wird freilich erfreut sein, wenn er vom Geiste seiner Weltanschauung auch das Leben der Sprache angekränkelt finden wird. Man kann wirklich von einem Pessimismus der Sprache sprechen. Eine ganze Reihe von Worten hat ihre Bedeutung verändert und zwar verschlechtert, so z. B. albern, Bube, Dirne, Mensch (als neutrum), Schimpf usw. (S. XVIII). Und es beschränkt sich diese sprachliche Erscheinung nicht bloß auf das Deutsche, sondern man kann auch in den anderen Sprachen beobachten, wie Worte ihre Bedeutung verschlechtern, so dass sich daraus mit der Zeit die saftigsten Schimpfwörter entwickeln.

Im Wörterbuche selbst sind etymologisch zusammengehörige Wörter häufig in einem Artikel zusammengefasst, auf den bei den betreffenden Worten verwiesen wird. Es hat auch den praktischen Vortheil, dass man leicht übersehen kann, was zu einer Sippe gehört. Es ist klar, dass nicht alles aus dem Wortschatze der indogermanischen Sprachen angeführt werden konnte, was sich zu einzelnen deutschen Worten als Verwandtes bis jetzt erweisen lässt. Dem Zwecke des Buches entsprechend werden vor allem die mittelhochdeutschen, althochdeutschen, gotischen und englischen, ferner die lateinischen und griechischen Formen angeführt. Von den beiden letzteren Sprachen konnte man natürlich nicht absehen, da ja ihre allgemeine Kenntnis vorausgesetzt werden muss. Wo man damit nicht auskam, wo sich keine Entsprechungen darin vorfinden, da griff man auch zu anderen Sprachen, insbesondere wurden dann die altindischen Formen berücksichtigt. Man findet hier eine große Anzahl von Artikeln, die jeden Gebildeten interessieren müssen. Als Beispiele führen wir nur die Artikel: „Buch", „Dienstag", „lesen" usw. an. Von den Lehnwörtern wurden leider nur wenige aufgenommen, in der Regel nur alte Entlehnungen und solche, die nicht leicht als Lehnwörter erkannt werden. Gerade in dieser Gruppe gibt es aber auch Worte, für die sich der weitere Leserkreis interessieren kann und die man hier vielleicht nicht immer finden wird. So fällt uns z. B. das Wort „Peitsche", „Laie" ein. Dagegen wurde den Personennamen eine besondere Sorgfalt zugewendet, da sich in ihnen häufig Wörter erhalten haben, die sonst schon längst verschollen sind. In denselben kommen nicht selten Ausdrücke für „Kampf" vor, worin sich eben die kriegerische Natur des Volkes zeigt. Desgleichen haben sich auch Namen von Waffen darin erhalten, z. B. der „Wurfspieß" in ahd. Gērbald „Speerkühner", langob. Garibaldi usw.

Wie der Verf. selbst bemerkt, ist die Etymologie ein schlüpfriges Gebiet, auf welchem man sich mit Vorsicht bewegen soll. Die vorsichtig gewählte Ausdrucksweise des Autors bei Zusammenstellungen, die doch noch vielleicht angefochten werden könnten, zeugt uns von der Solidität, mit welcher er gearbeitet hat. Mitunter hat er sich das Material mühsam aus verschiedenen Zeitschriften zusammentragen müssen. Aber er hat nicht bloß das schon zur Verfügung stehende Material verwertet, sondern auch selbst mit einigen neuen Zusammenstellungen beigesteuert, und diese Gabe ist vor allem für die engeren Fachgenossen bestimmt, so dass auch für sie das Büchlein von Nutzen sein kann.

Das Büchlein kann also nicht bloß weiteren Kreisen, sondern auch den engeren Fachgenossen wärmstens empfohlen werden. Es kommt in gebildeten Kreisen häufig vor, dass man Fragen aufwirft, was eigentlich z. B. „blutjung", „blutarm", was „Hagestolz", „Flitterwoche" heiße, wie „Frauenzimmer" eigentlich zu der jetzigen Bedeutung komme. Nicht immer ist ein Fachmann da, der die er-

wünschte Aufklärung geben könnte, und nicht jeder kann in seiner Privatbibliothek größere fachwissenschaftliche Werke, wie z. B. Kluges Etymologisches Wörterbuch, worin er Belehrung schöpfen könnte, besitzen. In allen diesen und ähnlichen Fällen wird Detters „Deutsches Wörterbuch“ vortreffliche Dienste leisten. Gerade auf etymologischem Gebiete wird unter den Gebildeten, deren Fach nicht gerade die Etymologie ist, mitunter Erstaunliches geleistet. Es werden Etymologien aufgestellt, die nur zu deutlich zeigen, dass deren Urhebern ein „Vademecum für Herrn S. G. Lange“ sehr vonnöthen ist. Soweit es sich um die deutsche Sprache handelt, kann auch ihnen Detters Büchlein nicht genug empfohlen werden.

Wien. W. Vondrák.

Seestudien. Von Eduard Richter. (Erläuterungen zur zweiten Lieferung des „Atlas der österr. Alpenseen“.) Wien 1897.

Eingeleitet wird die Abhandlung durch eine ausführliche, instructive Besprechung der Lothungsmethoden und des vom Verf. erfundenen und verwendeten Lothungsapparates. Hierauf folgt eine Übersicht über die in den südalpinen Seen vorgenommenen Lothungen, die als reichlich bezeichnet werden müssen. Sodann bringen die „Seestudien“ reiche Beiträge über die Lage und Gestalt der Seebecken, über Bau und Physiognomie der Ufer, über die Bedeutung der Schuttkegel. Der eiszeitliche Einfluss auf die im Kärntner Becken liegenden Seen ist trefflich geschildert. Besonders wichtig sind aber die thermischen Beobachtungen, die viel, gerade für dieses Gebiet neues Material bringen. Wünschenswert wäre es, wenn hinsichtlich des täglichen und jährlichen Wärmeganges ein Vergleich mit den Temperaturcurven der Meere gleicher Breite vorgenommen würde. Auch in dieser Arbeit ist besondere Sorgfalt der Erörterung über die bekanntlich von Richter eingeführte „Sprungschicht“ gewidmet. Interessant sind die Darlegungen S. 49 ff., dass eine Abkühlung des ganzen Seewassers von oben bis unten auf 4° noch niemals beobachtet worden ist und dass noch keine Temperaturen von 0° im Seewasser constatiert wurden. Die überaus wertvollen Ergebnisse der eingehenden Studien sind am Schlusse übersichtlich zusammengefasst. Man legt das Buch mit der Empfindung aus der Hand, dass es in manchen Punkten bahnbrechend auf dem Gebiete der Seekunde wirken wird.

Brünn. Dr. Karl Berger.

Benjamin Kidd, Sociale Evolution. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer. Jena. G. Fischer 1895.

Dieses Werk, zunächst, wie es scheint, für Socialpolitiker bestimmt, ist meiner Überzeugung nach in vollem Maße geeignet, die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten auf sich zu lenken; insbesondere dürfte es auch den Schulmännern und Pädagogen aller Kategorien durch die Fülle des Inhalts, die Tiefe der Gedanken und den umfassenden Standpunkt, wenn man auch mit den Principien oder mit dem Resultate nicht einverstanden ist oder denselben wenigstens nicht ohneweiters beipflichten zu können glaubt, reichlich Stoff zum Nachdenken geben.

Ich betrachte es hier nicht als meine Aufgabe, für oder gegen die Aufstellungen Kidds Stellung zu nehmen, sondern will nur eine Art Inhaltsübersicht durch Hervorhebung des Gedankenganges und der in demselben enthaltenen Thesen vorführen, welche aber die Lectüre des Buches nicht überflüssig machen, sondern vielmehr zu derselben eindringlich anregen soll. Ziel des Werkes ist, Gesetze für die Entwicklung der Menschheit in der Zukunft aus der Betrachtung der Vergangenheit und der Gegenwart zu gewinnen.

Dass das Nachdenken über die Entwicklung der Menschheit zu den Aufgaben der Pädagogik gehört, dass die Pädagogik nur gedeihen kann, wenn sie stets zugleich auf das sich ewig verändernde und rastlos fortentwickelnde Leben blickt, ist so selbstverständlich, dass es eigentlich gar nicht gesagt zu werden braucht, aber eben dadurch rechtfertigt sich die von mir oben aufgestellte Behauptung.

Hervorzuheben ist vor allem, dass ausgegangen wird vom Kampfe ums Dasein (vgl. z. B. S. 37), der beim Menschen nicht aufhöre, sondern erst recht anfange, bekanntlich Darwinsche Principien (vgl. z. B. S. 32).

Weil die Interessen des socialen Organismus und die seiner jeweiligen Individuen einander wie die äußersten Feinde entgegenstehen, weil somit den Fortschrittsbedingungen die Sanction der Vernunft (oder sollte es vielleicht heißen „des Verstandes“?) fehlt (S. 73), bedarf die Menschheit einer treibenden Kraft zum Kampfe gegen die Vernunft, und das ist die religiöse Überzeugung (S. 85). Die Religion hat eben die Aufgabe, eine über der Vernunft liegende Normierung des socialen Verhaltens für das Individuum zu geben (S. 95). Von den ethischen Systemen, auf welche sie sich gründen, erhalten die Typen der Civilisation schließlich jene eigenthümlichen Charaktermerkmale, welche im Kampfe ums Dasein in durchgreifender Weise die von ihnen afficierten Völker beeinflussen (S. 96).

Die religiösen Glaubensformen, weit entfernt, sich aufzulösen, sind offenbar geradezu bestimmt zu wachsen und sich zu entwickeln, Hand in Hand mit dem Wachsthum und der Entwicklung der Gesellschaft.

Die moderne Civilisation, von Kidd westliche Civilisation genannt, begann im 1. Jahrhunderte unserer Ära (S. 114). Die christliche Religion musste durch zwei charakteristische Merkmale zu einer Evolutionskraft ersten Grades werden, nämlich erstens durch die in ihr gegebene Normierung des Lebens durch einen außerhalb desselben stehenden Factor, zweitens durch das mit ihr verbundene ethische System. Der antiken Sclavenwirtschaft gegenüber gehe man einer Zeit entgegen, da die ganze Masse des ausgeschlossenen Volkes endlich in die Rivalität des Daseins auf gleicher Basis hereingezogen sein wird (S. 126 ff.).

Die treibende Kraft des Evolutionsprocesses ist nicht die etwa immer mehr zunehmende Intelligenz des Volkes, sondern beruht auf den altruistischen Gefühlen, dem charakteristischen Producte des religiösen Systems, auf dem unsere Civilisation beruht (S. 153 f.).

Der moderne Socialismus ist nicht berufen, die Entwicklung der Menschheit zu fördern; denn er erstrebt das Aufhören jenes persönlichen Kampfes ums Dasein, ohne welchen für die gesammte Bevölkerung keine wirksame Triebfeder zu außerordentlicher Anstrengung zu finden wäre (S. 195).

Dass der Intellect nicht der ursprüngliche und wesentliche Factor in der Evolution der Menschheit ist, ist umso offenbarer, wenn man bedenkt, dass durch die intellectuellen Eigenschaften allein die vorgeschrittenen Rassen nicht auch in Hinkunft werden imstande sein, die überlegene Stellung, die sie in der Welt gewonnen haben, zu behaupten (S. 225).

„Die Darwin'sche Wissenschaft muss, so scheint es, zu dem Schlusse gelangen, dass die Evolution, welche in der menschlichen Gesellschaft langsam vor sich geht, ihrem Wesen nach ursprünglich nicht intellectueller, sondern religiöser Natur ist" (S. 226). Sowie die religiösen Einflüsse in der Vergangenheit und der Gegenwart wirksam waren und sind, den Sieg davongetragen haben und tragen, so werden sie bis zum Ende als erstes Princip unserer socialen Entwicklung das Übergewicht behalten müssen, was auch die Zukunft für uns im Schoße bergen mag (S. 227 f.).

„Diejenigen Rassen haben den Vorsprung gewonnen, bei denen unter sonst gleichen Bedingungen der religiöse Charakter am vollsten entwickelt war. Unter diesen wieder haben diejenigen Rassen ein immer wachsendes Übergewicht erlangt, welche das beste ethische System besaßen, d. h. ein System, welches zwar zunächst die Unterordnung der gegenwärtigen individuellen Interessen unter die größeren eines unendlich länger lebenden Organismus sicherte, dann aber die vollste Entwicklung der Kräfte und Fähigkeiten aller betheiligten Individuen gestattete" (S. 226 f.).

Der Beweis für diese, wie man sieht, wiederholt und stets nachdrücklicher aufgestellte Behauptung wird zunächst geführt durch Hinweisung auf den Umstand, dass die griechischen Völker, deren Intelligenzgrad als der denkbar höchste bezeichnet wird, im Kampfe ums Dasein vollständig verschwunden sind. Im Anschlusse daran weist der Verf. auf das überall thatsächlich erfolgende Aussterben der höheren Bevölkerungsclassen hin (S. 241).

Einer höheren socialen Entwicklung entspricht nicht ohneweiters eine höhere intellectuelle Entwicklung (S. 242). Das bezeugen die Schwierigkeiten, denen die Schlussfolgerungen aus der Schädelmessung bei Festhaltung dieser Annahme begegnen, und der Umstand, dass die Fortschritte unserer Civilisation, wie erstaunlich sie auch sind, nicht colossale Schöpfungen einzelner Geister, sondern die Resultate langsam und mühsam gesammelter Kenntnisse sind (S. 244). Diese Behauptung wird ausgezeichnet verdeutlicht durch ein Bild, welches uns der Verf. auf S. 246 vorführt. Wenn wir uns auf unsere Intelligenz gegenüber niedrigeren Rassen soviel einbilden, so ist das „ungefähr so, wie wenn jemand, der auf der Kuppel der St. Pauls-Kirche stünde, geschwind den gewaltigen Bau unter sich vergäße und triumphierend die Welt zum Zeugen anriefe, wie immens doch der Unterschied sei zwischen seiner eigenen Körpergröße und der der Menschen drunten auf der Straße."

Thatsächlich sind die sogenannten niedrigeren Rassen geistig ganz gut entwickelt. Sie stehen zwar auf einer niedrigeren socialen Stufe, aber sie sind intelligent genug, um sich die Errungenschaften der europäischen Wissenschaften anzueignen (von S. 249 an). So vor allem die Inder, aber auch die Maoris auf Neuseeland, die bei der bloßen Berührung mit der europäischen Civilisation dahinschmelzen, sogar die australischen Eingebornen. Die wahre Ursache des Mangels an Erfolg, den die niederen Rassen aufweisen, sind gelegen im Mangel des Fleißes, der Ausdauer in der Anstrengung, ohne welche es durchaus unmöglich ist, es in einem Wissenszweige weit zu bringen (S. 252).

Die teutonischen Völker erreichen in der Regel da die auffallendsten Erfolge, wo tiefe Forschung, ausdauernder Fleiß, gewissenhafte Anstrengung, mühsames Zusammenfügen und sorgfältiger Aufbau eines Lehrgebäudes höchst wirksam sind (S. 253). Dadurch hat die teutonische Rasse trotz der leichteren Auffassungsgabe der Franzosen schließlich dennoch den Sieg über dieselben davongetragen.

So kommt also in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit der intellectuelle Charakter nur als Nebenproduct neben dem religiösen Charakter in Betracht (S. 261).

An dieser Stelle bemerke ich nur kurz, dass der Verf., wie aus der Entwicklung des Gedankenganges des Werkes ohnehin hervorgeht, den religiösen Charakter mit dem ethischen identificiert oder wenigstens den ethischen aus jenem mit einleuchtenden

Gründen ableitet, dass ihm eine Ethik ohne eine dieselbe begründende Religion unmöglich erscheint.

Im 20. Jahrhunderte werden alle Völker des Westens die letzte Stufe des socialen Entwicklungsprocesses erreichen, wodurch das ganze Volk in die Rivalität des Lebens auf der Basis socialer Gleichheit eingeführt werden soll, und es werden diese Völker alle Landstriche einnehmen, die, wo immer auf der Erde liegend, durch ihr gemäßigtes Klima für eine dauernde Organisation passen (S. 287).

Die Evolution, die der Mensch durchmacht, ist im Unterschiede zu jeder andern in erster Linie eine sociale. Es gibt daher nur einen Prüfstein der Superiorität: nur die Rasse, welche die zur socialen Kraftentfaltung nothwendigen Eigenschaften in höchstem Maße besitzt, hat ein Anrecht auf Superiorität (S. 297). Aber diese Eigenschaften gehören nicht zu den brillanten, die wichtigsten sind: Kraft und Energie des Charakters, Humanität, Redlichkeit und Rechtschaffenheit, eine einfache herzliche Hingabe an die jeweilig sich ergebenden Pflichten.

Die Anhänge bringen statistische Tabellen, welche die Thesen des Verf.s durch die vorgeführten Zahlen gegen alle Anfechtungen zu sichern geeignet scheinen, so Anhang I, Das durchschnittliche Heiratsalter verschiedener Bevölkerungsschichten Englands, Anhang II. Weiße und farbige Bevölkerung der Südstaaten Nordamerikas im Jahre 1890, und der besonders interessante Anhang III, welcher den Einfluss der Civilisation auf die Bevölkerungsbewegung in Frankreich darstellt, von P. Leroy-Beaulieu.

Fassen wir alles zusammen, so hat Kidd vom Darwin'schen Standpunkte aus zu erweisen gesucht, dass die menschliche Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen und sich nicht weiter entwickeln könne, weil die Religion es sei, welche das individuelle Interesse dem socialen unterordne.

Die Schule soll nach Kidd abgesehen von der Entwicklung des Intellects vor allem diejenigen seelischen Functionen ausbilden, welche der Fortentwicklung des Ganzen förderlich sind, und das ist nach ihm auf der unteren und mittleren Stufe ihre Hauptaufgabe, so weit es sich nicht um Fachbildung handelt, die so früh als möglich begonnen werden soll. Die Kraft eines Volkes hängt weniger von seiner intellectuellen Ausbildung, als von der Tüchtigkeit, Charakterfestigkeit, dem Fleiße und der Ausdauer der Volksgenossen ab.

Bemerkenswert ist schließlich der damit zusammenhängende Versuch des Nachweises, dass die steigende Cultur, wenn der Intellect allzu einseitig entwickelt werde, zum Absterben der Volkskraft und zum Untergange des Stammes in derselben Art führe, wie thatsächlich die höheren Schichten der Gesellschaft, zu welchen auch die Gesammtheit der Gebildeten gehört, nach und nach absterben.

Aufgabe der Schule wird es demnach auch in Hinkunft und solange das Menschengeschlecht besteht, ohne Zweifel sein, die intellectuelle Ausbildung mit der religiös-ethischen wirksam zu verbinden; denn nur so wird Volk und Staat kräftig bleiben nach außen und innen.

Vielleicht wird man sagen, es liegen somit eigentlich keine neuen Resultate vor. Aber auch bei dieser Auffassung wird noch immer die eigenthümliche Art der Beweisführung das Buch beachtenswert erscheinen lassen. Übrigens hat dasselbe, wie es scheint, ebensoviele Anhänger als Gegner gefunden, ganz abgesehen vom Ausgangsprincipe. Zur Empfehlung dient ihm endlich die vollkommen tendenzfreie, wissenschaftliche Objectivität.

Dass das im Jahre 1895 erschienene Buch erst jetzt besprochen wird, hat seinen Grund in der erhöhten Aufmerksamkeit, die gegenwärtig von Seite der Unterrichtsbehörden und der Lehrerschaft der Sociologie allem Anscheine nach geschenkt wird. Schließlich verweise ich auf die Worte Hocheggers (Reins Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, II., 1896, S. 107): „Da die Erziehung offenbar als höchste Aufgabe es ansehen wird, das heranwachsende Geschlecht durch möglichste Entfaltung aller Kräfte zur thätigen Antheilnahme an der Culturarbeit der gesammten Menschheit zu befähigen, wird die Pädagogik mit Nothwendigkeit auf jenen Culturevolutionismus verwiesen und es sich angelegen sein lassen, die Gesetze der Culturentwicklung, insbesondere die Factoren des Culturfortschrittes und der Culturhemmung kennen zu lernen", sowie auf die S. 108 angeführte einschlägige Literatur bis 1894.

Zu dieser wird unser Buch aus dem Jahre 1895 eine willkommene Zugabe bieten. Man vergleiche noch, um von den vielen Schriften, die sich mit den von unserem Autor berührten Fragen beschäftigen, nur eine zu nennen, die Abhandlung des Wiener Nervenarztes Dr. J. Sadger, Entnervung durch das moderne Leben (erschienen im Decemberhefte des Jahres 1897 der Deutschen Revue), wornach der Fortschritt der Menschheit schon an und für sich eine Nervenschädlichkeit ist.

Oberhollabrunn. Dr. Ludwig Egger.

Die Elemente der Psychologie. **Anschaulich entwickelt und auf die Pädagogik angewandt von H. de Raaf. Autor. Übersetzung aus dem Holländ. von W. Rheinen. Langensalza, Hein. Beyers Söhne 1897.**

Ein Vorzug, den dieses Büchlein vor mancher anderen umfangreicheren Darstellung der empirischen Psychologie hat, ist, dass der Verf. am besten zu der für das Eindringen in den Gegenstand der Psychologie unumgänglichen Selbstbeobachtung anzuleiten glaubt, wenn er von concreten Fällen ausgeht und an dem so gewonnenen Anschauungsmateriale die Gesetze demonstriert.

Wahrscheinlich war es wohl die Erwägung, dass unsere Vorstellungen und Urtheile durch unsere Gefühle und Begehrungen beeinflusst sind, welche den Verf. veranlasste, von der sonst in den Darstellungen Herbartianischer Couleur üblichen Lehrstoffanordnung (Denken, Fühlen, Wollen) abzugehen und an ihre Stelle folgende Eintheilung zu setzen: I. Bildung der Vorstellungen. 1. Arten des Vorstellens; 2. Die Empfindungen; 3. Die Lebensempfindungen; 4. Das sinnliche Gefühl; 5. Das sinnliche Begehren; 6. Die Raumvorstellungen; 7. Zeitvorstellungen. II. Bewegungen der Vorstellungen, in welchem Capitel an Reproduction und Associationsgesetze er unter N. 13 „Reproduction, Gefühl und Begierde", an die Darstellung der Phantasie unter N. 16 „Phantasie, Gefühl und Begierde usw." anschließt. III. Das Denken mit Vorstellungen. A. Das logische Bewusstsein und im Anschlusse daran unter N. 28 „Intellectuelles Gefühl und Begehren". B. Ästhetisches Bewusstsein und in Verbindung damit das Gefühl des Schönen (31). C. Das sittliche und religiöse Bewusstsein mit der Darstellung des „Wollens" (33). D. Das Selbstbewusstsein und in Verbindung damit das Selbstgefühl, die Leidenschaften, Mitgefühl und Charakter (37—41). Wenn nun der Verf. mit dieser Eintheilung vielleicht das mehr oder weniger Künstliche sonstiger Stoffvertheilung zu vermeiden suchte, so — will mir scheinen — hat durch dieses Bestreben die Übersichtlichkeit der ganzen Darstellung etwas gelitten. Dass die vorliegende Psychologie den elementaren Charakter durchaus festhält und keine Hinweise auf die Beziehungen zwischen Psychologie und Philosophie enthält, erklärt sich wohl vollends aus der Bestimmung des Buches für die Zöglinge der niederländischen Lehrerbildungsanstalten, welche „gewöhnlich 14—18 Jahre alt sind". Doch scheint Ref. der Verf. von dem pädagogischen Grundsatze, bei den Schülern so wenig als möglich vorauszusetzen, einen etwas zu ausgiebigen Gebrauch zu machen, so z. B. wenn er sagt (S. 6 f.): „Diese Empfindungen werden uns durch bestimmte Körpertheile vermittelt, nämlich durch das Auge, das Ohr, die Haut, die Nase und die Zunge. Diese dienen der Seele als Mittel und heißen Sinneswerkzeuge".

Zu welchen Consequenzen das Streben, dem natürlichen Zusammenhange der psychologischen Phänomene in einer gedrängten Darstellung möglichst vollständig gerecht zu werden, führt, mag aus einem Beispiele erhellen. Der Verf. spricht in zwei aufeinanderfolgenden Capiteln I. c. 4 und 5 (S. 8 f.) von dem Tone der Empfindung und dem Tone des Gefühles, so dass beides dem Leser als von einander verschieden erscheint, und bedenkt dabei nicht, dass in beiden Fällen dasselbe Gefühl der Lust und Unlust gemeint sei. Nur will die Bezeichnung Ton d e r E m p f i n d u n g besagen, dass dieses Gefühl der Lust und Unlust als ein von der Empfindung selbst zu unterscheidendes Phänomen doch mit dieser auf das Innigste verknüpft sei.

Mag man nun in diesen und anderen Punkten, in denen der Verf., so namentlich auf dem Gebiete des Urtheilens usw., noch ganz an der Herbartianischen Theorie festhält, mit demselben nicht übereinstimmen, so will Ref. durch diese Hinweise dem guten Rufe des Buches nicht Eintrag thun und hält es für ganz geeignet, durch seine wenig abstracte Art der Darstellung dem Studium der Psychologie Freunde zu gewinnen und für dasselbe vorzubereiten.

A. Ritschls Philosophie und theologische Ansichten. Von **O. Flügel.** 3. Aufl. Langensalza, H. Beyer u. Söhne.

Schon im Jahre 1886 hat der Verf. an der nach A. Ritschl benannten theologischen Richtung eine Kritik geübt, die er in der 1. Auflage des Buches niederlegte, aber nur mit Bezug auf die philosophischen Ansichten Ritschls. War die Schrift schon in dieser Form besonders für die Theologen von eminentem Interesse, so wurde dieses noch in der 2. und der unwesentlich von dieser verschiedenen vorliegenden 3. Auflage erhöht, weil der Verf. auch auf die theologischen Ansichten Ritschls in diesen Auflagen eingeht. Aber nicht nur für den Theologen, auch für den Erzieher und jeden, der scharfe, streng logische Darlegung liebt, ist die Schrift voll von Anregungen. A. Ritschl hat es versucht, die Philosophie, namentlich die Metaphysik, von der Theologie fernzuhalten. O. Flügel zeigt nun in der Einleitung, welche die Stellung der Philosophie zur Theologie bespricht, dass, da das Wort Glauben im Sinne der christlichen Theologie nicht allein einen Act des Erkennens, sondern zugleich der Gesinnung bezeichnet, Ritschl wohl mit Recht die praktisch-religiösen Gedanken des Christenthums betont und sie gegen metaphysische Umdeutungen in Schutz nimmt. Aber dadurch, dass er die Frage nach den Principien, die bei der allgemeinen Weltanschauung des Theismus berücksichtigt werden müssen, zu umgehen suche, sei er gerade wehrlos gegen den Pantheismus und den Materialismus, den er vermeiden wolle.

Im I. Starttheile beurtheilt Flügel zunächst Ritschls Stellung zum Pantheismus und Materialismus. „Der gewöhnliche Geist", sagt der Verf. S. 8, „mag sagen, der Pantheismus stimmt nicht zu dem christlichen Glauben, er führt zu sittlicher Roheit usw., darum verwerfe ich ihn. Aber so darf die Theologie, soferne sie Wissenschaft sein will, nicht sprechen. Als solche muss sie eingehen auf die Untersuchungen, von welchen die Wahrheit oder Unwahrheit des Pantheismus abhängt, nämlich auf die Begriffe von Sein und Geschehen, oder sie hört auf, Wissenschaft zu sein." Diesen Mangel der Ritschl'schen Darstellung weist nun der Verf. nach, hinsichtlich der Erkenntnistheorie, in der Besprechung des teleologischen Beweises des Daseins Gottes und zeigt, dass R. einen großen Theil der Prämissen zugibt, aus denen der Pantheismus consequenterweise folge. Trotzdem verwirft R. den Pan-

theismus und mit demselben den sog. logischen Realismus, dass nämlich den Allgemeinbegriffen eine gewisse Realität zukomme und die Anerkennung einer anderen Offenbarung als die heilige Schrift, wie z. B. des natürlichen Gottesbewusstseins.

Die Stellung R.s zum Materialismus charakterisiert O. Flügel, indem er sagt, dass Ritschl in der Frage nach der Selbständigkeit und Unsterblichkeit der Seele die Angriffe des Materialismus hätte widerlegen und nicht die für die Theologie bedenkliche Behauptung aufstellen sollen: ein Ansich der Seele anzunehmen sei ein Widerspruch. Als letzten Punkt, der die Stellung der Ritschlianer zur Philosophie betrifft, hebt der Verf. die Stellung zur Ethik hervor und stimmt mit Ritschl überein, dass man bei Begründung einer Moral von religiöser und überhaupt theoretischer Begründung absehen müsse, zeigt aber, dass R. in der Entwicklung der sittlichen Begriffe, z. B. der Liebe, wieder in eine falsche Metaphysik hineingerathe, zu „einem Willen ohne Wesen, welches will, zu einer Liebe, die nur auf sich selbst gerichtet ist, einer Welt, die die nothwendige Bedingung für Gott ist“ usw.

In dem II. Haupttheile „Ritschls Begründung der Theologie“ bespricht Flügel die Ansichten Kants und Fichtes über die sittliche Weltordnung, um zeigen zu können, dass die Grundlage der Ritschl'schen Anschauung eigentlich der Fehlschluss sei, den Fichte von der Dignität einer Sache auf deren Realität mache, indem er behaupte „Was wert ist zu sein, das muss auch sein, das muss sich Sein und Geltung verschaffen.“

Dabei interessiert auch den der Theologie Fernstehenden der Nachweis, wie das Vorurtheil, „was gefällt, müsse auch wahr sein“, in allen Wissenschaften eine Rolle spiele. In consequenter Fortführung obiger Grundanschauung verwandle sich die ganze Religion in natürliche Religion, die doch R. verabscheue.

Dass der falsche Schluss von der Dignität auf die Realität auch die Stellung Ritschls zum Christenthume, insbesondere zur Person Christi, zu den Evangelien, zu den Wundern und zur christlichen Erfahrung unhaltbar mache, zeigt Flügel in sehr interessanter Weise in Folgendem, indem er nachweist, dass man nicht, falls man Wissenschaft treibe, von dem Anerkennen des Wertes der Evangelien zur Anerkennung Jesu Christi gelangen dürfe, wie dies bei R. der Fall sei. Auch dürfe man nicht die religiöse Befriedigung zum Maßstabe für die religiöse Wahrheit machen, denn sonst müsste man consequenterweise auch aus der außerordentlichen religiösen Befriedigung buddhistischer Pilger auf die Wahrheit des Buddhismus schließen.

Es ist mir hier nicht gestattet, die Beweisführung ins Einzelne zu verfolgen, darum möge nur das hier platzfinden, was O. Flügels Standpunkt in diesen Fragen kennzeichnet.

Man dürfe nicht, sagt Flügel, wie Ritschl thue, die Wunder dahingestellt sein lassen, vielmehr sei ein inniger Zusammenhang

zwischen Jesu Wundern und seinen Lehren. Die Verbindung werde durch den sittliches Zutrauen erweckenden Charakter Jesu geschaffen. Auf seinen Charakter, von dem wir durch seine Geschichte, deren unablöslicher Bestandtheil die Wunder seien, überzeugt sind, gründet sich das Zutrauen zu seinen Aussprüchen über seine höhere Erkenntnis und Herkunft, und darauf die Annahme der anderweitigen Lehren von Gott, von der Erlösung, vom ewigen Leben. In dem Capitel, das die Stellung R.s zur christlichen Erfahrung bespricht, warnt O. Flügel davor, dass auf dem Gebiete des Glaubens die beiden Seiten desselben „Einsicht und dem Wissen gemäßes Wollen" auseinandertreten und fügt folgende für den Religionsunterricht in Schule und Kirche ganz besonders beherzigenswerte Worte an: „umsomehr müssen in Schule und Kirche Veranstaltungen getroffen werden, durch das religiöse Wissen auf den Willen zu wirken und so den Charakter zu bilden. So sucht auch der erziehende Unterricht zu wirken. Er ist bemüht, das Kind in die Lage derer zurückzuversetzen, die jene Wahrheiten als lebenerneuernde, trostspendende Verkündigungen erfassten . . . . . Nennt man es schon ein todtes Wissen, wenn der Zögling wohl die Regel kennt, aber die Anwendung unterlässt, so hat man längst den Glauben einen todten genannt, der nicht in der Liebe thätig ist.....

Im IV. Hauptstück wendet sich der Verf. gegen die von Ritschl angedeutete, von seinen Schülern offen ausgesprochene Ansicht, dass die Philosophie nur auf das Allgemeine gehe und daher nicht Wissen, sondern Glauben sei, weshalb sie nie in einen Conflict mit den Sätzen des Glaubens stehen könne. Die Philosophie gehe, wendet der Verf. ein, durchaus nicht auf Einheit oder Totalerkenntnis aus, sie suche das Gegebene zu erklären und muss hier allerdings manches, was nicht gegeben ist, als eine nothwendige Ergänzung voraussetzen, und zwar als Wissen im strengen Sinne durch ein Denken, ohne dass sich irgendein Werturtheil einmischen darf. Allerdings böten diese Ergebnisse nicht eine erhebende Welt- und Lebensanschauung. Hier ist eine Ergänzung, nach welcher der Mensch mit seinen Wünschen und Bedürfnissen verlangt, nöthig und diese könne nicht die Philosophie, sondern nur die Religion bieten.

Wien. G. Spengler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Generalkatalog der laufenden periodischen Druckschriften an den österreichischen Universitäts- und Studienbibliotheken, den Bibliotheken der technischen Hochschulen, der Hochschule für Bodencultur, des Gymnasiums in Zara, des Gymnasialmuseums in Troppau und der Handels- und nautischen Akademie in Triest. Herausgegeben im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht von der k. k. Universitätsbibliothek in Wien unter der Leitung von Dr. Ferdinand Grassauer. Wien, Herder 1898. VII u. 796 SS. Preis 14 Mk.

Da die meisten Beamten der Wiener Universitätsbibliothek an dem vorliegenden Katalogwerke mitgearbeitet haben, so ist es eine Art Selbstanzeige, wenn Ref. den stattlichen Band hier vorstellt.

Der erste Plan zu unserem Kataloge gieng nur auf ein Verzeichnis der an der Wiener Universitätsbibliothek und an der Bibliothek der Wiener technischen Hochschule vorhandenen laufenden, d. h. noch nicht abgeschlossenen Periodica, und es ist ein Verdienst des Directors der Wiener Universitätsbibliothek, Regierungsrathes Dr. Grassauer, unter dessen Oberleitung das Unternehmen auch ausgeführt worden ist, sofort eine Erweiterung auf die vornehmlichsten österreichischen Staatsbibliotheken, darunter alle jene, die nach den bestehenden Gesetzen Pflichtexemplare aus ihren Kronländern beziehen, in Antrag gebracht zu haben. So erst stellt der Katalog annähernd einen General- oder Gesammtkatalog der österreichischen Staatsbibliotheken dar, jedoch nur für einen bestimmten Theil der Literatur, die periodische, und auch innerhalb dieser Grenze nur für die noch nicht abgeschlossenen periodischen Publicationen; endlich nur für die größeren österreichischen Staatsbibliotheken, also mit Ausschluss wichtiger Fachbibliotheken, wie der Bibliothek der Akademie der bildenden Künste, des Österr. Museums f. Kunst u. Industrie, der Ministerialbibliotheken u. a. Dagegen bietet ein besonderer Anhang ein Verzeichnis der zum Theil sehr wertvollen Periodica, die nur die Hofbibliothek in Wien besitzt. In dem umschriebenen Rahmen enthält der Katalog: Journale und Zeitschriften der verschiedensten Art, Sitzungsprotokolle und Verhandlungen der Behörden und parlamenta-

rischen Körperschaften, Gesetz- und Verordnungsblätter, die periodischen akademischen Publicationen, Hof- und Staatshandbücher, Wohnungsanzeiger, Jahresberichte bedeutenderer Vereine und wichtigere Kalender. Nicht aufgenommen sind solche periodische Schriften, für die ein Abschluss von vornherein in Aussicht genommen ist, ferner die Schulprogramme, sowie die amtlichen Vorlesungs- und Personal-Verzeichnisse der Hochschulen.

Den Hauptstock (S. 1—679) bildet als »Titel- und Standorts-Verzeichnis« (mit dem eben erwähnten Anhang) ein Verzeichnis der Titel von 5827 periodischen Druckschriften in streng alphabetischer Reihenfolge nach dem »Ordnungsworte«, d. i. in den meisten Fällen das erste Substantiv im Nominativ. Hat eine Zeitschrift den Titel geändert, und bei unzähligen ist dies im Laufe der Jahre wiederholt der Fall gewesen, oder enthält sie Beilagen mit besonderem Titel, so folgen im Verzeichnisse hinter dem ursprünglichen Titel die geänderten, bezw. die Beilagen in der Reihenfolge ihres Erscheinens: mit einem Worte, die ganze Publication wird bibliographisch so genau als möglich »beschrieben«. Da nun periodische Druckschriften bei Titeländerungen sowohl unter dem ursprünglichen, wie unter dem geänderten Titel und da auch die Beilagen besonders verlangt und gesucht werden, so müssen alle diese einzelnen Titel an ihrer alphabetischen Stelle wieder besonders ins Verzeichnis eingereiht sein, mit einem Hinweis auf den ursprünglichen Titel der Druckschrift und den entsprechenden Band oder Jahrgang. Nur unter dem ursprünglichen Titel findet man auch am Schlusse nach allen Angaben das Standortsverzeichnis in kleinstem Drucke, d. h. die Bibliotheken genannt, welche die Publication besitzen, überall unter Angabe der am Orte vorhandenen Bände oder Jahrgänge und der Bibliothekssignaturen. Wie viele Mühe und Zeit, wie viel lästige Kleinarbeit die Ermittlung aller nothwendigen bibliographischen Daten gerade bei periodischen Publicationen kostet, kann nur der Fachmann beurtheilen, und weiß in unserem Falle niemand besser als Hr. Dr. Kaukusch von der Wiener Universitätsbibliothek, der das Material, wie es die genannte und die übrigen betheiligten Bibliotheken lieferten, zu sichten und zu redigieren hatte.

Der zweite, weit kleinere Theil des Kataloges (S. 681—759) ist ein »Systematisches Verzeichnis«. Es enthält in einer systematischen Gruppierung der Wissenschaften die Titel des ersten Verzeichnisses, aber ganz kurz, und von jeder Publication nur den letzten, den gegenwärtigen Titel und die noch laufenden Bestandtheile, wie Beilagen usw.; das Ordnungswort ist fettgedruckt, um die Stelle, welche die Publication in dem alphabetischen Verzeichnisse einnimmt, hervorzuheben. Den Beschluss bilden ein »Herausgeber-Verzeichnis« und ein »Sachregister«.

Aus dem Gesagten entnimmt man bereits, was unser Katalog leisten will, welchen Bedürfnissen er entgegenkommt. Er soll für einen bestimmt umgrenzten Theil der Literatur in prompter und rascher Weise Auskunft geben, wo eine gewünschte Publication zu finden ist und in welchem Umfange, ob complet oder nur in einzelnen Theilen. Er erleichtert also zunächst die Benützung der Bibliotheken am Orte selbst erheblich. Da

die Zeitschriftenliteratur zu der meistbegehrten Literatur gehört, spart er dem Publicum wie den Beamten kostbare Zeit, indem er die Unabhängigkeit der Leser befördert. Nichts wünschenswerter! Denn das Publicum, ohne Kenntnis des inneren Betriebes und immer nur in der vortheilhaften Lage, mit Recht Ansprüche erheben zu dürfen, niemals in dem Falle desjenigen, der immer nur diese Ansprüche zu befriedigen hat, neigt bekanntlich leicht zur Ungerechtigkeit und zur Angriffsstellung gegen die Verwalter und Bewahrer öffentlicher Einrichtungen überhaupt.[1]) Der Nutzen unseres Kataloges wird sich aber ganz besonders auch für den ausgebildeten Leihverkehr der Bibliotheken an auswärtige Hoch- und Mittelschulen, sowie an Behörden herausstellen. Viel nutzlose Schreiberei gab es bisher mit Gesuchen und Antworten, viel Zeit wurde verloren! Jetzt wird überall sofort zu ersehen sein, an welcher Bibliothek etwa ein gewünschter Zeitschriftenband vorhanden ist. Daher dürfen wir den Katalog gerade unseren Mittelschulen als ein wichtiges Hilfsmittel empfehlen und können hoffen, dass jene auf ihn von maßgebender Stelle werden hingewiesen werden.

Wesentlich erhöht wird die Brauchbarkeit des Werkes durch das »Systematische Verzeichnis«. Dieses soll dann aushelfen, wenn der genaue Titel einer Publication nicht bekannt, also ungewiss ist, ob sie unter »Zeitschrift« oder »Archiv« oder unter einem anderen Schlagworte gesucht werden soll. Dann kann mit Hilfe des systematischen Verzeichnisses, das die einzelnen Titel unter wissenschaftlichen Rubriken zusammenfasst, die Stelle im alphabetischen Theile ausfindig gemacht werden. Das systematische Verzeichnis gibt aber als solches gleichzeitig einen Überblick über die gesammte, in den einzelnen Disciplinen an unseren Staatsbibliotheken vorhandene periodische Literatur, und wenn das alphabetische Verzeichnis die eine Frage beantwortet: Ist eine bestimmte Publication vorhanden? so antwortet das systematische auf die zweite: Was ist auf dem oder jenem Literaturgebiete vorhanden? — eine Frage, die allerdings für die periodische Literatur nicht so oft gestellt wird wie für die monographische. Gruppe I »Allgemeine Literärwissenschaft« enthält unter 6 eine sehr praktische Rubrik: »Zeitungen«, mit Untertheilungen (unter Ausschluss der Fachjournale, die in ihr Fach eingereiht sind), unter 4 die Akademieschriften, geordnet nach den alphabetisch aufeinanderfolgenden Sitzen der Akademien. Sehr oft kommt es gerade hier in der Praxis vor, dass jemand die Veröffentlichungen einer bestimmten Akademie sucht und diese im alphabetischen Kataloge der Bibliothek vergebens gesucht werden, weil man das Schlagwort (ob »Abhandlungen« oder »Sitzungsberichte« oder »Memoiren« oder anders) nicht kennt. Um-

[1]) Unsere Leser entrüsten sich schon über eine kurze Verspätung des »Literar. Centralbl.« von zwei oder drei Tagen. Was würden sie dazu sagen, wenn Zeitschriftenjahrgänge noch drei Jahre nach Erscheinen nicht zu haben wären, wie es 1895 im Britischen Museum mit der »Anglia« (!) von 1892 der Fall war. So wurde mir wenigstens von durchaus glaubwürdiger Seite versichert.

fasst eine periodische Druckschrift zwei Literaturgebiete, so ist sie an zwei Stellen eingetragen; so enthält denn auch das systematische Verzeichnis über 6000 Eintragungen. Dieses Verzeichnis rührt (mit dem Sachregister) von Hrn. Dr. Frankfurter her und stellt in Anbetracht der kurzen Zeit, die für seine Herstellung zur Verfügung stand, eine sehr achtungswerte Leistung dar. Solche Arbeiten schätzt nur der gering, der nie deren gemacht hat. — Für Fälle, in denen von einer Druckschrift nichts bekannt ist als der Herausgeber, sorgt dann noch das »Herausgeberverzeichnis« vor. Es enthält, alphabetisch geordnet, die Namen der Herausgeber und verweist unter jedem einzelnen auf die zugehörigen Seiten des Kataloges, wodurch dann schließlich die gesuchte Publication noch gefunden werden kann. — Das »Sachregister« endlich bildet zum systematischen Verzeichnisse einen kleinen Schlagwortkatalog; er soll es ermöglichen, die Literatur über eine bestimmte einzelne Materie sofort zu finden, ohne erst die Stelle suchen zu müssen, welche sie im systematischen Verzeichnisse einnimmt.

Nebenbei möchten wir bemerken, dass der Katalog durch die genaue Beschreibung aller berücksichtigten, oft schwer zugänglichen Druckschriften sich gleichzeitig als einen wesentlichen Behelf für die interne Arbeit der Bibliotheken selbst gibt. Einzelne Artikel sind bibliographisch sehr wertvoll zur Geschichte des Zeitungswesens, der gelehrten Gesellschaften usw. Wir nennen solche, wie: »Briefe, Komische« (nachmals »Hans Jörgel«), »Diarium, Wiener- (nachmals »Wiener Zeitung«), -Intelligenz-Zettel, Wochentlicher« (»Brünner Zeitung«), »Kriegs- & Friedenschronik, Österreichische« (»Troppauer Zeitung«), »Ordinari-Zeitung, Lintzer« (»Linzer Zeitung«), »Postzeitungen, Prager« (»Prager Zeitung«), »Theater-Journal«, »Zeitung, Grätzer«; »Miscellanea curiosa« (»Verhandlungen d. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie d. Naturforscher«), »Miscellanea ... societatis privatae Taurinensis« (Turiner Akademie); »Neujahrsstücke« (S. 667); »Recueil des principaux traités«; »Rath- und Bürgerschlüsse, Hamburgische«, »Reichs-Gesetz- und Regierungsblatt«, »Staats- und Stands-Calender« u. a.

Gibt nun der Katalog einen bequemen Überblick über die Literatur, die in den gezogenen Grenzen in Österreich vorhanden ist, so zeigt er andererseits, wo und welche Lücken in den Büchervorräthen bestehen. Ich bespreche einige Fälle.

Es befremdet zunächst, dass auch officielle österreichische Publicationen, wie z. B. die »Abhandlungen der geologischen Reichsanstalt« und zahlreiche andere Periodica dieser Art an verschiedenen Bibliotheken nur unvollständig vorhanden sind. Mit solchen Veröffentlichungen sollten doch nach Maßgabe des Bedürfnisses alle Staatsbibliotheken gleichmäßig im Geschenkwege betheilt werden. Dasselbe gilt von der »Wiener Zeitung«. Verhältnismäßig gut vertreten ist überall die sprachwissenschaftliche, speciell die germanistische Literatur, wie Ref. mit besonderem Vergnügen feststellt. Große Lücken zeigt dagegen an manchen Orten die medicinische Zeitschriftenliteratur. So findet man

die »Wr. medicin. Blätter« nur in Wien und Innsbruck, ein Organ wie die »Zeitschrift f. Geburtshilfe u. Gynäkologie« wieder nur in Wien und Innsbruck. Wie die Rangordnung unserer Landeshauptstädte auch in deren Bibliotheken sich ausdrückt, so kommen nach der Wiener wohl zunächst die Bestände der Prager Universitätsbibliothek in Betracht. Aber selbst diese Bibliothek besitzt von der »Bibliothèque de l'École des hautes études« nur die 1. und 5. Section; ihr fehlen das »Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft«, der »Jahresbericht über die Fortschritte der roman. Philologie« (S. 264). Die Abhandlungen der Petersburger Akademie (s. unter »Commentarii« S. 149) sind überhaupt spärlich vertreten. Die von W. Müller begründete »Politische Geschichte der Gegenwart«, ein allerdings populäres, aber nützliches und gelesenes Übersichtswerk, fehlt überall, außer in Klagenfurt (Studien-Bibliothek). In Innsbruck vermisst man die »Zeitschrift für das Realschulwesen« und die »Zeitschrift f. d. gesammte Staatswissenschaft«. Das »American Library Journal« besitzen nur die Univ.-Bibliothek Graz und die Bibliothek der Technik Wien. In Graz, U.-B., die sonst recht gut versehen ist, fehlt der »Hermes«. Und auch der U.-B. Wien geht noch gar manches ab. Nur zum Theil sind solche Erscheinungen auf die Personalverhältnisse des Lehrkörpers oder auf die verschiedene Ausgestaltung der Seminarbibliotheken und ähnliche Umstände zurückzuführen. — Interessant ist auch die Rubrik »Zeitungen« des systematischen Verzeichnisses. In keiner österreichischen Staatsbibliothek gibt es eine französische oder englische Tageszeitung, von reichsdeutschen nur die »Allgemeine Zeitung«. Wohl aber findet man den »Dziennik poznański« in Krakau, die »Gazeta warszawska« in ziemlich vollständiger Serie (seit 1774) ebenda, den Petersburger »Kraj« in Lemberg und Krakau, den »Kuryer poznański« und den »Kuryer warszawski« (diesen von Anfang an) in Krakau, das Warschauer »Słowo« ebenda, also zum Theil Zeitungen, die keineswegs auf die älteren Bestände dieser Bibliotheken zurückgehen, sondern seit neuester Zeit bezogen werden. Dem gegenüber sieht man nicht, warum wir in Wien nicht die »Frankfurter Zeitung« oder die »Vossische« halten sollten.[1]) Manche andere Dinge sind schließlich dem Kataloge zu entnehmen, die nur Bibliotheksleute von Fach interessieren.

Ohne für unser Werk irgendwelche Superlative in Anspruch nehmen zu wollen — mahnen ja doch erstaunliche Denkmale der Katalogisierungskunst, wie wir sie noch neuestens erhalten haben,[2]) zur Bescheidenheit

[1]) Allerdings gibt es einen Erlass der k. k. Stud.-Hof-Commission vom 20. Februar 1829, durch den den Bibliotheken das Halten politischer Zeitungen auf Kosten der Dotation untersagt wurde. College Dr. Donabaum macht mich darauf aufmerksam.

[2]) Z. B. der Index-Catalogue of the Library of the Surgeon-General's Office United States Army, Washington 1880 ff. (bis jetzt 18 Voll.), ein Autor- und Sachkatalog, der auch die Zeitschriftenliteratur auszieht, oder Pooles Index to periodical literature, 3. edit. by Fletcher, Boston 1885 ff. (bis jetzt 4 Voll.) u. a. m.

— so dürfen wir doch hoffen, dass man in dem Wiener Generalkatalog ein gutes Stück verlässlicher und gewissenhafter, übrigens nur viribus unitis, durch die thätige Mitarbeit aller betheiligten Bibliotheken möglich gewordener Arbeit erkennen wird. Kleine Versehen dürften sich natürlich ab und zu herausstellen, wie dies gerade bei bibliographischen Arbeiten größeren Umfanges beinahe unvermeidlich ist. Ich will nur einige Einwendungen anderer Natur berühren, die man wohl erheben könnte oder schon erhoben hat. Zunächst die Einschränkung auf die laufende periodische Literatur. Sachlich ist ja nur eine Einschränkung auf die Periodica überhaupt gerechtfertigt, wegen der besonderen Stellung, welche diese Literatur immer eingenommen hat; dazu kommt, dass ein Katalog der laufenden Periodica schon von vornherein fortwährendem Veralten unterworfen ist. Maßgebend für die hier getroffene Einschränkung war aber zunächst das praktische Bedürfnis, da die laufenden Druckschriften im allgemeinen mehr begehrt werden, dann der Wunsch, in verhältnismäßig kurzer Zeit ein wichtiges Hilfsmittel herzustellen: die Aufnahme und genaue bibliographische Beschreibung aller Periodica hätte natürlich ungleich mehr Zeit in Anspruch genommen. Allerdings wäre dann, namentlich auf einzelnen wissenschaftlichen Gebieten, ein ganz unschätzbares Material vereinigt; so fände man z. B. die ganze periodische Aufklärungsliteratur des theresianischen und josephinischen Österreich zusammengestellt. Das also leistet der Katalog noch nicht und will es in seiner jetzigen Form auch nicht. Aber wir meinen, es wird für niemanden ein Grund sein, das Gute zurückzuweisen, weil wir ihm das Bessere nicht bieten. Auch innerhalb der gesteckten Grenzen werden sich vielleicht noch Ungleichmäßigkeiten ergeben, wie sie schon eine große Anzahl von Mitarbeitern mit sich bringt; man wird die eine oder andere Publication vermissen, die etwa aufzunehmen gewesen wäre, und späterhin wird es da ohne Zweifel noch zu bessern geben. — Im Titel- und Standortsverzeichnisse ist die alphabetische Reihenfolge aufs strengste durchgeführt. Das geht so weit, dass z. B. »Jahresbericht des Vereines usw.« eine eigene alphabetische Folge mit zehn, »Jahresbericht des Vereins usw.« eine weitere mit fünf Titeln bildet. Hier, glaube ich, würden wir dem Vorwurfe, dass das Princip zu weit getrieben sei, kaum mit Sicherheit begegnen können. Wer in bibliographischen Dingen dem Doctrinarismus, wie ihn wohl manche deutsche Bibliothekare lieben, nicht huldigt, sondern die Rücksicht auf das »Praktische« jeder anderen voranstellt, muss in solchen und ähnlichen Fällen für eine Vereinigung stimmen. So genau, bis auf den Genitiv mit oder ohne e, kennt niemand einen Titel, den er sucht. Die erste der obigen zwei Reihen enthält z. B. einen »Jahresbericht des Vereines für Naturkunde in Österreich ob der Enns«. Darauf folgt im Alphabet der »Jahresbericht des Vereines für siebenbürgische Landeskunde«. Nun suche ich den »Jahresbericht des Vereins für Naturkunde in Zwickau«, der, abgesehen von dem e, zwischen die zwei genannten Titel fallen müsste, und den ich nun leicht als fehlend annehmen kann, ohne überhaupt zu bemerken, dass noch eine Reihe von »Jahresbericht des Vereins

usw.« ohne e folgt. Das gleiche Bedenken kann man geltend machen gegen eigene Reihen von »Vierteljahresschrift« und »Vierteljahrsschrift« u. dgl. Hier hilft, wenn nöthig, ein einfacher Hinweis, wie ja auch wirklich unter »Monatschrift« auf »Monatsschrift« verwiesen wird. Ein ähnlicher Fall ist »Monathsregister, Pragmatisches« (S. 362), ein Artikel, der jetzt nur dann sofort gefunden wird, wenn man die Schreibung des Ordnungswortes mit h kennt. Weiter gienge schon eine Vereinigung von Ordnungswörtern, wie »Bericht« und »Berichte«, »Jahresbericht« und »Jahresberichte« in je eine alphabetische Reihe, die nur von der Verschiedenheit der Ein- oder Mehrzahl dieser Ordnungswörter absähe und sonst die Titel in der alphabetischen Folge des Contextes brächte. Ob Prädicate wie »k. k.« bei der alphabetischen Anordnung der Titel vernachlässigt, vielleicht im allgemeinen sogar schon im Satze unterdrückt werden könnten, wäre zu überlegen. Überhaupt könnte vielleicht eine einfache Bemerkung im Vorworte, ohne Schaden der Sache, die eine oder andere Umständlichkeit überflüssig machen. — Titeländerungen, Beilagen mit besonderem Titel, waren, wie früher bemerkt, an ihrer alphabetischen Stelle in das Verzeichnis einzureihen. Anstatt der Standortsangaben ist hier jedesmal ein Hinweis auf den ursprünglichen Titel der Druckschrift gegeben, der immer voll wiederholt wird. Ist dieser umfangreich, so kommt dann ein und derselbe lange Titel als Hinweis an verschiedenen alphabetischen Stellen so oft vor, als unter dem ursprünglichen Titel Titeländerungen oder Beilagen angeführt sind. Z. B. unter »Jahresbericht des . . . Erzherzogin Sophien-Spitales« wird auf »Erzherzogin Sophien-Spital, Das usw.« verwiesen, wobei der Wortlaut dieses letzteren Titels fünf Zeilen einnimmt. Glücklicherweise hat dieses Schlagwort eben nur die eine Titeländerung »Jahresbericht des usw.« Solche und ähnliche Übelstände erkennt man ja oft erst zu spät; in unserem Falle könnten wir in Hinkunft Abhilfe schaffen, wenn wir die Haupttitel durch das ganze Verzeichnis durchnumerierten und bei jedem Hinweise einfach nur auf die Nummer des Hauptitels verwiesen;[1]) man kann sogar weiter gehen, indem man die einzelnen Fortsetzungen und Beilagen im Haupttitel mit aufeinanderfolgenden kleinen Ziffern bezeichnet, beim Hinweise geht dann die größere Ziffer auf den Haupttitel, die kleinere, durch einen Bei- oder Bruchstrich davon getrennt, auf den besonderen Titel. Besonders in dem Herausgeberverzeichnisse wären anstatt der Verweisungen auf die Seiten solche auf die Nummern der Publication praktisch. — Das Standortsverzeichnis könnte die Bibliotheken alphabetisch aufeinanderfolgen lassen und dabei noch immer Wien voranstellen. — Im systematischen Verzeichnisse wird niemand ein einwandfreies System der Wissenschaften verlangen. Genug, wenn es eine vernünftige Gruppierung bietet und dem Zwecke genügt. Sonst wird man auch hier kleine Mängel, die etwa mit unterlaufen sind, nicht zu hoch anrechnen. Von Äußerlichkeiten

---

[1]) Dieser Gedanke ist Eigenthum meines Collegen Frankfurter. [S. jetzt das Feuilleton der »Wiener Zeitung« vom 2. Juli 1898.]

würden sich Columnentitel über den Seiten empfehlen, ebenso wäre es in Fällen, wo von einer Gruppe des Verzeichnisses auf eine andere verwiesen wird, zweckmäßig, daselbst Rückverweisungen anzubringen. — An der typographischen Herstellung des Buches durch unsere Staatsdruckerei wird man kaum etwas zu tadeln finden; der sehr ausgiebig benützte Fettdruck ist natürlich Anordnung der Redaction, man sieht jetzt doch, dass das Übermaß ein wenig unruhig wirkt, die einzelnen Absätze eines Haupttitels treten dadurch zu wenig scharf hervor.

Es sind fortlaufend erscheinende Nachträge zu dem Katalog über Veränderungen und Vermehrungen in Aussicht genommen, gestützt auf das neue Material, das sich für die betheiligten Bibliotheken jeweilig ergibt, und gleichfalls von der Universitätsbibliothek in Wien redigiert. Nach Ablauf einer bestimmten Zeit würde natürlich eine zweite Auflage des ganzen Kataloges erscheinen müssen. Für diese werden auch alle stichhältigen Besserungsvorschläge ohne Zweifel nach Thunlichkeit genützt werden. Das letzte Ziel wäre die Ausdehnung des Kataloges auf alle, auch die abgeschlossenen Periodica[1]) und eine Erweiterung der einbezogenen Bibliotheken über den bisherigen Kreis hinaus. Das sind allerdings Forderungen, die, namentlich die erste, Zeit erfordern, Zeit dreimal unterstrichen. »Ruhe und Zeit lassen«, diese Devise sollte überhaupt in goldenen Lettern über dem Arbeitsraum jedes Bibliothekars prangen. Rasch und gut lassen sich eben größere bibliothekarische Arbeiten nicht machen. Wird der Katalog wirklich einmal in der angegebenen Weise erweitert, so wird man selbstverständlich die jetzt in getrenntem Anhange aufgeführten besonderen Periodica der Hofbibliothek (bearbeitet von Dr. Geyer) in das allgemeine Alphabet aufnehmen, überhaupt einen Modus finden, den ganzen hieher gehörigen Bestand dieser Bibliothek in gleicher Weise für den Katalog heranzuziehen, wie den der übrigen Bibliotheken. Dass dies nicht gleich jetzt geschehen ist, erklärt sich ja hauptsächlich daraus, dass die Betheiligung der Hofbibliothek erst in einem späteren Zeitpunkte der Arbeit festgesetzt wurde. Auch in dem jetzt dem Kataloge gezogenen Umfange wäre schon eine innigere Verbindung sehr wünschenswert gewesen (man vgl. z. B. die Standortsangaben bei »Wiener Zeitung«, »Bote von Tirol« usw., wo der Bestand der Hofbibliothek gewiss entsprechende Ergänzungen bietet).

Alles in allem genommen bezeichnet der Katalog immerhin einen beträchtlichen Fortschritt in der Entwicklung unseres staatlichen Bibliothekswesens. Dem k. k. Ministerium f. Cultus u. Unterricht, das

---

[1]) Was der Katalog jetzt enthält, sollte überhaupt grundsätzlich erhalten bleiben. Es wäre doch einfach schade, wenn gewisse Artikel, wie z. B. die o. S. 932 erwähnten, in späteren Auflagen getilgt würden, nur weil diese Publicationen zufällig eingegangen wären. Ist es auch späterhin noch nothwendig, den Charakter eines Kataloges der laufenden Periodica festzuhalten, so würde ja genügen, die mittlerweile eingegangenen periodischen Druckschriften durch ein vorgesetztes diakritisches Zeichen oder sonstwie gleich kenntlich zu machen.

diesen Fortschritt in letzter Linie ermöglicht hat, werden denn auch alle an unseren Bibliotheken interessierten Kreise aufrichtigen Dank wissen. Es ist nun doch, wenn auch für ein sehr eingeschränktes Literaturgebiet, ein Generalkatalog der Staatsbibliotheken hergestellt, der sich auch neben den amtlichen Publicationen solcher Staaten, deren Bibliothekswesen dem unseren weit über ist, wohl sehen lassen kann.[1])

Der Universitätsbibliothek in Wien wird man die Genugthuung nicht missgönnen, dass es ihr vergönnt war, als Herausgeberin erscheinen zu können, gewissermaßen als Zeugnis für die centrale Stellung, die ihr nach der ganzen Sachlage gebürt. Diese in ganz anderem Sinne zu sichern als bisher, dürfte für die Zukunft eine erste Aufgabe der österreichischen »Bibliothekspolitik« sein (um ein neulich nicht unglücklich geprägtes Wort zu gebrauchen). Denn auch in Österreich wird es unumgänglich sein, einmal eine centrale, von der Universität unabhängige Reichsbibliothek zu schaffen, bezw. eine schon bestehende Organisation durch Aus- und Umgestaltung zu der Bedeutung zu erheben, die das Britische Museum für Großbritannien, die Bibliothèque nationale für Frankreich, die Kgl. Bibliothek für Preußen, die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek für Bayern, beide für Deutschland haben, und für die nächsten Bedürfnisse der Wiener Universität eine kleine Bibliothek zu belassen, wie in Berlin und München. Diese universale Richtung zeigt sich ja in ihren Ansätzen bei der Wiener Universitätsbibliothek, und bei dieser allein, schon heute, was auch unser Katalog in seiner Zusammenstellung

[1]) Pläne von Generalkatalogen überhaupt sind wiederholt aufgetaucht. Für Preußen ist bekanntlich eine allgemeine Generalkatalogisierung der wissenschaftlichen Bibliotheken im Werk. Sonst geben jetzt in den einzelnen Culturstaaten die größten Bibliotheken ihre Kataloge besonders heraus. So das Britische Museum ein Riesenwerk, Catalogue of printed books, London 1881 ff., die Bibliothèque nationale ihren Catalogue général des livres imprimés, Paris 1897 ff. Dem seit einigen Jahren von Brüssel aus lancierten Unternehmen eines Generalkataloges aller Druckschriften der Welt mit Einschluss der Zeitschriftenaufsätze wird man demnach nach all den vielen Erörterungen, die es hervorgerufen hat, noch immer zweifelnd gegenüberstehen müssen. — Der Anlage nach einigermaßen verwandt ist unserem Kataloge z. B.: A List of Periodicals. Newspapers, Transactions, and other serial publications currently received in the principal libraries of Boston and vicinity, Boston 1897; das Bändchen kann sich aber sonst mit dem vorliegenden Werke in keiner Hinsicht messen. Was es an vergleichbaren Unternehmungen gibt, ist im allgemeinen schon von vornherein anderer Art und beschränkt sich auch wesentlich auf kurze Titelverzeichnisse für den praktischen Gebrauch, oft mit Ausschluss wichtiger Gruppen von Publicationen. So das »Verzeichnis der Zeit- und Vereinsschriften der kgl. Bibliothek zu Berlin«, Berlin 1892, oder der Catalogue of Periodicals contained in the Bodleian Library, Oxford 1878—1880, 3 Parts, oder endlich das französische Verzeichnis: Bibliothèque nationale. Departément des imprimés. Liste des périodiques étrangers, Paris 1896, wo der empfehlenswerte Vorgang beobachtet ist, dass »fascicules isolés« von der Aufnahme ausgeschlossen sind. [Vgl. jetzt Milkau. Centralkataloge und Titeldrucke. XX. Beiheft z. Centralbl. f. Bibliotheksw. Leipzig 1898.]

der Bestände der einzelnen Bibliotheken ausweist. Rein formal hat die Hofbibliothek von jeher die eben bezeichnete Stellung.[1]) In dieser und in keiner anderen Richtung dürfte die gesunde Entwicklung unseres Bibliothekswesens liegen, und in diesem Zusammenhange wird wohl einst auch die Frage der Vereinigung der Hof- und Universitätsbibliothek ihre Lösungen finden, trotz aller Schwierigkeiten und Gegenstrebungen, die auf diesem Wege begegnen werden.

Wien. Dr. F. Arnold Mayer.

---

[1]) Es ist hier nicht der Ort, diese Gedanken näher auszuführen. Solche große Neuorganisationen werden nicht von heute auf morgen gemacht, und ein einfacher detaillierter Plan würde allein schon bei dem verwickelten Complex von Factoren, die da mitspielen, eingehende Studien voraussetzen. Übrigens ist die Frage keine neue. Schon Friedrich Leithe, der frühere Director der Wiener Universitätsbibliothek, welcher auf den hier angedeuteten Überzeugungen fußend bei dem Neubau der Wiener Universität vergebens für die Errichtung eines eigenen Bibliotheksgebäudes eintrat, hat dem in unserer Bibliothek befindlichen Exemplare seiner kurzen »Geschichte der Wiener Universitätsbibliothek« (Jubiläumsschrift von 1876) handschriftliche Anmerkungen beigegeben, die vom historischen Gesichtspunkte den oben in Anspruch genommenen Charakter der Bibliothek begründen sollen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Gesetz, betreffend die Regelung der Bezüge des Lehrpersonales an den vom Staate erhaltenen Mittelschulen.

§. 1. Der systemmäßige Gehalt der wirklichen Lehrer an den vom Staate erhaltenen Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen) wird mit 1400 fl. jährlich festgesetzt.

§. 2. Jeder wirkliche Lehrer hat nach je fünf Jahren, die derselbe, sei es vor, sei es nach dem Beginne der Wirksamkeit dieses Gesetzes in der Eigenschaft eines wirklichen Lehrers an einer Mittelschule des Staates zurückgelegt hat, bis einschließlich zum 25. Jahre dieser Dienstleistung Anspruch auf Erhöhung des Gehaltes. Die Erhöhung beträgt nach Ablauf des ersten und zweiten Quinquenniums je 200 fl., nach Ablauf jedes der folgenden drei Quinquennien 300 fl. jährlich. Nach erfolgter schriftlicher Verwarnung oder nach einem ertheilten Verweise kann der Unterrichtsminister die Zuerkennung einer Quinquennalzulage bis zur Dauer von höchstens drei Jahren sistieren. Der Zeitpunkt des Anfalles der einzelnen Quinquennalzulagen richtet sich nach dem Zeitpunkte der Rechtswirksamkeit der Anstellung als wirklicher Lehrer. Dies gilt für die folgenden Quinquennalzulagen auch dann, wenn eine vorausgegangene nicht zum regelmäßigen Termine bewilligt wurde.

§. 3. Die Bezüge des Directors einer staatlichen Mittelschule bestehen in dem systemmäßigen, mit dem Anspruche auf Quinquennalzulagen verbundenen Gehalte eines wirklichen Lehrers und in einer Functionszulage von 500 fl. Wirkliche Lehrer, welchen die Leitung einer staatlichen Mittelschule provisorisch übertragen wird, beziehen eine Remuneration in dem Betrage der erwähnten Zulage.

§. 4. Religionslehrer, welche nicht in allen Classen einer vollständigen Staatsmittelschule den Religionsunterricht ertheilen, oder nicht zugleich die gesetzliche Befähigung für das Lehramt in anderen (weltlichen) Unterrichtsfächern der betreffenden Mittelschule erworben haben, beziehen einen Gehalt jährlicher 900 fl., welcher nach je fünf Jahren, die der Religionslehrer, sei es vor, sei es nach dem Beginne der Wirksamkeit dieses Gesetzes in dieser Eigenschaft an einer Mittelschule des Staates zurückgelegt hat, bis einschließlich zum 25. Jahre dieser Dienstleistung erhöht wird. Die Erhöhung beträgt nach Ablauf des ersten und zweiten Quinquenniums je 100 fl. jährlich, nach Ablauf jedes der folgenden drei Quinquennien 200 fl. jährlich. In Bezug auf die Zählung der Quinquennien gilt die Bestimmung des §. 2 dieses Gesetzes auch hinsichtlich dieser Religionslehrer. Die den im Sinne dieses Paragraphen angestellten

Religionslehrern etwa zuerkannten Personalzulagen sind mit dem Zeitpunkte der Wirksamkeit dieses Gesetzes einzuziehen.

§. 5. Den an staatlichen Mittelschulen definitiv angestellten Turnlehrern sind die für die wirklichen Lehrer an den mit den staatlichen Lehrerbildungsanstalten verbundenen, aus Staatsmitteln erhaltenen Übungsschulen jeweils gesetzlich festgestellten Gehaltsbezüge zuzuerkennen, wobei in Betreff der Zählung der Quinquennien die Bestimmung des §. 2 dieses Gesetzes Anwendung zu finden hat. In welchem Umfange die von diesen Turnlehrern vor ihrer definitiven Ernennung die in der Eigenschaft eines Nebenlehrers mit voller Lehrverpflichtung eines definitiven Turnlehrers an einer staatlichen Mittelschule zurückgelegte Dienstzeit für die Stabilisierung und zum Zwecke der Zuerkennung der Quinquennalzulagen angerechnet werden kann, bestimmt der Minister für Cultus und Unterricht von Fall zu Fall bei der Ernennung. Doch dürfen hiefür nicht mehr als fünf Jahre in Anrechnung gebracht werden. Diese Bestimmung bezieht sich auch auf die bereits dermalen definitiv an Mittelschulen angestellten Turnlehrer. Die Turnlehrer haben bei Versetzung in den Ruhestand nach 35 anrechenbaren Dienstjahren Anspruch auf einen Ruhegenuss im ganzen Betrage des letzten anrechnungsfähigen Activitätsgehaltes; für den Fall, als die Versetzung in den Ruhestand früher erfolgt, wird bei Bemessung des Ruhegenusses die von ihnen zurückgelegte anrechenbare Dienstzeit in der Weise berücksichtigt, dass je sieben vollständig zurückgelegte Jahre für acht Dienstjahre im Sinne des Gesetzes vom 14. Mai 1896, R. G. Bl. Nr. 74, gezählt werden.

§. 6. Das mit Gehalt angestellte Lehrpersonale der Staatsmittelschulen wird in die für die Staatsbeamten festgestellten Rangsclassen eingetheilt und hat Anspruch auf eine in den Ruhegehalt nicht anrechenbare Activitätszulage in dem für die Staatsbeamten der entsprechenden Rangsclasse bestimmten Ausmaße. Die Directoren stehen in der VII. Rangsclasse, können jedoch in besonders berücksichtigenswerten Fällen in die VI. Rangsclasse befördert werden. Diese Beförderung kann in der Regel nicht vor Erlangung der fünften Quinquennalzulage erfolgen. Die wirklichen Lehrer werden in die IX. Rangsclasse eingereiht, können jedoch auf Grund ihrer in jeder Richtung befriedigenden Dienstleistung vom Unterrichtsminister in die VIII. und sodann in die VII. Rangsclasse befördert werden. Diese Beförderung erfolgt in der Regel in die VIII. Rangsclasse nicht vor Erlangung der zweiten, und in die VII. Rangsclasse nicht vor Erlangung der vierten Quinquennalzulage. In Fällen besonders anzuerkennender Dienstleistung kann die Beförderung eines Directors oder wirklichen Lehrers in eine höhere Rangsclasse vor dem oben festgesetzten Zeitpunkte gewährt werden. Die im §. 4 erwähnten Religionslehrer stehen in der IX., die definitiven Turnlehrer in der X. Rangsclasse der Staatsbeamten. Die wirklichen Lehrer, sowie die im §. 4 erwähnten Religionslehrer führen, wenn sie im Lehramte bestätigt sind, den Titel „Professor". Die Directoren der staatlichen Mittelschulen haben Anspruch auf ein Naturalquartier im Anstaltsgebäude oder auf ein nach den Localverhältnissen zu bemessendes Quartiergeld. Dagegen ist ihnen die Activitätszulage nur mit der Hälfte des ihrer Rangsclasse entsprechenden Betrages zu erfolgen.

§. 7. Die vorgeschriebene Diensttaxe ist nur von dem Gehalte zu entrichten, hingegen ist auch nur der Gehalt und bei den Directoren auch die Functionszulage in die Pension anrechenbar.

§. 8. Lehrpersonen, denen eine wirkliche Lehrstelle an einer Staatsmittelschule provisorisch verliehen wird, beziehen einen Gehalt jährlicher 1200 fl., sowie die systemmäßige Activitätszulage der IX. Rangsclasse der Staatsbeamten, erlangen jedoch den Anspruch auf definitive Bestätigung im Lehramte und auf Zuerkennung von Quinquennalzulagen erst mit der Ernennung zum wirklichen Lehrer, bei welcher die von ihnen in provisoricher Eigenschaft, sei es vor, sei es nach dem Beginne

der Wirksamkeit dieses Gesetzes zurückgelegte Dienstzeit, unter den gesetzlichen Voraussetzungen sowohl für das Probetriennium, als auch für den Anfall der Quinquennalzulagen anzurechnen ist.

§. 9. Für Supplierungen erledigter Lehrerstellen oder für eine Aushilfe in den obligaten Fächern der Mittelschulen sind in Hinkunft Remunerationen zuzuerkennen, deren Höhe, wenn die betreffenden Lehrpersonen vorschriftsmäßig approbiert sind, für die Vertreter der Sprachfächer 60 fl., für die Vertreter der übrigen wissenschaftlichen Fächer (einschließlich der Religion) 50 fl., für die Vertreter des Zeichen- und des Turnfaches 40 fl., wenn die bezugsberechtigten Lehrpersonen die vollständige Lehrbefähigung jedoch nicht ausweisen, beziehentlich 48 fl., 40 fl. und 32 fl. jährlich für jede wöchentliche Unterrichtsstunde beträgt.

§. 10. In welchem Umfange die von einem Supplenten zurückgelegte Dienstzeit unter der Voraussetzung der zufriedenstellenden Dienstleistung für die Stabilisierung und zum Zwecke der im §. 2 dieses Gesetzes erwähnten Gehaltserhöhung angerechnet werden kann, bestimmt der Minister für Cultus und Unterricht von Fall zu Fall bei der Ernennung zum wirklichen Lehrer. Doch dürfen hiefür nicht mehr als drei Jahre dieser Dienstzeit in Anrechnung gebracht werden. Die letztere Bestimmung hat auch auf jene Lehrpersonen Anwendung zu finden, die vor der Rechtswirksamkeit dieses Gesetzes zu wirklichen Lehrern an staatlichen Mittelschulen ernannt worden sind.

§. 11. Für Aushilfen, welche die mit Gehalt angestellten Mitglieder des Lehrkörpers einer staatlichen Mittelschule beim Unterrichte über das Maximalausmaß ihrer Lehrverpflichtung leisten, erhalten dieselben Remunerationen in der im §. 9 dieses Gesetzes festgesetzten Höhe, sobald die Aushilfe länger als zwei Monate gedauert hat. Bei Bemessung dieser Remunerationen ist nicht die Zeit von zwölf, sondern von zehn Monaten als Theiler zugrunde zu legen.

§. 12. Assistenten an staatlichen Mittelschulen haben in der Regel eine Remuneration von 30 fl. jährlich für jede wöchentliche Unterrichtsstunde zu beziehen.

§. 13. Von der Zuerkennung von Verdienstzulagen an Directoren und Lehrer der Mittelschulen hat es in Hinkunft das Abkommen zu finden. Der Minister für Cultus und Unterricht ist jedoch ermächtigt, Lehrpersonen der Mittelschulen, welche sich durch hervorragende Leistungen auf wissenschaftlichem oder pädagogisch-didaktischem Gebiete ausgezeichnet haben, einmalige Unterstützungen bis zum Betrage von 500 fl. zu gewähren, zu welchem Zwecke ihm jährlich ein im Wege des Präliminares anzusprechender Betrag zur Verfügung gestellt wird.

§. 14. Personalzulagen, insoferne bei der Verleihung derselben nicht besondere Bestimmungen getroffen wurden, sind den bestehenden Normen gemäß nach Maßgabe der Erlangung höherer Bezüge einzuziehen. Hievon bleiben Verdienstzulagen, sowie Remunerationen und sonstige Zulagen unberührt, welche eine Lehrperson für eine übertragene, ihre ursprüngliche Lehrverpflichtung übersteigende Mehrleistung bezieht. Die auf Grund der Allerhöchsten Entschließungen vom 15. März 1895 und vom 28. Juni 1896 dem Staatslehrpersonale der vier untersten Rangsclassen gewährten Subsistenzzulagen, sowie die auf Grund der Allerhöchsten Entschließung vom 30. Juni 1895 bewilligten Zulagen zu den Substitutionsgebüren der Supplenten werden nicht weiter bewilligt.

§. 15. Lehrpersonen (Directoren, Lehrer, Supplenten) der Staatsgewerbeschulen und der staatlichen Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten mit Ausschluss der mit denselben verbundenen Übungsschulen werden, wenn bei der Anstellung dieser Lehrpersonen den gesetzlichen Anforderungen für den Eintritt in das Lehramt an Mittelschulen Rechnung getragen wurde, bei ihrem Übertritte an eine staatliche Mittelschule so behandelt, als hätten sie stets an einer solchen gedient. Das Gleiche gilt hinsichtlich der Lehrpersonen an den mit dem Öffentlichkeitsrechte

beliehenen Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten der Gemeinden und Länder, wenn an der Anstalt, von welcher sie übertreten, die Reciprocität beobachtet wird und dies von den Erhaltern derselben schon vorher ausdrücklich erklärt wird.

§. 16. Die in diesem Gesetze enthaltenen Bestimmungen haben auch rücksichtlich der während des Trienniums an Mittelschulen verwendeten Lehrer zu gelten.

§. 17. Auf Nebenlehrer findet das gegenwärtige Gesetz keine Anwendung.

§. 18. Die Bestimmungen dieses Gesetzes haben auf die nautischen Schulen, beziehungsweise auf die Handels- und nautische Akademie in Triest, sinngemäße Anwendung zu finden.

§. 19. Dieses Gesetz tritt mit dem Tage der Kundmachung in Wirksamkeit, und treten mit diesem Zeitpunkte alle mit demselben in Widerspruch stehenden Bestimmungen früherer Gesetze und Verordnungen außer Kraft.

§. 20. Mit der Durchführung dieses Gesetzes ist Mein Minister für Cultus und Unterricht betraut.

Programmenschau.

89. Schefczik, Dr. Heinrich. Über den logischen Aufbau der 1. und 2. olynthischen Rede des Demosthenes. Progr. des Staatsgymn. in Troppau 1897. 8°. 16 SS.

Es ist vielleicht der Knappheit des zur Verfügung gestellten Raumes zuzuschreiben, wenn der Verf. zur Begründung seiner Dispositionsversuche nicht viel mehr als eine Übersicht des Gedankenganges der Reden vorführt. Dies möchte für die 1. olynthische Rede genügen, deren Aufbau an sich ziemlich durchsichtig ist, nicht aber für die 2., umsoweniger, als bei den bisherigen Versuchen, die ihre Gliederung betrafen, nur wenig Übereinstimmung erzielt worden ist. Die hier gegebene Disposition der 2. olynthischen Rede befriedigt nicht. So kommt der Abschnitt, wo der Redner seine Anträge entwickelt (11—13), nicht zur rechten Geltung, die Bezeichnung des Hauptgedankens der §§. 14 bis 23 „Rettung der Olynthier“ ist ganz und gar nicht zutreffend. Auch in der Wiedergabe des Inhalts von §. 27—29 (S. 15) herrscht arge Verwirrung. Demosthenes verlangt nicht, dass die Söldner unter die Aufsicht der einheimischen Soldaten gestellt werden, das Heer soll vielmehr aus Bürgern bestehen; noch weniger kann er verlangen, dass Söldner einer Rechenschaftsablegung in Athen unterzogen werden sollen. — S. 13 findet sich das Ungeheuer einer 11 Zeilen umfassenden Satzperiode: „Im Hinblicke darauf, dass Philipp für den Fall, dass ..“ usw.!

90. Tvaružek Ignaz. Zur Composition der XLIV. Rede des Demosthenes: „Πρὸς Λεωχάρη περὶ τοῦ Ἀρχιάδου κλήρου“. Progr. des Staatsgymn. in Mähr.-Weißkirchen 1897, 8°, 13 SS.

Der Verf., der bereits in einem früheren Programmaufsatze eine gründliche Studie zum Demosthenischen Sprachgebrauche geliefert hat, beweist hier in lichtvoller und überzeugender Weise, dass in der obengenannten Rede die Erzählung §§. 9—44 nicht, wie man bisher angenommen hat, in drei, sondern nur in zwei Haupttheile zerfällt (9—16 und 17—44). Dieses Ergebnis ist für die Beurtheilung der Composition der Rede von größter Wichtigkeit. Denn die Zweitheilung kann manche Bedenken entkräften, welche man bisher gegen die Rede wegen ihrer vermeintlichen Unordnung und Verwirrung vorgebracht hat, und klärt

auch die scheinbar zwecklosen Wiederholungen einigermaßen auf. Von entscheidender Bedeutung für das richtige Verständnis des Zusammenhanges ist die Auffassung der ankündigenden Worte in §. 16, hinsichtlich deren ich mit dem Verf. vollkommen übereinstimme. — Inconsequenterweise wird der Abschnitt 5—8 bald zur Einleitung, bald zur Erzählung gerechnet.

Wien. Franz Slameczka.

---

91. Vrba, Dr. C. F., Zum Commentar des Horazscholiasten Porfyrion. Progr. des Leopoldstädter Communal-Real- und Obergymn. in Wien 1897, 8°, 14 SS.

Die Abhandlung beginnt mit einer Erörterung über den Zweck des Commentars; es wird richtig bemerkt, dass er den Bedürfnissen der Schule zu dienen bestimmt war, und dies durch eine Reihe von Stellen belegt. Die Widersprüche und Unrichtigkeiten will der Verf. der Interpolationsthätigkeit zuschreiben und erhofft, hierin von der in Aussicht stehenden Ausgabe der sogenannten acronischen Scholien eine Klärung. Auf diesen Punkt habe ich schon in dem Progr. des 2. Staatsgymnasiums in Graz 1873, S. 6—7 hingewiesen und die Erklärung versucht, dass der Scholiast, kritiklos und ohne besonderes Wissen, seine guten und schlechten Quellen gedankenlos ausschrieb. Von den noch unedierten Scholien erwarte ich mir nicht viel mehr als die Bestätigung, dass in denselben ebenso wie in den von Hauthal herausgegebenen Scholien der Parisini A und γ Porphyrion theils wörtlich. theils mit Änderungen benützt ist. — Das zweite Capitel bietet Nachträge zur Formenlehre bei Porphyrion. Es wird mit Recht betont, dass man auf Grund der bei dem Scholiasten so beliebten Abwechselung (die sich übrigens auch bei vielen anderen Schriftstellern der Kaiserzeit beobachten lässt) die überlieferten Formen möglichst schonend zu behandeln habe. Hierin kann ich dem Verf. fast überall beistimmen; nur der Genetiv concubitum und die Ablative contempto und interito erscheinen mir mehr als bedenklich.

92. Pühringer, Dr. A., Horatiana sive de ratione, quae intercedit inter Horatium et poetas lyricos Graecos. Progr. des Gymn. in Melk 1897, 8°, 48 SS.

Der Verf. will untersuchen, inwiefern die Gräcismen bei Horaz sich auf die griechischen Lyriker zurückführen lassen. Die vorliegende Abhandlung beschränkt sich auf einen Theil der Casuslehre, nämlich auf den Gebrauch des Nominativs, Vocativs, Genetivs und Dativs. Die Untersuchung wird in der Weise geführt, dass für eine bestimmte Verbindung, die sich bei Horaz wiederfindet, die einschlägigen Stellen der griechischen Lyriker aufgezählt und ihnen die im Lateinischen überhaupt und schließlich bei Horaz vorkommenden Fälle angereiht werden. Die Schlussfolgerungen, zu denen der Verf. gelangt. sind nicht immer richtig. So sind S. II, 6, 20 und Ep. I, 16, 59 wirkliche Vocative anzunehmen. In anderen Fällen liegt kaum ein Gräcismus vor, wie in der Verbindung von egeo mit dem Genetiv, oder Horaz hat im allgemeinen die griechische Structur gewählt, nicht aber nach einem besonderen Gebrauche der Lyriker sich gerichtet. Dies gilt von abstineo, desino, regno und solvo mit dem Genetiv. Im übrigen zeigt der Verf. ein gesundes Urtheil, wie u. a. aus dem Festhalten an der Überlieferung laborem C. II, 13, 38 und alite I, 6, 2 hervorgeht, und seine reichhaltige Beispielsammlung ist auch an sich für die Erkenntnis der Einwirkung des Griechischen auf das Latein recht verdienstlich.

Graz. M. Petschenig.

93. Novotný Fr. Ot., Das erste Vierteljahrhundert des Bestandes des Gymnasiums in Mähr.-Neustadt. Progr. des Landes-Unter- und Communal-Obergymn. in Mähr.-Neustadt 1895. 8°, 36 SS.

In kurzer, klarer und übersichtlicher Weise werden die Vorgeschichte der Lehranstalt (1783—1870), die Entstehung des Landes-Realgymnasiums und dessen Weiterentwicklung, ebenso die Entstehung und das erste Jahr des Communal-Obergymnasiums und die Lehrpläne der 25 Jahre dargestellt. Daran schließt sich die Aufzählung der Inspectionen, der Directoren und Lehrpersonen der Anstalt nebst ihrer literarischen Thätigkeit. Ein weiterer Abschnitt ist dem Schüler-Unterstützungsverein gewidmet. Den Schluss bilden Statistisches über den Schülerbesuch und das namentliche, nach Jahren angelegte Verzeichnis der Schüler, welche das Realgymnasium absolviert haben.

94. Hendrych Justus, Die deutsche Staats-Oberrealschule in Triest während der ersten 25 Jahre ihres Bestandes 1870/71—1894/95. Progr. der genannten Anstalt 1895, 8°, 84 SS.

Anlässlich des 25jährigen Bestandes der Lehranstalt werden von dem jetzigen Director derselben die wichtigsten Daten aus ihrer Geschichte in knapper, klarer und übersichtlicher Weise zusammengestellt. Der mannigfaltige und reiche Stoff — die Anstalt hat viele Wandlungen besonders in der Lehrverfassung durchgemacht — wird nach einem Vorworte in folgenden Gruppen geboten: Gründung und Entwicklung der Anstalt 1870/1—1873/4, Schullocalitäten, Unterrichtszeit und Ferienordnung, Lehrverfassung, Gottesdienst und religiöse Übungen, Lehrmittelsammlungen, die Lehrer der obligaten Fächer (namentlich in rubricierter Tabelle aufgezählt), Leitung der Anstalt, Schulaufsicht, die Schüler (statistische Tabelle und namentliche Aufzählung der Abiturienten), Unterstützungswesen, Gesundheitspflege, die Schuldiener, feierliche Anlässe, Programmarbeiten, Anhang. — (S. XXVI, Z. 8 v. o. soll es wohl 1879 statt 1895 heißen.)

95. Ruff F., Die Bibliothek der n.-ö. Landes-Unterrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs. (Fortsetzung.) Progr. der genannten Lehranstalt 1895, 8°, 44 SS.

In Fortsetzung des Aufsatzes vom Schuljahre 1892, welcher die Geschichte und Einrichtung dieser Lehranstalt seit ihrem vierzigjährigen Bestande darstellt, enthält dieser Theil die Abschnitte VII—X, nämlich: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Geographie und einschlägige Werke, Mathematik und Geometrie, Naturwissenschaften (mit den Unterabtheilungen: Allgemeines und Verschiedenes, Naturgeschichte, Physik. Physik und Chemie, Chemie). Die Anordnung und der Druck sind recht übersichtlich.

Wien. J. Rappold.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 23. April 1898, Z. 10.331, an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden, betreffend einen neuen Normallehrplan für Realschulen. — Die seit dem Erscheinen des Normallehrplanes für Realschulen vom 15. April 1879, Z. 5607 (M.-V.-Bl. Nr. 22) gesammelten Erfahrungen haben zwar das Lehrziel der Realschulen, nämlich Vermittlung einer allgemeinen Bildung mit besonderer Berücksichtigung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen, als richtig erprobt, aber doch erkennen lassen, dass die humanistische Seite der Realschulbildung nicht jene unerlässlichen Erfolge, die man erwartet haben mochte, ergeben hat, und dass die Klagen über Überbürdung der Schüler durch den in einzelnen Classen und Gegenständen aufgehäuften Lehrstoff nicht unberechtigt seien. Da zur Behebung der wahrgenommenen Mängel weder eine Vermehrung der der Realschule ohnehin schon reichlich zugemessenen wöchentlichen Stundenzahl möglich ist, noch auch die von mehreren Seiten gewünschte Erweiterung des Realschulstudiums von 7 auf 8 Jahre aus mannigfachen Gründen rathsam und mit Rücksicht auf die legislativen Voraussetzungen in absehbarer Zeit erreichbar erschien, so glaubte die Unterrichtsverwaltung im Rahmen der geltenden gesetzlichen Bestimmungen den bestehenden Normallehrplan einer Revision unterziehen zu sollen. Bei diesem Vorgange, welcher eine rasche Durchführung der als nothwendig erkannten Änderungen ermöglicht, ohne künftigen tiefer gehenden und durch die Fortschritte der technischen Wissenschaften etwa gebotenen Reformen zu präjudicieren, war das Bestreben der Unterrichtsverwaltung dahin gerichtet, erstens für einen ergiebigeren Betrieb der humanistischen Lehrgegenstände, insbesondere des Unterrichtes in der Unterrichtssprache Zeit zu schaffen, zweitens Classen und Gegenstände von entbehrlich erkanntem Wissensstoffe zu entlasten, ohne dass jedoch an den bewährten Grundfesten der Realschule gerüttelt würde. Mit Berücksichtigung amtlicher Relationen, der Erörterungen der einschlägigen Fragen in Fachblättern und auf Grund speciell eingeholter schriftlicher und mündlicher Gutachten von Fachmännern wurde der nachstehende Normallehrplan entworfen. In demselben erscheint die Unterrichtszeit gegenüber dem früheren Normallehrplane in einzelnen realistischen Gegenständen etwas verringert; es stehen aber noch immer den 91 humanistischen Lehrstunden 123 realistische gegenüber. Mit dem Ausfall an Unterrichtszeit trat eine Restriction des Lehrstoffes in den betreffenden Gegenständen ein. Hiedurch und durch die geänderte Vertheilung des Gesammtlehrstoffes auf die einzelnen Classen, ferner durch die Verbindung und Zusammenlegung von Gegenständen in die Hand eines Lehrers wurde es ermöglicht, die Lehrziele so zu bestimmen, dass sie in der zugemessenen Zeit ohne Überhastung beim Unterrichte und ohne Überbürdung der Schüler erreicht werden

können. Die erübrigten Unterrichtsstunden sollen zunächst zur intensiveren Pflege des Unterrichtes in der Unterrichtssprache und in der einen modernen Sprache (dem Französischen). ferner zu Gunsten des nunmehr fast an allen Realschulen gesetzlich eingeführten Religionsunterrichtes in den oberen Classen verwendet werden; in zwei Classen wurde aber die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden zur Entlastung der Schüler überhaupt um je eine Stunde herabgesetzt. Trotz der Zulage einiger Stunden wurde auch in den Sprachgegenständen das Unterrichtsziel, soweit es ohne Gefährdung des Unterrichtszweckes thunlich war. herabgesetzt, um für die nöthige Einübung des Lernstoffes, insbesondere auch des grammatischen, die entsprechende Zeit frei zu machen. Dabei wurde auch erreicht, dass die Lehrziele in einzelnen Gegenständen für die Unterrealschule mit denen für die unteren Classen des Gymnasiums ganz oder nahezu in Einklang gebracht wurden. Die in dem vorliegenden revidierten Normallehrplane für Deutsch als Unterrichtssprache gegebenen Bestimmungen werden auch wie bisher für die anderen Unterrichtssprachen analoge Anwendung finden können. falls nicht dafür in den letzteren Jahren besondere Weisungen erlassen worden sind. Wo aber gleichwohl das Bedürfnis nach einer besonderen Regelung sich herausstellen sollte, sind rechtzeitig die nöthigen Anträge zu stellen. Gleichzeitig wird die Revision der Instructionen für den Unterricht an den Realschulen im Anschlusse an den neuen Normallehrplan veranlasst. Indem ich im Folgenden diesen Normallehrplan. der an die Stelle des oben genannten Normallehrplanes vom Jahre 1879 zu treten hat, den k. k. Landesschulbehörden mittheile, fordere ich dieselben auf, sich noch vor Ablauf des gegenwärtigen Schuljahres über jene Modificationen auszusprechen, welche sie mit Rücksicht auf die besonderen gesetzlichen Bestimmungen und die eigenartigen Verhältnisse des Landes für begründet erachten, sowie erforderliche Übergangsbestimmungen zu erwägen und vorzuschlagen. Hiebei ist von dem Grundsatze auszugehen, dass nach Thunlichkeit der revidierte Lehrplan, rücksichtlich der unteren Classen vom Schuljahre 1898/99 ab in seiner Gesammtheit, bezüglich der oberen Classen nur successive in Kraft zu treten habe. Mit dem neuen Normallehrplane werden die Bestimmungen der Ministerial-Verordnung vom 17. Juni 1891, Z. 9193 (M.-V.-Bl. Nr. 24), des Ministerial-Erlasses vom 20. Oct. 1890. Z. 25.081 ex 1887 (M.-V.-Bl. Nr. 60) und des Ministerial-Erlasses vom 23. April 1880, Z. 6233 (M.-V.-Bl. Nr. 13) ganz oder theilweise abgeändert. — Der Lehrplan ist auf S 137—158 des Stückes IX des Verordnungsblattes vom Jahre 1898 enthalten.

Gesetz vom 29. April 1898, wirksam für das Erzherzogthum Österreich unter der Enns, mit welchem die §§. 10, 20 und 25 des Landesgesetzes vom 3. März 1870 (L.-G.-Bl. Nr. 26), betreffend die Realschulen, abgeändert werden. — Mit Zustimmung des Landtages Meines Erzherzogthumes Österreich unter der Enns finde ich anzuordnen, wie folgt: Art. I. Die §§. 10, 20 und 25 des Gesetzes vom 3. März 1870 (L.-G.-Bl. Nr. 26), betreffend die Realschulen, treten in ihrer bisherigen Fassung außer Kraft und haben in Zukunft zu lauten: §. 10. Unterrichtsgegenstände der Realschulen sind: *A.* Obligate Lehrgegenstände: *a)* Religion. *b)* Sprachen, und zwar die deutsche Sprache, dann die französische und englische Sprache, *c)* Geschichte, vaterländische Verfassungslehre. *d)* Mathematik (Arithmetik, Geometrie), *e)* Erdkunde, *f)* Naturgeschichte, *g)* Physik, *h)* Chemie, *i)* geometrisches Zeichnen und darstellende Geometrie, *k)* Freihandzeichnen, *l)* Turnen. *B.* Freie Lehrgegenstände: Latein in den oberen Classen jener Realschulen, welche mit Realgymnasien verbunden sind, dann Modellieren, Schönschreiben, Stenographie, Gesang. Andere freie Gegenstände können an den Realschulen nach Bedürfnis und mit Genehmigung der Landesschulbehörde eingeführt werden. Die Vertheilung der Lehrgegenstände auf die einzelnen Classen und die darauf zu verwendende Stundenzahl wird nach Anhörung der Landesschulbehörde im Verordnungswege festgesetzt. Hiebei gelten die

estimmungen, dass der Unterricht in der englischen Sprache auf die berrealschule beschränkt bleibe, und dass die Gesammtzahl der für den Schüler obligaten Lehrstunden, mit Ausnahme des Turnens, in der nterrealschule 28 Stunden und in der Oberrealschule 31 Stunden in der Woche nicht übersteige. §. 20. Die näheren Bestimmungen über die aturitätsprüfungen werden im Verordnungswege geregelt. §. 25. Der irector ist an vollständigen Realschulen zu 6 bis 8 Unterrichtsstunden, n Unterrealschulen zu 8 bis 10 Stunden wöchentlich verpflichtet. Den irklichen Lehrern der Sprachen sollen in der Regel nicht mehr als 17, en übrigen wirklichen Lehrern der wissenschaftlichen Fächer nicht mehr ls 20 Stunden wöchentlich zugewiesen werden. Die Lehrer des Zeichnens önnen bis zu 24 Stunden wöchentlich verhalten werden. Nur im Falle iner zeitweiligen Supplierung eines Lehrers kann ein Mitglied des Lehrörpers, jedoch nicht länger als zwei Monate in einem Schuljahre, zu iehr Stunden wöchentlich, als durch den 2. Absatz dieses Paragraphen estimmt ist, verhalten werden. Tritt die Nothwendigkeit einer längeren nunterbrochenen Supplierung ein, so hat der Lehrer Anspruch auf die ormalmäßige Substitutionsgebür für die ganze Dauer der Supplierung. Dem Director steht es zu, in Übereinstimmung mit der Lehrerconferenz ür einzelne Lehrer die wöchentliche vorschriftsmäßige Zahl der Unterichtsstunden mit Rücksicht auf das Lehrfach, die Menge der Schüler der der Correcturen, überhaupt des Lehrbedürfnisses, um wöchentlich bis 3 Stunden zu ermäßigen, von welcher Verfügung er an die Landeschulbehörde die Anzeige zu erstatten hat. — Art. II. Mit dem Vollzuge ieses Gesetzes, welches mit dem 1. September 1898 in Wirksamkeit ritt, ist Mein Minister für Cultus und Unterricht beauftragt.

Gesetz vom 3. Mai 1898, wirksam für das Herzogthum Bukowina, romit die §§. 10 und 20 Alinea 2 des Gesetzes vom 30. April 1869, L.-G.- und V.-Bl. Nr. 13 außer Kraft gesetzt und die §§. 8, 16, 17, 21, 23, 24, 25 und 26 abgeändert werden. — Mit Zustimmung des Landages Meines Herzogthums Bukowina finde Ich anzuordnen, wie folgt: Art. I. Die §§. 10 und 20 Alinea 2 des Landesgesetzes vom 30. April 1869, L.-G.- und V.-Bl. Nr. 13, treten mit dem im Artikel II des gegenwärtigen Gesetzes bezeichneten Zeitpunkte außer Kraft. Gleichzeitig werden die §§. 8, 16, 17, 21, 23, 24, 25 und 26 in ihrer gegenwärtigen Fassung außer Wirksamkeit gesetzt und haben künftighin zu lauten, wie folgt: §. 8. Unterrichtsgegenstände der Realschule sind: *A.* Obligate Lehrgegenstände: *a*) Religion, *b*) Sprachen, und zwar die Landessprache, welche Unterrichtssprache ist, dann die französische Sprache und an Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache nach Wahl der Eltern oder Vormünder die rumänische oder ruthenische, an Anstalten mit rumänischer oder ruthenischer Unterrichtssprache die deutsche Sprache, *c*) Geographie und Geschichte, *d*) Mathematik (Arithmetik, Algebra, Geometrie), *e*) Darstellende Geometrie, *f*) Naturgeschichte, *g*) Physik, *h*) Chemie, *i*) Geometrisches und Freihandzeichnen, *k*) Kalligraphie, *l*) Turnen. Dispensen von der Erlernung einer der obligaten Sprachen können nur ausnahmsweise vom Minister für Cultus und Unterricht ertheilt werden. *B.* Freie Lehrgegenstände: Die englische Sprache und die nicht verbindliche Landessprache; dann Modellieren, Stenographie, Gesang. Andere freie Gegenstände können an den Realschulen nach Bedürfnis mit Genehmigung des k. k. Landesschulrathes eingeführt werden. Die Vertheilung der Lehrgegenstände auf die einzelnen Classen, die darauf zu verwendende Stundenzahl, sowie die Normierung der Art der Unterrichtsertheilung wird im Verordnungswege festgestellt §. 16. Zum Behufe des Nachweises, dass die Realschüler sich die für das Aufsteigen in die technische Hochschule erforderlichen Kenntnisse erworben haben, haben sie sich der Maturitätsprüfung zu unterziehen. §. 17. Jeder Realschüler wird nach erfolgreicher Absolvierung des letzten Jahres der Oberrealschule zur Maturitätsprüfung zugelassen. Privatstudierende, welche an keiner öffentlichen Realschule eingeschrieben waren und kein öffentliches

60*

Zeugnis erhalten haben, werden zur Maturitätsprüfung zugelassen, wenn sie das 18. Lebensjahr zurückgelegt haben und sich über die Art ihres Bildungsganges so auszuweisen vermögen, dass die erforderliche Vorbildung als vorhanden vermuthet werden kann. §. 21. Für die obligaten Lehrfächer werden an einer vollständigen Realschule neben den Religionslehrern mindestens zwölf, an einer vierclassigen Unterrealschule mindestens sieben wirkliche Lehrer mit Einschluss des Directors bestellt. §. 23. Der Director ist an vollständigen Oberrealschulen zu 6 bis 8, an Unterrealschulen zu 8 bis 10 und an Oberrealschulen mit vier oder mehr Parallelclassen zu 4 bis 6 wöchentlichen Unterrichtsstunden verpflichtet. Den Lehrern der Sprachen sollen in der Regel nicht mehr als 17, jenen der übrigen wissenschaftlichen Fächer nicht mehr als 20, den Lehrern des geometrischen und Freihandzeichnens, der Kalligraphie und des Turnens aber nicht mehr als 24 wöchentliche Unterrichtsstunden zugewiesen werden. Nur im Falle einer zeitweiligen Supplierung eines Lehrers kann ein Mitglied des Lehrkörpers zu einer größeren wöchentlichen Stundenzahl verhalten werden. Dauert dies jedoch länger als zwei Monate ununterbrochen an, so hat der betreffende Lehrer einen Anspruch auf die normalmäßige Substitutionsgebür. Dem Director steht es zu, die vorschriftsmäßige Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden mit Rücksicht auf die lehrplanmäßige Vertheilung der Stunden, sowie überhaupt auf das Lehrbedürfnis um wöchentlich 1 bis 3 Stunden für einzelne Lehrer zu ermäßigen; er hat jedoch von einer solchen Verfügung jedesmal dem Landesschulrathe die Anzeige zu erstatten. §. 24. Der Besetzung einer Lehrstelle hat in der Regel eine Concursverlautbarung vorauszugehen, welche vom Landesschulrathe veranlasst wird. Diese Concursausschreibung, in welcher die Lehrfächer, die erforderliche sprachliche Befähigung, sowie die mit der Lehrstelle verbundenen Bezüge zu bezeichnen sind, erfolgt in der officiellen Wiener und in der officiellen Landeszeitung und eventuell nach dem Ermessen des Landesschulrathes in anderen Organen. Die Gesuche werden vom Landesschulrathe gesammelt und der Direction zur Erstattung eines Gutachtens übermittelt. Auf Grundlage desselben erstattet der Landesschulrath einen Vorschlag, und zwar bei Staats-Realschulen an den Minister für Cultus und Unterricht, bei Landes-Realschulen an den Landesausschuss. Ist an einer Staats- oder Landes-Realschule eine Stelle erledigt, für welche eine Corporation, Gesellschaft oder Einzelperson den Besetzungsvorschlag zu machen berechtigt ist, so ist die Anzeige sowohl dem Landesschulrathe als diesem Vorschlagsberechtigten zu erstatten. §. 25. Die Ernennung der Lehrer und Professoren erfolgt bei Staatsschulen auf Antrag des Landesschulrathes vom Minister für Cultus und Unterricht, bei Landesschulen vom Landesausschusse. Hilfs- und Nebenlehrer werden bei Staatsschulen vom Landesschulrathe, bei Landesschulen vom Landesausschusse auf Vorschlag der Direction bestellt. §. 27. Die Errichtung einer Realschule ist jedermann unter der Voraussetzung gestattet, dass die Einrichtung derselben nichts den allgemeinen Lehrzwecken dieser Anstalten Widersprechendes enthält. Ihre Errichtung ist daher an folgende Bedingungen geknüpft: 1. Statut und Lehrplan sowie jede Änderung desselben bedürfen der Genehmigung des Ministers für Cultus und Unterricht, um welche im Wege des Landesschulrathes anzusuchen ist. 2. Als Directoren und Lehrer können nur solche Personen verwendet werden, welche ihre Befähigung zum Unterrichte an einer derartigen Lehranstalt dargethan haben. Ein Dispens hievon kann vom Minister für Cultus und Unterricht in rücksichtswürdigen Fällen ausnahmsweise ertheilt werden. — Art. II. Dieses Gesetz tritt mit Beginn des Schuljahres 1898/99 in Kraft. — Art. III. Die erforderlichen Übergangsbestimmungen sind im Verordnungswege zu treffen. — Art. IV. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Cultus und Unterricht beauftragt.

Erlass des Min. für C. und U. vom 22. Juli 1898, Z. 10.027, an die Decanate sämmtlicher philosophischen Facultäten der Universitäten.

betreffend die Gleichstellung der auf Grund eines Realschul-Maturitätszeugnisses als Lehramtscandidaten an den philosophischen Facultäten inscribierten außerordentlichen Studierenden mit den ordentlichen Studierenden in Ansehung der Collegiengeldbefreiung und des Stipendienbezuges. — Ich finde anzuordnen, dass vom Studienjahre 1898/99 an jene außerordentlichen Studierenden, welche auf Grund ihres Realschul-Maturitätszeugnisses an den philosophischen Facultäten der Universitäten als Lehramtscandidaten behufs seinerzeitiger Zulassung zur Prüfung für das Lehramt an Realschulen im Sinne der hierortigen Ministerial-Verordnung vom 30. August 1897, Nr. 220 R.-G.-Bl. (Artikel II, 8) inscribiert sind, in Ansehung der Befreiung vom Collegiengelde den ordentlichen Studierenden dieser Facultäten gleichgehalten werden. Auch sind die außerordentlichen Studierenden für die Dauer ihres zu dem obigen Zwecke in Gemäßheit der erwähnten Vorschrift an der Universität ordnungsmäßig zurückzulegenden Studiums hinsichtlich des Genusses von Studien-Stipendien, sofern nicht ausdrückliche stiftsbriefmäßige Bestimmungen entgegenstehen, den ordentlichen Studierenden einer Universität oder k. k. technischen Hochschule gleichzustellen.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 4. April 1898, Z. 5761, an den k. k. Landesschulrath für Dalmatien, in Betreff der Verlegung der Hauptferien an den Mittelschulen und den denselben gleichgestellten Lehranstalten in Dalmatien. — In theilweiser Abänderung der Ministerial-Verordnung vom 26. März 1875, Z. 3792, M.-V.-Bl. Nr. 18, finde ich mich bestimmt, an den Mittelschulen in Dalmatien sowie an den denselben gleichgestellten Lehranstalten die Hauptferien vom Solarjahre 1898 angefangen, auf die Zeit vom 16. Juli bis 15. September zu verlegen.

Erlass des Min. für C. und U. vom 15. August 1898, Z. 20.267, betreffend die Genehmigung einer neuen Geschäftsordnung für die k. k. zoologische Station in Triest. — §. 1. Die k. k. zoologische Station in Triest hat zur Förderung der biologischen Wissenschaften die Aufgabe, in- und ausländischen Gelehrten und Studierenden das erforderliche Material für wissenschaftliche Forschungen und Untersuchungen auf dem Gebiete der Zoologie und anderer biologischer Wissenschaften durch Zuweisung von Arbeitsplätzen zu bieten, ferner die an inländischen Universitäten bestehenden Institute für diese Disciplinen mit dem für Forschungs- und Unterrichtszwecke nöthigen Material an lebenden und todten, resp. conservierten Seethieren u. dgl., sowie mit Präparaten zu versehen. Die zoologische Station hat überdies selbständige wissenschaftliche Aufgaben zu verfolgen: in erster Linie die Erforschung der marinen Fauna mit Berücksichtigung des örtlichen und zeitlichen Vorkommens, sowie der Fortpflanzungszeit der einzelnen Thierformen, sie hat ferner wissenschaftliche Arbeiten, die auf das Fischereiwesen Bezug haben, auszuführen und zu unterstützen. — *A.* Verwaltung der Station. §. 2. Die Verwaltung der Station wird von einem dem Minister für Cultus und Unterricht unmittelbar unterstehenden Curatorium geführt, dessen Mitglieder vom Minister für Cultus und Unterricht aus der Reihe der an inländischen Universitäten wirkenden Professoren der Zoologie und anderer biologischer Disciplinen mit einer Functionsdauer von je fünf Jahren bestellt werden. Das jeweilige Curatorium ist berechtigt, die Bestellung weiterer Mitglieder zu beantragen. §. 3. Das Curatorium wählt aus seiner Mitte für jedes Solarjahr einen Obmann zur Besorgung der ihm nach dieser Geschäftsordnung zugewiesenen Agenden. Die Wahl erfolgt mittelst Stimmzetteln durch die absolute Mehrheit der stimmenden Mitglieder; bei Stimmengleichheit entscheidet das Los. Dasselbe Mitglied ist nur für ein zweites Functionsjahr wieder wählbar. Die Wahl des neuen Obmannes ist dem Ministerium für Cultus und Unterricht zur Kenntnis zu bringen. §. 4. Zur unmittelbaren Leitung der Station nach Maßgabe der Bestimmungen dieser Geschäftsordnung wird vom Minister für Cultus und Unterricht auf Vorschlag des Curatoriums ein localer Leiter aus der Reihe der an inländischen Universitäten wirkenden Fach-

männern mit einer fallweise bestimmten Functionsdauer bestellt. Derselbe ist als solcher Mitglied des Curatoriums und hat seinen Wohnsitz in Triest zu nehmen. — Wirkungskreis des Curatoriums. §. 5. Das Curatorium, bezw. dessen Obmann vertritt die Station nach außen hin. Dem Curatorium liegt es ob, die Durchführung dieser Geschäftsordnung zu überwachen, eventuelle Änderungen derselben zu beantragen und die Hausordnung für die Station festzusetzen. §. 6. Das Curatorium hat nach Einholung einer Äußerung des localen Leiters die Bestellung der wissenschaftlichen Hilfskräfte (Assistenten, Präparatoren usw.) und des Dienstpersonales vorzunehmen, bezw. diesfalls die erforderlichen Anträge an das Ministerium für Cultus und Unterricht zu erstatten. §. 7. Das Curatorium hat über die Thätigkeit der Station nach Ablauf jedes Solarjahres einen Bericht nebst einem Ausweise über die Verwendung der Dotationen an das Ministerium für Cultus und Unterricht vorzulegen. §. 8. Das Curatorium hat die vom localen Leiter abzufassenden Abrechnungen über die Dotationen der Station zu prüfen und dieselben an die k. k. Statthalterei in Triest zu leiten. §. 9. Dem Curatorium ist vorbehalten, betreffs solcher Unternehmungen, welche in den Benützungsvorschriften nicht vorgesehen sind, z. B. wissenschaftlicher Expeditionen und anderer größerer oder kostspieliger Forschungsunternehmungen die geeigneten Anträge beim Ministerium für Cultus und Unterricht zu stellen. Ebenso ist dem Curatorium die Verwendung außerordentlicher Dotationen oder die Beantragung solcher vorbehalten. §. 10. Die Agenden des Curatoriums werden entweder durch schriftliche Abstimmung im Circulationswege oder in den auf Grund einer vorher bekannt gegebenen Tagesordnung einzuberufenden Sitzungen erledigt. Solche Sitzungen haben regelmäßig am Schlusse jedes Verwaltungsjahres stattzufinden und können zur Berathung wichtiger Angelegenheiten auch im Laufe des Jahres anberaumt werden. Die Sitzungen finden in der Regel in Wien oder in Triest statt und werden von dem Obmanne, bezw. auf Antrag von mindestens einem Drittel der Curatoriumsmitglieder einberufen. Die Protokolle über die Sitzungen des Curatoriums sind dem Ministerium für Cultus und Unterricht zur Einsichtnahme vorzulegen. §. 11. Die Beschlüsse des Curatoriums werden mit Stimmenmehrheit gefasst; bei gleicher Stimmenzahl entscheidet die Stimme des Obmannes. §. 12. Anträge eines Mitgliedes des Curatoriums sind spätestens in drei Wochen der Verhandlung zuzuführen. §. 13. Dem Curatorium wird vierteljährig eine Abschrift des Gestionsprotokolles im Circulationswege zur Kenntnis gebracht. — Wirkungskreis des Obmannes des Curatoriums. §. 14. Der Obmann ist Geschäftsführer des Curatoriums und hat den Verkehr mit dem Ministerium und anderen Behörden zu besorgen. Er führt den Vorsitz bei den Sitzungen, welche er nach §. 10 einzuberufen hat. Im Falle seiner Verhinderung übernimmt der nächstfrühere Obmann des Curatoriums den Vorsitz, welcher auch sonst als Stellvertreter des Obmannes zu fungieren hat. §. 15. Der Obmann hat die Beschlüsse des Curatoriums auszuführen und insbesondere die Verleihung der Arbeitsplätze namens des Curatoriums nach Maßgabe der Benützungsvorschriften vorzunehmen. §. 16. Der Obmann hat ein mit fortlaufenden Nummern versehenes Gestionsprotokoll zu führen und mit Beihilfe des Stationsleiters (§. 4) den Jahresbericht auszuarbeiten. — Wirkungskreis des localen Leiters. §. 17. Der locale Leiter hat sämmtliche auf den Betrieb und die unmittelbare Verwaltung der Station bezüglichen Arbeiten zu übernehmen und zwar unter der Aufsicht und Oberleitung des ihm vorgesetzten Curatoriums, resp. des dasselbe repräsentierenden Obmannes. §. 18. Demselben liegt insbesondere die Führung der Inventare über die zur Station gehörige Einrichtung und Ausstattung sowie die Obsorge über die Bibliothek und die sonstigen Sammlungen ob. Die für Universitäts-Institute geltenden Vorschriften haben sinngemäß Anwendung zu finden. §. 19. Derselbe hat über die beim Betriebe der Station sich ergebenden, wissenschaftlich relevanten Wahrnehmungen Aufzeichnungen

zu führen. Insbesondere hat er in kurz skizzierter Darstellung in Form eines Tagebuches die Objecte der Ausbeute regelmäßig zu verzeichnen und Notizen hinzuzufügen über Zeit, Örtlichkeit, Tiefe usw. des Fanges sowie über Ernährungsweise, Geschlechtsreife, Eierlage usw. usw.; ebenso sind die auf Fischerei Bezug habenden Witterungsverhältnisse zu verzeichnen. §. 20. Derselbe hat wöchentlich einen Bericht über den Stand der Fischerei und der Aquarien an sämmtliche zoologischen, eventuell auch an andere Universitätsinstitute zu senden. §. 21. Derselbe hat die nach §. 1 bezugsberechtigten Institute nach Wunsch ihrer Vorstände mit Sendungen von lebenden Seethieren und sonstigem marinen Untersuchungsmateriale nach Möglichkeit zu versehen und jederzeit für die Beschaffung zweckmäßig zu verwendenden Untersuchungsmateriales zu sorgen. §. 22. Den im Institute mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten Gelehrten, bezw. Studierenden hat derselbe nach Thunlichkeit behilflich zu sein, ihren Wünschen bezüglich der Beschaffung eines bestimmten Materials wenn möglich nachzukommen und ihre Arbeiten zu unterstützen, wobei die Bestimmungen der §§. 27 und ff. sowie die Hausordnung zu beachten sind. §. 23. Derselbe ist verpflichtet, wissenschaftliche Fragen, welche auf das öffentliche Fischereiwesen Bezug haben, nach Kräften zu fördern. §. 24. Derselbe hat dem Obmanne des Curatoriums bei Abfassung des Jahresberichtes (§§. 7 und 14) über die Thätigkeit der Station behilflich zu sein. §. 25. Derselbe hat während der Monate Juli und August Ferien, wenn nicht wegen außergewöhnlicher Umstände dessen Anwesenheit in Triest auf Antrag des Curatoriums durch das Ministerium für Cultus und Unterricht verfügt wird. Er soll während seiner Ferien womöglich durch einen Assistenten vertreten werden. — Wirkungskreis des Inspectors. §. 26. Solange die Stelle eines Inspectors der zoologischen Station besteht, wird sein Wirkungskreis besonders geregelt. — *B.* Vorschriften für die Benützung der Station. Vertheilung der Arbeitsplätze. §. 27. Für die Arbeitsplätze der Professoren und selbständiger Forscher (Zoologen oder Vertreter anderer biologischer Disciplinen) sind andere Räume als für die Arbeitsplätze der Studierenden zu bestimmen. Keiner Universität kommen jedoch besondere reservierte Arbeitsplätze für Forscher oder Studierende zu. §. 28. Für den Besuch der Station während der Osterferien und Herbstferien haben folgende Bestimmungen zu gelten: Die Gesuche um Arbeitsplätze für Studenten sind an den localen Leiter zu richten und zwar für die Osterferien bis zum 1. Februar, für die Herbstferien bis zum 15. Juni. Diese Termine werden für alle Gesuche als Einreichungstermine gelten. Die Vertheilung der Arbeitsplätze für Studenten geschieht daher ohne Rücksicht auf die Priorität, aber proportional nach dem Bedürfnisse der einzelnen Universitäten. Die Anmeldungen um Arbeitsplätze für Professoren und selbständige Forscher haben ebenfalls beim localen Leiter zu erfolgen. Dieselben sind an keinen Termin gebunden; die Zuweisung dieser Plätze erfolgt in der Regel nach der Priorität der Einreichung. Die Anmeldungen sind thunlichst rasch zu erledigen. Die Zuweisung der Arbeitsplätze erfolgt auf Grund des Berichtes des localen Leiters der Station namens des Curatoriums durch seinen Obmann. Im Falle der Bewerber verhindert ist, den ihm verliehenen Arbeitsplatz zu benützen, ist hievon dem localen Leiter sobald als möglich die Anzeige zu erstatten. §. 29. Für kurze Zeit, d. i. bis 14 Tage kann ein freier Arbeitsplatz vom localen Leiter an Forscher auch unmittelbar unter gleichzeitiger Anzeige an den Obmann vergeben werden. §. 30. Den Bewerbern, eventuell ihren Institutsvorständen steht, falls sie sich durch die erfolgte Vertheilung von Plätzen verkürzt finden, ein beim localen Leiter einzubringender Recurs frei, welcher durch das Curatorium an das Ministerium für Cultus und Unterricht zu leiten ist. — Bezug von lebenden und conservierten Seethieren und Pflanzen. §. 31. Die Bestellung der Sendungen an Seethieren und sonstigem marinen Untersuchungsmaterial von Seite der bezugsberechtigten Institute (§. 1) erfolgt durch die Institutsvorstände bei dem localen

Leiter in Triest, welcher direct mit denselben correspondiert. Der locale Leiter erstattet wöchentliche Berichte über die ausgeführten Sendungen an den Obmann. Diese werden monatlich den Curatoriumsmitgliedern im Circulationswege mitgetheilt, denen dadurch eine Einflussnahme auf die proportionale Vertheilung der Sendungen ermöglicht werden soll. §. 32. Behufs Ermöglichung einer entsprechenden Bestellung von Sendungen ist von dem localen Leiter der zoologischen Station wöchentlich ein Ausweis über die Ergebnisse der Fischerei und den Stand der Aquarien in hektographischer Vervielfältigung an alle zoologischen Institute der inländischen Universitäten zu versenden. Dieser Ausweis wird auch allen jenen botanischen und medicinischen Instituten der inländischen Hochschulen zugesendet, welche denselben wünschen. §. 33. Privatpersonen und ausländische Institute können nur mit Bewilligung des Curatoriums, bezw. des Obmannes durch die Station regelmäßige Sendungen von Material beziehen. §. 34. Wenn irgend ein Bezugsberechtigter bei der Vertheilung der Sendungen sich verkürzt glaubt, so steht ihm ein beim localen Leiter einzubringender Recurs zu, welcher durch das Curatorium an das Ministerium für Cultus und Unterricht zu leiten ist. §. 35. Von den Auslagen, welche mit den Sendungen verbunden sind, sind von dem Empfänger zu tragen und nach Empfang der Sendung sofort zu begleichen: die Kosten für die Fracht und die Transportgefäße, bei conserviertem Materiale auch für den Alkohol oder andere Reagentien und für die Gefäße, in welchen die Objecte zur Versendung gelangen, ebenso die Kosten für theure Objecte, namentlich solche, welche auf dem Fischmarkte gekauft werden. §. 36. Alle früheren Bestimmungen für die zoologische Station (Instruction des Inspectors, Ministerial-Erlass vom 15. December 1874, Z. 17.570; Benützungsnormativ, Ministerial-Erlass vom 4. November 1875, Z. 17.641) werden hiemit außer Kraft gesetzt.

Der Min. für C. und U. hat mit dem Erl. vom 30. April 1898, Z. 9841, auf Grund der vom Erhalter des Comm.-Gymn. in Gmunden abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Anstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen andererseits im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) anerkannt (Min.-Erl. v. 30. April 1898, Z. 9841).

Der Min. für C. und U. hat der I.—VI. Classe des bisch. Privat-Gymn. am Collegium Petrinum in Urfahr für das Schuljahr 1897/98 das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 24. April 1898, Z. 8261).

Der Min. für C. und U. hat dem Landes-Unter- und Comm.-Obergymn. in Mährisch-Neustadt vom Schuljahre 1897/98 angefangen auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen das Recht verliehen, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen (Min.-Erl. v. 19. April 1898, Z. 8667).

Der Min. für C. und U. hat das der Privat-Unterrealschule des Arthur Speneder in Wien bis zum Schlusse des Schuljahres 1897/98 verliehene Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer eines Trienniums, d. i. bis zum Schlusse des Schuljahres 1900/1, erstreckt (Min.-Erl. v. 22. Juni 1898, Z. 15.545).

Der Min. für C. und U. hat mit dem Erl. vom 21. Juli 1898, Z. 18.100, auf Grund der von den Erhaltern der deutschen Landes-Realschule in Göding abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen andererseits im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) anerkannt.

Der Min. für C. und U. hat auf Grund der von den Erhaltern der deutschen Landes-Realschule in Leipnik abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren

ınd Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen andererseits im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April .870 (R. G. Bl. Nr. 46) anerkannt (Min.-Erl. v. 31. Juli 1898, Z. 17.918).

Der Min. für C. und U. hat mit dem Erl. vom 28. August 1898, Z. 22.595, auf Grund der von den Erhaltern der böhm. Landes-Realschule n Göding abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staats Mittelschulen andererseits im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) anerkannt.

Der Min. für C. und U. hat mit dem Erl. vom 30. August 1898, Z. 22.580, auf Grund der von den Erhaltern der böhm. Landes-Realschule in Leipnik abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staats-Realschulen andererseits im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) anerkannt.

Der Min. für C. und U. hat das dem Privat-Gymn. an der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt Stella matutina der Gesellschaft Jesu in Feldkirch bis zum Schlusse des Schuljahres 1897/98 mit dem Min.-Erl. vom 10. Jan. 1896, Z. 107, rücksichtlich der als öffentliche Schüler eingeschriebenen internen Zöglinge dieses Privat-Gymn. verliehene Recht der Öffentlichkeit sowie das Recht, Maturitätsprüfungen mit diesen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen erstreckt (Min.-Erl. v. 17. Mai 1898, Z. 10.531).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Weltpriester und pens. Gymnasialdirector Nikolaus Roglić zum Ehrendomherrn des Conkathedralcapitels in Makarska.

Der pens. griech.-kath. Religionsprof., Consistorialrath Alexius Toroński in Lemberg zum Ehrendomherrn des griech.-kath. Domcapitels in Przemyśl.

Der mit dem Titel und Charakter eines a. o. Univ.-Prof. bekleidete Privatdocent und Prof. an der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite Dr. Ernst Kraus zum a. o. Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der böhm. Univ. in Prag.

Der Prof. am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) Dr. Karl Cumpfe zum Director des Gymn. in Pisek, der Prof. am Gymn. in Pisek Johann Šulc zum Director des Gymn. in Tabor, der Prof. am Gymn. in Tabor Dr. Alois Saturník zum Director des Gymn. in Reichenau und der Prof. am Gymn. in Neuhaus Franz Reiß zum Director des Gymn. in Taus.

Der Prof. am Franz-Joseph-Gymn. in Lemberg Franz Terlikowski zum Director des Gymn. in Stanislau.

Der Prof. am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Isidor Kukutsch zum Director dieses Gymn.

Der Prof. am böhm. Gymn. in Olmütz EduardOuředníček zum Director des II. böhm. Gymn. in Brünn.

Der Director des Gymn. in Leitmeritz Franz Nestler zum Director des deutschen Gymn. in den Königl. Weinbergen und der Prof. am deutschen Gymn. in Budweis Wenzel Eymer zum Director des Gymn. in Leitmeritz.

Der Prof. am Untergymn. in Zara Thomas Brajković zum Director dieser Anstalt.

Prag-Neustadt Franz Bily

zum Director des

in Lemberg Ale-

an der Univ.

Mitgliedern des galiz.

periode.

der Prof. an

an Staats-Mittel-

bildungsanstalt

Obergymn. in Zara

Anton Becker

dem Prof. am

Gymn. in Lem

Bojarski eine

Lehrer am Gymn

Gymn. in Pod-

eine Stelle am

Johann Bryl eine

am Gymn. in

Obergymn. in Kolin,

Stelle am böhm.

in Jičin Josef

now, dem wirkl

eine Stelle an

Prof. am Gymn. in

Realschule in

Emanuel Fait eine

Gymn. in Jaroslau

n-Gymn. in Lem-

Gebhardt eine

Real- und Obergymn.

Gymn. in Prag, dem

eine Stelle am IV.

Rudolf Gstirner

Gymn. in Villach

wirkl. Lehrer

Ober-

in Prag Fried-

in Prag dem

eine Stelle am

Realschule in

Gemeinde-

Franz

am Gymn.

Obergymn. in

Ippolt

an der

an der böhm.

in Brody

Przemysl

Stelle am I.

Johann

am Gymn.

Obergymn. in

in Buko-

in Jaroslau,

Z.
abe
Di
An
§. 1
(Mi
Gym
das
gym
auf
liehe
zeug
Arth
verli
zum
1898,
Z. 18.
Realsc
procità
zwische

dem Prof. am Gymn. in Jasło Cölestin Lachowski eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem Prof. am kgl. ital. Gymn. in Forli Emil Mezzena eine Stelle am Gymn. in Rovereto, dem wirkl. Lehrer am Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch Dr. Johann Müllner eine Stelle am Maximilians-Gymn. in Wien, dem Prof. am I. Gymn. in Graz Anton Naumann eine Stelle am II. Gymn. in Graz, dem Prof. an der Realschule in Trautenau August Němeček eine Stelle an der Realschule in Laibach, dem dem Gymn. in Ragusa zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. Emanuel Nikolić eine Stelle an der Realschule in Spalato, dem Prof. am Gymn. in Znaim Josef Nitsche eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem Prof. am deutschen Gymn. in Pilsen Wenzel Nowak eine Stelle am deutschen Gymn. in den Königl. Weinbergen, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Bochnia Dr. Karl Opuszyński eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Czernowitz Wenzel Patz eine Stelle an der gr.-or. Realschule in Czernowitz, dem Prof. am Gymn. in Tarnów Dr. Alexander Pechnik eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Feldkirch Wenzel Pischl eine Stelle am deutschen Gymn. in Smichow, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Eger Josef Pleyl eine Stelle an der Realschule im XVIII. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. an der Realschule in Troppau Adolf Pokorny eine Stelle an der II. Realschule im II. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Karl Rawer eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realschule in Böhmisch-Leipa Robert Saska eine Stelle an der deutschen Realschule in Brünn, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch Josef Schnellinger eine Stelle am Gymn. in Villach, dem Prof. am I. deutschen Gymn. in Brünn Ludwig Schönach eine Stelle an der Realschule in Innsbruck, dem Prof. am Gymn. in Görz Eduard Scholz eine Stelle an der Realschule im VII. Gemeindebezirke in Wien, dem wirkl. Lehrer an der Realschule in Elbogen Dr. Maximilian Singer eine Stelle am deutschen Gymn. in den Königl. Weinbergen, dem Übungsschullehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Rzeszów Karl Skwarczyński eine Stelle an der Realschule in Tarnów, dem Prof. am Gymn. in Pilgram Johann Soukup eine Stelle am Gymn. in Pisek, dem Prof. am Gymn. in Landskron Franz Stark eine Stelle am Gymn. in Triest, dem Prof. an der Realschule in Kuttenberg Johann Štěpánek eine Stelle an der Realschule in den Königl. Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Hohenmauth Franz Strer eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Altstadt, dem dem Gymn. in Bochnia zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. am Gymn. in Rzeszów Josef Szafran eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Untergymn. in Wittingau Wenzel Veverka eine Stelle am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse), dem Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Heinrich Vieltorf eine Stelle am Gymn. in Wiener-Neustadt, dem wirkl. Lehrer an der Realschule in Kuttenberg Franz Vojtísek eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite, dem Prof. am poln. Gymn. in Przemyśl Ladislaus Wasilkowski eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Radautz Dr. Wilhelm Weinberger eine Stelle am Gymn. in Iglau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Teschen Dr. Karl Werber eine Stelle am Gymn. in Troppau, dem Lehrer an der Fachschule für Thonindustrie in Teplitz Eduard Werner eine Stelle am Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau, dem Prof. am Communal-Real- und Obergymn. in Karlsbad Raimund Wolf eine Stelle am Gymn. im III. Gemeindebezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Sanok Dr. Valentin Wróbel eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Hohenmauth Franz Zdráhal eine Stelle an der Realschule in Kuttenberg, dem Prof. an der k. und k. Marine-Unterrealschule in Pola Dr. Walther Boguth eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Wien, dem prov. Lehrer am Gymn. in Neuhaus Ernst Winter eine prov. Stelle am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt

(Tischlergasse), dem prov. Lehrer am Gymn. in Pisek Franz Danda eine prov. Stelle an der Realschule in Pisek, dem Prof. am Gymn. in Sambor Basil Biłecki eine Stelle am akad. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der böhm. Realschule in Pilsen Richard Branžovský eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag-Neustadt, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Jaroslau Dr. Anton Kurpiel eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Olmütz Dr. Julius Mayer eine Stelle am Gymn. in Freistadt, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch Anton Pischek eine Stelle am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), dem Prof. am Gymn. in Freistadt Gustav Schauberger eine Stelle an der Realschule in Linz, dem Prof. an der Realschule in Teschen Gerson Steinschneider eine Stelle an der I. deutschen Realschule in Prag, dem Prof. am gr.-or. Gymn. in Suczawa Lasar Vicol eine Stelle am Obergymn. in Czernowitz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Kołomea Dr. Thaddäus Wiśniowski eine Stelle am Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realschule in Elbogen Augustin Ritschel eine Stelle an der Realschule in Plan, dem defin. Turnlehrer an der Realschule in Kuttenberg Jaroslav Pechan eine defin. Turnlehrerstelle am böhm. Gymn. in den Königl. Weinbergen.

A. Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a*) die prov. Lehrer: Dr. Johann Benesch vom Gymn. in Oberhollabrunn für das Gymn. im VI. Gemeindebezirke in Wien, Karl Gaßmann vom I. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Znaim, Franz Häusler vom Gymn. in Leitmeritz für diese Anstalt, Wenzel Hampl von der Realschule in Rakonitz für diese Anstalt, Anton Hodáň von der Realschule in Pisek für das Gymn. in Hohenmauth, Dr. August Hofer vom Gymn. in Görz für die Realschule in Triest, Veit Hřivna vom böhm. Gymn. in Olmütz für das Gymn. in Wall.-Meseritsch, Anton Huber von der Realschule in Bielitz für die deutsche Abth. des Gymn. in Trient, Karl Kadlec vom böhm. Gymn. in Olmütz für das böhm. Gymn. in Kremsier, Paul Kratochvil vom Gymn. in Neuhaus für diese Anstalt, Ignatz Kusala vom Gymn. in Trebitsch für das Gymn. in Wall.-Meseritsch, Dr. Alois Lanner vom Gymn. in Salzburg für die Realschule in Innsbruck, Josef Linhart vom Gymn. in Teschen für diese Anstalt, Karl Loitlesberger vom Gymn. in Mährisch-Weißkirchen für das Gymn. in Görz, Wilhelm Männel von der II. deutschen Realschule in Prag für diese Anstalt, Lorenz Neml von der Realschule in Pilsen für die Realschule in Elbogen, Dr. Adolf Pařízek von der böhm. Realschule in Prag Neustadt (Gerstengasse) für das Gymn. in Hohenmauth, Ottokar Paroubek von der Realschule in Pardubitz für die böhm. Realschule in Karolinenthal, Dr. Anton Pleskot vom Gymn. in Wall.-Meseritsch für die böhm. Realschule in Pilsen, Franz Pösl vom Gymn. in Jičín für diese Anstalt, Dr. Heinrich Prodnigg von der Landes Realschule in Sternberg für die III. deutsche Realschule in Prag, Wenzel Ruth von der Landes-Realschule in Iglau für das böhm. Gymn. in Kremsier, Dr. Wenzel Sixta von der Realschule in Pardubitz für das Gymn. in Hohenmauth, Dr. Richard Špaček, prov. Religionslehrer an der Realschule in Olmütz für das böhm. Gymn. in Olmütz, Josef Sypal von der Landes Realschule in Kremsier für das Gymn. in Neuhaus, Otto Toifel von der Realschule in Salzburg für das Gymn. in Ried, Dr. Gustav Turba von der I. Realschule im II. Gemeindebezirke in Wien für das I. deutsche Gymn. in Brünn, Theodor Zelinka von der Realschule in Königgrätz für die böhm. Realschule in Karolinenthal, Dr. Jaroslav Charvát vom Gymn. in Leitomischl für diese Anstalt, Gustav Hiebel von der Realschule in Steyr für die Realschule in Troppau, Dr. Karl Leiß von der böhm. Realschule in Pilsen für diese Anstalt, Josef Mikulík von der Realschule in Pardubitz für die Realschule in Kuttenberg, Ludwig Młynek vom Gymn. in Buczacz für die Realschule in Tarnów, Rudolf Schweizar von der Realschule in Jägerndorf für das Gymn. in Arnau, Dr. Emil Sekera vom Gymn. in Pilgram für die Realschule in Jičín, Gottfried Tichánek vom Gymn. in Prerau für das

böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch; — b) die Supplenten: Bohuslav Beneš vom Real- und Obergymn. in Prag für die Realschule in Žižkow, Josef Bielski vom Gymn. in Podgórze für das Gymn. in Jasło, Karl Bobrzyński vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Bochnia, Franz Buřval vom Real- und Obergymn. in Přibram für diese Anstalt, Ladislaus Červenka, Assistent an der böhm. techn. Hochschule in Prag, für die Realschule in Kuttenberg, Johann Chval von der böhm. Realschule in Pilsen für das Gymn. in Tabor. Alexander Demkowicz vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Neu-Sandec, Adrian Dobrzański vom Gymn. in Buczacz für diese Anstalt, Leo Dolnicki vom akad. Gymn. in Lemberg für die ruthen. Parallelclassen am Gymn. in Kołomea, Thomas Doubrava vom Real- und Obergymn. in Přibram für diese Anstalt, Clemens Emptmeyer von der Unterrealschule im V. Gemeindebezirke in Wien für die Realschule in Triest, Emil Freund von der deutschen Realschule in Pilsen für diese Anstalt, Alexander Furmankiewicz vom Gymn. in Brzezany für das Gymn. in Sanok, Adolf Gersch, suppl. Religionslehrer an der Realschule im XVIII. Gemeindebezirke in Wien für diese Anstalt, Roman Hamczykiewicz vom Gymn. in Bochnia für das poln. Gymn. in Przemyśl, Leopold Herzog vom II. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Radautz, Clemens Hlebowicki vom Gymn. in Tarnopol für das ruth. Gymn. in Przemyśl, Franz Hrdlička vom böhm. Gymn. in den Königl. Weinbergen für das Gymn. in Časlau, Oswald Jakubíček vom böhm. Obergymn. in Brünn für das Gymn. in Strážnic, Franz Jizba von der Realschule in den Königl. Weinbergen für das Gymn. in Tabor. Dr. Stefan Juryk vom V. Gymn. in Lemberg für diese Anstalt, August Kemetter vom Gymn. im VI. Gemeindebezirke in Wien für das Real- und Obergymn. in Ung.-Hradisch, Eduard Kittel von der Realschule in Leitmeritz für die Realschule in Trautenau, Johann Knobl, suppl. Religionslehrer an der Realschule in Pilsen für diese Anstalt, Vincenz Kočvara vom böhm. Gymn. in den Königl. Weinbergen für das Gymn. in Pilgram, Dr. Gustav Kraitschek vom Maximilians-Gymn. in Wien für das Gymn. in Landskron, Benno Krichenbauer vom I. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Arnau, Emil Landa von der Realschule in Pisek für diese Anstalt, Dr. Leo Langer vom II. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Villach, Albert Lanzendörfer, Adjunct an der theol. Facultät der deutschen Univ. in Prag, für das deutsche Gymn. in den Königl. Weinbergen, Josef Lefler von der II. deutschen Realschule in Prag für das Gymn. in Eger, Apollinarius Maczuga vom Gymn. in Jasło für das Gymn. in Rzeszów, Alois Matuška von der böhm. Lehrerbildungsanstalt in Prag für die Realschule in Königgrätz, Ignaz Meyer vom Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau für das Gymn. in Brody, Dr. Anton Nezbeda vom Gymn. in Mies für das Real- und Obergymn. in Feldkirch, Alois Niederhauser vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch, Anastasius Papáček vom Real- und Obergymn. in Přibram für die Realschule in Jičín, Siegmund Paulisch vom Gymn. in Tarnów für das Gymn. in Brody, Anton Peterlin vom Untergymn. in Laibach für das Gymn. in Krainburg, Dr. Wenzel Petřík von der Realschule in den Königl. Weinbergen für das Gymn. in Schlan, Dr. Josef Pipenbacher vom Untergymn. in Laibach für das Gymn. in Rudolfswerth, Victor Pogorzelski vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Tarnopol, Leopold Poljanec vom Gymn. in Krainburg für diese Anstalt. Peter Rzepnijski vom Gymn. in Drohobycz für das Gymn. in Tarnopol, Dr. Martin Sas von der Realschule in Krakau für das Gymn. in Bochnia, Wenzel Šejvl vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Gymn. in Reichenau, Anton Sienicki vom IV. Gymn. in Lemberg für die ruthen. Parallelclassen des Gymn. in Kołomea, Michael Siwak von der Realschule in Krakau für das Gymn. in Kołomea, Stanislaus Sobiński vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Wadowice, Stanislaus Szymała vom IV. Gymn. in Lemberg für diese

Anstalt. Heinrich Taške vom böhm. Gymn. in Budweis für das Untergymn. in Wittingau. Dr. Josef Tominšek vom Gymn. in Krainburg für diese Anstalt. Karl Volkmer vom Gymn. in Teschen für das Gymn. in Weidenau. Dr. Constantin Wojciechowski vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Stryj. Stanislaus Bielawski vom Gymn. in Kolomea für diese Anstalt, Dr. Max Dametz von der Döll'schen Privat Realschule in Wien für die Realschule in Elbogen, Josef Fleischer vom gr.-or Gymn. in Suczawa für diese Anstalt, Dr. August Ginzberger vom Gymn. in Wiener-Neustadt für das Gymn. in Krumau, Dr. Benno Imendörffer vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das I. deutsche Gymn. in Brünn, Dionys Jeremijczuk, suppl. Religionslehrer am Obergymn. in Czernowitz, für diese Anstalt, Anton Katzer vom Gymn. im III. Gemeindebezirke in Wien für die Realschule in Jägerndorf, Emil Kołodnicki vom Gymn. in Sambor für die ruthen. Parallelclassen am Gymn. in Kołomea, Josef Kroyß vom Gymn. in Graz für das deutsche Gymn. in Budweis, Cölestin Krupka vom deutschen Gymn. in Budweis für diese Anstalt, Jaroslav Łomnicki, Assistent an der techn. Hochschule in Lemberg, für das Gymn. in Kołomea, Johann Mayer vom Gymn. in Radautz für das Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch. Josef Mazur vom Gymn. in Stanislau für das Gymn. in Buczacz, Peter Mirtyński vom Gymn. in Sambor für das Gymn. in Jaroslau. Michael Neihöfer vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Gymn. in Eger. Michael Rybaczek vom Gymn. in Bochnia für die ruthen. Parallelclassen am Gymn. in Kołomea, Dr. Thaddäus Troskolański vom poln. Gymn. in Przemyśl für das Gymn. in Sambor. Johann Załuski vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Jaroslau, Dr. Franz Zima, suppl. Religionslehrer am Real- und Obergymn. in Smichov, für diese Anstalt.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Dr. Hermann Bamberger vom akad. Gymn. in Wien für das Karl Ludwig-Gymn. in Wien. Dr. Johann Chloupek von der böhm. Realschule in Pilsen für die böhm. Realschule in Prag-Neustadt (Gerstengasse). Franz Hanták von der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite für die Realschule in Jičín, Emanuel Hlavatý von der Realschule in den Königl Weinbergen für die Realschule in Königgrätz. Josef Hönig vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) für das Gymn. in Leitmeritz, Dr. Robert Kauer vom Gymn. im XIII. Gemeindebezirke in Wien für diese Anstalt, Josef Kobza von der böhm. Realschule in Pilsen für die Realschule in Rakonitz. Rudolf Kottenbach vom Gymn. im XIX. Gemeindebezirke in Wien für das Gymn. in Salzburg, Anton Kvapil vom Gymn. in Trebitsch für diese Anstalt, Dr. Emanuel Loew vom Gymn. im III. Gemeindebezirke in Wien für das Gymn. in Teschen. Franz Matouschek vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Johann Opletal von der böhm. Realschule in Budweis für das böhm. Gymn. in Olmütz. Richard Plicka von der böhm. Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Prag für das Gymn. in Neuhaus, Alois Pokorný vom Real- und Obergymn. in Prag für das Gymn. in Pisek, Johann Roubal von der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite für die böhm. Realschule in Pilsen, Gino Saraval vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Franz Schranzhofer von der Realschule in Steyr für die deutsche Realschule in Pilsen. Dr. Karl Siegel vom II. Gymn. in Graz für das I. deutsche Gymn. in Brünn, Franz Smyčka vom Privat-Realgymn. in Mährisch-Ostrau für die Realschule in Pardubitz, Alois Stockmair vom Gymn. in Marburg für das Gymn. in Görz. Franz Tajrych von der Realschule in Pardubitz für diese Anstalt, Franz Teply vom böhm. Obergymn. in Brünn für das böhm. Gymn. in Olmütz, Ignaz Babski vom Gymn. in Rzeszów für das Gymn. in Buczacz, Franz Černý von der böhm. Realschule in Prag-Neustadt für die böhm. Realschule in Brünn, Dr. Karl Hoßner von der Realschule in Leitmeritz für die Realschule in Bielitz, Georg Jizba von der böhm. Realschule in Prag-Neustadt für die Realschule in Pardubitz, Anton Kořínek vom Real- und Obergymn.

in Kolin für das Real- und Obergymn. in Chrudim, Dr. Alois Kostlivý vom Gymn. in Eger für die Realschule in Böhmisch-Leipa. Severin Mair vom Gymn. in Klagenfurt für die Realschule in Salzburg. Karl Novák von der böhm. Realschule in Brünn für das Gymn. in Prerau, Alois Zavřel vom böhm. Gymn. in Olmütz für das Gymn. in Wall.-Meseritsch.

Zu wirkl. Lehrern am Gymn. in Leoben die Proff. und wirkl. Lehrer am Landes-Gymn. in Leoben Johann Moser, Arthur Cafasso, Eginhard Matevžić, Franz Janiß, Johann Wiesler, Dr. Johann Gutscher, Adolf Schmelzer, Octavian Pfeifer, Franz Sturm, Alois Hofmann, Dr. Karl Ott und Dr. Cajetan Lippitsch.

Zum wirkl. Lehrer an der Realschule in Plan der prov. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Leitmeritz Johann Schmidt.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Komotau der Supplent an der Oberrealschule in Karolinenthal Eduard Bechmann.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Laibach der Supplent am Obergymn. daselbst Franz Ilešič.

Zum wirkl. Religionslehrer an der Realschule in Rakonitz der Katechet an der Knaben-Bürgerschule in Pilsen Ottokar Hyneš.

Zum Religionslehrer an der Unterrealschule in Bozen der Cooperator in Villanders Alois Thaler.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Kuttenberg der prov. Lehrer an der böhm. Realschule in Brünn Franz Hnilička.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Czernowitz der Turnlehrer an der gr.-or. Realschule in Czernowitz Ladislaus Gwiazdomorski.

Zum defin. Turnlehrer am Elisabeth-Gymn. in Wien der Nebenlehrer für den Turnunterricht an dieser Anstalt Max Guttmann, mit den Rechten und Bezügen eines Übungsschullehrers.

Zum defin. Turnlehrer an der Realschule in Krakau mit den Rechten und Bezügen eines Übungsschullehrers der Dr. med. Theofil Tyszecki.

Zum defin. Turnlehrer am Obergymn. in Czernowitz der Nebenlehrer für den Turnunterricht an dieser Anstalt Josef Lissner mit den Rechten und Bezügen eines Übungsschullehrers.

Zum defin. Turnlehrer an der Realschule in Kuttenberg der Nebenlehrer dieses Faches am Real- und Obergymn. in Smichow.

Zum Lehrer an der Vorbereitungsclasse für die Mittelschulen in Bielitz der Lehrer an der Volksschule in der Jaktarer Vorstadt in Troppau Johann Schmidt, mit den Rechten und Bezügen eines Übungsschullehrers.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Lemberg der Supplent am Gymn. in Stryj Thaddäus Kopystiński.

Zum Bezirksschulinspector für den Schulbezirk Ried der Gymn.-Director in Ried Josef Palm; für die Schulbezirke Linz (Land) und Rohrbach der Gymn.-Prof. in Linz Dr. Cajetan Höfner; für die Schulbezirke Steyr (Stadt und Land) der Realschulprof. in Steyr Anton Rolleder, für die Schulbezirke Linz (Stadt) und Kirchdorf der Gymn.-Prof. in Linz Johann Commenda; für den Schulbezirk Freistadt der Gymn.-Director in Freistadt Franz Schauer; für die böhm. Schulen des Schulbezirkes Neu-Bydžov der Prof. am Real- und Obergymn. in Chrudim Johann Coufal.

Zum Director der Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen mit deutscher, ital. und slov. Unterrichtssprache in Görz der mit der Function eines Landesschulinspectors betraute Director der Realschule in Görz Dr. Egydius Schreiber; zu Mitgliedern dieser Commission der Gymn.-Prof. und Bezirksschulinspector Josef Culot, die Realschulproff. Franz Ploht, Ferdinand Seidl und Alois Möstl.

Die Zulassung des Realschulprof. Dr. Matthias Friedwagner als Privatdocent für rom. Philologie an der phil. Fac. der deutschen Univ. in Prag, desgleichen die des Gymnasialprof. Dr. Franz Krejči als Privatdocent für Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Psychologie,

des Realschulprof. Dr. Jaroslav Vlček als Privatdocent für Geschichte der böhm. Literatur und des Realschulprof. Dr. Anton Sucharda als Privatdocent für neuere Geometrie unter Berücksichtigung der Methoden der descript. Geometrie an der phil. Fac. der böhm. Univ. in Prag wurde genehmigt.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: Franz Itzinger am deutschen Gymn. in Brünn, Jaroslav Schulz am böhm. Obergymn. in Brünn, Emerich Nedwed am Gymn. in Iglau, Eduard Domluvil und Johann Kroutil am Gymn. in Wall.-Meseritsch, Michael Osterauer am Gymn. in Znaim, Johann Vyrazil an der böhm. Realschule in Brünn, Alois Machatschek an der Realschule in Olmütz, Gebhard Fischer und Johann Maurer am Real- und Obergymn. in Feldkirch, Johann Moser, Arthur Cafasso und Eginhard Matevžić am Gymn. in Leoben, Adalbert Horčička an der Realschule in Linz, Emil Heythum und Franz Babsch an der Realschule in Steyr, Gottfried Vogrinz und Johann Staunig am Gymn. in Villach und Franz Paulexel und Dr. Hermann Kerstgens am Gymn. in Freistadt.

Auszeichnungen erhielten:

Der Landesschulinspector Josef Berger den Titel und Charakter eines Hofrathes, der Director des Gymn. in Innsbruck Dr. Adolf Nitsche und der Director der Realschule in Innsbruck Hermann Sander taxfrei den Titel eines Schulrathes; der Director des böhm. Untergymn. in Brünn Schulrath Franz Bartoš aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens; der Director des Gymn. in Kołomea Josef Skupniewicz den Titel eines Schulrathes; der Prof. am Real- und Obergymn. in Smichow Johann Hulakovský anlässlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Schulrathes; der Prof. an der Landes-Realschule in Znaim, kais. Rath Julius Sonntag anlässlich seiner erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Schulrathes.

Nekrologie.

Gestorben sind:[1] Josaphat Petryk, Gymnasialprof. (MNl) in Kołomea; Franz Šubrt, Realschuldirector (Fb) in Žižkov, 53 J. alt; Leo Rudnicki, Gymnasialprof. (H) in Lemberg, 47 J. alt; P. Clemens Koštal, Gymnasialprof. (MNl), 54 J. alt; Johann Innerhofer, Realschulprof. (R) in Bozen, 41 J. alt; Franz Wiedemann, Gymnasialprof. (LGD) in Prag, 43 J. alt; Leopold Ender, Realschulprof. (Z) in Jägerndorf, 60 J. alt; Franz Lang, Realschulprof. in Brünn, 54 J. alt; Schulrath Dr. Blasius Knauer (Ngmnl), 76 J. alt; Karl Albert Schmidt, Gymnasialprof. (HD) in Wien, 48 J. alt; Wenzel Knobloch, Realschulprof. (MGe) in Wien, 45 J. alt; Franz Stadelmann, Gymnasialprof. (LG) in Triest, 45 J. alt; Franz Hodys, Realschulprof. (MGe) in Pardubitz, 46 J. alt; Michael Glavinić, Landesschulinspector in Zara, 65 J. alt; Isidor Lechthaler, Gymnasialprof. (LG) in Meran, 56 J. alt; Franz Kunstovny, Gymnasialprof. (H) in Leitomischl, 49 J. alt; Dr. Anton Kosiba, Gymnasialprof. (Plg) in Krakau, 51 J. alt; Dr. Franz Sembera, Gymnasialprof. (H) in Prag, 56 J. alt; Johann Kukutsch, Gymnasialprof. i. R., 75 J. alt.

[1] Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaction gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Abschiedsrede der Antigone.

I.

Καίτοι σ' ἐγὼ 'τίμησα τοῖς φρονοῦσιν εὖ.
οὐ γάρ ποτ' οὔτ' ἄν, εἰ τέκνων μήτηρ ἔφυν, 905
οὔτ' εἰ πόσις μοι κατθανὼν ἐτήκετο,
βίᾳ πολιτῶν τόνδ' ἂν ἠρόμην πόνον.
τίνος νόμου δὴ ταῦτα πρὸς χάριν λέγω;
πόσις μὲν ἄν μοι κατθανόντος ἄλλος ἦν,
καὶ παῖς ἀπ' ἄλλου φωτός, εἰ τοῦδ' ἤμπλακον· 910
μητρὸς δ' ἐν Ἅιδου καὶ πατρὸς κεκευθότοιν
οὐκ ἔστ' ἀδελφὸς ὅστις ἂν βλάστοι ποτέ.

Die vorstehenden neun Verse, in welchen die sophokleische Antigone, bevor sie in die Grabkammer schreitet, es rechtfertigt, warum sie gerade ihren Bruder eher als den Gatten und die eigenen Kinder hätte bestatten müssen, sind bis in die jüngsten Tage hinab immer wieder zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht worden, ohne dass man sich bisher über ihre Echtheit oder Unechtheit hätte einigen können. So haben noch die beiden letzten Beurtheiler der Stelle ihr Gewicht in die entgegengesetzten Wagschalen geworfen. Peter Corssen erklärt es in einer kürzlich erschienenen Abhandlung [1]) für undenkbar, dass die Worte in der überlieferten Form von Sophokles herrühren. Es müsse darin die Spur einer alten Überarbeitung erkannt werden; denn diese sinnlosen und unnatürlichen Betrachtungen würden vom Geiste des Dichters verworfen (S. 86). Und gleichzeitig durfte sich Ewald Bruhn [2]) in einem feinsinnigen Aufsatze für die Echtheit dieses „berüchtigten" Enthymems aussprechen.

---

[1]) Die Antigone des Sophokles, ihre theatralische und sittliche Wirkung. Progr. des Prinz Heinrich-Gymnasiums in Berlin 1898.
[2]) Eine neue Auffassung der Antigone. Neue Jahrbb. f. d. class. Alterthum usw., 1. Jahrg. 1898, 4. Heft, S. 248—262.

Der erste, der an jenen Bekenntnissen Antigones — wenigstens ex silentio — Anstoß genommen hatte, war Petrus Codicillus, der im 16. Jahrhundert als Professor an der Prager Universität Astronomie lehrte. In seiner Übersetzung der Antigone ins Lateinische[1]) hatte er sich begnügt, in die Verse den Sinn hineinzulegen, den er verlangte, und ihnen dieses Gewand umgehängt: „Ego (inquam) adeo te honoravi, sint testes, qui recte iudicant, velut si mater essem tua, aut si coniunx mortuus esset meus contra legem rei publicae hoc suscipiens periculum. At cuius legis gratia haec commemoro? Marito mihi mortuo succederet alius, alius et gnatus, si unum amitterem, verum sepultis patreque matreque frater nasci non potest alius.“ Dass der gute alte Codicillus den überlieferten Worten gegenüber vom traditore zum traduttore geworden. sieht jedermann: indessen wird man die verkehrte Übersetzung dieses Gelehrten vielleicht nicht so sehr aus seiner mangelhaften Kenntnis des Griechischen als aus einem dunkeln Gefühle für die auffällige Argumentation der Antigone sich erklären dürfen. — Fast anderthalb Jahrhunderte später raisonniert der französische Jesuitenpater Brumoy über die Stelle folgendermaßen:[2]) „C'est que la tendresse pour ses enfants aurait dû l'emporter sur les honneurs dûs à un époux mort. Aussi apporte-t-elle pour raison de cette différence entre un mari et un frère, qu'elle aurait pû trouver un autre mari, mais qu'Oedipe et Jocaste étant morts, elle n'a plus d'autre frère à espérer. J'ai appréhendé, que ce sentiment tout épuré qu'il est, ne parut risible en notre langue et contraire à la véritable idée de Sophocle“ (p. 196 f.).

Auch sonst hat dieser „locus famosus“ nicht bloß den zünftigen Philologen beschäftigt. Kein Geringerer als Goethe hat bekanntlich darüber den Stab gebrochen und seinen Namen für immer mit dieser Stelle verknüpft. In einem Gespräche mit Eckermann vom 28. März 1827 (III 128) äußert er, Sophokles sei durch die sehr tüchtige rhetorische Bildung, die er in seiner Jugend genossen, geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzusuchen. Doch habe ihn diese seine große Fähigkeit auch zu Fehlern verleitet, und er sei mitunter zu weit gegangen. So erscheint Goethen diese Stelle immer als ein Flecken, und vieles möchte er darum geben, wenn ein tüchtiger Philologe bewiese, sie wäre eingeschoben oder unecht. Das Motiv, das die Heldin vor ihrem Tode vorbringe, nachdem sie im Laufe des Stückes die herrlichsten Gründe für ihre Handlung ausgesprochen und den

---

[1]) Antigona tragoedia Sophoclis e Graeco translata per M. Petrum Codicillum. In Antiqua Praga excudebat Georgius Daczicenus. anno MDLXXXIII. Das Exemplar der Prager Universitätsbibliothek trägt die Signatur 52 G 14. Vgl. über Codicillus: Wenzel Tomek, Geschichte der Prager Universität. Prag 1849, S. 199 f., 204 f., 207.

[2]) Théâtre des Grecs (Paris 1730), angeführt von A. Jacob, Sophocleae quaestiones p. 363[1], der diese Reflexionen Brumoys caecas cogitationes aut natas mortuas nennt. Mir liegt die Nouvelle édition. Tome quatrième (Paris 1786) vor.

Edelmuth der reinsten Seele entwickelt habe, sei ganz schlecht und streife fast ans Komische. Die Stelle störe nach seinem Gefühle in dem Munde einer zum Tode gehenden Heldin die tragische Stimmung und erscheine ihm überhaupt sehr gesucht und gar zu sehr als ein dialectisches Calcül.

Jener tüchtige Philologe, den der Olympier im Jahre 1827 gewünscht, hatte sich indessen schon sechs Jahre früher in August Jacob (Professor in Warschau) gefunden.[1] Ihm gebürt das Verdienst, die Schwierigkeiten, welche sich bei logisch-ästhetischer Betrachtung der Worte aufdrängen, zuerst rücksichtslos aufgedeckt und damit die Frage nach der Echtheit in Fluss gebracht zu haben. Im letzten Theile seiner umfänglichen Sophocleae quaestiones (Varsaviae 1821), p. 363 nennt er die Verse tam absurdos ad omnemque fabulae rationem tam ineptos, ut eos ego quidem sine dubio adulterinos habeam, ab insipido homine elegantissimo huic poëmati mala arte insertos ... Sunt enim quot verba tot ineptiae (p. 367).

Mit der Ausscheidung der Verse 905—913 hatte Jacob den Ton für Athetesen angegeben, und dieses Halali klang den Interpolationsjägern gar verlockend in die Ohren. Immer mehr Verse fielen dem erbarmungslosen Obelos zum Opfer. Karl Lehrs,[2]) der die Stelle mit allen ausgesprochenen und nicht ausgesprochenen Motiven der Antigone für unvereinbar hält, verdammt 17 Verse (904—920); denn gegenüber der festen und sicheren Anschauung, aus welcher Sophokles diese Antigone geschaffen, sei es eine Unmöglichkeit, dass diese Verse ihm in Seele und Feder hätten kommen können. Nauck hatte zu den von Lehrs ausgeschiedenen Versen noch 922—923, H. Kratz[3]) 904—924, Dindorf 900—928, Heinrich Otte 891—936[4]) und ganz jüngst ein Übersetzer fast eine Hekatombe (882—943) *σὺν νεορράντῳ ξίφει* abgeschlachtet.[5])

---

[1]) Der 3. Band von Eckermanns Gesprächen mit Goethe erschien bekanntlich erst im Jahre 1848. All die zahlreichen Untersuchungen, die bis zu jenem Zeitpunkte die Verse behandelten, konnten also von Goethes Auffassung keine Kenntnis haben. Zum erstenmale wird sie von demselben Jacob in seiner Antigoneausgabe (Berlin 1849) — übrigens mit seltener Bescheidenheit — für seine Ansicht ins Treffen geführt.

[2]) Jahrbb. f. class. Philol. Bd. 85, 1862, S. 298.

[3]) Über die Echtheit der Verse 904—924 in Soph. Ant. Progr. d. kgl. Gymn. in Stuttgart 1865/66.

[4]) De fabula Oedipodea apud Sophoclem. Berliner Doctordissertation 1879, S. 26 ff.

[5]) Derselbe will die für die Textkritik der griechischen Tragödie »höchst wichtige Entdeckung« gemacht haben, dass die dialogischen Partien (einschließlich der in den Chorliedern eingestreuten Jamben) eine durch 12 theilbare Gesammtzahl ergeben müssen (Allgemeine Bücherei, herausgegeben von der österr. Leo-Gesellschaft, Nr. 6 Antigone, übersetzt von Michael Gitlbauer. Wien u. Leipzig, ohne Jahreszahl). Ebenso hält es C. Conradt, der Symmetriker *κατ' ἐξοχήν*, für eine Hauptaufgabe der Tragikerkritik, das vorher festgelegte Zahlenschema aufzuspüren, nach dem die Tragiker gedichtet haben. Freilich hat er nicht die Zwölf,

Muss nun einerseits diese Unsicherheit über den Umfang der Interpolation schon von vornherein gegen deren Annahme misstrauisch machen — denn niemand kann recht sagen, quo sutura lateat (Göttling) — so müssen andererseits diejenigen, welche die Stelle verdächtigt haben, bekennen, sie sei in den Bau der übrigen Rede so eng eingefügt, dass sie unmöglich losgelöst werden kann, ohne dass einige Steinchen des feststehenden Baues mit ausgebrochen werden müssten.[1]) Die Auskunft, wonach ein alter Interpolator dem künftigen Kritiker sein Geschäft nicht so leicht gemacht zu haben brauche, dass er die Fuge des Einschubes erkennen ließe (Corssen, S. 2), dass vielleicht ein oder der andere echte Vers, der mit dem Einschiebsel nicht zusammen bestehen konnte, durch den Interpolator verdrängt worden sei, ist eine durchaus verzweifelte und methodisch verwerfliche, und es spräche für die besondere Schlauheit des Fälschers, „qui sui operis fines vaferrima arte effecit, ut nemo certa ratione terminare possit".[2])

II.

Die logisch-ästhetischen Bedenken, um derentwillen Jacob und seine Nachfolger die Worte der Antigone verdächtigt haben, sind in Kürze die folgenden. Erstens widerspreche sich Antigone und lege ihren Edelmuth ab, wenn sie zwar den Bruder den göttlichen Gesetzen zufolge beerdigt habe, jetzt aber sage, sie würde nicht dasselbe beim Kinde oder Gatten *βίᾳ πολιτῶν* thun; zweitens sei es gegen die weibliche Natur, Brüder lieber zu haben als den Gatten oder die Kinder; drittens seien ihre Worte, sie könnte nach dem Tode eines Kindes von einem andern Gatten ein Kind ge-

---

sondern die Siebzehn als Grundzahl für den Aufbau der Antigone »aufgespürt«. Demgemäß schwingt er in seiner Schülerausgabe (Leipzig 1895) über die Verse 904—915, welche sich dieser Spielerei nicht fügen wollen, die kritische *μάστιξ* und schreibt 916 *οὗτος* für *οὕτω*, um ein neues Subject zu *ἄγει* zu gewinnen. Ein anderer Zahlenmystiker B. Todt (Philologus, Bd. 31, 1872, S. 220) gruppiert die nach seiner Ansicht echten Verse 891—904, 914—921, 924—928 folgendermaßen: 6. 7. 1. 7. 6 und constatiert mit kindischer Freude, dass der genau in der Mitte stehende einzelne Vers 904 den Kern- und Angelpunkt der Gesinnung der Heldin enthalte: das Bewusstsein recht gehandelt zu haben auch nach dem Urtheile der unbefangenen Vernunft.

[1]) So musste Schneidewin, der 905—913 (wie Jacob) ausmerzte, das im v. 914 überlieferte *νόμῳ Κρέοντι* in *Κρέοντι μέντοι* oder *μόνῳ Κρέοντι* ändern. Nauck hatte ehemals 902 und 914 in einen Vers zusammengeschweißt und die dazwischen stehenden Verse verworfen: *ἔλουσα κἀκόσμησα κἀπιτυμβίους* (901) *χοὰς ἔδωκα ταῦτ' ἔδοξ' ἁμαρτάνειν* (902, 914) *καὶ δεινὰ τολμᾶν, ὦ κασίγνητον κάρα* (915). *καὶ νῦν ἄγει με δὴ Κρέων* (für *διὰ χερῶν*) *οὕτω λαβὼν κτλ.* Bruno Langheld, De Antigonae versibus 905—914. Brunsvigae 1870, scheidet fünf Verse (908—912) aus und schreibt für *τοιῷδε .. νόμῳ* (913, 914): *τοιοῦδε μέντοι σ' ἐκπροτιμήσασ' ἐγὼ νόμου* »longe te praeponens huic legi vel multo pluris te aestimans quam hanc legem« (p. 47).

[2]) De Sophoclis Antigona scripsit Georgius Kaibel. Göttinger Universitätsprogramm 1897, p. 4.

bären, ungereimt: ea fiducia bene mulieri conveniret, quae iam plures peperisset liberos; in virgine est mirabilis (p. 367).

So wenig stichhaltig manche dieser Argumente sind, die an eine lebensvolle Dichterstelle das todte Verstandeslineal anlegen: gewiss wird man einräumen müssen, dass diese mathematisch ausgeklügelte Bewertung der Verwandtschaftsgrade nach ihrer Ersetzlichkeit oder Unersetzlichkeit für unser Empfinden in hohem Maße auffällig ist. Es ist nun längst beobachtet worden, dass Sophokles hier ein novellistisches Motiv, auf das er durch seinen Freund Herodot, von dem er sich so gerne belehren ließ, aufmerksam geworden, in sein Stück, in welchem „die schwesterlichste der Seelen“ das Hohelied der Bruderliebe singt, herübergenommen hat. Herodot, den jede „sich ereignete unerhörte Begebenheit“ besonders reizt, erzählt (III 119) von dem vornehmen Perser Intaphernes, der unter dem Verdachte einer Verschwörung gegen den König Dareios ins Gefängnis geworfen wurde und nebst allen seinen Söhnen und männlichen Anverwandten hingerichtet werden sollte. Da erschien des Intaphernes Frau täglich wehklagend vor dem Palaste des Königs, bis dieser, von ihren Klagen gerührt, ihr sagen ließ, er wolle einen von den gefangenen Verwandten, den sie sich wähle, freigeben, worauf sie nach einigem Besinnen den Bruder wählte. Auf die Frage des erstaunten Dareios, warum sie dem Gatten und ihren Kindern den Bruder vorziehe, ὅς *καὶ ἀλλοτριώτερός τοι τῶν παίδων καὶ ἕσσον κεχαρισμένος τοῦ ἀνδρός ἐστι*, antwortete sie: *ὦ βασιλεῦ, ἀνὴρ μέν μοι ἂν ἄλλος γένοιτο, εἰ δαίμων ἐθέλοι, καὶ τέκνα ἄλλα, εἰ ταῦτα ἀποβάλοιμι· πατρὸς δὲ καὶ μητρὸς οὐκέτι μευ ζωόντων ἀδελφεὸς ἂν ἄλλος οὐδενὶ τρόπῳ γένοιτο. ταύτῃ τῇ γνώμῃ χρεωμένη ἔλεξα τάδε.* Dareios, dem diese Antwort wohlgefiel, gab ihr außer dem losgebetenen Bruder noch den ältesten ihrer Söhne frei, während er die anderen alle tödten ließ.

Diese überraschende Lösung eines schwierigen Dilemmas, diese realistische Ausartung eines naiven Gedankens ist echt volksthümlich, und Herodot hat diese merkwürdige Begebenheit auf seinen Reisen in Persien zweifellos aus dem Munde des Volkes sagen gehört. Für die Volksthümlichkeit spricht es auch, dass dasselbe Thema mit geringer Variation in Indien auftaucht, worauf zuerst R. Pischel[1]) aufmerksam gemacht hat. Da indische Fabeln und Märchen durch Persien nach dem Abendlande gekommen seien, möchte er hierin vielleicht das älteste Beispiel eines indischen Gedankens in griechischem Gewande sehen. In der auf sehr alten Quellen beruhenden buddhistischen Fabel- und Märchensammlung, dem Jâtaka, wird von drei Männern erzählt, die im Kosalareiche als angebliche Räuber unschuldig eingekerkert wurden. Wehklagend gieng eine Frau um den Palast des Königs herum, bis dieser sie nach dem Grunde ihrer Klagen fragte. Sie erklärt, dass von den

[1]) Hermes, Bd. XXVIII, 1893, S. 465—468.

drei Eingekerkerten einer ihr Gatte, der zweite ihr Bruder, der dritte ihr Sohn sei. Auf die weitere Frage des Königs, welchen von den dreien sie frei wünsche, erbittet sie sich den Bruder, wenn ihr die drei nicht gegeben werden könnten. Den Einwendungen des Königs, doch den Sohn oder den Gatten zu wählen, was solle ihr der Bruder, begegnet sie mit den Worten: „Diese fürwahr, o König, sind leicht für mich zu erlangen, der Bruder jedoch kaum", worauf sie folgenden Vers recitierte: „Im Schoße steckt mir, o König, ein Sohn, wenn ich auf der Straße herumgehe, finde ich einen Gatten, aber nicht sehe ich den Ort, wo ich mir einen leiblichen Bruder verschaffen kann." [1]) Und nun heißt es ähnlich wie bei Herodot, der König habe, über die Frau erfreut, die drei Leute aus dem Gefängnisse herbeischaffen lassen und ihr gegeben. — Dieselbe Auffassung von der Unersetzlichkeit des Bruders kehrt nach Pischel auch im Ramajana, dem gefeiertesten Kunstepos der Inder, wieder. Rama, der Held des Gedichtes, klagt darin um seinen scheinbar getödteten Lieblingsbruder mit den Worten: „Irgendwo könnte ich eine Gattin, einen Sohn und alle anderen Verwandten bekommen; aber den Ort sehe ich nicht, wo ich einen Bruder erlangen könnte. Parjana (der Gott des Regens) regnet alles herab, ist eine Lehre des Veda; aber das Sprichwort ist auch wahr, dass er einen Bruder nicht herabregnet."

Auf ebenso urthümliche Überlieferungen stützt sich die folgende Legende, die sich bei dem chinesischen Volksstamme der Hakkas findet. [2]) Alle Dorfbewohner ergriffen vor einem Räuberhäuptling die Flucht. Als aber ein Weib mit zwei Kindern, von denen sie das größere auf dem Rücken trug, das kleinere hingegen an der Hand führte, dem Hauptmann gerade in die Hände fiel, antwortete sie auf seine Frage, warum sie das größere und nicht das kleinere Kind trage, das Kind auf ihrem Rücken sei der Onkel desjenigen, das sie an der Hand führe; ein eigenes Kind könne sie immer wieder gebären, aber keinen Onkel, deshalb müsse sie für letzteres (d. i. für ihren Bruder) mehr Sorge tragen als für jenes.

In ähnlicher Weise wird die Liebe zum Freunde mit dessen Unersetzlichkeit begründet in Lukians Dialog Toxaris, worin von dem Griechen Mnesippos und dem Skythen Toxaris die Frage erörtert wird, ob die Griechen oder die Skythen herrlichere Beispiele für wahre Freundschaft hätten. Da erzählt Toxaris (c. 61) von der Freundesliebe des Gyndanes und Abauchas, der bei einer Feuersbrunst die sich an ihn hängende Gattin und seine jammernden Kindlein von sich stieß, dagegen seinen Freund Gyndanes rettete. Nachträglichen Vorwürfen gegenüber rechtfertigt

---

[1]) Nach der Übersetzung Paul Steinthals (Aus den Geschichten früherer Existenzen Buddhas, Jâtaka, III. Der Abschnitt von den Frauen) in Kochs Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch. N. F. Bd. X, Weimar 1896, S. 88—90.

[2]) Mitgetheilt aus dem Basler Missionsmagazin vom Februar 1874, S. 54 in den Jahrbb. f. class. Phil. u. Päd. II. Abth. Bd. 110, 1874, S. 301.

er sich so: *Ἀλλὰ παῖδας μὲν καὶ αὖθις ποιήσασθαί μοι ῥάδιον καὶ ἄδηλον, εἰ ἀγαθοὶ ἔσονται οὗτοι.*[1]) *φίλον δ' οὐκ ἂν εὕροιμι ἄλλον ἐν πολλῷ χρόνῳ τοιοῦτον, οἷος Γυνδάνης ἐστί, πεῖράν μοι πολλὴν τῆς εὐνοίας παρεσχημένος.* Man merkt, wie in dieser Erzählung das ursprünglich naive Motiv eine Umprägung ins Sentimentale und mit der Übertragung auf andere Verhältnisse zugleich eine wunderliche Verschiebung der Pointe erfahren hat. Denn zweifellos geht das Geschichtchen bei Lukian mit seiner „eiskalten Sophistik" auf der einen, seiner Empfindsamkeit auf der anderen Seite auf die gleiche Quelle wie jenes von der Frau des Intaphernes bei Herodot zurück, und es wird wohl mit Absicht nicht dem Griechen, sondern dem Barbaren, dem Skythen — wie bei Herodot der Perserin — in den Mund gelegt.

Indessen taucht das uralte Grundmotiv von der Gegenüberstellung des Bruders und des Geliebten, von der Bevorzugung des Blutsverwandten vor dem Wahlverwandten in Volksliedern auf, die auch heute noch bei den Südslaven und Neugriechen verbreitet sind.[2]) Nach Hauffen (Zeitschr. f. österr. Volkskunde, I. Jahrg., 1895, S. 335 ff.) ist diese Bevorzugung echt slavisch im Gegensatze zur germanischen Volksdichtung — er verweist auf Kriemhilde im Nibelungenliede —, wo der Wahlverwandte den Vorzug genießt. So berichtet ein slovenisches Volkslied von einem Mädchen, das am Flussufer Hemden wäscht, das eine für den Geliebten, das andere für den schon sieben Jahre fern weilenden Bruder. Da kommen zwei Wanderer, der Geliebte und eben jener Bruder. Auf die Frage, um welchen von beiden ihr längere Zeit bange wäre, erwidert sie, um den Geliebten nicht länger als um jeden andern, um den Bruder ihr Lebenlang. Da will sie der Geliebte tödten, während der Bruder ihn mit den Worten zurückhält: „Sie spricht wahr; einen Geliebten kann sie noch bekommen,

---

[1]) Dass derlei Gedanken kalter Berechnung in ähnlichen Momenten dem Alterthum nicht fremd waren, zeigt eine Stelle in Senecas De remediis fortuitorum liber, c. XVI (gegen Ende), der über das Thema: Amisi uxorem bonam folgendermaßen philosophiert: Soror recuperari bona non potest nec mater: uxor adventicium bonum est. non est inter illa, quae semel unicuique contingunt. multos tibi numerare possum, quibus bonam uxorem lugentibus melior contigit. Dass aber ähnliche Reflexionen über Ersetzlichkeit oder Unersetzlichkeit der geliebten Person in unbelauschten Augenblicken auch einem modernen Gefühlsmenschen entschlüpfen können, geht aus einer merkwürdigen Stelle eines Briefes Berthold Auerbachs an seinen Freund Jakob Auerbach (Bd. I, Frankfurt a. M. 1884, S. 39) hervor. Jener tröstet den Freund über den Tod seines Vaters und berichtet ihm zugleich, dass er (Berthold) bei seiner Geliebten keine Erhörung gefunden: „Ich spreche von Deinem Unglück und ich meine auch das meinige ... Schilt mich nicht, dass ich minder Heiliges mit dem Heiligsten und Höchsten vermenge; für eine Geliebte, wirst Du sagen, kann eine andere Ersatz geben, denn es gibt der Edlen noch manche auf der Erde, aber für einen Vater kann es keinen andern mehr geben auf dieser Erde."

[2]) Ich bin hier Adolf Hauffen für manchen Hinweis dankbar verpflichtet.

einen Bruder nimmer!" Dieses Lied bildet, wie Hauffen nachgewiesen hat, die Vorlage zu einer Fassung des Sanges von der „schönen Meererin" (d. i. Frau, die am Meere wäscht), den K. J. Schröer in den weltverborgenen Bergen und Urwäldern des Herzogthums Gottschee gehört hat. [1]) Die Heldin weint am Meeresufer heiße Thränen, denn heute sind es sieben ganze Jahre, dass ihr Bruder ins große Heer gegangen. Da nähern sich in einem Schifflein unerkannt der Bruder und der Geliebte. Auf die Frage: Wem wäschest weißer die Hosen du, dem Lieben oder dem Bruder dein? antwortet sie: Wie weiß, wie weiß dem Lieben mein, aber dreimal weißer dem Bruder mein. Einen Liebsten krieg ich wiederum, einen Bruder krieg ich nimmermehr. [2]) — Dass der Bruder der Schwester das heiligste Wesen ist, zeigt auch jenes slavische Volkslied, worin erzählt wird, wie eine junge Frau nach einem Seesturm der Rückkehr der Ihrigen harrt. [3]) Alle Helden kehren heim, nur nicht ihr Gatte, der Brautführer und der Bruder. In einer Art Klimax bringt sie ihren Schmerz zum Ausdruck. In ihrer Trauer um den Gatten schneidet sie sich das Haar ab, um den Brautführer zerfleischt sie sich ihr Gesicht, um den Bruder sticht sie sich die Augen aus. Das Haar wächst nach, die Wunden im Gesichte vernarben, doch die Augen können nicht mehr nachwachsen. [4])

Ein schönes Beispiel inniger Geschwisterliebe liefert endlich jene neugriechische Ballade von der Brücke zu Arta. [5]) Sie be-

---

[1]) Veröffentlicht in der Germania, Jahrg. 14, 1869, S. 334. Das Fortleben der Kudrunsage.

[2]) Vgl. jetzt auch Adolf Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895. Nr. 50, 51, 52 (S. 260). Auf die Veröffentlichung in der Germania hatte Eugen Plew seinen Lehrer Karl Lehrs in einem Briefe vom 17. Mai 1870 (Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs usw., herausgegeben von Arthur Ludwich, 2. Theil. Leipzig 1894. S. 803) aufmerksam gemacht, wobei ihm auffällt, dass die Anschauung eines deutschen Volksliedes ganz parallel ist der, die der Geschichte von der Gemahlin des Intaphernes und der interpolierten Stelle der Antigone zugrunde liegt. Darin irrt also Plew, wenn er jenes Lied von der schönen Meererin ein deutsches Volkslied nennt. Es geht vielmehr, wie jetzt feststeht, auf slavische Einflüsse zurück.

[3]) Friedrich S. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885. S. 619 f.

[4]) Nimmt sich dies nicht wie ein Beispiel zu den allgemeinen Erwägungen aus, die Plutarch *Περὶ φιλαδελφίας* c. 7, p. 481 E anstellt, dass man Freunde und Kneipgenossen leicht erbeuten, Schwäger und Bekannte leicht erwerben könne, *ἀδελφοῦ δὲ ἀντίκτησις οὐκ ἔστιν, ὥσπερ οὐδὲ χειρὸς ἀφαιρεθείσης οὐδ᾽ ὄψεως ἐκκοπείσης*? Wenn Plutarch mit den Worten fortfährt *ἀλλ᾽ ὀρθῶς ἡ Περσὶς εἶπεν ἀντὶ τῶν τέκνων ἑλομένη σῶσαι τὸν ἀδελφόν, ὅτι παῖδας μὲν ἑτέρους κτήσασθαι δύναιτ᾽ ἄν, ἀδελφὸς δ᾽ ἄλλος αὐτῇ γονέων μὴ ὄντων οὐκ ἂν γένοιτο* und damit zwar auf die Herodotstelle anspielt, ohne auf die Antigone zu verweisen, so wird man daraus keine unerlaubten Schlüsse ex silentio ziehen dürfen.

[5]) Veröffentlicht von Reinhold Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Berlin 1894. S. 45 f.

handelt das sogenannte Bauopfer, jenen alten und weitverbreiteten Aberglauben, wonach die Brücke nur dann Bestand haben soll, wenn die Frau des Baumeisters selbst lebendig eingemauert wird. Die dem Schicksale verfallene Meisterin verflucht nun die Brücke für jedermann, der sie überschreitet, auch für ihren Gatten, der Steine auf sie geworfen hat. Nur als man sie erinnert, dass sie ja einen lieben Bruder habe, der darüber gehen könnte, wandelt sie den Fluch in Segen: „Wenn wilder Berge Gipfel schwankt, so mag die Brücke schwanken, Und stürzen Vögel aus der Luft, so mag der Wandrer stürzen! Hab' einen Bruder in der Fremd', der soll nicht drüber gehen.“

So ist uns auf unserer Wanderung der gleiche Gedanke einer Wertung der verschiedenen Verwandtschaftsgrade nach ihrer Ersetzlichkeit oder Unersetzlichkeit an den verschiedensten Orten und zu den verschiedensten Zeiten begegnet, in Indien, Persien und China ebensowohl, wie bei den Südslaven und Neugriechen, und es wäre sicherlich reizvoll, die Frage nach der Priorität und Originalität des Motivs aufzuwerfen, wenn dies mit einiger Aussicht auf Erfolg geschehen könnte. Indessen scheint das Motiv zu jenen naiv-volksthümlichen zu gehören, die, wie Wilamowitz-Möllendorff einmal in anderem Zusammenhange schön sagt (Euripides Hippolytos S. 38), so wenig auf einen Ausgangspunkt zurückgeführt werden dürfen, wie dem Veilchen und der Nachtigall, die der Frühling in den Büschen zu neuem Leben weckt, von Botanikern und Zoologen eine bestimmte Heimat zugewiesen werden kann.

III.

Wex[1]) und andere haben aus der vorliegenden Antigonestelle die weitgehende Folgerung gezogen, dass es im Charakter altgriechischer Frauen liege, ihre Brüder mehr zu lieben als ihre Gatten, wobei er dem Beispiele der Philosophen Solger, Hegel und Hinrichs folgt, welche die Berechtigung der Äußerung Antigones mit philosophischen Gründen darthun wollten. Solger meint in einem Briefe an Abeken vom 13. April 1809,[2]) dass bei den Griechen die Familienverhältnisse weit mehr physisch und instinctmäßig als Seelenverbindungen gewesen seien. Dieses „physische Glück“ also, einen Gatten und ein Kind zu haben, lasse sich allerdings ersetzen. Die Liebe zum Bruder sei von Sinnlichkeit freier. Bruder und Schwester, sagt Hegel,[3]) seien dasselbe Blut, das in ihnen in seine Ruhe und Gleichgewicht gekommen sei. Der Bruder

---

[1]) Sophoclis Antigona edita a Fr. Carolo Wex. Tomus I (Lipsiae 1829). Prolegomenon caput IV, p. 71.

[2]) Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel, herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer. 1. Band. Leipzig 1826. S. 164 f.

[3]) Phänomenologie des Geistes, herausgegeben von Johannes Schulze. Berlin 1832. S. 340.

sei der Schwester das ruhige, gleiche Wesen überhaupt, ihre Anerkennung in ihm rein und unvermischt mit natürlicher Beziehung. Der Verlust des Bruders sei daher der Schwester unersetzlich und ihre Pflicht gegen ihn die höchste. Deutlicher noch spricht der Schüler Hegels, Hermann Hinrichs[1]) dieselbe Ansicht aus. Geschlechtlos und ohne alle Ehrfurcht zugleich, und deshalb ganz rein und allein aus Liebe könne das Weib als Schwester nur den Bruder lieben, indem schon von Kindheit an Schwester und Bruder als Kinder einer Mutter, von der Mutter- und Kindesliebe genährt, sich als einander gleich achten. Gegenüber solchen Behauptungen hatte Goethe mit treffendem Humor zu Eckermann bemerkt, dass nach seiner Ansicht die Liebe von Schwester zu Schwester noch reiner und geschlechtloser wäre, und Gottfried Hermann[2]) wies derlei Philosopheme „Hegelii eiusque cohortis" mit den übermüthigen Worten zurück: Dissentiant igitur, si iis placet, a ceteris hominibus Hegeliani.

Gewiss ließ sich auch Sophokles, als er seine Antigone schuf, nicht von einer solchen „Idee" leiten, sondern er griff jenes Motiv aus dem Herodot auf, da er sein Publicum kannte, auf das derlei casuistische Erwägungen besonderer Wirkung sicher waren.[3]) Verschmäht es doch auch der moderne Dramatiker nicht, sophistische Gründe ins Treffen zu führen, wo er dies der Person und der Handlung angemessen erachtet. So sucht in Friedrich Hebbels Tragödie „Herodes und Mariamne" [4]) (II. Act, 3. Scene) Alexandra ihre Tochter Mariamne, des Herodes Gattin, zu überzeugen, dass für diese die Pflicht, ihren von Herodes getödteten Bruder zu rächen, über ihre Pflicht als Gattin des Mörders gehe: „Das (Weib des Herodes) bist du erst geworden, Und bist es nur so lange, als du willst, Ja bist's vielleicht, wer weiß! schon jetzt nicht mehr; Des Todten Schwester aber warst du stets Und wirst es bleiben, wirst es dann sogar Noch sein, wenn du — du scheinst dazu geneigt — Ins Grab ihm nachrufst: Dir ist recht gescheh'n!" Man wird aus dieser Stelle des modernen Dramatikers ebensowenig irgendwelche Folgerungen für die Taxierung der Verwandtschaftsgrade ziehen wollen, wie aus Antigones Worten für das griechische Alterthum. Sie meint zwar, jedes andere Familienband, selbst das als Mutter und Gattin, würde sie ihrer Pflicht des Gehorsams gegen den Staat haben nachsetzen können; damit soll aber nicht gesagt sein, sie würde als Mutter und Gattin wirklich ihren Worten ge-

[1]) Das Wesen der antiken Tragödie in ästhetischen Vorlesungen, durchgeführt an den beiden Ödipus des Sophokles im allgemeinen und an der Antigone insbesondere. Halle 1827. S. 13 ff., ein Buch, das Goethe mit Eckermann bespricht. Im Verlaufe dieses Gespräches fällt auch jene oben (S. 962) angeführte Äußerung Goethes über unsere Antigonestelle.

[2]) In der praefatio zur ed. III. von Soph. tragoediae rec. Erfurdt. Lipsiae 1830, p. XXXI.

[3]) Campbell spricht von the sophistical manner of the time.

[4]) Auf die Stelle hat Ewald Bruhn passend hingewiesen in Jahrbb. f. class. Philol. XV. Supplementbd., 1887, S. 311, Anm. 62.

mäß handeln. Sie treibt einfach das Motiv der Bruderliebe, die ihr augenblicklich als die allerheiligste und unverbrüchlichste Pflicht erscheint, auf die Spitze und steift sich darauf mit einseitiger, jedes andere Gefühl ausschließender Hartnäckigkeit, weil sie die Mutter- und Gattenliebe nicht kennt. Nichts hindert anzunehmen, sie würde im Nothfalle für Gatten und Kinder mit gleicher Selbstaufopferung gehandelt haben.

Überdies steht die Anschauung der Hegelianer — um von jenen allbekannten Beispielen von Gattenliebe einer Andromache, Tekmessa, Deianira, Alkestis, Penelope zu schweigen — im Widerspruche mit den Worten Herodots und den Bemerkungen des Aristoteles zu unserer Antigonestelle. Ausdrücklich heißt es bei Herodot, dass Dareios sich über die seltsame Wahl der Frau des Intaphernes gewundert (*θωυμάσας τὸν λόγον*) und sie habe fragen lassen, aus welchem vernünftigen Grunde (*τίνα ἔχουσα γνώμην*) sie ihren Gatten und ihre Kinder imstiche lasse und den Bruder bevorzuge, der ihr doch ferner stehe als ihre Kinder und weniger geliebt sei als der Gatte. Weiters führt Aristoteles in seiner Rhetorik III 16, 9 gerade zwei der entscheidendsten Verse (911, 912) aus dem Grunde an, weil er das Paradoxe, Ungewöhnliche und Auffällige (*τὸ ἄπιστον*) der vorwiegenden Bedeutung der Bruderliebe in ihnen treffend bewiesen sieht. Er sagt: *ἂν δ' ἄπιστον ᾖ, τότε τὴν αἰτίαν ἐπιλέγειν· ὥσπερ Σοφοκλῆς ποιεῖ παράδειγμα τὸ ἐκ τῆς Ἀντιγόνης, ὅτι μᾶλλον τοῦ ἀδελφοῦ ἐκήδετο ἢ ἀνδρὸς ἢ τέκνων· τὰ μὲν γὰρ ἂν γενέσθαι ἀπολόμενα· Μητρὸς δ' ἐν Ἅιδου καὶ πατρὸς βεβηκότων* (so für *κεκευθότοιν*) *Οὐκ ἔστ' ἀδελφὸς ὅστις ἂν βλάστοι ποτέ.* Auch Aristoteles wusste also nichts davon, dass die griechischen Frauen den Bruder vor dem Gatten und den Kindern bevorzugten. Ich glaube daher auch nicht, dass man die Stelle mit J. Wassmer[1]) wird rechtfertigen können, der sie als Überbleibsel der im Volke der damaligen Zeit noch fortlebenden Anschauung des Mutterrechtes auffassen will, und dem es ganz wohl möglich erscheint, dass selbst in der Zeit, da die Antigone entstanden und da Herodot seine ersten Bücher geschrieben, in der Volksanschauung noch solche Gefühle, wenn auch dunkel, lebendig gewesen wären, wonach der Bruder der Schwester und deren Kindern näher gestanden habe als der Gatte und der Vater, als selbst die Kinder.

IV.

Wie unbequem denen, die sich für die Unechtheit der Stelle erklärt hatten, die Autorität des Aristoteles sein musste, der seine gewichtige Stimme für die entgegengesetzte Ansicht abgegeben hatte, zeigen die verzweifelten Auskünfte, mit welchen sie über dieses Zeugnis hinwegzukommen suchten. Wecklein behauptet

---

[1]) Zur Erklärung von Soph. Antigone. Jahrbb. f. class. Philol. Bd. 155, 1897, S. 701—704.

schlankweg, iam ante Aristotelis aetatem hunc pannum adsutum esse (Ars Soph. emendandi p. 162 ff.). Seit der ersten Aufführung der Antigone (441) bis zur Abfassung der Rhetorik, sagten andere, sei mehr als ein Jahrhundert verflossen, die Zeiten seien noch sophistischer geworden, und da habe sich Aristoteles als Kind seiner Zeit durch derlei Sophismen dupieren lassen und die Interpolation eines sophistisch gebildeten Schauspielers, [1]) der sich ein dankbares „Couplet“ eingelegt habe (Kratz), für sophokleisch gehalten, das dem Dichter abzusprechen erst dem Scharfsinne der Modernen vorbehalten blieb!! Warum sollte aber nicht der Dichter selbst als echtes Kind einer sophistischen Zeit und als genauer Kenner des Bühnenwirksamen dieses Couplet für den Protagonisten *χαριζόμενος τοῖς θεαταῖς* eingefügt haben? Ebenso unwahrscheinlich ist die Annahme Jacobs (in seiner Ausgabe), der auch die Aristotelesstelle für interpoliert hält; denn da nicht gleichmäßig allen Lehrsätzen in Aristoteles' Schriften Beispiele beigefügt seien, so sei es sehr wohl möglich, dass einige von diesen Beispielen nicht von ihm, sondern von anderen herrührten.

Auch sonst werden die von Aristoteles citierten Verse noch angeführt, so 911 vom Scholiasten zu O. R. 968[2]) und 911, 912 von Clemens Alexandrinus [3]) (3. Jahrh. n. Chr.), welcher der erste, so viel wir wissen, auf die gegenseitige Abhängigkeit der Herodot- und Sophoklesstelle hingewiesen hat. Indem er sie nämlich als Beweis dafür anführt, wie die Heidenschriftsteller einander bestehlen, rechnet er dem Herodot das Plagiat zu.[4]) Dass der Kirchenvater damit den Sachverhalt auf den Kopf gestellt hat, liegt auf platter Hand. Im Gegentheile ist anzunehmen, dass Herodot der Vater dieser Geschichte ist. Denn es widerspräche durchaus dem Urtheile, das man sich mit Recht über die Wahrheitsliebe Herodots gebildet hat, wenn man meinte, dass der Historiker beim Dichter, der ihm ja nicht die geschichtliche Situation, sondern nur die Reflexion liefern konnte, hätte eine Anleihe machen sollen. Ebensowenig wird man mit Bothe, Süvern, Bähr und anderen die Möglichkeit zugeben dürfen, dass bei der unleugbaren Geistesverwandtschaft der beiden Männer, ihrer in mancher Hinsicht gleichmäßig hervortretenden sophistischen Richtung der Dichter so

---

[1]) G. Wolff dagegen schnitt die Verse aufs Kerbholz des „frostigen“ Iophon, dem nach einem dunkeln Gerüchte (Cramers Anecdota Oxon. IV 315) die Urheberschaft der Antigone zugeschrieben wurde.

[2]) *κεύθει]ἀντὶ κεύθεται, κρύπτεται· καὶ ἐν Ἀντιγόνῃ· μητρὸς δ'ἐν Ἅιδου καὶ πατρὸς κεκευθότοιν.*

[3]) Stromata VI §. 19 Dind. *Σοφοκλέους τε ἐν Ἀντιγόνῃ ποιήσαντος· μητρὸς δ'ἐν Ἅιδου καὶ πατρὸς τετευχότων* (sic) *οὐκ ἔστ' ἀδελφός, ὅστις ἂν βλάστοι ποτέ Ἡρόδοτος λέγει· μητρὸς καὶ πατρὸς οὐκ ἔτ' ὄντων, ἀδελφὸν ἄλλον οὐχ ἕξω.*

[4]) Merkwürdigerweise hat ihm dies noch Valckenaer (in Wesselings Herodotausgabe, Amsterdam 1763) nachgesprochen, der meinte, dass Herodot Sophoclea dedisse ad verbum propemodum expressa, wofür er rationes non aspernandas haben will, die wir allerdings nicht erfahren.

gut wie der Historiker ein solches Raisonnement, wie es in beiden Stellen enthalten ist, unabhängig von einander in die Darstellung verwoben hätten. Vielmehr lehrt eine einfache Gegenüberstellung der Worte des Dichters und des Geschichtsschreibers, die auch äußerlich so vielfach übereinstimmen, dass die Erzählung des Herodot dem Tragiker vorgelegen haben muss. [1])

V.

Manche von denen, welche die Verse auf Grund logisch-ästhetischer Bedenken athetieren, bekennen offen (Kratz, Wecklein), dass sie hiezu nicht den Muth hätten, wenn nicht auch die Einzelheiten Verdacht erregten. Man könne sich bei Sophokles zur Noth einen casuistischen Inhalt gefallen lassen in tadelloser Form, man könne sich umgekehrt Flecken, welche die Form betreffen, zurechtlegen bei übrigens tüchtigem Inhalt; aber es gehe zu weit, wenn eine Reihe von Versen hindurch Form und Inhalt gleich verwerflich seien. In solchem Sinne spielt Wecklein seinen Haupttrumpf mit den Worten aus: Quem vero oratio huius loci non movet, eum nihil movet. Diese kategorische Erklärung erinnert fast an die berühmten Eingangsworte in Lessings „Niemandbrief“, und Franz Kern (Zts. f. d. Gymnasialwesen, Bd. 34, 1880, S. 1—26), im übrigen durchaus kein Vertheidiger der Stelle, hob in directem Gegensatze zu Wecklein hervor, dass die syntaktischen und lexikalischen Schwierigkeiten für ihn kein Grund wären, an ihrer Echtheit zu zweifeln. Keine Frage, man hat, um das Verdammungsurtheil von allen Seiten begründen zu können, nach sprachlichen Schwierigkeiten gesucht und sie auch gefunden, da man ja den Dichter nicht bloß mit der inneren, sondern auch der äußeren Form musste schuldig werden lassen. So hat man, um wieder eines Wortes von Lessing zu gedenken, in gelehrten Anmerkungen den Dichter für Ungereimtheiten gestraft, die man selbst in ihn gelegt. Es sei uns zum Schlusse gestattet, die Worte selbst in syntaktischer und lexikalischer Beziehung vorurtheilslos zu prüfen.

Im v. 904 *καίτοι σ᾽ἐγὼ 'τίμησα τοῖς φρονοῦσιν εὖ* hat man mit Recht bemerkt, dass die überlieferte Lesart das Wesentliche vermissen lasse, dass Antigone ihren Bruder mit Fug und Recht geehrt habe. Schon ältere Erklärer, wie Triclinius, haben daher *εὖ* nicht mit *τοῖς φρονοῦσιν*, sondern mit *ἐτίμησα* verbunden (*σύναπτε δὲ τὸ εὖ πρὸς τὸ ἐτίμησα*). Wenngleich kühne Wortstellungen bei Sophokles nichts Seltenes sind und der Dichter es hie und da liebt, das leidenschaftlich betonte Wort auch an besonders plastische Stelle des Satzes hinzuwerfen, so scheint doch eine solche Abtrennung des *εὖ* von dem zugehörigen *ἐτίμησα* hart. Zudem liebt Sophokles die Verbindung *φρονεῖν* (mit nachgesetztem)

---

[1]) Kirchhoff, Über die Abfassungszeit des herodotischen Geschichtswerkes (Abhandlungen der Berliner Akademie 1868, S. 8), scheut sich nicht, aus der Antigonestelle chronologische Folgerungen für die Veröffentlichung der ersten drei Bücher des Herodot (bis c. 119) zu ziehen.

εὖ.[1]) Ich glaube daher, dass die Emendation Arndts (Quaestiones criticae de locis quibusdam Sophoclis, Brandenburgi novi 1844, p. 10) *καίτοι σέ γ' εὖ 'τίμησα τοῖς φρονοῦσιν εὖ* diesen Bedenken aufs leichteste abhilft, indem zugleich *ἐγώ*, wodurch das Subject ganz ohne Grund übermäßig betont würde, wegfällt, *σέ* durch *γε* („Dich gerade") seinen gebürenden Nachdruck empfängt und so dem Gatten und den Kindern entgegengesetzt wird. Damit scheint mir der von Kaibel geforderte Gedanke: „feci, quoniam frater eras", genügend klar ausgedrückt, ein Gedanke, der im Gegensatze zur sonstigen Knappheit, die in dem Enthymem wahrzunehmen ist, ohne Noth breitgetreten würde, wenn man mit Kaibel den Ausfall etwa folgenden Verses annähme: *καίτοι σ' ἐγὼ 'τίμησα τοῖς φρονοῦσιν εὖ ⟨ἀδελφὸν ὄνθ' ὅμαιμον οὐ πέρα δίκης⟩*. Das doppelt gesetzte *εὖ* ist bei Arndts Schreibung ebensowenig anstößig wie Ant. 1031 *εὖ σοι φρονήσας εὖ λέγω*, Phil. 672 *ὅστις γὰρ εὖ δρᾶν εὖ παθὼν ἐπίσταται*.

Im folgenden Verse (905) hat man es beanstandet, dass die Worte *εἰ τέκνων μήτηρ ἔφυν* nur die Hälfte von dem sagen, was sie sagen sollten: denn nicht darauf käme es hier an, dass Antigone Mutter wäre, d. h. dass sie Kinder h ä t t e, sondern darauf, dass sie Kinder v e r l o r e n hätte. Dieses gewiss begründete Bedenken ist aber schon längst durch die treffliche Emendation Karl Winckelmanns[2]) beseitigt, der ohne einen Buchstaben zu ändern, *εἰ τέκν', ὧν μήτηρ ἔφυν* schreibt, so dass *τέκνα* und *πόσις* die Subjecte zu *κατθανὼν ἐτήκετο* sind, wobei der hypothetische Charakter des übergeordneten Satzes auf den Relativsatz fortwirkt (Krüger, Gr. Sprachlehre 54, 10, 6). Diese ganz leise Änderung[3]) ist der Lesung Kaibels *οὐ γάρ ποτ' οὔτ' ἂν τέκνων εἰ μήτηρ ἔφυν* jedenfalls vorzuziehen. — Im v. 906 hat man *ἐτήκετο* für unpassend erklärt, da es nur so viel wie „tabesceret, hinsiechte", bedeuten könne, während man *ἐσήκετο* oder *ἐκύθετο* erwarte. Indessen konnte sich bei *τήκεσθαι* aus der Grundbedeutung des Zerschmelzens, Sichauflösens jene des Schwindens und Verwesens leicht entwickeln (vgl. Plat. Tim. p. 82 E *τηκομένη σάρξ* zerfallendes, verwesendes Fleisch, p. 83 A *ὅσον ἂν παλαιὸν τῆς σαρκὸς τακῇ*). Die schlechte Conjectur des Griechen Pallis (in Semitelos Ausgabe) *ἔκειτ' ἔτι* (oder *ἔκειτ', ἐγώ*), wobei das nichtssagende *ἔτι* oder *ἐγώ* sehr stört, ist daher zurückzuweisen.

---

[1]) Ai. 371 *ὢ πρὸς θεῶν ὕπεικε καὶ φρόνησον εὖ*, 1252 *ἀλλ' οἱ φρονοῦντες εὖ κρατοῦσι πανταχοῦ*, O. R. 626 *οὐ γὰρ φρονοῦντά σ' εὖ βλέπω*, 1066 *καὶ μὴν φρονοῦσά γ' εὖ τὰ λῷστά σοι λέγω*. O. C. 1635 *καταίνεσον . . τελεῖν δ' ὅσ' ἂν μέλλῃς φρονῶν εὖ ξυμφέροντ' αὐταῖς ἀεί*.

[2]) Beiträge zur Kritik und zur Erklärung der Ant. usw. (Jahresbericht des Gymn. zu Salzwedel 1852). S. 10.

[3]) Für ihre Evidenz spricht es, dass sie später nochmals von zwei Gelehrten ohne Kenntnis des jedesmaligen Vorgängers vorgeschlagen wurde. Semitelos in seiner dickleibigen Ausgabe (Athen 1887) schreibt *τέκν' ὧν* „ἐξ ἐμῆς διορθώσεως". Dasselbe Henri Weil, Revue des études grecques VII, 1894. Sur un morceau suspect de l'Antigone de Sophocle. p. 261—266.

— Im v. 907 wollte man in βίᾳ πολιτῶν eine ungeschickte Entlehnung aus v. 79 sehen, da Antigone für Kreons Maßregel nicht die Zustimmung der Bürgerschaft voraussetzt. Aber in πολιτῶν ist Kreon mit inbegriffen; denn wenn das Verbot auch von ihm ausgegangen war, so that er es als der rechtmäßige Vertreter der Stadt. Und musste Antigone nicht glauben, ihre That im Widerspruche zu dem im Namen des Staates ergangenen Verbote auszuführen, da sie sich von aller Welt verlassen sieht (φίλων ἄκλαυτος 848, ἄφιλος 876, 881), da der Chor der thebanischen Bürger nicht nur nirgends für sie eingetreten sei, sondern sie sich von ihm sogar verhöhnt glaubt (οἴμοι γελῶμαι 839 ff.)?

Von einem ganz neuen Gesichtspunkte hat jüngst Kaibel in seinem öfters genannten Programme die Stelle betrachtet und ist hiebei zu überraschenden Resultaten gekommen. Indem Antigone nach seiner Ansicht nicht etwa die heiligsten Rechte des Zeus und der Dike vertheidige, sondern ihres Bruders Rechte, die von Kreon verletzt seien, indem sie als letzte Labdakidin mit ganzer Seele den ihrem Geschlechte angethanen Schimpf empfinde, bringe sie diese Gedanken besonders in der Abschiedsrede zum Ausdruck: et punctim et caesim urget feritque hostem. Denn was hätte sie Heftigeres und Feindlicheres sagen können, als sie würde niemals gegen den Willen der Bürgerschaft das gethan haben, was sie um des Bruders willen thue, desselben Bruders, dem Kreon gleichsam als einem Staatsfeinde die Bestattung verwehrt hatte, durch dessen Tod nun Kreon zur Herrschaft gekommen sei, was hätte sie Kränkenderes sagen können, wenn sie dem Gatten — nämlich Hämon! — und den künftigen Kindern — den Kindern des Hämon! — den Bruder vorzog? „Nonne Haemonem maritum, nonne ex Haemone procreatos filios intellegere debebat Creo, nonne suam progeniem omni scelere immunem sentire debebat prae Labdacidarum sanguine vere regio, sed omni infamia inquinato vilem haberi? ... Nihil video ridiculi vel ludicri, sed gentiliciae superbiae omnia plena... Hoc interest, quod virum vel filium si sepilivisset, amoris pietatisque edidisset exemplum, fratrem vero cum sepeliret, gentilicio satisfecit officio.“ Passend habe Sophokles jene Erzählung von der persischen Frau bei Herodot übernommen, „nisi forte universam tragoediae rationem Herodoti narratione commotum poëtam confinxisse audeas suspicari“ (p. 20).

Auf diese in der That neue und überraschende Auffassung der Tragödie, wonach nicht die vielgerühmten, an Kreon gerichteten Worte (450 ff.), sondern gerade diese Verse den Kern des Stückes bilden sollen, konnte Bruhns in seiner ausführlichen Widerlegung mit Recht das biblische Wort anwenden, dass der Stein, den die Bauleute verworfen hatten, zum Ecksteine des Baues geworden sei. Derselbe hob auch richtig hervor, dass gerade in die eine milde Resignation athmende Abschiedsstimmung Antigones solche Worte des Hasses nicht hineinpassen würden. Denn wie hätte sie in demselben Athem einem Menschen ihre Verachtung kundthun

und gegen ihn so bitter schmerzliche Anklagen erheben sollen? Vielmehr ist die ganze Argumentation durchaus allgemein, man möchte sagen akademisch gehalten, so dass man hierin keine Anzüglichkeit, keine persönliche Spitze gegen Kreon, am wenigsten aber gegen Hämon wird sehen dürfen. Auch richtet sich Antigone in der ganzen Rede mit keinem Worte weder an den Chor, noch an Kreon, sondern sie spricht von diesem wie von einem Abwesenden (914 *Κρέοντι μέντοι ταῦτ' ἔδοξ' ἁμαρτάνειν*, 916 *καὶ νῦν ἄγει με διὰ χερῶν οὕτω λαβών* und noch zum Schlusse 927 *εἰ δ' οἵδ' ἁμαρτάνουσι κτλ.*), so dass man diese lange letzte Rede nicht als einen Theil des Dialoges, sondern als Monolog ansehen und sich den Chor im Hintergrunde denken möchte, der erst auf die letzten mit Pathos gesprochenen Worte aufmerksam wird und mit Rücksicht auf diese zu Kreon, der, wenn überhaupt auf der Scene anwesend, sich „sur le second plan" befindet, sagt, dass der Sturm der Leidenschaft Antigone noch mit der gleichen Gewalt wie vorher fortreiße. Auch die Selbstfrage *τίνος νόμου δὴ ταῦτα πρὸς χάριν λέγω,* die manche so ungeschickt als möglich angebracht finden wollten, scheint mir diese Annahme eines Monologes zu unterstützen. Sie unterbricht die Monotonie des längeren Selbstgespräches durch Hinzutritt des dialogischen Elementes (so noch einmal eine rhetorische Frage 921 *ποίαν παρεξελθοῦσα δαιμόνων δίκην;*) und fördert so den dramatischen Charakter des Monologes. Zugleich wird der Hörer durch diese Selbstfrage auf das Überraschende der folgenden Erörterung mit besonderem Gewichte aufmerksam gemacht.

In demselben Verse findet Nauck *νόμου* ebenso seltsam wie 914 *τοιῷδε μέντοι σ' ἐκπροτιμήσασ' ἐγὼ νόμῳ*. Aber dasselbe Wort ist in dem späteren Verse ebenso mit Absicht wiederholt, wie jenes *ἐκπροτιμήσασα* („apte id pro sententiarum, quae intercesserunt, necessitate mutatum et auctum" Kaibel) auf *ἐτίμησα* (904) zurückweist. Mit der Wiederkehr derselben Worte (*νόμος* und *τιμᾶν*) im v. 914 ist deutlich genug für jeden, der sehen und hören will, der Kreis der ganzen Erörterung kunstvoll geschlossen.[1]) *νόμος* steht aber hier durchaus passend und bedeutet nach Kaibels geistreicher Erklärung non solum id, quod publice *νομίζεται*, sed quod sibi quisque faciendum *νομίζει*. Ganz ebenso wendet es Sophokles an folgenden Stellen an: Ant. 191 *τοιοῖσδ' ἐγὼ νόμοισι* (Grundsätze) *τήνδ' αὔξω πόλιν*, Ai. 350 *μόνοι ἔτ' ἐμμένοντες ὀρθῷ νόμῳ* (rechte Denkungsart), El. 580 f. *ὅρα τιθεῖσα τόνδε τὸν νόμον βροτοῖς μὴ πῆμα σαυτῇ καὶ μετάγνοιαν τιθῇς*, 1043 *τούτοις ἐγὼ ζῆν τοῖς νόμοις οὐ βούλομαι*, Tr. 616 *ἀλλ' ἕρπε, καὶ φύλασσε πρῶτα μὲν νόμον.* Mit *νόμος* hat also Sophokles das herodotische *γνώμη* wiedergegeben.

---

[1]) H. Weil vergleicht Ant. 177 und 191; 710 und 723; El. 341 und 365; 976 und 984. Aesch. Suppl. 392 Kirchhoff *δεῖ τοι βαθείας φροντίδος σωτηρίου* und 917 *μῶν οὐ δοκεῖ δεῖν φροντίδος σωτηρίου;*

Bei der Begründung des Paradoxon lässt der Dichter in chiastischer Folge Antigone an den an zweiter Stelle ausgesprochenen Gedanken zuerst anknüpfen und sie erklären, warum sie gegen den Gatten geringere Pflichten habe als gegen den Bruder. Auch hier hat man dem Dichter Ungereimtheiten zu suggerieren sich bemüht. Zu dem „genetivus absolutus" *κατθανόντος* haben die Erklärer *τοῦ προτέρου* ergänzen zu müssen geglaubt, andere weitaus natürlicher *κατθανόντος* als comparativen Genetiv (vgl. z. B. Plat. Gorg. p. 512 D *ὅρα, μὴ ἄλλο τι τὸ γενναῖον καὶ τὸ ἀγαθὸν ᾖ τοῦ σῴζειν τε καὶ σῴζεσθαι*. Mehr Beispiele bei Matthiae, Gr. Gramm. §. 366) gefasst, wozu sich aus dem voranstehenden *πόσις* der Genetiv desselben Substantivs leicht versteht. Den Genetiv *πόσιος*, den Winckelmann überflüssigerweise für *πόσις* einsetzen wollte, haben die Tragiker gemieden.

Im folgenden Verse 910 *καὶ παῖς ἀπ' ἄλλου φωτός, εἰ τοῦδ' ἤμπλακον* hat man die den Worten *ἀπ' ἄλλου φωτός* zugrunde liegende Vorstellung, dass der Gemahl schon vor dem Tode des Kindes gestorben sein soll, höchst wunderlich gefunden: mirabilius etiam id est, quod haec Antigone, si unum filium inhumatum sivisset, se alium dicit ex alio viro fuisse suscepturam. Quid enim? quaeras, cur ex alio? cur non ex eodem? (Jacob p. 367). Überdies hat man auf das Unpassende von *τοῦδε* hingewiesen, das für *τοῦ παιδός, ὃν εἶχον* stehen soll. Nach der Stellung der Worte ist es aber unmöglich, *τοῦδε* mit dem entfernteren *παῖς* zusammenzubringen; es kann sich grammatisch nur auf *φωτός* beziehen, wobei es allerdings auffallen muss, dass vom Verluste des Gatten unmittelbar hintereinander zum zweitenmale gesprochen wird, während vom Verluste des Kindes ausdrücklich nicht die Rede zu sein scheint. Weil wollte daher mit der Änderung *τῶνδ'* und schon lange vorher Winckelmann mit *τοῖνδ'* abhelfen.[1]) Doch ist jede der beiden Schreibungen überflüssig. Folgender Gedanke ist in diesem Verse zusammengedrängt: Statt eines Kindes könnte ich ein anderes erhalten, und indem Antigone den Fall aufs äußerste zuspitzt, lässt sie der Dichter, der der naiven Erzählung bei Herodot eine ungeahnte, raffinierte Pointe abzugewinnen weiß, hinzufügen: selbst dann, wenn ich meinen ersten Gatten verloren hätte, von einem anderen. Bei gutem und ausdrucksvollem Vortrage, der nach *παῖς* entsprechend pausiert — und für Hörer vor allem, nicht für Leser dichtete der Dramatiker Sophokles — wird auch hier jede Zweideutigkeit schwinden: *πόσις μὲν ἄν μοι κατθανόντος ἄλλος ἦν, καὶ παῖς* — (scil. *μὲν ἄν μοι κατθανόντος ἄλλος ἦν*) *ἀπ' ἄλλου φωτός, εἰ τοῦδ' ἤμπλακον*. Überflüssig daher und gewaltsam ist die Conjectur Heigls (Über die Antigone des Sophokles. Passau 1828) *καὶ*

---

[1]) Ungeheuerlich erklärt Hamacher (Studien zu Sophokles. 2. Bd. Regensburg 1856, S. 193 f.): Kinder auch erhalten von einem andern, wär' ich kinderlos (!!); *εἰ τοῦδ' ἤμπλακον*, wenn ich dessen hätte entrathen müssen, nämlich eines Kindes von einem früheren Gatten.

παῖς ἂν ἄλλος, παιδὸς εἰ τοῦδ' ἤμπλακον, die den wahren Sinn der Stelle durchaus verkennt, aber eine noch stärkere Verballhornung der Worte und des Sinnes ist es, wenn Seyffert (in seiner Ausgabe, Berlin 1865) *καὶ παῖς ἂν ἀλλόφαντος, εἰ τοῦδ' ἤ.* lesen will, wobei das in der Gräcität unbelegte *ἀλλόφαντος* aliunde susceptus bedeuten soll.

Nach dem bisher Erörterten wird man es für eine crasse Übertreibung halten müssen, wenn J. van Leeuwen (Mnemosyne N. S. Vol. XX, 1892, S. 229 f.) die ganze Stelle zwar nicht für interpoliert, aber für so schwer verderbt hält, dass an die Herstellung der einzelnen Worte nicht mehr zu denken sei. Mit der bei einem Jungholländer nicht mehr ungewöhnlichen Kühnheit liest er aus diesen „versus insulsi et obscuri, lingua hiulca et vix Graeca compositi“ Folgendes heraus:

καίτοι καλῶς σ' ἔθαψα τοῖς φρονοῦσιν εὖ.
οὐ γάρ ποτ' οὔτ' ἂν εἰ τέκος τὸ φίλτατον,
οὔτ' εἰ πόσις μοι κατθανὼν ἐσήκετο,
οὕτω δικαίως τόνδ' ἂν ᾐρόμην πόνον.
τίνος νόμου δὴ ταῦτα πρὸς χάριν λέγω;
πόσις μὲν ἄν μοι τοῦ θανόντος ἄλλος ἦν
καὶ παῖς ἂν ἄλλος, φωτὸς εἰ τοῦδ' ἤμπλακον· κτλ.

„Talia fere Aristotelem in Antigona legisse et probasse arbitror. Quae neque insulsa neque ab argumento aliena esse concedamus necesse est.“

Auffälligerweise berührt van Leeuwen die Schwierigkeit nicht, welche v. 912 *οὐκ ἔστ' ἀδελφὸς ὅστις ἂν βλάστοι ποτέ* bietet, indem Antigone, um die Bestattung der Leiche des Bruders zu rechtfertigen, sich darauf beruft, dass ihr ein Bruder nicht wieder geboren werden könne, also einen Rangstreit, der nur unter Lebenden Sinn hat — wie in Herodots Erzählung — auf Todte anwendet (Kratz). Göttling[1]) suchte diesen Widerspruch zu lösen, indem er nach Tilgung der Verse 908, 909, 910 mit der Schreibung *οὐκ ἔστ' ἀδελφὸν ὅστις ἂν θάπτοι ποτέ* folgenden Sinn der Stelle unterlegt: Jetzt, da ich nach dem Tode meiner Eltern, die vor allen diese Pietätspflicht der Bestattung gehabt hätten, allein übrig bin, muss ich, obgleich Weib, den Bruder bestatten, weil außer mir niemand da ist, der ihn beerdigte. Wie Göttling diesen verkehrten, von der Herodotstelle himmelweit verschiedenen Sinn mit der Erklärung des Aristoteles *τὰ μὲν γὰρ ἂν γενέσθαι ἀπολόμενα*[2]) unter einen Hut zu

[1]) Jenaer Universitätsprogramm 1852 = Opusc. academ. Lipsiae 1869, p. 215—222.

[2]) Die Worte sollen nicht bedeuten: eos enim nec postea sibi defuturos, si forte perierint, sondern eos enim sepultura (ab aliis) conditum iri, si perierint. Zu *γενέσθαι* soll *κηδευόμενα* zu ergänzen sein, so dass es dasselbe sei, als wenn Aristoteles geschrieben hätte: *τὰ μὲν γὰρ ἂν κηδεύσεσθαι θανόντα*, d. h. denn diese würden schon bestattet werden, wenn Antigone dieselben verlöre.

bringen sucht, gehört zu den kühnsten Bocksprüngen der Interpretation. Hier hilft keine gesuchte Interpretation, keine beschönigende Emendation über die thatsächliche Schiefheit des Gedankens hinweg, die durch die Entlehnung des Raisonnements, das nicht bis in alle Einzelnheiten hinein klappen und stimmen will, aus Herodot (*πατρὸς δὲ καὶ μητρὸς οὐκέτι μευ ζωόντων ἀδελφεὸς ἂν ἄλλος οὐδενὶ τρόπῳ γένοιτο*) verursacht ist. Aber um dieser Aporie willen die ganze Stelle dem Dichter absprechen zu wollen, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten.[1])

Mit dem herodotischen *οὐδενὶ τρόπῳ* suchten manche die Worte bei Sophokles in Einklang zu bringen, indem sie *οὐκ ἔστ' ἀδελφὸς ὥς τις ἂν βλάστοι ποτέ* vorschlugen. Diese zuletzt von Weil vorgebrachte Lesung hatten schon Winckelmann, Morstadt und Döderlein, jeder ohne seinen Vorgänger zu kennen und zu nennen, vorweggenommen. Den gleichen Sinn haben die Schreibungen *οὐκ ἔ. ἀδελφὸν ὥστ' ἀναβλαστεῖν π.* (Blaydes) und *οὐκ ἔσθ' ὅπως ἀ. ἂν β. π.* (Hartung). Semitelos liest *οὐκ ἔστ' ἀδελφοὺς ὅστις ἂν βλαστοί* (sic) *π.*, wobei der Plural unsinnig und der transitive Gebrauch von *βλαστεῖν* auffällig ist. Mir scheint jede Änderung überflüssig. Denn den natürlichen Gegensatz zu *πόσις ἂν ἄλλος ἦν* und *παῖς ἂν ἄλλος ἦν* bildet nicht *οὐδαμῶς ἂν βλάστοι ἀδελφός*, sondern *οὐδεὶς ἂν βλάστοι ἀδελφός*, dem doch *οὐκ ἔστ' ἀδελφὸς ὅστις ἂν βλάστοι* gleichkommt (vgl. Eur. El. 903 *οὐκ ἔστιν οὐδεὶς ὅστις ἂν μέμψαιτό σοι*).

VI.

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort über die Behandlung unserer Stelle in der Schule. In den gangbaren Schulausgaben

---

[1]) Classen (Verhandlungen der 27. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Kiel 1869, S. 111) hat die richtige Beobachtung gemacht, dass die meisten der Stellen, in denen bei Sophokles Reminiscenzen an Herodot wahrzunehmen sind, keineswegs der poetischen Ausführung und Darstellung gerade zum Vortheile gereichen, dass vielmehr selbst fremdartige Beziehungen in die Dichtungen hineingetragen werden. Keine Stelle zeigt dies deutlicher als O. C. 337 ff., wo Ödipus auf den Unterschied der treu zu ihm haltenden Töchter und der sich von ihm abwendenden Söhne hinweist: *ὢ πάντ' ἐκείνω τοῖς ἐν Αἰγύπτῳ νόμοις | φύσιν κατεικασθέντε καὶ βίου τροφάς· | ἐκεῖ γὰρ οἱ μὲν ἄρσενες κατὰ στέγας | θακοῦσιν ἱστουργοῦντες. αἱ δὲ σύννομοι | τἄξω βίου τροφεῖα πορσύνουσ' ἀεί. | σφῷν δ', ὦ τέκν', οὓς μὲν εἰκὸς ἦν πονεῖν τάδε, | κατ' οἶκον οἰκουροῦσιν ὥστε παρθένοι, | σφὼ δ' ἀντ' ἐκείνων τἀμὰ δυστήνου κακὰ | ὑπερπονεῖτον.* Hier stehen die Worte *κατὰ στέγας θακοῦσιν* und *κατ' οἶκον οἰκουροῦσιν* zur Äußerung Ismenes, die sie gerade vorher über die Brüder gethan: *δεινὰ τὰν κείνοις τὰ νῦν*, in strictem Widerspruche. Auch der Ausdruck *πάντα*, wonach die Brüder in allem dem Brauche in Ägypten gleichen sollen, ist auffällig. Und wozu überhaupt der ganze, stark bei den Haaren herbeigezogene Vergleich? Nur die Rücksicht auf die Person des Historikers hat auch hier mitgespielt. Bei diesem heißt es 2, 35 *ἐν τοῖσι* (bei den Ägyptern) *αἱ μὲν γυναῖκες ἀγοράζουσι καὶ καπηλεύουσι, οἱ δὲ ἄνδρες κατ' οἴκους ἐόντες ὑφαίνουσι.. τρέφειν τοὺς τοκέας τοῖσι μὲν παισὶ οὐδεμία ἀνάγκη μὴ βουλομένοισι, τῇσι δὲ θυγατράσι πᾶσα ἀνάγκη καὶ μὴ βουλομένῃσι.*

werden die Verse durchwegs für unecht gehalten. Dennoch glaube ich nicht, dass man sie einfach überspringen soll. Sie werfen ein helles Licht auf das enge Freundschaftsverhältnis zwischen Sophokles und Herodot, das für den Schüler, der davon zuerst bei der Biographie des Geschichtschreibers gehört hat, nicht mehr ein inhaltsleeres Wort bleibt, wenn er jetzt den Beweis dafür ad oculos erhält. Auch wird es für den Schüler von besonderem Interesse sein, das Urtheil Goethes, das für die Verschiedenheit antiken und modernen Empfindens so charakteristisch und lehrreich ist, kennen zu lernen. Und endlich sollte nicht ein Ausblick auf die weite Verbreitung des naiv-volksthümlichen Motivs von der Bevorzugung des Bruders vor den anderen Familiengliedern dem gereiften Schüler eröffnet werden in einer Zeit, wo der rege Eifer für die Volkskunde überall herrscht? Ich bin überzeugt, dass sich die Behandlung dieser Stelle, mit der sich Jahrzehnte hindurch die führenden Geister der philologischen Wissenschaft abgemüht haben, auch in der Schule wird fruchtbringend gestalten lassen.

Erst nach Abschluss der vorstehenden Abhandlung ist dem Verf. Th. Noeldekes Nachweis (Hermes, Band 29, 1894, S. 155 f.) bekannt geworden, wonach das Wesentliche von Herodots Erzählung auch in einer späten persischen Quelle, einer Fabel- und Märchensammlung aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts, vorkommt (vgl. auch Lit. Centralbl. 1885, Nr. 47, Col. 1615). In jener Erzählung sagt die Frau, der freigestellt wird, sich einen von den drei nächsten Verwandten, ihrem Manne, ihrem Sohne und ihrem Bruder, die alle zum Fraße für die aus des Teufelsfürsten Dahâk Schultern herausgewachsenen Schlangen bestimmt sind, loszubitten: „Ich bin noch ein junges Weib; ich kann noch einen anderen Gatten erhalten, und es kann geschehen, dass von ihm noch ein Kind kommt . . . Aber es ist nicht möglich, dass mir von einem Vater und einer Mutter, die dahingegangen sind, ein anderer Bruder komme.“ Nachdem sie also hierauf den Bruder ausgewählt, schenkt der Teufelsfürst, der hiebei freilich „aus der Rolle fällt“, allen das Leben. Noeldeke möchte, da der Schauplatz bei Herodot ebenso wie in dieser späten Erzählung Persien ist, dort das Vaterland der Geschichte und in den indischen Versionen alte Entlehnungen sehen. — Endlich sei erwähnt, dass Th. Plüss in einem soeben erschienenen kleinen Aufsatze (Goethe und Antigone, Neue Jahrbücher f. d. class. Alterthum usw., 1. Jahrg. 1898, 6. u. 7. Heft, S. 475 ff.) in gesuchter Weise annimmt, es sei in der Sophoklesstelle die Antwort der Gattin des Intaphernes parodiert: durch die Caricatur von etwas Wohlbekanntem habe der Dichter den bitteren Hohn seiner hochherzigen Heldin noch wirksamer zum Ausdrucke bringen können.

Prag. Siegfried Reiter.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Aeschyli Agamemnon. Cum annotatione critica et commentario ed. F. H. M. Blaydes. Halis Sax. MDCCCXCVIII. gr. 8°, XI u. 398 SS.

Der Herausgeber, durch seine Ausgaben aristophanischer Stücke und seine Adversarien als scharfsinniger Kritiker rühmlich bekannt, gibt im textkritischen Commentar zunächst ein wohlgeordnetes Repertorium alles dessen, was bis jetzt für die Kritik des Agamemnon geleistet wurde, und schon aus diesem Grunde wird das Buch den Philologen willkommen sein. Dazu kommen die Ergebnisse der eigenen, sehr eindringlichen textkritischen Studien des Verf.s. Von der Ansicht ausgehend, dass eine sorgfältige Betrachtung des Sprachgebrauches die nothwendige Vorbedingung einer rationellen Conjecturalkritik sei, ist er bemüht, eine schier unabsehbare Menge von Parallelstellen aufzubringen, wobei ihm, wie er bekennt, Dindorfs *Lexicon Aeschyleum* die besten Dienste leistete. Aber auch der abgetrennte exegetische Commentar und die Addenda bestehen zum weitaus größten Theile aus Parallelencitaten. Im übrigen ist das kritische Verfahren des Verf.s zu bekannt, als dass es durch Beispiele gekennzeichnet zu werden brauchte. So richtig das obige Princip ist, ebenso sicher ist es, dass selbst die treffendste Parallele eine Textesänderung nicht begründet, wenn die Überlieferung zu keinem Bedenken Anlass gibt. Aber selbst dort, wo das bewaffnete Auge des Kritikers thatsächlich Flecken entdeckt, ist es noch immer nicht ausgemacht, dass eine wirkliche Corruptel vorliegt. Ich kann nur beistimmend wiederholen, was in dieser Hinsicht sehr oft der philologischen Textkritik zum Vorwurfe gemacht wird. Wollte man die Texte unserer modernen Dichter mit der Blaydes'schen Brille durchmustern, wie oft fühlte man sich zu seinem 'suspectum', 'malim', 'requireretur potius', 'vocabulum non alibi legitur' usw. veranlasst! Wenn es sich um die Textesrecension eines Dichters und selbst die eines Prosaikers handelt, dürfen eben Raisonnements der Logik nicht überall selbstherrlich schalten und walten. Jene Stellen, die un-

zweifelhaft verderbt sind, geben bei Aischylos dem Kritiker just Arbeit genug und bieten ihm reichliche Gelegenheit, seine divinatorische Kraft an den Tag zu legen. Wenn wir daher der Blaydesschen Ausgabe die Anerkennung nicht versagen dürfen, dass sie dem ehrlichen Bemühen des Verf.s um den Text des Dichters ein rühmliches Zeugnis ausstellt, so warnen wir doch insbesondere den jungen Philologen vor den sogen. bestechenden Conjecturen, deren es hier die Menge gibt, die aber den Dichter corrigieren, nicht den Text. Das Buch ist ein Schatzkästchen für jeden Forscher: aber es würde der Schönheit unseres Dichters sicherlich Eintrag thun, wollte man ihn allzu freigebig mit all den Herrlichkeiten behängen, die einem hier zur Verfügung gestellt sind. Auch möchten wir die ganze Einrichtung der Blaydes'schen Ausgaben nicht allzu warm empfehlen oder etwa auffordern, in einer neuen Ausgabe alle seine Vorschläge eingehend zu prüfen und eventuell zu widerlegen. Die philologische Literatur ist so geartet, dass ein moderner Kritiker nicht bloß den Text zu behandeln, sondern auch die Beiträge zu dessen Reinigung scharf zu sichten verstehen muss. Dann erst entsteht ein knappes Buch, wie man es braucht und vielleicht schon bei jedem classischen Autor ersehnt.[1])

Bacchylidis carmina cum fragmentis ed. Fr. Blass. Leipzig, Teubner 1898. 8°, LXV u. 200 SS.

Die Praefatio gibt zunächst in Cap. I die Geschichte des Bakchylides-Fundes und seiner wissenschaftlichen Verarbeitung. Als der Papyrus Ende 1896 aus Ägypten nach London kam, bestand er aus 200 größeren, kleinen und kleinsten Bruchstücken. Der erste Herausgeber F. G. Kenyon construierte daraus zunächst vier größere, nicht zusammenhängende Partien (Col. I—XII, XIII —XXIII, XXIV—XXIX und XXX—XXXIX des Facsimile) und ordnete in dieselben die Splitter bis auf 70 ein. Die im Vereine mit dem Verf. fortgesetzten Bemühungen führten zu der Erkenntnis, dass die ersten zwei Theile ein zusammenhängendes Ganzes bilden und sonach nur drei große, unzusammenhängende Sectionen, die Reste zweier Bücher der bakchyl. Gedichte, zu statuieren sind u. zw.:

1. Col. I—XXIII und XXIV—XXIX mit Siegesliedern,
2. Col. XXX—XXXIX mit anderen Gedichten,

und es gelang weiterhin, noch 30 von den 70 übriggebliebenen Splittern zu placieren. In der vorliegenden Ausgabe endlich erscheinen nur mehr 13 Fragmente noch nicht untergebracht, wobei allerdings zu bemerken ist, dass von den übrigen 27 nur etwa 10 an sicher richtiger Stelle eingesetzt sind (s. meine Ausgabe

[1]) Soeben sehe ich zu meiner großen Befriedigung, dass diese Sichtung des Conjecturenmaterials in den neuesten Euripides-Ausgaben von R. Prinz-N. Wecklein (Leipzig bei Teubner) schon durchgeführt ist.

der *neugefundenen Lieder des B.*, Wien, Hölder 1898, S. 150—152). Bei dem Reste stützt sich die Einordnung zumeist bloß auf äußerst schwache metrische Indicien, da der geringe Umfang dieser Splitter eine nähere Bestimmung ihres Gedankengehaltes gar nicht gestattet. Zwei davon sind übrigens an sicher unrichtiger Stelle eingesetzt: von *fr.* 40 gesteht dies der Herausgeber in den *Addenda et corrigenda* p. 199 selbst zu (vgl. auch die Note zu 4, 7—11, S. 40), während *fr.* 17 nicht zu 7, 47, sondern zu 19,[1]) 40 gehört. Denn hier gibt der Pap.:

Νεῖλον ἀφίκετ' ο[
'Ιὼ φέρουσα παῖδ[

und das *fr.* 17 die Buchstaben:

ροδινα
αλοκλεα.

Was kann aber zu jenem *o* des V. 40 in Verbindung mit Io besser passen als

ο[ἰστ]ροδίνα[τος

und zu dem παῖδα V. 41, d. i. Ios Sohn Epaphos, besser als

[μεγ]αλοκλέα?

Bakchylides erzählt hier von Epaphos, dem Sohne des Zeus und der Io, dasselbe, was 1, 19 (= fr. 1, 19 bei Kenyon p. 197) von Euxantios, dem Sohne des Minos und der Dexithea: und dort heißt es φερεκυδέα παῖδα. — Die überaus wichtige Unterbringung so vieler Papyrussplitter an richtiger Stelle erforderte natürlich viel Mühe und große Ausdauer, sowie bewunderungswürdiges Geschick, und es ist keine Frage, dass jede einzelne dieser Identificierungen einen kostbaren Edelstein in der Krone der Verdienste darstellt, welche die genannten Gelehrten sich um den Text des Bakchylides erworben haben.

Der ägyptische Fund schenkt uns also von Bakchylides zunächst eine Rolle Epinikien, nach Blass das einzige und zwar vollständige Buch derselben. Denn die Zahl der Verse — wenn man den beiden unvollständigen Gedichten 12 und 14 je 60 Verse zulege, etwa 1200 — entspreche derjenigen einer alexandrinischen Bücherrolle. Auch seien Anfang und Ende dieses Buches, wie schon Kenyon gesehen hat, dadurch indiciert, dass das 1. Gedicht für einen Keer, also einen Landsmann des Dichters, das letzte für einen Thessaler bestimmt sei. Im großen und ganzen trifft diese Combination wohl das Richtige. Dagegen kann ich dem Herausgeber nicht Recht geben, wenn er die übrigen Gedichte unter dem gemeinsamen Namen Διθύραμβοι zusammenfasst. Der einzige Gewährsmann für diese Bezeichnung ist Servius zu Aen. VI 21, der unter Beziehung auf 17, 2 sagt: *Bacchylides in Dithyrambis.* Aber für die Ungenauigkeit der Citierung bei Servius spricht erstlich, dass in demselben Citate auch '*Sappho in Lyricis*' vor-

[1]) Ich zähle nach der *editio princeps* Kenyons.

kommt, und zweitens, dass ein Ordner die Gedichte 17, einen ganz unzweifelhaften Päan, 20, ein Epithalamion, endlich 15 und 16, sicher keine Dithyramben, unmöglich unter den Titel 'Dithyramben' gestellt haben kann. Da nun die Gedichte des Bakchylides strenge nach lyrischen Gattungen geordnet waren — wir haben Citate aus *ὕμνοι, παιᾶνες, προσόδια, ὑπορχήματα, ἐρωτικά* —, so liegt der Schluss nahe, dass der zweite Theil unseres Papyrus eine Sammlung 'vermischter Gedichte' darstellt. Der Titel dieser Sammlung hieß *Διθύραμβοι, ἐρωτικά, παιᾶνες, προσόδια* usw., die einzelnen lyrischen Gattungen nach dem Alphabete hergezählt, und daraus nun erklärt sich leicht der Irrthum des Servius, der einfach den ersten Titel herausgriff. Natürlich nehme ich hiebei mit Blass stillschweigend an, dass Servius gerade unsere Sammlung in Händen hatte. Vielleicht ist indes mit obiger Erklärung dem Servius überhaupt zuviel Ehre angethan: jedenfalls hat ihm Blass zuviel Vertrauen geschenkt. — Ganz vag scheint mir auch des Verf.s Vermuthung, dass *fr.* 2 zu einem Dithyramb *Κασσάνδρα* gehört habe.

Was das Alter des Papyrus anlangt, so setzt ihn der Verf. im Widerspruche zu Kenyon, der ihn wegen der Form des Σ der Mitte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts zugewiesen hatte, ins 1. Jahrhundert nach Chr. G. Entscheidend waren für ihn orthographische Indicien, die er für wichtiger hält, als die Gestalt der Buchstaben (p. VII f.). — Das Urtheil des Herausgebers über die Correcturen des Papyrus von späterer Hand (A³) p. VIII: '*correctionibus ex collatione cum altero libro profectis*' scheint mir etwas ungenau. Mehrere Stellen zeigen, dass dieser Corrector ganz flüchtig verfuhr, indem er viele augenfällige grobe Irrthümer stehen ließ (die Beispiele p. X), andererseits aber auch eigenmächtig, indem er nicht bloß unmetrische Correcturen einschwärzte (Beispiele p. XI Note), sondern auch da und dort etwas weniger geläufige, aber doch unzweifelhaft richtige Lesarten der ersten Hand änderte (z. B. 9, 79 *ἀποφθιμένῳ* st. *ἀποφθιμένων*, 13, 85 *ἐν πεδίῳ χλονέων* st. *ἐν πεδίον κλ.*, das. 148 *πολύπλαγκτον* st. *πολυπλάγκταν*, wahrscheinlich auch 5, 70 *Πορθαονίδα* st. *Πορθανίδα*). Die Erklärung, die der Verf. hiefür p. X gibt, scheint mir zu gekünstelt: man wird besser thun anzunehmen, dass der übrigens kundige Corrector, dessen Gelehrsamkeit wir die Richtigstellung der sehr oft verschriebenen nomina propria verdanken, nicht systematisch und ohne Vorlage, bloß aus dem Gedächtnisse änderte, und daher jede einzelne Correctur, auch solche, die beim ersten Anblicke einleuchtend scheinen, einer genauen Prüfung zu unterziehen. Nur wenn es galt, ausgefallene Verse nachzutragen, mochte der Corrector ein vollständiges Exemplar eingesehen haben.

Cap. II der Praefatio ist außer einer Charakterisierung der bakchyl. Poesie auch einer Ehrenrettung des Dichters gewidmet.

Man hatte sich im Laufe der Zeit immer mehr darein gefunden, den bisher so gut wie unbekannten Dichter, der bescheiden an der Seite des großen Pindar stand, im vorhinein ziemlich niedrig anzuschlagen, und einige Autoritäten ersten Ranges konnten sich leider, trotzdem L. A. Michelangeli noch vor dem Erscheinen der Kenyon'schen Ausgabe ernstlich gewarnt hatte, auch nach der Publicierung des Fundes von jenem Vorurtheile nicht losmachen. Ich zweifle nicht, dass nach den Ausführungen des Herausgebers kein Mensch mehr den Bakchylides unter die Dichterlinge werfen wird: er ist ein '*minor (Pindaro) poeta, sed tamen poeta*' und in Wahrheit ein *θεῖος Μουσᾶν προφάτας*, wie er sich 9, 3 selbst nennen durfte. S. über diesen Gegenstand die ganz unabhängig von Blass geschriebene Einleitung meiner Ausgabe S. I—XV und diese Blätter Octoberheft 1898, S. 878 f. — Da eine hervorstechende Eigenthümlichkeit von Dichterlingen ihre Überschwänglichkeit ist, so bemüht sich der Verf. insbesondere nachzuweisen, dass Bakchylides von diesem Vorwurfe rein ist, dass er in seinen Lobeserhebungen eines Königs Hieron stets maßzuhalten weiß, ja dass er im vollen Bewusstsein seiner Würde als Dichter-Priester gleich Pindar selbst Ermahnungen an die Adresse des Königs nicht unterdrückt, wenn er sie für berechtigt hält. Treffend ist die an einen bekannten scharfen Tadler unseres Dichters gerichtete Frage, wenn Bakchylides deswegen, weil er unter Pindar stehe, schon ein Dichterling sei, ob diese Bezeichnung auch ein Catull, der doch ebensowenig mit einem Pindar oder Aischylos verglichen werden könne, verdiene, und welchen Rang man dann einem Isyll von Epidauros oder den Dichtern der neuentdeckten delphischen Hymnen anweisen solle.

S. XXI f. handelt Blass von den Beziehungen zwischen der jeweiligen mythischen Partie zum übrigen Gedichte. Er hütet sich dabei wohl, in die Methode der älteren Pindarerklärer zu verfallen, indem er nur klar zutage liegende Vergleichsmomente hervorzieht. Trotzdem ist aber bei einzelnen Gedichten die Darlegung solcher Beziehungen noch immer zu subtil. Ich hebe hier nur das erste Gedicht hervor. Weil es dort V. 17 ff. heißt: *τᾶν* (sc. *υἱῶν*) *ἕνα οἱ Κρονίδας ὑψίζυγος Ἰσθμιόνικον θῆκεν ἀντ' εὐεργεσιᾶν*, und weil der Mythus von gewissen *pauperculae mulieres* gehandelt haben soll, *quae Iovem olim hospitio exceperunt quasque ille magnopere remuneravit*, so bestehe der Connex in dem Vergleiche: wie Iupiter jene Weiblein für ihre Gastfreundschaft entlohnte, so habe er jetzt auch den Sieger Argeios zum Lohne für die Frömmigkeit seines Vaters mit dem isthmischen Siege beschenkt.

Auf S. XXIII f. ist in Kürze alles Bemerkenswerte über den Dialect des Bakchylides zusammengetragen. Hier nun wird die weitere Thätigkeit der Textkritiker zunächst einzusetzen haben: denn für die ersten Herausgeber ist es wohl selbstverständlich,

dass sie den Stand der Dinge so aufrecht zu erhalten haben, wie ihn der Papyrus darbietet. Es entsteht aber nunmehr die Frage, ob wir hier der ausgleichenden Methode folgen dürfen, die Böckh bei Pindar angewendet hat, und sonach annehmen, dass die vulgären Formen sich insgesammt erst im Laufe der Zeit eingeschlichen haben, oder ob wir dem Dichter volle Freiheit vindicieren und annehmen sollen, dass er in jedem einzelnen Falle in der Wahl der betreffenden Wortform unter dem entscheidenden Einflusse der Rücksicht auf den Wohlklang und die Melodie der Sprache, der Reminiscenz an Vorgänger u. dgl. stand, und sonach uns begnügen, nur offenbare Versehen zu corrigieren, wie wenn z. B. in einem und demselben Gedichte (dem 5.) sowohl die äolische Form *Μοῖσα* (V. 4) als auch die ionische *Μοῦσα* (V. 193), neben sonstigem *νιν* einmal (10, 111) *μιν* vorkommt. Ich gestehe, dass mir der letztere Vorgang gerathener erscheint, und dass die Rede des Bakchylides an Wohlklang nicht gewinnen würde, wenn wir überall das *part. aor.* auf *αις*, den *inf.* auf *-εν*, *αι* st. *ει*, überall das dorische *α*, überall die 3. Pers. *plur.* auf *-ντι* herstellen würden, während, wie die Sachen jetzt stehen, gerade der Wohllaut der bakchylidischen Sprache sich das Lob der Kunstrichter erworben hat (s. meine Ausg. S. VIII).

Cap. III enthält eine eingehende Darlegung der vom Verf. in den N. Jahrbb. f. class. Phil. 1886, 455 ff. vorgetragenen Theorie der Daktylo-Epitriten, welche er durch den Bakchylidesfund bestätigt findet. Danach wird zunächst die Bezeichnung 'Daktylo-Epitriten', welche allerdings durch keinerlei Überlieferung gestützt wird, verworfen und als Grundlage dieser metrischen Gattung der *versus enhoplius* (– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – –) aufgestellt. Da Plato rep. III p. 400 B von einem *ἐνόπλιός τις ξύνθετος* spricht, so wird von Blass die daktylische Tripodie in Übereinstimmung mit den metrischen Scholien zu Pindar in die zwei heterogenen Theile – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – – (*choriamb.* und *ion. a min.*) zerlegt. Was wir bisher als Anakrusis zu bezeichnen pflegten, wird zum Vers selbst bezogen, und sonach ergibt sich eine zweite Form, ein *enhoplius dimeter hypercatalectus*:

⏓ – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ – ⏓ (*ion. a mai.* und *choriamb.*),

welche zwei Arten sich in einer Form so darstellen lassen:

(⏓) – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – (⏓).

Um nun auch die sogen. Epitriten (–́ ⏑ – ⏓) in die neue Theorie einzubeziehen und die Thatsache zu erklären, dass einigemale an sich entsprechenden Stellen nicht völlige metrische Gleichheit besteht, z. B. wenn ⏑ ⏑ – – mit – ⏑ – – correspondiert, wird eine Stellvertretung der 2. und 4. Kürze durch eine Länge statuiert, so dass, von den asynartetischen und katalektischen Formen abgesehen, folgender Schlüssel alle Gestalten des daktylo-epitritischen Versmaßes erklären würde:

(⏓) – ⏑ ⏑̄ – ⏑̄ ⏑ – (⏓).

Die letztere Annahme ist nun darnach geartet, die stärksten Bedenken gegen die neue Theorie wachzurufen. Denn erstens fehlt ihr jegliche Stütze der Überlieferung,[1]) zweitens ist sie auch vom Standpunkte der Rhythmik völlig unerklärt und unerklärlich. Denn es ist wohl keine Frage, dass wir uns Gedichte, die in isometrischen Strophen sich aufbauen, auch strophisch componiert (nicht 'durchcomponiert') denken müssen. Während es nun keinerlei Bedenken unterliegt anzunehmen, dass eine Kürze, die mit einer Länge correspondiert, durch die musikalisch-rhythmische Entsprechung allein zum Range einer Länge erhoben, also metrisch mit ihr gleichwertig wird (⏓ ⏑ – – und –́ ⏑ ⏓ –), so stellen sich die größten Schwierigkeiten entgegen, wenn man annehmen soll, dass sich entsprechende Formen wie – ⏑ – – und ⏑ ⏑ – – ihrem Wesen nach metrisch verschieden seien und sonach in musikalisch-rhythmischer Beziehung in strophisch componierten Gedichten eine verschiedenartige Behandlung erfahren haben. Es wird übrigens auch die Frage gestattet sein, ob die spärlichen Fälle solch verletzter Isometrie dazu berechtigen, zu ihrer Erklärung sogleich auf das ganze Gedicht den Maßstab einer neuen Theorie anzuwenden. Geradeso wie jeder, der den Vers 5, 189 f.

χερσὶν ἀπωσάμενον, εἴ τις εὖ πράσσοι βροτῶν

liest, die kurze Endsilbe von *ἀπωσάμενον* gewissermaßen unter dem Zwange der Continuität des Metrums, das ihm aus den correspondierenden Versen der vorangehenden Strophen geläufig ist, beim Lesen mit dem Ictus versehen und nicht etwa – ⏑ ⏑ – ⏖ ⏑ scandieren wird, so wird er auch, wenn als erster Bestandtheil des Epitriten einmal eine kurze Silbe begegnet, dieselbe ohneweiters an Zeitwert mit den correspondierende Längen ausgleichen. Soviel über die Metrik: denn die einzelnen metrisch schwierigen Stellen und deren Behandlung durch Blass, die mir nicht selten recht gekünstelt scheint, hier zu besprechen, dazu fehlt der Raum. Nur soviel sei noch bemerkt, dass Blass auch die bisher giltige Theorie der Logaöden durch eine neue (*κατὰ βακχεῖον εἶδος*) ersetzt.

Zu der auf S. LXIII f. verzeichneten Bakchylides-Literatur sind noch einige gleichzeitig erschienene Schriften, besonders italienische und französische, nachzutragen: man findet sie in der Einleitung meiner Ausgabe angeführt.

Der Text des Dichters wird uns doppelt geboten, linksseitig, wie er im Papyrus steht, doch so, dass die Correcturen nicht im Texte, sondern in der adnotatio verzeichnet sind, rechtsseitig in der Blass'schen Recension, eine Einrichtung, die ja für eine streng kritische Ausgabe unerlässlich ist. Der Verf., der sich schon in London eine Copie der Handschrift angefertigt hat,

---

[1]) Der Verf. ist genöthigt, auch die Kolometrie des Pap. seiner Theorie zuliebe an mehreren Stellen abzuändern.

ist seither in fortwährendem brieflichen Verkehre mit Kenyon gestanden und hat für jede einzelne Stelle neuerdings dessen Gutachten eingeholt. Selbstverständlich bleibt noch immer an einer Anzahl von Stellen die Lesart des Papyrus unbestimmt und wird auch weiterhin eine genaue Durchforschung des Originals oder des nach Blass' Versicherung beinahe gleichwertigen, vortrefflichen Facsimile[1]) nothwendig machen.

Im einzelnen habe ich Folgendes anzumerken: *fr.* 1, 3 *Μίνως ἀρήϊος*: doch zum mindesten *ἄρειος*. — 1, 6 wird das mit großer Zuversicht dargebotene, aber nur aus Aristophanes (*eq.* 822) und Hesych. nachweisbare *κερβόλοι* (*κερβολεῖν* = *κερτομεῖν*) wohl niemandes Billigung finden. Ich habe]ΟΛΟΙ zu *μόλοι* ergänzt, weil wir den analogen Fall einer falschen Betonung des *part.* nicht bloß 3, 30 (*μολῶν*) finden (wo Blass, trotz des zweimaligen *οὖν* 19, 29 u. 37, *μόλ' ὤν* schreibt), sondern auch und zwar in guten Hss. bei Pindar: *O* 9, 71, *N* 10, 11 u. 25; 11, 25. Die Angabe aber, dass sich vor ΟΛΟΙ Spuren eines *B* finden, scheint mir der Bestätigung sehr zu bedürfen. — 2, 1 ist Kenyons *ἄϊξον*, *ὦ* jedenfalls der Conj. N. Festas *ἄϊξεν ἁ* vorzuziehen: vgl. 10, 1 u. Pind. *O* 14, 20 f. *μελανοτειχέα νῦν δόμον Φερσεφόνας ἔλυθ', Ἀχοῖ, πατρὶ κλυτὰν φέροισ' ἀγγελίαν*. — 3, 10 gibt *ἁ τρισευδαίμων ἀνήρ* usw. durchaus nicht den Inhalt des *θρόησε* V. 9 an, da mit letzterem bloß der Beifallslärm der Zuschauer gemeint ist. Vielmehr haben wir eine Anrede des Dichters an Hieron vor uns. Übrigens finde ich diese irrige Auffassung auch noch bei Desrousseaux *les poèmes de B. ... traduits* ... (Paris 1898), S. 7, und T. Reinach *poèmes choisis* (V, III, XVIII und XVII) *de B.* (Paris 1898), S. 31. Dagegen hat Bl. wohl mit Recht *λαὸς ἀπείρων* st. *λ. Ἀχαιῶν* ergänzt. — 4, 14 ΠΑΡΕCΤΙΑΝ ohneweiters in *πάρεστίν νιν* zu ändern, ist sehr gewagt und dazu das Verständnis der Stelle, auch wenn wir wirklich *Ὀλυμπιονίκας* als *fem.* fassen, um nichts gefördert. — 5, 9 *ἦ* als Fragepartikel zu verstehen, geht deshalb nicht an, weil V. 11 f. *πέμπει κλεεννὰν ἐς πόλιν* und gar 14 f. *ἐθέλει δὲ ... αἰνεῖν Ἱέρωνα* doch wohl keine Frage ist. — 5, 56 ist *πρόσθεν* gewiss abzuweisen; Kenyon hat ganz richtig eine der aus Pindar wohlbekannten Übergangsformen zum Mythus hergestellt. — 5, 119 soll *οὓς* ergänzt werden, weil V. 199 zufällig an derselben Versstelle *τοὺς* steht. Man kann dem Herausgeber das übrigens theuer erkaufte Vergnügen gönnen, alle an gleichen Versstellen begegnenden 'Responsionen' durch gesperrten Druck hervorzuheben: gewiss geht es aber nicht an, davon geradezu die Textgestaltung abhängig zu machen, wie hier, so noch 6, 3 und 12, 66. — 5, 191 statt *φώνησεν* doch *φώνασεν*. — 5, 196 wird *οὐκ ἐκτὸς*

---

[1]) *The poems of B.*, facsimile of Papyrus DCCXXXIII in the British Museum. Printed etc. 1897.

θεῶν kaum jemandem gefallen. — Dass VII + VIII Ken. zu einem Gedichte gehören, ist durchaus nicht ausgemacht, der Herausgeber ist auch jeden Beweis dafür schuldig geblieben. Gegen seine Annahme spricht Folgendes. Das ganze Pathos, womit das schon V. 10 ff. Gesagte in V. 47 ff. nochmals unter Anrufung des Zeus bekräftigt wird, ist nicht am Platze, während wir andrerseits wissen, dass Pindar Wünsche für künftige Erfolge in Kampfspielen gerne an das Ende des Gedichtes stellt, wo sie sich auch am besten ausnehmen. Da nun aber VII bestimmt einem olympischen Sieger gilt (V. 3 *ἐν Ὀλυμπίᾳ*), so kann dieser Schluss von VIII eben keinem solchen gewidmet sein. 8, 1 f. sind die Pythien, Nemeen und Isthmien aufgezählt, doch wohl in dem Sinne, dass der Gefeierte dort schon gesiegt hat: was ist nun natürlicher, als dass der Dichter für einen solchen Sieger nun auch den höchsten Ehrenpreis, den olympischen Ölzweig, erfleht. VII verhält sich also zu VI wie Pind. Ol. XI zu X: es kann zwar nur ein kurzes Gedicht gewesen sein, doch zeigt es höheren Schwung als das leichtgeschürzte 6. Gedicht und ist auch in Hinsicht des Metrums verschieden: jenes ist wie das inhaltlich verwandte 2. Gedicht in dem heiteren äolischen, dieses im ernsten dorischen Versmaße abgefasst. Das 8. Gedicht, welches gleichfalls nur kurz gewesen sein kann, scheint mir aber in Pindars 4. olympischem eine Parallele zu haben (V. 13 *θεὸς εὔφρων εἴη λοιπαῖς εὐχαῖς*). — 13, 22 ist die Ergänzung des Herausgebers *Πυρρίχου τ' εὔδοξον ἱππόνικον υἱόν* unverständlich, weil der *ἱππόνικος υἱός*, der hier mit *τ'* als dritter eingeführt ist, V. 19 schon an erster Stelle steht. Auch geht *ὅς* V. 23 nicht auf *υἱόν*, sondern leitet einen Subjectssatz zu *χρή* ein und meint wahrscheinlich den Dichter; vollst.: nun ziemt sichs ... zu preisen für den, der in dem gastfreundlichen und rechtliebenden Hause des Siegers eingekehrt ist. — 16, 80 ist die Conjectur Herwerdens *εὐρύεδρον* statt *ἠΰδενδρον* vorschnell recipiert, vgl. Pind. O 9, 20 *κλυτὰν ἐπαείροντι ματέρ' ἀγλαόδενδρον* (sc. *τὴν Ὀπόεντα*). Dasselbe gilt von 15, 5 *ἀνθεμόεντί ⟨που⟩ Ἕβρῳ* und 17, 35 *σὺν ὀπάοσιν*. — 17, 26 ff. ist *τάν τε Κερκυόνος παλαίστραν ἔσχεν, Πολυπήμονός τε καρτερὰν σφῦραν· ἐξέβαλεν Προκόπτας, ἀρείονος τυχὼν φωτός* mit seinem harten Asyndeton ebenso unmöglich wie 3, 29 f. *τὸ γὰρ ἄελπτον ἆμαρ μόλ' ὤν· πολυδάκρυον οὐκ ἔμελλε μίμνειν ἔτι δουλοσύναν*. — 10, 102 haben A. Ludwich und Housman, indem sie die directe Rede des Gebetes schon mit den Worten *τέκνα δυστάνοιο λύσσας ... ἐξαγαγεῖν* beginnen lassen, wohl unzweifelhaft das Richtige getroffen.

Ich glaube meine Besprechung des hochverdienstlichen Buches, welches nunmehr als Ausgangspunkt und Grundlage der textkritischen Forschung bei Bakchylides angesehen werden muss, nicht besser schließen zu können, als indem ich die wichtigsten jener Stellen anführe, an welchen Blass' Ausgabe einen ganz unzweifel-

haften Fortschritt gegen die Kenyon'sche bedeutet. Es sind die folgenden: 1, 4 *'Αργεῖος*: der Sieger heißt wirklich so und ist der Sohn des *Πάνθης* (daher 2, 14 *Πανθείδα*, nicht *Πανθοίδα*), was Blass gleich von allem Anfange an vermuthet hatte und was durch eine Inschrift von Iulis auf Keos bestätigt wurde. — 3, 33 *ναήσατ'*. — 3, 69 *ἄνδρ' ἀρήϊον*. — 3, 71 *ἰοπλόκων τε μέρος ἔχοντα Μουσᾶν*. — 5, 111 *εἰσάνταν*. — 5, 191 *δν ἂν ἀθάνατοι τιμῶσι, κείνῳ* (od. *τούτῳ*) *καὶ βροτῶν φήμαν ἕπεσθαι*, wo auch die von Blass gegebene Erklärung (Lit. Centralbl. 1897. S. 1690) die einzig richtige ist. — 9, 2 f. *δολίητ', ἐπεὶ Μουσᾶν γε ... εὔτυκος*. — 9, 39 *'Ασωπὸν*. — 9, 45 f. *σῶν, ὦ πολυζήλωτε ἄναξ ποταμῶν, ἐγγόνων γεύσαντο*. — 10, 10 *νασιῶτιν*. — 10, 47 *πᾷ*. — 10, 51 *γλῶσσαν*. — 11, 9 *Στυγὸς*. — 13, 111 *τραχεῖαν 'Αργείοισι μᾶνιν*. — 13, 116 *οὐ λεῖπον*. — 13, 117 *πτᾶσσον* (nicht *πτάσσον*). — 13, 130 *νότου δ' ἐκολπωσ*... — 13, 133 *ἐπεὶ κλύον*. — 13, 158 *πνέοντες*. — 13, 208 f. *δυσμενέων δὲ ματαίας λοδορίας μινύθει*. — 16, 3 *Πιερίαθεν εὔθρονος Οὐρανία*. — 17, 90 *δόρυ· σόει νιν*. — 19, 15 *τί ἦν*. — 19, 43 *λινοστόλων*. — 20, 2 *ξανθαί*.

Wien. Hugo Jurenka.

Theophrasts Charaktere. Herausgegeben, erklärt und übersetzt von der philologischen Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig, Teubner 1897. LXII u. 276 SS. Preis 6 Mk.

Das den Theilnehmern der Dresdener Philologenversammlung gewidmete Büchlein tritt dem Anlasse seiner Entstehung gemäß im Festgewande auf, dem einige hübsche Abbildungen einen besonderen Schmuck verleihen.

Die ausführliche Einleitung Immischs gibt zuerst ein übersichtliches Verzeichnis der den Herausgebern bekannt gewordenen 60 Handschriften unseres Textes, wobei die bedeutenderen Vertreter genauer beschrieben, besprochen und gruppiert werden. Ein überraschendes Ergebnis dieser Untersuchung ist die Thatsache, dass der cod. Vaticano-Palatinus 149 mit dem Palatinus des Casaubonus sowie mit dem Pal. Neveleti eins ist. Grundlegend bleiben für die erste Hälfte des Büchleins die beiden Pariser Handschriften (A B), für die zweite Hälfte der cod. Vaticanus. Für A und B konnten die Herausgeber eine Abschrift Ribbecks benützen, für V eine peinlich genaue Collation Löwes; einzelne Stellen wurden außerdem von Immisch und Crusius nochmals verglichen.

Die Forderung, dass auch die anderen Handschriftenclassen in zweifelhaften Fällen heranzuziehen seien, wird von Immisch geschickt vertheidigt. Namentlich führt er das vollständige Inhaltsverzeichnis in C und D sowie in der Epitome Monacensis als Beweis selbstständiger Überlieferung an, da A und B bloß die in ihnen wirk-

lich enthaltenen 15 Capitel aufzählen und V überhaupt kein solches Verzeichnis besitzt. Auch treffen an nicht wenigen Stellen die Lesarten dieser Handschriften zweifellos den Nagel auf den Kopf; dass sie auf guter Überlieferung beruhen, scheint mir allerdings durch nichts erwiesen: selbst das allgemein angenommene *εὐωχοῦ, Τίβιε* (Char. 9, Zeile 8 der neuen Ausgabe) kann doch wenigstens gelehrte Vermuthung sein; die an einen Sclaven gerichtete Anrede *τιμιώτατε* (oder *τίμιε*) scheint mir recht gut zu der *καταφρόνησις δόξης* des *ἀναίσχυντος* zu passen. Noch weniger kann ich zugeben, dass der Zusatz zu *ἀτραποῦ ἡγήσασθαι* (13, 8): *τὴν ὁδὸν καταλιπόντα* dem Zuge eine drastischere Gestalt verleihe; die treffliche Lesart *ῥυπώσαντι* für *ἀπώσαντι* in 15. 8 gilt wohl auch den Herausgebern als Conjectur. Mit Recht hingegen hebt Immisch hervor, dass die Erklärung, die Diels für die Vorwegnahme des Schlusses von Char. 30 in Char. 11 gibt, eine künstliche ist. Damit erscheint aber die von Diels behauptete Zerreißung des Stammcodex meines Erachtens durchaus nicht als widerlegt. Zudem dürfte die Annahme einer „editio minor“ (A, B), der die Verstümmlung des Vat. zuzuschreiben wäre (p. XLIV), bei weitem bedenklicher sein.

Die äußerst gründliche Abhandlung Immischs, die viele scharfsinnige Bemerkungen und eine Fülle neuen Stoffes bietet, wird abgeschlossen durch eine lesenswerte Erörterung Ilbergs über die Gründe der Streichungen in den gekürzten Handschriften. Darauf folgt eine Übersicht über die gedruckten Ausgaben und ein alphabetisches Verzeichnis der Beiträger zur Kritik und Erklärung. In einem letzten Abschnitte zeigt Cichorius, dass die Abfassung des Büchleins in die zweite Hälfte des Jahres 319 fallen muss.

In die Bearbeitung der Charaktere haben sich Malwin Bechert, Conrad Cichorius, Alfred Giesecke, Richard Holland, Johannes Ilberg, Otto Immisch, Richard Meister und Walther Ruge getheilt. Reichliche Förderung erfuhren sie namentlich von Ribbeck, Studniczka und Wachsmuth. Text und Erklärung sind in „oft sturmbewegten Sitzungen“ eingehender Erörterung unterzogen werden. Konnte auch nicht immer eine Einigung erzielt werden, so hat doch dieses lebendige Zusammenwirken recht erfreuliche Ergebnisse zutage gefördert. Namentlich wird vielfach mit Glück die Überlieferung gegen Änderungsvorschläge geschützt. So wird, um nur einiges anzuführen, von Meister und Immisch die Wendung *ὑπακοῦσαι τὴν θύραν* (4. 17 und 28. 17) festgehalten (vgl. *ψοφεῖν τ. θ.*) und von Holland *ὀστοῦν εἰς τὸν ζωμόν* (für die Suppe, 9. 10) vertheidigt. Einleuchtend ist Gieseckes Erklärung von *ἀποδοὺς μνᾶν ἀργυρίου καινὸν ποιῆσαι ἀποδοῦναι* (21. 6, *ποιῆσαι* = veranlassen). Mit Recht leugnet Cichorius 23. 9 *ὡς αὐτῷ εἶχε* das Vorhandensein einer Lücke; selbst die kleine Änderung von *ὡς* zu *ὅπως* möchte ich im Hinblicke auf Xen. An. II 1 und V 1 für unnöthig halten. Nur an

wenigen Stellen wird die Ablehnung älterer Änderungsvorschläge manchem Leser nicht gerechtfertigt scheinen. Einer dieser wenigen Fälle sei hier angeführt. Der *ἀναίσθητος* (14. 18) ist imstande *ὕοντος τοῦ Διὸς εἰπεῖν· ἡδύ γε τῶν ἄστρων νομίζει, ὅτι δή (καὶ) οἱ ἄλλοι λέγουσι πίσσης*. Wie schon längst erkannt worden ist, haben wir offenbar zu schreiben: *„ἡδύ γε τῶν ἄστρων ὄζει“, ὅτε οἱ ἄλλοι λέγουσι „τῆς γῆς“*. Diese Vermuthung wird, glaube ich, zur Sicherheit erhoben durch ein Fragment des jüngeren Kratinos (II p. 298 Kock): *ἐνθύμει δὲ τῆς γῆς ὡς γλυκὺ ὄζει*; ähnlich bemerkt Xenoph. Cyn. 5. 3: *οἱ ὄμβροι οἱ γενόμενοι διὰ χρόνου ὀσμὰς ἄγοντες τῆς γῆς κτέ*, und spricht Plinius N. H. XVII 5. 53 (die Stelle hat schon M. Haupt angeführt) von dem *halitus divinus* der Erde nach einem Regen, *cui comparari suavitas nulla possit*.

In der Mittheilung und Aufnahme eigener Verbesserungsvorschläge haben die Herausgeber rühmliche Enthaltsamkeit geübt. 8. 14 nimmt Cichorius die inschriftlich gesicherte Namensform *Πολυπέρχων* auf. 28. 11 schreibt Immisch ansprechend *καὶ ⟨ἀ⟩κάκων δέ*. Die Ausschaltung der Worte *ὥστε δυσέντευκτος εἶναι καὶ ἀηδής* (19. 11) durch Immisch wird wohl allgemeine Zustimmung finden; ob nicht auch 7. 10 ff. (*καὶ ἑτέρας ἀρχὰς — χρηματίζοντας*) zu streichen ist? Bemerkenswert scheint mir auch die Lesung Meisters *οὐκ εἶναι ῥᾴδιον αὐτῶν εἰς τὸ γένος ὑποβάλλεσθαι* (19. 6) und namentlich seine Vertheidigung des Wortes *ἀναπίπτοντας* (19. 14, vgl. Athen. I 23 b u. ö.). Ob Ilberg mit seiner Vermuthung *λῦσαι τὰς βασιλείας* (26. 29) das Richtige getroffen hat, mag dahingestellt sein; jedenfalls ist sie weniger gewaltsam als frühere. Mit anderen Änderungen kann ich mich weniger befreunden, so wenn Immisch (16. 21) *ἑβδόμαις ⟨φθίνοντος⟩* für *ἑβδομάσι* schreibt; in einer so dunklen Sache bessern zu wollen, halte ich für misslich; übrigens berichtet Timaeus bei Ath. XII 522 c, dass — in Kroton, aber warum nicht auch ähnlich in Athen? — am 7. jeden Monats ein feierlicher Umgang stattfand (*ταῖς ἑβδόμαις περιέρχεται τοὺς βωμούς*).

Dass Wörter späterer Prägung, wie *χρηννύναι, ποσοῦν, πλεθρίζειν, κατοχεῖσθαι* beibehalten werden, ist in unserem Texte selbstverständlich. Aber auch die Form *Σαβάδιος* (16. 8), die Macrob. Sat. I 18. 11 und Apul. Met. VIII 25, p. 150, 11 (oder 213, 9) überliefert sein soll, scheint mehr als ein bloßer Schreibfehler zu sein. Vielleicht hätte es sich ferner empfohlen, den gerade in den guten Handschriften auftretenden Wechsel in der Darstellung beizubehalten. An dem Gebrauche des Indicativs neben dem Infinitiv dürfen wir keinen Anstoß nehmen; man vgl. die bei Petersen S. 81 angeführte Aristotelesstelle; auch haben die Herausgeber, wo es ihnen thunlich schien, den Indicativ beibehalten. Aber selbst da, wo der Zusammenhang die Einsetzung des Infinitivs zu fordern scheint, halte ich Vorsicht für geboten.

Wir werden zwar keinen Anstoß nehmen, wiederholt ein *φήσει* u. dgl. durch ein *φῆσαι* usw. zu ersetzen; aber um ein gut beglaubigtes *δανείζεται* (9. 4), ein *ταράττεται* noch dazu an einer offenbar lückenhaften Stelle (16. 17), ein einstimmig überliefertes *διηγεῖτο* (23. 3), ein *παύσαιτο* (19. 24; vgl. 20. 9) kurzweg als Schreibfehler zu bezeichnen, dazu müssten wir doch vorerst die Sicherheit haben, dass uns im großen Ganzen der Wortlaut des ursprünglichen Textes vorliegt. Dass dies aber nicht der Fall ist, wird erwiesen durch das Prooemium, die Zusätze, die zahlreichen Kürzungen und Lücken, die Definitionen und die nicht unbeträchtliche Zahl spätgriechischer Wörter. Die Herausgeber haben es leider abgelehnt, auf diese literargeschichtlichen Fragen einzugehen, offenbar weil die Ansichten der Einzelnen hierüber zu sehr auseinandergiengen. Nur das Prooemium und die verschiedenen Zusätze haben sie ausgeschaltet, während ihnen die Definitionen für echt zu gelten scheinen.

Die erklärenden Anmerkungen beschäftigen sich zuerst in eingehender Weise und zumeist erfolgreich mit den Definitionen und geben am Schlusse eines jeden Abschnittes eine Übersetzung, die „den Commentar gewissermaßen in nuce" bieten soll; unrichtig scheint mir 12. 13 die Wiedergabe der Worte *θύοντας καὶ ἀναλίσκοντας ἥκειν τόκον ἀπαιτήσων*, indem bei *ἀναλίσκοντας* nicht an den „Aufwand" beim Opfer, sondern an den Opferschmaus zu denken ist. Der ausführliche, sorgfältig abwägende Commentar geht keiner Schwierigkeit aus dem Wege. Die noch nicht geheilten Stellen werden als solche deutlich bezeichnet, wobei es nicht an Fingerzeigen für künftige Kritiker fehlt. So wird 28. 16 die Vermuthung Asts *ἀνδροφάγοι* als beachtenswert hervorgehoben, da *τὸ ὅλον* und *τινὲς* einen starken Ausdruck heischen; ich dachte einmal an *ἀνδροφόνοι*, indem mir die *ἀνδροφόνος Γνάθαινα* des Philippides (III 302 K.) in den Sinn kam; *Ἀνδροφόνος* heißt auch ein Lustspiel des Baton (Ath. IV 163 a). Ein von Holland angefertigtes Sachregister macht den reichen Inhalt der Anmerkungen erst recht nutzbar.

Die neue Ausgabe des „goldenen Büchleins" sei nicht nur den Philologen und Archäologen, sondern allen Freunden des Alterthums wärmstens empfohlen.

Troppau. Rudolf Münsterberg.

Die Germania des P. Cornelius Tacitus, herausgegeben von Joh. Müller. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Th. Christ. Mit einer Karte von Altgermanien. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1897. 8°, XII u. 41 SS. Preis geh. 24 kr., geb. 40 kr.

Die Einleitung gibt eine Skizze der Kämpfe Roms mit den Germanen bis auf Trajan und sieht den Zweck der Schrift darin,

für weitere Kreise eine wahrheitsgetreue und eingehendere Schilderung von dem Volke zu geben, das eine solche Gefahr für Rom bedeutete, und damit zugleich auch der langen Abwesenheit Trajans von der Hauptstadt zu einer gerechten Würdigung zu verhelfen. — Der Text, dem eine Disposition der Schrift vorausgeschickt ist und der die Inhaltsangaben der Capitel am Rande trägt, ist der Müller'sche vom Jahre 1884. Die wenigen bedeutenderen Abweichungen sind am Ende verzeichnet. Beigegeben ist ein sorgfältiges und trotz seiner Ausführlichkeit doch knapp gehaltenes Namensverzeichnis sowie eine Karte von Altgermanien um 100 nach Christi Geburt. Da Papier und Druck die Eigenschaften der rühmlichst bekannten Tempsky'schen Ausgaben aufweisen, so kann da, wo es sich um eine Einzelausgabe der Germania handelt, diese aufs beste empfohlen werden.

Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Dr. E. Pohlmey, Professor, und Hugo Hoffmann, Gymnasialoberlehrer. 28. Heft. Der Geschichtschreiber P. Cornelius Tacitus. Von Dr. Otto Wackermann, Professor am Kgl. Gymnasium in Hanau. Gütersloh, C. Bertelsmann 1898. 8°, 94 SS.

Der Schüler, der an Tacitus herantritt oder mit ihm bereits Bekanntschaft gemacht hat, findet in dem Büchlein alles, was auf des unvergleichlichen römischen Geschichtschreibers Leben, Schriften, Geschichtschreibung, seine politischen, philosophischen, religiösen Anschauungen sowie den Stil und das Schicksal seiner Schriften Bezug hat, ausführlich, mit Hingebung und Wärme geschildert, und die Darstellung bleibt fesselnd bis zum Ende. Im einzelnen werden bei einer Neuauflage sich Ausdrücke vermeiden lassen, wie S. 20 'entbrechen', S. 28 'auskömmlich', S. 45 'abständig', oder Härten, wie S. 23 'und ihm der von ihm adoptierte Trajan', S. 52 'mit dem Versuch des Civilis, mit dem römischen Oberfeldherrn zu verhandeln', S. 57 'vor Claudius, vor versammeltem Volke'. Auch wird wohl S. 52 Cerialis, S. 57 Caratacus, S. 66 statt Capri Capreä (Capri) zu schreiben sein. Doch das sind Kleinigkeiten, die den Wert des Buches, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen, nicht beeinträchtigen können.

Wien. Franz Zöchbauer.

Ciceros Rede für den Sex. Rescius aus Ameria. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Nohl. 2. verb. Aufl. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1897. Preis geh. 30 kr., geb. 50 kr.

In derselben Gestalt, in welcher Nohl bereits mehrere andere Reden Ciceros für den Schulgebrauch herausgegeben hat, erscheint nunmehr auch die Rosciana. Während die erste Auflage auch wissenschaftlichen Zwecken zu dienen bestimmt war, ist also jetzt der kritische Apparat fortgelassen, und auch an Stelle des Argumentum

erscheint eine deutsche Einleitung, die den Schüler zweckmäßig auf die Lectüre der Rede vorbereitet. Auch eine Gliederung der Rede wird an dieser Stelle gegeben. Doch während mir die sonstigen Beigaben sehr zweckmäßig und dem Unterrichte förderlich erscheinen, halte ich die Darbietung der fertigen und zwar sehr eingehenden Disposition des Aufbaues der Rede — wie sie sich allerdings auch in den übrigen von Nohl besorgten neueren Ausgaben anderer Reden findet — für keinen sonderlichen Gewinn, da es mir wünschenswerter erschiene, dass diese Disposition durch gemeinsame Arbeit der Schüler und des Lehrers erst gewonnen würde. Ein Anhang erklärt die Eigennamen und sachlich schwierigen Stellen mit bündiger Kürze. Der Text weist gegenüber der 1. Auflage Änderungen auf, von denen einige hier kurz angeführt werden mögen: §. 11 schreibt N. jetzt nach Luterbacher an jener bekannten verzweifelten Stelle: *sanguini iam finem sperant facturam*; die La. ist ganz sinngemäß, wenn sie auch paläographisch sich wohl kaum rechtfertigen ließe und in dieser Beziehung hinter Madvigs *dignissimam sperant futuram* jedenfalls weit zurücksteht, jedoch macht dies für eine Schulausgabe nicht viel aus. §. 24 stimme ich Nohl vollständig bei, wenn er Landgrafs schöne Vermuthung *emptio* ⟨*falsa*⟩ *flagitiosa possessio* in den Text aufnimmt. Die Concinnität fordert hier wohl ein Attribut zu *emptio*, und keines ist dem Sinne angemessener und paläographisch näherliegend als gerade *falsa*. — ib. jedoch ist das *ardere* der Hss. ungleich kräftiger und significanter als *audere*, wie Nohl mit Scheller schreibt. — §. 55 streicht N. jetzt das früher schon von ihm verdächtigte *inimicus* in dem Satze '*qua de causa huc inimicus venias*'; ich glaube, mit Unrecht, da das Wort ganz sinnentsprechend ist. — §. 77 wird von N. das vor *innocentibus* anaphorisch wiederholte *quod* — eine wirklich matte Anapher — ausgeschieden. Ob aber nicht hiemit vielmehr der jugendliche Cicero corrigiert wird? — §. 78 (nicht 77, wie es bei N. heißt!) schreibt er jetzt wieder mit der Vulg. *cur recusatis*? — §. 85 wird Nováks schöne Emendation *applicatus ad severitatem* (Vulg. *implacatus*) mit Recht in den Text aufgenommen. — §. 91 wird *eos* hinter *accuset* als Glosse gestrichen. Auch mir scheint, je mehr ich diese Stelle überdenke, eine Verderbnis des Textes vorzuliegen, die ich aber auf andere Weise beseitigen möchte. — §. 120 streicht N., Landgraf folgend, die Worte *cum de hoc quaeritur* ohne ausreichenden Grund, wie mir scheint. — Auch §. 124 lag m. E. kein genügender Grund vor, hinter *partem* ein *causae* einzuschieben (nach Kraffert): *vel maximam partem causae relinquo*. — Die äußere Ausstattung des Bändchens lässt, insbesondere was splendiden Druck anlangt, nichts zu wünschen übrig. Auch keinerlei Druckversehen ist mir aufgefallen.

Wien. A. Kornitzer.

1. Cornelius Nepos. Für Schüler mit erläuternden und eine richtige Übersetzung fördernden Anmerkungen versehen von Dr. Johannes Siebelis, weiland Prof. am Gymn. zu Hildburghausen. In 7. bis 11. Aufl. besorgt von Prof. Dr. Max Jancovius. 12. Aufl. von Dr. Otto Stange, Oberlehrer am Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden. Mit drei Karten. Leipzig, Teubner 1897. gr. 8°, X u. 166 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

2. Cornelius Nepos. Auswahl der wichtigsten Lebensbeschreibungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl Hoeber, Oberlehrer in Straßburg i. E. II. Commentar. Münster i. W., Aschendorff 1897. 8°, 48 SS. Preis kart. 50 Pf.

1. Dass diesmal volle zwölf Jahre zwischen dem Erscheinen zweier aufeinander folgenden Auflagen des altbewährten und allbekannten Siebelis verflossen sind, ist nicht etwa als ein ungünstiges Symptom für das Buch zu deuten: sind doch im letzten Jahrzehnt eine Reihe zum Theil allerdings vortrefflicher neuer Ausgaben des Nepos in den Wettbewerb um die Gunst der Schule eingetreten und haben — bisweilen nur durch den Reiz der Neuheit — erbgesessene Vorgänger aus ihren Domänen verdrängt. Aber die heilsame Bewegung auf dem Gebiete der altsprachlichen Unterrichtsliteratur ist auch nicht ohne Wirkung auf Siebelis' Nepos geblieben. Der Bearbeiter der 12. Auflage, der an die Stelle des Herausgebers der 7. bis 11. Auflage getreten ist, hat es verstanden, dem alten Buche eine neue Gestalt zu geben. Zunächst ergab die Durcharbeitung der neuestens bedeutend angewachsenen Literatur über Nepos und der äußerst verdienstlichen Jahresberichte von Gemss eine beträchtliche Anzahl von Änderungen im Texte des Schriftstellers, über die Stange im einzelnen referiert. Wichtiger noch ist die Umgestaltung des Commentars: Inhaltsangaben sind für jedes Capitel hinzugefügt, Verweisungen auf andere Stellen des Commentars sind weggefallen, nur das, was für das unmittelbare Verständnis des Schülers von Wichtigkeit ist, blieb bestehen. Dass unter solchen Umständen der sprachliche Index beseitigt wurde, ist zu billigen, da der Lehrer, für den derselbe bestimmt war, sich anderweitig über den Sprachgebrauch des Schriftstellers rathserholt. Die Beigabe von 'allgemeinen Bemerkungen zur Erleichterung der Übersetzung und zum Verständnis der Ausdrucksweise bei Nepos' würde Ref. billigen, wenn dieselben etwas reichlicher ausgefallen wären. Mit den zwei Seiten füllenden Aphorismen ist für die Erleichterung der Übersetzung wenig gethan; hingegen dürften die Abweichungen des Nepos von den dem Schüler geläufigen Formen und syntaktischen Regeln ausreichend zusammengestellt sein. — Angehängt sind drei Kartenskizzen: Griechenland, Vorderasien, Besitzungen der Römer und Carthager im Zeitalter der punischen Kriege. — Im ganzen wird man anerkennen müssen, dass Siebelis' Nepos eine zeitgemäße Umarbeitung erfahren hat, so dass dem Buche der gute alte Ruf auch in Hinkunft gewahrt bleibt.

2. Die Auswahl, zu welcher vorliegender Commentar gearbeitet ist, enthält die 14 gelesensten Vitae des Nepos: Miltiades, Themistocles, Aristides, Pausanias, Cimon, Alcibiades, Lysander, Thrasybul, Conon, Epaminondas, Pelopidas, Agesilaus, Hamilcar und Hannibal. Die Noten sind mit strenger Berücksichtigung der Vorkenntnisse des Schülers, der mit Nepos seine lateinische Schriftstellerlectüre beginnt, abgefasst, d. h. sie enthalten nicht nur möglichst elementar gehaltene sachliche und grammatische Bemerkungen, sondern ersetzen auch das Wörterbuch. Was der Schüler benöthigt, wird ihm unmittelbar geboten, nur selten allzu unmittelbar; so wenn es zu Hann. 2, 6 heißt: 'si quid amice de R. cogitabis: wenn du irgendwie freundliche Absichten gegen die R. hegst'. Hier würde doch besser die Phrase 'aliquid amice cogitare' herausgehoben. Allein derlei findet sich in der Regel doch erst in der zweiten Hälfte, offenbar in der Voraussetzung, dass nunmehr der Schüler hinlänglich geübt ist, um Redensarten selbständig aus dem Contexte auszulösen. Im übrigen hat H. in Maß und Form der Anmerkungen das Richtige getroffen.

Titi Livi Ab urbe condita libri. Eine Auswahl des historisch Bedeutsamsten. Herausgegeben von Dr. Alfons Egen. Commentar zum 2. Bändchen: Lesestoff aus der 3. Decade. Bearbeitet von Dr. Josef Heuwes, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Warendorf. Münster i. W., Aschendorff 1897. 8°, 158 SS. Preis 1 Mk. 25 Pf.

Wenn Ref. in dieser Zeitschrift 1897, S. 1098, gelegentlich der Anzeige der von Egen verfassten Chrestomathie aus Livius sich äußerte: 'Ist erst der in Aussicht gestellte Commentar erschienen, dann wird Egens Chrestomathie auch für unsere Schulen verwendbar; Ref. räth alsdann, namentlich das zweite Bändchen für Zwecke der Privatlectüre auszunützen', so ist damit ein Fingerzeig gegeben, wie sich derselbe Egens Auswahl an unseren Schulen verwendet denkt: unsere Schulausgaben des Livius — die vom Ref. besorgte nicht ausgenommen — sind zu wenig umfänglich, um für alle Bedürfnisse der Privatlectüre auszureichen. Da nun gerade die im 2. Bändchen des Egen'schen Textes enthaltene Partie nur zum geringen Theile Gegenstand unserer Schullectüre sein kann, anderseits aber inhaltlich — zweiter punischer Krieg! — wie nicht leicht ein anderer Abschnitt des Livianischen Geschichtswerkes im wesentlichen vom Schüler gelesen zu werden verdient, so glaubte sich Ref. zu der gedachten Bemerkung berechtigt. Der Commentar zum 2. Theile ist nun erschienen (der zum 1. und 3. ist in Vorbereitung) und seiner ganzen Anlage nach geeignet, den Schüler, der auf die Mithilfe des Lehrers verzichten muss, rasch vorwärts zu bringen. Die Noten sind zahlreich, doch durchwegs knapp gefasst; um Weitläufigkeit zu vermeiden, werden häufig Wendungen und einzelne Wörter in präciser Übersetzung wiedergegeben; grammatische Bemerkungen sind fast ausgeschlossen, wie denn über-

haupt eine gewisse Reife des sprachlichen Verständnisses mit Recht vorausgesetzt wird. Selten sind Verweisungen auf andere Stellen der Chrestomathie.

Präparation zu Lhomond, viri illustres. Von Kirschmer, Oberpräceptor. I. Heft. Gruppe 1—4: Nr. I—XL. Stuttgart, Kohlhammer 1897. gr. 8°, 32 SS. Preis 40 Pf.

Das Büchlein bringt die Vocabeln zu Lhomonds Viri illustres nach der Reihenfolge, wie sie im Texte erscheinen; es soll damit dem Schüler der Gebrauch des Lexikons erspart werden. Constructionsverhältnisse werden hie und da angegeben, auch Phrasen verzeichnet. Von etymologischen Notizen finden sich wenige. Die Einführung von Quantitätszeichen wäre erwünscht. Dass Ref. sich im übrigen mit dem Vorgange K.s nur einverstanden erklären kann, ergibt sich aus dem nach gleichen Grundsätzen von ihm gearbeiteten Vocabular zu Schmidt-Gehlens Memorabilia. Wien 1895. 2. Aufl. 1898.

Lateinische Schulgrammatik nebst einem Anhange über Stilistik für alle Lehranstalten von August Waldeck, Prof. am Gymnasium zu Corbach. 2. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus 1897. gr. 8°, IX u. 197 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Waldecks lateinische Grammatik ist zu bekannt, um an dieser Stelle noch einer eingehenden Charakteristik zu bedürfen. Es genüge, die Erweiterungen und Änderungen, die dieselbe in 2. Auflage erfahren, zum Theile zu notieren. Im allgemeinen sei bemerkt, dass das Buch sich so sehr im ganzen gleich geblieben ist, dass nach dem Geständnisse des Verf.s die Brauchbarkeit der 2. neben der 1. Auflage nicht beeinträchtigt ist. In der That haben wir es zumeist mit Erweiterungen zu thun, die überdies so eingerichtet sind, dass sie der Lehrer, der sie für unnöthig hält — Ref. gehört nicht zu diesen — ohne Störung übergehen kann. Der Verf. kehrt so zum guten alten Herkommen zurück, wie man besonders aus den Zuthaten, die jetzt nach allgemein üblicher Einrichtung Einleitung und Anhang bilden, ersehen kann. Gleicher Art sind die neuen Zusätze über den Genetiv auf -um statt -orum, über das Genus der Städtenamen auf -us, über Defectiva und Indeclinabilia, wozu endlich noch ein vollständiges Verzeichnis der Präpositionen mit ihren hauptsächlichsten Bedeutungen und entsprechenden Beispielen kommt. Indem Ref. andere Einzelheiten übergeht, hebt er nur noch zwei wertvolle Neuerungen hervor, um sie der Beachtung der Collegen angelegentlich zu empfehlen. Die eine betrifft Stellung und Benennung der bisherigen 4. Conjugation. Der Verf. lässt dieselbe an Stelle der bisherigen 3. Conjugation treten, bezeichnet sie aber in herkömmlicher Weise als 4. Conjugation, da sie als 3. gezählt Verwirrung hervorrufen müsste, wenn sie nicht gleichzeitig auch in den Übungsbüchern und Lexicis als solche gezählt würde.

Ref. glaubt wiederholt (vgl. Zts. f. d. österr. Gymn. 1891, S. 1079) auf die didaktischen Vortheile dieser Anordnung hinweisen zu müssen, da dieselbe nach seiner Erfahrung trotz des gleichen Vorganges Stegmanns und Landgrafs nirgend in Verwendung kommt, ja vielleicht kaum gekannt wird. Ein zweiter Punkt wäre die 'Zusammenstellung der wichtigeren Musterbeispiele' als Anhang III. Hier ist in 114 Sätzchen eine Syntax in nuce gegeben, die sich jeder Schüler zum bleibenden, stets paraten Eigenthum zu machen hätte; ein Noth- und Hilfsbüchlein, 'Hauptregeln der latein. Syntax' betitelt, hätte beim Gebrauche dieser Sammlung in Hinkunft zu entfallen.

Zum Schlusse glaubt Ref. alle Collegen, die W.s Grammatik noch nicht kennen, einladen zu müssen, dieselbe mit ihren eigenartigen Vorzügen in vorliegender 2. Auflage zur Kenntnis zu nehmen. Auf wie solider Grundlage dieselbe ruht, zeigt des Verf.s 'Praktische Anleitung zum Unterrichte in der lateinischen Grammatik'.

Wien. J. Golling.

Griechische Alterthümer von G. F. Schoemann. 4. Aufl. neu bearbeitet von J. H. Lipsius. I. Band. Das Staatswesen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1897. 8°, 600 SS.

Unter den Handbüchern der griechischen Alterthümer hatte das Schömann'sche von Anfang an seinen hervorragenden Platz als das bei aller Gründlichkeit gefälligste und anmuthendste behauptet. Sollte ihm dieser Platz auch jetzt noch erhalten bleiben, so war selbstverständlich eine gründliche Umarbeitung nothwendig. Dass diese einem so hervorragenden Kenner und sorgfältigen Forscher anvertraut wurde, wie es der Bearbeiter des Attischen Processes ist, sichert dem Buche von vornherein die Sympathie der Fachgenossen, und beruhigt durch den bloßen Namen über seine Verwendbarkeit. Eingehende Beschäftigung mit dem Werke rechtfertigt denn auch jedes günstige Vorurtheil. Unter Beibehaltung der ursprünglichen Anlage des Buches sind so zahlreiche und tief einschneidende Änderungen im einzelnen vorgenommen und mit so wohl erwogener Rücksicht auf die Ergebnisse der neueren Forschung, dass man wohl sagen darf, der Versuch sei gelungen, den neuen Wein in die alten Schläuche zu füllen. Die sorgsame, Bewiesenes von Wahrscheinlichem überall streng scheidende Bearbeitung wie der sichere Takt in der Entscheidung von Meinungsverschiedenheiten berührt ebenso wohlthuend wie der Mangel zu weit getriebener Skepsis. In den Anmerkungen, deren Umfang im Gegensatze zu allen anderen Darstellungen des gleichen Gegenstandes ein geringer ist, wird mit sicherer Auswahl das Wesentlichste aus den Quellen citiert, von einschlägigen Untersuchungen nur das Entscheidende oder dasjenige, was die abgewiesene Meinung darlegt. Auch dieser Vorgang liegt im Interesse des Leserkreises eines Buches, das vorwiegend Lehrbuch sein soll.

Der vorliegende erste Band, der das gewöhnlich als Staatsalterthümer bezeichnete Gebiet umfasst, enthält gegen die 3. Auflage die einschneidendsten Veränderungen in der Darstellung der athenischen Alterthümer, für die ebenso die Inschriften wie Aristoteles' πολιτεία Ἀθηναίων verwertet sind, die letztere namentlich mit gebürender Schätzung dieser wichtigen Quelle. So ist erfreulicherweise die Historicität der drakontischen Verfassung festgehalten. Es ist kaum zu vermeiden, dass bei so sorgsamer Durchprüfung des Details und seiner Darstellung auf immerhin beschränktem Raume die Gesammtauffassung nicht immer zu ihrem Rechte gelangt, oder vielmehr eine gewisse Zurückhaltung gegenüber nicht stricte bewiesenen Auffassungen, die dennoch einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht entbehren, bemerkbar ist. Wie ein Anachronismus berührt in einem Lehrbuch der Staatsalterthümer das aus der alten Auflage herübergenommene Capitel „Bürgerliche Sitte und Lebensweise", obgleich nicht zu leugnen ist, dass darin mehrfach Dinge abgehandelt sind, die in die Staatsalterthümer gehören, freilich ebenso andere, die nicht hineingehören. Jedenfalls steht die Systematik der Disciplin nicht mehr auf der Stufe, um an irgendeiner Stelle ein solches Bild einfügen zu lassen.

Im ganzen aber haben wir das Erscheinen dieser nun neuesten Bearbeitung der Staatsalterthümer, deren Gründlichkeit, Sachkenntnis und Gefälligkeit über jedem Zweifel stehen, auf das lebhafteste zu begrüßen und müssen den Wunsch aussprechen, das Werk in den Händen unserer Studierenden und in den Bibliotheken unserer Gymnasien zu sehen.

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des griechischen Gerichtsverfahrens und des griechischen Rechtes von Gustav Gilbert. Sonderabdruck aus dem 23. Supplementband der Jahrbb. f. class. Phil. Leipzig, Teubner 1896.

Unter diesem Titel sind drei Abhandlungen zum griechischen Rechte und zu seiner Geschichte vereinigt. Die erste behandelt die Entstehung und Entwicklung des griechischen Gerichtsverfahrens und des griechischen Rechtes und bemüht sich zu zeigen, dass es ursprünglich eine Criminalgerichtsbarkeit, deren Träger die gesammte Volksgemeinde war, nur solchen Delicten gegenüber gab, die ein gemeinsames, also öffentliches Interesse verletzten, und dem verletzten Privatinteresse nur die Selbsthilfe zugebote stand, dass es erst einer weiteren Entwicklung bedurfte, um die staatliche Gewalt auch gegen diese Delicte in Bewegung zu setzen. Ebenso sei in civilen Streitsachen ursprünglich nur die Selbsthilfe möglich gewesen, die somit praktisch ein Recht des Stärkeren involvierte, bis sich durch Compromittieren auf eine schiedsrichterliche Autorität auch hier allmählich eine Jurisdiction entwickelte, indem zum Schiedsrichter eine officielle Persönlichkeit — ursprünglich der König — bestellt wurde. Dies wird an den Delicten des Mordes,

Raubes, Diebstahls und Ehebruchs, an Rechtsverhältnissen und aus ihnen entspringenden Streitigkeiten, wie Kauf, Pacht, Lohn, Darlehen, Bürgschaft und Depositum dargethan. Im allgemeinen wird man diesen Gang der Entwicklung gewiss nicht bestreiten können; nur wäre eine schärfere chronologische Abgrenzung der einzelnen Stadien dieser Entwicklung dasjenige, was noththäte und unsere Kenntnisse über den Bereich dessen hinaus erweiterte, was auch a priori angenommen werden kann. Instructiv ist ferner eine sich anschließende Würdigung der Beweismittel im griechischen Processe, sowie die Fixierung einzelner Rechtsprincipien bei der Jurisdiction. Die Abhandlung schließt mit einem Ausblick auf die allmähliche Uniformierung der particulären, in Griechenland giltigen Rechtsordnungen.

Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit der Entwicklungsgeschichte der athenischen Blutgerichtsbarkeit und bespricht zunächst das drakontische Gesetz; ohne zureichende Gründe werden eine Reihe blutrechtlicher Bestimmungen, die in der erhaltenen Inschrift fehlen und bei Demosthenes erwähnt werden, als nicht dem Drakon gehörig ausgeschieden. Dann gelangt der Verf. zu dem Schlusse, dass der Areopag das einzige Blutgericht vor Drakon gewesen sei, Drakon die Epheten eingesetzt und ihnen ebenso die gesammte Blutgerichtsbarkeit, also auch die über vorsätzlichen Mord eingeräumt habe, und dass erst Solon dem Areopag wieder einen Theil der Blutprocesse zurückgegeben habe. Auch die Einrichtung der fünf Mahlstätten wäre frühestens solonisch. Von diesen Thesen kann höchstens die über die Einrichtung der Epheten durch Drakon richtig sein, die Mahlstätten sind zweifellos ebenso wie die Unterscheidung zwischen den Arten der Tödtung vordrakontisch.

Auch die dritte Abhandlung, zur Entwicklungsgeschichte des griechischen Blutrechtes überschrieben, enthält nicht durchwegs annehmbare Resultate. Sie behandelt die ältesten Arten der Auffassung des Mordes und des Mörders und bespricht den Wandel derselben in Attika, sowie die nach dem Verf. erst seit Drakon übliche Unterscheidung der Tödtungsdelicte, besonders eingehend die schwierige Frage der *βούλευσις*.

Felix Staehelin, Geschichte der kleinasiatischen Galater bis zur Errichtung der römischen Provinz Asia. Baseler Doctordissertation. Basel 1897. 8°, 104 SS.

Eine frisch und klar geschriebene Arbeit, deren Thema so erwünscht ist, wie seine Ausführung gelobt werden muss. Denn für die Aufhellung der Geschichte Kleinasiens vom Tode Alexanders bis zur Römerherrschaft ist, sowohl was Forschung als auch was Lehre betrifft, nichts dringender als die gesonderte Darstellung der Geschichte einzelner Reiche oder Völkerstämme, deren Entwicklung in den synchronistischen Gesammtdarstellungen häufig genug nicht hinreichend hervortritt. Die gallische Geschichte auf

kleinasiatischem Boden zu verfolgen und gesondert darzustellen, musste nebst der Wichtigkeit des Gegenstandes die mannigfache Aufklärung einladen, die in den letzten Jahren die pergamenischen Funde wie gelegentlich auch andere epigraphische Denkmäler geliefert haben. Bleibt auch so noch wegen der Zerrissenheit der Überlieferung manches im unklaren, so konnte doch gerade ein an Umfang verhältnismäßig geringer Stoff auf kleinem Raume erschöpfend dargestellt werden. In einem einleitenden Capitel werden die ersten Einfälle der Kelten in die Balkanhalbinsel besprochen und dabei offenbar richtig der Zug gegen Delphi auf das Ende des Jahres 279 fixiert, sowie die weniger sichere Vermuthung aufgestellt, dass das von Pausanias 10, 20, 5 erwähnte Hilfsheer gegen die Barbaren, das Antiochos geschickt haben soll, ein Hilfscorps der Stadt Magnesia an Mäander gewesen sein soll. Im zweiten Capitel wird die Geschichte der Galater in Kleinasien während der ersten 40 Jahre behandelt, die Hilfe, die sie dem Nikomedes von Bithynien geleistet hatten, der erste syrische Krieg, die Lage der Stadt Erythrae (mit Benützung der Auseinandersetzungen von Gäbler), der Sieg des Antiochos, die Verwicklungen mit Heraklea am Pontos. Das dritte Capitel behandelt den Conflict mit Pergamum und seine nächsten Consequenzen, sorgsam mit reicher Benützung der pergamenischen Inschriften gearbeitet, wobei auf die Geschichte einzelner kleinasiatischer Städte manches Licht fällt. Das vierte Capitel, Land und Volk der Galater um 200, entwirft ein Bild der Bevölkerung und der Verfassung und identificiert die in der Protogenesinschrift von Olbia als Feinde erwähnten Galater mit den kleinasiatischen. Das fünfte Capitel betitelt sich: Der Feldzug des Cn. Manlius Vulso und die Unterwerfung der Galater unter das pergamenische Reich, und gibt eine vortreffliche Geschichte jener Ereignisse, bereichert durch die Vermuthung, dass die bei Nepos Hannib. 13, 2 erwähnten libri Graeco sermone confecti, die Hannibal an die Rhoder über den Zug des Vulso geschrieben haben soll, dazu bestimmt waren, die Rhodier in ihrem Argwohn zu bestärken, dass die Bändigung der Galater ihren Wünschen entgegen zum Vortheil des Eumenes geschehen sei. Das sechste Capitel bespricht die Befreiung der Galater durch Rom und Galatien als römischen Clientelstaat. Es behandelt unter anderem auch die Briefe des Eumenes II. und Attalos II. an die Priester von Pessinus. Für den Zug des Manlius kommt jetzt noch A. Körtes Abhandlung im 22. Bande der Athen. Mittheilungen in Betracht, die der Verf. nicht mehr benützen konnte.

Die Bestellung der Beamten durch das Los. Historische Untersuchungen von B. Heisterbergk. Berlin, Calvary 1896. (= Berliner Studien für classische Philologie und Archäologie. 16. Band 5. Heft.) 8°, 119 SS.

Die unzweideutige Nachricht des Aristoteles in der Schrift vom Staate der Athener, dass die Archonten, welche ursprünglich

gewählt worden waren, seit Solon aus 40 erwählten Candidaten erlost wurden, dass diese Art der Bestellung in den Verfassungswirren nach Solon wieder abkam und im Jahre 487/6 in der Art wieder erneuert wurde, dass die Erlosung aus 500 von den Gemeinden gewählten Candidaten erfolgte, hätte von Meyer und Beloch nicht bestritten werden sollen. Der Verf. der vorliegenden Schrift setzt sie in einer Polemik gegen die genannten Gelehrten wieder in ihr gutes Recht. Auf dieser Grundlage bespricht er Ursprung und Function des Loses als politischer Einrichtung überhaupt. Mit Rücksicht auf die Erlosung der Rathsherrenstellen in der drakontischen Verfassung gelangt H. unter Bekämpfung der Theorie von Fustel, dass das Los eine ursprünglich sacrale Function, die Einholung des göttlichen Willens, gehabt habe, zu der Deutung. dass naturgemäß die älteste Verwendung des Loses in den politischen Institutionen dort eintrat, wo zwischen gleichem Anspruch und gleicher Berechtigung entschieden werden soll, wo also das öffentliche Interesse durch die Zuwendung des Amtes an eine bestimmte Person nicht berührt wird. Daher hat das Los seine Stelle auch überall dort, wo ein Turnus der Ämterbekleidung unter den Berechtigten besteht, und die Reihenfolge gleichgiltig ist. Eine solche Function hat das Los schon in vorsolonischer Zeit, in der es jedoch nach der Meinung des Verf.s nur für den Rath, nicht für die Magistratur galt. H. versucht den Nachweis, dass Solon Wahl und Los (bei der Archontenbestellung) zusammen eingeführt habe, ohne dass eine dieser beiden Bestellungsformen für sich vorhergegangen wäre. Die Bedeutung dieser Art der Archontenbestellung erkennt er darin, dass dem Volke durch die Vorwahl das Recht der Bestimmung der Qualität der Beamten gegeben, durch die folgende Erlosung aber die Bestimmung der Personen selbst genommen sei. Sehr richtig wird dabei die auch schon von anderen ausgesprochene Meinung dargelegt, dass das Los an sich weder aristokratisch noch demokratisch sei, sondern in beiden Verfassungsformen für deren Principien verwendet werden kann. Für die Abschaffung der Vorwahl und die Einführung der reinen Erlosung hält der Verf. die Eröffnung des Zutrittes aller Bevölkerungsclassen zum Archontat für maßgebend, weil nun die Zahl der in gleicher Weise Berechtigten so groß geworden war, dass eine Einschränkung der zuzulassenden Personen durch Vorwahl das Recht des einzelnen auf das Amt illusorisch gemacht hätte, andererseits aber das Recht der Gesammtheit auf die Bestellung der Beamten sich in das Recht jedes einzelnen, bestellt zu werden, aufgelöst hatte. Die Gleichzeitigkeit der Abschaffung der Vorwahl und der Eröffnung des Zutrittes zum Archontate für alle Bürger ist aber eine Supposition, die sich schwer beweisen lassen wird, und die, wenn wirklich den Theten nach einer oft besprochenen Aristotelesstelle dieser Zutritt formell nie eröffnet worden ist, sogar unmöglich ist. — Der Anhang reproduciert eine bereits im 49.

Bande des Philologus veröffentlichte Abhandlung des Verf.s über die römische provincia, welche den Begriff als eine durch Auslosung erworbene amtliche Competenz fixieren und das Wort auch etymologisch als das durch das Los Gewonnene erklären will.

Wien. Emil Szanto.

Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte von Mich. Bernays. II. Band. Zur neueren Literaturgeschichte. Leipzig, G. J. Göschen 1898. 8°, X u. 394 SS. Preis 9 Mk.

Dem ersten Bande von Bernays' Schriften (s. diese Zeitschr. 1895, S. 981) folgt nunmehr ein zweiter, welcher zugleich einen letzten Gruß des Dahingeschiedenen und ein pietätvolles Weihegeschenk Erich Schmidts bildet, der ihn zum großen Theile erst aus den nachgelassenen Papieren zusammenstellte, eine sichtende Auswahl gab, sie mit einem kurzen, schlichten Nachrufe einbegleitete und mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Autors zierte. Wie seine Rede über Goethes Farbenlehre ist auch sein ureigenstes Wirken verklungen, das ungerne mit der Feder festhielt, was dem nie versagenden Gedächtnisse in der persönlichen Freude des lebenden Wortes aus beredtem Munde entströmte. Was auch die im Vorworte mitgetheilte Adresse an literarischen Ruhmesthaten aufzählt, wie viel auch ein dem Bande beigegebenes, von Witkowski ausgearbeitetes Schriftenverzeichnis von Arbeiten und Studien zu nennen weiß, die größte abschließende That, den „Homer in der Weltliteratur" hat neben manch anderem Plane das Schicksal uns vorenthalten.

Der vorliegende Band bringt sieben zum größten Theile bekannte Aufsätze. Aber mit erneutem Vergnügen begegnet man gerade den kurzen, einheitlichen und vom wärmsten Gefühle durchdrungenen Studien wieder. Dem Tode Herzog Leopolds von Braunschweig bei Rettung ertrinkender Menschen, eine That, die vom Standpunkte der Humanität als Heldenstück gefeiert, vom Standpunkte vergleichender Wertschätzung von Menschenleben als Wagestück und unberechtigte Aufopferung missbilligt wurde, entgegengesetzte Auffassungen, welche auch heute noch trotz historischer Forschung beiderseits zulässig sein können, geht Bernays in seinen literarischen Wirkungen nach, die sich aus öden Niederungen auf die Höhe Herder'scher und Goethe'scher Dichtungen erheben; der Forscher, der so schön die Herrlichkeiten der ersten Voss'schen Odysseeübersetzung erschlossen, weiß auch ein kleines Epigramm in seinem Werden aus Lesarten heraus geistig erstehen zu lassen, und aus schlechten französischen Akademiedichtungen hört sein feines Ohr die Töne der nahen nationalen Befreiung. Wie Kleines zum Großen wird, durch die Kunst der Betrachtung, jene vielbewunderte Meisterschaft des Verf.s, kann nicht besser als an den Aufsätzen „Über ein Goethe'sches Motto" und „Ein unpatriotischer

Vers Goethes“ studiert werden. Kleine Abänderungen hat die Studie „Friedrich Schlegel und die Xenien“ erfahren, die einst pfadweisend den nunmehr vorliegenden wissenschaftlichen Ausgaben der Herder'schen Werke und der Schlegel'schen Jugendschriften vorarbeitete. Ein Druckfehler S. 228, Z. 8 „und“ für „das“ ist zu verbessern. Zu den schriftstellerisch wohlgerundesten Arbeiten B.s zählen die zwei Charakteristiken, die er Caroline und Jacob Grimm gewidmet hat. Was er vom Letzteren sagt, wird zum Theile auch Selbstporträt und die nachfolgenden Sätze gehören auch unter das Bild von Jacob Bernays: „Die gewaltigsten Lehrmeister, die unter den Menschen auftreten, sind wohl solche, die selbst immer lernend vorwärts schreiten. Sie wissen nichts von einem Stillestehen, von einem Ausruhen; für sie gibt es keinen Abschluss. Sie begnügen sich auch nicht mit der Wahrnehmung und Darstellung dessen, was als abgeschlossen ihnen vors Auge tritt. Verborgene Bezüge zwischen den Erscheinungen werden ihnen offenbar... Indem sie das Werden verfolgen, entdecken sie das Gesetz. Ihr Lernen ist ein fortwährendes Erkennen, ein immer sich erweiterndes Anschauen... Nur selten sprechen sie ein letztes Wort, das eine weit angelegte Untersuchung gebieterisch abschließt; oft genug aber sprechen sie ein erstes, das die Forschung verheißungsvoll eröffnet. Nicht immer können sie daher ihre Schriften als etwas Fertiges hinstellen oder sie gefällig abrunden. Nicht immer gelingt es, die meist noch nie bearbeiteten Stoffmassen, die sich hier zusammendrängen, so günstig zu ordnen und so kunstmäßig zu gliedern, dass sie zu leichter Übersicht sich auseinanderlegen oder zu mühelosem Genusse einladen. Aber aus diesen Werken strömt die Fülle lebenskräftiger Anregung.“

Solche Sätze muss man sich gegenwärtig halten, wenn man die große neue Abhandlung „Die deutsche Literatur in der Schweiz“, welche den Band eröffnet und von Bernays selbst noch zum Drucke befördert worden ist, würdigen will. An Baechthold angeschlossen, wird hier eine in ihren Materialien schier unübersehbare Sammlung von Excursen gegeben. Skizzenhaft wird die Stellung und Schätzung der Schaubühne in Literatur und Rechtgebung entwickelt, ein Thema, das vielfach bereits angegangen — neuerdings mit ganz ungenügendem Materiale in Max Burckhards „Das Recht der Schauspieler“ (1896) — aber noch nie entsprechend ausgearbeitet wurde. Des hübschen Buches von Maugras „Les comédiens hors la loi“ (1867) gedenkt Bernays in einer Anmerkung. Aber eine reiche Ausbeute wäre noch an juridischen Dissertationen und Tractaten älterer Zeit zu gewinnen. Ich nenne beispielsweise Guilielmus Backer: Disputatio de his qui notantur infamia, Lugduni Batavorum 1725, oder Nicolaus Harres: Libellus de comoediis et tragoedijs (1691). — Eine ausführliche Charakteristik Zwinglis und Tschudis wird eingeflochten. Besonders eingehend verbreitet B. sich über Bodmer, dem er vollkommen gerecht zu werden sucht, indem er mit sicherer

Hand Klärung in Mörikofers Berichte bringt, besonders durch das Studium der verschiedenen Gottsched'schen Vorreden. Und Bernays' Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare erhält hier ein kleineres Gegenbild in Bodmers Verhältnisse zum Texte und der Kritik des Verlorenen Paradieses. In Anmerkungen gibt er Anregungen, wie zu einer dringend nothwendigen Ausgabe Hagedorns, und fordert zum Studium der Wieland'schen Varianten auf, dessen Jugendentwicklung im Anschlusse an Bodmer und Milton er klarlegt. Eine andere Studie, dem Euphorion zugedacht, bricht leider unvollendet ab. Der Vortrag Schippers über Wolfe regt ihn an, seinen versteckten Beziehungen zu Goethe nachzugehen und sie über ein Stück Maturins, Colridges Kritik und Byron hinüber zu verfolgen. Es offenbart sich auch im letzten Fragmente der große, umfassende Blick des Forschers.

Wien. A. v. Weilen.

Goethe und das classische Alterthum. Die Einwirkung der Antike auf Goethes Dichtungen im Zusammenhange mit dem Lebensgange des Dichters dargestellt von Dr. Franz Thalmayr. Leipzig, Gustav Fock 1897. 8°, 185 SS.

Es ist ein pädagogisch-didaktischer Lieblingswunsch des Ref., den er im vergangenen Jahre andeutungsweise auch in dieser Zeitschrift (S. 226 f.) ausgsprochen hat, dass der Unterricht in der deutschen Literatur und die deutsche Lectüre besonders in den obersten Classen unserer Gymnasien stete Rücksicht nehme auf die Lectüre der altclassischen Schriftwerke, sich bemühe, die zahlreichen Beziehungen, die von den vornehmsten Werken unserer schöngeistigen Literatur zur Antike hinüberführen, aufzuhellen, zu zeigen, wie sehr die ästhetischen Ideale unserer Classiker und die von diesen angewendeten Darstellungsmittel durch die Antike beeinflusst sind. Von den Schlag- und Stichworten der Moderne umtost, Zeugin, wie die Zeit, in der wir leben, nach völlig selbstständigem Ausdrucke auf allen Gebieten künsterischen Schaffens ringt und, mehr tastend als zielbewusst, sich hierbei der verschiedenartigsten Darstellungsformen bedient, verfällt unsere erst heranreifende Jugend nur zu leicht der maßlosen Unterschätzung aller auf der Antike fußenden Bildungswerte. Es hat dies seinen Grund zumeist darin, weil es selbst unseren reiferen Schülern so schwer wird, den gewaltigen Einfluss, den die Antike auf das Geistesleben gerade unserer bedeutendsten Männer genommen hat, sich auch nur annähernd klar zu machen. Um diesem Übelstande zu begegnen, sollte die altclassische Lectüre und der deutsche Unterricht auch auf der Oberstufe handinhandgehen. Der Schüler muss von dem quälenden Gedanken befreit werden, dass die Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache als solcher Selbstzweck

sei und nicht vielmehr nur das Mittel, um zum geistigen Genusse der antiken Musterwerke und zum Erfassen des antiken Schönheitsideales einerseits, und zum klaren Erfassen und Verständnisse unserer deutschen classischen Dichterwerke andererseits zu gelangen. Ist ihm diese Erkenntnis beigebracht, so wird er mit mehr Ergebenheit die Mühsal der Erlernung der classischen Sprachen tragen, wird aber auch mit helleren Augen die deutschen classischen Meisterleistungen betrachten und die Antike als Führerin zum Guten und Schönen erst recht schätzen lernen. Es ist also eine Art Concentration des altclassischen und des deutschen Unterrichts nach der ideellen und formalen Richtung hin, der ich das Wort rede, damit der Zustand vornehmthuender Isoliertheit, in dem diese zwei Unterrichtsgegenstände auf der Oberstufe unserer Gymnasien leider stehen, zum Heile beider Fächer und im Interesse der Wertschätzung der Antike aufhöre. Natürlich müsste, falls das Französische, wenn auch nur als relativ obligater Lehrgegenstand, an einer Anstalt eingeführt ist, auch die französische Lectüre in diese Concentration einbezogen werden.

Und an wessen Werken ließe sich die harmonische gegenseitige Durchdringung deutschen und antiken Bildungsinhaltes besser würdigen und erläutern als an den classischen Schöpfungen Goethes, in dem sich das unantastbare Bildungsideal des deutschen Volkes verkörpert? Einen dankenswerten Versuch in dieser Richtung hat nun Thalmayr in seinem oben erwähnten Buche unternommen. Ziel der Arbeit ist, wie der Verf. S. III sagt, „auf die zahlreichen und vielseitigen Einflüsse hinzudeuten, welche die Antike auf Goethes Dichtungen nach Inhalt und Form ausgeübt hat, sowie aus dem Zeugnisse seiner eigenen Worte den Nachweis zu liefern, dass Goethes tiefe Geistesbildung zum größten Theile auf der Grundlage classischer Studien beruht, und dass er den trauten Verkehr mit allem, was aus dieser Quelle stammt, mit liebevoller Theilnahme bis in seine spätesten Lebenstage unterhalten hat“. Die Untersuchung ist in zehn Capitel eingetheilt: Im Vaterhause, Akademische Jahre, Sturm und Drang, Beginnende Klärung, Iphigenie auf Tauris, Im Lande der classischen Kunst, Volle Läuterung, Freundschaftsbund mit Schiller, Das neue Jahrhundert, Goethes Alter. Wie diese kurze Inhaltsübersicht zeigt, bildet den Rahmen der Arbeit die Biographie Goethes, und darin liegt, nach Ansicht des Ref., ein Fehler, bezw. die Veranlassung zu manchem Fehler. Durch die Fülle des Stoffes verleitet, hat der Verf. oft zu vielerlei biographisches Detail beigebracht. Dadurch wird aber gerade dasjenige, was nach Ansicht des Ref. den eigentlichen Wert des Buches ausmacht, nämlich die planmäßige, durchsichtige Darlegung des Einflusses der Antike auf Goethes Werke in Idee, in Composition und Diction oft vielfach überwuchert und in den Hintergrund gedrängt. Jedenfalls ist der Gesammteindruck der wohldurchdachten, fast durchwegs mit, wenn

auch nicht erschöpfender, so doch genügenden Literaturnachweisen ausgestatteten Arbeit der beste, und auch der zünftige Altphilologe wird auf manche feine, aus dem Gebiete der altclassischen Sprache geholte Bemerkung stoßen, die beweist, dass der Verf. sich auch in der altclassischen Philologie tüchtig umgethan hat. Der Schule dürfte das Buch vorzügliche Dienste leisten, und es sollte deshalb in keiner Gymnasialbibliothek fehlen und auch den reiferen Obergymnasiasten zum fleißigen Studium empfohlen werden.

Wien. C. F. Vrba.

Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Neue Folge. Serie Ausland. Leipzig, G. Freytag 1897/8.

Die rührige Verlagshandlung hat im Laufe dieses Jahres wieder eine Anzahl Bändchen der bekannten „Schulausgaben" auf den Büchermarkt gebracht, von denen folgende zur Begutachtung vorliegen:

1. *Das Nibelungenlied. Auswahl,* herausgeg. von Dr. W. Schulze. 234 SS. — Die 'Einleitung' liest sich leicht und angenehm. Schulze, der auch eine „Einführung in das Nibelungenlied" geschrieben hat, verstand es gut, das für weitere Kreise Wissenswerte übersichtlich zusammenzustellen; er erweist sich hiebei als fortgeschrittener Lachmannianer — daher auch der Text nach der Handschrift A —, der auch in der neueren Literatur Bescheid weiß. Der 'Abriss der mhd. Grammatik' fand weniger meinen Beifall. Gegen die mitgetheilten sprachlichen Thatsachen ist zwar nichts Wesentliches einzuwenden, doch die Form der Darbietung halte ich für wenig zweckentsprechend. Auch der Druck ist hier stellenweise zu klein. Die folgende Auswahl, die Anmerkungen und das Wörterverzeichnis zeigen sicheres Wissen und einen gebildeten Geschmack.

2. *Martin Luthers Werke in Auswahl* herausgeg. von Dr. Karl Kromayer. 2 Bändchen zu 187 u. 202 SS. — Diese für die protestantische Jugend berechnete Auswahl ist mit Sachkenntnis ausgeführt. Das Deutsch Luthers ist — von einzelnen Proben abgesehen — in das jetzige Hochdeutsch übertragen, schwer Verständliches in Parenthese verdeutlicht. Was sonst zum Verständnis des Textes gehört, wurde theils in der Einleitung, theils in den Anmerkungen beigebracht.

3. *Klopstock. Der Messias (Auswahl),* herausgeg. von Dr. Th. Forssmann. 234 SS. — Dieser Ausgabe ist die von Hamel (Kürschner, D. Nationalliteratur Bd. 46) möglichst zugrunde gelegt. Die Einleitung ist für Schulzwecke zu ausführlich, die Anmerkungen sind kurzgefasst und reichlich. Genaue Kenntnis des Milton'schen Epos und häufige Vergleiche mit diesem sind auch für Kenner wertvoll. Ein sinnstörender Druckfehler liegt vor S. 16, Z. 6 ff.

4. *Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. (Auswahl.)* Herausgeg. von Dr. Ernst Naumann. 179 SS. — Ein würdiges Seitenstück zu dem eben besprochenen Werke (wenn auch ebensowenig dem Zeitgeschmacke mehr entsprechend) bilden Herders epochemachenden 'Ideen' in guter Auswahl, die wir dem in philosophischen Fragen wohlbewanderten Prof. Dr. E. Naumann verdanken.

5. *Schillers Demetrius,* herausgeg. von Friedrich Seiler. — Diese 129 Seiten starke Ausgabe stützt sich auf die durch G. Kettner besorgte große, kritische Ausgabe des Demetrius und bringt dadurch das berühmte Fragment für Schule und Haus in einer neuen, höchst interessanten Form. Manche Zuthat von des Herausgebers Hand — doch als solche kenntlich — wurde dem Zwecke dienstbar gemacht.

6. *Schillers Briefe in Auswahl,* herausgeg. von G. Bötticher. 189 SS. — Aus der berühmten Ausgabe von Jonas wurden nach zu billigenden Grundsätzen 83 Briefe in chronologischer Reihenfolge zur Lectüre geboten und durch erläuternde Anmerkungen erklärt. Der Herausgeber bedauerte nur, sich aus räumlichen Gründen auf das Allernothwendigste beschränken zu müssen.

7. *Uhland, Ludwig der Bayer,* herausgeg. von Dr. Walther Böhme. 107 SS. — Eine Nöthigung, dieses Drama den 'Schulausgaben' einzuverleiben, dürfte kaum vorgelegen sein, denn Uhlands Bedeutung liegt nicht auf dramatischem Gebiete. Auf alle Fälle war die genaue Inhaltsanalyse und manche Erläuterung entbehrlich.

8. *Shakespeare, König Richard der Dritte,* herausgeg. von Walter Hübbe. 143 SS. — Wünscht man die Königsdramen — besonders Richard III. — für Schulzwecke bearbeitet (was nicht ohneweiters zugegeben werden kann; vgl. z. B. Laas, Der deutsche Unterricht[2] S. 262), so verdient die vorliegende Ausgabe alles Lob. Was zum Verständnis der complicierten Verwandtschaftsverhältnisse und zahlreichen Anspielungen auf frühere Dramen nöthig ist, bieten Einleitung und Anmerkungen (einschließlich der Stammtafel), wobei es nur wenig nachzutragen gäbe. Zu einer Bemerkung auf S. 16 sei der Hinweis gestattet, dass Richard III. in unserem Burgtheater alljährlich wiederholt aufgeführt wird. — S. 55, V. 119 findet sich ein Druckversehen.

9. *Sophokles' Aias,* herausgeg. von F. Mertens. 88 SS. — Der 'Aias' erscheint hier in der meisterhaften Übersetzung Donners, neu bearbeitet und mit Einleitung und Anmerkungen trefflich versehen. Insoweit die Einleitung über griechisches Drama, Leben des Dichters u. ä. zu belehren pflegt, wurde auf die Ausgabe des „König Ödipus" verwiesen.

10. *Tacitus, Germania.* Übersetzt und herausgeg. von Dr. Friedrich Seiler. 48 SS. — Die Ausgabe stammt von einem genauen Kenner alles Einschlägigen. Dem Zwecke zuliebe ist in

Einleitung und Anmerkungen (die übrigens reichlicher sein könnten) alles Hypothetische nach Möglichkeit vermieden, bezw. Zweifelhaftes nach einer bestimmten Überzeugung vorgetragen. In lateinlosen Schulen wird sich diese Ausgabe als Ersatz für das Original bewähren.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im XVI. Jahrhundert. Von Dr. Johann Loserth, Professor der Geschichte in Graz. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger 1898. 614 SS.

Loserths neuestes Werk behandelt die Geschichte der Reformation in Innerösterreich bis zum Tode Karls II. im Jahre 1590. Dies ist die erste große, vorzugsweise auf archivalischen Studien in Wien, Graz, Innsbruck und Klagenfurt beruhende Darstellung einer überaus bewegten und interessanten Zeit. Der Verf. beginnt mit der Schilderung des Antheils Innerösterreichs am politischen und geistigen Leben Deutschlands während des Mittelalters und berührt dann die älteren „Ketzereien", die aber in Innerösterreich nur eine geringe Verbreitung fanden. Hierauf wird dargelegt, wie der Boden zur Aufnahme der Reformation Luthers vorbereitet wurde: die Päpste fuhren trotz der Bestimmungen des Frankfurter Concordats fort, ihre „Curtisanen" mit reichen Pfründen zu versehen und Geld zu fordern; die hohen Kirchenfürsten kümmerten sich wenig um die Seelsorge, woher es kam, dass sich auch die niedere Geistlichkeit nur mit weltlichen Dingen beschäftigte. Zahllos sind die Klagen über die jämmerlichen Zustände in der Kirche: über den Handel mit Pfründen, den die Erzpriester betrieben, über die unrechtmäßige Veräußerung von Kirchengütern, über das „Herumvagieren" von Priestern, über Wucher, Gelage, Raufereien, Gotteslästerung und zahlreiche andere Laster. Loserth hat bei der Schilderung dieser Zustände und ihrer Wirkung auf das Volk sehr maßgehalten; so hat er den Streit des Bischofs Matthias von Seckau mit seinem Domcapitel gar nicht berührt, der Jahre hindurch dauerte und dem Volke ein Beispiel niedriger, unversöhnlicher Gesinnung bot.

Unaufhaltsam ergossen sich über den so vorbereiteten Boden die religiösen Neuerungen; man müsste sich wundern, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre. Ferdinand I. ließ im Jahre 1528 „durch etliche tapfere, ehrbare, gelehrte, verständige und unparteiische Personen geistlichen und weltlichen Standes in seinen niederösterreichischen Landen eine allgemeine Visitation und Inquisition" abhalten; sie zeigte, dass „diese verführerischen verdammten Lehren, Secten und Opinionen" schon sehr weit verbreitet waren. Alle Mandate Ferdinands gegen die Neuerungen, alle an

die Prälaten gerichteten Ermahnungen, die Übelstände abzustellen, erwiesen sich als wirkungslos; immer tiefer drang der Protestantismus in die Reihen des innerösterreichischen Herren- und Ritterstandes, in den Bürger- und Bauernstand ein, so dass Ferdinands Nachfolger, Erzherzog Karl II., sagen konnte, er habe bei seinem Regierungsantritte (1564) fast nur noch Reliquien der alten katholischen Lehre vorgefunden.

Unter Karl II. nahm die Verbreitung noch mehr zu. Es kam zu den „Pacificationen" von 1572 und 1578, deren Bedeutung von L. in eingehender Weise gewürdigt wird. Damit hatte der Protestantismus den Höhepunkt seiner Macht erreicht. Überaus interessant ist die Darlegung der Art und Weise, wie der Erzherzog zur Änderung seiner Kirchenpolitik bewogen wurde. Da er sich infolge seiner Concessionen als Unterstützer der Ketzer im Kirchenbanne befand, so stellte er eine schriftliche Erklärung aus, in welcher er bekannte, dass er nicht berechtigt gewesen sei, seinen Ständen in kirchlichen Dingen irgendwelche Zugeständnisse zu machen, da dies eine Sache sei, die nicht ihm, sondern dem Papste zukäme. Dies scheint jene Erklärung zu sein, auf die hin ihm die Absolution zutheil wurde. Gegen die Evangelischen im Görzischen trat er sogleich mit scharfen Maßregeln auf, denn die Herren und Landleute im Görzischen seien nicht in der Brucker Pacification inbegriffen. Einige Adelige mussten das Land verlassen, obgleich sie sich auf die Verdienste beriefen, die sie sich um das Haus Habsburg erworben hatten. Von großem Interesse ist ferner die Berathung, die der Erzherzog mit seinem Bruder Ferdinand von Tirol, Wilhelm von Bayern und dem Salzburger Erzbischof in München hielt. Hier entwarfen die katholischen Fürsten den Kriegsplan für den Kampf mit den Anhängern der neuen Lehre; hier wurden die Grundzüge des Vorgehens des Erzherzogs Karl festgestellt, an denen dieser den Protestanten gegenüber bis zu seinem Tode festhielt. Ein Widerruf der Zugeständnisse, so wurde damals beschlossen, sollte nicht erfolgen, aber man machte Mittel ausfindig, durch die man „die gemachten Concessionen fein tacite, per indirectum, absorbieren, cassieren und aufheben" zu können hoffte.

Der Erzherzog wusste die Anstellung des „ausgelaufenen" Jesuiten Kaspar Kratzer als Rector der protestantischen Stiftsschule zu verhindern, verbot dem Pastor Homberger das Predigen und ordnete an, dass in allen „seinen Städten, Märkten, Herrschaften, Dörfern und Flecken, keinen ausgenommen, nur die katholische Religion ausgeübt werden dürfe". Aber das einmüthige und entschlossene Auftreten der Stände ließ ihn doch wieder einen Schritt zurückweichen, wenn auch nur für kurze Zeit. Er war ganz in der Gewalt der „Welschen", die gegen die Deutschen arbeiteten. Christoph von Raggnitz sagte damals: „Ihre fürstl. Durchlaucht ist sonst nicht zu tadeln, die Blasbälger lassen ihr halt keine

Ruh', weder bei Tag noch bei Nacht." Der Erzherzog schickte den Gurker Bischof zum Papste, um von diesem auch eine Geldhilfe gegen die Stände zu erlangen, denn diesen sei es nicht bloß um die Freistellung ihrer „vermeinten" Religion, sondern vielmehr um die Austilgung alles göttlichen und menschlichen Gehorsams zu thun; sie könnten es, wenn nicht Hilfe käme, noch dahinbringen, dass diese Lande dem „Mohammedanismus oder gar dem Heidenthum" verfallen.

L. schildert dann in sehr anschaulicher Weise die Angriffe auf das protestantische Bürgerthum und die Gründung der Universität zu Graz, deren Zweck die Reinhaltung der katholischen Lehre und die Ausrottung der Ketzerei war, und handelt hierauf von den Streitschriften für und wider die Jesuiten und von dem Versuche, auch für Innerösterreich einen „Klosterrath" zu errichten, der die unwürdigen Zustände in den Klöstern verbessern sollte. Es folgt die Darstellung gewaltsamer Bekehrungsversuche, die im Ennsthale, in Radkersburg, Marburg und in verschiedenen Gegenden Krains unternommen wurden; die Darlegung der Angriffe der Jesuiten auf die protestantische Stiftsschule in Graz und der Polemik des Pöllauer Propstes Peter Muchitsch mit den Württembergischen Theologen, wobei man über den Charakter des streitbaren Propstes genauer unterrichtet wird. Die fortdauernden Angriffe der Regierung auf den Protestantismus führten in den drei Ländern Steiermark, Kärnten und Krain eine schwüle Stimmung herbei, wie sie dem Ausbruche eines Sturmes vorherzugehen pflegt. In Graz kam es am 4., 5. und 6. Juni 1590 zu Tumulten, an denen sich aber nur der Pöbel, nicht die protestantische Bürgerschaft, betheiligte; diese gieng auch jetzt den gesetzlichen Weg. L. beweist, dass diese Grazer Vorgänge nicht, wie behauptet wurde, die Veranlassung der Heimkehr des Erzherzogs Karl, der in Lemberg weilte, und noch weniger die Hauptursache seines frühzeitigen Todes waren.

L.s Buch bringt auf jeder Seite neue, schöne und nicht selten überraschende Nachrichten, die Ergebnisse eines eingehenden archivalischen Studiums. Jetzt erst lässt sich das allmähliche Aufsteigen des Protestantismus in Innerösterreich, die Kräftigung und der Widerstand der katholischen Welt und das Absteigen der Sache der Evangelischen, kurz der Kampf zweier Richtungen genau verfolgen, der so reich an dramatischen Scenen ist und viele Beispiele einer selbstlosen Hingebung an eine Sache aufweist, die als gerecht anerkannt wurde. Es wird aus L.s Werk klar, dass die Gegenreformation nicht erst von Ferdinand II., sondern schon von Karl II. eingeleitet wurde, dass der Sohn unter günstigeren Verhältnissen fortsetzte, was der Vater begonnen hatte. Es wäre sehr wünschenswert, dass L. in einem zweiten Bande auch den Ausgang der Tragödie, die Gegenreformation unter Ferdinand II. darstelle. Der vorliegende Band ist jedem Historiker unentbehrlich,

jedem, der Sinn für Geschichte hat, ist die Lectüre des Buches anzuempfehlen, in der Bibliothek jeder Mittelschule sollte es zu finden sein.

Graz. F. M. Mayer.

Lehrbuch der Geographie von Hermann Wagner. 6. gänzlich umg. Aufl. von Guthe-Wagners Lehrbuch der Geographie. 2. u. 3. Lief. Hannover u. Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung 1896, 1897.

Mit der 2. Lieferung des Lehrbuches der Geographie von Wagner beginnt die Darstellung der physikalischen Geographie in einer ausführlichen Weise mit Berücksichtigung der neueren Arbeiten auf diesem Gebiete und unter steter Bezugnahme auf die wesentlichste Literatur. Das erste Capitel handelt von der Erdoberfläche, der Gliederung derselben. Im zweiten finden wir dem Festlande die entsprechende Aufmerksamkeit gewidmet; die Gesteinsbildung, die Gesteinslagerung, die Störung derselben ist beschrieben und die Ursachen der Rindenverschiebung sind in großen Zügen dargelegt worden. Die Umgestaltung der Erdrinde durch Erdbeben und durch Strandverschiebungen, ferner durch äußere Einflüsse, die allgemeinen Ergebnisse der Umbildungen sind in den folgenden Abschnitten betrachtet worden. Um den Weg der Einführung in das Kartenstudium vorzubereiten, werden zunächst in dem Abschnitte über „Geländeformen" die orographischen Verhältnisse angegeben, dann wird auf die Beschreibung der Verhältnisse eingegangen, welche Seen und Flüsse darbieten, und endlich der Küstenbildung und Küstengliederung in eingehender Weise gedacht, sowie die Inselbildung beschrieben und die Classification derselben vorgenommen. Sehr anziehend dargestellt wurde die Oceanographie, und der Abschnitt, welcher derselben gewidmet ist, bietet auch für den Physiker manches interessante Detail. Namentlich ist es die Bewegung des Meeres, welche in der letztgenannten Beziehung anzuführen ist. Auch die Airy'sche Wellentheorie der Gezeiten, durch welche nachgewiesen wird, dass jede Störung in der Bewegung der unmittelbar von den anziehenden Kräften abhängigen gezwungenen oder primären Flutwellen ein System von freien oder secundären Wellen erzeugt, die zu jenen in bestimmter Beziehung stehen, wird in ihren Ergebnissen dargestellt. In der Lehre von der Theorie der Meeresströmungen lehnt sich der Verf. vielfach an die ausgezeichneten Auseinandersetzungen von Krümmel in dessen Oceanographie an. Der folgende Abschnitt kann als ein kurzer Abriss der Meteorologie bezeichnet werden, mit der auch die Klimatologie verbunden erscheint. In einer sehr übersichtlichen und für geographische Verhältnisse vollkommen entsprechender Weise werden die Regionen des Regens auf dem Festlande und die auf dem Meere festgestellt, und in dieser Frage wird das

unübertreffliche Lehrbuch der Klimatologie von Hann herangezogen. In dem Abschnitte, welcher der Klimatologie gewidmet erscheint, werden zuerst die Klimagürtel und klimatischen Regionen betrachtet, dann wird dargethan, dass neben dem Verlaufe der klimatischen Elemente die sogenannte Phänologie wertvolle Dienste leistet, ferner werden die Schwankungen im Klima und deren Ursachen zur Sprache gebracht.

Die beiden vorliegenden Lieferungen rechtfertigen das große Interesse, welches dem Lehrbuche der Geographie von Wagner entgegengebracht wird. Möge das vortreffliche Buch rüstig und rascher als bisher vorwärts schreiten, damit es fertiggestellt wie aus einem Gusse verfasst erscheine, und bei den schnellen und mannigfaltigen Fortschritten der Wissenschaft dem modernen Standpunkte Rechnung getragen werde.

Hauptsätze der Differential- und Integralrechnung, als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen zusammengestellt von Dr. Robert Fricke, Professor an der technischen Hochschule zu Braunschweig. 1. Theil. Mit 45 in den Text gedruckten Figuren. 2. Theil. Mit 15 in den Text gedruckten Figuren. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1897. Preis 3 Mk. 50 Pf.

Jeder, welcher sich mit dem Studium der Anwendungen der Mathematik in den Naturwissenschaften und technischen Wissenschaften zu beschäftigen hat, wird trachten, sobald als möglich einen Ein- und Überblick über das Gebiet der höheren Analyse zu erlangen. Für solche ist das vorliegende Schriftchen geschrieben. Es soll denselben eine Erleichterung in der Auffassung der Vorlesung über Differential- und Integralrechnung, aber keinen Ersatz dieser Vorlesungen bieten. Verfehlt wäre es, aus dieser Anlage des Buches den Schluss zu ziehen, dass durch dieselbe die Strenge der Darstellung beeinträchtigt wurde. Im Gegentheile muss anerkannt werden, dass die Beweisführungen so streng und ausführlich gehalten wurden, wie sie dem Zwecke, der dem Verf. vorschwebte, entsprechen.

Im ersten Hefte ist der Lehrstoff so angeordnet, dass an denselben im zweiten Semester die Vorlesungen über technische Mechanik angeschlossen werden können. Dieses Heft umfasst eine sehr gelungene Einleitung in die Differentialrechnung (Allgemeines aus der Functionenlehre), sodann die Erklärung und Berechnung des Differentialquotienten einer Function, die Theorie der Ableitungen und der Differentiale höherer Ordnung einer solchen, die Bestimmung der Maxima und Minima einer Function, die Betrachtung des Verlaufes ebener Curven, die Grundlagen der Integralrechnung, die Theorie der unendlichen Reihen und die Bestimmung der sogenannten unbestimmten Symbole mittelst der Differentialrechnung. Dass der Verf. dem Grundsatze huldigte, die zu entwickelnden abstracten Vorstellungen durch anschauliche Beispiele möglichst zu

beleben, kann nur gebilligt werden; dass er namentlich zu diesem Zwecke die Geometrie der Curven und jene der Oberflächen heranzog, war nur naturgemäß.

Das zweite Heft enthält den Lehrstoff der Infinitesimalrechnung, der an den technischen Hochschulen im zweiten Studiensemester behandelt wird; also in erster Linie die Theorie der complexen Zahlen und die Lehre von den Functionen complexer Variablen mit besonderer Berücksichtigung des Moivre'schen Theorems und der Anwendungen desselben, die auf die in der Integralrechnung bezugnehmende wichtige Partialbruchzerlegung, die Integration rationaler und irrationaler Differentiale, den Fundamentalsatz über die Integration algebraischer Differentiale, die Lehre von der partiellen Integration bei transcendenten Differentialen, die Integration durch unendliche Reihen und die angenäherte Berechnung bestimmter Integrale. Weiters werden in diesem zweiten Theile die Differentiation und Integration der Functionen mehrerer unabhängigen Variablen, die Bestimmung der Maxima und Minima einer Function mehrerer Variablen zur Sprache gebracht und die vorgetragenen Lehren werden auf die Geometrie angewendet. In letzterer Beziehung betrachtet der Verf. die Tangenten und Normalen, die singulären Punkte einer ebenen Curve, die Tangentialebenen, Tangenten und Normalen einer krummen Fläche, die auf die Raumcurven bezugnehmenden Probleme, die Aufgabe der Curvenschaaren und der dieselbe einhüllenden Curven, die Cubatur der Volumina und die Complanation der krummen Flächen. Als passendes Beispiel wird vom Verf. das in der Wahrscheinlichkeitsrechnung so wichtige Integral von Laplace einer näheren Besprechung unterzogen.

Wir glauben die vorliegenden „Hauptsätze der Differential- und Integralrechnung" als für die Einführung in den Infinitesimalcalcül besonders geeignet bestens empfehlen zu sollen und sprechen nur den Wunsch aus, der Verf. möge seine Schrift fortsetzen und das Gebiet der Differentialgleichungen, auch der in den Anwendungen so belangreichen partiellen in den Rahmen seines Werkes einbeziehen.

Kurzer Abriss der Elektricität. Von Dr. L. Graetz, a. o. Professor an der Universität München. Mit 143 Abbildungen. Stuttgart, J. Engelhorn 1897. Preis 3 Mk.

Das größere, sehr beliebte Werk des Verf.s „Die Elektricität und ihre Anwendungen" erschien 1897 in 6. Auflage. Der ursprünglich für dasselbe bestimmte Umfang musste, da die neueren Errungenschaften der Forschung auf dem Gebiete der Elektricitätslehre berücksichtigt werden sollten, nicht unbedeutend vermehrt werden. Man kann in dem genannten Werke eingehende Belehrung finden. Für jenen, welcher sich in den wesentlichen Theilen der Elektricitätslehre orientieren will, ist das vor-

liegende Buch geschrieben, welches nicht als Auszug des größeren Buches betrachtet werden darf. Dieses ist nämlich in der Anlage und in der Durchführung anders verfasst, als „der kurze Abriss der Elektricität". Während in dem größeren Buche die elektrotechnischen Anwendungen gesondert von den Grundlehren dargestellt wurden, sind sie in dem Abrisse mit denselben vereinigt worden, wodurch ohne Zweifel das Interesse für die Grundlehren vermehrt wird. Die theoretischen Betrachtungen wurden in dem Abrisse wie in dem größeren Buche auf das Nothwendigste beschränkt, doch ist jederzeit und an allen Stellen der beiden Bücher die Äthertheorie der Elektricität leicht erkennbar. Die elektrischen Erscheinungen müssen auch nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft als Bewegungs- oder Zustandserscheinungen des Äthers aufgefasst werden. Der Verf. beginnt in dem vorliegenden Buche mit der Beschreibung der Erzeugung und Darstellung der elektrischen Ströme, wendet sich dann zu der Erörterung der Gesetze derselben, betrachtet die magnetischen Wirkungen des elektrischen Stromes und deren Anwendungen und geht erst dann, von der ungeschlossenen Batterie aus, zu den elektrischen Spannungserscheinungen über. Weiters werden in dem Abschnitte, der von der Umwandlung großer Energiemengen in elektrische Ströme und umgekehrt handelt, die Grundregeln der Magnetoinduction aufgestellt und zu den wichtigsten Stromgeneratoren übergegangen. Als derartige Anwendungen finden wir Bemerkungen über elektrische Arbeitsleistung, über Kraftvertheilung, Kraftübertragung, Drehstrommotoren, Transformatoren und elektrische Eisenbahnen. Die Wärme- und Lichtwirkungen des elektrischen Stromes und deren Anwendung in der elektrischen Beleuchtung und Beheizung werden im Folgenden dargethan, ebenso die chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes und ihre Anwendungen bei Verfertigung von Accumulatoren, in der Galvanoplastik, in der Elektrochemie und in der Reinkupfergewinnung. Mehr theoretischer Natur sind die ungemein fesselnd dargestellten Abschnitte über den Durchgang der Elektricität durch Gase, über die Röntgen'schen Strahlen und die elektrischen Schwingungen, wobei die Erkennung der letzteren mittels des von Lodge eingeführten Coherers beschrieben, dann auf die Telegraphie ohne Draht (Marconische Anordnung) und schließlich auf die berühmten und schönen Versuche von Tesla eingegangen wird.

Wir erklären, dass wir mit dieser Anordnung in der Behandlung der Elektricitätslehre vollkommen einverstanden sind, ja wir möchten ihr sogar gegenüber der üblichen Eintheilung des betreffenden Lehrstoffes im Mittelschulunterrichte den Vorzug einräumen. Jedenfalls ist das vorliegende Buch auch von diesem Gesichtspunkte aus sehr bemerkenswert. Im ganzen Verlaufe des Buches sind neben den Messinstrumenten der wissenschaftlichen Physik auch die elektrotechnischen Messaparate berücksichtigt und

eingehend betrachtet worden. Die Lehre von den Kraftlinien wurde in den Rahmen der Betrachtungen soweit einbezogen, als es sich zur Erläuterung der Erscheinungen vortheilhaft erwies. So war dies bei Erklärung des Ohm'schen Gesetzes des Magnetismus erforderlich. Es ist ganz merkwürdig, wie der Verf. seine Darstellung der einzelnen Lehren zu geben verstand, um den Begriff des Potentiales oder Elektricitätsgrades entbehren zu können. Allerdings vermögen wir nicht in dem Fehlen dieses fundamentalen Begriffes in dem vorliegenden Buche, eines Begriffes, der heutzutage dem Leser ganz populärer Abhandlungen über Elektricitätslehre entgegentritt, einen Vorzug dieses Buches gegenüber anderen zu erblicken. In sehr anregender und klarer Weise sind die Verhältnisse bei der elektrischen Kraftübertragung auseinandergesetzt. Ebenso gelungen sind die Beschreibungen der Einrichtung und Wirkungsweise der Drehstrommotoren und Drehstromtransformatoren anzusehen. Zu den bestgearbeiteten Abschnitten des Buches zählen jene über Elektrochemie, über den Durchgang elektrischer Entladungen durch Gase und über elektrische Schwingungen. Es sind dies Abschnitte meisterhafter populärer Darstellung auch schwieriger Forschungen, in der wir die erwünschte Genauigkeit und Wissenschaftlichkeit nicht vermissen. So wurden die von Faraday entdeckten Gesetze der Elektrolyse, die Theorie derselben von Clausius und Arrhenius in klarster Weise dem Verständnisse des Lesers nahegelegt. Die zur Herstellung der Tesla'schen Versuche dienlichen Instrumente sind sowie die betreffende Versuchsanordnung klar beschrieben worden und durch eine zweckentsprechende Illustration verdeutlicht. Einen klaren Begriff von der Erfindung des Italieners Marconi, ohne Draht zu telegraphieren, wird der Leser durch die in dem vorliegenden Buche gegebene Beschreibung dieser Forschung gewinnen.

Das trefflich ausgestattete Buch, dessen Preis ein relativ niedriger ist, sei bestens empfohlen und wird sich namentlich auch für Schülerbibliotheken in vortrefflicher Weise eignen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Julius Thilo, Einführung in die Grundlehren der Chemie. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne 1897. 8°, 230 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Das gut gedruckte Buch enthält keine Abbildungen. Es bearbeitet Unterrichtsstoff mittlerer und höherer Lehranstalten und beschränkt sich bezüglich der allgemeinen Theorien auf das absolut nothwendige Mindestmaß. Auf die Einleitung entfallen 20, auf die Nichtmetalle 37, auf die Metalle 64, auf die organischen Verbindungen endlich 92 Seiten. Stellenweise wäre eine bessere Gliederung des Textes wünschenswert; hiedurch verschwänden Ab-

sätze, die, ohne auch nur Stichwörter hervortreten zu lassen, eine ganze Seite und darüber einnehmen. Das Buch bringt recht viele gute Thatsachen. Partien allgemeiner Natur sind bisweilen etwas breit ausgefallen: die Einleitung zu den Metallen füllt neun Seiten. Die Chemie der Metalle überragt an Güte die Behandlung der „Metalloide". Bei Aufführung der allgemeinen Eigenschaften der Gruppen werden sehr gute Notizen eingestreut. Im besonderen ist die Hervorhebung der Thatsache lobenswert, dass die Metalle den eigenthümlichen „Glanz" nur in compacten Massen, nicht aber auch in gepulvertem Zustande zeigen (S. 57), sowie auch jener, dass die Affinitätsäußerung der Halogene in den halogensauren Salzen und in den Halogeniden eine ganz verschiedene ist (S. 82). Recht hübsch ist auch der Nachweis der Halogene in organischen Verbindungen gegeben, desgleichen die Berechnung einer empirischen Formel aus den Ergebnissen der Analyse (S. 131).

Die organische Chemie ist, was Thatsachen betrifft, noch besser als die Metallchemie. Die allgemeinen Erörterungen sind gut geschrieben; sie umfassen aber volle eilf(!) Seiten. Sehr gut ist auch die Einleitung zu den aromatischen Körpern (S. 179). In der ganzen organischen Chemie ist eine sehr große Menge von Körpern abgehandelt. Es wäre interessant zu wissen, für welche Art von Schulen der Verf. das Buch eigentlich bestimmt hat; das darüber in der Vorrede Gesagte ist in dieser Beziehung nicht klar genug. Über den Rahmen unserer Mittelschulen geht es dem Stoffe nach weit hinaus.

Von Reactionen der Körper sind nur die allerwichtigsten und zwar nur so nebenher, nicht besonders zusammengestellt, aufgenommen worden. Zur Aufschreibung vieler Umsetzungsgleichungen wird in der Form einer Frage: „nach welcher Gleichung?" aufgefordert; gleichzeitig wird durch eine Nummer auf die in einem Anhange gegebene richtige Lösung hingewiesen. Zur „Wiederholung" wird sich das Buch in den Händen vieler recht wohl eignen, zum „Selbstunterrichte" möchte es Ref. aber keineswegs empfehlen.

Versuche sind nicht besonders beschrieben; die bezüglichen Einstreuungen sind meist so allgemein gehalten (z. B. CrO_3, S. 112), dass ein Anfänger darnach wohl nicht arbeiten könnte. Verhältnismäßig ausführlicher ist die Methode beschrieben, um das aus 12 g Kohle entstandene Gewicht an Kohlensäure festzustellen" (S. 11). Das S. 13 vom HCl und S. 14 vom NH_3-Gase Gesagte wäre recht schön, wenn es in der dort angegebenen Weise gienge. S. 22 wird angegeben: „Man kann jede Gefahr der Explosion des Knallgases vermeiden, wenn man die Gase durch besondere Leitungen strömen lässt, die sich erst an ihrem Ende vereinigen, dort kann man sie bequem entzünden." S. 58 kann man lesen: „Während K und Na sich zwischen den Fingern kneten lassen ..." (ein gefährliches Beginnen! Ref.). Zur Ab-

sonderung des N aus der atmosphärischen Luft (S. 7) eignet sich die brennende Kerze deshalb nicht gut, weil dem Gasrückstande auch CO_2 beigemischt ist. Bezüglich der Anführung: „Auf der Bildung von Ag_2S beruht auch die Schwärzung von Silbergefäßen beim Kochen von schwefelhaltigen Speisen, z. B. Eiern" (S. 94) wäre zu erwähnen, dass silberne Gefäße wohl selten als Kochgeschirre verwendet werden dürften und dass beim „Kochen von Eiern" die genannten Gefäße de facto nicht schwarz werden.

Die zur Anwendung kommende Nomenclatur ist im allgemeinen ganz gut. S. 7 und 26 aber wird von chlorsaurem Kali, S. 16 von schwefelsaurem Natron (unmittelbar vorher steht schwefelsaures Natrium), S. 20 von schwefelsaurem Kalk, S. 30 von Kalk- und Magnesia-Salzen, S. 151 von Kalihydrat, S. 159 endlich von Ammoniak-Salzen gesprochen. S. 17 heißt es: „Natriumhydroxyd oder kurz Natron", S. 18: „NaOH (Natron)". S. 34 und 90 wird SO_2 „schwefelige Säure", S. 53 f. CO_2 „Kohlensäure" genannt. Inconsequenz liegt in den Worten: „Kryolith ... eine Verbindung von Fluornatrium mit Aluminiumfluorid" (S. 76). Etwas schwerfällig klingt Chromoxydulhydroxyd für $Cr(OH)_2$ (S. 111). $PO(ONa)_3$ sollte normales phosphorsaures Natrium genannt werden (S. 63). Chlorkalk wird (S. 23) als eine Verbindung von Chlor mit Kalk und Sauerstoff angesprochen.

Der Vortrag ist klar und fließend; stellenweise wird man ganz und gar an eine mündliche Darlegung erinnert. Corrigiert könnte werden: „Wir sehen ferner, wenn wir uns die Atomgruppe OH für sich denken (die aber im freien Zustande nicht existiert)" (S. 17); ferner: „Da sich ein Gas nur unbequem manipulieren lässt" (S. 23); dann: „Die Äthersäuren der Schwefelsäuren ... bilden gut krystallisierende Salze, z. B. Äthylschwefelsäure" (S. 150). In Bezug auf Definitionen erscheinen folgende Stellen bedenklich: S. 5: „Einfache Körper, die sich ... nicht mehr zerlegen lassen", S. 11: „Jede Verbrennung ist eine Vereinigung brennbarer Körper mit Sauerstoff"; S. 12: „Die Theilchen von chemischen Verbindungen, die aus mehreren vereinigten Atomen bestehen, nennt man Molecüle"; S. 23: „Die Salzsäure ist ein in Wasser sehr lösliches Gas"; S. 24: „Brom ist eine Flüssigkeit, die schon bei 63° siedet, also 'zum Gas wird'"; S. 27: „Die Verbrennung ist eine bis an die äußersten Grenzen gehende Oxydation"; S. 31: „Wenn Mineralwässer wärmer sind als die Luft, so heißen sie Thermen"; S. 150: „Die Amine sind Verbindungen der Alkylradicale mit der Amidogruppe NH_2", während es gleich darauf heißt: „Man fasst sie am besten als Derivate des Ammoniaks auf, in dem ein, zwei oder drei H-Atome durch Alkyle ersetzt sein können." Wo bleibt da die NH_2-Gruppe? Nach der Meinung des Ref. ist es unnöthig,

anzunehmen, dass im Bleisuboxyd das Blei- (S. 88), in den Cuproverbindungen das Kupfer- (S. 90), in den Mercuroverbindungen das Quecksilber-Atom (95) einwertig sein müsse.

Unpassende Ausdrücke finden sich an folgenden Stellen: S. 34: „Das H_2S-Gas kommt vereinzelt in der Natur vor." S. 39: „Gas, welches im Wasser sehr stark löslich ist." S. 51: „Verbindungen, bei denen der Kohlenstoff als Kohlensäure und Cyan auftritt." S. 55: „Auch im Wasser kommt das Silicium stellenweise vor." S. 58: „Während den Metalloiden ... stark säure Eigenschaften verliehen werden, ... besitzen die Oxyde der Metalle .... vorwiegend basischen Charakter." S. 60: „Metallverbindungen, in denen die Valenz des Metalls schwächer ist, werden als Oxydulverbindungen bezeichnet." S. 61: „seine mangelnde Fähigkeit, sich mit Metallen zu verbinden." S. 73: „Kochsalz wird .... für die Sodafabrication angewendet." S. 75: „Rückwärts in NaCl und $CaCO_3$ umwandeln." S. 84: „Magnesium ist der Hauptbestandtheil im Magnesit .... und anderen Gesteinen." S. 86: „$MgNH_4PO_4 + 6aq.$ wird zur Erkennung von Mg und auch von H_3PO_4 benützt." S. 115: „Pinksatz wird zum Erschweren von Seide benützt."

Klarer sollte gegeben werden: „Gelbes Blutlaugensalz ... eine Verbindung, die K, Fe und C und N in Form der sogenannten Cyangruppe enthält" (S. 55). Genauere, resp. richtigere Fassung sollte an folgenden Stellen angestrebt werden: S. 28: „Durch die äußere Zone wird aber der mittlere Theil der Flamme vor dem O der Luft etwas geschützt." (der Grund ist wohl das Auswärtsströmen der Flammengase. Ref.) „Diese äußerste Zone (der Flamme) besteht aus Kohlensäure und Wasser." „Ozon bewirkt in vielen Fällen schon bei gewöhnlicher Temperatur Verbrennung." S. 24: „Salpetersaures Silber ..., eine Verbindung des Metalles Silber ... mit der Salpetersäure." S. 30: „Hartes Wasser eignet sich nicht zum Waschen, weil das Calcium mit der Seife eine unlösliche Verbindung bildet." S. 40: „N_2O ... stellt man dar durch Schmelzen und Erhitzen ... von Ammoniumnitrat." S. 42: „Die Lösung der Salpetersäure ist eine farblose Flüssigkeit." S. 49: „Die Arsensäure ... wird durch H_2S zu Arsentrioxyd reduciert" und „Als sehr wirksames Gegengift gegen die arsenige Säure hat sich frisch gefälltes Eisenoxyd erwiesen." S. 55: „In Verbindung mit Sauerstoff bildet das Silicium und zwar in Form von Silicaten, den größten Theil der festen Erdrinde." S. 56 werden Amethyst und Achat Edelsteine genannt, Opal aber als Kieselsäureanhydrid bezeichnet. S. 76: Li, Rb, Cs sind Elemente, die „zur Gruppe der Alkalien gehören". S. 78: „Die Hydroxyde der Alkalien" anstatt „der Alkalimetalle". S. 88: „Mit verdünnten Säuren setzt sich der BaO_2 zu H_2O_2

um" (was entsteht aber noch? Ref.). S. 84: „Die Ba-Verbindungen färben die nicht leuchtende Flamme intensiv grün." S. 88 wird Glätte ein gelbes Pulver genannt. S. 98: „Die krystallisierte Thonerde ist nächst dem Diamant der härteste Körper" (der in der Natur vorkommt, Ref.). Die Thonerde kommt „farblos als Korund" vor. S. 101: „$MnSO_4$ ... krystallisiert bei tiefer Temperatur mit 7 Mol. Wasser." S. 106. Der künstlich dargestellte Eisenoxyd ist ein „rothbraunes Pulver". S. 150: $AH_5O.NO_2$ wird dargestellt „aus gewöhnlichem Alkohol und Salpetersäure" (unter Zugabe von? Ref.). S. 168: Oxalsäure kommt namentlich „im Klee" vor. S. 174: „Wenn sich die Harnsäure im Organismus bildet, so entstehen die sogenannten Harnsteine."

Zu verbessern wären auch folgende, etwas flüchtig gearbeitete Stellen: S. 12: „Man kann an die Grenze kommen, an der man so wenig Substanz hat, dass sie nicht mehr zu theilen ist. Diese Grenze existiert für die menschliche Beobachtung nicht; kleine körperliche Theile kann man immer wieder theilen." S. 13: „Durch Zersetzung werden gleiche Raumtheile Cl und H abgeschieden. Das Gewicht des Liters Cl-Gas ist 35·5mal so groß als das eines Liters H. Wir können jetzt sagen: Das Salzsäure-Molecül besteht aus einem Atom H und einem Atom A." (So einfach ist der Sache nicht beizukommen. Ein ähnlicher Schluss findet sich beim NH_3 auf S. 14.) S. 51: „Seitdem es gelungen ist, Bestandtheile der organ. Welt künstlich ... darzustellen, kann der scharfe Unterschied zwischen organ. Chemie (Chemie der C-Verbindungen) und organ. Chemie, die sich mit der Chemie aller übrigen Elemente befasst, nicht mehr aufrecht erhalten werden." S. 60: „Wenn Säuren sich mit Basen vereinigen, so entstehen Salze. Salze enthalten also ein Metall und einen Säurerest." S. 61: „Die einbasische Salpetersäure ... kann sich mit einem Molecül KOH vereinigen, oder nur ein Atom K in sich aufnehmen." „Eine zweibasische Säure kann ... zwei einwertige Metallatome absättigen, oder sich mit zwei Molecülen der Base eines einwertigen Metalls vereinigen." S. 62: „Basische Salze sind solche, in denen nur ein Theil des Wasserstoffes der Hydroxylgruppen (wessen? Ref.) durch Säurereste vertreten ist." S. 43: „Wenn man concentrierte HNO_3 auf Sägespäne gießt, so kann durch Oxydation die Temperatur so hoch steigen" und einige Zeilen darauf: „Wenn nämlich Cellulose mit HNO_3 behandelt wird, so wirkt dieselbe nicht oxydierend."

Auch einige directe Unwahrheiten finden sich vor: S. 9: K und Na „haben eine große Verwandtschaft zum Wasser". S. 19: „im Kochsalz an Natron gebundene Salzsäure." $CaSO_4$ wird auf S. 20 im 1. Absatze schwerlöslich, im 2. Ab-

satze jedoch unlöslich genannt. S. 26: „Die Flussäure vermag die Silicate zu zersetzen, indem sie die Kieselsäure aus denselben frei macht.“ S. 33: „Der Schwefel ist ein Körper von schwachem Geruch.“ S. 56: „Kieselguhr besteht aus den Panzern verwester Infusorien.“ S. 56: K_4SiF_6 ist unlöslich, während die Kaliumsalze sonst alle im Wasser unlöslich sind.“ S. 60: Die Sulfide der Schwermetalle zeichnen sich „durch grelle Färbungen“ aus. (Es sind doch sehr viele geradezu schwarz. Ref.)

Bei einer Neuauflage des Buches könnten noch folgende Punkte in Erwägung gezogen werden: Die Angaben über das Vorkommen des Wasserstoffes erscheinen gar zu dürftig (S. 21). Beim Chlor wäre „erheblich schwerer“ durch Angabe der Dichte zu ersetzen (S. 22). Unter die Entstehungsarten des Wassers wäre auch die „durch Reduction eines Oxyds mit H bewirkte“ aufzunehmen (S. 29). Die Fabrication der „rauchenden Schwefelsäure“ sollte erklärt werden (S. 36). Erwünscht wäre eine Angabe über die Wirkung der Salpetersäure auf Se und Sb (S. 42). desgleichen die Angabe der Formel von Borax und Boracit (S. 50). endlich Feststellung des Begriffes „normale Oxyde“ (S. 59). Statt „basischer Wasserstoff“ wäre zu setzen „Basiswasserstoff“; dadurch würde ein Seitenstück geschaffen zu dem öfter angezogenen „Säurewasserstoff“ (S. 62). Als unlösliches Chlorid sollte nicht AgCl allein angegeben werden (S. 65). Es wäre eine, wenigstens beiläufige Temperaturangabe erwünscht bezüglich der Bildung von HgO durch Erhitzen des Metalls an der Luft (S. 95). Die Art der Einwirkung von heißer, concentrierter H_2SO_4 und von HNO_3 auf Hg wäre etwas auszuführen (S. 95). Die Notiz: „Das Mangandioxyd hat schwach basische und schwach saure Eigenschaften“ genügt ohne Erklärung nicht. Die Kennzeichen des Spiegeleisens und das Verhalten von concentriertem HNO_3 zu Fe wären erwähnenswert (S. 104 f.). Wie wird das gebildete KCy durch „Eisenlösung“ nachgewiesen? (S. 131). Beim Acetylen wäre der Geruch dieses Gases anzugeben und seine Darstellung mittelst Calciumcarbid durch eine Gleichung auszudrücken (S. 140). Eine Gleichung wäre auch recht erwünscht aus Anlass der Darstellung der einwertigen Alkohole aus den Estern derselben mit Mineralsäuren durch Kochen dieser Ester mit Alkalien (S. 145). Wünschenswert wäre endlich eine Notiz über die Verwendung des Chloralhydrates (S. 154).

Die wenigen im Texte stehen gebliebenen Druckfehler sind am Schlusse gewissenhaft berichtigt.

Wien. Joh. A. Kail.

Kreibig, Dr. Josef Clemens, Die Aufmerksamkeit als Willenserscheinung. Ein monographischer Beitrag zur descriptiven Psychologie. Wien 1897. 8°, 95 SS.

Die Aufmerksamkeit bezeichnet der Verf. als ein Wollen, das darauf gerichtet ist, einen äußeren Eindruck oder eine reproducierte Vorstellung, bezw. bestimmte Einzelheiten darin klar und deutlich bewusst zu machen. Unter Wille aber versteht er jenes Vermögen, welches aller mit dem Erkenntnis- und Gefühlsleben verknüpften psychischen Thätigkeit zugrunde liegt. Letztere Definition ist wohl zu weit. Auch die 'grundlegende' Eintheilung der Aufmerksamkeit in willkürliche und unwillkürliche, welche der Verf. anerkennt, ist bei einer voluntaristischen Auffassung der Aufmerksamkeit misslich, da das erste Merkmal abundant ist, das zweite aber eine contradictio in adiecto enthält. Der Verf., dem diese Schwierigkeit nicht entgangen ist, sucht sie dadurch zu beseitigen, dass unwillkürlich nicht heiße ohne Willen, sondern ohne vorherige bewusste Vorstellung von dem Gewollten.

Wenn auch in der vorliegenden Monographie die schwierige Frage nach dem Wesen der Aufmerksamkeit nicht gelöst erscheint, so wird man doch dem Verf. dankbar sein müssen für die vielen Anregungen, die er bei seiner Darstellung gibt, z. B. bei der Erörterung der Leistung der Aufmerksamkeit bei Gemeinvorstellungen und Begriffen, der Aufmerksamkeit und der Willensfreiheit. Auch die Literatur der Frage lässt sich aus der Darstellung leicht zusammenstellen, und das Capitel über Physiologie und Psychophysik der Aufmerksamkeit ist vielfach anregend und instruierend.

Die Darstellung und der Druck ist im ganzen recht sorgfältig; doch sollten Constructionen, wie 'das Empfindenwollen, ohne welchem' (S. 4, Z. 22), 'auf die Analyse des Aufmerksamkeits-Phänomens als solchem eingehen' (S. 2, Z. 3 v. u.) und 'die Frage nach dem Verhältnisse des Aufmerksamkeits-Phänomens als solchem zur Physiologie' (S. 68, Z. 22) nicht vorkommen.

Strecker, Dr. Karl, Logische Übungen. 1. Heft. Der Anfang der Geometrie als logisches Übungsmaterial, zugleich als Hilfsmittel für den mathematischen Unterricht. Essen 1896. 8°, 61 SS.

Die logischen Übungen in dem vorliegenden Büchlein beziehen sich ausschließlich auf den Schluss und Beweis und sind durchwegs den Anfangsgründen der Geometrie entnommen. Sie erweisen sich — entgegen der Behauptung des Verf.s auf S. 7 — in erster Linie als Hilfsmittel für den geometrischen Unterricht und können diesem durch die streng logische Form allerdings förderlich sein. Der Schwierigkeit des geometrischen Unterrichtes soll nach der Ansicht des Verf.s durch genauere Anpassung des sprachlichen Ausdruckes an den Gedanken, durch stärkere Heranziehung der specifisch geistigen Verstandesthätigkeit, durch lückenloses

Fortschreiten des Gedankenganges, durch Auseinanderhaltung der geistigen und sinnlichen Erkenntniselemente, durch genügende Berücksichtigung der Obersätze für die Fassung der Untersätze und für die Anordnung der sinnfälligen Zeichen begegnet werden. Diesen Gesichtspunkten wird der Verf. in seiner Darstellung, die von den Winkeln und Parallelen, von den Dreiecken und darauf bezüglichen Aufgaben handelt, im allgemeinen gerecht. Doch in einigen Fällen lässt auch die Klarheit der Darstellung zu wünschen übrig, z. B. ist S. 45 die Formulierung des Congruenzsatzes, sowie der dazu gehörige Beweis kein Muster klarer Darstellung. Die Bezeichnung Ergänzungswinkel (S. 19 ff.) statt Anwinkel ist unzutreffend, da auch die Nebenwinkel Ergänzungswinkel genannt werden könnten. Druckfehler fand ich S. 16, Z. 9 und 10 v. u. BA st. C_2A und DAC st. C_2AC und S. 47, Z. 5 $\delta = \gamma_2$ st. $\delta < \gamma 2$.

Wien. Joh. Schmidt.

Wille und Willensstörungen. Eine psychologische Studie von Dr. phil. Johannes Jaeger Langensalza, Verlag von H. Beyer u. Söhne.

Diese Studie, welche eine Erweiterung eines unter dem Titel „Willensanomalien" für den Psychologen-Congress in München ausgearbeiteten, aber nicht zum Vortrage gekommenen Referates ist, gibt zunächst eine gedrängte historische Übersicht über die verschiedenen Willenstheorien, an welche sich eine Betrachtung über den normalen Willen schließt. Darnach combiniert sich der „Wille" aus Vorstellungen und Gefühlen in der Weise, dass der Wille ein Begehren eines Zweckes ist, an das sich ein Urtheil über seine Erreichbarkeit auf einem bestimmten Wege knüpft, auf Grund dessen es seine Befriedigung erwartet. In jeder seiner Phasen wird der Wille vom Charakter beeinflusst, den Jaeger als „das Resultat der verschiedenen Factoren" bezeichnet . . . ., die durch Erziehung, Beobachtung, Erfahrung allmählich erworben und fixiert sind. Nach der Ansicht des Ref. ist sowohl bei der Besprechung des Willens- und des Charakterbegriffes und in der Distinction des Triebes vom Willen allzusehr der dispositionellen Seite dieser Phänomene ausgewichen, so dass das Gesammtbild als unvollkommenes erscheint. Wenigstens hätte auf die in dem Gebrauche der Termini Charakter, Trieb und Wille vielfach untrüglich vorschwebende Bedeutung einer „Begehrungsdisposition" hingewiesen werden sollen. Denn dass mit dem sogenannten blinden Triebe, dem festen Willen, der Freiheit des Willens nicht actuelle Phänomene, sondern Dispositionen gemeint seien, dürfte wohl außer Zweifel sein. Auch scheint mir nicht zwischen Begehren und Begierde distinguiert zu sein. Da bei der Willensgenese zwei Processe nebeneinander gehen, und zwar der Impuls, welcher in der Begierde, und die Controle, welche in der Vernunft in die Erscheinung tritt, so haben nach des Verf.s

Darlegung Störungen des Willensprocesses darin ihren Grund, dass die eine oder die andere Componente von der Norm abweicht. Liegt eine schwächere Entwicklung der impulsiven Factoren vor, so heißt die Willensanomalie Hypobulie = Willensschwäche, bei besonderer Steigerung der impulsiven Potenzen tritt Hyperbulie = Willenssteigerung auf.

Diese Willensstörungen im Bereiche der normalen Willenscomponenten haben dann Dysbulie = fehlerhaften Willen zur Folge.

Es reiht sich dann zunächst eine durch interessante Beispiele belegte Darstellung der Genese und Symptomatologie dieser drei Willensanomalien an. Bei der Hypobulie weist der Verf. auf ihr Verhältnis zu Depressionszuständen hin, wie sie z. B. Unglücksfälle herbeiführen u. a. m., bei der Hyperbulie kommt der Eigensinn der Kinder, die sog. Affecthandlungen, Exaltationszustände infolge acuter Alkoholintoxikation in Betracht und im Unterschiede zu derselben die Pyromanie. Das Verhältnis der Dysbulie zur sog. moral insanity führt den Verf. zur Besprechung der Prognose und Therapie derselben, an welcher Kirche und Schule, der Staat und öffentliche und private Liebesthätigkeit sich zu betheiligen haben.

Karl Otto Erdmann, Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays. Florenz u. Leipzig, Eugen Diederichs.

Ref. kann es nur dankbar anerkennen, dass diese geistreichen Aufsätze über moralische und ästhetische Phänomene, nachdem sie in verschiedenen Zeitschriften vereinzelt veröffentlicht worden waren, nun in einem Bande dem Leser zugebote stehen.

So sehr die einzelnen darin behandelten Materien von einander divergieren, lässt sich doch unschwer als verbindender Faden eine vorwiegende Intention des Verf.s erkennen. Zunächst liegt den meisten der Ausführungen die Absicht zugrunde, die unheilstiftenden Schlagwörter zu bekämpfen, wobei allerdings manchmal, wie überall Licht und Schatten beisammen sind, auf einen Nutzen derselben hingewiesen ist. In letzterer Hinsicht möchte Ref. auf das Essay „Einbildung, Heuchelei und ihr Nutzen für die Kunst" (S. 138 ff.) verweisen, in welchem gezeigt ist, wie es der Kunst geradezu unumgänglich ist, soll ihr eine ausgedehnte Pflege zutheil werden, die Suggestion und den Zwang der gesellschaftlichen Sitte, dann aber auch die nothwendig damit verknüpfte Unfreiheit des ästhetischen Urtheils sich nutzbar zu machen. Die Waffen aber, die der Verf. mit großer Gewandtheit in seinem Feldzuge gegen sprachliche Verwirrung und gedankliche Unklarheit führt, sind durchwegs aus der Rüstkammer der modernen Philosophie hervorgegangen. Unbeirrt durch Theorien sucht der Verf. durch feine psychologische Analyse auf verschiedenen Gebieten die schädliche Wirkung der Äquivocationen nachzuweisen, wobei er vielfach Gelegenheit findet, auf die Wichtigkeit der Zergliederung des relativen

Begriffes des näheren einzugehen. So erinnert die Betrachtung, die der Verf. über das Relative in dem Aufsatze „Das Wort schön und seine Unbrauchbarkeit“ (S. 255 ff.) mittheilt, um den Begriff „schön“ als „relativ“ nachzuweisen, insoferne er subjectiv, comparativ ist und viele Dimensionen hat (S. 228), an die bekannten Ausführungen Meinongs über Relation und Relationsbegriffe. Viele der behandelten Gegenstände gewinnen auch durch ihre Actualität an Interesse.

So z. B. gleich der erste Aufsatz: Monarchisches Gefühl. I. Verstandesmonarchismus und Gefühlsmonarchismus; II. Der Nutzen des monarchischen Gefühles; III. Die Zukunft des monarchischen Gefühles. Gewiss hatte auch der schon im Jahre 1880 erschienene Aufsatz über die „Instruction morale et civique“ in Frankreich (S. 133 ff.) noch mehr Interesse zur Zeit des Erscheinens, lässt aber auch jetzt noch, „wo die kampfesfreudige Stimmung einer müden Gleichgiltigkeit“ in Frankreich Platz gemacht hat, den Lesern einen klaren Einblick thun, wie der Deutschenhass in den Lesebüchern der französischen Lehranstalten geradezu gezüchtet wird.

Einen interessanten Beitrag zur Culturgeschichte und gerade deshalb anziehend, weil sie sehr alltägliche Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens betreffen, bieten die beiden Aufsätze: „Die Zukunft der Höflichkeit“ (S. 69 ff.) und „Warum zieht man den Hut?“ (S. 103 ff.), in deren ersterem in feiner, psychologischer und ethischer Begründung gezeigt wird, wie die Höflichkeit „als die durch die Sitte geregelte und für gewisse Fälle geforderte Versicherung der Hochschätzung“ immer dürftiger und weniger reich an Abstufungen sich gestaltet, was aber nicht als eine Folge von Verrohung, sondern im Gegentheile als „Ausdruck einer mit fortschreitender Gesittung in Einklang stehenden Verfeinerung unserer Empfindungsweise“ zu betrachten sei.

In enger Verknüpfung mit dieser Darstellung ist der zweite Aufsatz „Warum zieht man den Hut?“, in welchem eine kurze Entwicklungsgeschichte dieser Form des Grußes versucht wird und den Vereinen gegen das Hutabnehmen gegenüber die von ihnen angestrebte Wandlung im Grüßen als zwar in der Zukunft möglich, aber nur langsam und auf stetigem Wege und nicht durch irgend eine gewaltsame Beschleunigung erreichbar hingestellt wird.

Als charakteristische Forderungen für das Wirkungsvolle und dadurch vielfach Schädigende im Schlagworte stellt der Verf. in dem sehr lesenswerten Aufsatze „Gleichheit!“ (S. 39 ff.) zweierlei hin, erstens, dass es eine sehr weite, relative Bedeutung hat und zweitens, dass es connotativ ist, d. h. dass es unmittelbar reactive Gefühle auslöst, „die am besten so stark sind, dass sie das Hirn benebeln und den eigentlichen Wortsinn ganz in den Hintergrund des Bewusstseins drängen“. Dies zeigt er nun an dem Worte „Gleichheit“. Indem ich die Leser auf die außerordentlich fesselnden Ausführungen über die „Gleichmacherei“ auf den verschiedensten

Gebieten des gesellschaftlichen Lebens verweise, möchte ich hier nochmals auf den Einfluss aufmerksam machen, welchen die schon oben erwähnte Relationstheorie Meinongs auf diese Ausführungen genommen hat. Wenn Erdmann (S. 65) im engen Zusammenhange mit seiner Darlegung sagt: „Alle Gleichheit setzt nothwendig auch Verschiedenheit voraus. Denn nur von zwei verschiedenen Dingen lässt sich sagen, dass sie gleich sind“, oder noch mehr, wenn er durch das instructive Beispiel von dem Gaste, „der dasselbe“ zu speisen wünscht, während er das „Gleiche“ meint (S. 65), zwischen „Identität“ und „Gleichheit“ zu distinguieren sucht, so sind wir unmittelbar an die Ausführungen Höflers, die auf die Meinong'sche Theorie zurückgehen über „Identität“ und „Gleichheit“ in seiner Phil. Prop. (Log., I. Th., S. 54), erinnert. Das besonders Verdienstliche aber an der Erdmann'schen Darstellung ist, durch treffende Beispiele die Wirkung der gedanklichen Verwirrung im Gebrauche dieser Begriffe auf den verschiedensten Gebieten (socialem, politischem, wissenschaftlichem) nachgewiesen zu haben.

Für die psychologische Theorie von näherem Interesse scheinen Ref. besonders zwei Aufsätze, von denen der erste „Schutzgedanken und Schutzgefühle“ (S. 171 ff.) zeigt, „wie Mutter Natur, allgütig und unmoralisch wie sie ist, ... Mittel geschaffen hat, um seelische Depressionen zu lindern und zu beseitigen, das sind jene plötzlich aufschießenden Gedanken und Gefühle, die umwerten, umdeuten, ja fälschen, die alle peinlichen Vorstellungen verdrängen und schmerzliche Gefühle übertönen: schützende Illusionen, Schutzgedanken und Schutzgefühle“. Es werden diese oft mit dem Schlagworte „Selbstbetrug“ bezeichneten psychologischen Phänomene von einem biologischen Gesichtspunkte aus betrachtet und erscheinen eben als „ein unentbehrliches Rüstzeug für den Kampf ums Dasein“.

Der Begriff des „Geistreichen“ findet in einem anderen Aufsatze (S. 109 ff.) eine Prüfung hinsichtlich der ihm zukommenden Merkmale und eine Erläuterung durch treffende Beispiele, wobei der Verf. wieder nicht unterlässt, auf den Unterschied zwischen dem, was wirklich geistreich ist, und, was als solches gilt, hinzuweisen. Wenn Ref. nun noch, da ihm der gewährte Raum verbietet, des näheren darauf einzugehen, auf das Interesse aufmerksam macht, welches namentlich für den Ästhetiker die Aufsätze „Kennen und Können“, „Die hypnotische Suggestion und die Dichtung“, „Zur Frage nach dem Begriffe der Kunst“, „Kunst und Wirklichkeit“, „Bunte Kleider“ haben können, so hofft er durch dieses kurze Referat die Leser so weit angeregt zu haben, dass sie, wenn es ihnen an anregender und zugleich angenehmer Lectüre mangelt, nach unserem Buche greifen und mit vollster Befriedigung von dessen gedankenreichem Inhalte Kenntnis nehmen werden.

Wien. G. Spengler.

Zettler M., Die Ordnungsübungen in ihrer Verwertung beim Unterrichte. Mit 70 Holzschnitten. Wien u. Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn 1898. 8°, VIII u. 111 SS. Preis br. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr.

In allen unseren, den Lehrern des Turnens als Norm dienenden Lehrplänen für jüngere und ältere Schüler (Turner) sind die Ordnungsübungen getrennt von den Freiübungen aufgeführt. Der noch nicht sehr erfahrene, dabei aber recht gewissenhafte Lehrer, der sich sich streng an die Lehrpläne hält, verfällt daher, wie wir oft beobachten können, leicht in den Fehler, beide Übungsarten, und zwar nicht bloß in den untersten, sondern auch in höheren Classen, als selbständige Übungsgebiete, wie ja noch angemessen, nicht bloß zu betrachten, sondern auch unterrichtlich zu behandeln, während doch Ordnungs- und Freiübungen, wegen ihrer innigen Beziehungen, meist in Verbindung — nur je nach dem eben maßgebenden Lehrzwecke die einen oder die anderen vorwiegend — betrieben werden sollen. Denn die Ordnungsübungen bezwecken doch zunächst, den Einzelnen an strenge Gebundenheit und Abhängigkeit zu gewöhnen und weiter die Masse auf Grund einfacher turnerischer Befehle rasch und leicht beweglich zu machen, während die Freiübungen, namentlich in Verbindung mit Hantel- und Stabübungen, als directe Vorbereitung für die Geräthübungen dienen und verwendet werden. Je vollkommener diese Absichten erreicht sind, desto mehr werden die Ordnungsübungen — als besondere Übungsgattung — beim Turnunterrichte zurücktreten können und später (in den oberen Unterrichtsstufen) hauptsächlich nur mehr als Mittel dienen, um Aufstellungen zu Freiübungen oder den Geräthen zu erreichen, oder von anstrengenderer Thätigkeit Erholung zu gewähren, bezw. eine wohlthuende und anregende, den Unterricht belebende Abwechslung zu bieten. Selbstverständlich werden Ordnungs- (wie Frei-) übungen — um nicht missverstanden zu werden — auf der Stufe, auf welcher sie zum erstenmale auftreten, auch für sich allein so lange zu üben sein, bis eine entsprechende Fertigkeit in der Darstellung erzielt ist, denn erst dann können die erwähnten Verbindungen von Ordnungs- und Frei- (Hantel-, Stab-) Übungen nutzbringend vorgenommen werden.

Von einer nennenswerten Schwierigkeit bei der Darstellung der Ordnungs-, sowie der meisten Freiübungen kann nun wohl, namentlich innerhalb des Übungsstoffes im Schulunterrichte, nicht leicht gesprochen werden, und doch genießen diese vielfach verwendbaren und wie allgemein anerkannt, äußerst bildenden und besonders für größere Massen leicht und mit vielem Nutzen zu gebrauchenden Übungsgattungen — auch trotz ihrer Reichhaltigkeit, sowie der vielfältigen Zerlegbarkeit und der sich daraus ergebenden Möglichkeit, sie wieder zusammenzusetzen und abzustufen, bei Jünglingen wie Erwachsenen nicht jenes Ansehen, das sie verdienen, und das auch in einer gewissen Beliebtheit — nicht

bloß bei den Lehrenden, sondern auch bei Lernenden (den Übenden) jedes Alters — seinen Ausdruck finden sollte.

Den Grund für die Thatsache, warum sich diese nützlichen Übungen so langsam auf den Turnplätzen, namentlich denen der Erwachsenen, eingebürgert haben, und warum sich selbst aus der Mitte von sonst nicht ungern Turnenden dann und wann noch Stimmen gegen die Frei- und Ordnungsübungen erheben, glaubt der Verf. — und er darf sich hier der Übereinstimmung mit der Mehrzahl seiner Berufsgenossen für versichert halten — in der Schwierigkeit der methodischen Behandlung des einzuschlagenden Übungsstoffes, der ein eingehendes Studium voraussetzt, erblicken zu dürfen.

Von den im Vorstehenden skizzierten, auch in den, dem mittelst Verordnung des h. k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht unter dem 12. Februar 1897, Z. 17261 ex 1896, erlassenen „Lehrplane für den Unterricht im Turnen an den Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen“ beigegebenen „Instructionen“ niedergelegten Anschauungen und Gesichtspunkten geleitet, gieng der um die Turnsache schon weiter verdiente Autor, welcher Director des städtischen Schulturnwesens in Chemnitz ist, an die Abfassung des vorliegenden Werkchens, „das nicht bloß eine systematische Darlegung der Ordnungsübungen, sondern vor allen Dingen eine Anweisung zur methodischen Behandlung derselben beim Unterrichte bieten soll“. Zu diesem Entschlusse hat den Verf. „die mehrfach gemachte Wahrnehmung gebracht, dass auf Turnplätzen die Ordnungsübungen vielfach als eine lediglich für sich allein zu behandelnde Übungsart betrachtet und demgemäß in solchen engen Grenzen unterrichtlich behandelt werden.“

Seiner Bestimmung gemäß behandelt das Werkchen in der oben angedeuteten Richtung zuerst die Reihe, dann den Reihenkörper und zuletzt das Reihenkörpergefüge. Innerhalb des ersten Capitels finden die Arten der Reihen, die Richtung, das Öffnen und Schließen der Reihe, die Fassungen in der Reihe, das Ziehen und Winden (Umzug, Durchzug, Schlängeln, Kette usw.), das Schwenken und Reihen in der Reihe (in seinen verschiedenen Arten), im zweiten Capitel die Bildung des Reihenkörpers (durch Nebenreihen, Windungen, Vor- und Hinterreihen, Schwenken, gleichzeitiges Drehen, Aufmärsche), ferner die Rotte, widergleiche und canonartige Übungen, Richtungsübungen im Reihenkörper (1. das Viereck, 2. Gehen mit halben Drehungen, 3. Das Kreuz, 4. Das Schwenken, 5. Das Staffeln, 6. Viertelwindungen, 7. Halbe Windungen, 8. Die Kette, 9. Reihungen), weiter Umreihungen im Reihenkörper und im Zuge und im letzten Capitel „Die Übungen im Gefüge“ in ausführlicher und durchaus zweckentsprechender Weise ihre Erledigung.

Ins einzelne einzugehen, verbietet der uns hier zugemessene Raum; doch möchten wir nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit

auf die gegenseitigen Beziehungen, welche zwischen den militärischen Exercitien und den turnerischen Ordnungsübungen bestehen, hinzuweisen, die zweifelsohne sehr innige sind und darum auch schon wiederholt in turnerischen Werken Gegenstand eingehender Besprechungen — bald im freundlich annähernden, bald im feindlich gegenüberstehenden Sinne — waren, und die daher auch im vorliegenden Werke nicht umgangen werden konnten. „Trotz der Abstammung der turnerischen Ordnungsübungen von den taktischen des Exercierplatzes mussten sich denn doch mit der Zeit bei der Verschiedenheit zwischen Exercier- und Turnplatz Abweichungen und Verschiedenheiten in der Darstellungsweise der ersteren ausbilden .... Ist dort strenge Unterordnung, unbedingter Gehorsam, fester, unbeugsamer Drill wohl am Platze, so findet man hier freies, ungezwungenes Regen und Bewegen, ein erziehendes Unterrichten nach gesundheitfördernden, humanen Grundsätzen .... Aller Geduld und Nachsicht darf jedoch auch hier niemals die zielbewusste Stetigkeit fehlen." — Die übrigen, den nothwendigen Unterschied im Betriebe der militärischen Exercitien und der turnerischen Ordnungsübungen begründenden Ausführungen wollen in der auch im übrigen lesenswerten Einleitung, sowie an mehreren anderen gelegentlichen Stellen des Werkes selbst nachgesehen werden. — Die Brauchbarkeit des Buches wird durch ein beigegebenes alphabetisches „Verzeichnis der am häufigsten vorkommenden turnerischen Ausdrücke" erhöht. Da auf die äußere Ausstattung des Buches, wie bei allen aus dem um die pädagogische Literatur verdienten Verlage hervorgegangenen Werken, eine sehr sorgfältige ist, so darf das Büchlein Lehramtscandidaten und Lehrern des Turnens, wie nicht minder Turnwarten und Vorturnern in Turnvereinen, und allen, die sich über den berührten Gegenstand näher unterrichten wollen, wärmstens empfohlen werden; dem Verf. aber müssen wir es Dank wissen, dass er uns ein so wichtiges Erziehungs-, bezw. Unterrichtsgebiet einer in unserem ganzen Schulorganismus verhältnismäßig noch jungen Disciplin, wenn auch nicht in neuer, so doch in differenzierter Form und Weise, die nur das Ergebnis einer eingehenden Beschäftigung mit dem Gegenstande sein können, geboten hat.

Pilsen. Franz Wilhelm.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Toischer, Dr. W., Theoretische Pädagogik und allgemeine Didaktik. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1896. Lex.-8°, VIII u. 200 SS. (II. Band, 1. Abtheil., A. des Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen von Dr. A. Baumeister.)

Das Baumeister'sche Handbuch ist bekanntlich zunächst für Studierende und Candidaten des Lehramtes an den höheren Schulen bestimmt. Demgemäß will es nicht Neues entwickeln, sondern ein Gesammtbild der heutigen Theorie, Praxis und Organisation des höheren Bildungswesens und hiefür ein ausreichendes, wenn auch möglichst kurz zusammengefasstes Material bieten (s. unsere Anzeige in dieser Zeitschrift 1896. S. 455). Dieser allgemeine Programmpunkt ist in der vorliegenden Abtheilung strengstens eingehalten. Auf eine Einleitung folgt als erster Theil die Pflege. Schon daran erkennt man, dass der Verf. auf modernem Standpunkte steht. Denn in alten Lehrbüchern der Pädagogik ist von diesem Capitel kaum die Rede, in den jetzigen aber wird es berücksichtigt, und so ist es auch hier ziemlich eingehend behandelt (S. 18 bis 34). Daran schließt sich der ausführliche Theil über den Unterricht (S. 35—144). Den Schluss macht der dritte Theil über die Zucht (Erziehung) (S. 144—200). Wie, dieser letzte Theil ist auf 56 Seiten abgethan? Ja, leider! Der Verf. steht auch hier auf dem in der gegenwärtigen Literatur zumeist geltenden Standpunkte, was jedoch diesmal kein Lob für das Werk bedeutet. Die Erziehung oder, wenn man lieber will, die ethische Durchbildung und Gewöhnung ist die weitaus wichtigste Aufgabe des Gymnasiums, eine Überzeugung, die sich allmählich immer mehr Bahn bricht. Der Verf. erkennt und anerkennt selbst, dass hier eine dunkle Schattenseite seines Werkes vorliegt, s. S. 16, wo er auch erklärt, dass für das ganze Gebiet der Zucht erst ein großes Buch geschrieben werden müsste. Hätte er wenigstens den Anfang dazu gemacht! Wahrlich, er würde sich ein Verdienst um die Pädagogik erworben haben dadurch, dass er sein Scherflein zu einer besseren Zukunft beigetragen. Gerade hier wäre der rechte Platz gewesen; aber „in großen Zügen den Bau zu entwerfen, vielfach nur andeutend, was gründlicher Erörterung wert wäre“, damit ist dem Studierenden und Lehramtscandidaten so viel

wie nichts gedient. Doch wir wollen dem Verf. keinen Vorwurf machen. Er war einerseits von dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft abhängig, und diese erörtert vorzugsweise den Unterricht; andererseits war ihm der Raum zu knapp zugemessen, wie er selbst klagt (S. 16). Letzteres war entschieden ein Missgriff. Man denke: die in demselben Bande vereinigte »Vorbildung der Lehrer für das Lehramt«, die doch für den Studierenden und Candidaten fast nutzlos ist, hat den gleichen Umfang!

In dem, was geboten ist, hat der Verf. sehr viel Material zusammengetragen und es in klarer und übersichtlicher Weise dargelegt. Er hat sich die besten Führer gewählt, auf dem Gebiete des Unterrichtes Herbart und die Männer, welche das Herbart'sche System ausgestaltet und vervollkommnet haben, namentlich Willmann, aus dessen Bildungslehre viele Citate gebracht werden, auf anderen Gebieten andere. So folgt er bei Besprechung der Turnübungen (S. 31 f.) Brücke. Nach Brücke »sollen die eigentlichen Turnübungen (außer den Märschen, Freiübungen, Spielen) nicht vor dem 11. Jahre beginnen, auch da noch mit großer Vorsicht und Auswahl; erst mit dem 15. Jahre soll das Geräthturnen beginnen — zuletzt erst mit den nahezu Erwachsenen am Barren«. Wie ganz anders die jetzige Schulpraxis! Der Verf. that recht daran, seinem Gewährsmanne zu folgen, nicht der Praxis. Auch anderwärts lässt er sich durch die »Mode« in seinem gesunden Urtheile nicht behindern. So haben viele, weil die sogenannten lateinischen Genusregeln in Versform sprachlich mehr weniger ungeschickt waren oder Überflüssiges enthielten, das Bad mitsammt dem Kinde ausgeschüttet; Toischer hingegen verwirft dieselben aus guten Gründen nicht (S. 117).

Am ausführlichsten ist, wie schon oben gesagt, der Unterricht behandelt. Dieser Theil muss als gut bezeichnet werden. Nur sollten nach der Ansicht des Ref. die Gebiete der theoretischen und der praktischen Pädagogik genauer von einander abgegrenzt werden, und die theoretische Pädagogik sollte mehr von der Logik und Psychologie als ihrer Grundlage ausgehen, während sie in der hier vorliegenden Behandlung nicht selten mit der praktischen zusammenfällt.

Obige Bemängelungen glaubte der Ref. zum Besten der Sache anbringen zu müssen. Sind sie begründet, dann ist, wie die vorliegende Arbeit zeigt, Toischer auch der rechte Mann, sie zu beheben und so sich ein Verdienst um das höhere Schulwesen zu erwerben.

Wien. J. Rappold.

Neuere Erscheinungen auf dem philosophisch-pädagogischen Büchermarkte.

1. **Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik,** herausgegeben von O. Flügel und W. Rein. IV. Jahrgang. Langensalza 1897. VII u. 480 SS.

In diesem neuen Jahrgang der auf Herbarts Philosophie und Pädagogik fußenden Zeitschrift fällt sofort das Vorherrschen des Päda-

gogischen und Didaktischen auf. Von den zwölf »Abhandlungen« gehören nur vier der Philosophie im eigentlichen Sinne an, und darunter handelt die umfangreichste von »Idealismus und Materialismus in der Geschichte«, eine zweite schildert Karl Magers philosophische Entwicklung, eines Mannes, den auch wieder mehr die Pädagogik als die Philosophie für sich in Anspruch nehmen kann. Dasselbe Verhältnis zeigen die reichhaltigen »Mittheilungen«, in denen neben der Pädagogik hie und da auch die Sociologie zu Worte kommt. Am besten entspricht dem im Titel ausgesprochenen Doppelzweck der Zeitschrift die ungemein instructive Auswahl der 50 »Besprechungen« von Novitäten, unter denen das dankenswerte, ausführliche Referat Julius Redlichs über die neue Auflage von Helmholtz' »Physiologischer Optik« mit ihrer Erweiterung der erkenntnistheoretischen Capitel hervorzuheben ist. Die oben erwähnte verdienstliche, mit zahlreichen Literaturangaben ausgestattete Abhandlung geschichtsphilosophischen Inhalts stammt aus der Feder des Herausgebers O. Flügel. Ant. v. Leclair.

2. O. Flügel, Das Seelenleben der Thiere. 3. Aufl. Langensalza, H. Beyer u. Söhne 1897. IV u. 176 SS.

Ein Buch, das in 3. Auflage erscheint, hat damit allein schon die Berechtigung seines Daseins bewiesen und bedarf eigentlich keiner weiteren Empfehlung. Der Verf. gehört der Schule Herbarts an und fasst natürlich auch das Seelenleben der Thiere vom Standpunkt dieser Schule auf. Bei aller Gründlichkeit ist die Darstellung leicht verständlich und durchaus anregend. Die Literatur wurde bis in die jüngste Zeit berücksichtigt und dementsprechend auch der Inhalt des Buches an vielen Stellen erweitert. Die einzelnen Abschnitte behandeln: die Sinne, das Gemeingefühl, Association und Reproduction, Schönheitsgefühl, Gemüth, Verstand, Instinct, Darwinismus, Teleologie, Beseelung. Begriffe, Selbstbewusstsein und Sittlichkeit spricht der Verf. den Thieren ab. Ein großer Theil des Buches, nahezu die Hälfte, ist den Instincthandlungen der Thiere gewidmet. Das Räthsel des Instincts ist noch lange nicht gelöst. Die Lösung wird aber nicht bloß für die Psychologie der Thiere, sondern auch für die des Menschen von der größten Bedeutung sein. Es ist deshalb vollständig berechtigt, wenn sich die Thierpsychologen gerade mit diesen Erscheinungen sehr eingehend befassen. Der Verf. weist die Ansicht, dass die Instincthandlungen aus bewusster intellectueller Überlegung erfolgen, zurück; er findet aber auch, dass der Darwinismus, obwohl er ihm in manchen Punkten, so hinsichtlich der Methode, der Gesammtanschauung (als Descendenz) und der Erklärungsmittel nahesteht (S. 156), zur Erklärung für das erste Entstehen des zweckmäßigen Handelns nicht hinreicht; er kommt schließlich zu der Annahme, dass die bewusste Zweckmäßigkeit in den Instincthandlungen der Thiere das Werk einer schöpferischen, persönlichen Intelligenz sei, die aber, da sie lediglich in der Form der Causalität wirkt, für die Naturwissenschaft als solche nicht in Betracht komme (S. 161). Der Verf. erklärt jedoch selbst, dass diese Ansicht gar häufig als eine

kindliche, hinter der wissenschaftlichen Erkenntnis weit zurückgebliebene Anschauungsweise angesehen wird (S. 162). Es wird demnach wohl auch künftighin eine der wichtigsten Aufgaben der Thierpsychologie sein, gerade den Instincthandlungen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Räthsel wird schließlich doch gelöst werden. Fr. Lukas.

3. Die Sittenlehre Jesu, herausgegeben von Otto Flügel. 4. Aufl. Langensalza, H. Beyer u. Söhne 1897. 8°, VI u. 86 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Der Verf. der Sittenlehre Jesu überträgt seine eigene philosophische Ansicht, »das Gute ist um des Guten willen zu thun«, auf Jesu selbst, wobei er das Gute als unabhängig von Gott hinstellt. S. 19 schreibt er nämlich: »Der Unterschied von gut und böse wird nicht erst durch irgendeinen Willen, auch nicht den göttlichen begründet.« Diese Auffassung widerspricht jedoch dem Begriffe vom Sittlich-Guten; denn sittlich gut ist das, was mit dem göttlichen Willen übereinstimmt. So wenig die Wahrheit als ein ewiges und nothwendiges Wesen für sich besteht, sondern nur in Gott wurzelt, ebensowenig kann auch die sittliche Wahrheit, die Idee des Guten für sich bestehen, sondern nur in Gott ihren Grund haben, der das absolute Gut und darum Princip alles sittlich Guten ist. Nach dem Gesagten unterliegt es keinem Zweifel, in welchem Sinne die Ausführungen des Verf.s gehalten sind. Fr. Berger.

4. Aus dem pädagogischen Universitäts-Seminar zu Jena. VII. Heft. Herausgegeben aus Anlass des zehnjährigen Bestehens des durch Prof. Rein wiedereröffneten Seminars von früheren Mitgliedern. Langensalza 1897. VIII u. 262 SS. Preis 3 Mk.

Wir heben aus der sinnigen Festesgabe die Berichte über die stets fortschreitende Verbreitung der Herbartischen Pädagogik in Amerika, Bulgarien, England und Serbien als ein beredtes Zeugnis der ersprießlichen Wirksamkeit des Universitäts-Seminars zu Jena hervor. Es sind Angehörige der genannten Staaten und Länder, welche deutsche Wissenschaft in fremden Boden zur fruchtbringenden Saat legen. In den »Abhandlungen und Betrachtungen« zeigt sich auf dem Gebiete des Unterrichtes und der Erziehung ein umsichtiges Versuchen und Suchen nach dem Besseren. Die Anlage eines Lesebuches für die Volksschule, die Vertiefung des religiösen und des naturgeschichtlichen Unterrichtes werden in Betracht gezogen, die socialpolitischen Grundlagen der Pädagogik Pestalozis und Dörpfelds werden hervorgehoben. Die beiden Aufsätze: »Einige didaktische Bemerkungen zur Übertragbarkeit der Gefühle« von Konrad Schubert und »Die Pflege des Zeitsinnes in der Schule« von E. Scholz seien besonders genannt.

5. Otto Wilhelm Beyer, Zur Errichtung pädagogischer Lehrstühle an unseren Universitäten. Langensalza 1895. 72 SS.

Der Verf. wünscht seiner Schrift recht aufmerksame Leser, und er glaubt dies mit vollem Rechte zu thun, da er Mitglied des Stoy'schen

Seminars war, als Oberlehrer Ziller zur Seite stand und später das Rein'sche Seminar erstehen sah. Er schickt seinem Gegenstande eine Übersicht über die Veranstaltungen zur Heranbildung der Lehrer für die höheren Schulen voran, mögen diese mit der Universität verbunden oder von ihr getrennt sein, und tritt mit Wärme für das pädagogische Universitäts-Seminar ein, dem eine Übungsschule in der Gattung der Volksschule zur Seite zu geben ist. Unabhängig von den Hemmnissen der Verwaltung kann das Universitäts-Seminar lediglich nach wissenschaftlichen Rücksichten seine Thätigkeit gestalten, die pädagogische Theorie fortbilden und das Interesse an pädagogischen Fragen bei den zukünftigen Lehrern und Erziehern erwecken und rege erhalten. So erscheint die pädagogische Ausbildung, welche das akademische Seminar gewährt, als die unerlässliche Voraussetzung für die weitere Ausbildung im Gymnasial-Seminar. Auch das wirtschaftliche Anliegen bleibt in den Erörterungen nicht unberührt. So heißt es wörtlich: »In einem erleuchteteren Zeitalter wird man sich dereinst mit Erstaunen fragen, wie es denn hat kommen können, dass eine so wichtige Seite der geistigen Cultur, wie es die Lehrerbildung ist, sich noch am Ende des 19. Jahrhunderts zum größten Theile so kümmerlich hat behelfen müssen, obwohl man einerseits seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wissen konnte, was dieses Gebiet zu seiner Pflege erforderte, und obwohl andrerseits die Veranstaltungen, die nöthig sind, um das Bildungsgut von einer Generation auf die andere zu übertragen, die eingehendste Förderung schon aus dem rein materiellen Gesichtspunkte hätte beanspruchen dürfen, dass »Unwissenheit die theuerste Sache im Lande«, dass dagegen die Bildung, ganz abgesehen von ihrem idealen, unmittelbaren Werte, auch ein treffliches Rüstzeug für irdische Wirksamkeit, für das wirtschaftliche Fortkommen ist.« Ant. Frank.

6. Die Kinderfehler. Zeitschrift für pädagogische Pathologie und Therapie in Haus, Schule und socialem Leben. Herausgegeben von J. L. A. Koch, Chr. Ufer, Zimmer und J. Trüper. 2. Jahrgang. Heft 1—5. Langensalza 1897.

Die genannte Zeitschrift stellt sich hauptsächlich als das Organ der für geistesschwache, doch nicht ganz blödsinnige Kinder errichteten Schulen dar, deren es im Deutschen Reiche gegenwärtig schon 45, in Österreich allerdings erst eine einzige gibt. Fritz Löper bespricht darin in einem Aufsatze: »Über den Unterricht schwachbegabter Kinder« die Gründung und Einrichtung dieser Schulen. Die Erfahrung habe gezeigt, dass oft eine ganze Classe wegen drei oder vier geistesschwacher Kinder ihr Lehrziel nicht zu erreichen vermochte. Diesem Übelstande abzuhelfen, habe man für Kinder dieser Art eigene Schulen errichtet und damit ein Doppeltes erreicht: die normal begabten von einem Hemmschuh befreit, und den schwachsinnigen, welche die Volksschule doch gewöhnlich ohne nennenswerten Nutzen besuchten, durch den anders gestalteten Lehrplan und die verschiedene Methode die Möglichkeit einer geistigen Entwicklung geboten. »Die Kinderfehler« führen eine Reihe beobachteter Einzel-

fälle vor, die auch vom psychologischen Standpunkte Interesse erregen. Von größeren Aufsätzen nennen wir eine Abhandlung „Über Willensstörungen“ von Joh. Jäger, die auch ohne den Aufputz der „Charakterologie“, „Willensphänomenologie“, „Alkoholintoxication“ usw. tiefsinnig genug wäre und beherzigenswerte Winke gibt, wie gewisse gemeinschädliche Anlagen bekämpft werden können. Ein anderer Aufsatz von Koch handelt über geschlechtliche Anomalien, ein dritter von Tracy über Kinderpsychologie in England und Nordamerika usw. Auf jeden Fall muss es nach den mitgetheilten Erfolgen des erwähnten Unterrichtes als wünschenswert bezeichnet werden, dass auch in Österreich bald mehrere solcher Schulen errichtet werden.

Leop. Weingartner

7. **Bibliothek pädagogischer Classiker.** Eine Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Friedrich Mann. Langensalza, H. Beyer u. Söhne 1893 bis 1897.

1. Band. J. H. Pestalozzis Ausgewählte Schriften. Mit Pestalozzis Biographie herausgegeben von Friedrich Mann. I. Bd. 5. Aufl. 1897. 8°, CXXXXI u. 376 SS. Preis brosch. 3 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 4 Mk. 50 Pf.

6. Band, J. J. Rousseaus Emil oder Über die Erziehung. Übersetzt mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Dr. E. von Sallwürk, Großherzogl. badischem Oberschulrath. Mit Rousseaus Biographie von Dr. Theodor Vogt. Professor an der Wiener Universität. 3. Aufl. I. Band. 1893. 8°, XXIV u. 270 SS. Preis brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk. — II. Band. 1895. 8°, VIII u. 416 SS. Preis brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

8. u. 9. Band. Joh. Friedr. Herbarts Pädagogische Schriften. Mit Herbarts Biographie herausgegeben von Dr. Fr. Bartholomäi. 6. Aufl., neu bearbeitet und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. E. von Sallwürk. I. Band. 1896. 8°, XII u. 448 SS. Preis brosch. 2 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 3 Mk. 50 Pf. — II. Band. 1896. 8°, VI u. 466 SS. Mit 3 Tabellen. Preis brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

12. Band. Michel de Montaigne. Auswahl pädagogischer Stücke aus Montaignes Essays übersetzt von Ernst Schmid, Director der städt. Töchterschule und des städt. Lehrerinnen-Seminars in Potsdam. 2. durchges. Aufl. 1894. 8°, IV u. 72 SS. Preis brosch. 50 Pf., eleg. geb. 1 Mk. 10 Pf.

Schon die äußere Thatsache, dass die Publicationen der 'Bibliothek der pädagogischen Classiker', die ihrer Natur nach nicht für das große Publicum bestimmt sind, zum Theile in 5. und 6. Auflage vorliegen, legt für deren Wert beredtes Zeugnis ab. In der That verdienen diese Classikerausgaben alle Sympathien der Lehrerwelt: die Texte sind, soweit es sich um deutsche Schriftsteller handelt, nach philologischen Principien ediert, d. h. sie sind mit den Originalausgaben verglichen, so dass sie bis aufs kleinste den Ansprüchen kritischer Correctheit genügen, und eventuell mit den nöthigen Varianten versehen. Daneben erscheinen in den Fußnoten Anmerkungen, die dem modernen Leser zum Verständnisse des Textes unentbehrlich sind. Auch Materienindices fehlen am

Schlusse nicht. Ganz besonders wertvoll aber sind die in die Einleitung aufgenommenen, auf gründlichen Detailstudien beruhenden Biographien der jeweiligen Autoren, deren Leben und Wirken eine möglichst allseitige, sachgemäße Beleuchtung erfährt.

1. Die Sammlung aus Pestalozi beschränkt sich auf die specifisch pädagogischen Schriften, die mit einer einzigen Ausnahme chronologisch geordnet sind. In den Erläuterungen macht sich die auch in der Ausgabe der Herbartischen Schriften von Sallwürk durchgeführte Tendenz, den Schriftsteller aus sich selbst zu erklären, d. h. zur Erklärung im einzelnen Parallelen aus anderweitigen Schriften des Autors heranzuziehen, besonders bemerkbar. Auch Urtheile hervorragender Zeitgenossen dienen als Commentar. — Von der neuen (5.) Auflage, die im wesentlichen mit der 4. übereinstimmen dürfte, liegt nur der 1. Band vor, während die gesammte Auswahl vier Bände umfasst.

6. Die Biographie Rousseaus darf insofern Anspruch auf besondere Anerkennung erheben, als es eben keine leichte Aufgabe war, über die allbekannten und allgelesenen Confessions Rousseaus hinaus etwas zu bieten. Vogts kritischer Blick wusste die rechte Mitte zu finden zwischen unbesehener Wiedergabe Rousseau'scher Darstellung und allzu skeptischem Verhalten gegen dieselbe. Die Übersetzung liest sich gut, ja wie eine deutsche Originalarbeit. Hin und wieder macht der Übersetzer in den Anmerkungen auf Schwierigkeiten bei der Wiedergabe des Originals oder auf abweichende Auffassung von Vorgängern aufmerksam. Die Noten sind verhältnismäßig reich bemessen.

8. und 9. Zum Lobe der Bartholomäischen Sammlung von Herbarts pädagogischen Schriften weiteres zu sagen, ist bei der Verbreitung des Werkes seit einem Vierteljahrhundert kaum nöthig. Dass der neue Herausgeber Sallwürk mit Geschick sich der Aufgabe unterzogen hat, die Sammlung auf der Höhe der Zeit zu halten, ist ebenfalls bekannt. Was speciell die 6. Auflage anlangt, so hat zunächst die Biographie Herbarts zahlreiche wertvolle Zusätze nach neu eröffneten Quellen erfahren. Die daran sich schließende Geschichte der Herbart'schen Pädagogik ist bis auf die neueste Zeit fortgeführt worden. Die Zahl der in die Sammlung aufgenommenen Schriften Herbarts ist um eine vermehrt worden, welche die Lehrer höherer Schulen bisher ungern vermisst haben, die 'Ideen zu einem pädagogischen Lehrplan für höhere Studien' (1801). Eine höchst dankenswerte Zugabe ist das alphabetische Sach- und Wortregister, welches die eigenartige, für uns zum Theile nicht mehr verständliche Ausdrucksweise Herbarts erläutert.

12. Die Aufnahme der Übersetzung von Montaignes Essays unter die 'pädagogischen Classiker' erhält schon dadurch ihre volle Berechtigung, dass dieselben von ziemlich weitgehendem Einflusse auf Rousseau gewesen sind. Übrigens ist die bahnbrechende Bedeutung Montaignes auf dem Gebiete der Erziehungswissenschaft an sich außer Zweifel.

J. Golling.

8. Ch. G. Salzmanns Ausgewählte Schriften, herausgegeben von Eduard Ackermann. I. Band. 2. Aufl.

Nach einer längeren Einleitung über des Verf.s Leben und Wirken werden die Mittel besprochen, durch die — oft aus Missverständnis — in der Seele des Kindes Untugenden, ja sogar Laster geweckt und großgezogen werden können. Es ist ein verkehrtes Spiegelbild, das der Leser in dem Buche erblickt, wie man Kinder nicht erziehen dürfe. Es fällt nicht schwer, aus dem Negativen auch Positives zu gewinnen, wie man nämlich Kinder erziehen müsse, um sie für das Sittlichgute empfänglich zu machen und sie zur Tugend zu leiten. Aber auch das leibliche Wohl der Kinder findet in dem Buche seine gerechte Beachtung und Würdigung. In einem Schlusscapitel wird der Begriff Religion erörtert und ein vierstufiger Religionsunterricht entwickelt.

9. John Lockes Gedanken über Erziehung von Dr. E. von Sallwürk. 2. Aufl.

Das Studium der historischen Pädagogik wird durch das vorliegende Buch in wertvoller Weise bereichert. Nach einer eingehenden Darstellung von John Lockes Leben und pädagogischer Bedeutung folgen dessen Gedanken über Erziehung, die sowohl das geistige wie das leibliche Wohl der Kinder fördern wollen. Das Buch enthält manche interessante und beachtenswerte Capitel, aus denen jeder Leser manches Blümchen für sich wird pflücken können. Heinr. Pollak.

10. Stern der Jugend. Illustrierte Zeitschrift zur Bildung von Geist und Herz. Herausgegeben von Dr. Johannes Praxmarer. Donauwörth, Verlag von L. Auer. 4. Jahrgang. Jährlich 26 Hefte. Preis halbjährlich 2 Mk.

Der »Stern der Jugend« ist eine Zeitschrift, welche der studierenden Jugend nur wärmstens empfohlen werden kann. Es wird kaum eine zweite Jugendzeitschrift geben, die eine solche Mannigfaltigkeit des Stoffes aufweist und denselben in so anziehender und zur Selbstthätigkeit anregender Weise darbietet, wie das hier der Fall ist. Es werden nämlich fast alle Zweige der Wissenschaft und Kunst, so weit es dem jugendlichen Alter und Verständnisse angemessen erscheint, behandelt. Der Zweck, den sich der »Stern der Jugend« stellt, nämlich »Bildung des Geistes und des Herzens«, wird vollständig erreicht. Fr. Berger.

11. Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Herausgegeben von Friedrich Mann. Heft 55—99. Langensalza.

Der Ref. einer Sammlung, die so reichhaltig ist und so Verschiedenartiges bringt, muss sich auf das beschränken, was im Bereiche seiner eigenen Studien oder mindestens seines Interesses liegt. Es ist ein Stückchen der Hochflut, die, obwohl ein Zeichen der Bedeutung dieser Disciplin und der Rührigkeit in ihr, doch besonders auf den, der alles Gute in die Wirklichkeit übertragen möchte, sehr niederschlagend wirkt.

Doch spreche ich es gerne aus, dass ich von den früher erschienenen Heften manche, die mir unterkamen, mit Vergnügen las und mancherlei Belehrung empfieng und darum bereitwilligst an die Durchsicht dieser neuen Folge gieng. Was jene früheren Hefte so empfiehlt: Klarheit, Bündigkeit, Sachbeherrschung und gelegentlich Freimuth, das bewahren auch diese. In ihrer Gedrungenheit verhilft gar manches Heft zur raschen Übersicht über Dinge, in die sich zu vertiefen die Dickleibigkeit der Quellenwerke abschreckt. Das Unternehmen hat vorzugsweise die Volksschule und ihre Kreise im Auge, aber das schließt nicht aus, dass auch der Mittelschullehrer vieles findet, was er sehr wohl beherzigen kann, zur Belehrung wie zur Anwendung, und das auch auf den höheren Stufen. Ich empfehle da sehr die beiden Aufsätze Nr. 58 »Die formalen Aufgaben des deutschen Unterrichtes« von Dr. E. von Sallwürk (74 SS., eine der längsten Arbeiten) und Nr. 92: »Über Belehrungen im Anschluss an den Aufsatz« von P. Stade. Der erste formuliert seine Aufgabe dahin: »Die Sprache birgt aber außerdem einen unendlichen Reichthum von Gedanken in sich, der dem Schüler erschlossen werden muss, und sie ist endlich Stoff zu künstlerischer Gestaltung. Was die Schule für diese Zwecke thun kann, soll in den folgenden Zeilen in gedrängter Weise gezeigt werden.« Das ist viel versprochen, aber es ist auch an einer Fülle von Beispielen, die, wie sie sind, verwertet werden können, geleistet. Während aber diese Arbeit es mehr unternimmt, an der Hand der Etymologie und an Wortdeutungen in den Geist der Sprache einzuführen, geht die andere mehr von den formalen Bestandtheilen der schriftlichen Darstellung aus, zu einer Sicherheit im Gebrauche der sprachlichen Hilfsmittel zu verhelfen. Was die dem naturwissenschaftlichen Unterrichte angehörigen Aufsätze bringen: Nr. 65 »Experiment und Beobachtung im botanischen Unterricht« von F. Schleichert und Nr. 68 »Die Synthese im anschaulichen Unterrichte« von Dr. E. Wilk überlasse ich den Fachmännern zur Beurtheilung. Wer sich den historischen Fragen der Pädagogik zuwendet, findet dahin Gehöriges in Arbeiten, wie Nr. 79 »Richard Rothe als Pädagog und Socialpolitiker. Eine Sammlung von Aussprüchen« von H. Keferstein; wer das Büchelchen durchliest, kennt auch den Mann, den es behandelt; oder Nr. 85, mit 145 Seiten das umfangreichste Heft: »Zur Geschichte des Ziller'schen Seminars. Mit einem Anhang: Praktikanten-Verzeichnis des Seminars« von O. W. Berger, was allen Theilnehmern eine willkommene Gabe sein wird. Belehrung, die über die Schule hinausreicht, bietet z. B. Nr. 60, das eine Serie einleiten soll, deren Ziel bezeichnet wird als Hilfsmittel für den staats- und gesellschaftskundlichen Unterricht, und dies unternimmt Heft 1: »Heeresverfassungen« von A. Bär. Es bietet so viel, dass es fast die Stelle eines Nachschlagebuches über den genannten Gegenstand vertritt. Oder Nr. 55 »Aufgaben der Schule in Beziehung auf das social-politische Leben« von Keferstein. Nr. 71 bringt die Ankündigungen der neuen Zeitschrift: »Die pädagogische Therapie« von J. Trüper, J. L. A. Koch, Chr. Ufer und Dr. Zinner, um auch an diesem Orte mit dem Unternehmen und seinen Absichten bekanntzumachen. — Entsprechend dem heutigen

Betriebe der Pädagogik finden wir eine ganze Reihe von Arbeiten, die ganz auf psychologischer Grundlage stehen, und zwar ist es ausschließlich Herbart und seine Schule, die diese Grundlage bieten. Wir finden Aufsätze, die sich an die schwersten Fragen wagen: »Über die Willensbildung« von Hiemesch, »Die Phantasie« von Flügel (2. Aufl.), »Die Phantasie in ihrem Verhältnis zu den höheren Geistesthätigkeiten« von O. Foltz, »Über das Selbstgefühl« von Flügel und »Der Egoismus« von Keferstein. Der letztere besonders greift das Thema von einer drastischen Seite an, indem jede Hantierung mit Geräthen, die Tracht und Mode, der Putz bis hinab zu den Absätzen dazu in Beziehung gesetzt und Höflichkeit, Grobheit, Eitelkeit bis zum Kunstgenuss auf jene Wurzel zurückgeführt werden. Niemand wird verlangen, in diesen Arbeiten endgiltige Lösungen zu finden; dem Zwecke der Einführung und Orientierung dienen sie aber sehr gut. Nach der Definition z. B., die Foltz (Nr. 89) von der Phantasie gibt, bleibt von den Thätigkeiten der Intelligenz nicht viel mehr übrig, das nicht unter sie fiele. V. Vischer hätte da berücksichtigt werden müssen. Höher steigt Flügel in dem Aufsatze: »Der Rationalismus in Herbarts Pädagogik.« Diese Dinge breiter behandelt und reichhaltiger belegt, würde ein schönes Buch geben. Eine Sache, die durch einen Erlass des österreichischen Unterrichtsministeriums im Vorjahre hier actuell geworden ist, behandelt Reukauf (Nr. 84): »Leseabende im Dienste der Erziehung.« Es ist mir nicht bekannt geworden, ob man irgendwo mit der Einführung dieser an sich so schönen Institution begonnen hat. Reukauf bespricht die Bedenken und Schwierigkeiten, und darum ist die Arbeit allen ans Herz zu legen, die mit der Einrichtung Ernst machen wollen. Unter den Autoren finden wir einen einzigen Wiener: Fr. Hitschmann (Nr. 69): »Über die Principien der Blindenpädagogik«. Die Sache selbst liegt uns fern, aber der Aufsatz erhält eine Bedeutung für die Psychologie durch das Eingehen in die für die Blindenpsychologie allerwichtigste Frage um die Gestaltung der concreten Artbegriffe bei Blinden — der Verf. selbst gehört zu ihnen — und um die Surrogate, die für die Gesichtseindrücke eintreten. Eine schöne Ergänzung dazu bringt Nr. 62 von Ufer: »Über die Sinnestypen.« Doch wir können nicht alle Aufsätze aufzählen. Die wenigen Zeilen mögen genügen, um anzudeuten, was sie alles bieten, dem Lehrer und Nichtlehrer, den Kreisen der Volks- und der Mittelschule, und wenn die Sammlung empfohlen wird, so geschieht dies in der Überzeugung der vollen Berechtigung.

Wien. Dr. Ad. Lichtenheld.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Epicteti dissertationes ab Arriano digestae ad fidem codicis Bodleiani recensuit Henr. Schenkl. Editio minor. Bibl. script. Teubn. Lips. 1898. XIV u. 449 SS.

Am Schlusse meiner Anzeige der editio maior (diese Zeitschrift 1895. S. 498) habe ich im Hinblicke auf Schenkl und Elter den Wert betont, den gegenseitige Unterstützung und einträchtiges Zusammenwirken für die Sache hat. Der mit Hinweglassung der ausführlichen Vorrede und des Index verborum veranstalteten editio minor ist wieder eine Collation des Bodleianus durch Lindsay zugute gekommen, auf Grund deren an etwa 50 Stellen die ursprüngliche Lesart hergestellt werden kann. Allerdings musste der Text selbst unverändert bleiben. Es konnten nur die wichtigsten Corrigenda und Addenda aus dem supplementum adnotationis herausgehoben und diesen die eben erwähnten Berichtigungen von Lindsay und Conjecturen der Recensenten beigegeben werden. Von neuen Vermuthungen des Herausgebers ist mir nur IV 7, 18 (369, 24) *πείρασαί μοι* aufgefallen.

Radautz. Dr. Wilh. Weinberger.

Sacra Corinthia, Sicyonia, Phliasia. Commentatio academica scripsit. Per Odelberg. Upsalae, Almquist & Wiksell MDCCCXCVI. 8°, 214 SS.

In Sam Wides vortrefflichem Buche: 'Lakonische Culte' ist in größerem Umfange der Versuch der Cultdarstellung einer bestimmten Landschaft mit Erfolg unternommen worden, wie für Arkadien Immerwahr dasselbe geleistet hat. Hier gibt der Verf., schon früher ähnlich thätig, nach derselben Methode eine Zusammenstellung der in den drei genannten Städten gepflegten Culte. Inschriftliche, literarische, numismatische Zeugnisse werden für jede Gottheit und für jede Stadt zusammengestellt und daran Erläuterungen geknüpft, die sich hauptsächlich auf das Thatsächliche erstrecken, nicht selten auch zu mythologischen Excursen Anlass geben. Es wäre sehr zu wünschen, dass diese und ähnliche Arbeiten Nachfolge fänden, damit wir in einer Anzahl von Monographien ein Corpus der griechischen GöttercuIte überhaupt bekämen. Die Schrift sei zum Handgebrauche bestens empfohlen.

Philologisch-historische Beiträge. Curt Wachsmuth zum sechzigsten Geburtstage überreicht. Leipzig, Teubner 1897. 8°, 218 SS.

Mit einer schwungvollen lateinischen Ode leitet Anton Baumstark das literarische Angebinde ein, das Leipziger Schüler ihrem verehrten Meister zum 60. Geburtstage darbringen. In den reichen Inhalt der Festgabe genauer einzugehen verbietet der zugemessene Raum. So sei nur kurz erwähnt, was die Schrift bietet: C. Cichorius behandelt die Reliefs von Adamklissi, und will die Bedenken, die gegen den trajanischen Ursprung der Reliefs erhoben worden sind, mit Benndorfs Zeitansatz durch die Annahme einer Erneuerung derselben in constantinischer Zeit vereinigen. Walter Ruge handelt über Straßen im östlichen Kappadokien sehr gründlich, und versucht eine Reconstruction des Straßennetzes, wozu jetzt noch Tomaschek in Kieperts Festschrift zu vergleichen ist. Ernst Weber bringt eine Ausgabe der sogenannten *διαλέξεις*, jetzt die zuverlässigste auch in den Dorismen. Richard Schmertosch spricht über einen Commentar Kepplers zu Plutarchs Schrift „Vom Gesicht im Mond“, die wichtige Conjecturen des großen Astronomen beisteuert. Berthold Maurenbrecher handelt über die Composition der Elegien Tibulls, und sucht eine strophische Gliederung derselben nachzuweisen. Paul Prager bringt Textkritisches zu Heliodors Aethiopica; Maximilian Thiel untersucht die Quellen zum achten Buch Vitruvs über den Wasserbau; Paul Sakolowski handelt über Fragmente des Stephanos von Byzanz, zeigt, dass die Dionysiosscholien den Stephanos nicht benützt haben und deutet an, dass in unserer Epitome, die ein Conglomerat aus verschiedenen Auszügen sei, arge Fehler unterlaufen. F. Gündel bringt Conjecturen zu Lucian; Karl Radinger handelt über die Kyzikenischen Epigramme der Palatinischen Anthologie, der den epigraphischen Ursprung derselben leugnet und ihre Entstehung in spätere Zeit setzt, dagegen die Lemmata zur Reconstruction der Reliefs am Tempel der Göttermutter verwerten will. Adolf Buchholz bespricht die Liste der kappadokischen Könige bei Diodor, Engelbert Drerup, den Staatsschreiber von Athen. In einem Aufsatze *Ζητήματα βαρβαρικά* bespricht Anton Baumstark arabische Citate aus Aristoteles und anderen griechischen Schriftstellern. Edgar Martini bringt Lucubrationes Posidonianae, Karl Tittel, Über den Mechaniker Carpus und sein Verhältnis zu Geminus und weist ihn dem 2. oder 1. Jahrhundert v. Chr. zu. Textkritisches zu Statius liefert Alfred Klotz, zu Triphiodor und Apollonius Arthur Preuss, zu Hyperid c. Athenog. Karl Scherling, während Roland Koehler die Mythen von Theseus' Fahrt nach Kreta und seinen Raub der Helena in ihrer Darstellung durch Hellenicus behandelt. Wilhelm Becher will das Ceretanum, welches Columella als den Ort einer reichen Traubenernte nennt, im Gebiete des etruskischen Caere suchen. Hans Beschorner handelt über zwei unbeachtete Theognisfragmente; Felix Bock bringt kritische Bemerkungen zu Aristoteles' Rhetorik, und zum Schlusse erscheint eine Abhandlung über Hesiods Opera v. 641—662, deren Verf., Milan R. Dimitrijević, es nicht beschieden war, ihr Erscheinen zu erleben.

The ancient Boeotians: their charakter and culture and their reputation. By W. Rhys Roberts M. A. Cambridge, University Press 1895.

Aus dem Alterthum haben sich mehrere abfällige oder doch als abfällig deutbare Aussprüche über die Boeoter erhalten, die sich in moderner Zeit zu sprichwörtlich gebrauchten kleinen Bosheiten gesteigert haben. Das hat den Verf. veranlasst, eine Ehrenrettung der Boeotier zu schreiben und darin ihren Charakter, ihre Cultur und ihre Reputation in ein besseres Licht zu stellen, als sie seiner Meinung nach stehen. Pindars *Βοιωτία ὗς*, der Vorwurf der *ἀναισθησία* werden besprochen,

aus der Geschichte, der Literatur, der Kunst einzelne Beispiele angeführt, die beweisen, dass die Boeoter auch gute Politik getrieben, achtbare oder große Schriftsteller, vortreffliche Künstler gehabt haben, eine Anreihung, die durch ihre geringe Tiefe zeigt, eine wie viel bessere Vertheidigung eine Geschichte der Boeotier, als eine Apologie gewesen wäre. Der Gipfel der Darstellung ist Epaminondas, der als großer Mann wie billig Unterschätzungen zurückweisen muss. Endlich kann es sich der Verf. nicht versagen, eine Parallele zwischen Holland und Boeotien durchzuführen. Das Buch ist glänzend ausgestattet, mit einem reichen Literaturnachweise versehen und hat eine Karte von Boeotien und Attika, die auf der Karte des Wiener militärgeographischen Institutes basiert.

Wien. Emil Szanto.

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. VII. Die Schule. Verdeutschung der hauptsächlichsten entbehrlichen Fremdwörter der Schulsprache, bearbeitet von Dr. Karl Scheffler. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins (Jähns und Ernst) 1896. 67 SS.

Die gegen den Gebrauch der Fremdwörter gerichtete Bewegung hat ihren Höhepunkt bereits überschritten, und maßvolle Ansichten beherrschen im allgemeinen Wissenschaft und Praxis. Ein solches abgeklärtes Werkchen ist auch das vorliegende, das als hochwillkommen angesehen werden darf. Den Verf., der sich übrigens auf gediegene Vorarbeiten, z. B. Erbes, und auf bewährte Rathgeber stützen konnte, leiteten bei seinem Versuche hauptsächlich folgende Grundsätze: Bezüglich der in Betracht kommenden Fremdwörtergruppen wurde alles ausgewählt, was die Thätigkeit der Lehrer und Schüler betrifft. Hochschulen wurden ausgeschlossen, daher auch hieher gehörige Fachausdrücke. Dagegen wurden viele Kunstausdrücke der Schulwissenschaften aufgenommen. Leitender Grundsatz war natürlich: »Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann«. Titelartige Bezeichnungen blieben unangetastet, ebenso solche, die sich vollständig eingebürgert haben und für die es noch kein brauchbares Ersatzwort gibt. Dass sich hier die verschiedensten Ansichten begegnen, ist allerdings richtig. Internationale oder Weltausdrücke lässt S. nicht gelten, wissenschaftliche Fachausdrücke jedoch werden mit Vorsicht verdeutscht. Manches gilt ausdrücklich nur als Versuch, als Vorschlag. Richtig wird auch hervorgehoben, dass sich manche Fremdwörter unter Umständen einer Verdeutschung entziehen und dass in anderen Fällen nicht ein einzelnes deutsches Wort genügt, sondern die ganze Ausdrucksweise geändert werden muss. Das Büchlein möge recht fleißig benützt, erweitert und gegebenenfalls verbessert werden!

Wien. Dr. R. Löhner.

Anfangsgründe der ebenen Geometrie. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet von Karl Schwering, Director des städtischen Gymnasiums in Düren, und Wilhelm Krimphoff, Oberlehrer am Gymnasium in Paderborn. 2. Aufl. Mit 151 Figuren. Freiburg i. B., Herder 1897. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Die neue Auflage der Anfangsgründe der ebenen Geometrie von Schwering und Krimphoff unterscheidet sich von der ersten Auflage durch die Aufnahme der Lehrsätze von Pappus und des Beweises für

den vierten Congruenzsatz, sowie durch die Änderung der Form insoferne, als der Druck der Lehrsätze in Fettschrift erfolgt ist. Es wurden die Lehraufgaben der Unter- und Obertertia, der Unter- und Obersecunda voneinander geschieden, und der Lösung von Aufgaben, welche der Verf. als Ziel und Zweck des mathematischen Unterrichtes betrachtet, wurde die entsprechende Aufmerksamkeit geschenkt. Der durch dieses Buch vorgezeichnete Unterricht wendet sich in seinem ersten Theile und fast ausschließlich an die Anschauung von ebenen Figuren, welche vom Schüler selbst gezeichnet werden. Aufmerksam machen möchte der Ref. die Fachgenossen: auf die elegante Deduction des Satzes, dass jede Mittellinie eines Dreieckes von jeder anderen Mittellinie so geschnitten wird, dass das an der Ecke liegende Stück doppelt so groß wie das andere ist, ferner auf die schönen Ableitungen der Theoreme über das Verhältnis der Theilstrecken, über die harmonischen Punkte und Strahlen, über die ähnliche und umgekehrte Abbildung. Nicht billigen kann es der Ref. dass die Lehre von den incommensurablen Größen keine Aufnahme gefunden hat und dass infolge dieses Umstandes die Theorie der Flächenberechnung, sowie jene der Proportionalität der Strecken des streng wissenschaftlichen Unterbaues entrathen musste. Nichtsdestoweniger kann das Buch wegen seiner sonstigen bedeutenden Vorzüge gegenüber anderen Lehrbüchern derselben Art zum Unterrichtsgebrauche bestens empfohlen werden.

Sammlung von Aufgaben und Beispielen aus der Trigonometrie und Stereometrie. Von Dr. Friedrich Reidt, Professor am Gymnasium in Hamm. II. Theil: Stereometrie. 4. Aufl. Neu bearbeitet von A. Much, Professor am Gymnasium in Kreuznach. Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Resultate der Rechnungsaufgaben in der Sammlung von Aufgaben und Beispielen usw. Herausgegeben und bearbeitet von demselben. In demselben Verlage.

Die bekannte und in Fachkreisen mit Recht sehr beliebte Aufgabensammlung erscheint nunmehr in vierter Auflage; dieselbe unterscheidet sich von den vorhergegangenen wesentlich darin, dass einige Aufgaben zum Zwecke größerer Verständlichkeit verändert wurden; dass ferner jene Beispiele, in denen nur numerische Werte vorkamen, verallgemeinert wurden. Die Zahlenbeispiele, deren Anzahl nicht unbeträchtlich vermehrt wurde, sind so gewählt worden, dass die Resultate derselben durch einfache Zahlen ausgedrückt erscheinen. Besonders schätzenswert und wertvoll ist in der vorliegenden Aufgabensammlung die Vereinigung von Constructions- und Rechenaufgaben zu bezeichnen, zumal die ersteren bislang in der Stereometrie nicht jene Berücksichtigung erfahren haben, welche ihnen im Unterrichte gebürt. Die in dem Buche vorkommenden stereometrischen Aufgaben sind derart geordnet worden, dass sie den theoretischen Unterricht von seinen ersten Anfängen von Stunde zu Stunde begleiten und daher der Lehrer für jede Unterrichtsstunde den entsprechenden Übungsstoff zusammengestellt findet. Recht geeignet für eine zusammenhängende Behandlung einzelner bestimmten geometrischen Gebilde ist das seit der dritten Auflage des Buches demselben beigegebene alphabetisch geordnete Register. Viele Aufgaben sind auch mittels trigonometrischer Functionen zu lösen, sie sind von den anderen Aufgaben auch äußerlich geschieden worden.

Zuerst sind Aufgaben über die geraden Linien und Ebenen in Verbindung mit einander angegeben, dann finden wir Beispiele von den Körpern überhaupt und den Linien und Figuren an denselben, über die Berechnung von Oberflächen und Volumina, wobei auch in ziemlich eingehender Weise der Rotationsgebilde gedacht wurde. Der Anhang um-

fasst Beispiele über Maxima und Minima, enthält schwierigere Aufgaben aus allen Gebieten und Themata zu größeren Arbeiten.

In letzterer Beziehung wurden z. B. die Hauptgestalten des regelmäßigen oder die des hexagonalen Krystallsystemes in stereometrischer Behandlung, ferner die archimedischen Körper, also jener Polyeder betrachtet, dessen Seitenflächen regelmäßige, geradlinige Figuren, jedoch nicht, wie bei einem regelmäßigen, von gleicher Seitenzahl, und dessen Ecken congruent sind. Bemerkenswert sind in diesem Abschnitte des Buches auch noch die kurzen Andeutungen über das Tactionsproblem des Apollonius für den Raum und über die Schwerpunkte der Figuren und Körper.

Die Resultate sind in übersichtlicher Weise angegeben worden, die Wege zur Lösung der Aufgaben sind nur in den schwierigeren Fällen kurz gekennzeichnet.

Auch diese neueste Auflage sei als für den Unterrichtsgebrauch sehr ersprießlich der Benützung seitens der Lehrer und der Schüler bestens empfohlen.

Die Elektricität. Von Dr. Gustav Albrecht. Mit 38 Abbildungen. Heilbronn a. N., Verlag von Schroeder & Co. 1897.

Es fehlt nicht an populären Darstellungen der Elektricitätslehre, welche in der letzten Zeit zutage getreten sind. Dieselben umfassen jedoch zumeist nur die Grundlehren der Elektricität und des Magnetismus, so weit dieselben geeignet sind, das Verständnis der elektrotechnischen Forschungen zu fördern. Dabei fehlt es in solchen Büchern meist an theoretischen Ausblicken, durch die es ermöglicht wird, in das Verständnis des Wesens der elektrischen Processe einzudringen. Das vorliegende kleine Schriftchen macht davon eine rühmliche Ausnahme, da in demselben fast ohne Anwendung der Mathematik die heute angenommene Theorie der magnetischen und elektrischen Erscheinungen zur Erörterung gelangt. Der Verf. hat auch in seine lesenswerte Schrift die Begriffe und Definitionen der neueren Elektricitätslehre eingeführt und namentlich den Anschauungen von Faraday und Maxwell Rechnung getragen. In ganz eigenthümlicher Weise, aber immerhin mit gutem Geschicke hat der Verf. anschließend an die Lehre vom Magnetismus die von den Magneto-Inductionsströmen behandelt. Die Betrachtung der Inductionslinien leistet hiebei dem Verf. die besten Dienste. Dieser Vorgang verdient unter allen Umständen Beachtung. Die Einführung der elektrischen Einheiten und die Auseinandersetzung der Grundgesetze des elektrischen Stromes erfolgt ebenfalls in ungezwungener Weise. Interesse werden auch jene Abschnitte erregen, in denen von dem Ursprunge der Energie in den galvanischen Elementen, von der Theorie des elektrolytischen Lösungsdruckes, von der osmotischen Theorie der galvanischen Elemente gehandelt wird. Es entsprechen die betreffenden Erläuterungen den Errungenschaften der physikalischen Chemie, welche namentlich von Ostwald und Nernst auch auf elektrolytische Processe ausgedehnt wurden. Sehr scharf wird in dem vorliegenden Buche der Unterschied zwischen Elektricitätsmenge und Elektricitätsgrad auseinandergesetzt. Die Lehre von den elektrischen Schwingungen, von der Ausbreitung der elektrischen Kraft im Raume finden wir ebenfalls berücksichtigt; kurz skizziert ist der Zusammenhang zwischen den elektrischen Erscheinungen und denen des Lichtes und der Wärme, ebenso die Theorie der elektrischen Erscheinungen nach Faraday und Maxwell. Wenn auch dem Verf. nur ein relativ geringer Raum für seine Auseinandersetzungen eingeräumt wurde, so muss doch zugestanden werden, dass es ihm gelungen ist, den heutigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der Elektricitätslehre zu beleuchten.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Die verschiedenen Grundansichten über das Wesen des Geistes. Von Dr. G. Schilling. Langensalza, H. Beyer u. Söhne.

Für denjenigen, welcher die verschiedenen Versuche verschiedener Zeiten, die Schwierigkeiten im Begriffe des Verkehrs zwischen Leib und Seele zu lösen, in einem kurzen, aber klaren, historischen Überblicke kennen lernen will, bietet dieses Schriftchen, ursprünglich eine Festrede zur Feier des Geburtstages Sr. königl. Hoheit Ludwig II. von Hessen-Darmstadt, das Nöthige zusammengetragen. Von den ersten Anfängen einer materialistischen Seelenlehre bei Heraclit bis zum unverhüllten Ausdrucke derselben im »System der Natur« und bis zu der durch Hegel und Fichtes Idealismus veranlassten Rückkehr zum Materialismus (Czolbes Materialismus), vom *νοῦς* des Anaxagoras bis zu den Theorien eines Spinoza, Leibnitz, Herbart und Hegel werden die hieher gehörigen Probleme und ihre Behandlung verfolgt. »Sollen wir«, sagt der Verf. treffend zu Ende der Schrift, »nun über diese Veränderlichkeit, über den Gegensatz und Widerstreit der Ansichten von der Seele erbosst oder humoristisch werden? Keines von beiden! Mit dem Verlangen nach einem absolut giltigen, unveränderlichen Begriffe der Seele oder des Geistes würden wir die psychologische Wissenschaft schon vollendet haben wollen. Und das kann uns doch wohl nicht beikommen, dass irgend eine menschliche Wissenschaft das wäre oder eben schon sein sollte; zumal die Psychologie«.

Wien. G. Spengler.

Hans Katzianer, der Türkenheld. Historische Erzählung für die reifere Jugend und deren Freunde aus den Tagen der ersten Türkenbelagerung Wiens (1529) von Karl Ludwig. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung 1896. 8°, 348 SS. Preis 1 fl. 20 kr., cart. 1 fl. 60 kr.

Ich stehe nicht an, diese Erzählung für eine vortreffliche Jugendschrift zu erklären, die unseren Schülern (etwa der IV.—VI.) viel Vergnügen bereiten wird. Aber auch Erwachsene lesen mit Antheil von diesen aus Geschichte und Dichtung gewobenen Gestalten und Ereignissen. Der theils romantische, spannende, theils ernste, geschichtliche Inhalt, die trefflichen, lebensvollen Figuren, die schönen Naturbilder, die gemeinverständliche Sprache wecken und fesseln das Interesse, und dass nicht nur der Phantasie, sondern auch der Wissbegierde der jugendlichen Leser Nahrung geboten werde, dafür hat der kundige Autor durch eingestreute Beschreibungen und Erklärungen hinreichend gesorgt. In letzterer Hinsicht wird die Ungeduld des vorwärts eilenden Lesers zuweilen sogar auf eine harte Probe gestellt. Die Technik ist — wenigstens für den Zweck einer Jugendschrift — gewandt, ja in der geschickten Weiterführung durch spannende Motive ist sogar ein Fortschritt gegenüber der früheren Jugendschrift desselben Verf.s »Die Kuenringer« zu bemerken. Auch dem Humor ist sein Recht gelassen, und hier eine prächtige Gestalt gezeichnet: der lange, treue Landsknecht Hans.

Der Schluss erhebt sich zur wirklichen Tragik und erinnert an Wallensteins Geschick. Vielleicht hätte nicht schon auf S. 2 auf das tragische Ende des Helden hingedeutet werden sollen. Die Einheitlichkeit könnte mehr gewahrt sein, wenigstens tritt der Titelheld wiederholt gegenüber dem jugendlichen, sympathischen Konrad von Thurn zurück.

Die ganze Erzählung stützt sich augenscheinlich auf gründliche Quellenkenntnis, die allerdings mehrmals zu aufdringlich hervortritt. In der Erklärung alterthümlicher Ausdrücke dagegen hätte noch weiter gegangen werden können. Die eingestreuten türkischen Gespräche (wenn

auch mit Übersetzung) halte ich für eine unnütze Spielerei. Sprachlich hätte ich manches zu beanständen, u. a. den übermäßigen Gebrauch des Wortes »derselbe«. S. ferner: S. 4, Z. 4 v. o., S. 156, Z. 9 v. u., S. 202, Z. 7 v. u., S. 279, Z. 10 v. o., S. 311, Z. 9 v. o.

Außerdem fielen mir mehrere Druckfehler auf, die ich im Interesse einer neuen Auflage aufzählen will: S. 62, Z. 16 v. o.; S. 164, Z. 8 v. u.; S. 194, Z. 9 v. u.; S. 195, Z. 11 v. o.; S. 207 (Mitte); S. 231, Z. 12 v. o.; S. 258, Z. 8 u. 9 v. o.; S. 271, Z. 8 v. u.; S. 274, Z. 9 v. u.; S. 279. Z. 10 v. o.; S. 311, Z. 9 v. o.; S. 312, Z. 1 v. o.; S. 323, Z. 4 v. u.; S. 325, Z. 1 v. o.

Wien. Dr. R. Löhner.

Dušánek, Dr. Franz, Poetisches Vaterlandsbuch. Chrudim, Selbstverlag des Herausgebers 1895. 310 SS.

In dem würdig ausgestatteten Buche sind sehr viele, verschiedenwertige Gedichte patriotischen Inhalts gesammelt und nach den drei Gesichtspunkten: Herrscher aus dem Hause Habsburg, österreichisch-ungarische Helden, Vaterland geordnet; in den zwei ersten Theilen in chronologischer Abfolge von Rudolf von Habsburg bis auf Franz Josef I. Das Buch kann so bei der Auswahl von Gedichten für die Declamationen bei Schulfesten gute Dienste leisten, ebenso im Geschichtsunterrichte zur Veranschaulichung und Vertiefung mancher geschichtlichen Ereignisse. Aber auch sonst ist es besonders für Schülerbüchereien zu empfehlen; die Schüler lesen solche Gedichtsammlungen gern, wie der Custos einer Schülerbücherei aus Erfahrung versichert hat.

Wien. J. Rappold.

Programmenschau.

96. **Golling J., Einleitung in die Geschichte der lateinischen Syntax.** I. Die lateinische Syntax bei den römischen Grammatikern. Progr. des k. k. Maximilians-Gymn. in Wien 1897, 8°, 10 SS.

Dieser Aufsatz enthält nach einer die wichtigsten literarischen Behelfe umfassenden Vorbemerkung eine Inhaltsangabe der *τέχνη γραμματική* des Dionysios Thrax, da dieselbe bekanntlich typisch geworden ist nicht nur für die römische Grammatik, sondern für das ganze Mittelalter, und im Anschluss daran eine kurze Inhaltsangabe der Schrift des Apollonios Dyskolos »*περὶ συντάξεως*«. Von den römischen Nationalgrammatikern werden M. Terentius Varro, M. Verrius Flaccus, Q. Remmius Palaemon etwas ausführlicher behandelt, jedenfalls mit dem größten Rechte der letzte, da er der Verfasser jener 'ars' gewesen ist, die allen späteren als Muster diente. Beiläufig bemerke ich, dass des Verrius Erklärung von *refert* jetzt nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, wie man aus Brugmanns Abhandlung in den Indogermanischen Forschungen 8, 218—227 ersieht. Der übrige Theil der Abhandlung ist der Darstellung der einzelnen Redetheile gewidmet, und in einem 'Rückblick' wird das Verhältnis der römischen Nationalgrammatiker zu den griechischen auf dem Gebiete der Syntax einer kurzen, zutreffenden Beurtheilung unterzogen, die den Verdiensten und Irrthümern der Römer gerecht wird.

Innsbruck. Fr. Stolz.

---

97. Keyzlar, Dr. Julius, Theorie des Übersetzens aus dem Lateinischen, zugleich Grundzüge einer latein.-deutschen Stilistik für Gymnasien. Progr. des k. k. Staatsgymn. im VIII. Bezirke von Wien 1897. 8°, 40 SS.

Der Verf. hat sich eine sehr dankenswerte, aber auch ungemein schwierige Aufgabe gestellt; denn »alles Übersetzen scheint mir«, schreibt Wilh. v. Humboldt an Wilh. v. Schlegel, »schlechterdings ein Versuch zur Auflösung einer unmöglichen Aufgabe; jede Übersetzung muss nämlich an einer der beiden Klippen scheitern, sich entweder auf Kosten des Geschmackes und der Sprache der eigenen Nation zu genau an das Original, oder auf Kosten des Originals zu sehr an die Eigenthümlichkeiten der eigenen Nation halten«. Auch der Verf. ist vollkommen überzeugt, dass eine Übersetzung das Original nicht ersetzen kann, dass sie aber »dem Sinne nach mit dem Originale sich decken soll« (S. 39). Die Aufgabe ist also die, den Schüler anzuleiten, wie er mit Aufgebot aller Mittel seiner Muttersprache die Anschauungswelt der Antike wiedergeben soll.

Zuerst werden vom Verf. zehn Gesetze aufgestellt, in denen jene Forderungen ausgesprochen werden, die im allgemeinen für jede treffende Übersetzung aus dem Lateinischen zu gelten haben. Der Ansicht, dass die Fremdwörter im Lateinischen nur auf einige griechische Wörter und höchstens auf die paar fremdsprachlichen Ausdrücke sich beschränken, die der Schriftsteller anwendet, wo es sich um die specifisch fremde Bedeutung des Wortes handelt, kann der Ref. nicht ganz beistimmen; die Briefe und philosophischen Schriften Ciceros bieten an griechischen Ausdrücken eine stattliche Anzahl und von fremdsprachlichen Formen mag noch an ambacti (Caes. b. G. VI 15), soldurii (III 22), matara (I 26), phalarica (Liv. XXI 8), barditus (Tac. Germ. 3), framea (Tac. Germ. 6, 13, 18) u. a. erinnert werden. Von Fremdwörtern im Deutschen finden sich in der Schrift viele, die man in einer Stilistik meiden sollte, so z. B. deplaciert (S. 8), Observationen (S. 7), Breviloquenz (S. 23), calculieren (S. 32) u. ä.

Die folgenden 18 Gesetze, in sehr übersichtlicher Weise in eine stattliche Anzahl von Regeln gegliedert, behandeln die Redetheile, die einzelnen Satzkategorien, das Wichtigste von der Wortstellung, dem Periodenbau und den Wortfiguren, wobei die Eigenthümlichkeiten beider Sprachen in treffenden Schlaglichtern beleuchtet werden; besonders gelungen scheint dem Ref. das XVI. Gesetz, die Lehre vom Pronomen, behandelt. Das Ganze wird vom Verf. selbst als bloßer Entwurf angesehen und in aphoristischer Form geboten und muss natürlich von diesem Standpunkte aus auch beurtheilt werden. Wenn wir daher in einzelnen Punkten abweichender Ansicht sind, so können wir dies hier im einzelnen anzuführen um so eher unterlassen, als der Verf. ohnehin bei der Bearbeitung seiner Stilistik den ganzen Stoff, namentlich den Beispielapparat, einer nochmaligen Erwägung unterziehen wird.

Die beigebrachten Beispiele umspannen ein sehr enges Gebiet, nämlich fast ausschließlich das erste Buch von Cäsars bellum Gall.; in der Lehre von den Redefiguren versiegt diese Quelle natürlich vollständig, denn »der Militärist spricht nicht durch die Blume«. — Der Verf. ist sich der Schwierigkeit seines Unternehmens voll bewusst; eine schwer übersehbare Zahl von Monographien, die in dem vorliegenden Entwurfe noch nicht benützt wurde, wird herangezogen werden müssen, wenn ein solches Werk auf der Höhe der Forschung stehen soll; den Prüfstein der Leistungskraft wird aber erst die Behandlung der Übersetzung der Dichter bilden, von deren Prosaübersetzung der Dichter Heine in seiner energischen Sprache sagt, dass sie nichts anderes ist, als »ein ausgestopfter Mondschein«. Dem baldigen Erscheinen der Stilistik selbst sieht gewiss jeder Fachmann mit regem Interesse entgegen.

Prag. Emil Gschwind.

98. **Vogl**, Dr. Friedrich, Beiträge zur Verständigung über Zahlensymmetrie und Responsion im sophokleischen Drama. Progr. des k. k. Staats-Real- und Obergymn. zu Ungarisch-Hradisch 1896, 8°, 26 SS.

Nach dem im Titel angedeuteten Gesichtspunkte werden die nicht lyrischen Partien des »König Ödipus« und des »Aias« bis V. 814 behandelt. Die Untersuchung ist fleißig und gründlich. Ihre Ergebnisse besitzen freilich nicht selten geringe Beweiskraft. Der Verf. gesteht am Schlusse selbst zu, dass sich in dieser Frage manches »mit Evidenz wohl nie feststellen lassen« wird. Bedenken erregt es schon, dass bald (z. B. Ai. 595) das Abweichen von der Symmetrie als gerechtfertigt erklärt wird, bald im Gegentheile (z. B. Ai. 786) behufs Gewinnung einer Symmetrie Verse, die sonst unverdächtig sind, ausgeschieden werden.

99. **Überegger** Jakob, Zur Schuldfrage der Antigone des Sophokles. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Olmütz 1896, 8°, 18 SS.

Ein schönes Thema, aber auch ein schon unzähligemal besprochenes! Offen gesagt, wir giengen mit Bangen an die Lectüre, doch wir erlebten eine angenehme Enttäuschung insofern, als wir fanden, dass der Verf. der schwierigen Frage sich gewachsen zeigt und sie selbständig mit neuen Mitteln zu lösen versucht, nicht dadurch, dass er gleichsam aus vielen, den Leistungen der Vorgänger entnommenen Lappen ein neues Tuch zusammenflickt. Gegen Einzelheiten des directen Beweises lässt sich wenig einwenden, wohl aber muss das Ganze der Beweisführung Bedenken erregen. Diese Beweisführung fußt zumeist auf Beispielen und Analogien: aus der Apostelgeschichte, aus dem Nibelungenliede, aus einer arabischen Erzählung, aus modernen Tragödien u. zw. solchen mit antikem und solchen mit modernem Stoffe, aus einem modernen philosophischen Werke usw. Mit einem solchen Mosaik lässt sich die Frage wohl nicht lösen. Und so ist unsere Ansicht: adhuc sub iudice lis est.

Da nun aber der Verf. einer solchen ernst zu nehmenden Abhandlung fordern kann, dass der Ref. wenigstens einige, den seinigen zum mindesten ebenbürtige Sätze vorbringe, so wollen wir diese uns billig scheinende Forderung erfüllen. Die »Antigone« ist ein Drama von höchster Tragik, von geradezu schauerlicher — φόβος im Sinne des Aristoteles — Schönheit. Sophokles, der Dichter von Gottes Gnaden, beabsichtigte eine solche Wirkung und wählte die rechten Mittel hiezu, was er besser verstand als wir modernen Kritiker — oder soll ich sagen: Kritikaster? — Stehen uns diese Sätze nicht fest, so fehlt uns jeder Boden, wenn wir nunmehr, statt in die antike Schönheit uns zu versenken und dieselbe nachzuempfinden, mit den modernen Grübeleien und Tüfteleien herantreten. Der Boden fehlt uns dann so sehr, dass wir selbst klare Überlieferungen außeracht lassen. So gibt uns doch schon der Name des Stückes einen deutlichen Wink, und außerdem ist in unantastbarer Weise überliefert, dass Kreon vom Tritagonisten dargestellt wurde. Und da wollen einige Kreon als Hauptperson des Stückes annehmen, andere nehmen Antigone und Kreon zugleich als Hauptpersonen an! (Der Verf. verhält sich gegen beide Ansichten nicht ablehnend). Es ist formell undenkbar, dass der Dichter von Gottes Gnaden zwei Hauptpersonen in einem Stücke auftreten, also gleichsam zwei Sonnen zugleich leuchten ließ. Es ist ferner materiell undenkbar, dass der fromme Dichter und gute Patriot »Himmel« und »Erde« (im modernen Sinne) als gleichwertig hinstellt, umso undenkbarer als die »irdische« Gewalt in der Gestalt eines Tyrannen entgegentritt (denn Kreon vertritt seine Sache wie ein Tyrann, darauf haben schon manche hingewiesen). Die Schönheit der »Antigone« besteht zum nicht geringsten Theile in der

schauerlich schönen Harmonie zwischen der causa, welche von Antigone vertreten wird, und der Art und Weise, wie Antigone sie verficht, und ihrem Ende. Die Tragik wäre bedeutend abgeschwächt, wenn ein Glied dieser dreifachen Kette fehlte, z. B. wenn Antigone sich passiv verhielte wie die Apostel, wenn sie über den Pflichtenstreit in Klagen ausbräche und nachdächte wie Rüdiger von Bechlaren, wenn sie ein Mittel irdischer Klugheit oder Pfiffigkeit suchte wie der Kadi usw. Sie kennt kein Schwanken und Zaudern, kein Klügeln und Bemänteln, kein Markten und Feilschen, kein Werben um Gesinnungsgenossenschaft. Nicht einmal ihren Bräutigam will sie zum Genossen haben, nur ihrer Schwester macht sie vor der That Mittheilung, aber nicht aus Schwäche oder Zaghaftigkeit, sondern weil Ismene dasselbe Recht und dieselbe Pflicht hat. Und wie sie geht und steht, so fällt sie auch: ganz und allein. Wie ganz anders Kreon! Er schwankt hin und her wie ein Rohr und steht zum Schlusse entwurzelt da, sein eigenes Princip preisgebend. Kreon ist ebensowenig tragischer Held als Neoptolemos im »Philoktet«, obwohl beide — nach lediglich moderner Auffassung — als »Träger der Handlung« bezeichnet worden sind.

100. Weigel, Dr. Florian, Verwertung von Anschauungsmitteln für unsere classische Schullectüre, besonders für Cäsars gallischen Krieg. Progr. des k. k. Staatsgymn. im IX. Bezirke Wiens 1895, 8°, 21 SS.

Die fleißige und klar geschriebene Arbeit geht von den in den »Instructionen« und den (preußischen) »Lehrplänen« stehenden Bemerkungen über die Verwertung von Anschauungsmitteln und von theoretischen Erörterungen dieser Frage aus. Sodann werden die Bedingungen und die Aufgabe dieses Anschauungsunterrichtes besprochen. Auf diesen allgemeinen Theil folgt der specielle über Cäsars libri de bell. Gall.: nach der Aufzählung einer großen Anzahl von Werken, in welchen sich Landkarten, Situationspläne und eigentliche Anschauungsmittel zu denselben finden, werden Buch für Buch die wichtigsten Stellen angeführt, welche einer solchen Veranschaulichung bedürfen, und die Fundorte der entsprechenden Anschauungsmittel angegeben; den Schluss bildet eine Skizze, wie sich der Unterricht in der Praxis etwa gestalten dürfte.

Der Verf. zeigt durchwegs verständige und maßvolle Ansichten. So spricht er nicht für einen eigentlichen Kunstunterricht, sondern beschränkt sich auf die Verwertung der Anschauung für die sachliche Erklärung der Lectüre, bemerkt aber ganz richtig, dass auch so der Schüler mit einer Reihe echter Kunstwerke vertraut gemacht und der Formensinn geweckt werden kann. Ferner ist es methodisch richtig, wenn er die Pläne nicht fertig den Schülern vorgezeigt wissen will, sondern nur als Grundlage von Zeichnungen verwertet, die bei der Behandlung der betreffenden Stellen an der Tafel entworfen werden sollen. Ebenso ist es methodisch richtig, dass es nicht gleichgiltig ist, bei welcher Stelle etwas veranschaulicht wird, dass beispielsweise das pilum in I 25, 3 vorgeführt werden muss, indem diese Stelle sonst dem Schüler wohl unverständlich bleibt. Endlich sei noch mit besonderem Lobe gesagt, dass das Mittel der Veranschaulichung in maßvoller Weise angewendet wird. So steht nicht zu befürchten, dass die Lectüre, wie ehemals vom Grammatikalismus, so jetzt von der Veranschaulichung der Realien überwuchert werde.

Wien. J. Rappold.

101. Briebrecher R., Der gegenwärtige Stand der Frage über die Herkunft der Rumänen. Progr. des evang. Gymn. A. B. und der damit verbundenen Realschule in Hermannstadt 1897, 8°, 30 SS.

Mit der Frage nach dem Ursprung und besonders nach den ursprünglichen Wohnsitzen der Rumänen haben sich in den letzten Jahrzehnten viele Forscher beschäftigt. Der Mangel an historischen Nachweisen aus dem frühen Mittelalter über das Vorhandensein der Rumänen in ihren jetzigen, nördlich von der Donau gelegenen Wohnsitzen als auch Gründe sprachlicher Art hatten Rösler dazu gebracht, eine schon früher ausgesprochene Meinung zu der seinigen zu machen und zu vertheidigen, die seither unter dem Namen der Rösler'schen Theorie ihre Vertheidiger und zugleich auch ihre Gegner fand. Dieselbe gipfelt darin, dass die rumänische Sprache, nachdem sie sich am rechten Donauufer entwickelt hatte, erst Ende des XII. Jahrhunderts mit der sie sprechenden Bevölkerung auch in die nördlich von der Donau liegenden Gegenden verpflanzt wurde. Als Gegner dieser Theorie traten u. a. besonders Jung und Píč hervor, anfangs auch W. Tomaschek, der jedoch später seine ablehnende Haltung aufgab; unter den Rumänen waren es Maniu, ganz besonders jedoch Hasdeu und Xenopol, welch letzterer in mancher Beziehung von Nădejde und Densusianu bekämpft wurde. — Als Anhänger der Theorie sind außer dem bereits erwähnten Tomaschek noch Cihac, Miklosich, Hurmuzaki, Gaster, Tiktin, G. Meyer und G. Weigand zu nennen. Eine Stellung für sich behauptet Réthy, indem er die Entstehung des Rumänischen nach Italien in die Romagna verlegt.

Der Verf. hat es unternommen, eine kurze Übersicht der diese Frage behandelnden Werke und der in denselben enthaltenen Ansichten zu bieten, und man kann sagen, dass er seine Aufgabe recht gut gelöst habe. Seine Zusammenstellung wird allen jenen willkommen sein, die, ohne Fachmänner zu sein, sich über den gegenwärtigen Stand der Frage zu belehren wünschen. Zu bedauern ist es, dass ihm rumänische Typen wahrscheinlich nicht zur Verfügung standen; so oder als Druckfehler erklären sich věstmînt (veštmînt) 12, sioparlă (şopârlă) 23, sichere Druckfehler sind Jiröek (Jireček) 30 und Kaluzniaki (Kaluźniacki) 15. Im ganzen scheint der Verf., obgleich er meistens nur referiert, doch selbst ebenfalls die Richtigkeit der Rösler'schen Theorie anzuerkennen; neue Ergebnisse erwartet er nur von der Sprach- und Ortsnamenforschung.

Prag. Johann Urban Jarník.

---

102. Svoboda J., O amphiktyonii delpfské (Von der delphischen Amphiktyonie). Progr. des böhm. Obergymn. in Troppau 1896, 8°, 24 SS.

In diesem Theile der Arbeit führt der Verf. den Beweis, dass die *Οἰταῖοι* bei Aischines zwei Stämme und zwar die Dolopes und Ainianes bedeuten. Bevor er dieser Frage näher tritt, erklärt er die Entstehung der delphischen Amphiktyonie und meint, dass das politische Moment dabei die erste Rolle spiele. Mir scheint dies nicht ganz zuzutreffen, denn die alten Classiker sowohl als auch die modernen Historiker und Archäologen legen auf die religiösen Verhältnisse ein größeres Gewicht als auf die Politik. Viel besser ist der Beweis gelungen, dass *ἀμφικτύονες* dasselbe was *ἀμφικτίονες* bedeutet. Nun kommt die Hauptfrage zur Lösung. Aischines zählt nämlich in seiner Rede *περὶ παραπρεσβείας* die Amphiktyones auf: *κατηριθμησάμην ἔθνη δώδεκα* und nennt dann

nur 11 Stämme. Wir haben noch andere Nachrichten über diese Vereinigung, der Verf. führt sie alle an und folgert aus ihnen, dass die *Οἰταῖοι* bei Aischines nichts anderes bedeuten können als die Dolopes und Ainianes, dass also bei ihm wirklich *δώδεκα ἔθνη* aufgezählt werden. Dies scheint allerdings richtig zu sein, doch kann man dem Verf. nicht beipflichten, wenn er die Dolopes an den Oita verlegt, weil sie von diesem Gebirge erstens durch die Ainiania und durch das achaische Gebirge getrennt waren; Dolopia ist wohl zu weit, um sie mit Oita zu verbinden. Auch das ist nicht ganz richtig, dass überall, wo die *Οἰταῖοι* angeführt werden, die Namen der Dolopes und Ainianes fehlen; das kann man nur von den Ainianes behaupten, was übrigens aus ihrer geographischen Lage erhellt — die Wescher'sche Inschrift ausgenommen (S. 8). Man sieht, die Lösung der schwierigen Frage befriedigt nicht, wenn man auch den aufrichtigen Willen und großen Fleiß des Verf.s anerkennen muss. Um die Sache befriedigend zu lösen, müssen wir annehmen, dass der Text der Rede *περὶ παραπρεσβείας* eben an der fraglichen Stelle verstümmelt ist und Aischines bei seiner Aufzählung der Amphiktyones wohl alle zwölf genannt habe, dass jedoch der Name *Δόλοπες* in den späteren Abschriften ausgefallen sei. — Weiter schildert der Verf. die nach dem heiligen Kriege (gegen die Phokier) entstandene Veränderung. Es ist bekannt, dass Philipp von Macedonien die zwei Stimmen der Phokier an sich gerissen hatte; später jedoch zur Zeit Alexanders des Großen finden wir die Delphier wieder in der Amphiktyonie mit zwei Stimmen, die sie demnach inzwischen (346—336) unter uns unbekannten Umständen zurückerlangt haben. Dabei ist es auch richtig, dass die Dolopes und Perraiboi auf eine Stimme verzichten mussten, aber von den Maliern kann es jedoch nicht behauptet werden, weil sie nach der unlängst entdeckten Inschrift von Delphi mit zwei Stimmen angeführt werden (Bourget Bull. XX, 207). Auch die Lokroi haben — aus denselben Gründen — ihre Stimmen nicht an die Aitoloi abgeben müssen. — Ferner zeigt uns der Verf. auch die weiteren Veränderungen bis zur Zeit des Augustus. Schade, dass er so spärlich die neueste Literatur heranzieht. Man weiß wohl, dass er in Troppau eine wissenschaftliche Bibliothek nicht zur Hand hat, demnach in einer so speciellen Frage nur mit der größten Mühe auskommen kann. Sonst zeigt die Arbeit einen nicht verkennbaren Fleiß. Die Form und Sprache lässt noch vieles zu wünschen übrig. Die Interpunction ist oft mangelhaft; Fehler wie vrcholi (-lu), líšili, dálší, širší, obyvately (-li), my zmiňovati se nehodláme; my čteme u. a. sollten in einer Programmabhandlung denn doch nicht vorkommen.

103. **Bartocha Fr., Úvod k školnímu vydání Shakespearova Makbetha (Einleitung in die Schulausgabe von Shakespeares Macbeth).** Progr. des Obergymn. in Olmütz 1897, 8°, 40 SS. Mit einer Karte.

In den obersten zwei Classen der böhmischen Mittelschulen werden nebst einigen böhmischen als Musterdramen gewöhnlich »Julius Caesar« und »Coriolanus« in einer Übersetzung gelesen. Diesen kleinen Kreis erweitert jetzt Bartocha mit einer Schulausgabe von Macbeth in J. V. Sládeks Übersetzung und liefert dazu hier die Einleitung, welche in jeder Hinsicht sehr beachtenswert ist. Einige Worte am Anfang (I) klären uns auf, warum B. sich dieser Arbeit unterzogen hat, und gleich darauf widerlegt er die möglichen Einwendungen gegen die Idee und den Inhalt des Stückes. Er zeigt mit Recht auf den moralischen Grundsatz, dass Gott das Böse straft und das Gute belohnt, welcher in dieser Tragödie ganz klar gegeneinander gestellt wird. Auch der musterhafte Bau des Stückes und seine ausgezeichnete Übersetzung sind Gründe für seine Einführung in die Schule. Weiters bespricht B. die historische Begebenheit des Stückes und die Quelle, aus welcher Shakespeare den Stoff geschöpft

und bearbeitet hat; Bedeutung und Wert des Werkes, wie und wann das Drama entstanden ist, die Geschichte dieses Dramas, die böhmische Shakespeare-Literatur; eine Erklärungsprobe und eine Karte zu Shakespeares Macbeth bilden den Schluss. Die ganze Abhandlung zeigt in jedem Abschnitte, dass der Verf. erst nach gewissenhafter Vorbereitung ans Werk gegangen ist. Bei dem und jenem bin ich zwar einer anderen Meinung, muss jedoch gestehen, dass ich im ganzen dem Verf. beipflichte. Gewissenhaftes Studium zeigt namentlich der Abschnitt VIII, welcher eine sehr reiche Literaturkenntnis bekundet. Die ganze Arbeit wird gewiss nicht nur dem Schüler, sondern auch dem Lehrer viel Willkommenes bieten.

104. Hejnic O., Chrám sv. Jana Nepomuckého v Kutné Hoře (Die Kirche zu St. Johann von Nepomuk in Kuttenberg). Progr. der k. k. Oberrealschule daselbst 1896, 8°, 32 SS.

Diese Abhandlung besteht aus zwei Theilen; den ersten mit dem oben angeführten Titel schrieb Prof. Hejnic, den zweiten, die Restaurationsgeschichte der Kapelle, verfasste Dir. Plašil. Für die Ortsgeschichte ist die Arbeit gewiss von Belang, man lernt aus ihr nicht nur den Bau einer schönen Kapelle, sondern auch die Verhältnisse kennen, unter denen der Bau vor sich gieng. Sie sind für das vorige Jahrhundert charakteristisch. Im zweiten Theile findet man viele Sprachfehler (předpočtený náklad u. a. m.).

105. Slavík F. A., Obyvatelé na Hodonínsku a Břeclavsku r. 1669—1673. Počet domů a obyvatelů v západních okresích moravského Slovenska od r. 1620 až do r. 1890 (Die Einwohnerschaft im Gödingischen und Lundenburgischen in den J. 1669—1673. Die Zahl der Häuser und Bewohner der westlichen Bezirke der mährischen Slovakei vom J. 1620—1890).

106. Paleček Ant., O žákovských sbírkách hmyzových pro školní potřebu (Die Schülersammlungen von Insecten für den Schulgebrauch). Progr. der böhm. Realschule in Göding 1896, 8°, 29 SS.

Mit der ersten Abhandlung löst der Verf. sein im vorjährigen Programme gegebenes Versprechen. Es ist eine für die Ortsgeschichte sehr belangreiche, historisch-statistische Arbeit folgenden Inhalts. Aus Amtsacten werden alle Grundbesitzer (1669—1673), sowie auch die wüstliegenden Stätten zusammengestellt, und es ergibt sich daraus, dass in vielen Ortschaften nur selten dasselbe Haus vom J. 1650—1750 im Besitze derselben Familie verblieben ist, dass viele Dörfer in dieser Zeitperiode eine ganz neue Bewohnerschaft erhielten und dass überhaupt nur 15 erbansässige Familien dort zu finden sind. Zweitens dass die jetzige Bodenvertheilung von der damaligen fast ganz abweicht, dass also auch hier große Veränderungen im Besitze eingetreten sind. Auch die Einwanderung der Juden wird klargestellt. Die Darstellung ist übersichtlich, die Sprache correct.

Da ich kein Naturforscher bin, beschränke ich mich betreffs der zweiten Abhandlung nur auf das Methodisch-Pädagogische. Prof. Paleček schlägt vor, in jedem Mittelschulcabinete so viele Exemplare der wichtigsten einzelnen Insecten für den Unterricht anzuschaffen, als sich Schüler in der betreffenden Classe befinden, und erklärt, dasselbe schon mit einer Reihe von Insecten ohne größere Schwierigkeiten durchgeführt zu haben. Der Gedanke ist vom methodischen Standpunkte beherzigenswert.

107. Strnad Jos., Dějiny kláštera dominikánského v Plzni 1300—1785 (Geschichte des Dominikanerklosters in Pilsen). Progr. des k. k. Obergymn. in Pilsen 1896, 8°. 38 SS.

Der bestbekannte Historiograph von Pilsen vermehrt mit dieser Abhandlung die bedeutende Reihe seiner Arbeiten über die Geschichte der Stadt. Wir lesen da von einem Baudenkmale, das schon seit 90 Jahren durch Unwissenheit und Indolenz zerfällt, wir fühlen mit Prof. Strnad den Verlust desto mehr, als wir hören, dass die letzten Überreste des Kreuzganges des Klosterconventes niedergerissen werden müssen, um einem auf derselben Stelle aufzuführenden Gerichtspalaste Platz zu machen. Der Dominikanerorden wurde in Pilsen um das Jahr 1300 eingeführt und zugleich wurde auch das Klostergebäude gebaut. Zur Zeit der Hussitenkriege (1419—1420) aus Pilsen vertrieben, sind die Mönche dann wieder zurückgekehrt, überstanden dann auch den Aufstand der Stände (1618—1620) und verblieben da bis zur Aufhebung des Klosters durch Kaiser Josef II. (1785). Anfangs waren sie ganz arm und lebten nur von Almosen, nach und nach sparten sie aber aus frommen Spenden und Gaben ein schönes Vermögen zusammen und konnten nicht nur einen geräumigen Convent, sondern auch zwei Kirchen — zum Heil. Geist und zu St. Margarethe — bauen. Das alles wird hier klar und fesselnd geschildert. Die auch für die weitere Landesgeschichte wertvolle Abhandlung beruht fast ganz auf ungedruckten Quellen.

Kgl. Weinberge. V. J. Dušek.

---

108. Schmit Karl, Geschichte des n.-ö. Landes-Realgymnasiums in Waidhofen an der Thaya in den ersten fünfundzwanzig Jahren seines Bestandes (1870—1894). II. Theil. Progr. des n.-ö. Landes-Realgymn. zu Waidhofen a. d. Thaya 1895. 8°, 81 SS.

In dem II. Theile der vorliegenden Programm-Abhandlung, deren I. Theil 1894 erschienen und in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1896, S. 564) angezeigt ist, gibt der Director die Dotationen für die Lehrmittel und den Stand derselben nach den einzelnen Zweigen an, sodann Statistisches über die Schüler nach Zahl, Alter, Vaterland, Muttersprache, Religionsbekenntnis, nach dem Wohnorte, der Heimatsberechtigung, dem Stande der Eltern und nach der Schulgeldzahlung, sodann die Unterstützungen der Schüler und den Aufwand für die Schule. Hierauf wird zum Inneren der Schule übergegangen und der Unterricht nach den einzelnen Lehrgegenständen und die Classification eingehend besprochen. Überall finden sich Tabellen, welche das Material der 25 Jahre zusammenfassen, darunter auch neuartige, so die über die Lehrkräfte in den 22 (vierjährigen) Turnus, woraus das Aufsteigen, bezw. Nichtaufsteigen der Lehrer ersichtlich ist. Die sicherlich recht mühevolle Zusammenstellung des statistischen Materials, sowie die zusammenfassende Besprechung oder Erklärung desselben verdienen alles Lob.

109. Scheindler, Dr. A., Das neue Haus und die feierliche Eröffnung am 19. November 1894. — Der neue Name der Anstalt. Progr. des k. k. Elisabeth-Gymn. in Wien 1895, 8°, 21 SS.

Die Lehranstalt, an welcher der Unterzeichnete zu wirken die Ehre und Freude genießt, hat das Schuljahr 1894/5 als das seit ihrer Gründung wichtigste in ihrer Geschichte verzeichnet: sie bezog mit Beginn des

selben ihr neues Heim und erhielt im weiteren Verlaufe den so auszeichnenden Namen. Dass diese wichtigen und überaus erfreulichen Ereignisse in entsprechender Weise gefeiert wurden, ist selbstverständlich; wie es geschah, darüber erstattet hier der damalige Director (nunmehr k. k. Landesschulinspector) Dr. A. Scheindler klaren und ausführlichen Bericht. Vorausgeschickt ist eine durch Pläne allseitig veranschaulichte Beschreibung des neuen Gymnasialgebäudes und die Aufzählung der Unternehmer und Firmen, welchen die einzelnen Arbeiten übertragen waren, aus der Feder des Herrn Bauleiters J. Bacher. Den Inhalt des Folgenden bilden: die Aufzählung der hervorragenden Festgäste, der Wortlaut der Gedächtnisurkunde und die gedankenreichen Ansprachen des Pontificanten und des Directors. In der letzteren wird, abgesehen von dem sozusagen officiellen Theile, die Bedeutung und der Wert der altclassischen Studien für das Gymnasium in zweckentsprechender Weise dargelegt. Das neue Heim, um das noch zu erwähnen, bezeichnet der Director in kurzer und treffender Weise als ein „würdiges, allen Anforderungen entsprechendes, ja alle Wünsche übertreffendes, herrliches Heim“, was besonders S. 14 im einzelnen begründet wird.

Wien. J. Rappold.

Zu dem Aufsatze des Herrn Dr. Al. Pechnik in Tarnow: „Zur Propädeutikfrage“ in dieser Zeitschrift 1898, 2. Heft.

Der Verfasser dieses Aufsatzes macht hie und da polemische Bemerkungen über die im Gebrauche stehenden Lehrbücher der philosophischen Propädeutik, unter anderen auch über das Lehrbuch der empirischen Psychologie von Dr. G. A. Lindner. Als Herausgeber der 11. umgearb. Auflage dieser Psychologie fühlen wir uns verpflichtet, die Freunde des Buches darauf aufmerksam zu machen, dass von den polemischen Bemerkungen des Verfassers nicht diese letzte an den deutschen Anstalten Österreichs in Gebrauch stehende Auflage getroffen wird, sondern nur die polnische, von Dr. Leon Kulczynski herausgegebene Übersetzung des Buches, die im wesentlichen mit der an den deutschen Anstalten Österreichs längst nicht mehr in Gebrauch stehenden 10. deutschen Auflage gleichlautend ist und nur in einigen nebensächlichen Punkten noch die 11. deutsche Auflage benützt hat. Obwohl nämlich diese 11. deutsche Auflage des Buches so bedeutende Änderungen erfahren hat, dass fast die Hälfte desselben neu ist, also von der polnischen Ausgabe Kulczynskis sehr bedeutend abweicht, legt Pechnik seinen polemischen Bemerkungen doch nur diese letztere zugrunde, aber in einer Weise, dass jeder Leser des Aufsatzes, der die 11. deutsche Auflage nicht genauer kennt, glauben muss, dass alles, was Pechnik bemängelt, auch in dieser Auflage steht. Das ist jedoch keineswegs der Fall, und deshalb müssen wir gegen eine solche Art der Polemik sprechen.

Pechnik wendet sich speciell gegen die §§. 14, 39, 40 und 94 der polnischen Ausgabe. Aber gerade diese Paragraphe erscheinen in der 11. deutschen Auflage so vollständig umgearbeitet, dass von §. 14 und 40 kein Wort, von §. 39 bloß die Anmerkung und von §. 94 nur die zweite Hälfte stehen blieb (vgl. die §§. 16, 41, 42 und 98 der 10. und die §§. 10, 37, 38 und 87 der 11. deutschen Auflage; Pechnik citiert nämlich die Paragraphe nur nach der polnischen Ausgabe). Die Änderungen betreffen nicht nur den Wortlaut, sondern auch den Inhalt. Ob nun die Paragraphe über das psychophysische Gesetz und über die Entstehung der abstracten Raum- und Zeitvorstellung in ihrer jetzigen

Fassung auf die Jugend nicht anregend wirken oder für sie viel zu schwer sind. das festzustellen ist Sache der Erfahrung beim praktischen Unterrichte. Diese Erfahrung aber hat Pechnik nicht und kann sie nicht haben, weil er nach der letzten deutschen Auflage gar nicht unterrichtet hat, ja, wie sich zeigen wird, sie nicht einmal kennt. Und was seine Polemik gegen den im §. 94 der polnischen Ausgabe vertretenen Determinismus angeht, so trifft sie die letzte deutsche Auflage schon deshalb nicht, weil gerade diese Lehre aus Gründen, die hier nicht angegeben werden können, fallen gelassen wurde, also vom Lindner'schen Buche gar nicht mehr vertreten wird. Pechnik scheint dies jedoch nicht zu wissen. Wir müssen annehmen, dass er die letzte deutsche Auflage nicht gelesen hat. Und doch wäre das seine erste Aufgabe gewesen, wenn er polemische Bemerkungen über die wirklich in Gebrauch stehenden Lehrbücher machen will. Die Außerachtlassung dieser Pflicht versetzt ihn in die wenig angenehme Lage, ein Buch zu bekämpfen, das in der Fassung, die er eben bekämpft, an den deutschen Anstalten Österreichs längst nicht mehr in Gebrauch steht, also ein sonderbares Scheingefecht gegen einen Feind zu führen, der gar nicht vorhanden ist. Pechnik wendet sich gegen den Determinismus als Geistlicher wohl vom Standpunkte der christlichen Philosophie. Um ihm nun zu zeigen, dass der Paragraph in seiner jetzigen Fassung (§. 87 der 11. deutschen Auflage) auch nicht gegen die Lehre von der Freiheit des Willens nach dem Standpunkte der christlichen Philosophie verstößt, citieren wir aus dem Referate einer der Tendenz nach katholischen Zeitschrift, der »Christlichen pädagogischen Blätter« (XVIII 17): »Es sei hier mit lebhafter Freude constatiert, dass der Paragraph über die Freiheit des Willens eine gründliche Umgestaltung zum besseren erfahren hat. Mit der traditionellen Leugnung der Willensfreiheit im Sinne der Herbart'schen Schule ist aufgeräumt...... Mit dieser Umgestaltung ist ein wesentlicher Fehler des Lindner'schen Buches beseitigt.«

Zeigt sich so schon im einzelnen, dass die Polemik Pechniks nicht die in Gebrauch stehende 11. deutsche Auflage des Lindner'schen Buches trifft, wie man nach dem Wortlaute seines Aufsatzes glauben müsste, so verhält es sich genau so mit seinem Urtheile über den philosophischen Standpunkt des Lindner'schen Buches. Dieses steht zwar im großen und ganzen noch auf Herbart'scher Grundlage, aber (wir citieren wieder aus dem Referat der »Christlichen pädag. Blätter«) »der Geist des Buches ist nicht mehr überall der der Herbart'schen Philosophie«. Das Buch in seiner jetzigen Gestalt gehört also nicht, wie Pechnik (S. 166) meint, zu jenen Lehrbüchern, »von welchen die Herbart'sche Psychologie in einseitiger Weise vertreten wird«. Die Herausgeber waren bemüht, das Buch mit dem Standpunkte der gegenwärtigen psychologischen Forschung in Einklang zu bringen, und das dürfte ihnen, in aller Bescheidenheit sei dies gesagt, nach dem Urtheile der Kritik und der Fachcollegen wenigstens im großen und ganzen gelungen sein.

Dr. G. A. Lindner. Dr. Franz Lukas.

Berichtigung.

S. 716, Z. 10 lies fischblütige statt fischblutige; S. 717, Z. 23 Zwetschken st. Zwetschen; ib. Z. 25 welchem st. welchen; ib. Z. 4 f. v. u. Patavinitas st. Patavinistas.



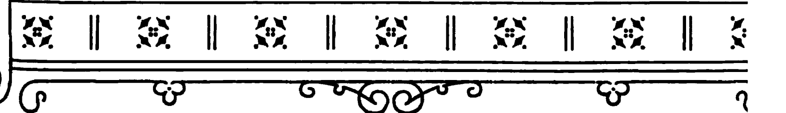
Unsterblichkeit.

Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum

Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I.

Vom Traum geschreckt, auffährt von seinem Kissen
Der Pharao: er sah sich starr und kalt,
Die rothe Kron' ergraut in Finsternissen,
Wie Wüstensturm sein Name war verhallt.
Aufbäumt er sich; nein! ewig will er wissen,
Unsterblich sich und seines Arms Gewalt.
Er winkt, und wie des Nilstroms Fälle brausend,
Wogt seines Volks heran ein Hunderttausend.

Die Berge wanken unter ihren Streichen,
Schwer schleppt der Nil der Riesenquadern Last,
Der Wüste Sand muss knirschend seitwärts weichen
Dem Steindamm, Fug' in Fuge glatt gepasst.
Aufsteigt's gestuft, die Stufen auszugleichen,
Absteigt die Wand, und Schwindel sie erfasst:
Hochmüthig nach des Mittelmeeres Küste
Die Pyramide herrscht und höhnt die Wüste.



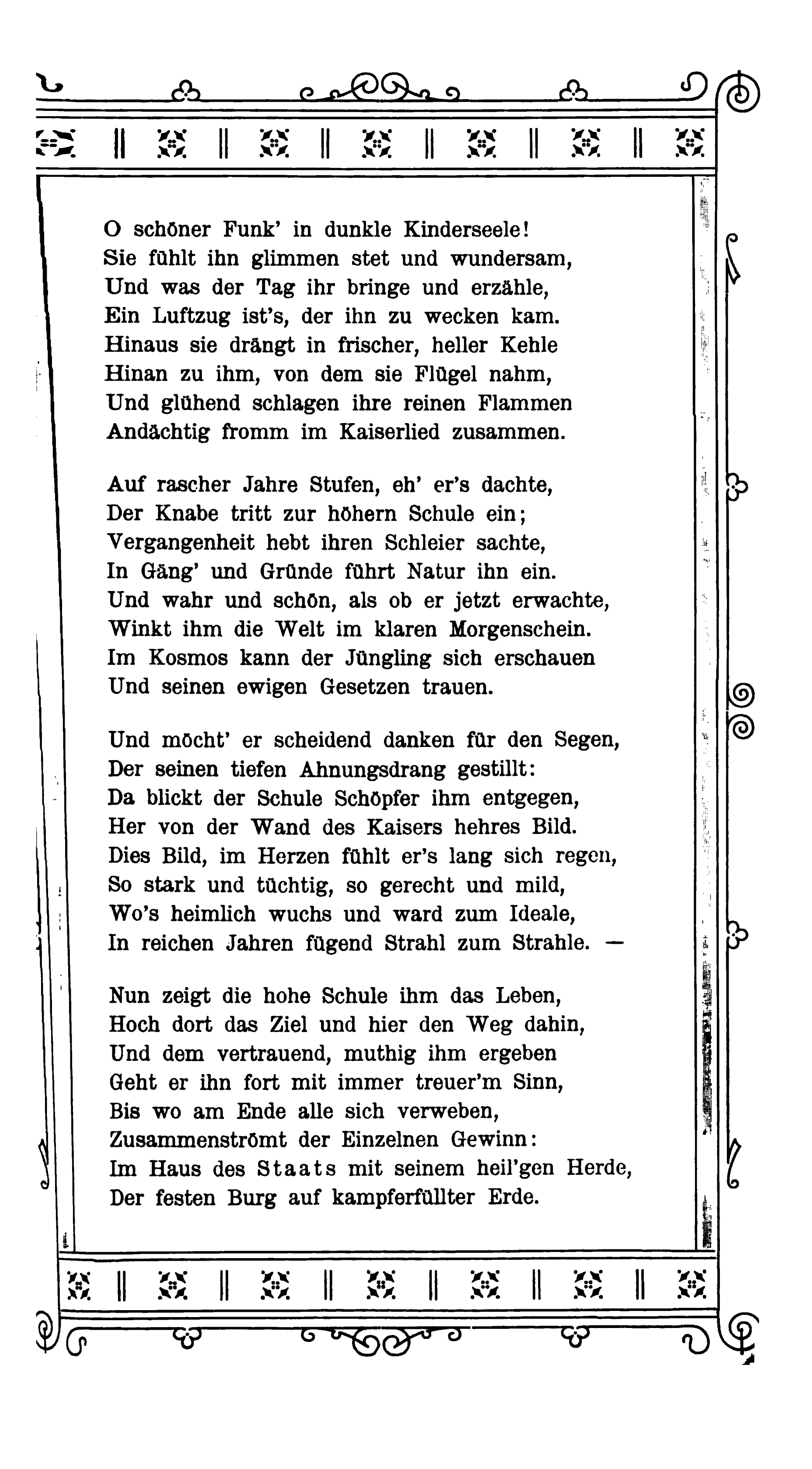
Und wie Osiris ihn zu sich befohlen,
Ihr tief im Herzen birgt sich der Despot.
Ein Labyrinth von Gängen nimmt verstohlen
Den Todten auf, der zwingen will den Tod.
Schwer sinkt der Thürstein, und dem Tag verhohlen,
Sein Haus ohn' Eingang triumphiert und droht,
Als ob den Tod es überwunden habe, —
Und draußen folgt der Hofstaat: Grab an Grabe. —

Doch lächelnd rührt den Thürstein mit dem Finger
Die leise Zeit und zeigt den Sarkophag,
Eindringt der Räuber zu des „Tods Bezwinger",
Die Fledermaus verschläft bei ihm den Tag.
Es schlüpft der Schakal, seines Worts Vollbringer,
Zur Höflingsschar, die draußen warten mag,
Und im Museum, unter Glas zu schauen,
Die Mumie herstarrt: ein unsterblich Grauen. —

Dem Wandrer aber, wie mit dem Gefieder
Der Schwalb' im Lenz, zieh'n die Gedanken fort:
Im Vaterland, ein Knabe ist er wieder,
Ins Schulhaus tritt er nach der Eltern Wort.
Da blickt auf ihn ein hohes Bild hernieder,
So mild und hehr wie eines Sternes Hort.
„Das ist der Kaiser", hört er sich belehren,
„Den, Kinder, müsst ihr lieben, müsst ihr ehren!"

„Wie euer Vater rührt für euch die Hände
Und immerdar in Sorge euer denkt,
So sorgt der Kaiser für uns all' ohn' Ende,
Drum hat er dieses Schulhaus uns geschenkt.
Darin sein Blick, wohin der Schritt sich wende,
Seht nur, euch folgt und euch bewacht, euch lenkt;
Drum müsst ihr ihm auch danken für sein Walten
Und täglich beten, Gott mög' ihn erhalten".



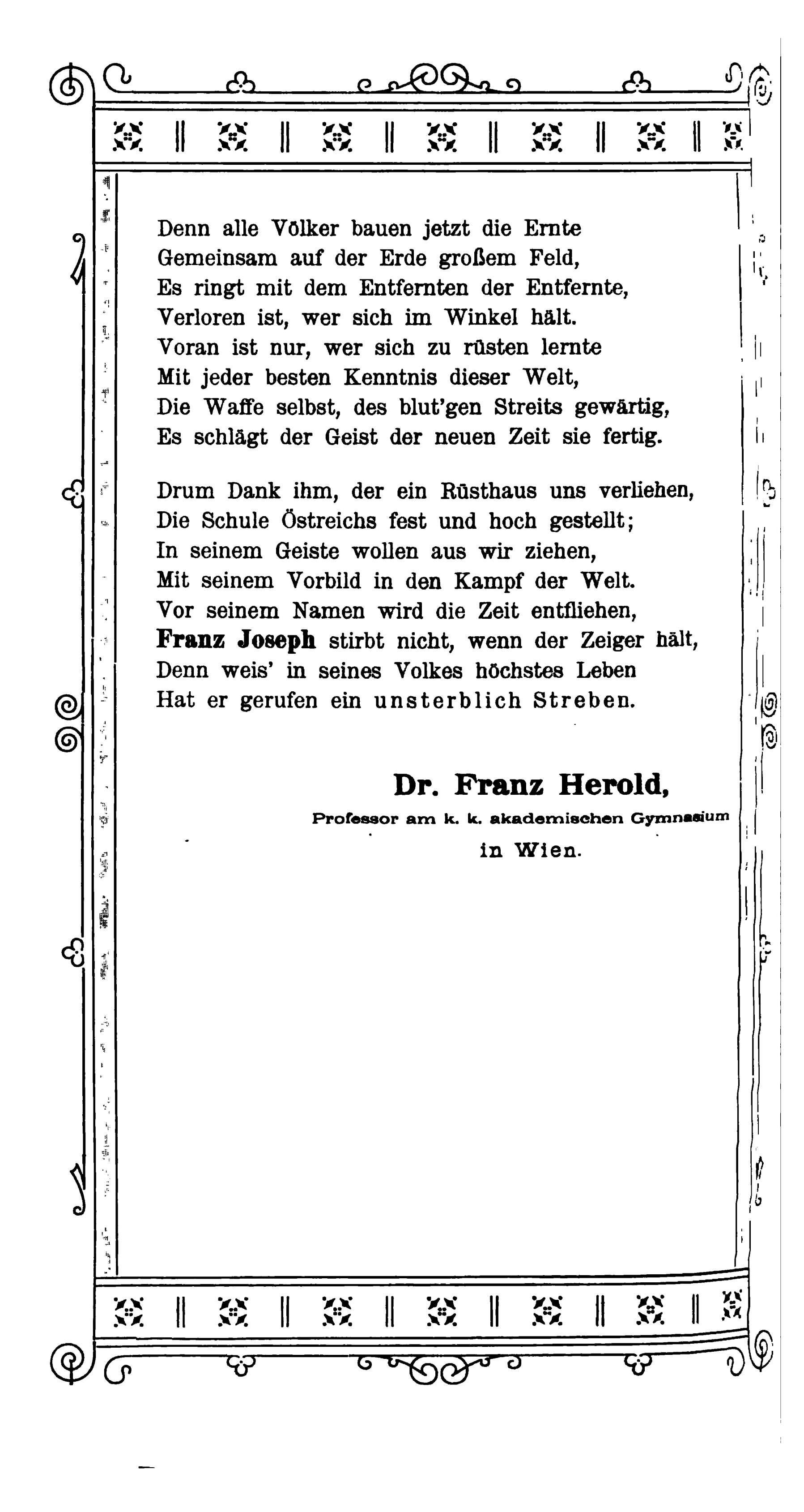


O schöner Funk' in dunkle Kinderseele!
Sie fühlt ihn glimmen stet und wundersam,
Und was der Tag ihr bringe und erzähle,
Ein Luftzug ist's, der ihn zu wecken kam.
Hinaus sie drängt in frischer, heller Kehle
Hinan zu ihm, von dem sie Flügel nahm,
Und glühend schlagen ihre reinen Flammen
Andächtig fromm im Kaiserlied zusammen.

Auf rascher Jahre Stufen, eh' er's dachte,
Der Knabe tritt zur höhern Schule ein;
Vergangenheit hebt ihren Schleier sachte,
In Gäng' und Gründe führt Natur ihn ein.
Und wahr und schön, als ob er jetzt erwachte,
Winkt ihm die Welt im klaren Morgenschein.
Im Kosmos kann der Jüngling sich erschauen
Und seinen ewigen Gesetzen trauen.

Und möcht' er scheidend danken für den Segen,
Der seinen tiefen Ahnungsdrang gestillt:
Da blickt der Schule Schöpfer ihm entgegen,
Her von der Wand des Kaisers hehres Bild.
Dies Bild, im Herzen fühlt er's lang sich regen,
So stark und tüchtig, so gerecht und mild,
Wo's heimlich wuchs und ward zum Ideale,
In reichen Jahren fügend Strahl zum Strahle. —

Nun zeigt die hohe Schule ihm das Leben,
Hoch dort das Ziel und hier den Weg dahin,
Und dem vertrauend, muthig ihm ergeben
Geht er ihn fort mit immer treuer'm Sinn,
Bis wo am Ende alle sich verweben,
Zusammenströmt der Einzelnen Gewinn:
Im Haus des Staats mit seinem heil'gen Herde,
Der festen Burg auf kampferfüllter Erde.



Denn alle Völker bauen jetzt die Ernte
Gemeinsam auf der Erde großem Feld,
Es ringt mit dem Entfernten der Entfernte,
Verloren ist, wer sich im Winkel hält.
Voran ist nur, wer sich zu rüsten lernte
Mit jeder besten Kenntnis dieser Welt,
Die Waffe selbst, des blut'gen Streits gewärtig,
Es schlägt der Geist der neuen Zeit sie fertig.

Drum Dank ihm, der ein Rüsthaus uns verliehen,
Die Schule Östreichs fest und hoch gestellt;
In seinem Geiste wollen aus wir ziehen,
Mit seinem Vorbild in den Kampf der Welt.
Vor seinem Namen wird die Zeit entfliehen,
Franz Joseph stirbt nicht, wenn der Zeiger hält,
Denn weis' in seines Volkes höchstes Leben
Hat er gerufen ein unsterblich Streben.

Dr. Franz Herold,
Professor am k. k. akademischen Gymnasium
in Wien.

Das österreichische Gymnasium

vor und seit dem Jahre 1848.

Den Festtag, welchen ganz Österreich am 2. December dieses Jahres begeht, feiert auch mit dankbarem Sinne die Mittelschule unseres Staates, die dem segensvollen Wirken des erlauchten Monarchen ihre Neugestaltung und rege Entwicklung zu verdanken hat. Gleich in den Beginn der Regierung Seiner Majestät fällt ja jene weitreichende Reform, durch welche das Gymnasium seine gegenwärtige Einrichtung erhielt, während zugleich die Schwester des Gymnasiums, die Realschule, neu geschaffen wurde.

Unsere Zeitschrift, die schon fast ein halbes Jahrhundert die Interessen der Mittelschule und zunächst der Gymnasien Österreichs vertritt, erfüllt somit eine heilige Pflicht, wenn sie für den ganzen Kreis der Lehrer und der Schüler, die an allen Anstalten den Tag mit Segenswünschen für unseren geliebten Kaiser feiern werden, dem ehrfurchtsvollen Danke Worte leiht und zu diesem Zwecke das, was durch jene Reform für die Gymnasien erreicht wurde, in einen kurzen Überblick zusammenfasst.

Das Gymnasium in der vormärzlichen Zeit war trotz mancher Änderungen, die es im Laufe der Jahrhunderte erfahren hatte, in seinem Wesen noch immer die aus der Reformation des 16. Jahrhunderts hervorgegangene Lateinschule. Die Hauptsache war der Unterricht im Latein, dem in den sechs Classen des Gymnasiums mehr als die Hälfte der gesammten Stundenzahl zugewiesen war. Es galt hier vor allem eine Fertigkeit im schriftlichen und auch im mündlichen Ausdrucke in dieser Sprache zu erzielen. Die Lectüre der lateinischen Autoren war nicht Selbstzweck, sondern diente für die Theorie des Stiles, und diese stilistisch-rhetorische Richtung war auch bei der Auswahl des Lesestoffes in den vorgeschriebenen Chrestomathien maßgebend, die ein buntes Gemisch von sehr verschiedenen Autoren aus allen Perioden der Literatur darboten. Die reale Erklärung gewährte in den kurzen Compendien über Mythologie und Alterthümer mehr eine mechanische Hilfe als ein Mittel zum eingehenden Verständnis. Das Gleiche galt auch von dem

auf sehr enge Grenzen (8 Stunden wöchentlich im ganzen Gymnasium) beschränkten griechischen Unterrichte, während jener im Deutschen als ein Anhängsel des Lateinunterrichtes betrachtet wurde und neben der Kenntnis der Grammatik nur noch einige Lectüre in einem ähnlich wie die lateinischen Chrestomathien eingerichteten Lesebuche zum Ziele hatte. Die Geschichte wurde nach Ländern behandelt im Anschlusse an die Geographie, von der hauptsächlich die politische gelehrt wurde, beide in 16 Stunden. Dazu kamen noch Arithmetik und Mathesis, die Anfänge der Elementarmathematik, in 12 und Religion ebenfalls in 12 Stunden.

Die vorgeschriebenen Lehrbücher wurden lange Jahre ohne jede Änderung festgehalten, waren daher ganz veraltet. Am meisten war das in den für die Geschichte und Geographie bestimmten bemerklich, die ganz unglaubliche Dinge enthielten. Neuerungen wurden ungern gesehen und konnten nur mit Mühe sich Eingang verschaffen.

An dem Gymnasium herrschte das Classenlehrersystem, und zwar so, dass zwei Classen von Lehrern für die Grammatikalclassen (1—4) und die Humanitätsclassen (5 und 6) unterschieden wurden. Es versteht sich von selbst, dass der Classenlehrer nicht in allen Gegenständen eingehende Kenntnisse besitzen konnte. Das wurde auch nicht verlangt; die Hauptsache war, dass er im Latein nach der vorgeschriebenen Weise geschult war. Die Universität bot ihm nur den Besuch der sogenannten philosophischen Jahrgänge und das Wenige, was an freien Gegenständen dort vorgetragen wurde; somit war alles der praktischen Ausbildung am Gymnasium selbst, wenn er als Adjunct eintrat, überlassen. Allerdings war durch die Vereinigung aller Gegenstände mit Ausnahme der Religion in éiner Hand eine große Concentration des Unterrichtes erreicht, aber auf Kosten der Vertiefung desselben. Es hieng daher von der Person des Lehrers ab, ob der eine oder andere Gegenstand zur Geltung kam, und wenn ein Lehrer minder tüchtig war, so war alles gefährdet, ganz abgesehen davon, dass nach dem Lehrplane die Schüler vier oder zwei Jahre in den Händen eines solchen verblieben und ihm ganz hingegeben waren.

An das Gymnasium schloss sich das zweijährige Lyceum an. In den Städten, wo eine Universität bestand, nannte man es philosophische Facultät; doch bestanden, da die Lyceen in den Universitätsstädten nicht ausreichten, auch in anderen derlei Anstalten. Das Lyceum war eine Fortsetzung des Gymnasiums, von welchem es sich durch eine etwas freiere Disciplin, durch Semestralprüfungen und den Umstand unterschied, dass der Unterricht durch Fachlehrer ertheilt wurde. Der erste dieser philosophischen Curse umfasste Religion mit 2, Philosophie mit 5, Mathematik mit 7, lateinische Philologie mit 2; der zweite Religion mit 2, Philosophie mit 3, Physik mit 8, lateinische Philologie mit 2 wöchentlichen Stunden. Die Philosophie, die hier gelehrt wurde,

auch Metaphysik und Ethik, war für diese Altersstufe zu hoch gegriffen. Mathematik und Physik waren in eine kurze Zeit zusammengedrängt, die lateinische Philologie war in einer sehr geringen Stundenzahl vertreten und auf die Lectüre einer Chrestomathie, deren Stoff philosophischen und historischen Schriften entnommen war, beschränkt. Dieser waren einige Blätter, die Stücke aus Xenophon und Platon enthielten, beigefügt. Naturgeschichte und Weltgeschichte wurden als freie Gegenstände vorgetragen; für Convictisten, Stipendisten und Schüler, die vom Schulgelde befreit waren, und für künftige Lehrer waren sie obligat.

So stellt sich uns das alte Gymnasium dar, kein erfreuliches Bild. In starre Fesseln gezwängt, ohne jede freie Bewegung konnte es kein frisches Leben entfalten. Wenn demungeachtet manche Gymnasien Anerkennenswertes leisteten, so ist dies nur ein Beweis, dass tüchtige Männer auch unter schwierigen Verhältnissen etwas leisten können. Und diesen braven Lehrern, die noch jetzt zum Theile im Andenken ihrer dankbaren Schüler leben, zollen wir hier die verdiente Anerkennung.

Man begreift kaum, wie solche Zustände bei uns sich erhalten konnten, während die Gymnasien in Deutschland sich längst entfaltet hatten und in voller Blüte standen. Allerdings erkannte man, wie sehr diese Einrichtungen einer Änderung bedurften. Berichte wurden eingefordert, Berathungen abgehalten. Vorschläge erstattet und Operate ausgearbeitet, die dann in den Actenschränken moderten. Aber es geschah nichts. Erst nachdem schon im Jahre 1848 die Vereinigung des Lyceums mit dem Gymnasium und die Wiederherstellung der philosophischen Facultät ausgesprochen worden war, erschien im September 1849 der Organisations-Entwurf, der noch heute die Grundlage für die Einrichtung unserer Gymnasien bildet.

Dieser Entwurf, von Exner und Bonitz gemeinsam ausgearbeitet, von dem Minister Graf Leo Thun zuerst provisorisch eingeführt und im Jahre 1854 von Seiner Majestät sanctioniert, stellte unser Gymnasium als eine ebenbürtige Schöpfung den Gymnasien Deutschlands an die Seite. Denn wenn auch für die Neugestaltung das deutsche und zunächst das preußische Gymnasium als Vorbild diente und auch dienen musste, so war doch der Entwurf nicht etwa ein bloßes Abbild der dortigen Einrichtungen, sondern in der ganzen Anlage und im einzelnen originell eilte er diesen voran und schuf eine Organisation, die später für Deutschland vielfach zum Muster wurde.

Das Gymnasium sollte eine höhere allgemeine Bildung unter wesentlicher Benützung der alten classischen Sprachen gewähren und zugleich für das Universitätsstudium vorbereiten. Wenn demnach die classischen Sprachen, also das Griechische neben dem Latein, in dem ihnen gebürenden Maße den Mittelpunkt des Unterrichtes bildeten, so erhielten doch die anderen Gegenstände, nament-

lich die Naturwissenschaften, von denen die Naturgeschichte erst jetzt wieder in den Unterricht eintrat, gleiche Berechtigung. Sie sollten auf allen Stufen des Unterrichtes in der Weise zur Geltung kommen, dass hiedurch überall eine gleichmäßige, harmonische Bildung nach allen Richtungen erzielt werde. Aus diesem Grundsatze ergab sich die Zweitheilung des Gymnasiums in eine Unter- und Oberstufe, die nicht etwa einem praktischen Bedürfnisse dienen, sondern eben jene Entwicklung vermitteln sollte. Nicht nach, sondern neben einander sollten die einzelnen Gegenstände ihre bildende Wirksamkeit ausüben.

Durch die Neugründung der Realschule war dem Gymnasium sein historischer Charakter gewahrt und der unverkümmerte Einfluss der classischen Studien gesichert. Der Gedanke an eine Einheitsschule war ausgeschlossen. Das Latein trat seiner historischen Bedeutung gemäß früher als das Griechische in dem Unterrichte ein und stellte auch in stilistischer Beziehung gewisse Anforderungen, die aber mit jenen am alten Gymnasium nicht zu vergleichen waren. In beiden Sprachen war das Hauptgewicht auf die Lectüre gelegt, die nun ihre volle bildende Kraft äußern konnte und nicht mehr ein Stückwerk aus verschiedenen Perioden, sondern die für das Gymnasium geeigneten Schriftsteller aus der Blütezeit der Literaturen der Jugend vorlegte. Der Unterricht in der deutschen Sprache und in den Landessprachen wurde neu geschaffen; auch hier sollte die Lectüre mit ihrem bildenden Einflusse der Mittelpunkt sein. Der Unterricht in der Geschichte war gemäß der Zweistufigkeit geordnet, wodurch zugleich der große Fehler der alten Studienordnung, welche die alte Geschichte nach der neuen ansetzte, vermieden wurde. Die Geographie wurde nun unter Berücksichtigung der neueren Forschung in vollem Umfange gelehrt. Mathematik und Physik waren zweckmäßig nach der Entwicklungsstufe der Schüler vertheilt und die neu aufgenommene Naturgeschichte so eingeführt, dass sie wie im Ober-, so auch im Untergymnasium belebend und anregend wirken konnte. Endlich fügte sich noch daran die philosophische Propädeutik als geeignete Vorbereitung für die philosophischen Studien auf der Universität.

So bildet denn das Gymnasium ein wohlgeordnetes, harmonisches Ganzes, in welchem die einzelnen Theile sich passend aneinander reihen und so den Erfolg im ganzen verbürgen. Löste man einen Stein dieses Gebäudes, so würde das Ganze zusammenbrechen.

Der Lehrbücherzwang wurde aufgehoben. Frei konnten nun die neu geschaffenen Lehrmittel, wenn sie überhaupt tauglich waren, in den Wettstreit eintreten und die Gefahr, dass ein abgelebtes Buch, eine vertrocknete Mumie im Unterrichte Verwendung finde, war beseitigt.

Ebenso wichtig war die Neuerung, dass an die Stelle der Classenlehrer Fachlehrer traten, durch deren einträchtiges Zusammen-

wirken ebenso die erwünschte Concentration im Unterrichte erreicht werden konnte. Jetzt war es möglich, dass jeder Lehrer in seinem Fache die eingehenden Kenntnisse sich anzueignen im stande war, die für den Lehrzweck nothwendig waren. Dadurch dass nur éine Classe von Lehrern mit voller Befähigung geschaffen wurde, war allen im Lehrkörper eine entsprechende Stellung gegeben und eine wahre gemeinsame, einheitliche Arbeit ermöglicht. Die wissenschaftliche Ausbildung konnten sie sich an der philosophischen Facultät, die sich immer mehr in reichem Maße entfaltete, in den neu begründeten Seminarien erwerben, während die praktische dem Gymnasium verblieb.

Es ist eine der erfreulichsten Erscheinungen in der Schulgeschichte Österreichs, dass die neue Organisation so rasch ins Leben trat und sich so gedeihlich entwickelte. Mit wahrem Feuereifer waren ältere und jüngere Lehrer in voller Eintracht thätig, das, was sie vorschrieb und forderte, ins Leben zu rufen. Und ihren vereinten Bemühungen ist dies in kurzer Zeit und im vollen Maße gelungen. Wenn man bedenkt, wie schnell die entsprechenden Lehrbücher neu geschaffen wurden, von denen auch viele in Deutschland und in Übersetzungen auch in anderen Ländern Verbreitung fanden, wie schnell die Lehrmittelsammlungen sich mehrten oder neu erstanden, so muss man den großartigen Aufschwung, der in wenigen Jahren erfolgte, wahrhaft bewundern.

Auch die Weiterbildung der neuen Organisation auf Grund schulmäßiger Erfahrung und nach dem Fortschritte des gesammten Unterrichtswesens hatte der Entwurf in Aussicht gestellt mit den classischen Worten in den Vorbemerkungen: „Es kann nicht die Absicht sein, den Gymnasien eine Organisation zu geben, welche sie wie ein metallenes Kleid äußerlich umschließt und in unveränderlichen Formen festhält; vielmehr muss sie in das Leben dieser Institute eindringen, mit ihnen wachsen und sich gestalten." Diesem Winke folgend, unternahm es die Unterrichtsverwaltung im Vereine mit der Lehrerschaft der Erfahrung und den Zeitumständen entsprechend den Lehrplan im einzelnen zu revidieren und den neuen Bedürfnissen anzupassen, ohne dass es für nöthig erachtet wurde, an den Grundfesten des stolzen Gymnasialgebäudes zu rütteln. An die Revision der Lehrpläne schloss sich die Umarbeitung der „Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien" in Österreich und die „Weisungen zur Führung des Schulamtes an den Gymnasien in Österreich" als Anhang zu den Instructionen. Wir konnten mit wahrer Freude wahrnehmen, wie die genannten pädagogisch-didaktischen Behelfe, wie die Entwicklung und Ausgestaltung unseres Gymnasialwesens überhaupt auch im Auslande gelegentlich verdiente Beachtung und Berücksichtigung fanden. Vor sprunghaftem und fruchtlosem Experimentieren blieb unser Gymnasium glücklicherweise verschont.

Neben der geistigen Entwicklung war unser Gymnasium in den letzten Jahren bestrebt, der körperlichen Ausbildung der

Schuljugend mehr als ehedem Rechnung zu tragen. Das Turnen, früher nur an einzelnen Anstalten eingeführt, wird gegenwärtig fast an allen Gymnasien betrieben, theils als unobligater, in 34 Gymnasien als obligater Gegenstand. In den Jahren 1848—1898 wurden 94 Turnhallen an Gymnasien errichtet. Baden, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, nebst einigen sportlichen Übungen, das Jugendspiel auf eigenen Spielplätzen hat in den letzten Jahren nach Zulass der örtlichen Verhältnisse den erfreulichsten Aufschwung genommen. An 87% der Gymnasien werden Jugendspiele betrieben und das Ausmaß der Spielplatzflächen hat die Höhe von 1,653.009 m² erreicht.

Wie der geistigen und körperlichen Ausbildung der Schüler, wird auch der wissenschaftlichen und pädagogisch-didaktischen Schulung der Lehrerschaft fortgesetzt besondere Sorgfalt zutheil. Durch vertiefte wissenschaftliche Vorbereitung an den Hochschulen, durch entsprechend eingerichtete Prüfungsvorschriften für das Lehramt an den Mittelschulen, durch besondere Einrichtung für die Einführung der Candidaten in das Mittelschullehramt wurde erreicht, dass wir nicht nur einen fachlich tüchtig gebildeten, sondern auch pädagogisch-didaktisch immer besser geschulten und darum auch angesehenen Lehrerstand erhielten, dessen materielle Lage im Vergleiche zu den trostlosen Verhältnissen der früheren Zeit mehrfach und besonders durch die Huld und Gnade des Kaisers vor kurzem erheblich verbessert wurde. Von der Fachtüchtigkeit unserer Lehrerschaft zeugt ebenso ihre mannigfache wissenschaftliche Bethätigung, wie insbesonders die gegenwärtige reichhaltige Schulbücherliteratur: wir dürfen behaupten, dass unsere Mittelschulen über gute, schön ausgestattete und billige Lehrbücher und Lehrmittel verfügen, die sich mit den gleichen Erzeugnissen anderer Länder völlig messen können.

Wir haben so in einem übersichtlichen Bilde die Entwicklung unseres Gymnasiums gegeben; eine ausführliche Darlegung lag nicht in unserer Absicht und wäre auch nach dem, was bisher darüber geschrieben wurde, nicht am Platze gewesen. Wir wollen daher nur den ungemeinen Fortschritt, den unser Gymnasialwesen, wie es sich in der Gegenwart darstellt, offenbart, durch einige statistische Daten kennzeichnen.

Während vor dem Jahre 1849 nur 84 Gymnasien (93 Mittelschulen) bestanden, betrug die Zahl der Gymnasien im Schuljahre 1897/8 192, der Mittelschulen 284. Von den Gymnasien sind 138 in speciell für Schulzwecke erbauten Häusern untergebracht, während vor 1848 nur 23 besondere Gymnasialschulgebäude bestanden. Von den 192 Gymnasien sind 149 Staatsgymnasien, 9 Landes-, 9 Communal-, 3 bischöfliche, 13 Ordens-, 2 Fonds- und 7 von Privaten erhaltene Gymnasien; der Unterrichtssprache nach: 103 deutsch, 44 böhmisch, 26 polnisch, 4 italienisch, 2 ruthenisch, 4 serbo-croatisch, 9 utraquistisch. Die Zahl der Schüler an den

öffentlichen Gymnasien betrug im Schuljahre 1897/8 62.446, der Schüler an den öffentlichen Realschulen 28.536 (Gesammtsumme: 90.982). Wie sehr die Zahl der Gymnasialschüler gestiegen ist, kann man daraus entnehmen, dass im Jahre 1846 in Niederösterreich 2461, Oberösterreich 759, Steiermark 1009, Tirol 2154, Böhmen 5683, Mähren und Schlesien 5683, Galizien 4032, Illyrien 1008, Küstenland 544, Dalmatien 554 (im ganzen 21.036) Gymnasialschüler gezählt wurden. Der Staatsaufwand für die Mittelschulen hat bereits die Höhe von circa 0·21 fl. per Kopf der Gesammtbevölkerung überschritten.

Indem wir diese Daten überblicken, fühlen wir uns tief von Dankbarkeit durchdrungen gegenüber dem, der in seiner Weisheit und Güte diesen Fortschritt angebahnt und stetig gefördert hat, unserem allgeliebten Kaiser und Herrn. Sein glorreicher Name ist mit diesem Aufschwunge auf das Engste verknüpft und wie die Geschichte des Vaterlandes wird auch die Geschichte des höheren Unterrichtes in Österreich seinen Ruhm für alle Zeit mit beredtem Munde verkünden.

Unsere Zeitschrift kann wohl das Verdienst beanspruchen, an ihrem Theile zur Entwicklung des Gymnasialunterrichtes nach Kräften beigetragen zu haben. Davon legen die bisher erschienenen Bände (dieser Jahrgang ist der 49.) Zeugnis ab. Auch sie wird 1899 das 50. Jahr ihres Bestandes und Wirkens feiern. Als sie ihr 25. Jahr antrat, wurde der Band durch einen schwungvollen Aufsatz, den Karl Tomaschek verfasst hatte, eingeleitet. Wir wollen hier anhangsweise und nur mit wenigen Worten darauf hinweisen, dass bald wieder für sie 25 Jahre rastloser Arbeit vergangen sein werden, und damit den Wunsch verbinden, dass es ihr beschieden sein möge, noch lange Jahre durch ihre geehrten Mitarbeiter, denen wir hier unseren herzlichen Dank aussprechen, getragen und gefördert für das Wohl des Gymnasialunterrichtes zu wirken. Möge sie wie bisher mithelfen, das Errungene zu vertheidigen und zu behaupten und beitragen zur ruhigen, organischen Weiterentwicklung und Ausbildung unserer altehrwürdigen Lehranstalt, des Gymnasiums. Wenn auch der Sturm, der sich von verschiedenen Seiten gegen die Organisation unserer Gymnasien erhoben hatte, sich gegenwärtig gelegt hat, so fehlt es doch nicht an Angriffen, die theils gegen die ganze Einrichtung, theils gegen Lehrgegenstände, namentlich gegen die classischen Studien gerichtet sind. Diese abzuwehren und getreu dem Spruche: 'quieta non movere' unser Besitzthum zu schützen, wird auch fürderhin unsere Aufgabe sein.

Die Redaction.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Ein Versuch, der richtigen Theorie des Regenbogens Eingang in die Mittelschulen zu verschaffen.

Schon seit einer Reihe von Jahren habe ich bei meinen Vorlesungen über meteorologische Optik meinen Hörern gegenüber immer wieder die Klage erhoben, dass man in allen Schulen, hohen und niederen, die richtige Theorie des Regenbogens ganz ignoriert und überall noch die unrichtige Descartes'sche Theorie der „wirksamen Strahlen" vorträgt, gerade als ob die richtige Erklärung des Regenbogens durch Airy nie gegeben worden wäre. Als ich dann auch in anderen Kreisen aufforderte, dass man nun endlich Ernst damit mache und auch dem Regenbogen die selbstverständliche Gerechtigkeit widerfahren lasse, dass man, besonders an allen Mittelschulen, nur mehr die richtige Erklärung desselben vortrage, da wurde mir nahegelegt, ich möchte nur vorerst einmal darthun, dass die richtige Airy'sche Theorie mit elementaren Mitteln verständlich gemacht werden kann. Gelänge mir das, dann werde es allerdings selbstverständlich sein, dass nur mehr die Airy'sche Theorie zur Erklärung des Regenbogens verwendet werden wird. Um nun dieser Anregung nachzukommen, habe ich schon in einem populären Vortrage[1]) den ersten Versuch gemacht, und es ist dabei ganz zweifellos ersichtlich geworden, dass schon bei Zuhilfenahme von einigen guten Zeichnungen die Airy'sche Erklärung des Regenbogens dem allgemeinen Verständnis der Gebildeten vermittelt werden kann. Der Physiker an der Mittelschule kann aber neben der bildlichen Darstellung stets auch das Experiment und wo nöthig auch etwas Mathematik bei seinem Vortrage verwenden. und das ist vollkommen genug, um die richtige Erklärung des

---

[1]) Neues über den Regenbogen. Vorträge des Vereines z. Verbr. naturw. Kenntnisse. XXXVIII. Jahrgang. Heft 8. Wien 1898.

Regenbogens für die Schüler sehr gut verständlich zu machen. Dies ist es auch, was ich im folgenden zeigen will.

Ich mache es mir zur Aufgabe, in erster Linie eine Methode anzugeben, nach welcher man die Airy'sche Erklärung des Regenbogens ohne mathematische Mittel, nur mit Zeichnungen, beziehungsweise vorbereiteten Tafeln, und experimentellen Demonstrationen so geben kann, dass das volle Verständnis der Vorgänge erreicht wird. Für diejenigen, welche ihren Schülern dieses Verständnis durch mathematische Behandlung zu vertiefen beabsichtigen, werden mathematische Ableitungen beigefügt, welche die, bisher wegen ihres schwierigen Calcüls, so sehr vernachlässigte Airy'sche Theorie mit den Mitteln der Gymnasialmathematik durchführen. Es sei mir aber gestattet, den Collegen Physikern an der Mittelschule den Rath zu geben, auf die mathematischen Ableitungen ja nicht das Hauptgewicht zu legen — dies gilt nicht nur vom Regenbogen, es gilt allgemein — sondern vielmehr das Verständnis der physikalischen Vorgänge bei den Erscheinungen in den Vordergrund zu stellen. Ich glaube, dass man in der Mittelschule, wo die exacte mathematische Ableitung aus Mangel an Kenntnis des höheren Calcüls in außerordentlich vielen Fällen nicht zur Anwendung kommen kann, Umschreibungen des höheren Calcüls mit den elementaren Mitteln der Gymnasialmathematik, wo nur möglich, ganz unterlassen sollte. So auch beim Regenbogen. Wenn ich trotzdem selbst hier solche elementare Umschreibungen gebe, so geschieht dies vielmehr mit Rücksicht auf Schulen oder Vortragsweisen, welche über die Mittelschule hinausreichen, ohne dass sie bei den Schülern oder Hörern Kenntnisse des höheren Calcüls vorfinden.

Noch sei vorausgeschickt, dass der Regenbogen erst erklärt werden kann, wenn man die Schüler mit den Beugungserscheinungen bekannt gemacht hat, und es empfiehlt sich, unmittelbar vor dem Regenbogen die kleinen farbigen Höfe um Sonne und Mond vorzunehmen.

Wie jeder physikalische Vortrag, zerfällt auch der über den Regenbogen in zwei Theile: in die Beschreibung der Erscheinung und die Erklärung derselben.

I. Beschreibung des Regenbogens. Es sei mir gestattet, die Wichtigkeit einer richtigen Beschreibung des Regenbogens besonders hervorzuheben. Beim heutigen physikalischen Unterrichte, wo man soviel den nur im Cabinete und in der Technik vorkommenden Erscheinungen seine Aufmerksamkeit und sein Interesse zuwendet, kommt es nur allzuleicht vor, dass man von der Beobachtung der eigentlichen Naturerscheinungen gar sehr abgelenkt wird. Das ist ein ernstlicher Nachtheil für den Hauptzweck aller physikalischen Bildung, welche doch in erster Linie das Interesse für die in der großen Natur auftretenden Erscheinungen zu wecken, zur Beobachtung derselben anzuregen und das Ver-

ständnis derselben zu vermitteln berufen ist. Man verzeihe mir diese Bemerkung; sie ist nur zu sehr actuell. Sie ist mir nicht in letzter Linie durch die Erfahrungen dictiert, welche gerade in Bezug auf die Kenntnis vom Regenbogen vorliegen. Man sollte es kaum glauben, dass von einer so herrlichen und so häufigen Naturerscheinung nirgends eine vollständige und correcte Beschreibung vorliegt. Man hat den Regenbogen oft gesehen, aber nicht beobachtet. Diese Oberflächlichkeit in der Beobachtung der Erscheinung hat vielleicht das meiste dazu beigetragen, dass man sich auch mit einer ungenügenden Erklärung desselben zufrieden gegeben hat und so bis heute eine eigentlich falsche Theorie sich allgemein halten konnte, welche schon einer guten Beschreibung der Erscheinung gegenüber hätte fallen gelassen werden müssen. Dies wird es rechtfertigen, dass ich vor allem eine gute und correcte Beschreibung der Erscheinung des Regenbogens als erste Bedingung für den Schulvortrag über den Regenbogen hinstelle. Es fällt mir unter den obwaltenden Umständen die Aufgabe zu, eine solche Beschreibung nun zu geben.

Der Regenbogen erscheint uns als ein gewaltiger farbiger Kreisbogen, der sich über eine Gegend wölbt, wenn man eine Regenwand vor sich und die Sonne im Rücken hat. Man erkennt leicht, dass der Mittelpunkt des Kreises, welchem der Regenbogen angehört, der Gegenpunkt der Sonne ist. Man sieht daher nur, wenn die Sonne im Horizont ist, einen vollen Halbkreis. Häufig erscheinen zwei Regenbogen übereinander. Der untere, innere, wird der Haupt-, der obere, äußere, der Nebenregenbogen genannt. Die zwei Regenbogen kehren ihre rothen Enden gegeneinander, indem der Hauptregenbogen die rothen Farbentöne an seiner convexen, der Nebenregenbogen an seiner concaven Seite hat. Die übrigen Farben schließen sich dann der Wellenlänge nach an, so dass der Hauptregenbogen innen, der Nebenregenbogen außen violett abschließt. Sieht man sich die Farben des Regenbogens genau an, so bemerkt man, dass dieselben — auch wenn wir uns z. B. nur auf den Hauptregenbogen beschränken — nicht stets die gleichen und auch nicht stets gleich vertheilt sind. Jeder einigermaßen aufmerksame Beobachter des Regenbogens weiß bald, dass ein Regenbogen nicht stets wie der andere ist. In den häufigsten Fällen sieht man kein Blau, in anderen findet sich kein eigentliches reines Roth; von den Farbenabstufungen fehlt dunkelblau fast immer. Desgleichen ist die Breite der einzelnen Farben bei verschiedenen Regenbogen sehr verschieden. Einmal ist das Gelb von fast verschwindender Breite und Grün und Violett sehr breit, ein anderesmal ist Gelb und Grün sehr breit und Roth und Violett sehr schmal, hie und da ist Blau kaum zu sehen, dann ist es wieder fast dominierend. Auch in Bezug auf die Vertheilung der Intensität bemerkt man einen bedeutenden Wechsel.

Besonders auffallend ist es dann zu sehen, dass wiederholt, ja häufig, die helleuchtendste Stelle auf den Anfang des Violett fällt. Eine weitere Veränderlichkeit, die dem Auge sehr deutlich auffällt, zeigt der Regenbogen in seiner Breite, indem nicht nur die Breite der einzelnen Farben, wie wir sahen, sondern auch die des ganzen Regenbogens bald größer bald kleiner sich zeigt. Es tritt dann ferner eine Erscheinung auf, welche beim Regenbogen sehr aufgefallen ist; es sind dies die secundären Bogen, welche besonders häufig an den Hauptregenbogen sich vom Violett ab nach innen anschließen, aber auch beim Nebenregenbogen, auch wieder vom Violett ab, nach außen zuweilen zu sehen sind. Die Erscheinung dieser secundären Bogen ist ebenfalls sehr veränderlich. Man sieht bald deren mehrere — es sind schon sechs beobachtet worden —, bald nur einen und dann wieder keinen. Ihre Farben sind ebenfalls sehr veränderlich; am häufigsten bestehen dieselben nur aus Grün und Rosa, es kommt aber auch vor, dass man Gelb, Grün und Purpur oder gar Gelb, Grün, Blau und Rosa zu sehen bekommt. Man erinnert sich bei ihrer Erscheinung unwillkürlich an die zweiten und dritten Ringe bei den kleinen Höfen. Doch tritt beim Regenbogen zuweilen der Fall auf, dass zwischen dem Regenbogen und den secundären Bogen ein farbloser dunkler Zwischenraum sich befindet. Die Erscheinung der secundären Bogen ist nichts weniger als eine seltene Zufälligkeit, sondern sie tritt beim Hauptregenbogen so häufig auf, dass man es als Zufälligkeit anzusehen hat, wenn sie fehlen.

Exacte Messungen würden nun das Bild, das wir vom Regenbogen entworfen haben, nach der Richtung ergänzen, dass wir genau angeben könnten, unter welchem Winkel der Abstand der Farben des Regenbogens vom Gegenpunkte der Sonne uns erscheint, und welche Veränderlichkeit die Breite des Regenbogens erleidet. Leider liegen fast nur angenäherte Messungen vor, und diese wieder betreffen fast nur die rothen Enden des Haupt- und Nebenregenbogens. Immerhin ist durch dieselben festgestellt worden, dass das rothe Ende des Hauptregenbogens vom Gegenpunkte der Sonne etwa 42°, des Nebenregenbogens etwa 50° absteht.

Endlich erscheint auch zuweilen der weiße Regenbogen. Man sieht denselben entweder bei Regen im Mondscheine (Mondregenbogen) oder auf von der Sonne beschienenen Nebeln. Im ersteren Falle ist er eigentlich nicht weiß, sondern erscheint nur so infolge der sehr schwachen Intensität der Farben. Der Mondregenbogen erscheint übrigens unter günstigen Umständen auch schwach gefärbt. Im zweiten Falle (bei Nebeln) haben wir es mit einem echten weißen Regenbogen zu thun; man sollte ihn eigentlich Nebelbogen nennen. Er wird auf Bergen oder an den Küsten der Meere, besonders der nördlichen, öfters gesehen. Man sieht dann einen glänzenden weißen Bogen, welcher außen gelblichen

oder orangerothen, innen bläulichen bis violetten Hauch als Begrenzung zeigt. Zuweilen bemerkt man, durch einen dunklen Zwischenraum getrennt, einen secundären Bogen, in welchem aber dann die Farbenfolge umgekehrt ist, indem sich an den dunklen Zwischenraum ein bläulicher Saum anschließt und das zweite Roth den secundären Bogen nach innen abschließt.

So tritt der Regenbogen in der Natur auf; die obige Beschreibung gibt alles thatsächliche der Erscheinung wieder, und die durch den Druck hervorgehobenen Stellen sind von besonderer Wichtigkeit, sie bilden die charakteristischen Momente. Jede Erklärung des Regenbogens muss aus einem einheitlichen Gesichtspunkte Rechenschaft geben können für alle diese Thatsachen, welche in der Erscheinung des Regenbogens zu Tage treten.

Bevor ich diese Erklärung gebe, möge es gestattet sein, die Herren Collegen Physiker einzuladen, obige Beschreibung mit den landläufigen Darstellungen zu vergleichen. Ist es nicht unfassbar, dass man nicht nur nirgends eine Andeutung von der großen Veränderlichkeit in den Farben und ihrer Breite, in der Vertheilung der Intensität auf dieselben und in der ganzen Breite des Regenbogens — ich will die übrigen Momente übergehen — findet, sondern im Gegentheile überall auf die Behauptung trifft, dass die Farben stets dieselben und in ihrer Breite unveränderlich sind — sind ja die sieben Regenbogenfarben zu einer beliebten Redewendung geworden — und ebenso die Breite des Regenbogens stets dieselbe sei? Wie konnte man denn die jedem offenen Auge sich geradezu aufdrängenden Thatsachen derart in ihr Gegentheil verdrehen? Hier haben wir ein abschreckendes Beispiel vor uns, wohin man geräth, wenn einmal die ernste Beobachtung der großen Naturerscheinungen selbst vernachlässigt wird. Man hatte eine Theorie des Regenbogens — die der „wirksamen" Strahlen von Descartes —; nach dieser müssten freilich stets alle Farben des Spectrums immer in derselben Reihenfolge und in gleicher Breite im Regenbogen auftreten und daher der letztere selbst auch stets dieselbe Breite haben. Niemand hat zwar „alle sieben Regenbogenfarben" aufgesucht oder je gesehen und die Breite des Regenbogens gemessen, aber jeder behauptete Falsches auf Grund einer falschen Theorie. Eine objective Feststellung des Thatbestandes, wie sie leicht zu haben war, und wie wir sie in obiger Beschreibung geliefert haben, hätte sofort gezeigt, dass die Descartes'sche Theorie ungenügend ist. Man hätte dann vielleicht doch die Richtigkeit der Beschreibung der Bequemlichkeit der Erklärung vorgezogen und eine Theorie fallen gelassen, welche den Thatsachen nicht gerecht zu werden vermag, besonders da die richtige Theorie im wesentlichen seit 1836 vorlag.[1])

---

[1]) Airy. Intensity of light in the Neighbourhood of a Caustic. Transct. of the phil. Soc. Cambridge. Bd. VI., S. 379. Übersetzt in in Poggendff. Ann. Ergänzungsband 1842, S. 232.

II. Erklärung des Regenbogens. Man kommt bei Beobachtung des Regenbogens leicht auf den Gedanken, dass derselbe dadurch entsteht, dass die Sonnenstrahlen auf die Regentropfen auffallen, beim Eindringen gebrochen und in Farben zerlegt und im Innern der Tropfen reflectiert werden. Die Richtigkeit dieser Auffassung lässt sich leicht experimentell darthun. Man füllt eine hohle Glaskugel mit Wasser und lässt die Sonnenstrahlen im verdunkelten Zimmer darauf fallen. Sieht man dann nach der Glaskugel von der Seite, auf welche die Sonnenstrahlen fallen, so wird man in einer bestimmten Richtung das Farbenband des Haupt-, in einer ihr nahen Richtung dasjenige des Nebenregenbogens gewahren. Die Intensität der Erscheinung ist groß genug, um sowohl den Haupt- als den Nebenregenbogen auf einem Schirme auffangen und so der ganzen Schule sichtbar machen zu können. Es wird dem Vortragenden keine Schwierigkeiten bereiten nachzuweisen, dass die rothen Strahlen des Hauptregenbogens mit den einfallenden Sonnenstrahlen einen Winkel von etwa 42° und die rothen Strahlen des Nebenregenbogens einen solchen von etwa 50° bilden. Durch diesen einfachen Versuch ist der experimentelle Beweis für die gemachte Voraussetzung erbracht. Hat man auf diese Weise die Schüler durch das Experiment überzeugt, dass der Regenbogen thatsächlich durch Brechung und Reflexion der Sonnenstrahlen in Wassertropfen entsteht und etwa noch auf die Regenbogen hingewiesen, die man bei Springbrunnen, Wasserfällen und auch bei Straßenbespritzungen unter geeigneten Umständen sieht, so kann man zur Erklärung der Vorgänge bei Bildung der Regenbogen übergehen.

Zu diesem Zweck verfolgen wir den Gang der Sonnenstrahlen in einem Regentropfen. Man kann sich denselben leicht zeichnen. In der umstehenden Fig. 1 ist derselbe dargestellt für einmalige Reflexion der Strahlen im Tropfen. Die Sonnenstrahlen fallen parallel auf den Tropfen auf und werden in denselben gebrochen und in ihre Farben zerlegt. Da jeder Farbe ein anderer Brechungsexponent entspricht, so können wir im Tropfen — wollen wir eine unleidliche Verwirrung der Zeichnung vermeiden — nur eine bestimmte Farbe weiter verfolgen. In der Zeichnung wurde die Farbe gewählt, deren Brechungscoëfficient von Luft in Wasser $^4/_3$ ist (etwa Rothorange in der Nähe der Frauenhofer'schen Linie *C*). In der Zeichnung sind die einfallenden Strahlen vom Einfallswinkel 35° bis 80° zu sehen; die übrigen Strahlen wurden zur Vereinfachung der Zeichnung weggelassen, da ihre Lage und ihr Gang leicht zu ergänzen ist und sie zur Charakteristik der Erscheinung unwesentlich sind. Bei einem Blicke auf Fig. 1 fällt uns sofort ein wichtiger Umstand auf: wir bemerken, dass die auf den Tropfen unter Einfallswinkeln von 0 bis 60° auftreffenden Strahlen so in dem Tropfen gebrochen werden, dass sie immer höher an der Rückwand desselben auftreffen, die Strahlen von noch größeren Einfallswinkeln aber wieder immer tiefere Stellen der Rückwand treffen.

Verfolgen wir nun den Gang der Strahlen weiter in Fig. 1. Nach der Reflexion an der Rückwand treffen dieselben an der unteren Seite des Tropfens auf, wo sie zum Theile ein zweitesmal reflectiert werden, zum Theile aus dem Tropfen unter demselben Winkel austreten, unter welchem sie ursprünglich eingefallen sind. Wir sehen in Fig. 1 nur diese austretenden Strahlen. Es ist sofort zu erkennen, dass von den ursprünglich parallel einfallenden Strahlen beim Austritte aus dem Tropfen keiner mehr mit dem anderen parallel ist. Während aber die, von dem punktiert gezeichneten Strahl aus, gegen die Mitte der Tropfen bei *A* gelegenen austretenden

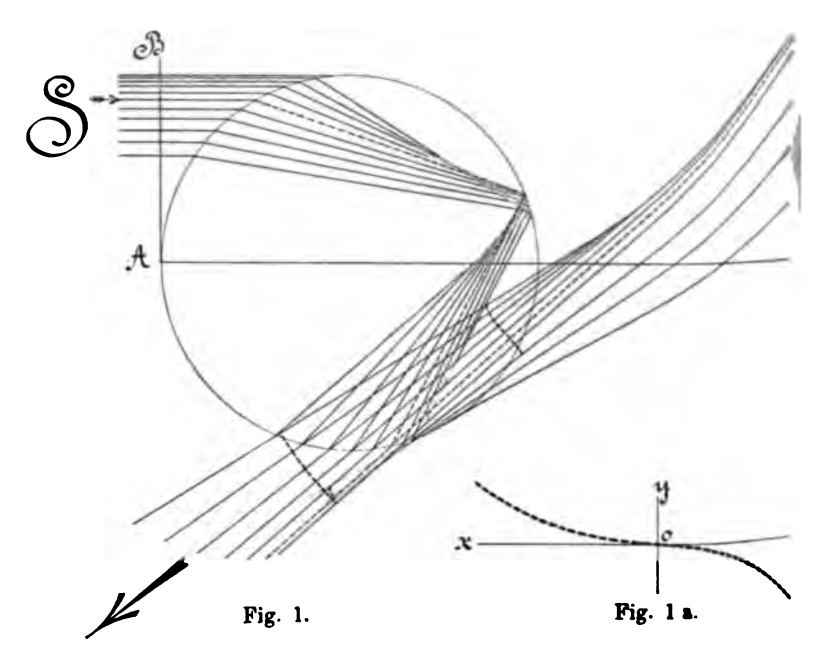


Fig. 1. Fig. 1 a.

Strahlen divergieren, convergieren die Strahlen, welche auf der anderen Seite desselben austreten. Verlängert man alle austretenden Strahlen rückwärts, wie es in Fig. 1 geschehen, so schneidet jede Verlängerung, d. h. jeder Strahl, den bei *A* ungebrochen durchgehenden Strahl vom Einfallswinkel 0° (Null-Strahl). Man sieht nun leicht schon mit freiem Auge, dass der punktiert gezeichnete Strahl in Bezug auf den Winkel, unter welchem er den Null-Strahl schneidet, eine Auszeichnung erfährt. Bezeichnet man den stumpfen Winkel, den die Verlängerungen der Strahlen mit dem Null-Strahle machen (Fig. 1), als den Drehungswinkel, so sieht man, dass der in der Figur gestrichelt gezeichnete Strahl den kleinsten Drehungswinkel von allen Strahlen hat. Unter Drehungswinkel

eines Strahles im allgemeinen verstehen wir den Winkel (sei es selbst ein erhabener oder ein vielfacher Winkel von 2π), welchen der austretende Strahl mit der ursprünglichen Richtung des einfallenden Strahles macht. In Fig. 1, also bei einmaliger Reflexion im Tropfen, erhalten wir stumpfe Drehungswinkel, bei zweimaliger Reflexion im Tropfen erhabene Drehungswinkel. Diese Drehungswinkel wachsen mit jeder Reflexion, und es ist leicht, dafür das Gesetz aufzustellen, nach welchem dieselben berechnet werden können. Es folgen hier einige Figuren, die den Gang jener Strahlen, welche die kleinste Drehung bei ein- bis sechsmaliger Reflexion im Inneren des Tropfens erleiden, darstellen. Wir können sie benützen, um das Gesetz der Drehung eines beliebigen Strahles, bei beliebig vielen Reflexionen zur Dar-

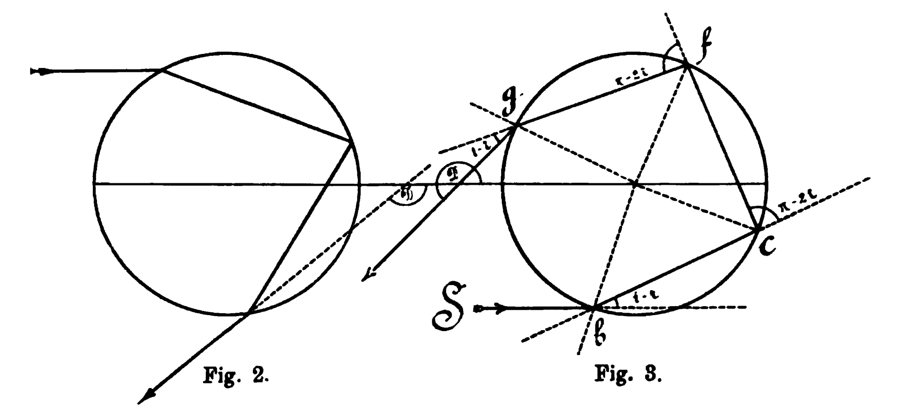


Fig. 2. Fig. 3.

stellung zu bringen. Verwenden wir hiezu z. B. Fig. 3 (zweimalige Reflexion). Der Strahl S tritt bei b in den Tropfen und wird gebrochen. Hiebei erleidet er eine Drehung $i-r$; er wird bei c das erstemal reflectiert und erleidet hiebei eine weitere Drehung $\pi-2r$; bei der zweiten Reflexion bei f erleidet er dieselbe Drehung $\pi-2r$ und, wie leicht aus den späteren Figuren zu erkennen ist, würde er bei jeder weiteren Reflexion stets wieder eine solche Drehung um $\pi-2r$ erfahren, also wenn k Reflexionen stattfinden, würde die Drehung infolge der Reflexionen $k(\pi-2r)$ ausmachen. Beim Austritte aus dem Tropfen ist im Innern wieder der gleiche Winkel r und daher außen der gleiche Winkel i; daher erleidet er dabei wieder eine Drehung um $i-r$, wie beim Eintritte. Im ganzen macht dies eine Drehung von $2(i-r)+k(\pi-2r)$ oder, wenn wir die Drehung mit D bezeichnen: $D=k\pi+2[i-(k+1)r]$. Wir werden in der Folge stets $k+1=p$ setzen; es ist dann $D=k\pi+2(i-pr)$ (I). Mit diesem Ausdrucke und unter Zuhilfenahme des Brechungsgesetzes kann man nun für jede Anzahl

Reflexionen, von der einmaligen bis zur n-maligen, die jedem beliebigen Einfallswinkel i entsprechende Drehung D berechnen. Ich lasse hier das Resultat dieser Rechnung für die ein- und die zweimalige Reflexion folgen, und habe hiemit die Absicht, die Herren Collegen Physiker der Mittelschule zu veranlassen, diese Tabellen

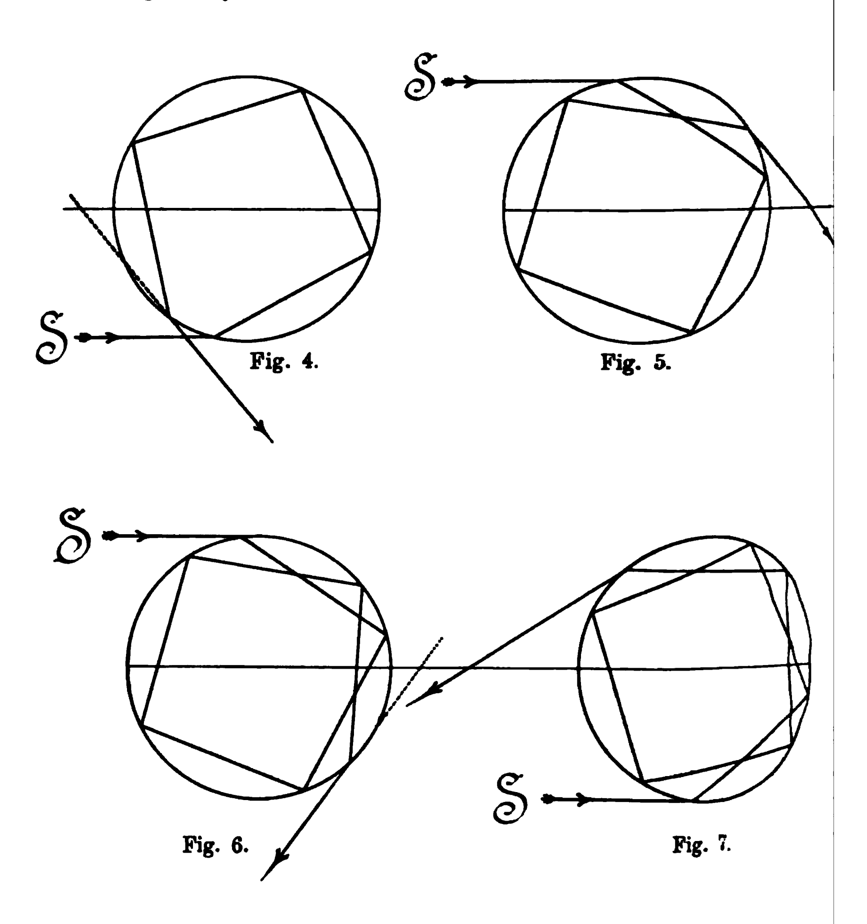


Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7.

in großer Schrift sich anzufertigen, um sie in der Schule zugleich mit der folgenden Fig. 8 zum Unterrichte zu verwerthen. In der Tabelle findet man hinter D auch einen Winkel A angegeben. Der letztere ist der spitze Winkel, welchen der ursprüngliche einfallende Strahl mit dem austretenden oder seiner Verlängerung nach rückwärts macht. Dieses A ist auch der Winkel, unter welchem uns der Abstand des Mittelpunktes des Regenbogens von den Farben des letzteren, d. h. der Radius des Regenbogens, erscheint.

Einmalige innere Reflexion				im Tropfen	Zweimalige innere Reflexion	
i	*r*	*D*	*A*	*i*	*D*	*A*
30°	22° 2′	151° 52′	28° 8′	40°	267° 0′	87° 0′
35°	25° 29′	148° 4′	31° 56′	45°	257° 48′	77° 48′
40°	28° 50′	144° 40′	35° 20′	50°	249° 30′	69° 30′
45°	32° 2′	141° 52′	38° 8′	55°	242° 30′	62° 30′
50°	35° 5′	139° 40′	40° 20′	60°	236° 54′	56° 54′
55°	37° 55′	138° 20′	41° 40′	65°	233° 0′	53° 0′
57°	38° 59′	138° 4′	41° 56′	70°	231° 6′	51° 6′
59°	40° 1′	138° 0′	42° 0′	75°	231° 24′	51° 24′
60°	40° 31′	137° 56′	42° 4′	80°	234° 12′	54° 12′
61°	41° 11′	138° 0′	42° 0′	85°	239° 54′	59° 54′
63°	41° 56′	138° 16′	41° 44′	90°	248° 24′	68° 24′
65°	42° 50′	138° 40′	41° 20′			
70°	44° 49′	140° 44′	39° 16′			
75°	46° 26′	144° 16′	35° 44′			
80°	47° 38′	149° 28′	30° 32′			
85°	48° 21′	156° 36′	23° 24′			

In Fig. 8 ist der Zusammenhang zwischen Einfallswinkel *i* und Drehungswinkel *D* für die einmalige innere Reflexion graphisch dargestellt. Man sieht, dass das Minimum der Drehung für *i* nicht ganz 60° (genau für $i = 59^0\ 24'$) eintritt. Dieser ist also von allen Strahlen derselben Farbe ($n = {}^4/_3$) der mindestgedrehte Strahl. Würden wir auch für die zweimalige innere Reflexion die graphische Darstellung ausführen, so würde es sich zeigen, dass bei derselben der Strahl vom Einfallswinkel von nahe 72° (genau für $i = 71^0\ 49'$) der mindestgedrehte ist. Im ersteren Falle entspricht nun dem mindestgedrehten Strahle ein *A* von 42° 4′, im zweiten Falle ein *A* von 50° 23′. Erinnern wir uns, dass dies die Winkel für Roth beim ersten und zweiten Regenbogen sind, so ersehen wir sofort, dass wir durch unsere Zeichnung erwiesen haben, dass der Hauptregenbogen durch einmalige, der Nebenregenbogen durch zweimalige innere Reflexion in den Regentropfen erklärt wird. Es folgt aus unserer Zeichnung und Winkelrechnung auch sofort, dass die mindestgedrehten Strahlen bei der Bildung des Regenbogens eine Hauptrolle spielen.

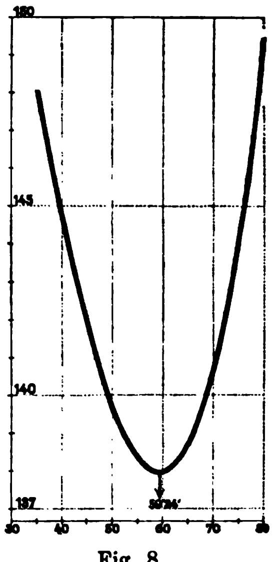


Fig. 8.

Es liegt aber auch nahe, aus alledem den Schluss zu ziehen, dass es ebensoviele verschiedene Regenbogen gebe, als mehrfache Reflexionen auftreten können; es müsste demnach einen 3., 4., 5., ... *n* ten Regenbogen geben. In der Natur hat man diese noch nie gesehen, wofür beim

dritten und vierten der Grund leicht zu erkennen ist: denn diese müssten (siehe Fig. 4 u. 5) in der Richtung der Sonne gesehen werden. Ist es schon an sich selten, dass man zwischen Sonne, wenn sie scheint, und Auge einen Regen hat, so müsste im letzteren Falle die Intensität des directen Sonnenlichtes das Sichtbarwerden dieser immerhin schwachen Regenbogen verhindern. Die noch höheren Regenbogen sind aber schon so schwach, dass ihre Sichtbarkeit durch die allgemeine Tageshelle verhindert würde. Anders ist es im Laboratorium, wo man im Dunkelraume beobachten kann. Da aber, wie wir eben sahen, hiebei die mindest gedrehten Strahlen die Lage der Regenbogen angeben, so ist es angezeigt, vorerst für jede Anzahl Reflexionen den spitzen Winkel A, welchen die mindestgedrehten Strahlen mit der ursprünglichen Richtung der directen Strahlen machen, zu bestimmen. Es wäre zu umständlich, hier den Weg einzuschlagen, den wir oben gegangen sind; wir werden vielmehr durch Rechnung zum Ziele gelangen. Es ist bekannt, dass man die Minimumbestimmung, welche sehr einfach durch Differentiation geschieht, in freilich etwas umständlicher Weise mit gewöhnlichen mathematischen Mitteln durchführen kann. Man findet sie z. B. in Müllers Kosmischer Physik (5. Aufl. 1894), S. 450. Ich gebe sie hier, erstens um die allgemeine Form einzuführen und zweitens hauptsächlich um die Gleichungen, die ich später brauche, in jener Form herzustellen, wie sie sich zur weiteren Verwendung eignen.

Wir haben oben gesehen (Gleichung (I)), dass die Drehung eines Strahles gegeben ist durch: $D = k\pi + 2(i - pr)$. Das Minimum der Drehung erleidet jener Strahl, bei welchem eine äußerst kleine Änderung des Einfallswinkels keine Änderung von D bewirkt. Nennen wir α die äußerst kleine Änderung von i und β die entsprechende von r, sowie d die zugehörige von D, so haben wir offenbar

$$D + d = k\pi + 2[(i + \alpha) - p(r + \beta)] = k\pi + 2(i - pr) + 2(\alpha - p\beta).$$

Hieraus ergibt sich aber $d = 2(\alpha - p\beta)$ (II). Für den Fall des mindestgedrehten Strahles ist aber $d = o$ und daher $\alpha = p\beta$ (III).

Um nun den dem mindestgedrehten Strahle ($d = o$) entsprechenden Einfallswinkel i zu finden, gehen wir von dem Brechungsgesetze aus und wir erhalten (wir wollen nun diesen bestimmten Einfallswinkel mit I und den zugehörigen Brechungswinkel mit R bezeichnen): $sin (I + \alpha) = n sin (R + \beta)$. Entwickelt man und bedenkt, dass wegen der äußersten Kleinheit von α und β die Cosinusse dieser kleinen Winkel gleich 1, die Sinusse aber gleich dem Bogen sind, so findet man:

$$sin I + \alpha cos I = n sin R + n\beta cos R; \text{ oder } \alpha cos I = n\beta cos R;$$

und wegen (III): $p\beta cos I = n\beta cos R$ oder $p cos I = n cos R$ (IV).
Quadriert man und setzt $cos^2 = 1 - sin^2$, so hat man

$$p^2 (1 - sin^2 I) = n^2 (1 - sin^2 R) = n^2 - sin^2 I$$

und daher

$$sin I = \sqrt{\frac{p^2 - n^2}{p^2 - 1}} \text{ (V)}, \qquad cos I = \sqrt{\frac{n^2 - 1}{p^2 - 1}} \text{ (VI)}.$$

Hienach sind dann die Werte für I in der folgenden Tabelle berechnet, welche die Größe des Einfallswinkels für die mindestgedrehten Strahlen bis zum 15. Regenbogen angibt. Berechnet man sich mit diesem I das R, so kann man nach (I) D berechnen und daraus A. Ich lasse die Tabelle folgen, indem ich bemerke, dass die Buchstaben v »vorne« und r »rückwärts« bedeuten und dass die danebenstehenden Ziffern denjenigen der vier Quadranten angeben, in welchem sich das Auge befinden muss (wenn, wie zu rathen, nur einseitige Bestrahlung angewendet wird), um den betreffenden Regenbogen sehen zu können. Dabei verstehe ich unter »vorne« jene Seite, auf welcher die einfallenden Strahlen die Kugel (oder den Cylinder) treffen, und unter »rückwärts« natürlich die entgegengesetzte Seite derselben. Ferner bezeichne ich als ersten Quadranten denjenigen, welchen, bei der sehr zu empfehlenden einseitigen Beleuch-

tung, die einfallenden Strahlen treffen; den rückwärts anliegenden als den zweiten usw. k gibt wie früher die Anzahl der inneren Reflexionen an, also auch den $k$ten Regenbogen. Die Werte für D sind so gegeben, dass auch gleichzeitig A mitgegeben ist, das eben durch die von den π abgezogenen oder ihnen zugezählten Grade bestimmt ist. Die Tabelle gebe ich für Wasser und für Glas.

Die Winkel der mindestgedrehten Strahlen

für Wasser

k	I	R	D
1	59° 24′	40° 13′	π − 42° 4′ v, 4
2	71° 49′	45° 27′	π + 50° 56′ v, 1
3	76° 50′	46° 56′	2π − 42° 48′ r, 2
4	79° 38′	47° 33′	2π + 43° 46′ r, 3
5	81° 20′	47° 51′	3π − 51° 42′ v, 4
6	82° 41′	48° 4′	3π + 32° 26′ v, 1
7	83° 37′	48° 12′	4π − 61° 58′ r, 2
8	84° 31′	48° 17′	4π + 19° 36′ r, 3
9	84° 55′	48° 21′	5π − 77° 10′ v, 4
10	85° 23′	48° 23′	5π + 6° 20′ v, 1
11	85° 46′	48° 24′ 48″	5π + 89° 37′ v, 1
12	86° 6′	48° 26′ 24″	6π − 7° 14′ r, 2
13	86° 23′	48° 27′ 45″	6π + 75° 49′ r, 3
14	86° 37′	48° 28′ 43″	7π − 21° 7′ v, 4
15	86° 50′	48° 29′ 28″	7π + 61° 57′ v, 1

für Glas

k	I	R	D
1	49° 48′	30° 37′	π − 22° 51′ v, 4
2	66° 43′	37° 46′	π + 86° 52′ v, 1
3	73° 13′	39° 40′	2π + 9° 8′ r, 3
4	76° 48′	40° 28′	3π − 71° 6′ v, 4
5	79° 6′	40° 54′	3π + 27° 29′ v, 1
6	80° 43′	41° 9′	4π − 54° 35′ r, 2
7	81° 54′	41° 18′	4π + 43° 0′ r, 3
8	82° 49′	41° 25′	5π − 39° 44′ v, 4
9	83° 33′	41° 29′	5π + 57° 21′ v, 1
10	84° 9′	41° 33′	6π − 25° 21′ r, 2
11	84° 38′	41° 35′	6π + 71° 12′ r, 3
12	85° 3′	41° 37′	7π − 11° 56′ v, 4
13	85° 25′	41° 39′	7π + 84° 38′ v, 1
14	85° 45′	41° 40′	8π + 1° 30′ r, 3
15	85° 59′	31° 41′	9π − 81° 54′ v, 4

Für die Ausführung des Versuches mögen noch folgende Bemerkungen hier platzfinden. Erstens ist es klar, dass der Hauptschnitt einer Kugel ebenso ein Kreis ist, wie der Schnitt durch einen Cylinder senkrecht zu seiner Achse. Man kann daher für den Versuch im Cabinete einen Cylinder verwenden. Zwar erhält man dann statt eines farbigen Bogens ein gerades farbiges Band, doch stört dies nicht das Wesen der Erscheinung und ist für die Beobachtung, besonders wenn man das Farbenbild durch ein Fernrohr betrachten will, von ganz besonderem Vortheile. Zweitens ist es klar, dass der Regenbogen ebenso in Glastropfen entstehen würde, wie in Wassertropfen. Allerdings würden dann alle Winkel eine dem Brechungsexponenten des Glases entsprechende Veränderung erleiden; was aber ganz nebensächlich ist. Ersetzt man den Wassercylinder durch einen Glascylinder, so muss man im wesentlichen dieselben Erscheinungen erhalten. Die Anwendung von Wassercylindern unterliegt mannigfachen Schwierigkeiten. Wenn man ein cylindrisches Glasgefäß mit Wasser füllt, so tritt der Übelstand auf, dass

die Strahlen an der Vorder- und Rückseite der Rückwand des Glases Reflexionen erleiden, wobei dann die reflectierten Strahlen nicht mehr ineinander, sondern nebeneinander weiterschreiten und so die Reinheit des Farbenbildes stören. Das ist der Grund, warum der Regenbogen, welcher von einer mit Wasser gefüllten Glaskugel erzeugt wird, so farbenarm ausfällt. Für manche Versuche, die wir später erwähnen werden, darf aber der Wassercylinder nur von kleinem Radius sein. Eine enge Glasröhre mit Wasser gefüllt weist nun den obigen Übelstand noch störender auf. Man müsste in diesen Fällen cylindrische Wasserstrahlen wählen. Das Manipulieren mit solchen zählt aber zu den schwierigeren Versuchen. Es ist zwar für exacte Untersuchungen sehr zu empfehlen, für Schulversuche aber kaum durchführbar. Glascylinder von beliebig großer Dicke, bis zu den Glasfäden herab, sind aber viel leichter zu haben, und lässt sich mit ihnen viel einfacher umgehen. Man hat aber darauf zu sehen, dass sie gut cylindrisch und frei von Unreinigkeiten und Schlieren sind. Man wende ferner, wo es nur angeht, die einseitige Bestrahlung an, weil bei voller Bestrahlung beide Seiten alle Regenbogen erzeugen und es dabei vorkommen muss, dass Regenbogen höherer Ordnung sich mit solchen niederer Ordnung theilweise decken, wodurch die Erscheinung verwischt wird. In der Natur ist allerdings die volle Bestrahlung vorhanden; dafür deckt aber auch der fünfte Regenbogen einen Theil des zweiten. Ist zwar der fünfte Regenbogen so lichtschwach, dass man ihn nicht mehr abgesondert wahrnimmt, so bewirkt seine theilweise Überdeckung des zweiten doch, dass der letztere kein reines Roth aufweist. Im Cabinete kann und soll man diese Überlagerungen durch einseitige Bestrahlung vermeiden.

Es sei nur noch hervorgehoben, dass alles, was in diesem Kleingedruckten gesagt ist, nicht dazu erörtert wurde, damit es in den Mittelschulen vorgetragen werde, sondern in erster Linie zur Information der Collegen Physiker dienen möge. Höchstens könnte es in Schulen, welche zwischen Mittel- und Hochschule stehen, Verwendung finden, oder auch in manchen Fällen für ein Colleg der Experimentalphysik sich eignen oder in manchen größeren Lehrbüchern der Experimentalphysik seinen Platz finden.

Sehen wir uns nun die Rolle näher an, welche die mindestgedrehten Strahlen bei der Erzeugung des Regenbogens spielen. Die Fig. 1 belehrt uns hierüber. Die Wellenfläche AB der eintretenden Strahlen ist eine Ebene, auf welcher alle Strahlen, die ja unter sich parallel sind, senkrecht stehen. Die Wellenfläche der austretenden Strahlen ist aber eine gekrümmte und zwar so gekrümmt, dass sie vom mindestgedrehten Strahle aus nach den zwei Seiten sich entgegengesetzt krümmt. Im mindestgedrehten Strahle liegt also der Wendepunkt der Krümmung. Strahlen, welche auf dieser Wellenfläche senkrecht stehen, müssen auf jeder Seite des Wendepunktes untereinander divergieren oder convergieren; kein Strahl kann mit dem anderen parallel sein, auch in der Nähe und nächsten Nähe des Wendepunktes kann es keinen Strahl geben, der mit einem anderen, auch nicht mit dem mindestgedrehten Strahle parallel wäre. Wir wissen nun, dass einigermaßen beträchtlich divergierende Strahlen auf der Netzhaut unseres Auges zu keinem Bilde mehr vereinigt werden können. Wenn der Regenbogen — der ja ein Farbenbild der Sonne ist — dennoch gesehen wird, so kann er nur von Strahlen herrühren, die äußerst wenig

vom Parallelismus abweichen, und das sind nur die in allernächster Nähe — ich möchte sagen in unendlicher Nähe — des mindestgedrehten Strahles liegenden. Da dieselben aber trotzdem nicht parallel im strengen Sinne sind, so stehen sie immer noch jeder für sich senkrecht auf einer Wellenfläche, die die oben beschriebene Form hat. Das außerordentlich kleine Stück dieser Wellenfläche, das in allernächster Nähe rechts und links vom mindestgedrehten Strahle liegt, habe ich in Fig. 1 a in ungeheuer übertriebener Vergrößerung dargestellt. Dieser so äußerst kleine Theil der Wellenfläche der austretenden Strahlen ist es nun, der den Regenbogen erzeugt; er ist allein wirksam.

Es lässt sich nun schon aus der Gestalt der wirksamen Wellenfläche unmittelbar erkennen, dass dieselbe zu einem Beugungsbilde Veranlassung geben wird. Wir brauchen da nur vom Huyghens'schen Principe auszugehen. Nach demselben ist die Wirkung einer Wellenfläche als die Summe der Wirkungen jedes Punktes derselben aufzufassen, wobei jeder Punkt als selbständiger Wellenerreger angesehen wird, d. h. nach allen Richtungen Strahlen aussendet. Bei Kreis- oder ebenen Wellenflächen ist die Wirkung dieselbe, als wenn nur vom Mittelpunkte des Kreises die Erregung ausgienge. Dies trifft aber nicht mehr zu bei anders gekrümmten Wellen, am wenigsten bei Krümmungen mit einem Wendepunkte, wie in unserem Falle. Dann entsteht vielmehr aus der Interferenz der von dieser Wellenfläche ausgehenden Elementarwellen ein Beugungsbild, das bei einfarbigem Lichte aus einer unendlichen Reihe von hellen Streifen, die durch dunkle Zwischenräume getrennt sind, besteht. Bei weißem Lichte wird aber eine unendliche Reihe farbiger Streifen der verschiedensten Farbentöne entstehen. Die Erscheinung wird also zweifellos ähnlich sein den Beugungserscheinungen bei Spalten oder runden Öffnungen, aber sie wird doch nicht genau so wie letztere sich darbieten, da die erzeugende Wellenfläche eine ganz eigenartige ist. Wir können nun diese aus der Gestalt der wirksamen Wellenfläche gezogenen Schlüsse durch den Versuch selbst als richtig erweisen.

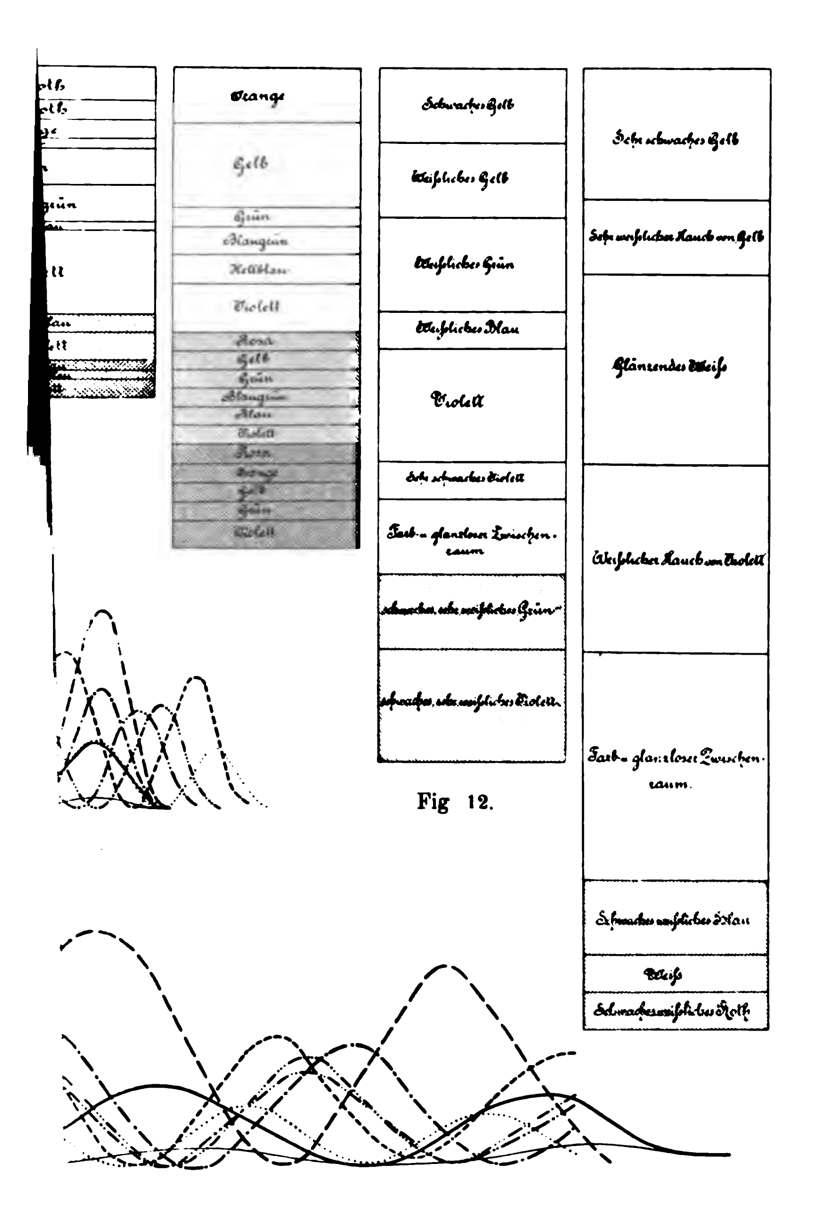
Dieser Versuch wird am besten folgendermaßen gemacht. Man nimmt ein Spectrometer, dessen Fernrohr bei einer mäßigen Vergrößerung ein großes Gesichtsfeld hat. Das Prisma wird entfernt und in die Mitte statt des letzteren ein Glascylinder (gut cylindrischer, schmutz- und schlierenfreier Glasstab) von etwa 2 bis 3 mm Durchmesser gestellt. Man lässt die Sonnenstrahlen durch eine Spalte einfallen und richtet dieselben auf den Spalt des Callimators, vor dem sich ein einfärbiges rothes Glas befindet. Das rothe Strahlenbündel lässt man einseitig auf den Glasstab fallen. Man stellt das Fernrohr auf der anderen Seite ein. Beim Glase sieht man (s. oben S. 1079) den ersten Regenbogen unter $A = 22^0\ 51'$ v, 4. Ist das Fernrohr unter diesen Winkel eingestellt, so sieht man eine sehr lange Reihe rother Streifen, die

an Intensität und Breite nach der Seite der kleiner werde Winkel abnehmen. Würde man nun ein einfärbiges blaues statt des rothen einsetzen, so würde man lauter blaue Str sehen und bemerken, dass das g a n z e Farbenbild gegenüber rothen etwas gegen die Seite der kleineren A verschoben w

Es kommt vor, dass die Spectrometer so construiert sind. eine Einstellung des Fernrohres auf $A = 23° v, 4$ nicht mehr mö ist. In diesem Falle stelle man auf den zweiten Regenbogen $A =$ 52′ $v, 1$ ein; man kann natürlich auch den zweiten Regenbogen Demonstration benützen. Oder man verwende eine gut cylindri reine Glasröhre von etwa 2·5 mm Lichte, die man mit Wasser f man hat nun den ersten Regenbogen bei $A = 42° v, 4$. Leider hiebei, wie schon früher bemerkt, der Übelstand ein, dass infolge doppelten Reflexion an der Glaswand die Erscheinung nicht mehr und correct auftritt. Was nun die einfärbigen Gläser betrifft, so die Schwierigkeit, dass solche für verschiedene Farben nicht zu h sind, dadurch gelöst werden, dass man statt derselben einen Prisme verwendet, welcher eine genügende Farbenzerstreuung liefert, um i nur Strahlen einer Farbe durch die Spalte des Callimators senden können.

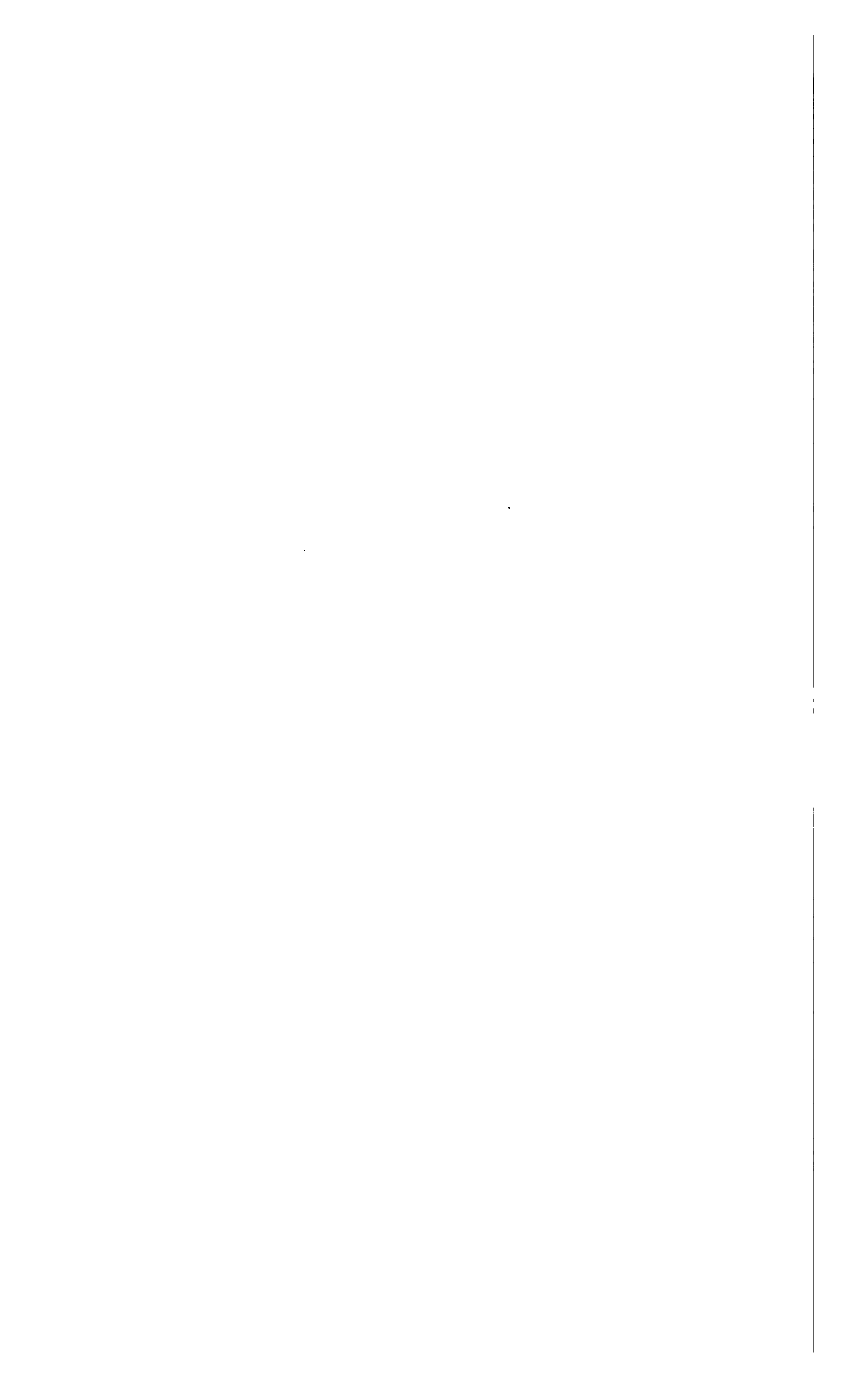
Hat man so durch den Versuch gezeigt, dass das von dem wirksamen Theile der zweimal gebogenen Wellenfläche entworfene Bild ein Beugungsbild von vielen Streifen ist, und dass jede Farbe, die weiter gegen das Violett zu liegt, gegen das rothe Farbenbild immer mehr verschoben ist, so folgt daraus sofort, dass bei Anwendung von weißem Lichte die Streifen der verschiedenen Farben sich überlagern müssen und so sich Mischfarben bilden werden, welche dann das eigentliche Regenbogenbild darstellen. Dies zeigt der Versuch, den man nun, statt mit einfarbigem Lichte, mit weißem Lichte ausführt, sofort auf das schönste. Man sieht nun im Fernrohre eine unabsehbare Reihe von Streifen verschiedener Farben, Roth an einem Ende, woran sich Gelb, Grün und Violett der Reihe nach anschließen, und dann wieder und wieder eine theilweise Wiederholung dieser Farbentöne in den folgenden Streifen sich zeigt.

Ersetzt man nun den 2—3 mm dicken Glasstab durch einen weniger als 1 mm dicken oder durch einen geeignet befestigten cylindrischen Glasfaden, so fällt uns sofort eine bedeutende Veränderung des Regenbogenbildes auf. Die Streifen sind nun breiter, die Farben weniger gesättigt und von theilweise von der früheren abweichenden Folge, indem jetzt besonders das Blau, das früher fast nicht zu bemerken war, stark hervortritt und in den secundären Streifen mehr Farben als früher sichtbar werden. Durch d i e s e n V e r s u c h i s t d e r B e w e i s e r b r a c h t, d a s s d i e E r s c h e i n u n g v o m D u r c h m e s s e r d e s C y l i n d e r s a b h ä n g t, was auf den Regenbogen in der Natur übertragen bedeutet, d a s s d i e B r e i t e d e s g a n z e n R e g e n b o g e n s, d i e B r e i t e d e r e i n z e l n e n F a r b e n, s o w i e d i e F a r b e n f o l g e s e l b s t v o n d e r G r ö ß e d e s R e g e n t r o p f e n s a b h ä n g i g i s t. Es ist das leicht zu verstehen, wenn wir überlegen, dass offenbar bei der



Orange
Gelb
Grün
Blaugrün
Hellblau
Violett
Rosa
Gelb
Grün
Blaugrün
Blau
Violett
Rosa
Orange
Gelb
Grün
Violett
Schwaches Gelb
Weißliches Gelb
Weißliches Grün
Weißliches Blau
Violett
Sehr schwaches Violett
Farb- u. glanzloser Zwischenraum
schwaches, sehr weißliches Grün
schwaches, sehr weißliches Violett
Sehr schwaches Gelb
Sehr weißlicher Hauch von Gelb
Glänzendes Weiß
Weißlicher Hauch von Violett
Farb- u. glanzloser Zwischenraum.
Schwaches weißliches Blau
Weiß
Schwaches weißliches Roth

Fig 12.



Zeichnung der Wellenfläche der aus den Tropfen austretenden Strahlen diese Wellenfläche umso gekrümmter ausfällt, je kleiner der Durchmesser des Kreises, der den Tropfen darstellt, gewählt wird — ohne dass dies die wesentliche Form der Wellenfläche alteriert. Das muss zur Folge haben, dass mit abnehmender Tropfengröße die Streifen der einzelnen Farben verbreitert werden und dass beim Übereinanderfallen der verschiedenfarbigen Streifen andere Mischungsverhältnisse der Farben sich einstellen, welche dann ein verändertes Farbenbild erzeugen. Die auf der beiliegenden Tafel stehenden Figg. 9, 10, 11 und 12 geben eine Vorstellung von diesen Verhältnissen der verschiedenen Überlagerung der Streifen der einzelnen Farben und der Verschiedenheit der Zusammensetzung der daraus entstehenden Mischfarben. Fig. 9 ist in der bekannten Form die Darstellung der Intensität und der Abstände der Streifen einer einzelnen Farbe, wobei man sieht, dass die die Streifen trennenden Minima alle die Intensität Null haben. Fig. 10 zeigt nun, wie die Streifen der einzelnen Farben sich überlagern bei einer Tropfengröße von 0·5 mm Durchmesser und Fig. 11 bei 0·05 mm Durchmesser. In Fig. 12 ist das Mischungsresultat schematisch dargestellt für Tropfengrößen von 1, 0·3, 0·1 und 0·05 mm Durchmesser (von links nach rechts). Die ersten beiden Schemata zeigen zwei Secundäre, die letzten beiden nur einen. Man kann aus der Figur die verschiedene Breite der Hauptregenbogen und ebenso die der Secundären, die Verschiedenheit der Farben, der Breite der einzelnen Farbe sowohl im Hauptregenbogen als in den Secundären, die Verblassung der Farbentöne bei abnehmender Tropfengröße usw. sofort erkennen. Man sieht aber auch, dass bei kleinen Tropfengrößen die Streifen der einzelnen Farben so übereinanderfallen, wie in Fig. 13, und daher zwischen Hauptregenbogen und Secundären (s. Fig. 14 die beiden Schemata rechts) ein farbloser dunkler Zwischenraum auftritt. Bei Tropfengrößen von 0·05 mm Durchmesser und darunter fallen die Streifen der einzelnen Farben sogar so übereinander, dass sich auf eine ziemliche Breite die Farben unter denselben Intensitätsverhältnissen mischen, wie im natürlichen Sonnenlichte, und da entsteht dann ein weißes Band im Hauptregenbogen, der weiße Regenbogen. Man hat denselben oft schon beobachtet, aber nur auf Nebelwänden. Die Tröpfchen sind so klein, dass es bei dieser Kleinheit derselben nicht regnet, sondern sich nur Nebel und leichte Wolken bilden. Man thut daher gut, den weißen Regenbogen schlechtweg Nebelbogen zu nennen. (Wenn man bei Regen einen Mondregenbogen sieht, so erscheint derselbe auch meist weiß; daran ist nur die Schwäche des Lichtes, die Schwäche der Farben Schuld. Er ist farbig, doch erscheint er nur infolge der Schwäche weiß.) Endlich sieht man, dass beim weißen Regenbogen sofort im ersten Secundären die Farbenfolge sich umkehrt und findet die Erklärung hiefür durch einen Blick auf Fig. 13, welche erkennen lässt, wie

die Maxima der einzelnen Farben im ersten Secundären zu liegen kommen.

Auf diese Weise ist die Erklärung des Regenbogens, nur mit Hilfe von Zeichnungen und Experimenten, durchzuführen, und es ist ausgeschlossen, dass in den höheren Classen der Mittelschulen diese Erklärungsweise auf Schwierigkeiten stoßen könnte. Man wird aber dennoch in manchen Fällen eine eingehende theoretische Erklärung geben wollen. Auch diese lässt sich mit elementaren mathematischen Mitteln durchführen und soll das Folgende diesem Zwecke dienen.

Wir haben schon dargethan, dass von der aus dem Tropfen austretenden Wellenfläche nur der in allernächster Nähe des mindestgedrehten Strahles liegende äußerst kleine Theil für die Bildung des Regenbogens

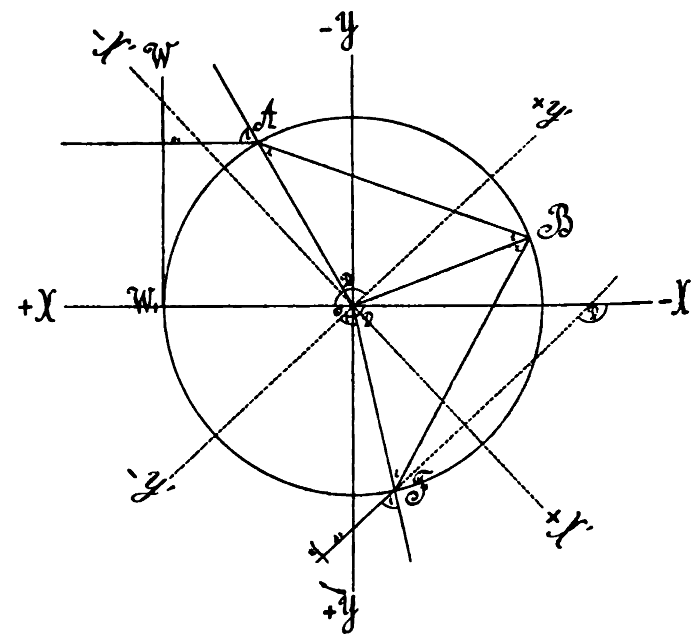


Fig. 13.

wirksam sein kann. Dafür aber, welches seine Wirkung ist, d. h. für die Art des von ihm erzeugten Bildes, ist einzig die Gestalt der Curve, welche dieser kleinste Theil der Wellenfläche bildet, maßgebend. Diese Gestalt wird mathematisch durch die Gleichung des kleinen Curvenstückes genau definiert und wir müssen also vor allem diese Gleichung ableiten.[1]) Zu diesem Zwecke zeichnen wir uns Fig. 13. Der Kreis stelle uns wieder einen Tropfen dar, dessen Radius a ist. In denselben tritt eine ebene

[1]) Ich folge hier der Ableitung Wirtingers (Berichte des naturw.-medicin. Vereines in Innsbruck. XIII. Jahrgang 1896/97), indem ich dieselbe verdeutliche und elementar gestalte. — In der Figur ist $D = D_1$, da in unserem Falle der Unterschied $D - D_1 = d$ so außerordentlich klein ist, dass er durch die Zeichnung nicht wiedergegeben werden kann.

Lichtwelle WW_1 ein, zu welcher der Strahl s gehört. Nennen wir den Weg, welchen dieser Strahl von WW_1 bis A in der Luft zurücklegt, s_1, den Weg, welchen derselbe im Tropfen macht, s_2 und den Weg von F bis zu w, der austretenden Wellenfläche, s_3. Sei ferner c_1 die Geschwindigkeit des Lichtes in der Luft, c_2 die im Wasser. Aus dem Begriffe der Wellenfläche folgt, dass alle Strahlen von der Wellenfläche WW_1 bis zu w gleich lange brauchen, oder dass für alle diese Strahlen gilt, dass $\frac{s_1}{c_1} + \frac{s_2}{c_2} + \frac{s_3}{c_1} = const.$ Und da man die Lage von WW_1 und w frei wählen kann, so liegt es in unserer Hand, die Constante zu fixieren. Wir wollen die Lage von WW_1 und w so gewählt denken, dass $const. = \frac{a}{c_1}$ ist. Legen wir nun das Coordinatensystem xy so in den Tropfen, dass der Ursprung desselben mit dem Mittelpunkte des Tropfens zusammenfällt und die x-Achse parallel den einfallenden Strahlen liegt. Denkt man sich nun eine Senkrechte von A auf x und von O auf den Lauf der Strahlen im Tropfen gezogen, so ist (wenn wir uns erinnern, dass $p = k + 1$) $s_1 = a - a\cos i$ und $s_2 = 2pa\cos r$. Setzen wir diese Werte in die obige Bedingungsgleichung für die Constante ein und lösen nach s_3 auf, so erhalten wir, wenn wir bedenken, dass $\frac{c_1}{c_2} = n$ ist:

$$s_3 = a\cos i - 2pna\cos r \quad \text{(VII)}.$$

Um nun die Werte der x und y für einen beliebigen Punkt von w bestimmen zu können, bemerken wir, dass x gleich ist der algebraischen Summe der Projectionen von OF und s_3 auf die x-Achse und y auf die y-Achse. Für diese Projectionen brauchen wir die Winkel, welche OF und s_3 mit der positiven x-Achse bilden. Man sieht unmittelbar aus der Zeichnung, dass der von OF mit der positiven x-Achse gebildete Winkel $D - i + \pi$ und der von s_3 gebildete $D + \pi$ ist. Wir haben daher:

$$x = a\cos(D + \pi - i) + s_3\cos(D + \pi) \text{ und}$$
$$y = a\sin(D + \pi - i) + s_3\sin(D + \pi).$$

Drehen wir nun das Coordinatensystem im Sinne eines Uhrzeigers zuerst um $\frac{\pi}{2}$ und dann noch um einen Winkel gleich D_1 (Drehung des mindestgedrehten Strahles), so kommt bei dieser Drehung um $\frac{\pi}{2} + D_1$ die y-Achse parallel mit dem austretenden mindestgedrehten Strahle so zu liegen, dass die positive y-Achse in die der Strahlrichtung entgegengesetzte Richtung fällt (punktiert gezeichnet). Wenn wir nun wieder die neuen x' und y' mit Hilfe der Projectionen ausdrücken wollen, so ist zu beachten, dass die Projectionswinkel nun um $D_1 + \frac{\pi}{2}$ kleiner sind, also $D + \pi - i - D_1 - \frac{\pi}{2} = \frac{\pi}{2} + D - D_1 - i$ und wenn wir wieder $D - D_1 = d$ setzen, so erhalten wir:

$$x' = -a\sin(d - i) - s_3\sin d \text{ und } y' = -a\cos(d - i) - s_3\cos d.$$

Da wir es nur mit dem außerordentlich kleinen Theile der Wellenfläche w zu thun haben, welcher in allernächster Nähe vom mindestgedrehten Strahle liegt, so ist $D - D_1 = d$ sehr klein, und wenn wir die zu D_1 gehörigen Werte von i und r bezeichnen mit I und R, so werden auch $i - I = \alpha$ und $r - R = \beta$ äußerst kleine Winkel sein, und es ist $i = I + \alpha$ und $r = R + \beta$ (VIII).

Entwickeln wir nun die Gleichungen für x' und y', so erhalten wir:

$$x' = -a\sin d\cos i + a\cos d\sin i - s_3\sin d \text{ und}$$
$$y' = -a\cos d\cos i - a\sin d\sin i - s_3\cos d.$$

Wegen der Kleinheit von d kann $\cos d = 1$ und, wo es uns beliebt, auch $\sin d = d$ gesetzt werden, und wir haben:

$$x' = -ad\cos i + a\sin i - s^3 d \text{ und } y' = -a\cos i - ad\sin i - s_3.$$

Wir müssen nun, um diese Gleichungen zur Aufstellung der Gleichung der Curve zu verwenden, uns ein Urtheil über den Einfluss der außerordentlich kleinen Größe d verschaffen. Zu diesem Zwecke betrachten wir die Fig. 1 a, welche die fragliche Curve darstellt. Bedenken wir, dass in dieser Zeichnung die y-Werte der Curve sehr stark übertrieben wurden, um überhaupt für das Auge die Curve von einer mit der x-Achse zusammenfallenden geraden Linie unterscheiden zu können, so sehen wir sofort ein, dass sehr kleine Änderungen von x auf den Wert von y keinen Einfluss haben, während umgekehrt die kleinsten Änderungen von y bedeutende Änderungen von x bewirken. Wir können daher in der Gleichung für x' die sehr kleinen Producte $a\,d\cos i$ und $s_3 d$ gegen $a\cos i$ unterdrücken, müssen aber in dem Ausdrucke für y' das Glied mit d beibehalten. Setzen wir ferner in der ersten Gleichung für i seinen Wert aus (VIII) und in der zweiten Gleichung für s_2 aus (VII), so haben wir, da $\cos d = 1$ ist:

$$x' = a\sin(I + \alpha)$$
$$y' = -a\cos i - a\,d\sin i - a\cos i\cos d + 2pna\cos r\cos d$$
$$y' = -2a\left[(\cos i - pn\cos r) + \frac{d}{2}\sin i\right].$$

Nach (II) ist also $\frac{d}{2} = \alpha - p\beta$. Statt $\frac{d}{2}$ können wir der Kleinheit wegen auch $\sin\frac{d}{2} = \sin(\alpha - p\beta) = \sin\alpha - \sin p\beta$ setzen. Bevor wir diesen Wert in die Gleichung für y' einführen, wollen wir den Sinus des vielfachen Winkels $p\beta$ nach einer bekannten, selbst in Logarithmenbüchern unter den Formelsammlungen vorkommenden Formel darstellen. Es ist hienach[1])

$$\sin p\beta = p\sin\beta - \frac{p[p^2-1]}{2.\ 3}\sin^3\beta + \frac{p(p^2-1)(p^2-3^2)}{2.\ 3.\ 4.\ 5}\sin^5\beta.$$

Es genügt, da β sehr klein ist, bei der dritten Potenz stehen zu bleiben. Wir haben daher:

$$y' = -2a\left[(\cos i - pn\cos r) + (\sin\alpha - p\sin\beta - \frac{p(p^2-1)}{2.\ 3}\sin^3\beta)\sin i\right.$$

oder wegen der Kleinheit von α und β

$$y' = -2a[\cos i - pn\cos r] - 2a\left[\alpha - p\beta - \frac{p(p^2-1)}{2.\ 3}\beta^3\right]\sin i.$$

Für den Grenzfall nun, wo, bei einer kleinen Änderung von i um α, keine Änderung in D mehr erfolgt, haben wir nach (III) $d = o = \alpha - p\beta$ und $\alpha = p\beta$ und daraus $\beta = \frac{\alpha}{p}$. Es wird dann aber für diesen Fall $= I$ und $r = R$ und daher:

$$y' = -2a[\cos I - pn\cos R] + a\frac{p(p^2-1)}{3}\beta^3\sin i =$$
$$= 2a[\cos I - pn\cos R] + a\frac{p^2-1}{3p^2}\alpha^3\sin I.$$

Es ist aber

$$x' = a\sin(I + \alpha) = a\sin I\cos\alpha + a\cos I\sin\alpha = [a\sin I] + a\alpha\cos I.$$

Die ersten zwei Glieder der schließlichen Gleichungen zwischen y' und α und x' und α sind constante. Diese Constanten sind offenbar die Coordinaten jenes Punktes der Wellenfläche, für welchen $d = o$ ist, d. h. des Wendepunktes der Curve der Wellenfläche in Fig. 1 a. Versetzen wir den Ursprung der Coordinaten in diesen Punkt, so fallen

---

[1]) Die Entwicklung dieser Formel könnte man als trigonometrische Aufgabe geben.

diese Constanten weg und wir haben, indem wir nun die x mit ξ und die y mit η bezeichnen,

$$\xi = a\alpha \cos I$$
$$\eta = a\frac{p^2-1}{3p^2}\alpha^3 \sin d.$$

Aus der Gleichung für ξ erhalten wir $\alpha^3 = \frac{\xi^3}{a^3 \cos^3 I}$ und daher

$$\eta = \frac{1}{3a^2} \cdot \frac{p^2-1}{p^2 \cos^3 I} \xi^3 \sin I.$$

Setzt man nun die Werte von $\sin I$ und $\cos I$ aus (V) und (VI) ein, so erhalten wir schließlich:

$$\eta = \frac{1}{3a^2} \cdot \frac{(p^2-1)^2}{p^2(n^2-1)} \sqrt{\frac{p^2-n^2}{n^2-1}} \cdot \xi^3.$$

Setzt man noch

$$\frac{(p^2-1)^2}{p^2(n^2-1)} \sqrt{\frac{p^2-n^2}{n^2-1}} = h,$$

so haben wir die für diese Curve gebräuchliche Gleichung:

$$\eta = \frac{h}{3a^2}\xi^3 \quad \text{(IX)}.$$

Nachdem wir so die Gleichung für den wirksamen Theil der Curve der Wellenfläche besitzen, können wir mit Hilfe derselben untersuchen, welches Bild durch die in dieser Weise zweimal gebogene Lichtwellenfläche auf einem Schirme oder in unserem Auge erzeugt wird.

Wir können die Curve Fig. 14 aus zwei Theilen bestehend denken, rechts und links von der y-Achse.[1]) Da wir es nur mit sehr kleinen Curvenstückchen zu thun haben, so können wir das eine als convexes, das andere als ein concaves Kugelflächenstückchen ansehen.[2]) Die Beleuchtung des Punktes P durch das eine und des Punktes P' durch das andere ist, nach dem bezüglich der Phasenbestimmung verbesserten Huyghens'schen Principe, eine derartige, dass die ganze Wirkung des einen Curvenstückes von A aus, die des anderen von A' aus auf P, bezw. P' übertragen erscheint, nur erleidet hiebei die Schwingung vom convexen Curvenstücke her eine Verzögerung, vom concaven eine Beschleunigung um $\frac{\pi}{4}$ der Phase.[3]) Somit werden die beiden Strahlen, deren Wegdifferenz $\Delta_1 = 2BO$ ist, bei ihrer Vereinigung im Auge mit einer Phasendifferenz eintreffen von

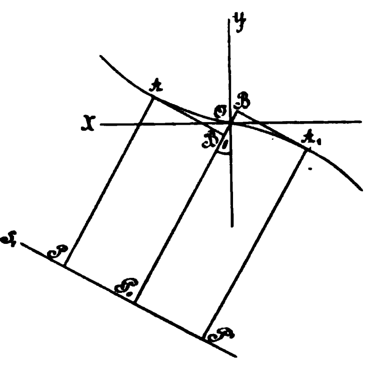


Fig. 14.

$$\delta = 2\pi\frac{\Delta_1}{\lambda} - 2\frac{\pi}{4} = 2\pi\left(\frac{\Delta_1}{\lambda} - \frac{\pi}{4}\right).$$

[1]) In den Figg. 14 und 15 wurde der Klarheit der Zeichnung halber die Krümmung der Curve ganz ungeheuerlich übertrieben.

[2]) Ich folge bei dieser Ableitung Mascart (Traité d'Optique I. p. 398), indem ich die Sache elementar gestalte und verdeutliche.

[3]) Mascart l. c. p. 264 u. 267. Pfaundler und Lummer, Müllers Lehrbuch der Physik, 9. Aufl., II. Bd., 1. Abth., S. 438 usw.

Im allgemeinen ist (Fig. 15) für einen beliebigen Punkt M die halbe Wegdifferenz $\frac{\Delta}{2} = OH$ oder $\frac{\Delta}{2} = OR - MT$.

Es ist aber $OR = OL \sin\Theta = x \sin\Theta$ und $MT = ML \cos\Theta = y \cos\Theta$ und daher

$$\frac{\Delta}{2} = x \sin\Theta - y \cos\Theta$$

und mit Rücksicht auf Gleichung (IX)

$$\frac{\Delta}{2} = x \sin\Theta - \frac{h}{3a^2} x^3 \cos\Theta \quad \text{(X)}.$$

Ändert sich nun x um ν, so wird sich Δ um ζ ändern, wobei ν und ζ äußerst kleine Größen sein mögen. Wir erhalten dann:

$$\frac{\Delta}{2} + \frac{\zeta}{2} = x \sin\Theta + \nu \sin\Theta - \frac{h}{3a^2}(x^3 + 3x^2\nu + 3x\nu^2 + \nu^3)\cos\Theta.$$

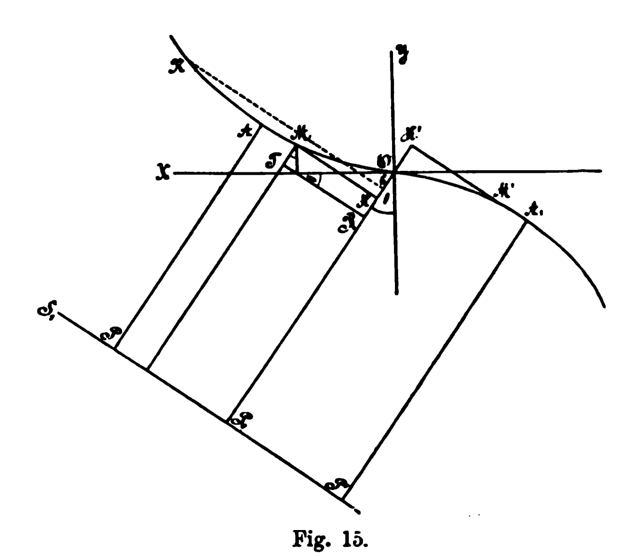


Fig. 15.

Wegen der Kleinheit von ν fallen die Glieder mit ν^2 und ν^3 weg und wir haben

$$\left[\frac{\Delta}{2}\right] + \frac{\zeta}{2} = \left[x \sin\Theta - \frac{h}{3a^2} x^3 \cos\Theta\right] + \nu \sin\Theta - \frac{h}{a^2} x^2 \nu \cos\Theta;$$

und mit Rücksicht auf (X)

$$\frac{\zeta}{2} = \nu \sin\Theta - \frac{h}{a^2} x^2 \nu \cos\Theta.$$

Wir ersehen aber aus der Zeichnung Fig. 15, dass anfänglich mit wachsendem x auch $\frac{\Delta}{2}$ wächst, aber nur bis zu einem gewissen Punkte, von dem ab bei wachsendem x wieder eine Abnahme von $\frac{\Delta}{2}$ eintritt (z. B. bei N). Der Übergang von dem Wachsthume zur Abnahme von $\frac{\Delta}{2}$ wird dort stattfinden, wo für eine Zunahme von x um ν keine Änderung von

$\frac{\Delta}{2}$ eintritt, d. h. für den Fall, wo $\zeta = o$ ist. In diesem Punkte haben wir das Maximum von $\Delta = \Delta_1$. Es ist dann

$$\frac{\zeta}{2} = o = v \sin \Theta - \frac{h}{a^2} x^2 v \cos \Theta$$

und daraus:

$$\sin \Theta = \frac{h}{a^2} x^2 \cos \Theta \text{ oder } x^2 = \frac{a^2}{h} \operatorname{tang} \Theta,$$

und da für hier in Frage kommende Winkel $tng \, \Theta = \Theta$ gesetzt werden kann, haben wir

$$x^2 = \frac{a^2}{h} \Theta \text{ (XI)}.$$

Schreiben wir nun die Gleichung (X) folgendermaßen:

$$\Delta_1 = 2x \left(\sin \Theta - \frac{h}{8a^2} x^2 \cos \Theta \right)$$

und setzen x^2 aus (XI) ein, so ist:

$$\Delta_1 = 2x \sin \Theta \left(1 - \frac{1}{3} \right) = \frac{4}{3} x \sin \Theta = \frac{4}{3} x \Theta;$$

und wenn nun auch x aus (XI) eingesetzt wird:

$$\Delta_1 = \frac{4}{3} \frac{a}{\sqrt{h}} \Theta^{\frac{3}{2}} \text{ (XII)}.$$

Wir setzen aber

$$\frac{4}{3} \frac{a}{\sqrt{h}} \Theta^{\frac{3}{2}} = \lambda \left(\frac{z}{3} \right)^{\frac{3}{2}}$$

und dann ist

$$\Delta_1 = \lambda \left(\frac{z}{3} \right)^{\frac{3}{2}}$$

und daher

$$\delta = 2\pi \left(\frac{\Delta_1}{\lambda} - \frac{1}{4} \right) = 2\pi \left[\left(\frac{z}{3} \right)^{\frac{3}{2}} - \frac{1}{4} \right].$$

Mit dieser Phasendifferenz treffen also die Strahlen von A und A' aus auf einen Schirm oder auf das Auge, um im Auge vereinigt zu werden, wo dann die Zusammensetzung ihrer Schwingungen erfolgt. Da die ursprünglichen Amplituden μ der von derselben Wellenfläche kommenden Strahlen gleich sind, so haben wir es hier mit dem einfachsten Falle der Zusammensetzung der Schwingungen zu thun, der aus den ersten Elementen der Wellentheorie bekannt ist. Die resultierende Amplitude ist einfach $2\mu \cos \frac{\delta}{2}$, in unserem Falle also die Intensität E (das Quadrat der Amplitude):

$$E = 4\mu^2 \cos^2 \pi \left[\left(\frac{z}{3} \right)^{\frac{3}{2}} - \frac{1}{4} \right].$$

In dieser Gleichung, welche die Intensitätsvertheilung in dem von dem wirksamen Theile der untersuchten Wellenfläche erzeugten Bilde wiedergibt, müssten wir zur Vervollständigung noch μ^2 durch bekannte Größen ausdrücken.[1]) Doch ist dies auf elementarem Wege kaum ausführbar und unter allen Bedingungen äußerst umständlich. Wir wollen daher einfach für $4\mu^2$ einsetzen $C : \sqrt{z}$ und haben dann:

$$E = \frac{C}{\sqrt{z}} \cos^2 \pi \left[\left(\frac{z}{3} \right)^{\frac{3}{2}} - \frac{1}{4} \right] \text{ (XIII)};$$

wo C eine von a und λ abhängige Größe ist.

---

[1]) Wer Genaueres und Eingehenderes hierüber zu wissen wünscht, der sehe nach: Airy l. c.; Mascart l. c. p. 393; Wirtinger l. c. Stokes, Transactions Cambridge Phil. Soc. IX, Part I, und Math. and Phys. Papers II, p. 332.

Um das durch diese Gleichung dargestellte Bild des Regenbogens leichter übersehen zu können, setzen wir:

$$\pi\left[\left(\frac{z}{3}\right)^{\frac{3}{2}}-\frac{1}{4}\right]=m\frac{\pi}{2}\ \text{(XIV)},\quad \text{woraus}\ z=3\left(\frac{2m+1}{4}\right)^{\frac{2}{3}}\ \text{(XV)}.$$

Wir ersehen dann aus (XIII) mit Zuhilfenahme von (XIV), dass für alle *m* gleich Null oder einer geraden Zahl, Maxima, für alle ungeraden *m*, Minima auftreten, dass daher das Regenbogenbild (zunächst für eine einzelne Farbe untersucht) aus einer unendlichen Reihe von farbigen Streifen besteht, welche durch ebensoviele Minima von der Intensität Null voneinander getrennt sind. Aus (XIII) und (XIV) erkennen wir aber, dass die Intensität der Maxima in der Weise abnimmt, wie $\sqrt{z}$ zunimmt (Fig. 9).

Berechnet und construiert man sich die Intensitätssumme für eine genügende Anzahl von einzelnen Farben aller Farbenarten (Fig. 10 u. 11) und benützt dann zur Berechnung der an jedem Punkte des Regenbogenbildes resultierenden Mischfarben die Maxwell'schen Farbengleichungen, so gelingt es, für jede Tropfengröße die ganze Farbenvertheilung in den von diesen Tropfen erzeugten Regenbogen a priori zu berechnen. Die Durchführung dieser Rechnungen würde hier zu weit führen, liegt auch nicht innerhalb der Physik der Mittelschulen. Doch würde es von Nutzen sein, die Resultate dieser Rechnungen wenigstens an der Hand der Fig. 12 den Schülern bekannt zu machen. Man sieht aus der Figur, dass die Breite des Regenbogens umso größer ist, je kleiner die erzeugenden Tropfen werden; dass die von Tropfen von 0·5 bis zu 2 mm Durchmesser (erstes Bild links) erzeugten Regenbogen gesättigte Farben aufweisen und sehr intensiv sind (wobei das Intensitätsmaximum auf den Anfang des Violett fällt), dass das Blau für das Auge darin ganz fehlt und die Secundären nur aus Grün und Rosa zu bestehen scheinen (da das Hellblau wegen der Contrastwirkung auch Grün erscheint). Die farbenreichsten Regenbogen sind jene, welche von Tropfengrößen von etwa 0·15—0·4 mm Durchmesser (zweites Bild von links her) hervorgebracht werden Es fehlt ihnen nur das eigentliche Roth und herrscht das Gelb vor; auch ihre Secundären zeigen alle Farben. Die etwa 0·1 mm Durchmesser besitzenden Tropfen (drittes Bild von links her) haben schon mattfarbiges Aussehen, ihre Breite ist auffallend und ihre Secundären sind durch einen Zwischenraum von dem Hauptbogen getrennt. Tropfengrößen kleiner als 0·05 mm (letztes Bild rechts) kommen nur mehr in Nebeln vor und erzeugen die weißen Regenbogen mit Farbenumkehrung in den Secundären (Nebelbogen).[1])

Es versteht sich, dass die Bemerkung über das erste Kleingedruckte auf S. 1080 sich noch mehr auf das in diesem Kleingedruckten Gesagte bezieht.

Nachdem im Vorangehenden gezeigt wurde, dass die richtige Theorie des Regenbogens, sowohl ohne Rechnung als mit mathematischer Begründung, den Anforderungen der Mittelschule entsprechend vorgetragen werden kann, ist es eine unabweisliche Pflicht der Collegen Physiker der Mittelschule, nur mehr die richtige Theorie zu lehren. Von ihr werden alle Erscheinungen des Regenbogen-Phänomens in vollständig einheitlicher Weise, von dem einen Principe des wirksamen Theiles der aus dem Tropfen aus-

---

[1]) Eingehenderes hierüber siehe in meiner Abhandlung: Die Farben des Regenbogens, Wiener Akad. Sitzungsb. Math.-naturw. Classe II a, Bd. 106, S. 135 ff., bes. S. 212, und in meinem Vortrage: Neues über den Regenbogen, den ich schon eingangs citiert habe.

tretenden, eigenartig zweimal gebogenen Wellenfläche aus, als Beugungserscheinungen erklärt. Die Secundären erweisen sich als wesentlich zum Regenbogen gehörend und wenn sie zuweilen in der Natur nicht auftreten, so ist die Ursache leicht zum Theile in einer vorkommenden Ungleichheit der Tropfengrößen, zum Theile in der Trübung der Atmosphäre zu finden. Die verschiedene Farbenvertheilung, die verschiedene Breite der Farben und des ganzen Regenbogens, ja selbst der weiße Regenbogen und die sich daran schließende Umkehrung der Farben sind Postulate der richtigen Theorie, während alle diese Erscheinungen in der unrichtigen Theorie der „wirksamen Strahlen" von Descartes vollständig unverständlich sind, ja mit der Descartes'schen Theorie in Widerspruch stehen. Man spreche also nie mehr von „wirksamen Strahlen", sondern nur von einer „wirksamen Wellenfläche", welche ein eigenartiges Beugungsphänomen erzeugt; nie mehr, statt von Secundären, von überzähligen Bogen, denn sie sind dem Regenbogen wesentlich; nie mehr von Interferenzregenbogen, denn das ist der Hauptbogen ebenso wie die Secundären.

Mögen diese Darlegungen ihren Zweck erreichen, der nur darin besteht, dass das eigentlich Selbstverständliche in Hinkunft geschehe: dass niemand mehr eine falsche Theorie des Regenbogens vortrage, nachdem es nun auf der Hand liegt, dass die richtige Theorie in einer den Schülern leicht verständlichen Weise gegeben werden kann. Meine Auseinandersetzungen sind absichtlich so eingehend gehalten, damit sie ohne jede Mühe gelesen und verstanden werden können. Es ist klar, dass man daraus für jede Stufe der Auffassungsfähigkeit entsprechend kurze Darstellungen mit Leichtigkeit sich zurechtlegen kann.

Wien. J. M. Pernter.

Zum zweiten Buche der Satiren des Lucilius.

Nonius p. 102 erklärt: 'exculpere est extorquere' und belegt diesen Gebrauch mit einem Bruchstück aus dem zweiten Buch des Lucilius, welches in den Handschriften, offenbar in verderbter Form, überliefert ist wie folgt: 'nunc nomen iamque ex testibus ipse rogando exculpo. Haec dicam.' Eine befriedigende Besserung des mit rogando schließenden Hexameters ist bis jetzt nicht vorgebracht: der Vorschlag Scaligers *nunc Nomentani quae* schwebt völlig in der Luft, davon dass ein Nomentanus von Lucilius wie von Horaz verspottet worden wäre, ist nirgendwo etwas überliefert. Der Fehler liegt in *iamque* bezw. in *que*: da *nunciam* stets als Creticus bei den Komikern erscheint, hat der Dichter des daktylischen Maßes das Wort zerreißen müssen, um dasselbe überhaupt anwenden zu können (Birt Rh. Mus. LI. 1896, p. 88 ff.). Auch

die übrigen Ausdrücke des Bruchstücks sind verständlich oder lassen eine befriedigende Erklärung zu: dasselbe stammt offenkundig aus der Darstellung einer Gerichtsverhandlung, in der der Ankläger verspricht, er wolle durch Befragung der anwesenden Zeugen das nomen schon an den Tag bringen. Die Situation wird erklärt durch Cic. de orat. II 245: „Pusillus testis processit. 'Licet, inquit, rogare?' Philippus. Tum quaesitor (vgl. Mommsen, Staatsr. II 1[3], p. 223, 4) properans: 'Modo breuiter'. Hic ille: 'Non accusabis, perpusillum rogabo'." Ob, wie stud. Lucil., p. 72 ausgeführt ist, jenes *nomen* in der Bedeutung einer Geldsumme, die in dem Repetundenprocess des T. Albucius gegen Q. Mucius Scaevola Augur eine Rolle spielte, in dem besprochenen Fragment erscheint, oder ob dasselbe einen Eigennamen bedeutet, bleibt für die Emendation des Verses ohne Belang. Dieser Repetundenprocess war im zweiten Buche der Satiren erzählt, eine Annahme, die vielfach Zustimmung, vielleicht auch eine Bestätigung in dem Wiener Stud. XVIII 1896, p. 308 behandelten Bruchstück gefunden hat und in diesem Bruchstück eine neue Bestätigung findet, wenn wir die Überlieferung richtig zu deuten verstehen. Die überlieferten Buchstaben *iamque*, im verlorenen Archetypus und vielleicht sogar in der einen oder der anderen erhaltenen Handschrift des Nonius *iamq.* geschrieben, wird man ohne Zweifel deuten können als *iam, Quinte,* der Vocativ erscheint hier gewiss am Platz, insbesondere wenn wir Lucilius XXX 703 Baehrens: *nunc, Gai, quoniam, incilans, nos laedis, uicissim* und das demselben Buch II zugewiesene Fragment 59, 6 Baehrens vergleichen, in dem Q. Scaeuola den T. Albucius mit *Tite* anredet. Dieselbe Verderbnis findet sich öfters: Cic. de diuin. II 111 'acrostichis... ut in quibusdam Ennianis: Q. Ennius fecit', wo die Handschriften '*quae Ennius* fecit' bieten, Cic. epist. VII 21 'bonorum Turpiliae possessionem Q. Caepio praetor ex edicto suo mihi dedit', wo possessionemq' caepio M, possessionem quae capio R, possessionem que cupio G (Mendelssohn). Überraschend ist, es zu sehn, wie genau dieselbe Verderbnis in den Handschriften des Autor ad Her. II 12, 17 erscheint, wo sicher hergestellt ist: 'Quae sunt ea, Q. Caepio?' und die ältere Überlieferung statt des Vocativs bietet *quae capio,* die jüngere ähnliche Verderbnisse aufweist wie die Handschriften an jener Stelle aus Ciceros Briefen. Albucius sagte demnach bei Lucilius:

nunc nomen iam, Quinte, ex testibus ipse rogando
exculpo. Haec dicam:

Haec dicam ist hier nicht auffallender, als im Vers des Horaz sat. II 3, 160 'cur, Stoice?' dicam. Über den Wechsel des Futur mit dem Praesens Draeger H. Synt. I[2], pag. 286, ex te exculpere uerum sagt Terenz Eun. 712.

Wien. Friedrich Marx.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

The Oxyrhynchus Papyri. Part. I. Edited by P. B. Grenfell and A. S. Hunt. London 1898. gr. 4°, XVI u. 284 SS.

Die kleine Stadt Oxyrhynchos in Unterägypten auf der Westseite des Niles hat vor kurzem eine Berühmtheit erlangt, die sie wohl nie erwartete, durch die Masse von Papyri, welche die Engländer aus ihrem Schutte ans Licht beförderten. Nach dem vorläufigen Berichte, den die beiden Oxforder Gelehrten B. Grenfell und A. Hunt in dem 'Archaeological Report' des 'Egypt Exploration Fund 1896' gegeben haben, folgt nun der erste Theil, der 158 Papyri enthält, während noch 1200 bis 1300 Stücke in Oxford und 150 Rollen im Museum zu Gizeh der Herausgabe harren. Mit Ausnahme einer Reihe von Urkunden, die ganz erhalten sind, haben wir nur defecte Stücke, kleinere oder größere Reste von Rollen oder Büchern, vielfach so beschädigt, dass ihre Ergänzung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Hiermit ist für die Philologen ein weites Feld der Arbeit geöffnet, auf dem sie ihren Scharfsinn und ihre Divinationsgabe erproben können, wenn sich auch wohl nicht alle Räthsel lösen werden lassen. Die Herausgeber haben hier was sie vermochten geleistet und so für die weitere Forschung eine ausreichende Grundlage geschaffen, wobei sie H. Blaß, dessen Mitwirkung sie dankbar anerkennen, thatkräftig unterstützt hat.

Der Fund enthält Papyri aus der Zeit von der Mitte des ersten Jahrhunderts bis in die späten Zeiten der griechischen Kaiserherrschaft. Aus den Urkunden lernen wir das alte Oxyrynchos, seine bauliche Anlage, seine größeren Gebäude, seine Culte, seine Bewohner, ihr Leben und Treiben, die Verwaltung usw. kennen und die späteren Publicationen werden dieses Bild noch vervollständigen.

Doch so viel Interesse auch diese Stücke (32—158) für die Geschichte, sowohl für die allgemeine als auch für die Culturgeschichte, insbesonders auch für die Kenntnis des Rechtes bieten,

so erregen doch unser größtes Interesse die Stücke, welche der Literatur angehören. Wir glauben daher dem Zwecke unseres Blattes zu entsprechen, wenn wir diese hier kurz aufzählen. Die Herausgeber haben sie so geordnet, dass sie mit den theologischen Stücken beginnen und dann zu den griechischen und römischen Autoren übergehen. Das erste Stück sind Sprüche Jesus, von den Herausgebern *Λόγια Ἰησοῦ* genannt, acht an der Zahl, die bereits durch eine eigene Ausgabe und durch Übersetzungen in verschiedenen Zeitschriften bekannt geworden waren. Daran schließen sich Bruchstücke von Evangelien des Matthäus c. 1, vv. 1—9, 12. 14—20, Marcus c. 10, vv. 50 und 51, c. 11, vv. 11 und 12; ein gnostisches Fragment und eines aus einem theologischen Tractate (über diese beiden hat kürzlich A. Harnack, Sitz. der Berl. Akad. 14. Juli 1898 gehandelt), endlich Stücke aus dem 8. und 9. Capitel der Acta Pauli et Theclae (Tischendorf, Act. apost. apocr. p. 43 f.). Nun folgen die griechischen Autoren: eine Ode der Sappho, die wir später geben werden, sieben Hexameter, von denen sich vier reizende herstellen lassen, eines Gedichtes, welches alexandrinischer Zeit anzugehören scheint und eine Nachahmung Alkmans, vielleicht auch der Sappho darbietet (Diels in den Sitz. der Berl. Akad. XXXIV. XXXV. 7. Juli 1898, S. 497); ein größeres metrisches Stück einer Schrift des Musikers Aristoxenos, das Belege aus Dichtern enthält, zwei Fragmente der neueren Komödie, das Bruchstück eines chronologischen Werkes (8 Columnen) aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., Fragment eines Briefes an einen König von Makedonien, 14 Verse eines elegischen Gedichtes, welche die goldene Urzeit feiern, aus hellenistischer Zeit,[1]) Thukydides IV 36—41, II 7 und 8; Herodot I 105 und 106, I 76; Homer Il. II 730—828, Il. II 745—764; Sophokles Oed. Tyr. 375—385 und 429—441; Plato de legg. IX p. 862/3; de rep. X 607/8; Demosthenes de corona p. 308; prooemia 26—29; Isokrates *περὶ ἀντιδόσεως* §§. 83—87; Xenophon Hell. III 1, 3—7; Eukleides II 5; ein lateinisches Fragment, ungewiss ob aus einem Prosaiker oder Dichter; Vergil Aeneis I 457—464 und 495—507.

Was die Textkritik betrifft, liefert das erste Stück des Thukydides und jenes, das einen Theil der Proömien des Demosthenes enthält, Erhebliches. Die übrigen Papyri bieten weniges und meistens zweifelhaftes oder auch geradezu nichts, so dass wir daraus nur die Überzeugung gewinnen, der Text habe damals dieselbe Gestalt wie in unseren Handschriften gehabt.

So viel über den Inhalt dieses schön ausgestatteten und auch mit trefflichen Facsimiles acht bedeutender Stücke gezierten Bandes, der den Herausgebern, sowie denen, welche die Heraus-

[1]) v. 1 scheint ein Adjectiv zu *γεωτομίης* gefordert, vielleicht *συγγεροῆς*; v. 7 ist wohl *γῆς* (*ἔδαφος*) herzustellen. Für *σιφλός* ist Eustath. Il. 972, 30 zu vergleichen.

gabe unterstützten, zur größten Ehre gereicht. Näheres gibt die Anzeige von U. von Wilamowitz-Moellendorff (Gött. gel. Anz. 1898, Nr. 91, S. 673—704), auf die wir unsere Leser verweisen.

Die Perle des Bandes ist die Ode der Sappho, die wir hier am Schlusse abdrucken. Sie bietet wahre, echte Poesie, tiefe Empfindung in der einfachsten, aber edelsten Form. Wir glauben, dass wir so manchem unserer Leser, der sie noch nicht kennt, damit einen Genuss bereiten. Zwar ist der Papyrus leider stark verstümmelt; die fünfte Strophe scheint unheilbar zerrüttet und in den vier anderen ist die Ergänzung noch mehrfach unsicher. Am besten ist die erste und zweite Strophe erhalten. Wir geben den Text im ganzen so, wie ihn Blaß in dem vorliegenden Bande hergestellt hat, jedoch sind an mehreren Stellen die Ergänzungen von Diels und Wilamowitz statt der von Blaß vorgeschlagenen aufgenommen worden.

Πότνια]ι Νηρήιδες, ἀβλάβη[ν μοι
τὸν κασί]γνητον δ[ό]τε τυΐδ' ἴκὲσθα[ι,
κὤσσα ϝ]ῷ θύμῳ κε θέλῃ γενέσθαι,
ταῦτα τε]λέσθην,
5 *[ὄσσα δὲ πρόσθ' ἄμβροτε, πάντα λῦσαι*
[καὶ φίλοισ]ι ϝοῖσι χάραν γένεσθαι,
[κὠνίαν ἐ]χθροισι· γένοιτο δ' ἄμμι
μήποτα] μήδεις·
[τὰν κασιγ]νήταν δὲ [θ]έλοι πόησθαι
10 *ἔμμορον] τίμας, [ὀν]ίαν δὲ λύγραν*
[ἐκλάθοιτ',] ὄτοισι [πάρ]οιθ' ἀχεύων
[κἄμον ἐδά]μνα
κῆρ, ὀνείδισ]μ' εἰσαΐω[ν], τό κ' ἐγ χρῷ
κέρρον ἦλ]λ' ἐπ' ἀγ[λαΐ]α πολίταν,
15 *καὶ βράχυ ζ]αλεῖπ[ον ἀ[νῆκε δαὖτ' οὔ*
[κεν διὰ μά]κρω.
[– ⏑ –]ον αἴ κ[ε ⏑ – ⏑ –] σι
[– ⏑ – ⏓ –]ν· σὺ [δὲ] λύγ[ρ' ἔ]ρέ[μ]να
[νύκτι πάντα κατ]θεμ[έν]α κάκαν [⏓
20 *– ⏑ ⏑ –]ι.*[1])

Der hier genannte Bruder ist der aus Herod. II 135, Strab. XVII 808, Ath. XIII 596 b, Ovid. Her. XV 63 und 117 bekannte Charaxos, und offenbar wird hier sein Verhältnis zur Rhodopis bezeichnet, wenn auch das Nähere uns bis jetzt noch unklar bleibt.

Wien. Karl Schenkl.

---

[1]) Für *ἐγ χρῷ* vergleicht Blaß Soph. Ai. 786; *κέρρον* steht für *κεῖρον*; hinsichtlich *ἦλλ'* sehe man die Glosse des Hesychios *ἔλλειν* (= *εἴλειν*)· *κατέχειν.* Die Verse 8 und 12 finden Parallelen in Sapph. 1, 17 (26) und 3.

Über die bei den attischen Rednern eingelegten Urkunden von Engelbert Drerup. Sonderabdruck aus dem 24. Supplementband der Jahrb. f. class. Philol. Leipzig, Teubner 1898. S. 223—366.

Die Frage über die Echtheit der Urkunden bei den attischen Rednern hat zu einem heftigen Kampfe für und wider geführt, von dem eine hoch aufgeschwollene Literatur Zeugnis ablegt. An der Spitze der Streiter gegen die Echtheit stand Westermann, der in umfassender Weise die ganze Frage behandelt und eine zeitlang das Kampffeld behauptet hat, bis später seit den Arbeiten Kirchhoffs und Köhlers die Entscheidung nach der andern Seite sich zu neigen begann. In obengenannter Schrift, deren Einleitung die bisherige Entwicklung des Kampfes schildert und die reichhaltige Literatur anführt, unternimmt es Drerup, den Gegenstand nochmals einer durchgreifenden Untersuchung zu unterziehen und, wo möglich, zum Abschlusse zu bringen. Allerdings für eine Reihe von Documenten erklärt er das Urtheil als feststehend und sieht daher von einer neuerlichen Behandlung gänzlich ab, so hinsichtlich aller Urkunden der Kranzrede und der Privaturkunden in den Reden gegen Meidias und gegen Timarch, deren Unechtheit als erwiesen zu gelten hat, ferner hinsichtlich einzelner Urkunden, deren Echtheit ihm von anderen genügend dargelegt zu sein scheint. Den immerhin noch großen Rest von Documenten, den D. einer Analyse unterzieht, ordnet er in zwei Gruppen „Gesetze“ und „Privaturkunden“, d. h. Verträge, Zeugenaussagen und andere Actenstücke, welche die Grundlage der Processe und der Beweisführung bilden.

In dem Abschnitt über die Gesetze behandelt das 1. Capitel die in der Rede gegen Timokrates eingestreuten Gesetzesstellen über die Epicheirotonie und den Heliasteneid, deren Echtheit nachgewiesen wird, das 2. Capitel die in der Rede gegen Aristokrates enthaltenen Blutgesetze, welche gleichfalls als echt anzusehen sind, wenngleich sie nicht vom Redner selbst veröffentlicht wurden. Das 3. Capitel nimmt die Gesetze über das Familien- und Erbrecht, welche sich in den Reden gegen Makartatos und gegen Stephanos B finden, gegen die erhobenen Angriffe in Schutz; im 4. Capitel werden alle Einlagen in der Timarchea für gefälscht erklärt, desgleichen die meisten in der Rede gegen Meidias, während das Gesetz des Euegoros über die Probole aufrecht erhalten und der in der Erwähnung der Thargelien begründete Anstoß durch eine ansprechende Conjectur beseitigt wird. — Was die Processacten anbelangt, so erfordert es die Sache selbst, sie im engsten Zusammenhang mit der betreffenden Rede und dem Gange des Processes zu prüfen. Daher erörtert D. im 2. Theile ausführlich die Reden gegen Lakritos und Pantainetos, ferner die gegen Makartatos, Stephanos und Neaira. Sämmtliche Documente dieser Reden werden gegen die von Westermann und andern erhobenen Einwände vertheidigt. In einem besondern Capitel erhärtet der Verf.

ihre Echtheit durch den Nachweis, dass viele der in den Zeugenaussagen vorkommenden Namen inschriftlich beglaubigt sind.

Wie aus dieser Inhaltsübersicht hervorgeht, ist es eine große Reihe von Einzeluntersuchungen, die hier vereinigt sind. Angesichts der Fülle von Detailfragen, von denen ja gar manche zur näheren Besprechung oder zum Widerspruche gegen die Ergebnisse der Schrift auffordern möchte, muss ich mich darauf beschränken, die Methode des Verf. im ganzen zu beleuchten. Man muss ihm beipflichten, wenn er erklärt, dass nur Inhalt und Form der Urkunden verlässliche Kriterien bei der Entscheidung über die Echtheit abgeben können; alle anderen Momente, z. B. die Art ihrer Überlieferung, gestatten keinen sicheren Schluss auf ihre Authenticität. Es galt demnach, nach Inhalt und Form die Documente zu analysieren und die darauf begründeten Bedenken zu beheben, z. B. bei den Zeugenaussagen, deren Inhalt sich nicht ganz mit dem deckt, was durch sie bewiesen werden soll, sondern entweder ein Zuwenig oder Zuviel bietet, desgleichen bei solchen, welche wegen sprachlicher Verstöße verdächtigt worden sind. Wir sehen hierin den Verf. mit besonnenem Urtheil vorgehen, nicht minder auch mit gründlicher Sachkenntnis, wo es zu prüfen galt, ob die in Frage stehenden Documente im Einklang stehen mit den Thatsachen aus dem Staats- und Rechtsleben der Athener, welche uns anderweitig glaubwürdig überliefert sind. Hat sich ein Actenstück als echt erwiesen, so ist damit nicht immer zugleich auch behauptet, dass es vom Redner selbst als Beilage seiner Rede veröffentlicht worden sei; vielmehr ist es oft nur in dem Sinn als echt anzusehen, dass ein Späterer es aus den Archiven oder Gesetzessammlungen entnommen und damit ein vom Redner beigesetztes Lemma ergänzt hat. Letzteres ist mit hoher Wahrscheinlichkeit in der Aristokratea anzunehmen, wo ja der Redner selbst den größten Theil der Gesetzesformeln in der Rede wörtlich anführt; ersteres ist nach der Behauptung des Verf.s (S. 248, 256) bei den Einlagen in der Timokratea der Fall. Eine Schwierigkeit, die sich bei dieser Auffassung für den Heliasteneid in dieser Rede §§. 149—151 ergibt, verdient hervorgehoben zu werden, da sich darüber der Verf. nicht mit der nöthigen Klarheit auslässt. Da bekanntlich der Schlusspassus §. 151 unvermittelt in indirecter Rede angeführt ist, hat schon G. H. Schäfer angenommen, dass der Wortlaut eines Gesetzes (oder Volksbeschlusses) vorliegt, der den eigentlichen Eid in directer Rede anführte. Nun aber sagt Demosthenes §. 148: *ἀναγνώσεται... τὸν τῶν δικαστῶν ὅρκον* und nicht *τὸν περὶ.... νόμον*, so dass man auch die Schlussformel nur in directer Form erwarten muss. Darnach haben wir wenigstens in diesem Passus einen späteren Zusatz zu erkennen.[1])

Wien. Franz Slameczka.

[1]) Bezüglich eines anderen Eides, des *ὅρκος γεραρῶν*, der in der Rede gegen Neaira §. 78 mitgetheilt ist (Drerup S. 364), bin ich der

Tacitus' Germania. Erklärt von U. Zernial. 2. verb. Aufl. Mit einer Karte von H. Kiepert. Berlin, Weidmann 1897. 8°, VI u. 115 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Die weite Verbreitung von Zernials Ausgabe der Germania mag es rechtfertigen, wenn der zweiten Auflage im Nachstehenden größere Aufmerksamkeit zugewendet wird.

Die Einleitung gibt jetzt Publius als Vornamen des Tacitus, setzt seine Entfernung von Rom für 89, die Zeit seiner Abwesenheit mit 7 Jahren und für sein Consulat 97 oder 98 n. Chr. an. Von den wenigen Zusätzen sind zu erwähnen zwei Artikel über Tuisto und Mannus. — Der Text, dem eine Disposition der Germania vorausgeht, und der jetzt den Titel des cod. Leid. trägt, weist folgende Änderungen auf:[1] 2, 13 *Ingvaeones* und *Istvaeones*; 11, 10 *turba*; 13 beginnt jetzt wie bei Halm;[2] 17, 16 *pluribus*; 18, 2 *munera probant, non* ... 21, 14 fehlt *victus inter hospites comis*; ebenso 26, 3 *vicis*; 31, 10 *plurimisque eorum* (*plurimis Chattorum*[1]); 35, 4 *obtenditur*;[3] 35, 12 fehlt *exercitus*; 39, 1 *vetustissimos nobilissimosque*; 42, 1 *Marcomanni*; 44, 13 *parendi*; 45, 6 *si fama vera*; 45, 23 *et sicut*; 46, 12 *fera* (*herba*[1]); 46, 13 *spes* (*opes*[1]).

Der Commentar enthält manche Änderung und Berichtigung. Hie und da begegnet man einer neuen Fassung oder Umarbeitung; Streichungen sind selten. Gut ist jetzt 5, 17 (*serratos bigatosque*) bemerkt, dass beide Münzen von den Germanen höher geschätzt wurden als die der Kaiserzeit, nicht wegen ihres höheren Silbergehaltes, sondern weil sie ihnen bekannt und vertraut waren. Eine Besserung ist 12, 10 (*iura reddunt*) 'schaffen Recht'. 23, 7 ist die vom Ref. bei anderer Gelegenheit gerügte Auffassung von *haud minus facile* = 'leichter' beseitigt. 24, 9 (*quamvis iuvenior, quamvis robustior*) sind die Comparative gleichfalls so erklärt, wie dies Ref. bei derselben Gelegenheit gethan hat. Besserungen sind ferner 26, 5 (*et superest ager*) die Beseitigung der Worte 'so dass er nicht zu kurz kommt' und 29, 11 (*nobiscum agunt*) 'sie stehen zu uns'.

Gar manche Bemerkung ist der Ausgabe E. Wolffs entnommen oder von ihr, wenn auch nicht immer glücklich, beeinflusst. So wurde 2, 8 (*tristem cultu aspectuque*) 'finster nach An-

---

Ansicht, dass er uns unvollständig vorliegt, da in demselben jedenfalls das Gelöbnis der Verschwiegenheit vorkam, wie aus den recapitulierenden Worten des Redners §. 79 (*καὶ ὅτι οὐδ' αὐταῖς ταῖς ὁρώσαις τὰ ἱερὰ ταῦτα οἷόν τ' ἐστὶ λέγειν πρὸς ἄλλον οὐδένα*) deutlich hervorgeht.

[1]) Die Zahlenangaben ohne den Zusatz Z. (Zernial) beziehen sich auf Halm[4].

[2]) Dabei ist *autem* getilgt, weil T. es sonst in der Germania nicht ein einziges Mal gebraucht habe. Gewiss, wenn man es mit Z. hier und 16, 14 streicht. Thut man dies nicht, so findet es sich in der Germania öfter als in jeder der übrigen Schriften, den Dialogus ausgenommen.

[3]) Dagegen 38, 3 *optinent*.

bau und Anblick' geändert in 'unfreundlich zum Bewohnen und düster zu schauen'. Wichtig wäre auch die vorhergehende Bemerkung W.s gewesen; denn *tristem cultu aspectuque* gibt nur die Folgen aus dem Vorhergehenden in chiastischer Form: Folge von *informem terris* ist das *tristem aspectu*, von *asperam caelo* das *tristem cultu*. Missglückt ist W.s Benützung 5, 12 (*quae humo finguntur*) 'poetisch = fictilia': es ist nicht ersichtlich, worin das Poetische liegen soll. 9, 4 fiel es W., wie dies Z. thut, kaum ein, zu erinnern, dass *sacro* Dativ sei, sondern er weist darauf hin, dass dieser Dativ bei initium, causa, finis sich nirgends so häufig als bei T. finde. 14, 17 sind infolge solch unglücklicher Benützung sudor und sanguis Synonyma geworden. Hieher gehört auch 37, 12 (*admonuere*) 'dies admonere als sacralen Ausdruck hat....' Aus den W. entnommenen Stellen ergibt sich der sacrale Terminus nicht so ohneweiters; daher W. richtiger 'fast wie ein sacraler Ausdruck'.

Große Bereicherung erfuhr die Ausgabe an Citaten. Man möchte sich mit Rücksicht auf Wolff bei Z. an die Anekdote bei Cic. Tusc. IV 44 gemahnt fühlen. Es ist aber demgegenüber eine gewisse Verstimmung berechtigt, wenn man sieht, wie viel Überflüssiges mit in den Kauf genommen werden muss. So werden für *placuit* 11, 10 zwei Stellen aus Liv. gebracht; 27, 6 (*aspernantur*) wird auf 8, 7 und 11, 15 verwiesen und 40, 15 *conversatio* 'Verkehr' mit zwei Stellen belegt. 43, 20 hatte Z.¹ zu *lenocinantur* eine Stelle; Wolff brachte drei, und so musste für Z.² noch die erste Stelle aus Klotz herhalten, trotzdem sie unpassend ist. Im ganzen zählte Ref. über 200 neue Citate, von denen 80 bei Wolff, nicht bei Z.¹ sich finden. Unter diesen sind, wie bei W., etwa 14 ungenau angeführt oder weiter entstellt, wie 20, 8 (Z.) *civiles* (*Civilis*)[1]) *cohortes* oder 33, 4, wo W.s Ann. IV 1, 12 (14) zu IV 4, 12 geworden ist. — Manch falsches Citat wurde der 1. Auflage entnommen. So 1, 7 (Z.) Liv. XXI 17 (XXI 37, 3); 1, 9 Ov. Trist. II 2, 189 (II 189); 6, 1 Hist. I 59, 9 (51, 9); 7, 12 Liv. IV 6, 4 (VI 4, 6); 8, 10 Suet. Cal. 24, 10 (15); 13, 8 Cic. de rep. 6, 6 (IV 6, 6); 16, 1 Ann. I 62, 8 (II 62, 8); 17, 9 Agr. 31, 9 (21, 9); 29, 8 Amm. XXXIX 4, 3 (XXIX 4, 3). — Bedenklich steht es mit den ebenfalls der 1. Auflage entnommenen Stellen aus Mela. Will man bei Parthey oder Frick eine Probe machen, so stört es, dass Z. die Paragraphen der Capitel für sich zählt. Aber selbst mit dieser Entdeckung ist wenig gewonnen; denn unter 21 Stellen, die Ref. nachschlug, stimmten 10 trotzdem nicht. — Fehlerhaft findet sich noch immer zu *noctium* 11, 6 (Z.) 'ebenfalls wie bei Cäs. b. G. VI 18, 2', wo nicht von den Germanen, sondern von den Galliern die Rede ist; 33, 2 'Draeger, Hist. Synt. II 432' (II §. 461, S. 458); 40, 10

---

[1]) Die Klammern enthalten das Richtige.

'Dräger (!), Synt. S. 70' (84). 28, 17 zählt Draeger für quamquam mit Ind. noch immer 18 Stellen. Er zählte schon zur Zeit der 1. Auflage 20; heute hält man sich besser an das lex. Tac., das 17 Stellen gibt nebst zwei, resp. drei mit Ellipse des Verbums. Noch immer findet sich zu 42, 6 das schon einmal gerügte 'Ἰσκομάχος. — Unrichtig ist endlich in der 2. und richtig in der 1. Auflage 33, 2 Plin. XXXV 11, 221 (121) und 42, 7 Hist. III 11, 45 (15).

Zum erklärenden Theile möge Folgendes bemerkt werden: 1, 8 läuft '*molli*, sanft ansteigend' und '*clementer edito*, gemach ansteigend' auf dasselbe hinaus. Dass mollis 'leicht besteigbar', zeigt eben Liv. XXI 37, 3; *clementer edito* ist augenscheinlich Gegensatz zu *praecipiti*, und ebenso *molli* zu *inaccesso*; für letztere enthalten *clementer edito* und *praecipiti* die Gründe. 4, 2 '*infectos*. angemacht, dem Zusammenhange nach mit etwas Bösem'. Warum nicht 'in ihrem Wesen verändert'? Der Zusammenhang verlangt durchaus nicht, an Böses zu denken. Am wenigsten dient zur Illustration Verg. Än. VI 742 *infectum scelus*. 4, 7 (*laboris atque operum non eadem patientia*) 'wie man nach den magna corpora erwarten sollte'. Da wäre *eadem* unmöglich. 7, 2 '*infinita aut* (oder gar) *libera*'. Was sollte *aut* = 'oder gar' zwischen infinita (nicht durch Grenzen bestimmt, eingeengt) und *libera* (frei, d. i. ungehindert, ungebunden)? Der Gebrauch von aut ist nicht erkannt (Madv. 458, c A. 2). 11, 8 verbietet die Ergänzung von sunt zu *ut iussi* gerade die angeführte Stelle Hist. IV 76, 9. 13, 7 f. wird *principis dignationem* erklärt 'die Würde eines princeps', zu *ceteris robustioribus ac iam pridem probatis* principibus ergänzt, zu *adgregantur* bemerkt 'sie werden zugezählt, angereiht, nämlich von den Gefolgsführern'. Demnach hätten Gefolgsführer (principes) Gefolgschaften aus principes gehabt.[1]) Dass 14, 11 f. *illum* ... *illam* die Begriffe 'bestimmt, gewünscht' enthalten, ist undenkbar. 14, 15 ist '*persuaseris*, der bloße Inf. nur hier' unrichtig (Draeg., Hist. Synt. II §. 417, 4 a). 15, 4 '*feminis*, so dass sie Herrinnen des Hauses sind'. Bei femina ist nicht so sehr an uxor oder mater familias, als vielmehr (auch bei T.) an das Geschlecht zu denken; es konnten z. B. auch erwachsene Töchter im Hause sein. 19, 1 hätte nach Aufnahme von 'infolge dessen, darum' (W.) die Bemerkung 'infolge solchen Pflichtgefühls und solcher Schlichtheit und Reinheit der Sitten' entfallen sollen, da man nicht ersieht, woher diese Eigenschaften kommen: Aufforderung zur Pflicht ergibt noch nicht Pflichtgefühl. Ebendaselbst kann man sich für *saepta* 'wohl verwahrt', nicht aber 'wohl umzäunt' gefallen lassen. Sinnlos ist 19, 5 (*abscisis*), wo von Frauen die Rede ist, die Bemerkung 'denn langes Haar war ein Schmuck der Jungfrauen'.

---

[1]) Vgl. W. Schultze in Quidde, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1897/8, Vierteljahrsheft 1, 6 f.

20, 8 (*robora parentum liberi referunt*) ist 'spiegeln wider' nicht viel wert und 'erweisen sich als echt' unverständlich. Der Sinn ist 'von der Kraft der Eltern erzählen, geben Kunde oder Zeugnis die Kinder'; auch 43, 3 heißt *referunt* einfach 'erinnern an.' 21, 2 ist *necesse est* nicht 'es liegt in den Gesetzen der Natur', sondern 'es ist unabweisbare Pflicht'. 21, 4 bedeutet *domus* nicht 'Haus' im Sinne von Familie, wie 20, 1, sondern Sippe (universa domus = Verband der Sippe).[*]) Dass 21, 8 *apparatis* nicht 'wohl zubereitet' bedeuten muss, zeigen die Wörterbücher; dass es dies hier nicht bedeuten kann, ergibt sich evident aus C. 23 (vgl. C. 14). 24, 5 liest man zu *quamvis . . . spectantium* 'es müsste denn das Vergnügen der Zuschauer der Lohn sein': quamvis = nisi (forte)! 24, 6 ist noch immer an Kritz-Hirschfelders *inter seria* 'mitten zwischen ernsten Geschäften' festgehalten. 26, 8 besagt *sola seges* nicht 'nur Saatkorn', d. i. zur Aussaat bestimmtes Korn. 28, 3 ist bei *transgressos* ein Widerspruch mit den allgemeinen Grenzangaben des 1. Capitels nicht zu entdecken; Z. 6 geht der Schriftsteller mit *igitur* nicht auf das angekündigte Thema ein, sondern er nimmt den durch *quantulum . . . divisas* unterbrochenen Gedanken wieder auf. Bei 28, 8 '*significat* bestätigt wie durch ein Siegel' scheint eine Verwechslung mit signat vorzuliegen. Falsch ist es, 28 16 *haud dubie* als Attribut zu *Germanorum populi* zu ziehen. Kritz-Hirschfelders 'omnes gentes, ubicunque colunt, ibi haud dubie colunt' verdient keine Beachtung. Auf *Germanorum* liegt der Nachdruck, und der Sinn ist 'ipsam Rheni ripam haud dubium est quin Germanorum populi colant'. Ebenso unrichtig ist es, 29, 15 (*qui decumates agros exercent*) exercere mit 'mühsam sich abquälen' zu geben. Wenn schon von Qual die Rede sein sollte, so träfe diese, weil es nicht heißt se exercent oder exercentur, die decumates agri. 31, 4 (*nec nisi hoste caeso exuere votivum obligatumque virtuti oris habitum*) heißt es 'den dem Heldenthum geweihten und verpfändeten Schmuck des Gesichtes'. Diese Bedeutung hat habitus nicht, und wie wenig sie hier passte, zeigt *ignavis et imbellibus manet squalor.* — Was sollen Bemerkungen, wie 2, 15 '*Suebos*, entweder die Lässigen, Sitzenbleibenden oder die Schweifenden'? Aufklärungen, wie 20, 1 'die kleinen Kinder, welche halbnackt umherliefen und darum auch am Körper nicht so sauber sein mochten wie feine römische Kinder' geben des Guten zu viel. Unpassend heißt es 8, 7 '*aspernantur*, ein Wort von starker Leidenschaft', 9, 1 'mit *deorum* macht T. von dem *facerent deas*, der falschen Götterverehrung, den Übergang zu der wahren': falsche Götterverehrung ist nicht Verehrung falscher Götter. 24, 7 will auch in der 2. Auflage 'blinde Leidenschaft für Verlust' nicht einleuchten. Kaum zur Zierde gereichen endlich dem Buche Aussprüche, wie 17, 1 'der Mantel . . . über

---

[*]) Brunner H., Deutsche Rechtsgeschichte I, 86.

die Schultern getragen' oder 44, 8 'das an beiden Seiten, vorn wie hinten, befindliche Vordertheil. — Von 9 Druckfehlern stammen S. 25, Sp. 1, Z. 20 *omnis* (*amnis*) und S. 35, Sp. 1, Z. 6 *nec* (*et*) noch aus der 1. Auflage.

Wenn ein Urtheil über dieses Buch dahin lautet, dass es den Anforderungen der Wissenschaft und der Schule entspreche, so mag dies hinsichtlich der Wissenschaft schon wegen der hie und da vorgenommenen Tilgung der Überlieferung dahingestellt bleiben. Sonst überwiegen trotz manchen anhaftenden Mängeln doch die Lichtseiten, und Ref. wünscht daher, es möge dem Buche bald die 3. Auflage beschieden sein.

Wien. Franz Zöchbauer.

Gerhart Hauptmann. Von Adolf Bartels. Weimar, Emil Felber. 1897. 8°, VI u. 255 SS.

Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung von Paul Schlenther. Berlin, S. Fischer 1898. VI u. 271 SS. (Mit Illustrationen.)

Das Zeitalter des Dampfes und der Elektricität hat auch der Literaturgeschichte einen beschleunigten Gang gelehrt und ihr die Gegenwart, die ihr einst fern lag, näher gerückt als die Vergangenheit. Auch der Historiker blickt heute frei in die Interessen des Tages und sucht sie mit seiner Wissenschaft zu erklären und zu fassen. Wie viel lebendiger dabei er wie seine Disciplin wird, braucht nicht erst betont zu werden. Und das Erfreulichste ist, dass es nicht der Dilettant nur ist, der die Geschichte verachtet, weil er sie nicht versteht, sondern der ernste Forscher, der ins Leben hineintritt und mitzuringen strebt. Diese Bewegung kommt allen Künsten zu Gute, vornehmlich dem Drama, dessen merkwürdige, unaufhaltsame Entwicklung der letzten Jahre auch in der Kritik feste, deutliche Momentaufnahmen findet. So kann es nicht wundernehmen, wenn der von Feind und Freund anerkannte Führer des deutschen Theaters, in einem Alter, dem ein Lessing zu seiner Zeit noch beinahe die Fähigkeit, ein tragisches Meisterwerk zu schaffen, abgesprochen hätte, nicht nur ausführliche Würdigung und Gegnerschaft von ernster Seite erfahren, sondern auch ganze biographische Darstellungen so frühzeitig erlebt. Die beiden vorliegenden sind nicht die einzigen, aber die bemerkenswertesten. Und eben hat Edgar Steiger in einem zweibändigen Werke: „Das Werden des neuen Dramas" (Berlin, Fontane 1898) beinahe die Hälfte mit seiner Persönlichkeit gefüllt. Es ist kein zufälliger Augenblick, in dem dem jungen Dichter diese abschließende Ehre zutheil wird. Die „Versunkene Glocke" bildet einen Punkt in seinem künstlerischen Werdegang, der auf das Vorhergehende zurück, auf Künftiges vorzuweisen scheint; sowohl Schlenther,

als Bartels, von so verschiedenen Wegen sie auch ausgeben, begegnen sich hier in dem Urtheile, dass Hauptmann mit diesem Werke eine Einlenkung in die Theatertradition vollzogen; der eine begrüßt sie freudig, der andere sieht darin einen Umschlag ins Gezierte, doch beide lassen die Frage offen, wohin ihn sein Genius von jetzt ab führen werde.

Von manchen Seiten wurde kopfschüttelnd gefragt, ob denn Hauptmann schon eine Biographie verdiene? Als ob diese immer einen Grabstein mit einer schönen Goldinschrift vorstellen müsste oder die Kritiker die Raben seien, die erst niedersteigen, wenn das Opfer liegt! Ist es nicht ein viel hübscherer Gedanke, den Dichter auf seinem Schaffenswege die Bahn zu ebnen, zwischen dem Neuen, Schroffen, das er bringt, und dem Conventionellen, wie es das Publicum liebt, durch ein kluges, erklärendes Wort eine Brücke zu schlagen, und so dem Lebenden durch lebendige Gabe zu nützen?

In diesem Sinne hat Schlenther aus persönlicher Kenntnis des Dichters sein Buch gegeben. Das kritische Richtschwert, das er sonst zu führen pflegt, hat er bei Seite gelegt, und wenn er einmal ein bischen damit droht, hat er es sorgfältig mit Rosen umwunden. Es ist ein Buch der Liebe, des liebevollen Verständnisses, ganz dazu angethan, diese Gefühle im Leser zu erwecken. Dagegen waffnet sich Bartels mit all dem Rüstzeug strenger Kritik, er verspricht gleich im Eingang den „ästhetischen Wert" der Dichtungen genau zu bestimmen, er schlägt oft einen scharf ironischen, manchmal sogar einen hofmeisternden Ton an. Von vornherein hat auch dieser Standpunkt seine Berechtigung. Wer sich principiell gegen jede neue Entwicklung der Kunst abschließt und nur zum Lobredner der Vergangenheit wird, kann gelegentlich manches Gegengewicht anhängen und den Ausgleich fördern. Auch ich finde manchmal, dass Schlenther mehr die Intentionen des Dichters gibt, als ihre Ausführung. Er — und das ist bei seiner Vertrautheit mit dem Gegenstande sehr natürlich — hört mehr, als gesagt wird. So hat Hauptmann mit dem „Florian Geyer" gewiss den Realismus für die Historie zu gewinnen gesucht, wie sein Biograph sehr schön entwickelt; aber er hat die Schwierigkeiten nicht überwunden, und das geschichtliche Material hat ihm die Dichtung erdrückt. Ebenso ist die Anna Mahr der „Einsamen Menschen" nicht der freie Geist, den sie vorstellen soll, sondern sie wird dem Zuschauer manchmal so lästig, wie den Menschen auf der Bühne. Doch das sind vereinzelte Fälle: wie scharf weiß Schlenther andererseits den fehlenden Schluss des „Biberpelz" durch das mit der psychologischen Abwicklung erloschene Interesse des Dichters zu erklären, er versteht aber auch das Publicum, dessen Theilnahme gespalten und durch Wiederholung derselben Situation ermüdet wurde. Er sieht bei aller Bewunderung für die „Einsamen Menschen", die ich mit ihm über die „Versunkene Glocke" stellen

möchte, die technischen Fehler des Stückes, und gibt die blutlosen Principien, die in den Jugenddramen spuken, willig preis. Aber er begreift sie aus dem Werden des Dichters, und das ist es, was er mit dem ganzen Rüstzeug literarhistorischer Bildung vorführt. Die Scherer'sche Schule hat in diesem Buche eine schöne Frucht gezeitigt. So gibt er uns ein Bild der religiösen Erziehung des Knaben, der gesund bürgerlichen Atmosphäre des Hauses, seine künstlerischen Pläne werden ebenso gewürdigt wie seine Erstlingsentwürfe, und seine Jugenddichtung „Das Promethidenlos“ geleitet uns fast durch das ganze Buch, mit seinen embryonalen Keimen der späteren Werke. Für das „Hannele“ bringt ein Gedicht „Die Mondbraut“ schon die Grundidee. Schlenther wird zum Nachdichter, ja zum Schauspieler, wo er die Liebesscene in „Vor Sonnenaufgang“ vor den ästhetischen Vorwürfen Bulthaupts rettet. Und hier zeigt sich am deutlichsten sein kritischer Impressionismus, der das ganze Buch geschaffen hat. Er lässt jedes Werk auf sich wirken, so wie es gegeben ist, und in seinen vorzüglichen Wiedergaben spiegelt sich der Märchenton des „Hannele“ wie der „Versunkenen Glocke“, das historische Colorit des „Florian Geyer“, die düstere Stubentragik des „Friedensfestes“ in gleicher Weise wieder. Den Bibelspruch: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“, darf er mit Recht im Munde führen. Er betrachtet was ist, nicht was sein soll. „Wer der Kunstgestaltung das Psychiatrische weigert“ — sagte er einmal — „handelt folgerichtig, wenn er „Das Friedensfest“ kurzweg ablehnt. Wer aber der Kunst das Recht zugesteht, die menschliche Seele und das menschliche Schicksal zu verfolgen, so hoch sie steigen und so tief sie sinken, der wird es nicht verwerflich finden, dass sich ein Dichter durch seinen Stoff genöthigt fand, psychologische Beobachtungen bis zu psychologischen Schlussfolgerungen hinzutreiben.“ Ohne jede ästhetisierende Floskel, ohne jedes Werturtheil, im besten Sinne „Jenseits von Gut und Böse“ ist das Buch geschrieben. Und in diesem modernen Geiste, mit seiner glänzenden Verwertung literarhistorischer Methodik für einen modernen Dichter, wird das Werk mehr als eine einzelne rühmenswerte Erscheinung sein, es ist bestimmt, Schule zu machen.

Auch Bartels hält Gerhard Hauptmann für einen großen Dichter. Wenigstens versichert er es sehr oft, und nach einer Reihe von scharfen Attaquen rettet er sich immer wieder hinter diese schützende Hecke. Was soll es heißen, wenn er mehrmals versichert, Hauptmann sei keine große, aber eine starke Persönlichkeit (S. 93 und 102). Das sind Schlagworte, hinter denen eigentlich gar nichts steckt. Auch die unausstehliche „Volksseele“ weiß er mehrfach anzubringen. Er hat die Gnade, die „Versunkene Glocke“ nicht „völlig zu verdammen“ und freundlich beizufügen: „Es lebt außer Hauptmann niemand in Deutschland, der etwas derartiges schreiben könnte“. Und zum Schlusse heißt es, er sei

„im Grunde doch nur ein schlesischer Winkelpoet". Unmittelbar darauf zählt er „doch auch zu jenen großen Talenten, die mit Jeremias Gotthelf beginnend, in der Darstellung ihres heimischen Volksthums ihr Bestes geleistet und sich dadurch unsterbliche Verdienste erworben haben". Schon mit dem Herbeiziehen eines epischen Dichters ist ein ganz schiefer Standpunkt geschaffen worden: ein Dramatiker, soll er groß sein, kann nicht vom provinciellen Standpunkte gefasst werden; was hätte man dann für Anzengruber zu hoffen?

Die erste Forderung, die man an eine literarische Biographie stellt, ist die gute analytische Wiedergabe der besprochenen Werke. Ich muss einen Begriff nicht nur vom Inhalte, sondern auch von der Stimmung bekommen, die Art und Weise der Reproduction wird schon durch ihre Gruppierung und Fassung einen Theil der Kritik geben, die ich anschließen möchte. Diese Kunst der Analyse haben wir bei Schlenther angetroffen, bei Bartels fehlt sie gänzlich, ja, ich habe derartig schlechte Inhaltsangaben noch selten gelesen. Mit „der erscheint", „der geht", „der wird unterrichtet" usw. gibt er schlechte, von Satz zu Satz sich mühsam fortwindende Scenare. Wie sieht z. B. der Schluss der „Versunkenen Glocke" nach ihm aus: „Als die Bahnhofsglocke herüberläutet, windet sich Johannes' Körper vor Weinen und Schluchzen; es kommt jemand, er stürzt fort. Frau Käthe wenigstens durchschaut die Dinge einigermaßen: „Hannes wirft sich nicht weg". Inzwischen geht dieser ins Wasser, er hat die Trennung doch nicht ertragen können". Wie soll an solchen zerfallenen Skeletten das lebendige Dasein der Dichtung erklärt werden? Besonders, wo die Erörterungen gelegentlich in folgendem Deutsch vorgetragen werden: „Hauptmann lässt die Liebe weniger zu Ida als die von ihr gespendete als das große Rettungsmittel nicht allein, sondern als das, was den ganzen Menschen noch zusammenhält, erscheinen — eine auf jeden Fall sehr bedenkliche Sache, da die Heilung der Seele doch wohl nur von innen kommen kann, also an irgend eine gesunde Stelle Wilhelms anknüpfen müsste, eine solche aber nirgends zu entdecken, der Totaleindruck, den Wilhelm hervorruft, ein ganz hoffnungsloser ist". Ein anderesmal gebraucht er die ergötzliche Wendung: „Eine Prostituierte von übrigens gutem Charakter". Es fehlt dem Verf. in Lob und Tadel immer das scharf bezeichnende Wort, er kommt selten über die conventionelle Phrase heraus. Unerträglich wird er aber geradezu, wo er witzige Angriffe versucht, wie beim „Hannele" und der „Versunkenen Glocke" und sprachliche Einwendungen, die ihm gerade gut anstehen, vorbringt: „In deinem Gaumen wachsen Maienglöckchen — für mich eine ekelhafte Vorstellung", „Ringelreigenflüsterkranz (Schwulst) Heinrich du lieblicher Mann (ein lieblicher Mann — pfui Teufel)". Und er beweist deutlich, dass ihm das Organ für die dichterische Kraft Hauptmanns überhaupt abgeht, wenn er in Werhahn z. B.

nur die „personificierte Dummheit" sieht und seine Liebesscenen in Bausch und Bogen verwirft; die Helenens erscheint ihm „unerträglich gemacht", und für ihn „tändelt und albert" das Mädchen nur, ebenso wenig findet die des „Collega Crampton" Gnade vor seinen Augen, er nimmt aus letzterem Stücke die Literaturstelle, in der Crampton auf Swift, Smollet, Thakeray, Dickens, Byron und E. T. A. Hoffmann hinweist und fügt die Bemerkung bei: „Lauter spleenige Engländer und der verrückte Hoffmann — konnte da die Poesie Gerhart Hauptmanns anders ausfallen?" Er macht sämmtliche „Literaturweisen auf diese hochwichtige Stelle" in Hauptmanns Drama aufmerksam — ich auch, aber in Bartels Buche. An den so echt kindlichen Zug, dass Hannele in ihren Phantasien sich als Märchenprinzessin sieht, knüpft er die Bemerkung: „Also das arme Kind muss sich mit phantastischen Ideen von hoher Herkunft getragen haben — doch nicht recht glaublich" und er zieht zu ihren Scenen die Gretchen-Scenen des Faust — derartigen Vergleichen haben hoffentlich Schlenthers erwähnte Ausführungen gegen Bulthaupt für immer ein Ende gemacht.

Der Tenor seiner Erörterungen gipfelt in seiner sattsam bekannten Beobachtung, dass Hauptmann keine großen Menschen schaffen könne. Ähnlich äußert sich auch beiläufig Tolstoj in seinem wahrhaft traurigem Buche: „Gegen die moderne Kunst" (Deutsch, Berlin 1898), in dem es an schlecht sitzenden Hieben gegen Hauptmann nicht fehlt. Man frage sich vor allem, ob heute die großen Kraftmenschen nicht ein Anachronismus gegen die ganze Zeit wären, aus der allein jeder Dichter zu schaffen imstande ist, ob etwas anderes dabei herauskäme, als die pappendeckelnen Riesen Wildenbruchs — das wäre aber Gegenstand eigener Erörterungen.

Wir wenden uns gerne wieder zu dem Buche Schlenthers, und vor allem zu dem Dichter selbst zurück. Es ist schön, zu beobachten, wie er, der den Einfluss Scandinaviens erfahren hat, ihm denselben dankbar zurückzuerstatten anfängt. Wenigstens weist das neue, talentvolle Erstlingswerk des jungen Björnson: „Johanna" deutliche Spuren von Hauptmanns Schule auf. Bartels Buch ist ein gemachtes, Schlenthers Buch ein gewordenes Werk. So dürfen wir letzterem den schönen Spruch Florian Geyers zurufen: „Gott grüß' die Kunst."

Gastein. Alexander v. Weilen.

Selections from Malory's Le Morte d'Arthur. **Edited with Introduction, Notes and Glossary by A. T. Martin, M. A. F. S. A., Assistant Master at Clifton College. London, Macmillan & Co. 1896. XXXVI u. 253 SS.**

Da das im Jahre 1470 von Malory geschriebene Buch 'Le Morte d'Arthur' zu umfang- und episodenreich ist, um von einem

modernen Leser mit Vergnügen zu Ende gelesen zu werden, hat es der Verf. unternommen, aus der Globe Edition nur diejenigen Capitel auszuwählen, die mit der Geschichte König Arthurs in einem engen Zusammenhange stehen. Er theilt seinen Text in folgende fünf Haupttheile: I. King Arthur, II. The Noble Tale of the Sancgreal, III. Launcelot and Elaine, IV. The War between King Arthur and Sir Launcelot, V. Of the Death of King Arthur and Queen Guenever and of the Death of Sir Launcelot. Dem Texte geht eine Einleitung voraus, in welcher der Leser alles Nöthige über den Ursprung der Arthurlegende, über die Quellen Malorys sowie über die Hauptpersonen seiner Compilation erfährt. Dem Texte folgen: 1. eine Zusammenstellung der Eigenthümlichkeiten der Sprache Malorys (S. 189—203), 2. „Notes", in denen stilistische und sachliche Schwierigkeiten aufgehellt werden (S. 204—233), 3. ein Anhang über die verschiedenen Darstellungen der Graalsage (S. 234—238), 4. ein Glossar (S. 239—249) und 5. ein Index zu den Eigennamen (S. 250—253). Zu der mittelenglischen Romanze Sir Perceval of Galles ist zu bemerken, dass sie nicht um 1225, sondern erst im 14. Jahrhundert entstanden ist.

Die handliche Ausgabe wird sich wohl auch außerhalb Englands Freunde verschaffen.

Einführung in das Studium der englischen Philologie mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Von Dr. Wilhelm Vietor, ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Marburg. 2. umg. Aufl. Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums. Marburg i. H., N. G. Elwert 1897. X u. 102 SS.

Nach einem einleitenden Capitel, in welchem gezeigt wird, wie das wissenschaftliche Studium des Englischen mit den Anforderungen der Praxis in Einklang gebracht werden soll und kann, werden folgende Zweige der englischen Philologie behandelt: I. die englische Aussprache (S. 19—39); II. Sprachkenntnis und Sprachbeherrschung (S. 40—53); III. das historische Studium der Sprache und Literatur (S. 54—83). Auf die Frage, welches der „standard" der englischen Aussprache sei, antwortet der Verf., dass nur eine dialectfreie Aussprache begründeten Anspruch auf Mustergiltigkeit erheben könne, dass aber beim Abwägen der englischen Redeweisen naturgemäß der Schwerpunkt auf den Dialect der „britischen Hauptstadt und Metropole des Weltverkehrs" fallen müsse. Indem er so für seinen Freund, den Londoner Henry Sweet, offen Partei nimmt, lässt er auch die Forderung des Liverpooler Lloyd, die gebildete Aussprache des Südens müsse auf locale Eigenthümlichkeiten verzichten und mit der nordenglischen Aussprache eine Art Compromiss schließen, gern gelten. — Alle genannten Capitel enthalten nicht nur eine ausführliche Bibliographie, sondern auch Winke und Rathschläge, wie und in welcher Reihenfolge die angegebenen Bücher zu benützen sind. Ein Abschnitt über „die päda-

gogischen Anforderungen des Lehrerberufes" und ein Anhang über „das Englische als Fach des Frauenstudiums" beschließen das in jeder Hinsicht ausgezeichnete Buch, das allen Studierenden der englischen Philologie nicht warm genug empfohlen werden kann.

Soames' Phonetic Method for Learning to Read. The Teacher's Manual. Edited by Wilhelm Vietor, Ph. D., M. A., Professor in the University of Marburg. Part I: The Sounds of English. London, Swan Sonnenschein & Co. 1897. XXIV u. 79 SS. Preis 2 s. 6 d.

Während die Schriften des englischen Phonetikers Henry Sweet mehr dazu bestimmt sind, den Ausländern die richtige Erlernung der englischen Sprache zu vermitteln, gieng das Streben der leider zu früh verstorbenen Miss Laura Soames vornehmlich dahin, durch Schaffung einer phonetischen Schrift den englischen Kindern selbst das Lesen zu erleichtern. Das vorliegende Büchlein ist der erste Theil ihres für die Lehrer bestimmten Handbuches der Phonetik und befasst sich ausschließlich mit der Darstellung der englischen Laute. Im ersten Capitel werden zunächst die Stimm- und Sprechorgane beschrieben, worauf an den kurzen betonten und den drei unbetonten Vocalen gezeigt wird, wie die Aussprache von der Schreibung abweicht. Die Aussprache „grits" von *groats* ist mir unbekannt und kommt auch meines Wissens in keinem Wörterbuche vor. Das zweite Capitel enthält nach einer Definition der Vocale und Consonanten Bemerkungen zu den fünf Hauptvocalen â, ey, ô, ow, û, zu den Plosiven, den Reibelauten th, dh, s, z und zu dem End-r. Dass die Laute ey, ow keine reinen Vocale, sondern halbe Diphthonge sind, wird erst weiter unten (S. 31) gesagt. Unwissenschaftlich ist die Behauptung (S. 13 f.), dass in dem Worte *two* tw Symbol für t, in *Southampton* t Symbol für th und in *eight* h Symbol für th ist. In dem erstgenannten Worte ist w in dem folgenden Vocal aufgegangen, in dem zweiten ist das h von Hampton nach th ausgefallen und verstummt auch oft in der Aussprache, und in *eigth* ist th eine vereinfachte Schreibung für tth. Das Capitel III bringt die Liquiden sowie die r-abhängigen Vocale, und im Capitel IV wird der Consonantismus abgeschlossen. Ungenau ist die Bemerkung (S. 25), dass der Laut ch in *nature* durch t dargestellt wird; vielmehr entsteht ch aus der Vereinigung des t mit dem in u steckenden j-Laute. Ein offenbares Versehen ist es, wenn neben *nature* auch das Beispiel *manufactory* steht; natürlich muss es *manufacture* heißen. Die Capitel V, VI und VII sind der Beschreibung des gesammten englischen Vocalismus (der langen und kurzen Vocale, der Diphthonge und Triphthonge) gewidmet, es werden aber darin auch lautliche Fragen, die für die Formenlehre von Bedeutung sind, wie der Consonanten- und Vocalwechsel in der Flexion, die Endungen t, d, id, s, z, iz usw., gestreift. Eigenthümlich ist die Angabe (S. 36), dass *used* in der Bedeutung

„accustomed“ wie jûst, sonst wie jûzd zu sprechen sei. Die Aussprache jûst erklärt sich sehr einfach durch Verwandlung des zd in st vor der Präposition *to*, die dem Präteritum *used* „pflegte“ gewöhnlich folgt (Lautangleichung!) Sehr wichtig sind die Bemerkungen der Verfasserin über Fehler in der Aussprache, mögen sie nun auf dialectische Eigenthümlichkeiten (S. 45 ff.) oder auf pedantische Bestrebungen (S. 56 ff.) zurückzuführen sein. Das achte und letzte Capitel enthält kurze Belehrungen über Dauer (*quantity*), Accent (*stress*) und Intonation. Den Schluss des Buches bilden einige phonetisch umschriebene Texte, unter denen besonders der letzte interessant ist, da er erstens in der ein für allemal festgesetzten und im ganzen Buche durchgeführten Lautschrift, zweitens mit Varianten gegeben ist, die uns die der Verfasserin eigene Aussprache der *„variable words“* zeigen. Das für englische Lehrer bestimmte Büchlein ist auch allen deutschen Lehrern des Englischen, die sich mit der englischen Phonetik vertraut machen oder in derselben befestigen wollen, auf das wärmste zu empfehlen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Niese B., Grundriss der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. 2. Aufl. München, Beck, 1897. VIII u. 265 SS. Preis 5 Mk.

Gleich dem Pöhlmann'schen Grundriss der griechischen Geschichte ist nun auch dieser Theil des 3. Bandes des Handbuches der klassischen Alterthümer, herausgegeben von J. v. Müller, in zweiter Auflage besonders ausgegeben worden. Die Eigenschaften, die Niese's Darstellung im Vergleich zu anderen Handbüchern der römischen Geschichte auszeichnen, können als bekannt vorausgesetzt werden. Die klare, knappe Zusammenfassung ist dem Verf. besonders in den ersten Abschnitten dadurch möglich geworden, dass er alle die nachweislichen Verfälschungen der älteren römischen Geschichte über Bord geworfen hat und die gegenüber den traditionellen Darstellungen entstandenen Lücken meist nur in den Anmerkungen durch einen kurzen Hinweis auf die betreffenden Untersuchungen kennzeichnet. So konnte er erst bei den punischen Kriegen mit einer etwas ausführlicheren und erst seit dem Ende Karthagos und dem gracchischen Zeitalter mit einer wirklich zusammenhängenden Darstellung einsetzen. Wie viel der Verf. an der neuen Auflage geändert hat, zeigt die Thatsache, dass diese um mehr als 100 Seiten gegen die erste vermehrt ist. Davon entfällt nur ein nicht sehr beträchtlicher Theil auf die neu hinzugekommenen kurzen Übersichten der Quellen, die den einzelnen Abschnitten jetzt vorausgeschickt werden. Gleich die Einleitung ist um den Nachweis der wichtigsten, die Inschriften, Münzen, Chronologie und Antiquitäten betreffenden Werken vermehrt worden, aber auch im folgenden, insbesonders in den ersten Abschnitten

ist keine Seite, auf der nicht mehr oder minder tiefgreifende Umgestaltungen vorgenommen wären, die Vermehrung hat sich also keineswegs auf bloße Nachträge der seit 1889 erschienenen Literatur beschränkt. Da das Buch nun auch separat zu haben ist, so wird es voraussichtlich die weite Verbreitung, die es verdient, noch rascher erreichen als in erster Auflage.

Graz. Adolf Bauer.

Dr. Konrad Miller, Die ältesten Weltkarten. V. Heft: Die Ebstorfkarte (Text 80 SS. mit gr. Karte. Preis 10 Mk.); VI. Heft: Reconstruierte Karten des Alterthums bis zum 7. Jahrh. n. Chr. (Text 154 SS. mit 49 eingeschalteten Kartenskizzen und 8 großen Weltkarten, Preis 10 Mk.)

Mit diesen beiden Heften, von welchen das letztere aus dem Mittelalter ins Alterthum zurückgreift, ist die schöne Sammlung der Mappae mundi, welche wir dem rüstigen Eifer des Stuttgarter Professors Miller, des Herausgebers einer zwar verkleinerten, aber dafür überaus handlichen und billigen Tabula Peutingeriana verdanken und welche Sammlung sich bereits den Beifall aller Fachgenossen und Schulmänner errungen hat, zu einem erfreulichen Abschluss gediehen. Den reichen Inhalt der vier vorausgegangenen Hefte, zumal der im vierten Hefte herausgegebenen und erläuterten wichtigen Karte von Hereford, dürfen wir als bekannt voraussetzen: es sind vorwiegend Rund- oder Radkarten, Arbeiten emsiger Klostergeistlichen des Mittelalters, deren Inhalt und zeichnerische Grundlage auf Vorbilder aus der römischen Kaiserzeit, zumal auf der sogenannten Weltkarte des Augustus und deren im 4. Jahrhundert unter Benützung der vorhandenen Itinerarien erweiterten Umbildung, zurückgeht, während zugleich die starke Bezugnahme auf das heilige Land und Jerusalem als neues Moment hervortritt. Hier sei nur zunächst von der im Jahre 1284 verfassten Karte von Ebstorf (Ebbekestorf) die Rede, welche zwar 1891 von Sommerbrodt im Lichtdruck herausgegeben worden ist, nun aber mit ihren reichen Farbentönen unter Beigabe eines Commentars wiedergegeben erscheint; das im Museum des Historischen Vereines für Niedersachsen in Hannover aufbewahrte Original umfasst eine Fläche von fast 13 Quadratmetern! Das Kartenbild des norddeutschen Klosterbruders stellt zwar gegenüber den früheren Versuchen, z. B. der englischen Karte von Hereford keinen wesentlichen Fortschritt dar — nur Deutschland selbst erfährt eine topische Bereicherung —, sie bildet aber wegen der Fülle ihrer Legenden und der Sorgsamkeit ihrer Ausführung gewissermaßen den Abschluss der mönchischen Gelehrsamkeit auf dem Boden der alten Welt und die letzte und umfassendste Wiedergabe des römischen orbis terrarum mit seinem Fabelwesen bis zum Rande

des Okeanos! Von da ab beginnt eine neue Ära für die Erdkunde, die Zeit der autoptischen Erforschung des Erdenraums, die Zeit der Erdmessung und des Wiederauflebens der ptolemaeischen Projectionsweise, sowie der Kenntnisnahme von den astronomischen Tafeln der Araber; mit dem Jahre 1300 beginnt auch die Zeit der Compasskarten italienischer Herkunft, sowie der Verwertung der Reiseberichte des Marco Polo. Noch einige Bemerkungen über Einzelheiten der Ebstorfer Karte. Ein großer Theil der Legenden ist aus Isidorus und Aethicus geschöpft, andere gehen direct auf eine römische Weltkarte zurück — so z. B. wird hie und da die Zahl der Völker angegeben: XII gentes der Circaei, XVI gentes Colchorum, XXVI gentes in Albania etc.; im Pfefferhafen Cottonare landen zumal Arabes et Aegyptii; der mit dem Tigris und Araxes das Quellgebiet theilende Eufrates wird auch Orontis (zend. aurvañt) genannt wie in den orientalischen Schriftwerken; der Ganges entspringt im Taurusstock Oscobares, den sonst nur die Erdtafel des Orosius kennt, ebenso wie den indischen Hafen Calicardama und die civitas Parthau. Aus einem syrischen Bericht (vgl. Expositio mundi a. 350) stammt die Dreitheilung Indiens in superior, inferior, meridiana, wofür andere maior, minor, tertia einsetzen: aus der syrischen Thomaslegende der Stadt Eriforum des Königs Gundafor und der Hafen Calaminica; am fl. Torrides (Θηριώδης) „sancti patres in deserto multa pertulerunt pro Christo", eine sonst unbezeugte Angabe; schwer deutbar sind die iranischen Namen Gargastan (etwa Garǧistan) und Codestan (Chûzistân?). Zum erstenmale erscheint auch die uralte, aber seit 762 wichtig gewordene Stadt Bagada(ta), ferner die kaspische Klause Terbant (Derbend), sowie Samarcha(nd), letztere Metropole freilich verwechselt mit dem Pontushafen Ταμάταρχα Gazariae „quae a rege pagano et Christiano mixtim colitur". Zum Schlusse machen wir noch aufmerksam auf die Form Wlta für die böhmische Moldau und auf die dialectial richtige Form Wena für unser Wien.

Sehr wichtig und belehrend ist das letzte oder 6. Heft, welchem Miller eine große Sorgfalt gewidmet hat; die mannigfachen hier gewonnenen Resultate dürfen wir als richtig hinstellen. Wir finden da nicht nur die vorptolemaeischen Erdtafeln des griechischen Geographen besprochen und reconstruiert; es zeigt sich auch, dass die specifisch römischen Leistungen wie sie in der Dimensuratio provinciarum, in der Tabula Peutingeriana (trotz ihrer aus praktischen Gründen in die Länge gezogenen Missform) in der reconstruierten Sphaera des Iulius Honorius, im Erdbild des Orosius und Isidorus und zumal des Ravennaten vorliegen, einen gemeinsamen, vom griechischen trotz gleicher topischer Grundlage abweichenden Typus besitzen, einen Typus, der noch während des früheren Mittelalters maßgebend geblieben war und selbst noch in den späteren italienischen Erdbildern bis auf Frà Mauro bei sehr erweiterter Kunde von den Erdräumen ein zähes Fort-

leben bewahrt hat: es war die „römische Weltkarte“ der Kaiserzeit trotz mancher Abweichungen im einzelnen allezeit eine Rundkarte, ein wahrhafter orbis; die Gestalt der *οἰκουμένη* mit ihren drei Erdtheilen und Einzelgebieten, Halbinseln, Inseln und Meeren, mit ihren gestreckten Bergzügen, mit ihren Seen und Flüssen, mit ihren dazwischen eingestreuten Völkernamen und Sagenlegenden, und in ihrer äußersten Vollendung mit den eingezeichneten Straßenzügen und Stationen, allemal ähnlich gegliedert (mag auch in den von Miller versuchten Reconstructionen diese Gliederung allzu drastisch hervortreten); wie schon d'Avezac vermuthet hatte, bildete den oberen Rand der Weltkarte nicht wie bei den Griechen der Norden und bei den Arabern der Süden, sondern die Ostseite mit den fabulosen Inseln des mare Eoum, so dass die Nordseite links zu stehen kam; das Rundbild war nach der 6-, 12- oder 24fächerigen Windrose eingetheilt, und das Centrum des Zifferblattes der Sonnenuhr mit den höchsten Sonnenstunden war Rom, auch wohl Antiochia, zur Zeit des griechischen Eparchie selbstverständlich Ravenna, woher als Diaphragma die schiefe Gerade zwischen Britannien und Indien gewählt war; daneben bewahrte auch das Diaphragma des Dikararchos von Gades bis zur Münde des Ganges seine alte Bettung, was sich z. B. in dem Kartenbild des Orosius und in den sogenannten T-Karten, welche schon Augustinus kennt, ausspricht. Insbesonders Millers schöne Reconstruction der Weltkarte des Ravennaten, welche den Typus der „römischen Weltkarte“ am getreuesten bewahrt hat, darf wohl allgemeine Billigung beanspruchen, da sie zu den Textangaben aufs beste stimmt. Minder erledigt scheint uns noch die Frage, ob der Ravennate bloß ein lateinisch abgefasstes Exemplar der Tabula vor sich gehabt habe oder ob er daneben auch eine byzantinisch-griechische Version mitbenützte, wofür die Darstellung Britanniens und des byzantinischen Orients zu sprechen scheint; Miller denkt an einen damals im Exarchat üblichen vulgärlateinischen, aber mit griechischen Solöcismen versetzten Jargon und nimmt zugleich an, dass der geistliche Autor außer der Tabula auch noch alle jene unbekannten Geographen, darunter griechische, wie Hylas, Pirithous, Pentesileus, Marpesius etc., mitverwertet habe, welche im Text erscheinen. Diese und andere Namen (Menolac, Marcomir etc.) hat schon 1738 Wesseling für erdichtet erklärt, und auch den meisten Forschern der Gegenwart fehlt der Glaube an die sonst unbezeugte und sonst nirgends verwertete reiche geographische Literatur jener stürmischen Zeit; in diesem Punkte, wie schon vorher bei Castorius, dem angeblichen Verfasser der Tabula, zeigt sich Professor Miller allzu leichtgläubig, trotz seiner Anstrengung für jene Namen Belege zu finden. Jener Zeit dürfen wir es wohl zutrauen, dass ein Autor mit dem Scheine einer stupenden Belesenheit und Gelehrsamkeit prunken mochte und sich nicht damit beschied, für den alten orbis terrarum ein gutes und vollständigeres Exemplar der Tabula

abgeschrieben und zugleich für den Länderzustand seiner Zeit raptim captim eingeholte mündliche Nachrichten von byzantinischen Beamten und longobardischen Kaufleuten mitverwertet zu haben; wie armselig mochte zu jener Zeit der Stand des geographischen Wissens und der Literatur gewesen sein, wenn sich der Verfasser bemüssigt sah, beispielsweise für die Häfen des kimmerischen Bosporus auf eine vage Angabe des Iordanes einzugehen! Für uns beruht der Hauptwert des Ravennaten darin, dass er Peutingers Exemplar der Tabula in ausgezeichneter Weise dadurch ergänzt, dass er aus seinem eigenen, hie und da weit vollständigeren Exemplare mitunter sehr gute und beachtenswerte Lesarten der antiken Stationen und Flüsse darbietet und das römische Straßennetz in vielen Theilen ergänzt und vervollständigt; eine gute Beigabe sind auch für seine Zeit die mündlich eingeholten Nachrichten; es gilt nur, die vasta farrago kritisch zu verwerten.

Zum Schlusse fühlen wir uns noch einmal auszusprechen gedrungen: Millers Sammlung füllt ein oft gefühltes Bedürfnis aus und verdient die höchste Beachtung von Seite aller Fachgenossen, Geographen sowohl wie Alterthumsforscher und Theologen. Mag auch im letzten Heft mancher Punkt allzu sicher hingestellt sein oder in den früheren Heften die Erörterung hie und da eine Lücke aufweisen — im großen Ganzen verdient sein fleißig ausgearbeitetes Unternehmen alles Lob, sowie auch dem Verlagsbuchhändler Roth in Stuttgart Lob dafür gebürt, dass er für das schön ausgestattete Sammelwerk einen wahrhaft billigen Preis gestellt hat, der es jedem Privaten sowie jeder Schule ermöglicht, sich dasselbe anzuschaffen.

Wien. Wilhelm Tomaschek.

Dr. Wilhelm Schell, Allgemeine Theorie der Curven doppelter Krümmung in rein geometrischer Darstellung. Zur Einführung in das Studium der Curventheorie. 2. erweit. Aufl. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1898. gr. 8°, VIII u. 163 SS. Preis 5 Mk.

Gegenüber der ersten vor 39 (!) Jahren erschienenen Auflage dieses Werkes enthält die vorliegende zweite eine große Reihe von Verbesserungen und Zusätzen. Dazu gehören in formeller Hinsicht die Überschriften zu den einzelnen Paragraphen und eine erhebliche Anzahl neuer Figuren, in sachlicher die weiter ausgeführte Einleitung, die als 11. Capitel eingeschaltete Geometrie der Bewegung der Curven doppelter Krümmung und das Schlusswort.

Der Inhalt des Werkes lässt sich kurz so charakterisieren: Um die Eigenschaften einer Curve in der Umgebung eines bestimmten Punktes derselben kennen zu lernen, wird die

gegenseitige Lage gewisser Linien und Flächen, welche sich der Curve in jenem Punkte anschmiegen, untersucht. Dazu gehören die Tangente, die Schmiegungsebene, der Schmiegungskreis, die Schmiegungskugel, der gerade Schmiegungskegel und die Schmiegungshelix. Durch diese Gebilde sind andere bestimmt, welche für diese Untersuchung von ebenso großer Wichtigkeit sind, wie z. B. die Normalebene, die Haupt- und die Binormale, die rectificierende Ebene usw. Um ferner eine Übersicht über den Verlauf der ganzen Curve zu gewinnen, untersucht man die Eigenschaften jener Curven und Flächen, welche von den vorhin erwähnten, der Curve sich anschmiegenden oder durch diese bestimmten Gebilden erzeugt werden, wenn der Berührungspunkt die ganze gegebene Curve durchläuft. Man gelangt so zu der Fläche der Schmiegungsebenen oder der Tangentenfläche, der Fläche der Normalebenen oder der Krümmungsachsen, den Evolventen und Evoluten, der rectificierenden Fläche, der Fläche der Hauptnormalen, der Binormalen usw.

Die Untersuchung ist allgemein gehalten, und nur in wenigen Fällen werden specielle Curven zur Erläuterung der allgemeinen Sätze herangezogen. Dabei wird die Rechnung möglichst vermieden, da es (nach einem in der Vorrede citierten Ausspruche Jacobis) Tendenz der neueren mathematischen Wissenschaft sei, Gedanken an die Stelle der Rechnung zu setzen. Dadurch wurde es möglich, auf verhältnismäßig kleinem Raume die allgemeine Theorie der Curven doppelter Krümmung in übersichtlicher Weise zu entwickeln. In den Ableitungen spielen die unendlich nahen Punkte, Dreiecke mit unendlich kleinen Seiten usw. die Hauptrolle. Da die Ordnung des unendlich Kleinen fast durchgehends nicht berücksichtigt wird, so sind manche Beweise vom mathematischen Standpunkte aus als nicht exact zu bezeichnen. Sie können daher den Anfänger, welcher die strengeren Beweise noch nicht kennt, verwirren oder doch unbefriedigt lassen. Dies ist nach der Ansicht des Ref. eine Schattenseite der sonst sehr bequemen „Methode des geometrischen Differenzierens."

S. 24 heißt es: „Die Berührung der zweiten Ordnung nennt man auch Osculation". Diese Definition stimmt mit der heutzutage üblichen, wonach Osculation und Schmiegung verschiedene Namen für denselben Begriff sind, nicht überein.

S. 26 und S. 91 werden unrichtige Formeln für den Flächeninhalt eines sphärischen Dreieckes benützt.

Immerhin wird dieses Werk allen Fachmännern, und zwar nicht bloß Anfängern, durch seinen reichen Inhalt von Nutzen sein und einem wirklichen Bedürfnisse entsprechen, da die Literatur der Curven doppelter Krümmung nur wenige zusammenhängende Darstellungen aufweist.

Graz. Dr. Franz Hočevar.

Leitfaden der Physik. Von Dr. Jacob Heussi, ehem. Conrector am großherzogl. Friedrich Franz-Gymnasium zu Parchim. 14. verb. Aufl. Mit 159 in den Text gedruckten Holzschnitten. Bearbeitet von H. Weinert. Braunschweig u. Berlin, Otto Salle 1897.

Die neue Auflage des bekannten Leitfadens wurde nur insoferne gegen ihre Vorgängerinnen geändert, dass in derselben den neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Lehre von der Elektricität und Optik Rechnung getragen wurde, dass ferner — namentlich in dem über Elektricität handelnden Abschnitte — Kürzungen und Verschiebungen in der Anordnung der einzelnen Partien vorgenommen wurden. Die Vorzüge des Leitfadens sind schon vielfach in Kritiken anerkannt worden; vorzugsweise ist es die gelungene Diction, die Klarheit der Darstellung, die besondere Hervorhebung der Induction, die Heranziehung von vielen der Praxis entnommenen Beispielen, die weise Eintheilung und Abgrenzung des Lehrstoffes, welche in erster Linie zu betonen ist. Die neueren preußischen Lehrpläne sind berücksichtigt worden und es wurde entsprechend der Forderung derselben, in Untersecunda im Anschlusse an den physikalischen Unterricht einige Belehrungen in der Chemie zu ertheilen, in dieser sowie in der vorigen Auflage ein kurzer Anhang beigegeben, in dem die wesentlichsten Erscheinungen der Chemie zur Behandlung gelangen. Dieser Abriss kann als sehr gelungen bezeichnet werden und er sorgt namentlich für das Verständnis der wesentlichsten Processe, welche in das Gebiet der chemischen Technologie zu rechnen sind.

Die Aufnahme der Wimshurst'schen Influenzmaschine in dieses Buch halten wir für nicht geeignet, zumal die Wirkungsweise derselben zu wenig erklärt erscheint. Die wichtigsten Errungenschaften der modernen Elektrotechnik haben Berücksichtigung gefunden.

Das vorliegende Buch kann bestens für den propädeutischen Unterricht in der Physik empfohlen werden.

Lehrbuch der Experimentalphysik von Adolf Wüllner. 5. vielfach umgearb. u. verb. Aufl. 3. Band. Die Lehre vom Magnetismus und die Elektricität mit einer Einleitung: Grundzüge der Lehre vom Potential. Mit 341 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Was auf dem Gebiete der Elektricität und des Mechanismus in den letzten Jahren geleistet wurde, sei es auf experimentellem, sei es auf theoretischem Untergrund, hat der Verf., schon längst allen Physikern als gründlicher und klarer Darsteller, als ausgezeichneter Forscher bekannt, in dem vorliegenden sehr umfangreichen Bande (derselbe umfasst über 1400 SS.) dem Studierenden in durchwegs gelungener Weise soweit vorgeführt, dass derselbe in den Stand gesetzt wird, auf Grund dieser Entwickelungen und auf Grund der in dem Buche vorhandenen Literaturnachweise

specielle Studien zu beginnen. Die bisherige Anordnung ist beibehalten worden, sie ist im engsten Anschlusse an die Geschichte der Entwicklung der Elektricität vollzogen. Recht klar und für das erste Studium geeignet finden wir die Grundzüge der Potentialtheorie dargestellt.

Dieselbe wurde übrigens gegenüber der 4. Auflage nicht wesentlich erweitert und ergänzt. In den folgenden Abschnitten wurde die Anwendung der Potentialfunction in consequenter Weise durchgeführt und gezeigt, wie dieselbe bei der Erklärung der magnetischen und elektrischen Erscheinungen sich nützlich erweist. Im ersten Abschnitte wird vom Magnetismus im allgemeinen, im besonderen vom Erdmagnetismus; im zweiten Abschnitte von der Reibungselektricität im Zustande der Isolation und von den Entladungen der Elektricität und deren Wirkungen gesprochen. In diesem letztgenannten Abschnitte finden wir unter anderen auch die Methode der elektrischen Bilder zur Bestimmung der Vertheilung der Elektricität auf getrennten Leitern berücksichtigt, auf die Theorie der Dielektrika in gründlicher Weise eingegangen und der Faraday-Maxwell'schen Auffassung der elektrischen Erscheinungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Eine namhafte Erweiterung hat der dritte Abschnitt erfahren, welcher von der Entstehung des galvanischen Stromes, den Gesetzen der Stromstärke, den Wirkungen des galvanischen Stromes im Schließungskreise handelt. Hier mussten vorzugsweise die chemisch-physikalischen Untersuchungen über die elektromotorischen Kräfte zum Theil auf Grundlage der Helmholtz'schen Theorie des Capillarelektrometers, welcher im weiteren Verlaufe die Theorie von Warburg entgegengestellt wird, ferner die Theorie der elektrolytischen Leitung und deren Zusammenhang mit der Dissociation und der Diffusion, dann die Theorie der Concentrationsströme und jene der elektromotorischen Kräfte in Elektrolyten von Nernst aufgenommen werden, um ein vollkommenes Bild des bisherigen Zustandes der Forschung geben zu können. Der vierte Abschnitt umfasst die Lehre von der Elektrodynamik, vom Elektromagnetismus und Diamagnetismus, von der elektrischen Induction und wird durch einen sehr gehaltvollen Excurs auf das Gebiet der elektrischen Schwingungen und auf die Messung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der elektrischen Wellen geschlossen, wobei auch die Grundzüge der elektromagnetischen Lichttheorie entwickelt werden. Letztere wird im vierten Bande nebst der Theorie, welche auf Grund des elastischen Äthers aufgebaut ist, weitergeführt werden.

Durch die sehr gewissenhafte Angabe der vorzüglichsten Quellenschriften hat auch der vorliegende Band bedeutend gewonnen und er wird auch in dieser Hinsicht dem Studierenden der Physik nicht unwesentliche Dienste leisten. In rein theoretische Details ist der Verf. nur insoweit eingegangen, als dieselben zum

Verständnisse der Erscheinungen und zum Verfolgen der einzelnen Messungsmethoden sich erforderlich erwiesen. Wir sind der sicherlich berechtigten Ansicht, dass das gediegene Werk von Wüllner beim Studium der Experimentalphysik sich unentbehrlich erweisen wird und dass dasselbe von Anfängern und weiter Gebildeten in gleicher Weise mit Erfolg zurathe gezogen werden kann. Die Ausstattung des umfangreichen Bandes ist die gewohnte ausgezeichnete des Teubner'schen Verlages.

Physikalisches Prakticum mit besonderer Berücksichtigung der physikalisch-chemischen Methoden von Eilhart Wiedemann und Hermann Ebert. 3. verb. u. verm. Aufl. Mit 316 eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1897.

Während der Leitfaden der praktischen Physik von Kohlrausch den Bedürfnissen der Physiker bei ihren wissenschaftlichen Messungen entgegenkommt und für dieselben ein fast unentbehrliches Buch geworden ist, hat das vorliegende Buch eine viel niedrigere Grenze sich gesteckt, es soll nämlich die Anfänger und die Studierenden der Chemie in ihren Arbeiten im Laboratorium fördern. Deshalb wurden solche Probleme aufgenommen, welche den Anfänger in die Methoden und Gesetze der Physik einführen, andererseits sind die physikalisch-chemischen Methoden in eingehender Weise berücksichtigt worden. In letzterer Beziehung sind namentlich die von der Behandlung und dem Gebrauche der chemischen Wage, von dem Verhalten der Gase bei Druck- und Temperaturänderungen, von der Bestimmung der Dichte der Gase und Dämpfe, von jener des Dampfdruckes und des Siedepunktes, ferner von den Gefrierpunktserniedrigungen und Siedepunktserhöhungen von Lösungen, von den thermochemischen Processen, von den vielfachen Anwendungen der Spectralanalyse, von der Drehung der Polarisationsebene, ferner von der Elektrolyse und den Polarisationserscheinungen des elektrischen Stromes handelnden Abschnitte bemerkenswert. Demselben Zwecke dienen viele dem Buche beigegebene Tabellen.

Die einzelnen Abschnitte werden in der Weise eingeleitet, dass alle für die betreffenden Übungen erforderlichen Gegenstände und Apparate zusammengestellt werden; ebenso finden wir in denselben solche Winke angegeben, dass ohne Benützung eines Lehrbuches die auszuführenden Messungen durch dieselben vorbereitet werden. Die bei den Messungen und speciell bei der Berechnung derselben erforderlichen Formeln sind entsprechend der Anlage des Buches ohne Zuhilfenahme der höheren Mathematik abgeleitet worden.

Sehr wertvoll ist an dem Buche, dass bei der quantitativen Behandlung der verschiedenen Probleme die Berechnungen so geführt sind, dass der Arbeitende die erhaltenen Werte nicht einfach in die Formel einzusetzen braucht, sondern dass er den Gedankengang, welcher zur

Formel geführt hat, noch einmal durchdenken muss. Fast durchwegs sind den einzelnen Abschnitten Zahlenbeispiele beigefügt, welche gleichzeitig ein Maß für die erreichte Genauigkeit liefern.

Der in dem Buche vorhandene Übungsstoff soll nach den Angaben der beiden Autoren innerhalb zwei bis drei Semester bei zwei- bis dreistündiger wöchentlicher Arbeit erledigt werden. Ref. ist wohl der Ansicht, dass für diese verhältnismäßig kurze Zeit keine besonderen Complicationen bei den Laboratoriumsarbeiten eintreten dürfen.

In der neuesten, vorliegenden Auflage haben einige Abschnitte eine wesentliche Erweiterung erfahren, dies gilt besonders von der Elektricitätslehre.

Unter den bisher erschienenen Lehrbüchern der praktischen Physik wird das vorstehende namentlich in Bezug auf seine Verwendbarkeit beim physikalischen Unterrichte eine der ersten Stellen einnehmen und von diesem Gesichtspunkte aus können wir dasselbe den Lehrern der Physik bestens empfehlen.

Im einzelnen möchten wir das folgende besonders hervorheben: Die Wage, sowohl die Einrichtung derselben, als auch deren Gebrauch, sind mit vollem Rechte in großer Ausführlichkeit erörtert worden; insbesonders gilt dies von der chemischen Wage. Von den Methoden der Gasdichtenbestimmung sind unter anderen die Methode von Dumas, Gay-Lussac-Hoffmann, Victor Meyer, dann die Bunsen'sche Ausflussmethode durch enge Öffnungen betrachtet worden. Sehr zu billigen ist es, dass in dem Buche die Versuche über die Elasticität ihre Berücksichtigung verdienterweise gefunden haben; vorzugsweise sind es jene über die Bestimmung der Torsionscoefficienten, welche sowohl nach einer statischen, als auch nach einer dynamischen Methode ausgeführt wurden. Recht instructiv sind die angegebenen Versuche qualitativer und quantitativer Art, welche wir in dem Buche antreffen. Die Grundgesetze der Gefrierpunktserniedrigungen, dass nämlich jeder Körper, der in einer Flüssigkeit, die der Erstarrung fähig ist, gelöst ist, deren Gefrierpunkt nahezu proportional der Concentration erniedrige, dass ferner die molekularen Erniedrigungen des Gefrierpunktes sich für jedes Lösungsmittel einer für dasselbe charakteristischen Constanten nähere, sind experimentell an mehreren praktischen Beispielen bestätigt worden. — Für die Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalentes ist der Apparat von Christiansen angegeben und eine praktische Durchführung versucht worden. — Unter den thermo-chemischen Processen finden wir Erörterungen, welche auf die Bestimmung der Neutralisationswärme und auf die der Hydratationswärme bezugnehmen.

In der Lehre vom Lichte wird an erster Stelle die Photometrie betrachtet und auf die Photometer von Bunsen, Joly und Lummer-Brodhuns Rücksicht genommen. Als bemerkens-

wertes praktisches Beispiel wird die Beziehung zwischen Gasconsum und Lichtstärke studiert, dann die Bestimmung des Absorptionscoefficienten eines Rauchglases vorgenommen. Der Bestimmung des Brechungsindex ist ein breiter Raum gewidmet worden, was in Anbetracht der Wichtigkeit der Aufgabe nur gebilligt werden muss. Die Anwendung des Totalreflectometers von Pulfrich gestattet, in einfacher Weise Brechungsexponenten zu bestimmen, und wird in dem vorliegenden Buche ausführlich gelehrt. Entsprechend der großen Wichtigkeit für den Chemiker hat der Verf. die spectralanalytischen Untersuchungen und Messungen in den Vordergrund treten lassen. Die Bemerkungen über die Interferenz des Lichtes sind nur soweit durchgeführt, als die Bestimmung der Wellenlänge mit dem Gitter und mittels der Farbenringe von Newton vollzogen erscheint. Die Polarisation des Lichtes und namentlich die Messung der Drehung der Polarisationsebene des Lichtes wird eingehend erörtert und in dem betreffenden Abschnitte auf Grund der Hypothese, dass die Drehung der Polarisationsebene erklärt werden könne, wenn man annimmt, dass der Lichtäther um die Körpermoleküle in bestimmter Weise geordnet ist, was einen bestimmten molekularen Bau der Substanz erfordert, die Assymmetrie der Kohlenstoffatome in die Theorie eingeführt. Wie mittels des Glan'schen Photometers die Spectrophotometrie durchführbar ist, wird im folgenden dargethan.

In dem über Elektricität handelnden Abschnitte sind es meistentheils qualitative Versuche, welche zur Besprechung gelangen. Das Messen der elektrischen Constanten ist in genügender Weise auseinandergesetzt worden; ebenso ist in kurzer Weise die Bestimmung der Horizontalcomponente des Erdmagnetismus gelehrt worden. Überall ist die durch die Einführung der Kraftlinientheorie erworbene Anschauung gepflegt worden, ferner wurde dem absoluten Maßsysteme auch in diesem Abschnitte Rechnung getragen. Die vielen dem Buche beigegebenen Tafeln der Constanten erhöhen den Wert des vortrefflichen Buches nicht minder, als die sehr bequem zu handhabenden vierstelligen Logarithmentafeln, welche von Professor Quincke zusammengestellt wurden.

Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie.

Neueste umgearb. u. verm. Aufl. von Dr. Leop. Pfaundler, Professor der Physik an der Universität Graz. Unter Mitwirkung des Dr. Otto Lummer, kaiserl. Professors bei der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg. In drei Bänden. II. Band, 1. Abtheilung. 3. Lieferung. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1897.

Mit dem vorliegenden umfangreichen Bande ist die erste Abtheilung des zweiten Bandes der Pfaundler'schen Bearbeitung des Lehrbuches der Physik und Meteorologie von Müller-Pouillet zum Abschlusse gelangt. Damit die in

den übrigen Lehrbüchern wenig behandelte Theorie von der Abbildung, von der Wirkungsweise der optischen Apparate im allgemeinen, der photographischen Objective im besonderen den neuesten Forschungen entsprechend dargestellt werde, wurde Prof. Lummer als Mitarbeiter gewonnen, der auf diesem Gebiete viel gearbeitet und sich durch seine Forschungen vortheilhaft bekannt gemacht hat. Die Bearbeitung des katoptrischen und dioptrischen Theiles der Optik hat dieser Physiker übernommen. So rühren in dem vorliegenden Bande die Erörterungen über das Auge und die Gesichtsempfindungen, dann die über Strahlenbegrenzung und von ihr abhängige Lichtwirkung optischer Systeme und über die optischen Instrumente, sowie über die Erscheinungen der Interferenz und Beugung von Prof. Lummer her, während Prof. Pfaundler die Abschnitte über die Polarisationserscheinungen und über jene der Doppelbrechung einer Neubearbeitung unterzogen hat.

Es ist im ganzen Verlaufe auch des vorliegenden Bandes darauf Rücksicht genommen worden, die den einzelnen Erscheinungen zugrunde liegenden Hauptmomente besonders hervortreten zu lassen und auf die Einzelnheiten erst im weiteren einzugehen. Die Theorie des Stereoskops ist ausführlich behandelt worden. Von Farbentheorien wurden jene von Young Helmholtz und von Hering besonders hervorgehoben. Ein musterhaft gearbeiteter Abschnitt, und zwar auf Grund der Studien von Helmholtz und von E. Abbe, ist der über die Strahlenbrechung und die von ihr abhängige Lichtwirkung optischer Systeme. Derselbe muss für die Theorie der optischen Instrumente als grundlegend bezeichnet werden. Der den letzteren gewidmete Abschnitt bietet so viel des Neuen und Anregenden, dass er dem praktischen Physiker die ersprießlichsten Dienste leisten wird; dies gilt namentlich von den Erörterungen über die Mikroskope und Fernrohre. Interesse werden auch die Untersuchungen der Gläser auf Schlieren, wie sie von Töpler angestellt wurden, erregen. Eingehend wird der Schlierenapparat von Töpler besprochen, ebenso auf die Untersuchung der Gläser und Linsen auf Spannung eingegangen, wobei in erster Linie die Mittheilungen aus dem glastechnischen Laboratorium zu Jena die ihnen gebürende Berücksichtigung erfahren haben. In der Lehre von der Interferenz des Lichtes haben die Interferenzerscheinungen in dicken Platten in ausführlicher Weise Aufnahme gefunden. Anwendung derselben erfuhren sie bei der Methode der Prüfung planparalleler Platten mittels der Curven gleicher Neigung, dann in dem Dilatometer von Fizeau und Abbe. In der Lehre von der Polarisation des Lichtes findet man auch die eingehende Beschreibung des von Dubosq construierten Apparates zur objectiven Darstellung der Polarisationserscheinungen, wie sie durch Reflexion auftreten. Die Erklärung der Polarisationserscheinungen ist in

einer solchen Form gegeben worden, wie sie den didaktischen Forderungen als vollkommen entsprechend bezeichnet werden kann. Hier wie in der Lehre von der Doppelbrechung hat die Construction gegenüber der Rechnung den Vorrang erhalten. Gelegentlich der Besprechung der chromatischen Polarisation wurde auch der Landolt'schen Streifen im Gesichtsfelde gekreuzter Nikolscher Prismen gedacht und das darauf beruhende Polarimeter von Lippich beschrieben. Sehr scharf wurden die Merkmale der verschiedenen Polarisationsarten des Lichtes hervorgehoben und die Methoden zur Untersuchung derselben angegeben. Die Erscheinungen der Drehung der Polarisationsebene des Lichtes sind ohne weitläufigere Rechnung dem Verständnisse des Studierenden nahegebracht worden, und auf die verschiedenen technischen Anwendungen dieses Zweiges der theoretischen Lichtlehre ist in entsprechender Art bezuggenommen worden.

Es möge neuerdings der rührigen Verlagsbuchhandlung der Dank dafür ausgesprochen werden, dass sie kein Opfer gescheut hat, um auch den vorliegenden Band des Müller-Pfaundlerschen Lehrbuches der Physik in Gemäßheit der bedeutenden Fortschritte entsprechend umzugestalten. Die Darstellung des aufgenommenen Lehrstoffes kann wohl den Anspruch darauf machen, als allgemein verständlich bezeichnet zu werden, zumal dem Verständnisse der einzelnen Lehren durch sehr gut ausgeführte schematische und perspectivische Zeichnungen mächtig Vorschub geleistet wurde.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Wachter, Dr. Vincenz, Vollständiger Abriss der anorganischen Chemie. Hamburg u. Leipzig, Verlag von Leop. Voss 1897. 8°, 164 SS.

Das Werkchen ist ganz auf das „periodische Gesetz der Elemente" aufgebaut und wird nach des Autors eigenen Worten „besonders Studierenden der Chemie, Pharmacie und Medicin, welche sich direct auf ein Examen aus der Chemie vorbereiten wollen, willkommen sein", und es erscheint nach ihm „als das, was es sein soll, ein vollständiger, auf der Höhe der Zeit stehender Abriss der anorganischen Chemie".

Den allgemeinen Lehren sind 25 Seiten gewidmet. Dieser Theil des Buches ist nach des Ref. Meinung der schwächere. — Der speciell den Elementen und ihren Verbindungen gewidmete Theil ist recht gut und übersichtlich gearbeitet und nach Form und Inhalt lobenswert. Am Beginne einer jeden Elementengruppe sind recht einfache und lesenswerte Zusammenstellungen gegeben. Auch bei den seltenen Metallen findet man viele hübsche und richtige Details. — Die Namengebung ist im allgemeinen zweck-

entsprechend; nur an einigen Stellen werden „Alkalien“ mit „Metallen der Alkalien“ verwechselt (S. 20 u. 71). Als eine abnorme Schreibweise muss CuCl und HgCl für Cupro-, resp. Mercurchlorid bezeichnet werden. Der Stil ist, dem Zwecke des Büchleins entsprechend, selbstverständlich ein sehr knapper, meist auch ein guter. Verbesserungsbedürftig wären folgende Stellen: „Überall, wo starke Verdunstungen von Wasser vorhanden..“ (S. 28); Schwefel wird erhalten „aus natürlichem Schwefel durch Ausschmelzen aus den erdigen Beimengungen“ (S. 37) „ein übelriechendes, den Geruch . . . aufhebendes Gas“ (S. 46); Natriumamalgam dient zur „Wasserstoffentwicklung als Reductionsmittel“ (S. 98); Germanium sehr selten, die übrigen schon längst bekannt (S. 126).

Zu vermeiden wären die Ausdrücke: „leuchtlose Flamme“ (S. 5, 61, 78), „Ingredienzien“ für „Körper“ (S. 9), sowie die höchst überflüssige Bezeichnung „chemische Körper“ (S. 1), endlich die Verwechslung von „bestimmter“ Größe mit „beständiger“ oder constanter Größe für die Wertigkeit (S. 4). Recht wünschenswert wäre auch eine viel klarere Fassung des Begriffes der Wertigkeit (S. 3, 4), des Siedepunktes (S. 4), der kritischen Temperatur und des kritischen Druckes (S. 5), der Explosion (S. 8), der Begriffe „amorph“ (S. 20), „isoamorph“ (S. 25), „Opalisieren“ (S. 25), „Volumgewicht“ (S. 25), „Magnetismus“ (S. 25), „Lackfarben“ (S. 108).

Der Arsendampf wird als gelb (S. 51), Arsenkies silberweiß (S. 56), Onyx braun (S. 62), Lithiumglimmer kurzweg roth (S. 63), der gemeine Korund weiß (S. 105), Chromihydroxyd hellblau gefärbt (S. 118), Phosphorit einfach als dicht bezeichnet (S. 83).

Wünschenswert wäre endlich noch Folgendes: Es sollte gesagt werden, wodurch Curcumapapier gebräunt wird (S. 12), aus welchen Thatsachen unsere Ansichten über den Status nascendi hergeleitet werden (S. 12), welche Säure man als „Säure schlechtweg“ bezeichnet, dass auch durch Einwirkung von Wasserstoff auf Metalloxyde Wasserbildung stattfindet (S. 29), dass man Fluorit auch in Thüringen und England findet (S. 31), dass Diamanten auch bei Gesteinsbohrungen Anwendung finden (S. 56), dass Steinkohlen nicht nur in der Carbonformation angetroffen werden (S. 57). . . . . Von Reactionen sollte die des Wasserstoffsuperoxydes mit Kaliumbichromat, Schwefelsäure und Äther Aufnahme finden (S. 30), jene auf Borsäure genauer beschrieben werden, besonders betreffs des Betupfens mit Lauge (S. 60), bei der auf Calcium sollte von den löslichen Sulfaten Gipslösung ausgenommen werden (S. 87).

Bei Besprechung der Wirkung von Kupfer auf Salpetersäure könnte die Bildung von Stickoxyd durch eine Gleichung erläutert werden (S. 16). Die Gleichung, welche den Process der Salpeter-

säuredarstellung versinnlicht, sollte, den Thatsachen mehr entsprechend, abgeändert werden (S. 40).

Den Abschluss des Werkchens bildet ein recht gut gearbeitetes „Alphabetisches Register“, von dem der Autor (S. 153) sagt: „es dient auch didaktischen Zwecken, und ist das Nachschlagen hier nicht eine rein mechanische, sondern vielmehr eine geistig anregende Arbeit“.

Wien. Joh. A. Kail.

Pflanzenleben. Von Anton Kerner von Marilaun. 2. gänzlich neu bearb. Aufl. II. Band: Die Geschichte der Pflanzen. Mit 1 Karte, 233 Abbildungen im Text. 19 Farbendruck- und 11 Holzschnitttafeln. Wien u. Leipzig (Bibliographisches Institut) 1898. 778 SS. Preis 16 Mk.

Wir haben seinerzeit in dieser Zeitschrift (1887, V. Heft) den ersten Band der zweiten Auflage dieses ausgezeichneten Werkes angezeigt. Seither ist der zweite Band erschienen. Der erste Abschnitt desselben: „Geschichte der Pflanzenindividuen“ behandelt im ersten Capitel die Vermehrung der Pflanzen durch Ableger, durch Thallidien und durch Knospen. Das zweite Capitel, welches zugleich das umfangreichste des ganzen Bandes ist, hat die Überschrift: „Fortpflanzung und Vermehrung durch Früchte“. Dasselbe enthält in ausführlicher Zusammenfassung jene große Fülle sorgfältiger Beobachtungen und scharfsinniger Erklärungen auf dem Gebiete der Blütenbiologie, welche wir Ch. Darwin, Delpino, Hildebrand, Fritz und Hermann Müller, sowie dem Verf. selbst verdanken. Kerner erörtert hier in anregender Form die mannigfaltigen Einrichtungen zur Übertragung des Pollens (Anemophilie, Zoidophilie), die Morphologie des Pollens, die Anlockungsmittel für Insecten (Blütenhüllen, Blumenduft, Nectar), die Erscheinungen der Dichogamie, Autogamie, Allogamie, Kleistogamie usw., die merkwürdigen Blüteneinrichtungen zur Ermöglichung des Honiggenusses und der Pollenübertragung für berufene Besucher und zur Abwehr unberufener Gäste usw. — Der II. Abschnitt „Die Geschichte der Arten“ bespricht die Abhängigkeit der Pflanzengestalten von Klima und Boden, die Veränderungen der Pflanzenformen durch schmarotzende Sporenpflanzen und gallenerzeugende Thiere, die Entstehung und Abstammung der Arten, der Pflanzengenossenschaften und Floren u. a. — Der III. Abschnitt „Die Pflanze und der Mensch“ enthält folgende Capitel: 1. Nutzpflanzen (Industriepflanzen, Vegetabilische Nahrungs- und Genussmittel, Futterpflanzen), 2. Frische Pflanzen und Pflanzentheile als Schmuck und Zierrat, 3. Die Gärten (die Gärten der alten Zeit, des Mittelalters, die botanischen Gärten der Neuzeit), 4. Die Pflanze als Motiv in der Kunst (Pflanzenorna-

[illegible] in der Bildhauerkunst, Blumen-[illegible] die Pflanzenwelt in der Dichtkunst).

Die Darstellung des Stoffes ist klar, anregend und belehrend; [illegible] der populären Darstellung wissenschaftlicher Probleme war ja der Verf. ein Meister.

Wie im ersten Bande sind auch die zahlreichen Textillustrationen und Tafeln des zweiten Bandes tadellos ausgeführt. Das ganze, 97 Druckbogen [illegible] Werk (I. und II. Band) enthält eine colorierte [illegible] von Österreich-Ungarn, 40 prächtige Chromotafeln und 448 [illegible] mit rund 2000 Einzelfiguren im Texte.

Kerners „Pflanzenleben" bildet ein Glied in der Kette jener classischen Werke, welche die naturhistorische Literatur Brehm, Ranke, Ratzel und Neumayr verdankt. Auf Kerner, dessen Geist so empfänglich, dessen Gemüth so feinfühlend war für die Erscheinungen der Pflanzenwelt, finden wohl die Worte Goethes Anwendung, mit denen der II. Band des „Pflanzenlebens" schließt: „Blumen reicht die Natur, es windet die Kunst sie zum Kranze".

Wien. Dr. A. Burgerstein.

Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik. Ein Lehr- und Handbuch unter Mitwirkung von Seminardirector Dr. K. Heilmann herausgegeben von Dir. Dr. M. Jahn. 2. sehr verm. Aufl. Leipzig, Dürr'scher Verlag. Preis 7 Mk.

Dass das Studium der Psychologie für Lehrer und Erzieher von ganz eminenter Bedeutung ist, wurde wohl schon oft betont, wird aber bei diesen erst recht wirksamen Glauben finden, wenn die Wege für die Anwendung gewiesen werden, welche die Psychologie in der Praxis des Lehrers und Erziehers finden kann. Dieses Ziel verfolgen zwei Werke obiger Autoren, die „Psychologie mit Anwendung auf Erziehung und Schulpraxis für Lehrer und Lehrerinnenseminare und zum Selbstunterrichte" und das obengenannte Werk, welches die Ergänzung des ersteren bildet. Dieses Unternehmen, die „pädagogische Psychologie" für die Lehrer- und Erzieherkreise zugänglich zu machen, welches a priori das allgemeine Interesse auf sich lenken muss, verdient umsomehr besondere Beachtung, als es den Autoren gelungen ist, in einfacher schlichter Sprache die psychologischen Grundlagen pädagogischer Wissenschaft in Form von Regeln zu geben, die, wie sie aus der Praxis hervorgiengen, wieder leichte Nutzanwendung in der Praxis finden können. Nach dem Ermessen des Ref. wäre es aber nur vortheilhaft für die „Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik" gewesen, wenn ihre Verff. sich entschlossen hätten, noch mehr, als es der Fall ist, von metaphysischen Betrachtungen abzusehen und ebenso von einer Anführung aller möglichen Ansichten, denen sie entgegentreten.

Nach einer Einleitung, die sich mit der Aufgabe, den Quellen und Hilfsmitteln der Psychologie überhaupt und der pädagogischen Psychologie beschäftigt, werden im ersten Abschnitte „das Sinnesleben unter Berücksichtigung der Hauptlehren der Psychophysik“, im zweiten „das Vorstellungsleben innerhalb des psychologischen Mechanismus“, im dritten „die höheren, den Mechanismus überschreitenden Bewusstseinsweisen“, im vierten „die Psychologie des Willens und der Willensbildung“ besprochen, woran sich in einem fünften Abschnitte „Theoretische Sätze über das Wesen und die Entwicklung der Seele“ schließen. An die vielen inhaltsreichen Capiteln dieser Abschnitte, die ebenso von fleißiger Benützung der wissenschaftlichen Ergebnisse neuerer Psychologie, wie von selbständiger Denkarbeit zeugen, ist gewöhnlich unter Titeln wie „Pädagogisches“, „Pädagogische Forderungen“ „die pädagogische Wichtigkeit der räumlichen und zeitlichen Phantasie“ u. ä. ganz den Intentionen der Verff.[1]) gemäß gezeigt, „wie das natürlich Gegebene zu benützen sei, um diejenigen Inhalte und Formen des Seelenlebens entstehen zu lassen, welche den Menschen über das Naturwüchsige erheben und ihn vervollkommnen“. Da zum Bedauern des Ref. der beschränkte Raum eines Referates es nicht gestattet, durch genaueres Eingehen auf die höchst anregende Darstellung des Buches die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe zu erhöhen, so will er wenigstens durch einige Hinweise auf nach seinem Dafürhalten verbesserungsfähige Theile des Buches zeigen, welches rege Interesse die Darstellung in ihm wachrief.

Wenn Ref. sich ganz damit einverstanden erklärt, dass eine pädagogische Psychologie, wie die vorliegende, nur das Unumgängliche von der Anatomie der sensorischen und motorischen Organe und ihren physiologischen Functionen darbietet und für eingehenderes Studium auf die bedeutendsten Werke kurz verweist (S. 11), so muss die Coordinierung des sogenannten Gefühlstones neben Qualität und Intensität, wie sie in dieser wie in fast allen „Psychologien“ bisher festgehalten ist, als eine unbegründete bezeichnet werden. Es hat vielmehr Höfler,[2]) wie mir scheint, ganz klar nachgewiesen, dass von einem Gefühlstone der Empfindung nur in dem Sinne gesprochen werden kann, dass damit die innige Verbindung zwischen Empfindung und Gefühl, zweier begrifflich scharf auseinanderzuhaltender Phänomenclassen, und in keiner Weise die Zugehörigkeit zu den der Empfindung selbst angehörigen Merkmalen gemeint sein kann.

Von der Klangfarbe wird doch gar zu wenig gesagt, da gar nicht auf das Anseinanderhalten der psychologischen und der physikalischen Theorie der Klangfarbe hingewiesen ist. Zudem scheint der Verf. bei der Erklärung derselben als ein „Sichverschmelzen

---

[1]) Vorwort zur 2. Aufl. II.

[2]) Psychologie, Prag u. Wien, Tempsky, S. 394 f.

der Obertöne mit dem Grundtone“ an einen Vorgang und nicht, wie Stumpf festgestellt hat, an ein in den Empfindungen schon gegebenes Verhältnis zu denken. Die oben besprochene Auffassung des Gefühlstones von Seite des Verf.s hatte zur Folge, dass er gleich innerhalb des Gebietes der Empfindungslehre (S. 26 f.) die „sinnlichen Gefühle“ bespricht. Dies mag wohl dem thatsächlich vorkommenden Zusammensein dieser Phänomene mehr entsprechen, dient aber durchaus nicht dem scharfen systematischen Auseinanderhalten der einzelnen Gattungen psychologischer Phänomene. So kommt es auch, dass die vorliegende Psychologie an der gewöhnlichen Denkungsweise, die ein Distinguieren der Termini „Gefühl“ und „Empfindung“ nicht kennt, haftet und z. B. dort, wo er von der „Reizschwelle“ spricht, erklärt, „es treffen fortwährend kleine Körper unsere Haut, ohne ein G e f ü h l zu erregen“, womit er die E m p f i n d u n g s fähigkeit meint. Gar zu aphoristisch und daher unklar scheint dem Ref. das über das psycho-physische Gesetz Gesagte.

In dem für Erzieher und Lehrer sonst sehr beherzigenswerten Capitel über die Pflege und den Schutz der Sinneswerkzeuge scheint mir der Zusammenhang, der im Folgenden zum Ausdruck kommt, etwas wunderlich (S. 24): „Der Geruch entwickelt sich ziemlich spät, das darf jedoch nicht auffallen, da der Säugling fast immer säuerlich nach halbverdauter Milch riecht und wenig Gelegenheit hat, anderes als Milch und seine, sowie seiner Amme oder Mutter Ausdünstung zu riechen.“

Die Abhängigkeit der Gefühle von der Intensität der Empfindung zeigt sich nicht allein darin, dass sehr starke Empfindungen Unlustgefühle erzeugen, sondern es entsprechen schon merklichen Empfindungsintensitäten noch untermerkliche Gefühlsintensitäten. Von den unwillkürlichen Bewegungen, den instinctiven, impulsiven Reflexbewegungen schon im Anschlusse an die Empfindungen zu sprechen, wie es hier geschieht, empfiehlt sich deshalb nicht, weil diese durch den Gegensatz der gewollten Bewegung, deren Wesen erst in dem Capitel über den Willen behandelt werden kann, so recht beleuchtet wird. Nirgends wird von den gerade für eine pädagogische Psychologie besonders erwähnenswerten „mechanisierten Bewegungen“ gesprochen, die zuerst gewollte waren und später erst ungewollt wurden, wie die Bewegungen beim Clavierspielen.[1]) Bei der Unterscheidung von Wahrnehmung und Anschauung ist wohl mehr darauf Gewicht zu legen, ob die Empfindungscomplexion eine anschauliche oder nichtanschauliche ist, und nicht darauf, dass „die Anschauung ein bis auf seine besonderen Theile wahrgenommenes Einzelbild sei, welches als solches von jedem anderen unterschieden ist“ (S. 35).

---

[1]) Vgl. Höfler, Psychologie §. 77.

In dem schwierigen Capitel der Raumvorstellungen ist es wohl für jede Psychologie unumgänglich, die Stellung gegenüber dem Nativismus und Empirismus zu präcisieren, damit, wie Ref. es sich in der vorliegenden Psychologie zeigt, das Bild von der Tiefen- und Flächenvorstellung nicht in allzu nebelhaften Umrissen erscheine und die Beeinflussung der Flächen- und Tiefenvorstellung durch Phantasie und Urtheilsthätigkeit klar werde. So ist auch das Phänomen des binocularen Sehens in sehr unvollkommener Weise erklärt. Von der indirecten Vorstellung des leeren und unendlichen Raumes ist gar nicht gesprochen. Auch auf dem Gebiete der Zeitvorstellung hätte der Begriff „Dauer, leere und unendliche Zeit" eine Besprechung verdient. Den Begriff der „Vorstellung" beschränkt der Verf. nur auf das Bild, welches als „Folge der Empfindung und Wahrnehmung" von derselben zurückbleibt, während wohl nach dem Vorgange der neueren Psychologie es gerathener erscheint, auch die Empfindung unter den Begriff der „Vorstellung" zu subsumieren. Wenn der Verf. die Gruppierung (1. Empfindungen, 2. Wahrnehmungen und Anschauungen, 3. Vorstellungen) als „pädagogisch jedenfalls die geeignetste" (S. 60) bezeichnet, so ist nicht recht einzusehen, was ihn zu dieser Ansicht veranlasst.

Eines größeren Nachdruckes hätte der Umstand in der Darstellung der „Phantasie" bedurft, dass gerade die „Anschaulichkeit" es ist, welche der „Phantasiethätigkeit" besonders auch auf pädagogischem Gebiete den besonderen Wert verleiht, wenn auch anerkannt werden muss, dass mit Recht die pädagogische Wichtigkeit gerade der Phantasiethätigkeit und ihrer Übung besonders hervorgehoben wird. Namentlich wird jeder Besonnene den Gedanken alle Anerkennung zollen, die der Verf. in folgenden Worten ausspricht (S. 77): „So hat sich gezeigt, dass die Phantasiethätigkeit eine sehr wichtige Bedingung des geistigen Bildungsfortschrittes ist; von ihrer Mitwirkung hängt der Unterrichtserfolg wesentlich mit ab. Wenn über die Köpfe der Zöglinge weg unterrichtet wird, die Schüler dem Unterrichte kein rechtes Interesse entgegenbringen, so heißt das in der Hauptsache nur, dass die Einbildungskraft des Zöglings nicht imstande ist, im Bereiche des Bekannten die Bilder zu suchen und zu finden, um aus ihnen die neuen, durch den Unterricht zu weckenden Vorstellungen zusammenzusetzen. Die Schule unserer Zeit bietet nicht selten zuviel Stoff bei einer zu großen Stundenzahl."

Die „Hallucinationen" waren vor den Illusionen zu behandeln, da sich letztere nach der treffenden Charakteristik Höflers[1]) als hallucinatorische Vorstellungen der productiven Phantasie und evidenzloses Urtheil äußerer Wahrnehmung darstellen lassen.

---

[1]) Psychologie §. 38.

Das Capitel §. 23, Der Wechsel zwischen Bewusstsein und Unbewusstsein, lässt die Feststellung des Begriffes des „Bewusstseins", der ja äquivoc ist, vermissen und enthält infolge dessen manches Unklare. Warum der Verf. die Unterscheidung des ingeniösen, iudiciösen und mechanischen Gedächtnisses unerwähnt ließ, an welchem Unterschiede sich gerade die verschiedene Bedeutung des Gedächtnisses auf pädagogischem Gebiete darstellen lässt, ist nicht recht einzusehen.

In den „Affecten" will der Verf. nur „Störungen des Gemüthes", nicht aber Gefühle höchster Intensität erkennen, während doch wohl als charakteristisch für den Affect sowohl das Steigen der Gefühlsintensität als auch eine störende Einwirkung auf Vorstellungs- und Urtheilsverlauf bezeichnet werden muss.

Reiches Material für den Pädagogen bieten die beiden Capitel über Spiel und Sprache (§. 27 u. 28), obwohl wünschenswert gewesen wäre, dass auf die Bedeutung der Association für das Problem der Entstehung der Sprache mehr Nachdruck gelegt werde.

Eine Menge Anregungen bietet der über die Zeitunterschiede des Vorstellens handelnde Abschnitt (S. 139 ff.), aus welchem die Pädagogik durch die Erkenntnis der Bedeutung des zeitlichen Verlaufes der Vorstellungen für den Unterricht lernen mag, sich vor manchen Übergriffen besonders auf dem Gebiete des Anschauungsunterrichtes zu hüten. Daran schließt sich die ebenso bedeutungsvolle Frage, wie die Individualität der Zöglinge richtig erkannt werden kann, deren Beantwortung mit Hinweisen auf die neuere experimentelle Psychologie versucht wird. Wenn auch der Verf. zugibt, dass die Individualität so große Mannigfaltigkeiten zeigt, dass ein Lehrbuch der Psychologie sie nicht erschöpfen kann, so vermag doch das Buch wichtige Winke für den Lehrer auch in dieser Richtung zu geben.

Im Folgenden (S. 157 ff.) suchen die Verff. eine scharfe Grenze zwischen Thier und Mensch zu ziehen, indem gezeigt ist, wie das Thier auf gewissen Gebieten des physiologischen und psychischen Mechanismus dem Menschen überlegen, im übrigen vielfach gleich ist, der Mensch aber allein über den psychischen Mechanismus hinauswächst, um, den Fesseln des bloß mechanischen Wirkens entronnen, in geistiger Freiheit fortzuschreiten. Auf diesem Wege gelangt er zu den höheren Bewusstseinsarten, dem logischen, ästhetischen und ethischen Bewusstsein. Da aber nur Erziehung und Unterricht für die allmähliche Entwicklung derselben sorgen kann, so werden die Fragen beantwortet, 1. wie und wann das Kind anfängt zu unterscheiden, was richtig und nicht richtig, was wahr und falsch, was schön und hässlich, gut und böse ist, und 2. was die Erziehung zu thun hat, um die höheren Bewusstseinsarten auszubilden. In Beantwortung der ersten Frage werden, um die Stellen des psychischen Mechanismus aufzuzeigen, an denen das Neue beginnt, als Gesetze des psychologischen Mechanismus

nach Herbart und Strümpel folgende vier Gesetze besprochen: 1. das Gesetz der Beharrung, 2. das Gesetz der Continuität, 3. das Gesetz der Ausschließung, 4. das Gesetz der Reihenbildung. Das Verhältnis dieser Gesetze zueinander drückt der Verf. in folgenden Worten (S. 183) aus: „Nach dem Gesetze der Continuität werden alle Seeleninhalte einheitlich zusammengehalten; nach dem Beharrungsgesetze soll jede Vorstellung bewusst bleiben; infolge des Gesetzes der Ausschließung aber kann auf einmal nur ein Inhalt bewusst sein, der die anderen von sich ausschließt.“ Dieses letztere Gesetz wird aber ergänzt durch das Gesetz der Reihenbildung, nach welchem „die Seele infolge ihrer Natur genöthigt wird, aus gleichartigen Vorstellungen Vorstellungsreihen entstehen zu lassen“. Das sind nach dem Verf. die psychologischen mechanischen Gesetze, in denen unschwer der Herbart'sche vielfach verlassene Vorstellungsmechanismus zu erkennen ist. Welchen Bildungswert die Bewusstseinsart der Gefühle hat, wie das Empfindungs- und Wahrnehmungsbewusstsein zu vollkommeneren Bewusstseinsformen geführt wird, indem das Erfahrungswissen und Denkwissen (?) gebildet wird, ist im Folgenden gezeigt. Bei der Besprechung der Bedeutung des Erfahrungswissens für die Pädagogik will der Verf. wieder zurückkehren zu den Anschauungs- und Denkübungen zu Anfang dieses Jahrhunderts, weil sich zeigen lässt, dass nur wenig eigentliches sinnliches Anschauen in dem liegt, was wir „Anschauungen“ nennen.

Auch die vorliegende Psychologie zollt ihren schuldigen Tribut den psychologisch schon so oft und doch so verschieden behandelten Begriffen der Apperception und der Aufmerksamkeit. Den ersteren betreffend erklärt der Verf. (S. 204), sich der Herbart'schen Ansicht von der Apperception als der Aneignung neuer Vorstellungen durch Vorstellungsmassen anzuschließen, nur mit der Erweiterung, dass auch einzelne Vorstellungen die Apperception herbeiführen können. Es ist aber die Frage, ob nicht, wie Höfler [1]) an Beispielen zeigt, oft das Appercipierende und das Appercipierte etwas ganz anderes als Vorstellungen und Vorstellungsmassen sind. Was aber das Phänomen der Aufmerksamkeit betrifft, so scheint der Verf. allzusehr die „Spannungsempfindung“, die ihm geradezu die „primäre Aufmerksamkeit“ wird, [2]) in den Vordergrund zu stellen, indem er dabei vielfach das, wodurch wir auf das Phänomen schließen, mit diesem selbst verwechselt.

Auch mit der vorgebrachten Theorie des „logischen Urtheiles“ (S. 221) kann Ref. nicht einverstanden sein, da ja dem diese stützenden Satze, dass das Urtheilen immer ein Vergleichen, ein Beziehen der Vorstellungen auf eine andere sein müsse, einfach der Hinweis auf das sogenannte Existenzialurtheil entgegengesetzt

---

[1]) a. a. O. S. 209.
[2]) Vgl. S. 216.

zu werden braucht, wo ein solches Vergleichen oder Beziehen ausgeschlossen ist. Im ganzen richtiger wird die Genesis des „Begriffes“ behandelt, wenn auch „die eindeutige Bestimmtheit“ als für den Begriff charakteristisch nicht erst am Ende der Erörterung und im losen Zusammenhange, sondern in enger Verbindung mit der Abstraction hätte behandelt werden sollen.

Wenn die Verff. in dem Abschnitte über das ästhetische Bewusstsein (§. 41 f.) namentlich im Hinblick auf das Reich der Töne mit Recht als charakteristisch für die ästhetische Wirkung die Harmonie oder den Rhythmus hinstellen und diese Wirkung „ohne Zweifel auf der leicht überschaubaren und überspannbaren Verbindung der Vorstellungen“ (S. 247) beruhen lassen, so ist damit das Hauptsächlichste noch nicht erschöpft, sondern es war auch die „Anschaulichkeit“ als ganz besonderes Merkmal, an welches sich ästhetisches Gefallen knüpft, zu nennen.

Sehr anregend wirkt das Buch, wie fast durchgehends, in den Capiteln, welche die pädagogischen Winke aus den vorangehenden theoretischen Erwägungen deducieren, auch auf dem Gebiete des Ästhetischen, wo es die Bedeutung desselben für Unterricht und Erziehung in ziemlich eingehender Weise darlegt.

Eine große Fülle fein ausgearbeiteter Betrachtungen bietet der Abschnitt „Das ethische Bewusstsein“ (§. 43 ff.). Welche Bedeutung für die Pädagogik gerade dieser Theil gewinnt, mögen die wenigen Worte (S. 306) ersichtlich machen, welche der Verf. über die „Abrundung des intellectuellen, ästhetischen und ethischen Bewusstseins durch das Religiöse“ sagt. Sie lauten: „Der logische Trieb, das Causalitätsbedürfnis wird durch die Wissenschaft nicht voll befriedigt; die letzten Fragen des Wissens verlieren sich im Ungewissen, und ihrer bemächtigt sich die religiöse Phantasie. Die Wirkung des Ästhetischen aber hat mit der des Religiösen soviel Beziehungen, dass tieffühlende Naturen das Schöne der Kunst als die sinnliche Hülle eines unsinnlichen und übersinnlichen Wesens betrachten.“

Das Ich-Problem sucht der Verf. im Zusammenhange mit der im §. 23 schon gegebenen Unterscheidung der verschiedenen Bewusstseinsarten zu lösen, wobei er den früher gegebenen Begriff der Apperception mit viel größerem Umfange anzuwenden scheint, als dort, wo er das Wesen der Apperception erörtert. Mehr in den Mittelpunkt der ganzen Erörterung über die Ichvorstellung hätte der ganz richtige Gedanke gestellt werden sollen, welcher in dem „Ich“ „ein Complexion, ein psychologisches Subject“ erkennt, „dem keine andere Subjectsvorstellung gleichkommt“. Für das individualisierende Moment im Ich werden mit Recht die Beziehungen zu den Gemüthsdispositionen in Betracht gezogen. Als charakteristisch war aber auch neben der „Einheit“ die „Einerleiheit“ des Bewusstseins für das Selbstbewusstsein hervorzuheben. Auf dem Gebiete des Begehrens, Triebes, Wollens usw. scheint dem

Ref. eine allzugroße Ängstlichkeit der Verff. vor „der alten Vermögenstheorie“ (S. 316) vorzuherrschen. Dabei aber nennt das Buch doch den „blinden Nahrungstrieb“ „einen dunklen Drang“ (S. 317), der immer wiederkehrt und Unlust hervorruft, wenn er nicht befriedigt wird, und zeigt so selbst, dass besonders auf diesem Gebiete wohl der Begriff der „Disposition“ im Gegensatze zu „actuellen Vorgängen“ unumgänglich ist.

Aus der Darstellung des „Wollens“ scheint hervorzugehen, dass der Verf. das Wesen des Wollens in dem „Wählen“ erblickt (vgl. S. 325), während schon Aristoteles mit Recht Wählen (*προαίρεσις*) von dem Wollen (*βούλησις*) unterscheidet. Nicht mit Recht ist nach dem Ermessen des Ref. das Wollen dem Begehren coordiniert anstatt subordiniert gedacht und die „Verworrenheit“ dieses Phänomens der Bestimmtheit jenes entgegengestellt, während doch das Wollen ein Begehren genannt werden muss, das von anderen Begehrungen durch größere Intensität sich unterscheidet. Der Verf. gebraucht, wie so häufig geschieht, „That“ und „Handlung“ ganz synonym, während doch für die Darstellung die Unterscheidung der „Handlung“ als vom Wollen bewirkte Bewegung der körperlichen Organe von „That“ als einer Summe von mittelbaren Wirkungen des Wollens zu empfehlen gewesen wäre. Gerade im Abschnitte über „den Willen in abstracto“ zeigt es sich wieder, wie der Verf. durch ängstliche Vermeidung des Dispositionsbegriffes in Verlegenheit mit den Begriffen Verstand, Vernunft, Wille (im Sinne einer Disposition) kommt. Aber eben dieser Begriff der Disposition und zwar der der Willensdisposition mangelt den Begriffsbestimmungen über den „Charakter“ und damit auch die größere Klarheit, welche der so ängstlich gemiedene Begriff in dieses Capitel bringt. Nach einem Rückblicke fügt der Verf. noch theoretische Sätze über das Wesen und die Entwicklung der Seele hinzu. Ref. ist der Ansicht, das Buch hätte den Zwecken einer pädagogischen Psychologie vollständig genügt, wenn auch die vielfach metaphysischen Auseinandersetzungen dieses Capitels, so geistvoll sie auch gehalten sind, unausgeführt geblieben wären und die Verff. sich begnügt hätten, ohne nach dem Träger, dem Subjecte zu forschen, die Erscheinungen nach Art der Naturwissenschaft aufzusuchen und in die Elemente zu zerlegen.

Wenn also das Buch auch vielfach zum Widerspruche reizt, so ist es ob seines an Anregung reichen Inhaltes und der großen Vorzüge besonders seines „praktisch-pädagogischen Theiles“ der Lectüre besonders in Erzieher- und Lehrerkreisen sehr zu empfehlen.

Als Corrigenda sind dem Ref. aufgefallen: S. 25 „vor unangenehmen, schmerzhaften Gefühl e s“ anstatt Gefühle, ebd. „brachten ein e Chaos“ statt „ein Chaos“. S. 329 „Eudömonismus“ statt „Eudämonismus“.

Wien. Gustav Spengler.

Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten. Von Dr. E. Kohlrausch und A. Marten. 6. Aufl. Hannover u. Berlin 1898.

Das allerorten anerkannte und auch bei uns in Schulen und Vereinen vielfach angewandte Spielbuch der tüchtigen Hannoveraner Fachgenossen kann auch in der vorliegenden 6. Auflage allen Führern und Förderern unseres Spielwesens, so namentlich Lehrern, Vorturnern und Schülern, für die es insbesondere bestimmt ist, nur auf das angelegentlichste empfohlen werden. Die hier vorgenommenen Änderungen sind durchweg nützliche Verbesserungen, die als solche allen Lesern willkommen sein werden. So wurden im Sinne der von uns seinerzeit gemachten Vorschläge einige neue Spiele, wie Harpastum, Netzball, Grenzrollball und andere neu aufgenommen, dagegen einzelne, wie das Ritter- und Bürgerspiel, zum Vortheile der Handlichkeit des Buches wesentlich gekürzt. Sonst ist das Buch auch in der neuen Auflage ein Meisterstück kurzen und bündigen und doch klaren und vielsagenden Ausdrucks, kann aber auch hinsichtlich seiner schmucken Ausstattung getrost zu den allerbesten Arbeiten auf diesem Gebiete gezählt werden.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur Pflege der modernen Sprachen an unseren Gymnasien.

Von verschiedenen Seiten wird unser Gymnasium der Vernachlässigung der modernen Sprachen, nämlich des Französischen, Italienischen und Englischen, geziehen und wiederholt wurden in den letzten Jahren Vorschläge gemacht, die zu Gunsten des Unterrichtes in den modernen Sprachen eine förmliche Umgestaltung des Gymnasiums zum Ziele haben. Gegenüber solchen Vorschlägen hat sich die österreichische Unterrichtsverwaltung, die mit Recht und aus Überzeugung an den Grundzügen der nun schon seit 50 Jahren erprobten einheitlichen Gymnasialeinrichtung festhält, ablehnend verhalten, ohne jedoch den berechtigten Wünschen nach intensiverer Pflege der modernen Sprachen an den Gymnasien die Aufmerksamkeit zu verweigern. In welcher Weise der Unterricht in diesen Sprachen Förderung erhalten hat, das soll in Kürze dargelegt werden.

Vor allem ergibt sich aus der Durchsicht der Gymnasialprogramme, dass die Zahl der Freicurse für die bezeichneten Sprachen fortwährend im Steigen begriffen ist, und dass von Seite der Schulbehörden die Errichtung solcher Curse auch dann gestattet wird, wenn die vorgeschriebene Zahl der Theilnehmer (80, bezw. 20) nicht erreicht ist.

Eine nun schon seit mehreren Jahren eingeführte Neuerung besteht darin, dass am Franz Joseph-Gymnasium in Wien erweiterte Freicurse mit drei wöchentlichen Unterrichtsstunden und zwar von der V. Classe aufsteigende Curse für Französisch und Englisch, am akademischen Gymnasium und am Altstädter Gymnasium in Prag für Französisch eingerichtet wurden, die auch von Schülern der umliegenden Gymnasien besucht werden dürfen und besucht werden. Den Unterricht ertheilen für moderne Philologie approbierte Lehrkräfte. Wie wir vernehmen, ist die Frequenz dieser Curse im ganzen eine sehr lebhafte — in Prag wird aus den angemeldeten Schülern sogar eine Auswahl getroffen — und die erzielten Resultate sind ganz befriedigend.

Ein Schritt weiter wurde in diesem Schuljahre durch die probeweise Einführung des relativ-obligaten Unterrichtes im Fran-

zösischen an einem Wiener Gymnasium gethan. Die Einrichtung ist nach sicheren Mittheilungen folgende:

Mit Beginn des Schuljahres 1898/9 wird am I. Staatsgymnasium im II. Wiener Gemeindebezirke der Unterricht in der französischen Sprache zunächst als relativ-obligater Lehrgegenstand von der V. Classe aufwärts successive unter folgenden Modalitäten versuchsweise eingeführt. Die Dauer des Unterrichtes wird principiell auf vier Jahrgänge, d. i. auf die V.—VIII. Classe festgesetzt. Im Schuljahre 1898/9 wird der Unterricht in wöchentlich 3 Stunden aufgenommen und ist im Schuljahre 1899/1900 in der VI. Classe in ebenfalls 3 wöchentlichen Stunden fortzusetzen. Die Bestimmung des wöchentlichen Stundenausmaßes für die VII. und VIII. Classe bleibt der späteren Entscheidung vorbehalten.

Weiter wird in dem bezüglichen Minist.-Erlasse verfügt, dass bei der Aufstellung des Stundenplanes auf die entsprechende Ein- und Angliederung dieses Unterrichtes an die obligaten Lehrfächer Rücksicht zu nehmen ist, ferner der Unterricht von einem Mitgliede des Lehrkörpers, wenn irgendwie thunlich, von dem Lehrer des Lateinischen in der Classe besorgt werde.

Zu dem relativ-obligaten Unterrichte in der französischen Sprache werden nur diejenigen Schüler zugelassen, deren Eltern oder Vormünder ausdrücklich erklären, dass ihre Söhne oder Mündel an dem Unterrichte mindestens zwei Jahre hindurch theilnehmen. Solche Schüler dürfen dann den einmal begonnenen Unterricht vor Ablauf des genannten Zeitraumes nur aus zwingenden Gründen und mit Bewilligung des Landesschulrathes aufgeben. Die Fortgangsnote aus diesem Gegenstande hat auf die Feststellung der allgemeinen Zeugnisclasse nur nach der günstigen, nicht aber nach der ungünstigen Seite hin einen Einfluss zu üben.

Bei der Ausarbeitung des Lehrplanes wurde ein bescheidenes, ohne Überbürdung der Schüler erreichbares Lehrziel in Aussicht genommen. Wie zu erwarten war, hat sich eine größere Anzahl von Schülern dieser Classe (38 von 43) zur Theilnahme an diesem Unterrichte gemeldet.

Wir können diesen Versuch der Unterrichtsverwaltung nur begrüßen und zweifeln nicht, dass dieselbe gewillt ist, diesen Versuch — und klugerweise begann man zunächst mit einem solchen — auch an anderen Gymnasien, eventuell auch mit dem Englischen, zu wiederholen. Dem Publicum wird dadurch Gelegenheit geboten, Schülern, welche in einer modernen Sprache gründlichen Unterricht genießen wollen, dieser Wohlthat theilhaftig zu machen. Dass Gymnasialschüler, welche in den vier unteren Classen eine gute grammatische Schulung erlangt haben, in den vier oberen Classen bei einer Stundenzahl etwa von V_2, VI_2, VII_2, VIII_2 eine gründliche Kenntnis einer modernen Sprache und eine gewisse Sprechfertigkeit, soweit eine solche beim Massenunterrichte überhaupt erreichbar ist, erwerben können, wird von erfahrenen Schulmännern nicht bezweifelt. Übrigens scheint uns das Hauptziel die Lectüre in der fremden Sprache zu sein.

Die neue Einrichtung sucht der Gefahr der Überbürdung auszuweichen. Bei entsprechendem Lehrverfahren ist eine solche auch nicht zu besorgen. Haben doch seit jeher die Gymnasialschüler einiger utraquistischer Länder neben den im gemeinsamen Lehrplane vorgeschriebenen Sprachen noch eine zweite Landessprache zu lernen.

Wir erinnern schließlich daran, dass im Vorjahre der Unterricht im Italienischen von der IV. Classe aufwärts als obligater Lehrgegenstand an den Gymnasien Tirols und Vorarlbergs bei voller Integritat des bestehenden Lehrplanes eingeführt wurde. An der italienischen Abtheilung des Gymnasiums in Trient ist Deutsch seit vielen Jahren obligater Lehrgegenstand.

Wir finden den Vorgang der Unterrichtsverwaltung bei unseren eigenartigen Verhältnissen vollkommen gerechtfertigt, und halten es ihr zugute, dass sie hierin fremde Vorbilder, die man geschäftig ihr vorhalten will, zwar berücksichtigt, aber nicht blindlings nachahmt.

Otto Willmann, Geschichte des Idealismus. 3. Band. Der Idealismus der Neuzeit. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1897. 961 SS. Preis 15 Mk.

»Nach einer alten tiefsinnig schönen Sage des Morgenlandes besitzt der Adler die Kraft, der Sonne ins Antlitz zu blicken und sich zu ihr emporzuschwingen; allein von Zeit zu Zeit geschieht es, dass ihm Auge und Fittich erlahmen, und dann muss er in einen Wunderquell niedertauchen, der seine Stärke erneut. Ihm gleicht das sonnenhafte, Gott, die Urbilder und die ewigen Güter suchende Denken des Menschen; der Quell aber, der seine zu Zeiten erschlaffende Kraft wiederherstellt, ist der großen, frommen Vorzeit Überlieferung, wie sie die Generationen herab quillt: weiß das Denken diesen Jungbrunnen zu finden, dann gilt von ihm die Verheißung der Schrift: Replet in bonis desiderium tuum: renovabitur ut aquilae iuventus tua.«

Mit diesem abschließenden Gedanken umspannt der Verf. nochmals sein gesammtes Werk. Wir haben bereits in einer Besprechung des 1. und 2. Bandes auf die Grundanschauung hingewiesen, unter welcher die die »Geschichte des Idealismus« betrachtet wird (in dieser Zeitschr. 1897, S. 434—438). Sie anerkennt die Realität der idealen Principien und fasst die Philosophie als hingeordnet auf einen realen gedanklichen Inhalt. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, dass in der Darstellung des »Idealismus der Neuzeit«, in welcher die wissenschaftlichen Gedanken weiter ausgreifen und, wie das wirkliche Leben selbst, zu schärferen Gegensätzen führen, auch des Verf.s Standpunkt voller betont und strenger herausgearbeitet wird. Ihm sind die Ideen nicht leblose Modelle, sondern Leben, da sie Leben stiften. Die Idee ist die einigende, belebende Seele für die Vielheit der Erscheinungen, die an ihr Antheil haben oder suchen; sie construiert Organismen, ζῶα, höherer Ordnung als die, welche uns in der Endlichkeit entgegentreten. So gehen von

den Ideen unsichtbare Bindegewalten aus,
bare durchzogen ist. Unser Erkennen hat di
aufzufinden, aber nicht zu schaffen (S. 92,
Geschichte des Wortes »Idee« gestreift wir
namhaft gemacht, auf welchen sie ihre Fu
Mit den Ideen als dem Mittelglied
Einheit und der bedingten Vielheit ist de
untrennbar verwachsen. Durch die Ideen
Gott, ohne Gott zu werden; ihr Dasein ist
getheiltes. Die Idee functioniert aber auch
Mittelglied, und die Theilnahme an ihr bilde
großen Problems aller Speculation: der Frag
von Sein und Erkennen. Die dritte
Verknüpfung der natürlichen und si
Feststehen auf ihnen treten beide Gebiete g
kreis; mit der Preisgebung der Ideen und F
die sittliche Welt aus den Augen (S. 209 ff.
Joch«, welches das Objective und das Sub
aus übersinnlicher Welt, um die Sinnenwelt
ihr gedankliches Innere hin und dieses wied
Gotteskraft zu erkennen (S. 210, 856). Es
des Pythagoras, Platon und Aristote
Überzeugung mannigfach berührt, in der Ph
und Thomas von Aquino findet sie Ziel
Gleich im ersten Abschnitte des Buch
Renaissance« auf den Gedankengehalt der
prüft (S. 1—205), im folgenden Abschnitte di
begriffes bei Descartes, Leibniz, Spi
Hume verfolgt und das Ergebnis in die Wo
Idealismus Descartes' und Leibniz' mussten
weil diese Denker die idealen Principien zw
durch Verschmelzung mit fremdartigen Eleme
das Gewicht der speculativen Probleme u
Wissenschaft, vermögen sie aber, bei der Lo
zur Religion und Theologie und bei dem un
mit der Philosophie der Vergangenheit, nic
erhalten, die sie bei den christlichen Denke
noch weit höherem Grade trägt den Ste
Spinoza und die Engländer zutage för
idealen Principien, weil sie der Autonomie de
er auch das Absolute aushöhlt, Abbruch th
er nur die Larve ab; unter der mathematis
Willkür, die von dem tendenziösen Charakter
seiner lückenhaften Vorbildung herrührt. Die E
den falschen Schein: sie subjectivieren in ih
unbefangen das Ideale und geben die wisse
dass ein populärer Subjectivismus her

Theile schließt sich die Zeichnung der »falschen Ideale der Aufklärung« und des »Rousseau'schen Naturalismus« an (S. 340 bis 372). Die angedeutete Denkrichtung erreicht in Kants Autonomismus den Höhepunkt; ihm ist auch der ganze XV. Abschnitt gewidmet (S. 373—528). Es ist ein strenges Urtheil, in welches die Darlegung der Kantischen Philosophie ausklingt: »Kants Größe besteht darin, dass er sich an die großen Probleme wagte und sich an allen Begriffen, in die sie sich zusammenfassen, versuchte. Wenn er dabei in große Irrthümer verfiel, so sind diese groß nicht bloß im Sinne des weiten Abirrens von der Wahrheit, sondern auch in dem des Verfehlens des Großen. Dass er seinen Standort im Menschen nahm, ist nicht zu missbilligen, denn der Mensch ist die Lösung des Räthsels der Sphinx, der Mikrokosmus deutet den Makrokosmus, und die Mittelstellung des sinnlich-vernünftigen Geschöpfes weist auch eine realistische Betrachtung der intellegibilia divinorum auf einen anthropocentrischen Standpunkt hin. Aber es muss dabei das Intellegible wie das Sensible festliegen, und die Weisheit, die Mutter der Selbstbescheidung, muss die Forschung leiten. Das Fehlen beider ist bei Kant der Grundschaden; ein maßloser Unabhängigkeitsdrang leitet seine Schritte, ihm nachgebend, wird der Freigeist zu einem unfreien Geiste, zum Mundstück des Zeitgeistes, zum Spielball der erregten Wogen, die den Katarakten der Revolution zueilen, ein Prädicant des Umsturzes von Glaube, Sitte, Wissenschaft. Bei ihm waltet nicht der Geist der Wissenschaft, ihm wird die Philosophie zur Magd jener Vernunftgöttin, die Robespierre zu venerieren befahl« (S. 527).

Aber schon bei Fichte finden sich Ansätze zur Wiedergewinnung der idealen Principien. Dass Fichtes Hinausschreiten über Kant eine Wiederherstellung der idealen Principien, also ein Rückgängigmachen von deren Subjectivierung sei, lässt sich nicht behaupten, wohl aber, dass damit manche Hindernisse, die Verhacke und Verhaue des Denkens, die Kant aufgerichtet, gestürzt werden. Das empiristische und skeptische Element sind beseitigt; Locke und Hume liegen weit hinter uns; der Auflösung des Ich in leeren Vorstellungsfluss ist gewehrt; die kritische Vernunft, die sich erst in einem folgenden Bande ihrer Schwester, der praktischen, erinnert, sind wir los; beide sind eins, im Thun und Leben schließen sich Erkennen und Wollen zusammen — oder haben wenigstens die Tendenz dazu. Ein Intelligibelreales ist uns wieder gegeben. Wenn Fichte nur eine halbe und ungewollte Wendung zum Realismus vollzieht, so bringt Hegel das in der Transcendentalphilosophie liegende extrem-realistische Element zum vollen Austrage, freilich ohne Überwindung des autonomistischen. Sein Fußpunkt ist nicht das Ich, das sich bei Fichte vermöge seines Schwebens zwischen dem empirischen und absoluten Selbstbewusstsein so wenig bewährt hatte, sondern die Erkenntnisform, der Inbegriff der Kategorien, »die realisierten logischen Functionen«. Hegels Absolutes ist reines Denken, keines Objectes bedürftig, vielmehr ein solches erst erzeugend, und es ist substantielles Denken, keinen persönlichen Träger erfor-

dernd, da es vielmehr selbst erst die denkenden Wesen setzt. Das Weltprincip ist der Geistesprocess; der sich selbst bewegende Gedanke ist das Wesen der Dinge. So begegnen uns in der Gedankenbildung der Nachfolger Kants nebeneinander ein höheres, über die Sophistik der Vernunftkritik und die Armseligkeit der Aufklärung hinaustreibendes Element und ein niederziehendes, welches jene Denker nicht in den Vollbesitz der idealen Principien, die sie suchten, gelangen ließ. In diesem Aufwärtsstreben und Nichtloskönnen vom Niederen wiederholt sich eine weit allgemeinere Erscheinung des Geisteslebens, die in der Zeit der Aufklärung selbst ihren Anfang nimmt: auch in der deutschen classischen Literatur ringt ein idealer Zug mit dem Geiste, den die Trugbilder der Aufklärung nährten und der in der Revolution seinen endgiltigen Ausdruck fand (S. 546, 554, 582). Klopstock, Hamann, Herder, Jean Paul sind hier zu nennen, durch Winckelmann wird der christliche Platonismus dem deutschen Geistesleben zugeführt, Schiller dichtet von den lichten Fluren, wo die reinen Formen wohnen, Goethe erneuert in seiner Naturbetrachtung Aristotelische Anschauungen, die Romantiker weisen auf das christliche Mittelalter zurück. Hand in Hand geht die nunmehr tiefer dringende und weiter ausholende geschichtliche Forschung. Sie umfasst die mannigfachen Gebiete der Rechts- und Gesellschaftslehre, der Sprachwissenschaft, Religion und Philosophie. Das Leben, Forschen, Gestalten der Menschen werden auf ihren Idealgehalt hin untersucht, die Ideen in ihrer Auswirkung in Gesellschaft und Geschichte betrachtet, die idealen Güter, von denen der geistige Mensch lebt, an deren Ausgestaltung er arbeitet, in deren Schutze er ruht, in ihrer Entfaltung und Verzweigung aufgewiesen (S. 696). Alle geschichtliche Besinnung hat zudem etwas Befreiendes, weil sie über die Gegenwart und ihren Drang hinaushebt. Das historische Interesse dringt über das sinnlich Gegebene oder Bezeugte hinaus auf den Nerv der Sache und den organischen Zusammenhang hin und wird zur Anerkennung von geistigen Substanzen, Zwecken, Ideen, auf übergeschichtliche, ja außerzeitliche Elemente geführt. Das historische Princip ist auch realistisch im Sinne des Empirismus. Wenn der moderne Realismus dem Forscher vorschreibt: Halte dich an die Dinge und bilde nach ihren Weisungen deine Begriffe, so ist er mit dem scholastischen eines Sinnes, nur erwägt dieser obenein die Frage, wie denn die Dinge Weisungen zur Begriffsbildung geben können, und beantwortet sie dahin, dass dies vermöge ihres intellegiblen, im Begriffe zu erfassenden Kernes und Gehaltes geschieht, der zwar nicht dinglich, aber doch real ist (S. 680, 888).

So leitet die »Geschichte des Idealismus« auf das Ergebnis hin, welches der Verf. in den beiden abschließenden Paragraphen zusammenfasst: »Die idealen Principien als Lebensnerv der Wissenschaft« und »als sociale Bindegewalten«. Dieser Schluss hebt auch den vollen Gehalt des ganzen Werkes. Insofern die idealen Principien das Nervengeflecht bilden, welches den vielgestaltigen Wissenschaftsbetrieb zur Einheit verbindet, an die sittlichen Aufgaben des Menschen anknüpft und

durch Anschluss an die Wahrheitsidee gehalt- und wertvoll gestaltet, functionieren jene Principien als Bindegewalten, und zwar sind, was sie binden, Gedanken, Erkenntnisse, Geistesinhalte. Im vollen Sinne aber werden sie erst Bindegewalten im Reiche des Handelns, im Leben, in der Gesellschaft, wo sie Strebungen, Triebkräfte, Willensbethätigungen binden, nicht im Sinne des Zwanges, sondern, wie Platon sagt, »das goldene Leitzeug der sittlichen Einsicht an Stelle des starren, eisernen der Begierde setzend«. Die socialen Formen selbst, als da sind Familie und Volksthum und Kirche und Staat, erhalten ihre Stellung zur Einheit der idealen Principien: Die Formenwelt weist hin auf ein vollkommenstes Urbild, das System der actuierenden Kräfte auf eine Kraft von reiner Actualität, der Organismus der Gesetze auf ein ewiges Gesetz, das Reich der Zwecke auf einen letzten Zweck, die Güterwelt auf ein höchstes Gut. Die Ideen erheben sich zu göttlichen Rathschlüssen, welche das Sein wie das Geschehen bestimmen und der Natur wie dem Heilsplane zugrunde liegen. In ihrer Anerkennung oder vielmehr in dem Einleben in sie sind die idealen oder geistigen Güter beschlossen, ihr Besitz trennt nicht, sondern bindet und beglückt; diese Güter wachsen, wenn viele daran theilnehmen, und die vielen wachsen umso mehr zusammen, je reicher ihr Besitz wird. Das Zeichen unserer Cultur ist aber nicht Bindung, sondern Trennung; Volksschichten und Strömungen im Volke stehen einander gegenüber. Das erhitzte Culturstreben ist ein Raubbau; die friedlose Arbeit verschlingt das Leben, die Wogen der Geschäftigkeit unterwaschen die Stützen des sittlichen Daseins; bei der Capitalisierung wird das Stammcapital des Volkslebens aufgebraucht; die materiell-producierenden Kräfte legen die socialplastischen lahm (S. 938, 936, 953, 957, 940). Die Segensmacht, welche das Gewirr zu lichten, den Staatsleviathan zu beschwören, die alternde Cultur zu verjüngen und die Bande der Gesellschaft neu zu knüpfen weiß, fehlt heute so wenig, wie sie der ausgehenden antiken Welt ihre Sendung erfüllt hat: sie ist die Kirche, welche vermöge ihres Anschlusses an das Außerzeitliche und dessen Güter die Wirren und Gefahren der Zeit zu überblicken und Hilfe zu bringen vermag, heute wie damals. Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie noch einmal die Arche wird, welche Wissenschaft und Cultur über die Fluten dahinträgt; ihr Ararat war damals die germanische Welt des erstehenden Mittelalters; ein zweiter wird ihr auch in der Zukunft nicht versagt sein. Aber möglich und zu hoffen ist, dass die ihr congenialen Regungen in Leben und Wissenschaft, in der Volksseele und den Trägern der Geistesarbeit im Bunde mit ihr die Flut überhaupt hintanzuhalten vermögen.

Wir haben versucht, den Gedanken des Verf.s nachzugehen. Willmanns Buch ist nicht ein Werk, welches ein Tag erzeugt, damit es der andere zur Vergessenheit hinwegnehme, es ist auch eine zu bedeutende Erscheinung, als dass es keinen Widerspruch erführe; strebt es doch solchen Höhen zu und greift zurück in alle Wurzeln des Wissens und Lebens. Wenn wir ferner die durchsichtige Gliederung und die

gefällige Darstellung des vielverzweigten Stoffes anerkennen, so berührt uns der überzeugungsvolle Ton, aus dem an vielen Stellen sich felsenfester Glauben hervordrängt, umso inniger. Eine reiche Lebenserfahrung, ein tiefreligiöses Gemüth und eine reiche Liebe, zu schönem Bunde vereint, treten uns aus dem Werke entgegen. Willmanns »Didaktik« hat sich in Lehrerkreisen einen guten Namen erworben, der von Tag zu Tag an Verbreitung gewinnt; seine »Geschichte des Idealismus« ist in wesentlichen Dingen eine Erweiterung des pädagogischen Werkes, in der Zielsetzung die Vollendung.

Wien. Dr. Ant. Frank.

Sammlung katholischer Kirchengesänge zum Gebrauche an österr. Mittelschulen von Julius Böhm. Wien, Rörich (vorm. Wessely) 1898.

Jeder, der Gelegenheit hatte, die Schwierigkeiten kennen zu lernen. die sich der Pflege des Kirchengesanges an unseren Mittelschulen entgegenstellen, wird ein Buch, welches sich die Aufgabe stellt, hier Abhilfe zu schaffen, willkommen heißen. Der Verf., ohne Zweifel einer unserer tüchtigsten Mittelschul-Musiklehrer, hat die Erfahrungen einer langjährigen Schulpraxis hier verwertet. Das zeigt sich nicht bloß in der planmäßigen Anordnung des Stoffes nach den Kirchenzeiten, sondern auch darin, dass auf den geringen Stimmumfang unserer jungen Kirchensänger und insbesondere auf die Unreife der Männerstimmen sehr sorgfältig Bedacht genommen wurde. Nach der Tiefe wird nicht weiter gegangen als bis zum großen G, nur in Schuberts »Deutscher Messe« finde ich einigemal das große F angewendet (S. 77 vorletzter Takt, S. 83 vorletzter Takt im Bass), was aber aus Gründen des musikalischen Satzes nicht recht zu vermeiden war. Der höchste Ton des Soprans (oder des Tenors) ist das $\bar{e}$ oder $\bar{f}$. Auch das ist nur zu begrüßen, dass jedesmal die Stellen bezeichnet sind, an denen Athem geholt werden soll. — Erfreulich ist auch die Reichhaltigkeit des Dargebotenen: nichts kann der Feier der heiligen Handlung abträglicher sein, als die Theilnahmslosigkeit, die sich der Anwesenden dann bemächtigt, wenn immer wieder derselbe Messgesang wiederholt wird. Hier nun hat der Verf. trefflich vorgesorgt. Es werden nicht weniger als sieben Messgesänge dargeboten, darunter eine sehr hübsche lateinische Messe vom Herausgeber selbst: es ist bekannt, dass unsere Schüler sehr gerne lateinisch singen, ja sie singen es aufmerksamer als deutsch, weil es für sie einen Reiz hat, das Gesungene zu verstehen. Sehr willkommen wird gewiss auch die »Kaiser-Jubiläums-Hymne« von Karl Pfleger S. 136 ff. sein.

Das Büchlein gibt auch für die Aufführung der Messen einen sehr beherzigenswerten Rath an die Hand. Es wird eine Art Wettstreit angeregt zwischen dem geschulten Sängerchor und den anderen Sängern, und zwar in der Weise, dass abwechselnd jener vierstimmig, diese unisono singen: ein solch edler Wettkampf würde sich mit der heiligen Handlung gewiss sehr schön vertragen.

Wien. Hugo Jurenka.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Programmenschau.

110. Bolis Eugen, Die formalen Stufen Zillers in ihrer Anwendung bei der Lectüre des Cornelius Nepos in der dritten Classe des österreichischen Gymnasiums. Progr. des Gymn. in Eger 1897, 8°, 29 SS.

Geschult in Th. Vogts pädagogischem Seminar in Wien — soweit reine Theorie dies vermag — errichtet B. zunächst die wissenschaftlich-theoretische Grundlage, auf welcher sich sein praktisches Lehrverfahren aufbauen soll, dessen Beschreibung er uns nunmehr geliefert hat. B. befolgt dabei den Grundsatz, den auch ich für den richtigen halte: Im Anschlusse an eine wissenschaftlich aufgeführte Theorie doch auch all das Gute, was auf anderem Boden Stehende, ja theoretisch Farblose geboten haben, so weit und wo es thunlich, dem Gesammtgefüge pädagogischer Betrachtungs- und Bethätigungsweise einzuverleiben. Solch gesunder Eklekticismus kann meines Erachtens die Sache nur fördern. B. fußt auf der Herbart-Ziller'schen Lehre, bewegt sich aber — und das soll alles eher als ein Vorwurf sein — darin zum Theile recht selbständig. Unter den umfassenden Literaturanführungen habe ich besonders die Hinweise auf die Jahrbücher für wissenschaftliche Pädagogik mit Genugthuung bemerkt.

Im ersten Theile seiner durchwegs allgemein gehaltenen Ausführungen (S. 1—4) gibt B. einen kurzen Überblick über die Entwicklung des Lateinunterrichtes in den österreichischen Gymnasien seit 1849, die Schwierigkeiten, mit welchen der Lehrer bei der kurz bemessenen Stundenzahl zu kämpfen hat (worunter ich den Hinweis auf die durch die gemeinsamen Correcturen entzogenen Stunden vermisste), und kommt zu dem Schlusse, das einzige Mittel, welches der Lehrer hat, um unser gegenwärtiges (auch von gewiegten Schulmännern, wie Perthes, Rothfuchs, als besserungsbedürftig hingestelltes) Lehrverfahren zu heben, sei die selbständige pädagogische Schulung auf Grund einer pädagogisch-didaktischen Theorie und deren (natürlich von Jahr zu Jahr sich besser ausgestaltende) Verwertung im Unterrichte. In der wissenschaftlichen Pädagogik wird durch die Ethik das Ziel bestimmt (welches in der Heranbildung sittlich-religiöser Charakterstärke besteht, wozu im Gymnasium die Erregung vielseitigen gelehrten Interesses kommt), während die Psychologie die Wege weist.

Im zweiten Theile, überschrieben Die formalen Stufen des Unterrichts (S. 4—14), gibt B. eine ziemlich ausführliche Darstellung

der von Herbart begründeten und von Ziller vollendeten Formalstufentheorie, die man gut bei Wiget (Die formalen Stufen des Unterrichts, Chur 1895) nachliest. Mit Recht nimmt B. (S. 8 f.) gegen die (wohl noch vorherrschende) Ansicht Stellung, es genüge einfach zu lesen, zu übersetzen, zu erläutern, hie und da einen Rückblick zu machen. Gegen diese »Methode« ist einzuwenden, dass die Befolgung eines psychologisch genau geordneten Ganges in der Natur der Sache liegt.

Und dieser kommt in den formalen Stufen zum Ausdruck. Man glaube aber ja nicht, dass die Formalstufen ein starres Schema sind. Im Gegentheile, sie sind biegungsfähig und dehnbar, die einzelnen Stufen sind mannigfacher Ausbildung und Vertiefung zugänglich, wie dies erst eingehende besondere Abhandlungen (wie die Wilks über die Associationsstufe) werden darthun müssen. Insbesondere wäre für die Synthese eine solche Auseinandersetzung erwünscht. Gerade auf dieser wichtigsten Stufe zeigen z. B. Menge und Bolis trotz principieller Einigkeit ziemlich starke Abweichungen, gewiss nicht zum Nachtheil der Formalstufentheorie. Wenn Schrader noch neuestens (Lehrpr. u. Lehrg. Heft 53, S. 2) von einem »Mechanismus« der Formalstufen spricht, so bleibt auch er an dem äußeren Schema haften, während doch die Hauptsache das Psychologisch-Principielle ist. Eine ganz untergeordnete Rolle spielt die (vielleicht an jener äußerlichen Auffassung am meisten schuldtragende) Terminologie: Analyse, Synthese, Association, System, Methode (Function nach Vogt). Sie kommt daher in manchen Abhandlungen gar nicht mehr zum Vorschein. Thrändorf (auch Maresch, Programm Ung.-Hradisch 1889) verwendet einfach fortlaufende römische Ziffern. — Dass jede Stunde durch ein Ziel einzuleiten ist, hebt B. gebürend hervor; nur hätte ich gerne gehört, was B. über solche Stunden, die nur Sprachlichem gewidmet sind, denkt, wie z. B. über phraseologische Zusammenstellungen, die hie und da das Ziel einer ganzen Stunde bilden können.

Den dritten Theil seiner Abhandlung hat B. überschrieben: Einrichtung und Gang der Lectüre, hauptsächlich in der dritten Gymnasialclasse. Er spricht hier über die so wichtige Frage der Vorpräparation, welcher auch Mersy und Želesinger besondere Beachtung schenkten, ferner über die des extemporierten Übersetzens. Über keine von beiden herrscht, glaube ich, jetzt schon Übereinstimmung. Was das Vorlesen anlangt (S. 18), so wird hier auf jeden Fall schon die (von B. gleich eingangs erwähnte) Kürze der Zeit dem Lehrer Beschränkung auferlegen. Auch erscheint die Gefahr der Langeweile hier als warnendes Gespenst. Bezüglich der Frage der Vorpräparation möchte ich nur auf zwei Punkte aufmerksam machen. Erstens halte ich mit Böhme gegen B. den Hinweis auf das im Geschichtsunterrichte Gewonnene für angezeigt, oder besser gesagt, für unausweichlich. Wir stehen hier vor der Thatsache, dass wenigstens der strebsame Schüler, sobald er an die Lectüre des Ep. herantritt, ohnehin auf eigenen Antrieb das ihm über Ep. besonders aus dem Geschichtsunterrichte der Secunda Bekannte wiederholt. Es macht sich nun bei der lateinischen Lectüre neben dem formalen Interesse — er liest ja jetzt all das lateinisch! — eine Art Quellenforschungstrieb in dem Knaben geltend, wenn anders ich das rege Interesse meiner Schüler richtig auffasse. Zweitens glaube ich, wird man gedruckter Präparationen (Menge, Rothfuchs) kaum entbehren können, wenn sie auch einerseits dem jeweiligen Bedürfnisse immer nur bis zu einem gewissen Grade entgegenkommen, andererseits aber, z. B. im Falle sie sich in zu vielen Fragen bewegen, vom Schüler einfach zur Seite geschoben werden. Zur geläuterten Totalauffassung (S. 27) will ich bemerken, dass diese — allmählich und sparsam — auch in lateinischer Sprache versucht werden könnte, was den Schülern große Freude zu machen pflegt.

Meine Besprechung musste sich gerade in dem letzten Theile Zwang anthun, weil erst jetzt, da die in Aussicht genommene Veröffentlichung von B.s praktischen Versuchen erfolgt ist, ein vollständiges Urtheil abgegeben werden kann. Die besprochene Arbeit ist gründlich, gewissenhaft und sehr belehrend.

Linz. Dr. Friedrich Falbrecht.

---

111. Herkenrath Roland, Studien zu den griechischen Grabschriften. Progr. des öffentl. Privatgymn. an der Stella Matutina zu Feldkirch 1896, 8°, 54 SS.

In den wiederkehrenden Formeln griechischer Grabschriften nach den allgemeinen Anschauungen über Tod, jenseitiges Leben, Lebensglück und Pietät gegen die Verstorbenen zu suchen, ist ein ebenso interessanter als würdiger Vorwurf. Ein Anfang dazu ist in dieser Abhandlung gemacht, die sich als ein erster Theil darstellt, welcher die Gottheiten, die den Tod bewirken, sowie die Motive behandelt, die sie bei Verhängung des Todes leiteten, ferner hinsichtlich der Todtenbestattung Aufschlüsse über die Sorge für das Begräbnis seitens der Verwandten, der Vereine, der staatlichen Körperschaften, endlich Angaben über das Todtenceremoniell aus den Grabschriften zu gewinnen sucht. Die anderen angedeuteten Fragen sollen in einer späteren Abhandlung dargestellt werden. Das Programm ist ein wertvoller Beitrag, dessen Fortsetzung sehr erwünscht wäre. Vielleicht wäre eine schärfere Absonderung der Inschriften in chronologischer Beziehung, soweit dies möglich ist, zu empfehlen.

Wien. Emil Szanto.

---

112. Kohlsdorfer Maximilian S. J., Über Goethes „Leiden des jungen Werther". Progr. des Obergymn. der Jesuiten in Bąkowice 1897, 8°, 30 SS.

Der Kern der Darstellung liegt in folgenden Sätzen (S. 30): „Wir müssen dieser jungen Dichterseele Glück wünschen, welche von Gott mit so herrlichen Geistesgaben ausgerüstet wurde. Aber leider, etwas anderes ist es, Talent und Genie in vollem Sinne des Wortes besitzen, und etwas anderes, diese Fähigkeiten dem Willen des Schöpfers und Gebers gemäß gut anwenden. Das erste findet sich bei Goethe in reicher Fülle; das zweite? — Goethes Werke sprechen scharf und eindringlich dagegen. — Schönheit der Form macht noch kein Kunstwerk aus. Die Kunst erheischt mehr; sie verlangt als Seele dieser schönen Form Wahrheit und sittliche Güte. Nur wo diese zwei Factoren sich brüderlich die Hand reichen, nur da kann das Kunstwerk als Kunstwerk glänzen, nur da ist der heilige Zweck der Kunst erfüllt. — — Auch 'Werther' zeugt laut gegen seinen Verfasser. Ihn trifft der Vorwurf des arg missbrauchten Talentes, ein schwerer Vorwurf, aber wohlbegründet und überzeugend für jeden, der mit aufmerksamem Sinne und ohne sich durch den Namen 'Goethe' blenden zu lassen, dieses Meisterwerk des vielgelobten Dichters liest." Und schon früher (S. 28) wird dieser Tadel durch den Ausspruch begründet: „Goethes 'Werther' ist und bleibt, wenn nicht eine Apotheose, so doch eine Entschuldigung des Selbstmordes".

Man sieht, dass im Vorstehenden auch allgemeine, die Kunst betreffende Fragen principieller Natur aufgeworfen werden. Diese waren schon im vorigen Jahrhunderte der Gegenstand eingehender Erörterung.

Aber außerdem handelt es sich noch um den besonderen vorliegenden Fall, der unter die allgemeinen Gesetze subsumiert werden soll. und da liegt, von dem Principiellen abgesehen. doch die Frage so, dass zuerst erörtert werden muss, ob es wirklich Goethes Absicht war, den Selbstmord zu entschuldigen. Letzteres ist zu bestreiten. Goethe stellte einen krankhaften Process seines Inneren und seiner Zeit überhaupt dar und wollte nachweisen, dass ein undisciplinierter Mensch, der seine Liebe nicht beherrschen kann, der seinen Neigungen und Gefühlen zu sehr nachgibt, es schließlich so weit zu bringen vermag, dass er sich an seinem eigenen Leben vergreift. Dies ist Schritt für Schritt mit aller Kunst gezeigt. Leider wurden sich vielfach die Zeitgenossen über Goethes Absicht nicht klar, ähnlich wie später nach dem Erscheinen der 'Wahlverwandtschaften'. Ein geeignetes Vorwort zur ersten Ausgabe hätte vielleicht belehrend wirken können. Allein dieses fehlte, und so glaubte mancher, in der naturgetreuen Darstellung der Schwäche auch ihre Rechtfertigung zu finden.

Zu bessern wäre im Titel die Schreibung »des jungen Werther«, welche dort für »Werthers« zu finden ist, und durchwegs die Schreibung »Göthe« statt »Goethe«.

Die Bedenken, welche der Verf. gegen die Charaktere Alberts und Lottens erhebt, erscheinen in vielen Beziehungen begründet.

113. Blumer Josef, Die deutschen Familiennamen von Leitmeritz und Umgebung. 2. Theil, Fortsetzung. Progr. der k. k. Oberrealschule in Leitmeritz 1897, 8°, 39 SS.

Der vorliegende Aufsatz ist die zweite Fortsetzung einer wertvollen Arbeit, deren 1. Theil im Jahre 1895 in dem Programme der oben genannten Anstalt veröffentlicht wurde. Nach einem kurzen Vorworte und der Aufzeichnung der einschlägigen Literatur berichtete der Verf. dort (auf 37 Seiten) über die Entstehung, Ausbildung und Festsetzung der Familiennamen bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, indem er zuerst die Epoche vor den Hussitenkriegen bis zum dreißigjährigen Kriege, dann jene von den Hussitenkriegen bis zum dreißigjährigen Kriege behandelte. Im folgenden Jahre erschien (gleichfalls als Schulprogramm, 43 Seiten) der 2. Theil »Die deutschen Familiennamen der neueren Zeit«. Dieser enthielt außer einer Einleitung gleichfalls zwei Abschnitte, indem nämlich über die Familiennamen, die auf altdeutsche Personennamen zurückgehen, und über jene, die aus biblisch-christlichen Personennamen gebildet sind, gehandelt wurde. — Die nun vorliegende Arbeit bildet die Fortsetzung des 2. Theiles (Die deutschen Familiennamen der neueren Zeit), und zwar verzeichnet der Verf. hier im 3. Abschnitte Familiennamen, die von der Heimat oder dem Wohnsitze ihren Ursprung haben, und im 4. solche, die von Stand und Gewerbe abgeleitet sind. Hinsichtlich des letzteren Capitels ist auf S. 25 statt des Druckfehlers 6. Abschnitt 4. zu berichtigen.

Die Namenforschung hat als Forschung auf dem Gebiete der Familiennamen nicht bloß sprachliches Interesse, sondern gibt auch über Aus- und Einwanderung deutscher Familien, über die Verbreitung deutscher Colonisten seit dem 13. Jahrhundert Aufschluss, und zwar auch in solchen Gegenden, die gegenwärtig des deutschen Charakters entkleidet sind. Die Bevölkerung von Leitmeritz wechselte zweimal fast vollständig ihren Wohnsitz und zwar einerseits infolge der Hussitenkriege, andererseits wegen der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges. Aus diesem Grunde hat der Verf. auch in dem 1. Theile die eben erwähnten Epochen einer getrennten Behandlung unterzogen.

Wien. Dr. F. Prosch.

114. Schwarz, Dr. Bernhard, Über Schwankungen der Drehachse im Innern des Erdkörpers und die dadurch bedingten periodischen Veränderungen der geographischen Breiten. Progr. des k. k. Staatsgymn. im XII. Bezirke von Wien 1895, 8°.

Dass infolge der Anziehung, welche Sonne und Mond auf das Erdsphäroid ausüben, eine Bewegung der Erdachse im Raume — die Präcessions- und Nutationsbewegung — hervorgerufen wird, ist längst bekannt, und hat bereits Hipparch auf dieselbe aufmerksam gemacht. Diese Bewegung ändert die scheinbaren Örter der Gestirne, lässt aber die Richtung der Erdachse im Innern des Erdkörpers selbst unverändert, so dass also die Pole beständig dieselbe Lage auf der Erdoberfläche haben. Ob aber eine solche Verschiebung der Achsenlage im Innern der Erde nicht durch andere Ursachen bewirkt werden könnte, ist, wie es scheint, in früheren Zeiten überhaupt nicht Gegenstand der Untersuchung gewesen. Das Verdienst, eine solche Verschiebung wenigstens theoretisch wahrscheinlich gemacht zu haben, gebürt Euler, der in seinem 1765 erschienenen, hochberühmten Werke „Theoria motus corporum solidorum seu rigidorum“ die Gründe hiefür entwickelte. Die sich hierauf beziehenden Bemerkungen Eulers blieben lange ganz unbeachtet, und erst anfangs der Vierzigerjahre machte Bessel auf dieselben aufmerksam, durch seine eigenen Beobachtungen auf die Möglichkeit einer derartigen Bewegung der Achse im Innern des Erdkörpers geführt. Die Vermuthung Bessels wurde alsbald durch die auf der Sternwarte von Pulkowa angestellten vieljährigen Beobachtungen von Peters sehr glaubwürdig gemacht, aber erst in der jüngsten Zeit ist es gelungen, durch verfeinerte Beobachtungsmethoden jene Veränderung als zweifellos vorhanden nachzuweisen.

Die hierauf bezüglichen Forschungen darzulegen, ist der Zweck des vorliegenden Aufsatzes. Es werden zuerst die Euler'schen Differentialgleichungen der Bewegung für die eines starren, bloß äußeren Kräften unterworfenen Erdkörpers nach Kirchhoff, Liouville und Gylde'n aufgestellt, aus denen durch Integration rasch convergierende Reihen, die eine genaue Beschreibung der Präcessions- und Nutationsbewegung der Erdachse im Raume liefern, hergeleitet werden können. Diese Differentialgleichungen werden dann so umgeformt, dass sich aus ihnen die Verschiebungen der Erdachse im Innern der Erde auf die Art ergeben, wie es der folgende Satz ausdrückt: „Wenn zu irgendeiner Zeit die Drehachse der Erde nicht mit der Achse des größten Trägheitsmomentes zusammenfiel, so beschreibt, von äußeren Kräften abgesehen, der wahre Pol der Erde um den Pol der Achse des größten Hauptträgheitsmomentes in 307 Tagen einen Kreis, dessen Halbmesser durch Beobachtungen zu bestimmen ist.“ Diese von Westen nach Osten gerichtete, gleichförmige Drehung bewirkt keine Änderung der Sternörter. Des weiteren werden die Forschungen von Bessel, Gylde'n und G. H. Darvin beschrieben, aus denen sich ergibt, dass Massenumsetzungen im Innern oder an der Oberfläche irgendwelcher Art selbst unter den günstigsten Annahmen nur so kleine Veränderungen der Pollage herbeiführen kann, dass sich dieselben erst nach Jahrhunderten unserer Wahrnehmung erschließen könnten, während die obige Euler'sche Periode von 307 Tagen unberührt von denselben bliebe. Was die praktische Lösung der Polhöhenfrage betrifft, so wurden in dieser Beziehung systematische Beobachtungen erst angestellt, als im Jahre 1885 Küstner auf das unzweideutigste nachgewiesen hatte, dass in diesem Jahre die Polhöhe von Berlin sich nahezu um $1/2$ Bogensecunde geändert habe. Damit war die Realität der Polhöhenänderung außer allen Zweifel gestellt. Den vereinigten Bemühungen der Sternwarten von Berlin, Potsdam, Straßburg und Prag ist es seitdem gelungen nachzuweisen, dass statt der theoretisch ermittelten Periode

von 307 Tagen in der Umlaufszeit des Poles in Wirklichkeit eine solche von ungefähr 400 Tagen vorhanden sei, woraus zu schließen ist, dass es Kräfte gebe, welche eine Verlängerung jener Euler'schen Periode bewirken. Noch werden die allerletzten auf diesen Gegenstand bezüglichen Arbeiten angeführt, insbesondere diejenigen, welche Chandler auf der Sternwarte des Harvard College in Cambridge Mass. ausgeführt hat und die ganz neue, merkwürdige Aufschlüsse brachten.

Für die ebensowohl präcise und klare als auch erschöpfende Bearbeitung, welche der für die beobachtende Astronomie ganz außerordentlich wichtige Gegenstand in dem vorliegenden Aufsatze erfahren hat, ist dem Verf. desselben große Anerkennung zu zollen.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

---

115. Schulz K., Über die Erweiterung der geographischen Kenntnisse durch die Kreuzzüge. Progr. des Privatgymn. in Gmunden 1897, 8°, 10 SS.

Auf Grundlage der Arbeiten Ruges, Kuglers, vornehmlich aber Heyds zeigt der Verf. in seiner abgerundeten Darstellung, »dass die Erweiterung der geographischen Kenntnisse durch die Kreuzzüge sowohl unmittelbar als mittelbar eine bedeutende genannt werden muss. Sie kam hauptsachlich Asien zugute, allein auch Afrika gieng nicht leer aus, und ebenso waren die Pilgerzüge für die Geographie des östlichen Europa von großer Bedeutung.«

116. Grillitsch A., Die Zusammensetzung des Kurfürstencollegiums. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Klagenfurt 1897, 8°, 18 SS.

»Die vorliegende Arbeit macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, denn sie prüft nur die wichtigsten neueren Ansichten über die Zusammensetzung des Kurfürstencollegiums nach dem gegebenen Quellenmaterial auf den Wert ihrer Glaubwürdigkeit.« Wir stünden nicht an, der vorliegenden Arbeit eine größere Berechtigung zuzuerkennen, wenn sie vor einem Vierteljahrhundert erschienen wäre. Es ist ja wohl begreiflich, dass sich an den Provinzialbibliotheken das Material für die Behandlung derartiger Verfassungsfragen nicht vollständig findet; bis zu den Jahren 1873/74 ist es in der vorliegenden Arbeit recht fleißig ausgenützt: aber heutzutage gelten ja alle diese Studien, die der Verf. als die neuesten (S. 17) hinstellt, jene Schirrmachers und Wilmans', als überholt. Schon ein Jahr nach Wilmans hat, eben in einem österreichischen Gymnasialprogramme, Victor Langhans eine glänzende Widerlegung von Wilmans geschrieben: seit jener Zeit erschienen Harnack, Das Kurfürstencollegium bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Quidde, Die Entstehung des Kurfürstencollegiums, Tannert, Entwicklung des Vorstimmrechtes unter den Staufern und die Wahltheorie des Sachsenspiegels, dann die neueren Arbeiten von Lamprecht, Weiland, Rodenberg, Maurenbrecher, Sauer, Lindner, Bresslau u. a.

117. Pichler, Dr. Karl, Die Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich innerhalb der Jahre 1780—1790. Progr. des k. k. Gymn. in Znaim 1897, 8°, 38 SS.

Dieser treffliche Aufsatz wird vielen, die sich über die allgemeinen politischen Verhältnisse der genannten Zeit orientieren wollen, ausgezeichnete Dienste leisten. Er ruht vornehmlich auf den Correspondenzen

des österreichischen Gesandten Grafen Mercy-Argenteau, der die österreichische Politik in Frankreich fast durch ein Menschenalter vertrat, selbst ein tüchtiger Diplomat war und seinem Meister, dem Grafen Kaunitz, treu zur Seite stand. Der Verf. weist zunächst auf die große Bedeutung der Correspondenzen Mercys hin, deren Veröffentlichung eines der vielen Verdienste Arneths war, beleuchtet dann die Hauptstützen der französischen Politik Josefs II., schildert Mercys Stellung am französischen Hofe und seine Beziehungen zu Marie Antoinette und die politischen Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich in den Jahren 1780—1790, wie sie sich in der Frage des amerikanischen Krieges, der orientalischen Frage, den holländischen Angelegenheiten, dem Tauschproject und der orientalischen Frage gestaltet haben. Besonders lehrreich ist das Capitel über das Tauschproject, von dem nur zu bedauern ist, dass es dem Leiter der österreichischen Politik in der Zeit des Wiener Congresses ganz aus dem Sinne kam. Da hätte man eine gute österreichische Politik machen können.

118. Katz Eberhard, Der Gang der Erwerbung Kärntens durch die Habsburger und die sagenhaften Heereszüge der Margaretha Maultasche. Progr. des öffentl. Stifts-Untergymn. der Benedictiner zu St. Paul 1897, 8°, 33 SS.

Der Verf. pflichtet einerseits den Ergebnissen der Arbeiten Stögmanns zu, „dass die Habsburger seit dem Heimfalle Kärntens an das deutsche Reich das Land als von rechtswegen erledigtes nie außeracht ließen, planmäßig und ruhig bei dessen Erwerbung vorgiengen“ usw., andererseits aber denen Chmels, dass sie mit besseren Ansprüchen auf Kärnten hervortreten konnten als andere Prätendenten. Indem er der oft ventilierten Frage nähertritt, ob König Rudolf I. am 27. December 1282 seinen Söhnen auch Kärnten übertrug und ob bei der Belehnung Meinhards von Görz-Tirol auch der Rückfall Kärntens an das Haus Habsburgs bedingt wurde, ist er genöthigt, weiter auszugreifen und behandelt zunächst die Zeit von 1268—1282, dann die Zeit der Landeshauptmannschaft Meinhards 1282—1286, die Erwerbung Kärntens durch das Haus Tirol, die Stellung Heinrichs zu Habsburg und zum Reiche, die Einmengung des Luxemburgers in die Familienangelegenheiten Heinrichs, die Zusicherung des kärntnischen Besitzes für das Haus Habsburg durch Kaiser Ludwig und die Belehnung der Habsburger mit Kärnten. Ein abschließendes Urtheil über die vorliegende, wie man schon jetzt sieht, mit großem Fleiß und Sachkenntnis geschriebene Arbeit wird erst möglich sein, wenn sie vollendet vorliegen wird.

119. Brunelli V., Dr. Lorenzo Fondra. Diario di Vienna (1700). Progr. des k. k. Obergymn. in Zara 1897, 8°, 68 SS.

Der vorliegende Aufsatz schildert zuerst das Emporkommen des Hauses Fondra seit dem ersten Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts mit Tommaso von Mailand. Den Glanz des Hauses begründete Antonio († 1681), der und dessen Erben in Sebenico, auf dem Festlande und den Inseln reich begütert waren. Sein zweiter Sohn ist Lorenzo, mit dessen Biographie sich die weiteren Ausführungen befassen. Geboren im October 1644, vollendete er seine Studien in Padua und wurde dort poeta laureatus. In Rechtsgeschäften und diplomatischen Missionen 1698 und 1700 thätig, weilte er in dem letztgenannten Jahre in Wien und schrieb dort ein sehr interessantes Tagebuch, das uns hier in dankenswerter Weise mitgetheilt wird. Questo diario, sagt der Herausgeber, ci sembra interessante per due ragioni: prima di tutto perchè è un contributo alla storia municipale di Vienna, e poi perchè illustra le relazioni, che furono sempre

varie et molteplici, tra casa d'Austria e la repubblica di Venezia. Noch mehr aus dem ersten Grunde wird es den Freunden der heimischen Geschichte willkommen sein.

120. Hartmann Ammann, Die Wiedertäufer in Michelsberg im Pusterthale und deren Urgichten. Progr. des k. k. Gymn. in Brixen 1897, 8°, 72 SS.

Auf diese sehr verdienstliche Arbeit, ihre Quellen und deren Ausnützung habe ich schon im vorigen Jahresberichte aufmerksam gemacht. Der Verf. führt nun in gleich trefflicher Weise den Gegenstand von 1534 bis 1569, bezw. 1570 fort. Eines der wichtigsten Capitel der Cultur- und Socialgeschichte Tirols im 16. Jahrhunderte ist nun durch die neueren Arbeiten über die Geschichte der Wiedertäufer vollständig klargelegt, und die Ammanns bilden eine gewünschte Ergänzung zu den Forschungen von Becks, wie sie in meiner Darstellung enthalten ist.

121. Sander Hermann, Der Streit der Montafoner mit den Sonnenbergern um den Besitz der Ortschaft Stallehr und um Besteuerungsrechte. Mit Beiträgen zur Geschichte der Walliser in Vorarlberg. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1897, 8°, 87 SS.

Man kommt allen Arbeiten Sanders mit dem größten Interesse entgegen, weil es von vornherein feststeht, dass sie auf der Grundlage sorgsamer, oft recht mühevoller archivalischer Vorstudien ruhen. Das ist auch bei dem vorliegenden Aufsatze der Fall, und darum betont der Autor mit Recht, wenn auch manche Leser diese Abhandlung als zu wenig spannend und ihren Gegenstand für minder wichtig erachten möchten, dass doch alle jene, denen der Sinn für die inneren Einrichtungen, die Verwaltung und die Rechtspflege unserer Vorfahren nicht mangelt, in den Blättern dieses Aufsatzes allerlei Neues und Anziehendes erfahren. Die Gliederung des Stoffes ist ebenso sachgemäß, als die Mittheilung der (7) Beilagen erwünscht.

122. Petris St., Spoglio dei „Libri Consigli" della città di Cherso vol. II. (1531—1556). Progr. des k. k. Obergymn. in Capodistria 1897, 8°, 44 SS.

Der Verf. setzt seine dankenswerten Untersuchungen über die Rathsbücher von Cherso fort und behandelt eingehend den 2. Band, beziehungsweise die Jahre 1531—1548. Sind es auch vorwiegend locale Angelegenheiten, die vorgeführt werden, so gibt es unter den einzelnen Stücken doch auch solche, denen eine allgemeinere Bedeutung zukommt.

Graz. J. Loserth.

123. Patigler Josef, Quer durch den Peloponnes. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Weidenau 1897, 8°, 20 SS.

Schülern und Schulfreunden ist die Erzählung von ihrem Verf. gewidmet. Ersteren führt sie die wichtigsten Ausgrabungsstätten des Peloponnes vor und lehrt sie ihre Bedeutung für die griechische Culturgeschichte kennen, so die Olympias als der wichtigsten nationalen Feststätte, der argolischen Ebene als des Hauptsitzes der mykenischen Cultur, der von Epidaurus für die Geschichte des griechischen Theaters. Damit verbindet sich eine selbständige, mit offenem Sinne empfangene An-

schauung von Land und Leuten. Den Schulfreund mag es interessieren, den Verlauf der von Dörpfeld geleiteten Peloponnesgiri kennen zu lernen und zu sehen, wie unsere Unterrichtsverwaltung und deutsche Gastlichkeit die Ausbildung unserer Gymnasiallehrer auf so wichtigem Gebiete ermöglichen. Aber auch der wird die Schrift mit Vergnügen lesen, dem es einmal selbst vergönnt war, das doppelte Glück zu genießen, Griechenland zu sehen und es unter Dörpfelds Führung zu sehen.

124. Eymer W., Reiseerinnerungen aus Italien und Griechenland. Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymn. in Budweis 1897, 8°, 16 SS. (Fortsetzung.)

Dieses Programm bietet drei Feuilletons. »In den Häfen Athens« schildert den Besuch der Hafenanlagen Alt- und Neuathens, wie ihn der moderne Tourist gewöhnlich ausführt (Neuphaleron — Munychiahöhe — Munychiahafen — Zea — Piräus), wobei ihrer alten Geschichte und modernen Entwicklung gedacht wird. »In einer Sommerfrische bei Athen« führt in das Quellgebiet des Kephisos. Von einer Vesuvbesteigung modernsten Stiles — mit der Vesuvbahn— erzählt der dritte Abschnitt. Das Streben des Verf.s geht dahin, abgerundete Bilder zu bieten, das beste Mittel, auf die Schüler zu wirken, für welche er erzählen will (s. Progr. 1894, S. 3*). Da er aber eigene Eindrücke verwertet und in lebendiger Weise darstellt, so wird er auch über diesen Kreis hinaus Interesse erwecken.

125. Ott Eduard, Von Venedig bis vor Rom 1896. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Böhm.-Leipa 1897, 8°, 53 SS.

Der umfangreiche Bericht wendet sich an die Schüler zunächst der eigenen Anstalt und sucht, soweit dies ohne Bilder möglich ist, eine Vorstellung von dem zu erwecken, was der Verf. bei kurzem Aufenthalte in Venedig, Padua, Ferrara, Ravenna, Bologna, Florenz und Orvieto gesehen und studiert hat. Intensive Vorbereitung und Begeisterung für die künstlerischen und historischen Schätze Italiens sprechen aus seinen Mittheilungen. Der glückliche Umstand, dass er seine Reise zum größten Theile unter Prof. Reisch' Führung machte, leitete in der Überfülle des Stoffes namentlich hinsichtlich der Antike die Auswahl. Übersichtliche Gruppierung dessen, worauf man bei gemessenster Zeit sein Augenmerk zu lenken hat, wenn man nicht specielle Zwecke verfolgt, zeichnet die Arbeit aus und wird sie namentlich Stipendiencollegen, die sich allein den Weg suchen müssen, willkommen machen.

Wien. Dr. Eduard Hula.

---

126. Schlosser A., *a*) Die sieben Rechenoperationen, *b*) die Dreieckssätze. Progr. des Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau 1897, 8°, 13 SS.

Wenngleich man auch durchaus nicht alle Ansichten des Verf.s zu theilen braucht, so z. B., wenn derselbe das Potenzieren als erhöhte Multiplication, das Radicieren und Logarithmieren als erhöhtes Theilen, bezw. Messen (!) aufgefasst haben will, oder wenn derselbe erklärt, die irrationalen Zahlen stellen keine Erweiterung des Zahlengebietes vor, und dass überhaupt die negativen, gebrochenen und imaginären Zahlen in Wirklichkeit keine Zahlen, sondern nur Symbole für auszuführende Rechenoperationen sind (! !), so kann doch anerkannt werden, dass sich in der Arbeit, die eine Erweiterung und Erläuterung eines früheren

Programmaufsatzes des Verf.s über dasselbe Thema sein soll, besonders in dem geometrischen Theile derselben, einige für den Unterricht gut verwendbare Anregungen vorfinden.

127. Glösel K., Über Combinationen zu bestimmten Summen. Progr. der Staats-Oberrealschule in Bielitz 1897, 8°, 30 SS.

Über dasselbe Thema hat der Verf. vor einiger Zeit in den Monatsheften für Mathematik und Physik eine Arbeit veröffentlicht, in welcher in gedrängter Form die Ableitungen für die Anzahl der Zerlegungen einer Zahl σ in 2, 3, 4 und 5 verschiedene Summanden, durch independante Ausdrücke dargestellt, entwickelt werden. Es ist diese Anzahl identisch mit derjenigen der Combinationen ohne Wiederholung der Elemente der natürlichen Zahlenreihe 1, 2, 3, ..., ∞, deren Elementensumme σ beträgt und die mit $C_r(\sigma)$ bezeichnet wird. Weil aber in jener Arbeit der Kürze wegen eine große Anzahl von Beziehungen zwischen den Functionen $C_r(\sigma)$ derselben Classe, die für das Wesen derselben von Wichtigkeit sind, in Wegfall kamen, will der Verf. in der vorliegenden Arbeit diese Relationen entwickeln, des Zusammenhanges und leichteren Verständnisses wegen aber das Wesentlichste aus der früheren Arbeit wiederholen und daran die weiteren Folgerungen anfügen. Ref. schließt sich der Ansicht des Verf.s, der in seinen Entwicklungen der größten Deutlichkeit sich befleißt, dass die von ihm erlangten Resultate denen, zu welchen andere Bearbeiter desselben Themas gelangten, zum mindesten nicht nachstehen, sehr gerne an.

128. Walter A., Die allgemeinen Gleichungen der Kegelschnittslinien und deren charakteristisches Binom. Progr. der Staats-Oberrealschule in Graz 1897, 8°, 5 SS.

Durch fünf voneinander unabhängige Bestimmungsstücke ist die Ellipse sowohl wie die Hyperbel der Lage und Größe nach vollkommen bestimmt. Solche fünf voneinander unabhängige Parameter sind z. B.: die Länge $2e$ der die beiden Brennpunkte verbindenden Strecke, die Coordinaten p, q des Halbierungspunktes dieser Strecke, der Winkel ω derselben mit der positiven Abscissenachse, endlich die Länge der großen Achse $2a$. Die Parabel bedarf zu ihrer völligen Bestimmung nur vier voneinander unabhängige Constanten, solche sind z. B.: die Länge der von ihrem Brennpunkte auf die Leitlinie gefällten Normalen, die beiden Coordinaten des Halbierungspunktes der letzteren und der Winkel, den dieselbe mit der positiven Abscissenrichtung einschließt. Aus diesen Angaben werden in dem vorliegenden kleinen Aufsatze die Gleichungen der genannten drei Curven abgeleitet und hierauf mit der allgemeinen Gleichung 2. Grades zwischen zwei Variabeln:

$$Ax^2 + Bxy + Cy^2 + Dx + Ey + F = 0$$

verglichen. Zuletzt wird das charakteristische Binom: $B^2 - 4AC$ der letzteren Gleichung in den Coefficienten der abgeleiteten Gleichungen ausgedrückt. Wenn dann bemerkt wird, dass dieses Binom unzweideutig erkennen lässt, welche von den drei Kegelschnittslinien durch die vorstehende Gleichung dargestellt wird, so ist dies nur zu wohl bekannt; wenn aber hinzugefügt wird: »falls man überhaupt weiß, dass man die Gleichung einer dieser Curven vor sich hat«, so muss dieser Zusatz als völlig belanglos bezeichnet werden, da die Gleichungen 2. Grades ausschließlich die Gleichungen der Kegelschnittslinien sind.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

129. Stubenrauch Leopold von, Mittel und Wege, welche geeignet sind, den Unterricht und die Disciplin am meisten zu fördern. Progr. der Unterrealschule im III. Bezirke von Wien 1897, 8°, 13 SS.

Viel, fast zu viel wird auf diesem engen Raume berührt; wir finden Lob und Tadel, Neuerungs- und Abschaffungsvorschläge, mitunter auch bittere Klage und herbe Vorwürfe. Manches müsste hinzugefügt, manches in seiner Allgemeinheit berichtigend abgeschwächt werden, wollte man der Arbeit rückhaltlose Zustimmung in weiteren Kreisen sichern.

Von den Schülern die Führung eines eigenen Requisitenbüchleins zu verlangen, heißt deren Denkbequemlichkeit in bedenklicher Weise unterstützen. Ist dem Verf. nicht der Vorwurf bekannt. der gegen die Stenographie erhoben wird, dass durch die Ausnützung der Möglichkeit, sich alles aufzuschreiben, das Gedächtnis erheblich geschwächt werde? Erinnert er sich ferner nicht, dass die ehrenwörtliche Verpflichtung der Schüler einer Mittelschule seinerzeit von maßgebender Stelle untersagt wurde? Lehrt uns nicht die Erfahrung, dass eine »eingehendere«, d. i. länger dauernde Aufnahmsprüfung den Schüler meist nur noch verwirrter macht und daher das Urtheil über denselben häufig noch ungünstiger zu beeinflussen droht? Ist der Verf. wirklich von der geistigen Überladung unserer Jugend durch die Forderungen der Schule im allgemeinen überzeugt? Werden die in einer eigens angelegten Strafenliste zusammengestellten Strafen erst alle nacheinander von einem Schüler, der sich ein schwerwiegendes Vergehen hinsichtlich der Sittlichkeit oder Disciplin zuschulden kommen ließ, abgebüßt werden müssen, bevor seine Ausschließung erfolgen kann?

Vorwürfe gegen das Gebaren und Benehmen einzelner Lehrer hätten nicht so generalisiert werden sollen; ich hätte hievon in einer Programmarbeit ganz geschwiegen.

130. Wittek Johann, Zur Verständigung zwischen Schule und Haus. Progr. des Gymn. in Baden bei Wien 1897, 8°, 15 SS.

Immer und immer wieder lassen es die thatsächlichen Verhältnisse rathsam erscheinen, durch eine kleine Abhandlung das Interesse der Eltern für die Mitwirkung zur Erreichung der von der Schule angestrebten und auch von den Eltern erwünschten Ziele des Unterrichtes und der Erziehung an Mittelschulen wachzurufen, ein Beweis, dass das Verhältnis zwischen Schule und Haus noch immer nicht das wünschenswerte ist. Leider lesen aber diese Abhandlungen größtentheils nicht jene, für welche sie zunächst geschrieben werden, nämlich die Eltern, beziehungsweise die verantwortlichen Aufseher der Schüler, daher der im großen und ganzen so geringe Erfolg solcher Schriften. Aufgabe der Schule bleibt es allerdings, nicht zu erlahmen und immer wieder einen neuen Versuch zu machen. Ein solcher liegt uns auch hier vor.

Recht glückliche Gedanken sind hier niedergelegt, manche von weiter gehender Bedeutung — wie z. B. die Erörterung, warum gegenwärtig die Pflege der Leibesübungen der Schule obliegen soll —, manche, die nicht oft genug den Eltern klargemacht werden können — z. B. der Wert (!) des Instructorenwesens. Es ist richtig, dass das Elternhaus noch nicht immer das Vertrauen habe, dass die Schule ihr Urtheil reiflich prüfe, ehe sie es fällt, und immer das Beste des Schülers vor Augen habe, ebenso wahr bleibt, aber ebensowenig anerkannt wird in Laienkreisen der Satz: »Wie schwer die von der Schule verhängte Strafe zu sein scheint, und wäre sie die schwerste, welche die Eltern zwingt, ihren Dispositionen über die Zukunft ihres Sohnes eine andere

Richtung zu geben, sie ist ein Glück für den Sohn, wenn er durch sie erkennt, welcher Ernst den Consequenzen menschlicher Handlungen innewohnt.« Aber die Hauptfrage über die Erziehungsarbeit, welche Elternhaus und Schule gemeinschaftlich zu leisten haben, dahin zu beantworten, dass der Schule ein größerer Theil der gesammten Erziehung übertragen und das Elternhaus entlastet werden müsse, dürfte manches Bedenken erregen namentlich vom Gesichtspunkte der »Erziehung zur Pietät« im ursprünglichen Sinne des Wortes.

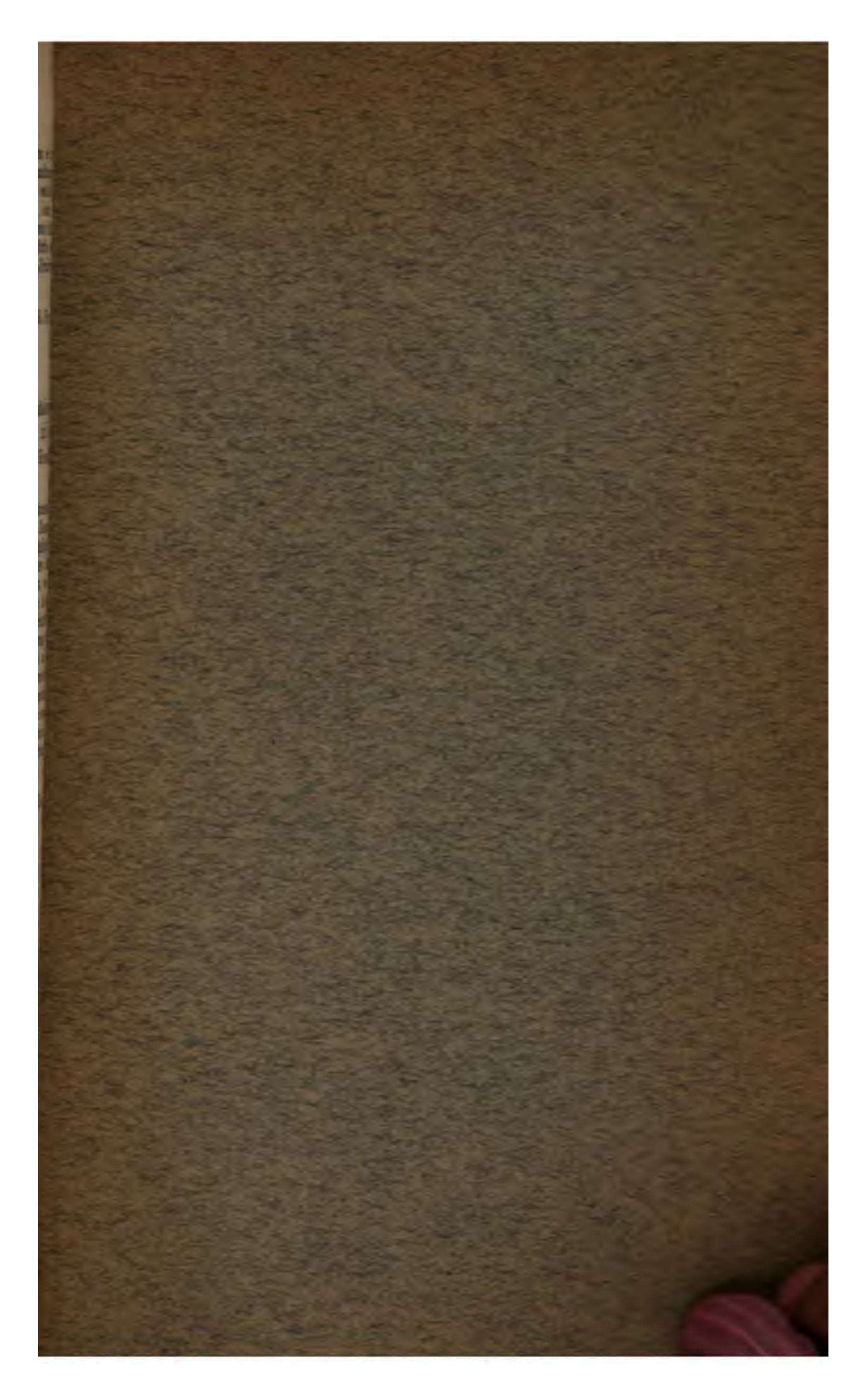
Aussig. Dr. G. Hergel.

---

131. Haberda, Dr. August, Bericht über eine archäologische Studienfahrt der Schüler des k. k. Staatsgymn. in Krems nach Carnuntum. Progr. des k. k. Staats Gymn. in Krems 1897, 8°, 9 SS.

Die liebevoll geschriebene Schilderung bietet einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Kremser Gymnasiums. Ein inniges Zusammenwirken von Lehrern und Schülern, von Schule und Haus ermöglicht eine Fahrt nach Carnuntum, ein Unternehmen, welches besonders niederösterreichischen Gymnasien so nahe liegt. Der Bericht zeigt, wie sich die Schwierigkeiten besiegen lassen. Als die größte muss man die kurze Zeit betrachten, welche selbst dann, wenn das Dampfschiff verkehrt, für den Besuch der Ausgrabungsstätten und Museen zur Verfügung steht. Wir lesen, wie sorgfältig alle Details des Ausfluges überlegt und die Schüler zur raschen Aufnahme durch Vortrag und Bilder vorbereitet werden, so dass sie sich unter zielbewusster Leitung leicht zurechtfinden konnten. Wenn andere Gymnasien, wie dies zu wünschen und zu erwarten ist, ihren Schülern die Anregung geben wollen, welche der Besuch classischen Bodens bringt, dann wird sich gewiss dieser Bericht fruchtbar erweisen.

Wien. Dr. Eduard Hula.




ANNEX



